Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

0902
.956
v.5

ANNEX No. 1

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Literarische Warte

Monatsschrift
für schöne Literatur

herausgegeben von der

Deutschen Literatur-Gesellschaft

Fünfter Jahrgang

München 1904

Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

I. Aufsätze kritischen, literarhistorischen und ästhetischen Inhalts.

Seite

Biesendahl, Dr. Carl. Neue französische Literatur 65
— Neue englische Literatur 664
Binder, Hermann. Wahrheit und Dichtung 647
— Eduard Mörike 705
Buck, J. G. Unsere Volksbüchereien I 489
— Unsere Volksbüchereien II 539
— Unsere Volsbüchereien III 619
Clemenz, Bruno. Das Jahr 1903 in der pädagogischen Literatur . . 360
— Jugendschriften (m. Dr. Thalhofer) 43
Dickinson-Wildberg. Neue Gedichtbücher III 198
— Neue Gedichtbücher IV 597
Dreyer, Dr. Aloys. Neue Erzählungsliteratur I 269
— Neue Belletristik II 393
— Kobells Beziehungen zu gleichzeitigen Dialektdichtern und zu Justinus Kerner 741
Gonski, H. J. Praktische Betrachtungen zu dem Gedanken der Gründung einer Zeitschrift für bildende Kunst 113
— Noch einmal die Gründung einer Zeitschrift für bildende Kunst . 234
Greif, Martin. Otto von Leixner als Lyriker 548
Grunner, Ferdinand. Das Werden 277
Hamann, E. M. Neueste Frauenlyrik 156
— George Sand 605
Heidenberg, W. v. Zeitschriftenschau I—XII 49, 116, 181, 236, 303, 374, 438, 499, 551, 627, 749
Kerustock, Ottokar. Geschichten zum „Giften“ 293
Kiesgen, Laurenz. Neue Lyrik I 32
— Vom Jugendschriftenmarkte 109
— Alte Bekannte 345
— Neue Lyrik II 469
— In Bruch und Knick. Zu Detlev v. Liliencrons 60. Geburtstage . 513
— Ein neuer Dichter 624
— Vom Jugendschriftenmarkte 686
— Christoph von Schmid. Zum 50. Todestage 745
Kleemeier Fr. J. Das elsässische Theater 677

0902
.956 (RECAP)
v.5 555560

Digitized by Google

Seite

Kosch, W. Anton Schott 206
Kralik, Dr. Richard v. Angelus Silesius 1
— Petrarca 577
Lainé, Paul. Unsere Presse und ihre Aufklärungsarbeit 543
Lichtenberg, E. Wallachische Weihnachtslieder 224, 298
Lohr, Dr. Anton. Kritische Gänge I 288
— Kritische Gänge II 340
— Taten und Worte 641
— A. Dreyers „Kobell“ 739
Moeller, E. Die deutsche Gesellschaft für christl. Kunst als Begründerin einer Kunstzeitschrift? 174
— Neue Kunstliteratur 418
Pfleger, Dr. Lucian. Zu J. Baldes 300. Geburtstage 193
Popp, Dr. Joseph. Die Krisis in der deutschen Gesellschaft für christl. Kunst 492
Rauftl, Dr. Johann. Allerlei Erzählungsliteratur 95
— Nordische Poeten und Bücher I. Jens Peter Jacobsen 449
— Nordische Poeten und Bücher II. 518
— Nordische Poeten und Bücher III. Johannes Jörgensen. . . 582, 656
Roth, L. v. Wo stehen wir? 257
— Drei Schriften zur Gegenwartsliteratur 614
Scapinelli, Carl Conte. Neue Erzählungsliteratur 136
— Drei neue Dramen 216
— Neue Belletristik 481
Schmidt, Dr. P. Expeditus. Was ist uns Herder? 129
— Religiöse Stimmungen in neuen Dramen 270
— Neue Versdramen 354
— Deutschlands erste Dichterin 385
— A. v. Waldens „Christus“ 434
— Neuerscheinungen zur Grillparzerliteratur 461
— Ein Kleeblatt der neuesten Dramen 536
— Monographien und kleine Schriften zur Literatur und Theatergeschichte 590
— Wilhelm Jordan 673
— Neue Dramen 730
Schmidkunz, Dr. Hans. Das Bücherkaufen 321
Sieburg, Dr. Erich. Zur Entstehung des „Erbförsters“ von Otto Ludwig 23
— Neue Dramen 410
Storck, Dr. Karl. Frauenbücher 8, 76
Thalhofer, Dr. Fr. X. Jugendschriften (mit B. Clemenz) 43
— Jugendschriften 164
Wahner, Dr. J. G. Neue Erzählungsliteratur I 36
— „Lukas Delmege“ 170
— Schlesische Dichter der Gegenwart III 280

Digitized by Google

II. Novellen, Skizzen und Einakter.

	Seite
Cüppers, Ad. Jos. Mutter und Tochter	267
— Bitteres Sterben	476, 525
Eggert, Walther. Skizzen	105
Ekensteen, M. v. Preisgekrönt	18
— Wohltätig	351
Federer, Heinrich. Johannes Weber	330, 401
Günder, M. Heidesonne	286
Herbeck, Josef. Türmer Zwack	719
Holnstein, Graf Bruno v. Das eiserne Kreuz	683
Jörgensen, Johannes. Aus den Papieren eines Junggesellen	655
Keller, Paul. Wintermärchen	146
Kroff, F. Fata Morgana	202
Scapinelli, Carl Conte. Sommerfest	600
Welter, Nikolaus. Das Vaterunser	82

III. Umfangreichere Dichtungen und Gedichtzyklen.

Fogazzaro, Antonio. Samarith die Gauloniterin	521
Kaiser, Isabelle. Lieder aus Italien	737
Pöllmann, P. Ansgar. Kleine Lieder	266
Verlaine, Paul. Fünf Gedichte	220
Wilde, Oskar. Ballade vom Zuchthause zu Reading	690, 715

IV. Einzelne Gedichte.

Antoni, Albert	308
Bruch, Oskar v. d. Mohra	488
Brühl, H. Jos.	367, 689
Castelle, Friedrich	682
Deibler, Fr. Xav.	359
Dreyer, Aloys	201, 242, 269, 373
Eichert, Franz	7, 22, 205, 547
Ekensteen, M. v.	103, 197, 339, 442, 718
Ekert, Ferd.	744
Eschelbach, Hans	17, 297
Federer, Heinrich	497
Flaskamp, Christoph	685
Hebbel, Friedrich	626
Herbert, M.	54, 437
Jörgensen, Johannes	655, 695
Kieningers, Max	173, 279, 400
Kranz, Richard	287
Lamprecht, Nanny	392
Lehner, R. J.	276, 542

Digitized by Google

Seite

Miller, Elise 604
Pfeneberger, Jos. 599
Reschreiter, Max 589
Schrönghammer, Fr. Xav. 42, 186, 460, 550, 623
Schweiker, Joh. Ev. 35, 329, 475
Singolt, Th. 729
Tomaseth, Heinz 108
Voigt, Th. 155
Walden, Franz 135
Winter, H. 581
Welter, Nikolaus 663

V. Bücherbesprechungen.

Romane und Novellen: Bock, Kantor Schildköters Haus (S. 55). — Tovote, Der letzte Schritt (S. 55). — Ompteda, Nerven (S. 55 f.). — Wasner, Walter Eichstädt (S. 56). — Janitschek, Mimikry (S. 56). — Hesdin, Der Kellnerapostel (S. 122). — Sommer, In der Waldmühle (S. 123). — Jörgensen, Lebenslüge und Lebenswahrheit (S. 123 f.). — Doloroſa, Fräulein Don Juan (S. 124). — Saar, Novellen aus Österreich (S. 125). — Fogazzaro, Die Kleinwelt unſerer Väter (S. 187). — Eck, Der klingende Berg (S. 187). — Schmidtbauer, Die galante Henny (S. 187 f.). — Schweichel, Der Bildſchnitzer von Achſenſee (S. 188). — Hoffmann, Von Haff und Hafen (S. 188). — Goldmar, Iſt es das Herz? (S. 188 f.). — Waſſermann, Der niegeküßte Mund (S. 243). — Wichert, Geſchichten im Schnee (S. 243 f.). — Seidel, Leberecht Hühnchen (S. 244). — Schaper, Der Häßliche (S. 209). — Berlepſch, Jacobe (S. 310). — Schlicht, Der kleine Gerd (S. 310). — Banzype, Claire Fantin (S. 310). — Sewett, Die Halbſeele (S. 381). — Strobl, Der Fenriswolf (S. 381). — Böhlau, Die Kriſtallkugel (S. 382). — Jacques, Münchens Ende (S. 382 f.). — Kipling, Durchs Feuer (S. 383). — Huch, Erinnerungen von Ludolf Urſleu dem Jüngeren; Von den Königen und der Krone (S. 443 f.). — Adlersfeld-Balleſtrem, Der Kampf ums Glück (S. 444). — Elbe, Frau Leonies Geheimnis (S. 444 f.). — Geißler, Jochen Klähn (S. 505). — Reuter, Liſelotte von Reckling S. 505 f.). — Hamkens, Wente Freſe (S. 506). — Meredith, Richard Feverel (S. 555). — Saracini-Belfort, Kein Roman (S. 555 f.). — Steyregger, Die Peri (S. 556). — Chriſtaller, Ein kleiner Kulturkampf (S. 556). — Chriſtaller, Frauen (S. 556 f.). — Sheehan, Der Erfolg des Mißerfolges (S. 633). — Stilgebauer, Götz Krafft (S. 633 f.). — Herbert, Flüchtiges Glück (S. 634). — Maurik, Herrn van Bommels Badeerlebniſſe (S. 634). — Höcker, Der Geiſterſee (S. 634). — Kujawa, Abenteuer I u. II (S. 634). — Cüppers, Tadellos (S. 635). — Bourget, Monika (S. 635). — Fal, Wir von der Grenze (S. 635). — Huysmans, Da unten (S. 696). — Weigand, Michael Schönherrs Liebesfrühling (S. 696). — Niemann, Der Weltkrieg (S. 758 f.) — Schaer, Am Herdfeuer (S. 759). — Biel, Roman einer Mutter (S. 759 f.) — Meerheimb, Treue (S. 760). — Elbe, Heimgefunden; Weſtkirch, In der Joachimsklamm; Klaußmann, Matte Wetter; Meiſter, Kapitän Hinsdorfs lange Fahrt; Krauſe, Tina (S. 760 f.).

Digitized by Google

Lyrik und Epos: Avenarius, Hausbuch deutscher Lyrik (S. 57). — Knod, Wir sind die Sehnsucht (S. 57). — Ludwig, Ein Liebestraum (S. 57 f.). — Holz, Aus Urgroßmutters Garten (S. 189). — Liessem, Poesie und Haus (S. 189 f.). — Krömer, Herrgotts-Sängerlein (S. 190). — Saar, Gedichte (S. 244). — Primitien (S. 244 f.). — Hartleben, Der Halkyonier (S. 311). — Bergmann, Sprüche und Stiche (S. 311). — Walder, Aus dunklen Talen (S. 311). — Möller, Großstadtlyrik (S. 311 f.). — Dreseley, Grabschriften usw. (S. 312). — Zeller, Frisch auf! (S. 445). — Strzemcha, Deutsche Dichtung im XIX. Jahrhundert (S. 506). — Münsterscher Musenalmanach (S. 507). — Jungdeutsche Lyrik (S. 507). — Busch, Zu guter Letzt (S. 507 f.). — Müller-Amorbach, Schlitzohr (S. 560). — Gedichte. Herausgegeb. vom „Westen" (S. 560 f.). — Verlaine, Ausgewählte Gedichte (S. 561). — Wittner, Piuri (S. 636). — Hebbel, Meine Kindheit (S. 697). — Wrede, In Schranken frei (S. 697). — Fulda, Sinngedichte (S. 697).

Drama: Idel, Irmgard von Berg (S. 58). — Aufhäuser, Lucindens Fluch (S. 58 f.). — Kranzhoff, Johanna oder die Zerstörung Speyers (S. 125). — Laufs, Die Naturheilmethode; Ein kochender Ehemann; Ihr Romanheld (S. 125 f.). — Wichmann, Bonaparte und Bourbon (S. 245). — Philippi, Das dunkle Tor (S. 245 f.). — Eschelbach, Professor Berger (S. 508 f.). — Marbach, König und Kaufmann (S. 557). — Hirschfeld, Nebeneinander (S. 557 f.). — Welter, Die Söhne des Öslings (S. 636).

Literaturgeschichte: Grube, Geschichte der chinesischen Literatur (S. 59 f.). — Dunckelmann, Charles Batteux (S. 60 f.). — Huch, Ausbreitung und Verfall der Romantik (S. 61). — Breitner, Randglossen zur deutschen Literaturgeschichte (S. 126 f.). — Salzer, Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur (S. 190 ff). — Vogt, Illustr. Geschichte d. deutschen Literatur (S. 192). — Goethes sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe (S. 246 f.). — Stümcke, Hohenzollernfürsten im Drama (S. 247 f.). — Stauf v. d. March, Literarische Studien und Schattenrisse (S. 248 f.). — Ritter, Jones Very (S. 312 f.). — Bahr, Rezensionen (S. 313). — Drerup, Homer (S. 445 f.). — Kienzl, Richard Wagner (S. 446 f.). — Wiegand, Die Frau in der mod. deutschen Literatur (S. 447). — Dietert-Zoppot, Das Elend der Kritik (S. 447). — Goethes sämtliche Werke. 13., 21., 33. Bd. (S. 509 f.). — Wolff, Shaksperes Sonette (S. 510). — Schmidt, Le Groupe des Romanciers naturalistes (S. 510). — Salzer, Illustr. Geschichte der deutschen Literatur. Lfg. 7—9 (S. 558 f.). — Scholz, Strophen Christian Günthers (S. 559 f.). — Pughe, Führende Dichter im Zeitalter der Königin Viktoria (S. 560). — James, Studien u. Kritiken (S. 697). — Jantzen, Literaturdenkmale des 14. und 15. Jahrhunderts (S. 697 f.). — Benzmann, Moderne Lyriker I. D. v. Liliencron (S. 698). — Liliencron, Zehn ausgewählte Novellen (S. 698 f.). — Jahrbuch der deutschen Shakspere-Gesellschaft (S. 761 f.). — Trent, History of American Literature (S. 762 f.). — Fischer, Goethes Faust (S. 763). — Prölß, Ästhetik (S. 763 f.).

Kunstgeschichte: Thode, Michelangelo und das Ende der Renaissance (S. 61 f.). — Fäh, Geschichte der bildenden Künste (S. 314 f.). — Meier-Graefe, Der moderne Impressionismus (S. 315). — Signac, Von Eugen Delacroix zum Neo-Impressionismus (S. 315 f.). — Endres, Das St. Jakobsportal in Regensburg und Honorius Augustodensis (S. 511). — Sepp, Ludwig Augustus (S. 561 f.).

Digitized by Google

— Grimm, Das Leben Raffaels (S. 562 f.). — Rosenberg, Raffael (S. 563). — Rosenberg, Rembrandt (S. 563). — Springer, Handbuch der Kunstgeschichte (S. 564).

Geschichte und Kulturgeschichte: Riehl, Kulturstudien (S. 63). — de Waal, Papst Pius X. (S. 127 f.). — Landmann, Napoleon I. (S. 249 f.). — Lindl, Cyrus (S. 252 f.). — Landmann, Napoleon I. (S. 253). — Kirsch u. Lukisch, Illustrierte Geschichte der kath. Kirche (S. 254). — Denifle, Luther u. Luthertum in der ersten Entwickelung quellenmässig dargestellt (S. 511 f.). — Kralik, Die Weltgeschichte nach Menschenaltern (S. 556 f.). — Kirsch u. Lukisch, Illustr. Geschichte der kath. Kirche (S. 567). — Neera, Das galante Jahrhundert (S. 567 f.). — Kehrein, Die 12 Monate des Jahres im Lichte der Kulturgeschichte (S. 568). — de Waal, Papst Pius X. 2. Aufl. (S. 699). — Schmidlin, Papst Pius X. (S. 699). — Riepenhausen, Pius-Buch (S. 699 f.). — Müller-Guttenbrunn, Deutsche Kulturbilder aus Ungarn (S. 700). — Eyth, Im Strom unserer Zeit. 2. Bd. (S. 764). — Uhl, Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft (S. 765). — Riehl, Wanderbuch; Riehl, Die Familie; Gildemeister, Essays (S. 765 f.). — Brühl, Meine Reise nach Schottland (S. 766). — Cotta, Gratulationsbuch (S. 766).

Vermischtes: Dickerhoff, Gesammelte Schriften (S. 63). — Prälat Brugier † (S. 63 f.). — Baumberger, Juhu-Juuhu! (S. 128). — Anschütz, Cadinen (S. 128). — Stern der Jugend (S. 254). — Eine Romanfrage (S. 254 f.). — Welt-Jahrbuch (S. 255 f.). — Symposion (S. 256). — Harnack, Augustins Confessionen (S. 316). — Baernreither, Electa der Wahrheit (S. 316 f.). — Das Los des Lyrikers (S. 317). — Aufruf zur Errichtung eines Stifterdenkmals (S. 318 f.). — Putz, Lichtstrahlen (S. 383). — K. E. Franzos † (S. 383 f.). — Adinsky, Tuisko oder Tuisto? (S. 447 f.). — Messer, Die moderne Seele (S. 512). — Liebich, Obdachlos (S. 512). — Eyth, Im Strom unserer Zeit (S. 568 f.). — Strigl, Sprachliche Plaudereien (S. 569 f.). — Ranisch, Eddalieder (S. 572 f.). — Hasert, Antworten der Natur (S. 573 f.). — Lucifer, Zeitschrift (S. 574). — Wo stehen wir? (S. 574 f.). — Kublin, Weltraum, Erdplanet u. Lebewesen (S. 638). — Löbl, Kultur u. Presse (S. 638). — Wrede, Handbuch der Journalistik (S. 638 f.). — Schanz, Die moderne Apologetik (S. 639). — Tews, Wie gründet und leitet man ländliche Volksbibliotheken? (S. 639). — Leixner, Zum Kampfe gegen den Schmutz in Wort und Bild (S. 700.) — Nationalreligiöse Volksbühnen (S. 700 f.). — Koester, Das Geschlechtliche im Unterrichte und in der Jugendlektüre (S. 766 f.). — Dr. Pfalz, Fritz Spaltholz, Der junge Volksschullehrer (S. 767). — Anton Tschechow † (S. 768). — „Friede den Hütten" ins Vlämische übersetzt (S. 768).

Digitized by Google

5. Jahrgang 1. Oktober 1903 Heft 1

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten.

Angelus Silesius.

Von Dr. Richard von Kralik-Wien.

Es gehört zu den bedeutsamsten Daten der deutschen Literaturgeschichte, daß vor nun 250 Jahren im Juni 1653 der größte und tiefsinnigste Dichter jener Zeit, Johannes Scheffler, als Autor Angelus Silesius genannt, vom Protestantismus zur katholischen Kirche übertrat. Und zwar ist sein Übertritt die logische Folge seiner literarischen Studien gewesen. Indem er sich in die christliche Mystik, das heißt in die christliche Philosophie, versenkte, denn die Mystik ist nichts anderes als ein Teil der Philosophie, fand er, daß diese in ihrer vollen Reinheit mit dem Luthertum unvereinbar sei, daß er sich der erkannten Wahrheit nur als Katholik widmen könne. Man mag immerhin darüber streiten, ob er sein Hauptwerk, den „Cherubinischen Wandersmann", vor oder nach seiner Konversion geschrieben habe. Die antikatholisch Gesinnten behaupten, es sei vorher geschehen, denn sie wollen einem erklärten Katholiken nicht diese ungeheure Ehre gönnen. Sicher ist nur das eine, daß Scheffler dies Werk erst vier Jahre nach seiner Konversion, 1657, mit regelrechter Approbation herausgab. Alles andere ist Hypothese. Wir haben keinen Grund, uns für die eine oder andere Wahrscheinlichkeit mehr zu erwärmen. Hat Scheffler das Buch, wie es näherliegend scheint, zumal er sehr rasch arbeitete, kurz vor dem Druck geschrieben, so hat ihm eben sein fester katholischer Standpunkt die Formulierung all dessen erleichtert, was er gewiß schon jahrelang vor seiner Konversion im Sinne trug; denn man konvertiert nicht von heut auf morgen. Hat Scheffler das Werk schon vor der Konversion geschrieben, so ist das Verhältnis vom apolo-

Digitized by Google

getiſchen Standpunkt noch glänzender; denn dann hat er eben die Konverſion abgewartet, um einerſeits ohne Gefahr, von den Lutheranern verketzert zu werden, unter katholiſcher Patronanz ſeine Überzeugung ans Licht zu geben, anderſeits aber ſich vollkommen und gründlich zu vergewiſſern, daß ſeine myſtiſche Philoſophie auch wirklich ganz und gar mit dem katholiſchen Dogma übereinſtimme. Undenkbar iſt es, daß er in dieſer Zeit eine ſeitdem überholte Schrift aus ſeiner Sturm- und Drangzeit hätte einſchmuggeln wollen. Scheffler war, wie aus ſeiner ganzen übrigen Haltung hervorgeht, durchaus nicht der Mann, vier Jahre nach ſeiner Konverſion und dann zum zweiten Male im Jahre 1675, zwei Jahre vor ſeinem Tod, eine Schrift herauszugeben, an deren Korrektheit er nur im geringſten hätte zweifeln müſſen. Nein, er war nicht der wehleidige Schöngeiſt, den es erbarmt hätte, ein als überwunden erkanntes Jugendwerk zu vernichten. Wenn er, der ſeine Sache ſo ernſt nahm, daß er ſchon 1661 in den Minoritenorden eintrat und Prieſter wurde, 1657 ein Werk herausgab und prüfen ließ, ſo kann kein Zweifel ſein, daß er es auch in dieſem Augenblick und bis an ſeinen Tod als vollkommen korrekt anſah.

Das iſt ja das Großartige an der Erſcheinung unſeres Dichterphiloſophen, daß er nicht etwa nur, wie manche Romantiker, ein Kunſtkatholik blieb, ſondern daß ihm die Literatur die Pforte des Lebens eröffnete. Er treibt nicht jene äſthetiſche Spielerei, an der unſere Literatur ſchon allzulange krankt, er treibt vielmehr die *Lebenskunſt*, die uns ſo nottut. Überzeugung, Erkenntnis, Dichtung und lebendige Betätigung ſind bei ihm eines. In dieſem Sinn ſtand Scheffler an der Spitze der Gegenreformation in Schleſien. Auch das iſt bedeutſam und verdient betont zu werden. Weitaus der größte Teil ſeiner literariſchen Tätigkeit iſt der offenen Propaganda für die katholiſche Kirche in ihrer poſitivſten Geſtalt gewidmet. Nur in dieſem Zuſammenhang iſt auch ſeine lyriſche und epigrammatiſche Tätigkeit zu verſtehen. Der ganze einheitliche Scheffler kann nur dann richtig gefaßt werden, wenn einmal der „Cherubiniſche Wandersmann" im Zuſammenhang einer *Geſamtausgabe* des großen Gegenreformators erſcheint. Man meint und verbreitet gewöhnlich, daß die Gegenreformation nur eine gewaltſame Feſſelung des freiheitlichen Geiſtes der Reformation geweſen ſei. Das Gegenteil kommt der Wahrheit näher. Die Gegenreformation rettete den durch die gewaltſame Reformierung von oben herab geknebelten Geiſt des Volkes und der nationalen Überlieferung. Sie ermöglichte es, daß die Wahrheit, die Geſchichte, das Volkstum, die Genialität, nicht ganz überwältigt wurde von einer pedantiſchen, geiſtloſen, rohen, ſelbſtſüchtigen Despotie.

Meine überſchwängliche Begeiſterung für die myſtiſche Philoſophie und die meiſterhafte Poeſie Schefflers habe ich vor kurzem in einer leicht zugänglichen Schrift zum Ausdruck gebracht.[1]) Da ich nicht gerne dasſelbe zweimal ſage, bitte

[1]) Hamm i. W. 1902, Frankfurter zeitgemäße Broſchüren: Angelus Sileſius und die chriſtliche Myſtik.

Digitized by Google

ich, hier nur darauf verweiſen zu dürfen. Wohl aber möchte ich dieſe Gelegenheit benützen, um auf ein Vorkommnis einzugehen, das zunächſt für die Kulturgeſchichte unſerer Zeit ſehr bedeutſam iſt, deſſen Beleuchtung aber auch zur tieferen Erkenntnis unſeres herrlichen Dichters beitragen wird.

Der kritiſche Neudruck des „Cherubiniſchen Wandersmanns", des Hauptwerks unſeres Dichters, 1895 (Halle) durch Georg Ellinger beſorgt und mit einer trefflichen quellenkritiſchen Einleitung verſehen, hat der Beſchäftigung mit dieſem Werk mächtigen Vorſchub geleiſtet. Er hat vor allem zur ausgezeichneten Schrift C. Seltmanns über „Angelus Sileſius und ſeine Myſtik" (Breslau 1896) Anlaß gegeben. Aber während der gründliche Domkapitular von Breslau ſich bemühte, die für jeden Kenner der chriſtlichen Philoſophie evidente Korrektheit Schefflers noch einmal allen Zweifeln gegenüber zu erweiſen, hat eine andere Partei nicht ohne Tendenz den Ketzer und Pantheiſten herausriechen wollen. Unſere moderne Literatur hat manche Ähnlichkeit mit der Romantik. So wie die Romantik, wie Friedrich Schlegel und Eichendorff den Angelus entdeckten und würdigten, ſo wird er nun auch von den Modernen auf den Schild gehoben; aber zum Hohn auf alle geſchichtliche Wahrheit muß er für ſie ein Ketzer und Pantheiſt werden. In dieſem Sinn hat Otto Erich Hartleben (Angelus Sileſius, Dresden 1896) eine durch eine etwas ſchnodderige Einleitung charakteriſierte Blumenleſe geboten, bald darauf hat auch Rud. Joh. Pichler ein „Pantheiſtiſches Laienbrevier" aus Angelus Sileſius (Leipzig 1897) zuſammengeſtellt. Mich hat eine ſolche Behandlung meines Lieblingsdichters erbarmt. Ich habe daher in meiner erwähnten Schrift eine reichere Auswahl des Glänzendſten in organiſcher Anordnung gegeben, vor allem aber habe ich mich bemüht, in der Einleitung noch ſchärfer, als es bisher geſchehen iſt, darauf hinzuweiſen, daß die Arbeit Schefflers in nichts anderem ſo ſehr ihren Wert hat, als darin, daß er auf unübertrefflich bündige Art die tauſendjährige Tradition der chriſtlichen Philoſophie in ſeinen Reimpaaren formuliert. Seine Philoſophie iſt nichts anderes als der von den Kirchenvätern und den Scholaſtikern rezipierte platoniſche Idealismus. Sie liegt ſchon im 5. Jahrhundert in den Werken des ſogenannten Dionyſius Areopagita kodifiziert vor und in der ganzen folgenden Spekulation, die ſich durchaus auf jenen Werken aufbaut. Die moderne Kritik ſucht mit dankenswertem Eifer die Parallelen zu Scheffler in der proteſtantiſchen Myſtik des 16. und 17. Jahrhunderts, ſie zieht allenfalls noch den Meiſter Eckart aus dem Mittelalter hinzu, der ihr nur deshalb ſo ſympathiſch zu ſein ſcheint, weil er mit der fehlerloſen Wahrheit manchmal in Widerſpruch geriet, aber ſie verſchmäht es, auf jene unzweifelhaft korrekten Gewährsmänner Schefflers einzugehen, die er ſelber in ſeiner Vorrede anführt.

In aller brüderlichen Liebe möchte ich unſere nichtkatholiſchen Kollegen auf dieſe Einſeitigkeit, dies Gegenteil von Vorausſetzungsloſigkeit, dieſe unverhüllt tendenziöſe Methode, aufmerkſam machen. Man kann die überragende Genialität Schefflers heute nicht mehr leugnen. Aber das Geniale darf, wie es ſcheint, um keinen Preis katholiſch ſein. Obwohl die poeſiereiche Philoſophie Schefflers

Digitized by Google

wiederholt als identiſch mit der dogmatiſch zweifelloſen chriſtlichen Philoſophie aller Jahrhunderte erwieſen wurde, obwohl ſie, förmlich approbiert, wiederholt von katholiſchen Theologen herausgegeben wurde, obwohl ſie nie im geringſten einer kirchlichen Zenſur verfiel und verfallen konnte, muß dennoch Schefflers Philoſophie Ketzerei und Pantheismus ſein. Wie würde man über die Kirche hergefallen ſein, wenn ſie Scheffler auf den Index geſetzt hätte! Wie würde man da über ihre Engherzigkeit, über ihre Beſchränktheit gehöhnt haben! Nun aber tun das die vermeintlichen Anhänger Schefflers ſelber. Sie maßen ſich die Entſcheidung an, ſie, die trotz aller philologiſchen Gründlichkeit den Kern der Schefflerſchen Philoſophie, den Kern der Ideenlehre und der Logoslehre nicht verſtehen wollen und daher auch nicht die wichtigen Unterſchiede einſehen, die zwiſchen den richtigen Faſſungen Schefflers und den irrtümlichen und daher zenſurierten Faſſungen Eckarts und Molinos' beſtehen. G. Ellinger meint in einem wohl hauptſächlich gegen mich gerichteten Aufſatz (Beilage zur Allg. Zeitg. 1903, 5. Mai Nr. 100), daß man Scheffler als den ſpäter ſo eifrigen Verfechter des Katholizismus ſchonte. Nein, ſo gemütlich war die Kirche nie, wenn es ſich um die Wahrheit handelte. Das hat ſie wiederholt und rückſichtslos mit Recht den verdienſtvollſten Denkern, Predigern, Miſſionaren gegenüber bewieſen. Und wollte die Kirche den Lebenden ſchonen, ſo hatte ſie keinen Grund dazu dem Toten gegenüber. War der „Cherubiniſche Wandersmann" wirklich eine Entgleiſung aus der dogmatiſch feſtgelegten Bahn, ſo konnte die Kirche, unbeſchadet aller anderen Verdienſte, dies Büchlein eben einfach ausſcheiden und ihm ihre Anerkennung entziehen. Jedenfalls wird doch der Unbefangene zugeben müſſen, daß über die kirchliche Korrektheit eines Werkes nur die Kirche ſelber zu entſcheiden hat, nicht aber Otto Erich Hartleben, Rudolf Johann Pichler und Georg Ellinger. Die Kirche iſt nicht nur deshalb dazu berufen, weil es ihre Sache iſt, um die es ſich da handelt, ſie hat nicht nur das größere Intereſſe daran, ſie hat auch das beſſere Wiſſen. Denn ſo trefflich jene Männer als Dichter und Philologen ſein mögen, ſie und ihre Gewährsmänner kennen eben weder das kirchliche Dogma, noch die kirchliche, auf der Antike und der Bibel beruhende, Philoſophie. Aber Ellinger erklärt: „Ich habe in der Zeitſchrift für deutſche Philoſophie Band 30, S. 355 ff., ausgeſprochen, daß ich Seltmanns Deutungskünſte für unhaltbar und für ganz verlorene Mühe halte; zu dieſem Urteile habe ich nichts hinzuzufügen." Das klingt wie eine freie Überſetzung des „Hoc volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas". Und da bleibt der ganzen Kirche freilich nichts weiter übrig, als künftighin die Ketzerverbrennungen Herrn Georg Ellinger und der Zeitſchrift für deutſche Philoſophie abzutreten und zu überlaſſen. So ändern ſich die Zeiten und Sitten!

Ellinger wirft mir in dem erwähnten Artikel vor, ich hätte es für zweckmäßig gehalten, in meiner Anthologie zwei der markanteſten Sprüche auszulaſſen. Nun gut, ich trage ſie hier nach mit der Erläuterung, die ihnen Domkapitular Seltmann gibt (S. 71 ff.):

Digitized by Google

1. Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben;
Werd' ich zu nicht, er muß von Not den Geiſt aufgeben.

„Das Beiſpiel hat lediglich den Sinn, auf die unendliche Liebe Gottes zu uns Menſchen hinzuweiſen und auf den Kreuzestod anzuſpielen, den der Sohn Gottes auf ſich genommen hat, um uns dem ewigen Tode zu entreißen. Der Beweis von dem immerwährenden Vorhandenſein dieſer Liebe, ſo zwar, daß es nicht einen einzigen Augenblick, nicht ein Nu, gegeben hat, in dem dieſe Liebe nicht vorhanden geweſen wäre, liegt darin, daß der Ratſchluß unſerer Erlöſung ewig iſt, wie alles in Gott."

2. Gott mag nicht ohne mich ein einzigs Würmlein machen:
Erhalt' ich's nicht mit ihm, ſo muß es ſtraks zerkrachen.

„I. 96 bedeutet: Gott hat die Welt nicht erſchaffen wollen, ohne mich zu erſchaffen, er hat ſie zu meiner Freude gemacht, ich ſollte dabei ſein, ich ſoll ſeine Freude mit ihm teilen. Daraus ſoll hervorgehen, welche Gemeinſamkeit des Intereſſes zwiſchen Gott und dem Menſchen überhaupt beſteht. Dieſe Gemeinſamkeit iſt nicht minder daraus erſichtlich, daß die Erhaltung z. B. eines Würmleins gar nicht möglich iſt, wenn bloß ein einſeitiges Intereſſe vorhanden iſt und der Menſch zerſtörend eingreift . . . der Dichter . . bezweckt . . den Menſchen zur Erkenntnis der unendlichen Liebe Gottes zu führen . . . und demnach zur Erkenntnis der unabweisbaren Pflicht, ſich Gott zu verähnlichen."

Nun wird man auch verſtehen, warum ich dieſe Sprüche nicht in meine knappe Darſtellung aufgenommen habe. Die Philoſophie und Poeſie Scheffflers war durch andere, klarere Sprüche viel unmittelbarer zu belegen. Die Auslaſſung riß alſo keine Lücke. Ihre Mitteilung hätte eine für meinen Zweck allzu ſchleppende theologiſche Erläuterung bedingt. Entkleidet man dieſe und ähnliche, allzu „geiſtreiche", Sprüche ihrer theologiſchen Atmoſphäre, die ſie unbedingt vorausſetzen, reißt man ſie weg von jener philoſophiſchen Überlieferung, die Scheffler ſeiner Vorrede gemäß ausdrücklich vorausſetzte, ſo kann man freilich damit nach Belieben pantheiſtiſchen Fangball ſpielen.

Aber Ellinger widerlegt ſich durch die Maßloſigkeit ſeiner Anklagen ſelbſt: „Nach alledem kann daran kein Zweifel ſein, daß dieſe pantheiſtiſchen Anſchauungen nicht bloß mit der Lehre der katholiſchen Kirche, ſondern überhaupt mit jeder poſitiven Religion unvereinbar ſind." Es iſt unglaublich, wie ſich Ellinger hier hinreißen läßt, bei ſeinem Dichter die ruchloſeſte Frivolität vorauszuſetzen, nur um ihm die Katholizität zu nehmen. Alſo hätte ſich der Konvertit mit der Herausgabe einen grauenhaften Spaß gemacht, und der zenſierende Jeſuit wäre gar noch durch ſeine Approbation darauf eingegangen! Und dieſe Frivolität hätte Scheffler wenige Jahre vor ſeinem Tode noch einmal wiederholt!

Ellinger führt als einen Scheinbeweis an, daß die ſicher erſt nach der Konverſion entſtandenen lyriſchen Lieder und das erſt 1675 dazukommende ſechſte Buch der Schlußreime nichts von jenem angeblichen Pantheismus hätten. Ich

Digitized by Google

finde aber im ſechſten Buch genug Sprüche, die ſich jener kühnen Myſtik der erſteren Bücher würdig anſchließen, z. B. 34, 40, 41, 42, 43, 65, 80, 81, 86, 115, 115, 128, 129, 130, 132, 133, 134, 135, 154, 171, 172, 173, 174, 175, 190, 214, 233, 236, 237, 248 uſw. All dieſe Sprüche ſtoßen Ellingers „unumſtößliches Zeugnis“ um. Und was die Lieder betrifft, ſo kommt hier doch der große äſthetiſche Unterſchied zwiſchen der muſiſchen Lyrik und der Gedankendichtung zur Geltung. Schefflers Epigramme ſind geiſtvoll gereimte und formulierte Philoſophie und Theologie. Es wäre geſchmacklos von ihm geweſen, auch ſeine lyriſchen Lieder ſo abzufaſſen, wie es allerdings manche proteſtantiſchen Liederdichter des 16. Jahrhunderts taten. Darum iſt die „Entwicklung des Dichters“, wie ſie Ellinger aufſtellt, nichts als tendenziöſe Konſtruktion. Das gleiche gilt vom Manfredfluch der „Unbefriedigtheit“, mit dem Ellinger den geliebten und doch wieder ſo verhaßten Konvertiten belegen will. Dagegen gebe ich mit aufrichtiger Freude zu, daß Ellinger zum Schluß höchſt ſachlich ſchildert, wie ſich die Myſtik vom Proteſtantismus abgeſtoßen fühlen mußte und konſequent zum „Papismus“ tendierte; wie denn überhaupt der Autor dort, wo er ſeinen fanatiſchen, unwiſſenſchaftlichen Haß gegen alles Katholiſche vergißt, durch ſeine Exaktheit meiner unbegrenzten Dankbarkeit ſicher ſein darf. Und da ſeine Tendenz meinen katholiſchen Standpunkt nicht erſchüttert, ſondern im Gegenteil gefeſtigt und ſtärker begründet hat, ſo kann ich ſeine Angelus-Arbeiten mit gutem Gewiſſen auch meinen Geſinnungs- und Glaubensgenoſſen empfehlen.

Ich muß mich auch bei ihm bedanken, daß er mein Büchlein, deſſen Eingangsworte er mitteilt, „übrigens ſonſt geiſtvoll und lebendig geſchrieben“ nennt, „wenn ſich auch einige recht ſonderbare Urteile darin finden z. B. das folgende: «Angelus Sileſius iſt der Vorläufer unſerer deutſchen Klaſſiker, deren weſentliche Funktion es war, den Schaden, der der deutſchen Nation durch die Reformation gebracht wurde, wieder zu ihrem Teile gut zu machen.»“ Ich hoffe, daß das anſcheinend Sonderbare dieſes Urteils für den ſchwinden wird, der meine eingehende Ausführung dieſes Satzes leſen mag, die ſeitdem erſchienen iſt.[1])

Und zum Schluß noch eine Verſicherung. Wir Katholiken verteidigen nicht die Poeſie und die Philoſophie des Angelus Sileſius, weil er Katholik geworden, ſondern Angelus Sileſius iſt Katholik geworden, weil ihn die wahre Poeſie und die richtige Philoſophie, weil ihn ſeine Genialität notwendig zur Kirche führen mußte. Und wir verteidigen in ihm nur dieſe ſelbe Poeſie, Philoſophie, dieſe Genialität, die jeden wirklich Vorausſetzungsloſen zur Kirche führen muß, die auch der Grund iſt, warum wir an der Kirche feſthalten. Das muß einmal deutſch herausgeſagt werden, wenn wir Katholiken auch damit rechnen müſſen, daß man gerade deshalb über uns das Urteil ſpricht und „zu dieſem Urteil nichts hinzuzufügen hat“. Angelus Sileſius ſoll für uns zeugen.

[1]) Hamm i. W. 1903, Frankfurter zeitgemäße Broſchüren: Unſere deutſchen Klaſſiker und der Katholizismus.

Digitized by Google

Warum iſt er denn nicht, wenn er Pantheiſt war, wie Spinoza, jeder Konfeſſion ferne geblieben? Nein, ihr, meine geliebten feindlichen Brüder, gebt ſelber zu, daß ſeine Philoſophie, ſeine Poeſie die genialſte iſt, die ſich denken läßt. Ihr, meine verehrten Kollegen von der modernen Schule, ſtimmt dieſem Urteil jubelnd zu. Nun gut, eben dieſe genialſte aller Weltanſchauungen hat unſern Angelus zum Katholiken gemacht, ſie hat ihn ſein ganzes Leben bis an ſeinen Tod begleitet, ſie war das Zentrum all ſeines katholiſchen Wirkens, ſie war, kurz geſagt, das Zentrum des Katholizismus ſelber, ſie war die Seele der Kirche durch alle Jahrhunderte. Und euch, meine katholiſchen Symmyſten, ſei des engelgleichen Schleſiers Erſcheinung eine große Beſtärkung, ein großer Troſt! Er iſt unſer Vorkämpfer, er iſt der unerreichte Muſtertypus des katholiſchen, des deutſchen Literaten durch ſeine Tiefe, ſeine Anmut, ſeine rückſichtsloſe, furchtloſe praktiſche Konſequenz. Sein endlicher Sieg, ſeine unbeſtrittene Anerkennung iſt uns eine Gewähr, ſie ſichert uns, die wir ja auch gegen alle möglichen Vorurteile der Zeit zu kämpfen haben, den Triumph der katholiſchen Weltanſchauung, der katholiſchen Äſthethik und Literatur, aus keinem anderen Grunde, als weil hier die vollſte Wahrheit, hier die reichſte Schönheit, die tiefſte Genialität iſt. Verfehlten wir dennoch unſer Ziel, dann wäre es freilich nur unſere Schuld, die wir unſere eigenſten Schätze nicht ſchätzen oder ſie uns von anderen abſchwätzen laſſen.

Herbſtnacht.

Über die Stoppeln hör' ich die Stürme wehn,
Über das Herz mir fühl' ich ein Zittern gehn,
Trauernd ſeh' ich allein noch ein Sternlein ſtehn, —
Auch das Sternlein iſt ſchon am Untergehn.

Ach, was ich klagend ſuchte, iſt nicht mehr!
Über den Wäldern laſten die Nebel ſchwer,
Über die Berge bangt noch ein Leuchten her,
Aber ſo zag', als ob es das letzte wär'!

Wien. Franz Eichert.

Digitized by Google

Frauenbücher.

Besprochen von Dr. Karl Storck-Berlin.

Ich beginne diese Reihe mit einem Buche, das vielleicht gar nicht von einer Frau geschrieben ist. Wenigstens sind mir immer wieder Zweifel aufgetaucht, ob diese „Briefe, die ihn nicht erreichten“[1]) wirklich eine Frau zur Urheberin haben. Nicht als ob sie so männlich empfunden wären. Das wäre für mein Gefühl ein Tadel; aber so manche der scharfsichtigen Beobachtungen, zahlreiche Vergleiche, sind von einer Art, wie sie sich eher dem Mann aufdrängen, während ich ausgesprochen weibliche Beobachtungen nicht finde.

Doch das soll uns gleich sein. Was geht uns im Grunde die Person des Dichters an; wir haben ja sein Werk und damit seine Persönlichkeit. Die ganze Art unseres literaturgeschichtlichen Betriebs hat sich leider allzusehr in das Biographische verbohrt, darüber das Ästhetische und Psychologische nur zu sehr vernachlässigt. Bei diesem Buche lenkt allerdings gerade das psychologische Interesse unser Gefühl immer wieder zur Frage: wer hat das erlebt? War es wirklich eine Frau? Und darin offenbart sich die Meisterschaft dieses Werkes, das vielleicht das künstlerisch Reifste ist, was uns das verflossene Jahr an erzählender Literatur gebracht hat. Dieses Erwecken persönlichen Mitgefühls ist um so bedeutsamer, als es nicht durch vieles Geschehen, sondern durch starkes inneres Erleben und Reifen geweckt wird. Der Inhalt ist ja so schnell erzählt. Eine Frau hat mit ihrem Bruder Peking, wo sie lange Jahre gelebt hat, im August 1899 verlassen, noch bevor das Gewölk, das sich über Ostasien zusammenzog, beängstigend wirkte. In Peking hat sie einen Freund zurückgelassen, einen wahren Freund, der das geistige und seelische Leben der niedergedrückten Frau weckte und durch seine Anteilnahme steigerte. Wir fühlen es gleich, daß diese Frau den Freund mit tieferer Liebe liebt, und spüren es, daß jener Edle groß und stark war im Entsagen, sodaß sie nie etwas merkte von dem Feuer, das in ihm glühte, daß ihre Ruhe nie gestört wurde. Ihre Ruhe war die, die das Leid bringt. Ihr Gatte, den sie nie geliebt, ist rettungslos in der Irrenanstalt.

[1]) Berlin 1903, Gebr. Paetel.

Digitized by Google

Das alles erfahren wir im Lauf der Erzählung, ohne daß es so eigentlich gesagt wird. Denn die Frau schreibt ihre täglichen Erlebnisse an den Freund, ihre Beobachtungen und Gedanken. Die Briefe sind mehr ein Tagebuch. Der Freund ist auf einer Reise weit im Innern Chinas; er kann für lange Zeit nicht schreiben, er wird auch die Briefe zunächst nicht erhalten, sie werden auf ihn warten. Diese Briefe sind ruhig, lieber sage ich, still. Aber sie sind voll tiefen Empfindens. Eine prächtige Frau schreibt sie, die sicher ihrer Umgebung voll Friedens erscheint; die selber es noch nicht weiß, daß ihr Herz im fernen Asien geblieben ist. Wunderbar ist nun geschildert, wie diese Liebe erwacht, als die ersten Nachrichten von den asiatischen Unruhen kommen, so daß die Frau um den Freund bangt; wie sie der Frau zum Bewußtsein kommt, als sie durch den Tod des Gatten frei wird; wie sie ihre Gefühle scheu zurückdrängt, dem Freunde von allem Möglichen erzählt; wie mit der steigenden Angst ihre Sprache offener wird, bis sie des Herzens heimlichstes Fühlen laut hinausruft; wie die nun entfesselte Leidenschaft die von der Angst halb verzehrte Frau völlig hinrafft, als sie die Kunde erhält, daß der Freund als eines der letzten Opfer des chinesischen Aufstandes in Peking gefallen ist.

Von allen ihren Briefen hat ihn keiner erreicht.

Es ist ein wundervolles Buch auch durch den Ernst, durch die Fülle seiner Beobachtung und die offenbar auf genauester Kenntnis fußenden Bemerkungen über den Osten und die europäischen Eroberungsgelüste. Störend wirken nur gelegentliche allzu skeptische, und gerade im Munde einer solchen Frau wenig glaubliche, Worte über Gott, Ewigkeit und Jenseits. Dafür spricht an zahlreichen andern Stellen ein so lauterer und reiner Geist, daß man das Buch gern jeder Frau in die Hand geben möchte, ein echtes Frauenbuch jedenfalls in diesem Sinne, falls es am Ende doch von einem Mann geschrieben sein sollte.

Dieses Buch, das namenlos durch die Welt geht, ist von so hoher, künstlerischer Reife, daß ich ihm in dieser Hinsicht von den übrigen mir heute vorliegenden nur eines an die Seite stellen kann: Marie von Ebner-Eschenbachs „Agave“ [1]).

„Aus farbloser Hülle, Agave, bist du
In Schönheit erstanden, seltsame du,
Wie Blumen im Märchen durch Zauber erweckt.
Auf zierlichem Schaft, ihn bekränzend, ragst du,
Geworden noch kaum, vollendet doch schon.
Für einen berauschenden Frühling gibst du
Die Kraft eines Lebens, Agave, dahin
Und stirbst am Erblühen — ein Wunder bist du.“

Einmal erblüht, dann vergangen. Ein solches Künstlerschicksal schildert dieses mit der überlegenen, aber milden und wohltuenden, Ruhe des Alters ge-

[1]) Berlin 1903, Gebr. Paetel.

Digitized by Google

schriebene Buch. Das Schicksal eines Künstlers, für den es „nur eine unter den Stacheln der Werdensqual entstandene, in Qualen wieder vernichtete, Frucht" gegeben hat. Es ist die Zeit der frühen Renaissance; glänzend erstrahlt der Ruhm florentinischer Kunst. Es ist, als schalte die Malerei als elementare Kraft in den Männern, die sich ihr hingeben; so gewaltig sind die Fortschritte. Auf Masolino folgt Masaccio; Donatello und Brunellesco schaffen. Es ist eine Zeit, wo alle Welt auf Talente achtet, wo jedes Talent das Gefühl hat, zum Größten berufen zu sein. So auch Antonio Venesco, in dem die Natur selber ein wundervolles Schönheitsbild geschaffen. Der Töpferwerkstatt seines Vaters zu Ariccia hat er längst durch seine köstlich verzierten Vasen und Teller eine gewisse Berühmtheit verschafft. Der große Masaccio selbst glaubt in dem Jüngling den Beruf zum Höchsten zu erkennen und zieht ihn in seine Werkstatt. Nur der Vater, den eine seltsame Abneigung gegen den Sohn erfüllt, wütet gegen diesen Schritt und drohte ihm in seinem Fluche, daß er über Halbes nie würde hinauskommen.

Antonio Venesco glaubt an seine Kunst, an seine große Zukunft in ihr. „Er bereitete sich auf sie vor, wie auf ein Priestertum. Er wußte wohl, mit Zeichnen und Malen ist es nicht getan. Die geschickte Hand, das sehende Auge, machen den Künstler nicht aus. Er braucht mehr. Er braucht die klare Weltanschauung, die man nur aus dem Wissen schöpfen kann; er braucht das Verständnis für andere Künste, das den Blick weitet." Und so arbeitet er mit eisernem Fleiße nicht nur für seine Kunst, sondern auch für seine wissenschaftliche Bildung. Aber wie er hier Dantes und Petrarcas Dichtungen auswendig lernt, so besteht sein künstlerisches Können auch im Kopieren. Die Dinge nachzuahmen, wie sie sind, das gelingt ihm vortrefflich, aber ihm selbst „fällt nichts Eigenes ein". Mit Bangen sieht der Meister, daß die kecke Unbefangenheit im selbständigen Gestalten, die einst den Töpfer ausgezeichnet hat, dem jungen Maler gegenüber der großen Kunst abhanden gekommen ist: Und auch Antonio kommt der Verzweiflung nahe, wenn er sieht, wie andern spielend gelingt, worum er sich so bitterlich müht.

Da kommt in Masaccios Haus eine Verwandte, Margeritha, ein Mädchen von wunderbarer Schönheit, das das ganze künstlerische Florenz in einen wahren Wonnetaumel versetzt. Alle Künstler, Meister wie Schüler, mühen sich, dieses Wundergebilde der Natur nachzuahmen. Umsonst. In Antonio, auf den bislang Frauen niemals Eindruck gemacht haben, flammt die Liebe „wie eine Feuersäule" empor. Nun fühlt er wieder Vertrauen zu sich und neuen Schaffensmut; denn auch das schöne Weib liebt den schönen Mann. Aber die Liebe gereicht Antonio nicht lange zum Heil. Er erkennt, wie putz- und glanzsüchtig das Weib ist. Um ihr Geschenke machen zu können, verkauft er seine Kunst zu unlauteren Zwecken. Zu den Gewissensvorwürfen kommt die Eifersucht, die zum Wahnsinn zu werden droht, als die Geliebte, der ewigen Vorwürfe Antonios müde, einem reichen Bewerber die Hand reicht. Aber nun geschieht in dem Jüngling das

Digitized by Google

Wunderbare. Was keine Meisterhand vermocht, das schaffen Liebe, Haß und Verzweiflung, mit den Händen des Schülers. Er malt ein Bild, das Margeritha darstellt, als Braut, als reifes Weib, als verwelkte Schönheit, und immer erscheint sie als Menschenjägerin. Das Bild weckt Entrüstung und Begeisterung, sein Schöpfer ist mit einem Male berühmt. Ein Herzog kauft das Bild und beruft den Künstler an seinen Hof, daß er diesen mit Bildern schmücke.

Aber in Antonio ist jenes Schöpferfeuer erloschen. Wochen, Monde findet er keine Arbeitslust. Er will sich zwingen, er vermag es nicht. Selbst die Liebe eines schönen Weibes hilft ihm nicht. Wenn er sich noch täuschen konnte, so öffnet ihm das Wort eines edlen Kenners die Augen: Was er hier gemalt hat, ist elende Stümperei. Und nun erkennt er, daß ihm nie wieder ein Bild gelingen wird, wie jenes eine Meisterwerk. In seiner Verzweiflung zerstört er dieses mit allem, was er seither geschaffen. Und doch bringt ihm das Unglück auch einen Trost. Ihm ist, als erkenne er auf einmal in seinen neueren Werken wieder jene kindliche Unbefangenheit, die einst seine Töpfereien auszeichnete.

Jener Kenner hat ihm gesagt, das Leben, das ganze reiche Leben, stehe ihm offen. „Werft eure Pinsel in die Ecke, gürtet ein Schwert um, nehmt Dienste bei einem siegreichen Kapitän." So schnell geht das nicht. Noch schüttelt ihn das Leben hin und her, aber zuletzt findet er den Weg heim in die Werkstatt des Vaters, wo er nun wieder Töpfer ist.

Ist das nun müde Resignation? Nein, es ist Selbsterkenntnis, die schon der griechische Weise als höchste Lebensaufgabe hinstellte. Besser Handwerker, als ein schlechter Künstler. Es ist mehr, einen kleinen Beruf voll auszufüllen, als einem großen das Beste schuldig zu bleiben.

So gelangt Antonio Venesco zum Frieden und zur — Geliebten. Die milde Hand der Dichterin führt auch dieses Weib durch ein bewegtes Leben in prunkendem Glanz zur Erkenntnis der Schönheit bescheidener, aber innerlich reicher Lebensgestaltung.

Das Buch ist mehr als die stille Geschichte einer alten Frau; es ist ein künstlerisches Glaubensbekenntnis. Das war der Dichterin die Hauptsache. Die Lockung zur Schilderung des goldenen Zeitalters der Kunst hat sie sicher kaum gespürt. Sie nahm die Renaissance nur zum Hintergrund für die Darstellung eines Reifens zu echter Menschlichkeit. Aber dieser Hintergrund ist herrlich, tief und echt. Prachtvoll ist vor allem die Gestalt Masaccios, des Künstlers nach dem Herzen der Dichterin. Dieser bescheidene Mann kennt nur sein Schaffen, nur den heiligen Drang zur Kunst und den stachelnden Zweifel, ob was er schafft auch echt und stark ist.

Die Entwicklungsgeschichte eines Menschen in großem geschichtlichem Rahmen bietet auch Leonore Frei in dem zweibändigen Roman „Der neue Gott" [1]). Leider ist dieser Mensch Moses. Die Freiheit der Gestaltung des Charakters wie

[1]) Leipzig 1903, Herm. Seemann Nachf.

Digitized by Google

der Geschehnisse, die man dem Dichter gern zugesteht, wo es sich um Menschen handelt, wirkt hier von vorneherein ungünstig, wo sie hier am „Knecht Gottes", am Werkzeug des Allerhöchsten, geübt wird. Denn Leonore Frei geht mit den biblischen Berichten sehr frei um und schafft eigentlich ganz andere Verhältnisse. Moses ist der Sohn des Königs Ramses und der schönen Ebräerin Jochebed. Er gilt als Sohn des Königsbruders Seth. Im ägyptischen Tempel erzogen, erlöst er das jüdische Volk, weil er ein Reich gründen will, in dem es kein Priestertum gibt. Kampf wider die Priesterherrschaft, wider allen äußeren Gottesdienst, ist überhaupt der Grundgedanke des Buches. Moses scheitert. Sein Gegner ist Aaron, der, wie seine Schwester Mirjam, in sehr ungünstigem Lichte dargestellt ist.

Es ist sehr schade, daß die Verfasserin ihre unstreitig große Begabung für den geschichtlichen Roman an einer Gestalt erprobte, die so hart und fest im Gefühl steht, wie Michelangelos gewaltiges Bildwerk. Man muß nicht wieder vermenschlichen wollen, was das Empfinden von Völkern und von Jahrhunderten in den Lichtschein des Göttlichen gehoben hat. Das ist — von allem Religiösen und Dogmatischen abgesehen — nicht Dichterwerk. Denn die stärkste Dichtertat ist damit getan worden, daß das einzelne Geschehn zum Symbol des weltbeherrschenden göttlichen Willens erhoben wurde.

Wilhelmine von Hillern gibt in einem Vorwort zur 5. Auflage ihrer Erzählung aus einem Alsenkloster des 13. Jahrhunderts „Und sie kommt doch" [1]) die Entstehungsgeschichte dieses Werkes. Es ist an sich nichts Merkwürdiges dabei. Wem die Art dichterischen Schaffens nicht fremd ist, der weiß, daß das flüchtige Erblicken einer Situation hinreicht, um ein großes und reiches Geschehen vor und nach dem Gesehenen hinzuzuträumen, wie auch das Ganze in andere Umgebung, andere Zeiten leichthin versetzt wird. Die dichterische Phantasie erschaut ja meist erst nur einen einzigen, oft recht kleinen, Punkt. Er wird dann zum Haken, an den die Fäden geknüpft werden, die zum Dichtergespinst zu verweben die Arbeit von Wochen, Monaten, ja von Jahren ist.

Gibt so die Vorgeschichte keinen neuen Beitrag zur Psychologie der Entstehung des Kunstwerks, so ist sie sehr bezeichnend für Wilhelmine von Hillern. Nach meinem Gefühl eignet dieser Dame von Hause aus eine der stärksten Begabungen, die wir in unserer Frauenliteratur je gehabt haben. Wenn es ihr trotzdem nicht gelungen ist, ein bedeutendes Werk zu schaffen, so ist die Ursache dafür, daß sie von jeher das Leben durch die Brille des Romanschreibers angesehen hat. Sie hat alle Unbefangenheit dem Leben gegenüber eingebüßt. Sie sieht nicht mit offenen Augen das Geschehen, lernt nicht unbefangen Menschen kennen, — sondern alles ist für sie von vorneherein eventueller Stoff. Natürlich bringt sie dazu das Meiste mit. Vor allem die berühmte Frage: so sich diese beiden verlieben würden, was würde dann geschehn? Es müssen dann die Ereignisse so geschoben werden, daß diese beiden sich verlieben.

[1]) Berlin 1903, Gebr. Paetel.

Digitized by Google

In unserm Fall sieht die Schriftstellerin auf einer Wagenfahrt einen jungen blinden Priester, dem ein blühendes Mädchen von siebzehn Jahren als Wegweiserin dient. „Wir fuhren vorbei. Ich sah den beiden lange nach, wie die Kleine den blinden Mann in seiner Ohnmacht stützte, wie sich die zarte Gestalt an ihn schmiegte, wo es galt, seinen Fuß vor einem Stein, einem falschen Tritt zu bewahren, während ihre eigenen kleinen Füße nackt und rosig neben ihm hertrippelten. Seltsam beklommen sagte ich: „O Gott, was wird das werden — wenn, ja, wenn —?“ Ein unbeschreiblich schmerzliches Ahnen kam über mich um den jungen Priester und das süße Geschöpf an seiner Seite. „Ach, dem wird die Liebe nicht gefährlich — er ist ja blind!“ trösteten mich meine Freunde ohne viel nachzudenken. Ich schüttelte den Kopf: „Als ob das etwas hülfe!“ Und wieder vergingen ein paar Minuten schweigend — dann rief ich: „Funke, nehmen Sie Ihr Notizbuch heraus — schreiben Sie mir auf, daß ich's nicht vergesse: „Und sie kommt doch! — Romanstoff.““ —

Dieses letzte ist nun das Gelungenste: „Schreiben Sie auf, daß ich's nicht vergesse.“ Ist das bei einem wirklich tief gehenden Erlebnis überhaupt möglich? „In diesem Augenblick lag der Plan fertig in mir,“ fährt die Schriftstellerin fort. Da täuscht sie sich. In ihr fertig war höchstens der Gedanke: Ein junger, blinder Priester soll sich in ein junges Ding verlieben, das ihm als Führerin diente. Das große Gemengsel von Verbrechen, Frauenverstoßung, von der Aufnahme des Findlings ins Kloster, von religiösem Wahnsinn usw., das endlich den Jüngling zur Selbstblendung führt, konnte nicht durch jenen Eindruck hervorgerufen werden. Viel wahrscheinlicher war das ganze romantische Beiwerk fertig und dahinein wurde das Erlebnis gezwungen.

Es sei nicht bestritten, daß Wilhelmine von Hillern eine starke Erfindungsgabe für Geschehnisse hat. Es kommt ihr dabei ja allerdings auch auf innere Wahrscheinlichkeit nicht an, wenn die Ereignisse nur äußerlich gut zusammengehen. Und es geschieht unsagbar viel. Um so eintöniger und einförmiger sind die Menschen. Sie sind immer Typen, fertig von vorneherein und ja keine Mischnaturen, auf daß von vorneherein klar ist, wie sie sich zu jedem Ereignis stellen müssen. Deshalb sprechen sie auch nie zur richtigen Zeit, deshalb verständigen sie sich auch nicht über die nächstliegenden Fragen.

Das tritt noch mehr, als in dem erwähnten Werke, in ihrem neuesten sehr umfangreichen Roman „Ein Sklave der Freiheit“[1]) hervor. Der Roman hat die sozialen Kämpfe der jüngsten Gegenwart zum Hintergrund. Ein Jüngling tritt am Tag vor der Priesterweihe aus dem Kloster, um der Freiheit willen. In der Welt erfährt er, daß wir alle unter einer Fülle von Bedingungen leben. In dem Hause eines Fürsten, der gleichzeitig Großindustrieller ist, wird er Hauslehrer. Andererseits kommt er durch den Verkehr mit einem Jugend-

[1]) Stuttgart 1903, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Digitized by Google

freunde in sozialdemokratische Kreise. Es sind nun viel weniger geistige Mächte, als rechte Romanschicksale, die ihn schließlich ins sozialdemokratische Lager führen. Dort erleidet er innerlich und äußerlich Schiffbruch. Sein Lebensweg mündet in dem Kloster, aus dem er einst ausgebrochen ist.

In seiner Grundlinie hat der Roman manches für sich; aber diese Grundzeichnung ist von wildem Rankenwerk so umwuchert, daß man sie kaum mehr erkennen kann. Das ist das Schlimme bei dieser Schriftstellerin, daß das Beiwerk nicht nur umfangreicher, sondern auch wichtiger wird, als die Hauptsache. Und auch hier wieder ein immer überspanntes Wesen, ein immer ganz außergewöhnliches Geschehen. Es ist schade darum, hier ist eine starke Begabung am Zwiespalt zwischen Romantik und Romanhaftigkeit zu Grunde gegangen.

Ich gehöre nicht, wie man vielleicht aus der Betonung des Ungewöhnlichen der Geschehnisse bei diesen letzten zwei Werken schließen könnte, zu jenen, die nur das Alltägliche als Romanstoff gelten lassen oder die dem Verfasser immer wieder die Frage vorlegen, ob das auch wahr oder möglich sei. Das Leben belehrt uns ja alle Tage, daß das Unwahrscheinliche geschieht. Aber die Kunst hat da mehr zu geben, als das Leben. Das Leben stellt uns vor die brutalen Tatsachen, die scheinbar unvermittelt und unzusammenhängend neben einander treten. Der Künstler weiß, daß dieses Geschehen immer Gründe hat. Er hat dazu die begnadeten Augen, daß er die geheimen Fäden, die verborgenen Triebfedern, erkennt, daß er so erklärlich macht, was nur den Uneingeweihten verblüfft. Der Romanschreiber, der von ungewöhnlichem Geschehen berichtet, der Taten und Menschen schildert, die über den Alltag hinausragen, muß selber über dem Alltag stehen. Sein Werk muß von solcher Stimmungskraft, von so starker innerer Leidenschaft sein, daß der Leser in jene Höhen mit fortgerissen wird. Sein Werk muß aber dichterisch wahr sein, dann verschlägt es nichts, wenn die erzählten Geschehnisse noch so romantisch sind. Fehlt aber jene Dichterkraft, so wird das Geschehen, werden die Menschen romanhaft. Die kühnste Romantik ist wahr, wenn sie dichterisch ist, die glatteste Wirklichkeitsschilderung kann romanhaft sein.

Historie und Journalismus; es hängt nicht davon ab, wie weit die Zeit zurückliegt, in der die Ereignisse spielen, sondern es kommt ausschließlich auf die Tendenz an. Manche der altersgrauen Romane von Ebers und Dahn sind in diesem Sinne journalistisch. Gerade die Frauen schreiben jetzt viele journalistische Romane, in denen sie dichterisch für die Absichten und Lehren der Frauenemanzipation eintreten. Es ist vielleicht das schwerste Zeugnis für die innere Unwahrheit des Frauenrechtlertums, soweit es als Geschlechtsforderung und nicht als Ausnahmeverlangen einer Individualität auftritt, daß alle diese poetischen Werke noch weniger überzeugen, als die theoretischen Schriften. Günstigsten Falls sagt man: ja, in diesem einen Falle war die Umsetzung der Theorie ins Leben vielleicht berechtigt; wohin aber, wenn alle so dächten? Zumeist wird der Riß schon an dem einen Weibe offenbar.

Digitized by Google

Leonie Meyerhof-Hildecks „Töchter der Zeit“[1]) ist die schönste familienblatthafte Behandlung der Frage. Die Verfasserin ist selber ohne Leidenschaft dem Stoff gegenüber. Sie behandelt ausführlicher nur das Recht der Töchter guter Familien, ihre Talente gründlich auszubilden und nicht bloß zur oberflächlichen Verbrämung ihres Gesellschaftslebens zu benutzen. Die zahlreichen andern Fragen werden kaum gestreift; der eine Fall, wo der unvorsichtige Verkehr des einen Mädchens mit einem Schriftsteller bedenklich werden könnte, wird nachher fallen gelassen. Also Unterhaltungsfutter. Die Sauce ist neu, ist gerade Mode. Im übrigen ist nichts weiter dahinter.

Tiefer geht C. Eysell-Kilburgers „Dilettanten des Lasters“[2]). Diese Frauen sind wirklich „Töchter der Zeit“, einer kranken Zeit mit so krankhaften Forderungen, daß auch jene, die sie stellen, instinktmäßig vor ihrer Erfüllung zurückschrecken. Sie sind dann eben „Dilettanten“ des Lasters. Das letzte Wort ist etwas scharf; es soll eher heißen: Dilettanten der freien Liebe. An einer Stelle (S. 132) heißt es: „Man las in diesen Mädchenkreisen die gewagtesten Sachen und sprach darüber mit einer Sachlichkeit, als wenn man das alles selbst an der Quelle studiert hätte, während doch kaum eine von allen in der Lage war, darüber urteilen zu können. Man gab vor, den Mann zu übersehen und ihn entbehren zu können, und doch war es gerade der Mann, diese unbekannte Macht, die die Nerven in Aufregung brachte, die im Hintergrunde jedes Gespräches lauerte und es schließlich ganz beherrschte. Über die Ehe dünkten sie sich alle erhaben, weil sie genau wußten, wie gering die Aussichten dafür waren, trotzdem träumten sie von den Wonnen des Genießens, einer schrankenlosen Hingebung. Am Schluß ihrer Träume stand dann auch wohl die unklare Vorstellung einer idealen Mutterschaft ohne Ehe. Wenn man diese Mädchen untereinander sprechen hörte, mußte man glauben, daß sie in alle Tiefen der Sünde und der Leidenschaften untergetaucht seien, während in Wirklichkeit ihr angestrengtes Berufsleben ihnen nicht die Zeit für Abschweifungen ließ. Bei den meisten waren durch die Überanstrengung des Körpers von Jugend auf die Sinne gar nicht recht zu Worte gekommen, nur die Phantasie spielte, sie rächte sich für die Kasteiung des Körpers indem sie mit doppelt leuchtenden Farben malte.“

Zum Schluß (S. 291) bemerkt eines dieser Mädchen, das eine etwas philisterhafte Ehe eingegangen ist: „Ich habe den Schleier der Maja gelüftet und gesehen, daß nichts, aber auch gar nichts dahinter ist. — — Mein Rat wäre der, man ließe alle jene, die neugierig sind, ein einziges Mal den famosen Schleier lüften, damit die Neugierde befriedigt wäre. Denn darauf kommt es doch im Grunde allein an. Reden Sie mir nicht von Sinnen, heißem Blut, von der Art, die ihr Fortbestehen anstrebt — alles das ist nebensächlich gegen die große, verzehrende Mädchenneugierde.“

[1]) Stuttgart 1903, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

[2]) Leipzig 1903, Herm. Seemann Nachf.

Digitized by Google

Das ist eigentlich doch eine recht bejammernswerte Mädchenwelt, für die es eigentlich nichts anderes gibt, als Erotik, wo schließlich alles andere nur Betäubungs- oder Ersatzmittel ist. C. Eysell-Kilburger ist Viktor Blüthgens Gattin, eine kluge Frau, deren Schilderung dieser Frauenkreise sicher das Wahre trifft. Auch darin, daß in dem ganzen Buche kein Wort von Religion und von Gott ist. Denn der Mangel an allem religiösen Fühlen ist ja der Nährboden der ganzen krankhaften Vorbildung dieser Frauen.

Das Buch ist flott geschrieben und zeugt von vieler klugen Beobachtung, auch von einem den Durchschnitt überragenden Charakterisierungstalent. Leider verliert die Verfasserin gegen Schluß die Fäden der Handlung, oder besser, sie sind ihr so weit auseinandergeraten, daß sie es gar nicht erst versucht, sie wieder zusammen zu knüpfen. Das Buch erhält dadurch etwas Abgebrochenes und Unfertiges.

„Am Schluß ihrer Träume stand dann auch wohl die unklare Vorstellung einer idealen Mutterschaft ohne Ehe." Mann könnte ganz schroff sagen, von einer Mutterschaft ohne Mann. Der Mann soll nur so weit dabei beteiligt sein, als es nun einmal ohne ihn nicht geht. Vielleicht wird noch einmal etwas erfunden, das ihn ganz überflüssig macht.

Diese ganze Mutterschaftstheorie, nach der das Weib eben seine Bestimmung erfüllen soll, ist von so ausgefahrener Verrücktheit, daß man immer wieder starr vor dem Rätsel steht, wie so etwas ernstlich wieder und wieder gefordert werden kann. Daß der Mensch auf diese Weise weit hinter die meisten Tiere zurücktritt, wird nicht gefühlt. Man muß es lesen, wie z. B. Margarethe Beutler über die Art spricht, wie sie ihren Knaben sich — es fällt furchtbar schwer, anständige Worte zu finden — verschaffte, diese grenzenlose Schamlosigkeit, mit der man sich offen als Geschlechtstier bekennt, und auf der andern Seite von diesen „starken" Weibern hören, wie sie z. B. Aimée Duc in „Ich will"[1]) schildert, um zu ermessen, wohin der Mensch „logisch" gerät, wenn er sich gegen die einfachste Natur auflehnt. Hier sagt eine Malerin ihrer Freundin: „Ich habe Ihnen gegenüber vor Jahren betont, daß zu meinem Glücke ein Mensch gehört, der ganz mein eigen sein muß und mich und meine Ideen voll und ganz versteht. Dieses Glück hätte ich nie im Manne, wohl aber im eigenen Kinde finden können. Dieses Kind habe ich nun; es ist mein Kind und hat weder für sich, noch für die Menschheit, noch nach eigentlichen Begriffen einen Vater. Der Vater, dem dieser Name zukommt, war ein meinen Ansprüchen in jeder Weise entsprechender Mensch, der mir aber fern war und fern blieb, der es nie erfahren hat, daß er nach menschlichen Begriffen eine Tochter besaß, und der es auch nie erfahren soll. Er kennt nicht einmal meinen Namen und hat mich wohl längst vergessen; ich wollte das Kind für mich haben, für mich ganz allein, und ich habe erreicht, was ich gewollt hatte."

[1]) Berlin 1903, Rich. Eckstein Nachf.

Digitized by Google

Als später ihres Kindes Liebesglück an dieser dunklen Herkunft zerschellt, empfindet die Frau keine Reue. Die Welt ist eben nicht weit genug, um sie zu verstehen. Daß der Begriff des Muttertums auf diese Weise aus dem der höchsten Selbstentäußerung zu dem einer grausamen Selbstsucht wird, scheint allen diesen Frauen nicht aufzuleuchten. Ebensowenig wie, daß auch hier der Zweck das Mittel niemals heiligen kann. Das Weib, das nicht aus Liebe zum Manne, sondern um für sich ein Kind zu haben, man möchte sagen, um seine Puppengelüste zu befriedigen, einem Manne ihren Körper hingibt, prostituiert sich. Darüber hilft keinerlei Frauenemanzipation weg.

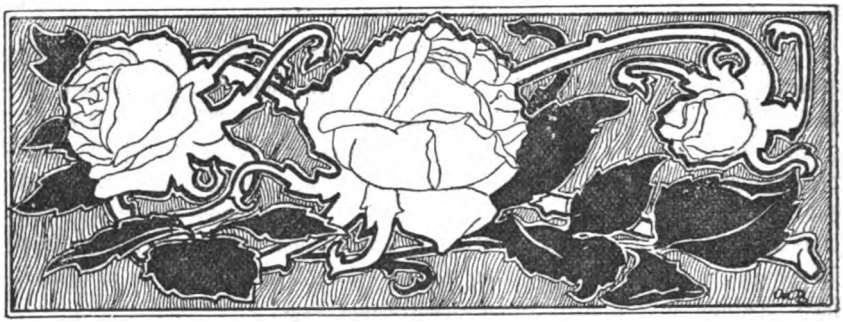
(Schluß folgt.)

Mutter und Kind.

Die Nächte, die ich für dich gewacht,
Die Opfer, die ich für dich gebracht,
All die Gebete, die uns vereint,
Alle die Tränen, um dich geweint:
Wie Boten Gottes aus Himmelshöhn,
Sollen sie einst vor der Seele dir stehn!
Und wenn man mit Engelszungen auch spricht,
Dich abzubringen vom Wege der Pflicht:
Was deine Mutter dich hat gelehrt,
Was du an ihr geliebt und verehrt,
Halte es heilig und tausch' es nicht ein!
Und lockte dich aller Kronen Schein
Und lauter Jubel und bunter Tand:
Hälts vor dem Auge der Mutter nicht stand,
Und schien es dir auch wie der Himmel so klar,
So ist es kein Glück, so ist es nicht wahr!
Dann reiß dich von ihm; und macht es dir Schmerzen,
Weine sie aus nur am Mutterherzen!
Und scheint es dir auch, daß nichts mehr dir bliebe,
Eins ist unsterblich — die Mutterliebe!

Cöln a. Rh. Hans Eschelbach.

Digitized by Google



Preisgekrönt.

Skizze von M. von Ekensteen-München.

Es herrschte große Erregung in der Gemeinde der jungen Künstler. Das Preisgericht war zusammengetreten, am Abend sollte das Ergebnis verkündet werden. Alle im großen Vereinssaal waren nervös, aber keiner wollte es merken lassen.

Zehntausend Mark für das beste Gemälde! Für keinen der armen Teufel, die dem Hunger schon oft ins Auge gesehen hatten, war das zu verachten, nicht einmal für die Reichen; man konnte sich damit eine ganze Serie Extravergnügungen gönnen.

Aber der schnöde Mammon war schließlich doch nur Nebensache; der ideelle Erfolg, das war's, wonach sich jeder sehnte. Hoffnung, Erwartung, Bangen lastete auf allen; eine schwüle Stimmung herrschte. Keiner sprach es offen aus, und doch hatten sie sich nur so vollzählig eingefunden, um gleich das Resultat zu erfahren, das am Abend im Künstlerhause bekannt gegeben werden sollte.

Die Unterhaltung kam in keinen rechten Fluß; allerlei Tagesfragen wurden angeschnitten, Politik, Geschichtsforschung, Bibel und Babel, die mazedonische Frage, aber das Zunächstliegende, die Kunst, wurde ängstlich gemieden.

Auch einige Malerinnen hatten sich eingefunden. Der einen war die Zigarette ausgegangen, und die andere hielt die neueste Nummer des „Kunstwarts" verkehrt in den Händen.

Jetzt kam der Präses des Vereins, der große, geniale Meister, dem jedes seiner wunderbaren Porträts ein Kapital eintrug. Er hatte das Einglas ins Auge geklemmt und den Bart emporgestrichen, wie ein blasirter Modelöwe.

Digitized by Google

Nachlässig warf er den Hut auf einen Sessel, grüßte freundlich nach allen Seiten hin, diesen und jenen beim Namen rufend und meinte mit dem sarkastischen Lächeln, hinter dem er stets seine Gedanken verbarg: „Sie warten wohl alle auf das Resultat?“

Bei seiner Frage löste sich der Bann, es kam plötzlich Leben in die ganze Gesellschaft.

„Herr Professor, Sie wissen am Ende schon . . . .?“

„Und wenn ich wüßte?“

Ein Chaos von Stimmen ruft: „Wer ist's?“

„Pardon!“ lächelt der Professor, „ich darf nicht plaudern, ehe der Zeiger auf sechs steht. Punkt sechs wird das Ergebnis publiziert.“

Aller Augen richten sich auf die riesige Wanduhr; einer seufzt: „Also noch zwanzig Minuten!“ und ein anderer fragt: „Ist auch keine Andeutung erlaubt?“

„Nicht die leiseste!“ entgegnet achselzuckend der Professor. Dann sieht er sich im Kreise um und fragt: „Wir sind wohl vollzählig heute?“

„Nur Bender und Gerlitz fehlen.“

„Wo stecken sie denn?“

„Bender hat sich den Fuß verstaucht.“

„Und Gerlitz?“

„Ach der! Der pinselt natürlich wieder bis in die Dämmerung hinein. Dem armen Teufel wird die Kunst gewissermaßen zum Handwerk!“

„Wieso?“ fragt der Meister und wischt langsam und bedächtig sein Augenglas mit dem lichtblauseidenen Taschentuch aus.

„Muß einen alten kranken Vater ernähren und läßt einen Bruder Theologie studieren! Ich bitte, wo bleibt da der Künstler? Seminarluft und Krankenstubenmilieu, da muß ja die Künstlerseele verkümmern.“

„Es ist eigentlich schade um ihn,“ wirft ein anderer ein; „ich sah ihn einmal über einer Arbeit, die bis ins feinste Detail zeigte, wie heilig ihm die Kunst ist.“

„Meinst du seine Sphinx, Gisenius?“

„Ja; ich fand sie wunderbar fein aufgefaßt. Der Frauenkörper war so weich im Ton, wie jugendlich-zitterndes Leben, und im Auge glühte das ganze Rätsel der Sphinxnatur.“

„Ich sah sie auch!“ warf ein zweiter ein; „die ganze Arbeit atmete Seele. Im Hintergrunde das blauschimmernde Wasser, über dem die große, goldene Sonne flimmerte, war so wunderbar real, daß man den Wellenschlag zu hören meinte.“

Digitized by Google

„Und," rief die Dame mit der verlöschten Zigarette, „der Rosenstrauch mit der Flut dunkler Blüten duftete förmlich."

„Und der Sand erst, auf dem das Rätselweib ruhte! Jedes Körnchen sah man im Sonnenflimmern rieseln!"

„Nun, nach der Schilderung," lachte der Professor, „müßte man an ein Meisterwerk glauben! Was hat denn Gerlitz damit angefangen?"

„Er schweigt sich aus, aber jedenfalls hat er es wieder an einen Kunstverlag oder ein illustriertes Blatt um eine Bagatelle hergegeben."

Hastig wurde die Tür aufgerissen; Gerlitz trat ein. „Grüß Gott!" rief er.

„Hast du wieder geklext bis zur Besinnungslosigkeit?"

Er hing den grauen Schlapphut auf, wischte sich die feuchte Stirn und rief dem Kellner zu: „Fix eine Halbe, ich bin schier verdurstet! Aber — heute will ich mir einen fidelen Abend gönnen! Mein Motiv aus der Schönau bei Berchtesgaden ist fertig!"

„Gratuliere! Hast du in die Landschaft noch etwas Lebendes hinein gebracht?"

„Ja," lachte Gerlitz und strich den schwarzen Spitzbart, der sein hageres Gesicht fast fahl erscheinen ließ, „aber keine Najaden und Waldnymphen, wie ihr meint! Nur einige Wasservögel auf dem kleinen See, diese Modelle waren billiger, und im Baumschatten schwebende Schleier."

„Apropos, du sagtest doch einmal, daß du auch zur Konkurrenz etwas eingereicht hast; bist du gar nicht nervös, Mensch?"

„Nein, ich sagte euch ja, daß ich heute bei Laune bin! Übrigens das Stück, das ich einschickte, ist ganz sicher nicht schlecht; ein Liebhaber, der es einmal sah, als ichs noch nicht vollendet hatte, schrieb mir heute und bietet mir achthundert Mark! Also, — wenn ich's zurück bekomme, hat es seinen Platz! Va banque! Was will man machen bei den schlechten Zeiten, nicht jeder kann ein Böcklin . . . ."

„Meine Herren!" unterbrach der Professor plötzlich die Unterhaltung, „es ist sechs Uhr. Ich bin ermächtigt, nun das Resultat bekannt zu geben. Den Preis erhielt . . ."

Alle umringten den Meister; nur Gerlitz stand abseits; er trank seine Halbe durstig in einem Zuge leer.

„Den ersten Preis erhielt die Sphinx von Gerlitz."

Ein Schweigen — und das Klirren zersplitternden Glases.

„Ja, ja, Gerlitz, Ihre Sphinx!" rief der Professor. „Ich gratuliere, es ist ein Meisterstück, Sie sind ein Genie, junger Freund!"

Digitized by Google

Gerlitz wußte nicht, wie ihm geschah. Er griff an die Stirn, wie ein Automat faßte er nach den Händen, die sich ihm entgegenstreckten, und plötzlich stürzte er mit den Worten davon: „Der Vater, was wird der Vater sagen!“

Als er fort war, sah der Professor langsam im Kreise herum: „Sie hatten Recht, die Sphinx ist wunderbar, das Meer ist hingezauberte Natur, der Sand rieselt, die Rosen duften, alles ist Seele. Gerlitz ist ein Gottbegnadeter.“

Dann grüßte er leicht, trank sein Weinglas leer, klemmte das Einglas ins Auge und verließ den Vereinssaal. —

„Der Gerlitz! Wer hätte das gedacht?“

„Ja, wie sonderbar! Er arbeitet doch so planmäßig und pedantisch.“

„Zu seltsam! Fast all seinen Sachen fehlt entschieden der Charakter!“

„Und der große Blick geht ihm ab.“

„Es ist mehr Mache, weniger Kunst als Arbeit!“

„Aber,“ rief Gisenius, „er hat doch den Preis bekommen!“

„Preis! Das kennt man ja! Bei den Preisgerichten kommen die wunderlichsten Dinge heraus! Weit entfernt, irgend einem der Professoren zu nahe treten zu wollen, aber . . .“

„Ja, ja! Einmal spielt der Zufall, das Glück, eine große Rolle . . .“

„Aber einige von euch nannten vorhin doch selber das Bild so herrlich?!“

„Gewiß, so im allgemeinen gesprochen, aber als Objekt für einen Preis doch nicht.“

„Der Frauenkörper war viel zu keusch aufgefaßt . . . .“

„Das Meer zu süß als Staffage für die Rätselfigur.“

„Und dann: kann aus Wüstensand eine üppige Rose emporwachsen?“

„Ganz sicher, dem Gerlitz ist sein unverschämtes Glück zu gönnen, aber kein Mensch wird bestreiten, daß er keine absolute Künstlernatur ist; er ist zu sehr Pedant, zu kleinlich, Sklave des Tagewerks. Gar kein ideales, künstlerisches laisser aller! Ist denn so was schon dagewesen? Er hat das unmenschliche Glück, den horrenden Preis zu gewinnen, und nun läuft er schnurstracks heim, wie ein Volksschüler, der eine gute Note bekam. Nie einen einzigen leichtlebigen Aufschwung! Gehört solch ein Ereignis nicht mit Sekt begossen, im Jubel gefeiert?!“

„Wer will ihm das verargen! Er ist aus so kleinen, beschränkten Verhältnissen hervorgegangen. Elan muß angeboren sein.“

„Ganz parterre, sozusagen schofel.“

Digitized by Google

„Aber ein guter Kerl ist er!“

„Freilich, und ein Glückspilz dazu!“

„Zehntausend Mark für die Sphinx! Unerhört!“

„Aber ich bitte euch, nur bei einer Preiskonkurrenz! Das darf man nie vergessen! Das zählt doch nur halb! Überhaupt, Größen haben da sicher nicht mitgetan! Das ist mehr für Anfänger, zum Ermuntern.“

„Natürlich! Reden wir doch von etwas Interessanterem.“

* * *

Und Hans Gerlitz stürmt heim. Mit jagendem Herzen, mit fiebernden Schläfen sinkt er an seines Vaters Krankenbett nieder und ruft: „Preisgekrönt, Vater! Meine Sphinx preisgekrönt! Nun kannst du in ein Seebad und auch Erwin darf studieren! Ach, Vater, so bin ich doch kein Stümper, kein Werktagarbeiter, mein Schaffen ist anerkannte Kunst!“

Und des Kranken bebende Hand liegt segnend auf dem Haupt des schluchzenden Sohnes.

Zu spät.

Zu viel des Glückes gabst mir du —
Mein Herz ist viel zu klein dazu.

Einst war es groß und blühend weit,
Mit Gräbern hat's erfüllt die Zeit.

D'rum sind die Freuden nicht für mich,
Die hoch und schlank umstehen dich.

Den stillen Becher reich' mir du,
Trink mir den Wein des Friedens zu.

Mit Rosen nicht, mit Dauergrün,
Mit Efeulaub umkränze ihn!

Dann laß uns lauschen Hand in Hand,
Wie draußen schleicht der Herbst durchs Land.

Wien. Franz Eichert.

Digitized by Google

Zur Entstehung des „Erbförsters“ von Otto Ludwig.

Von Dr. Erich Sieburg-Hattingen.

Heinrich Anschütz besaß, wie er in seinen „Erinnerungen“ selbst sagt, das zur Darstellung der Titelrolle des „Erbförsters“ erforderliche Zeug; leider durfte er mit fast demselben Rechte hinzufügen: „So ist es gekommen, daß das Stück beinahe mein alleiniges Eigentum geblieben ist.“ Jedenfalls währte es lange, bis er in Bernhard Baumeister einen Nachfolger gefunden hatte, der der Tragödie Otto Ludwigs auch außerhalb Wiens dauernde Geltung verschaffen und ihrem menschlich einsamen, aber grandiosen, Helden die Anteilnahme des Publikums sichern konnte. Ganz durchzusetzen vermochte sich das Stück erst in den letzten Jahren; Baumeister hat manchen wackeren Kollegen für den „Erbförster“ begeistert, gastierende Heldenväter führen ihn im Repertoire, die Bühnen unserer Hauptstädte, namentlich die volkstümlichen, ich denke hier z. B. an das Berliner Schillertheater mit der ausgezeichneten Wiedergabe der Hauptrolle durch Max Pategg, haben es, wie zu hoffen steht, nun doch für immer in ihren Spielplan aufgenommen.

Ob unsere Zeit den „Erbförster“ wieder zu Ehren brachte, weil sie in ihm, vielleicht unbewußt, den Typus des realistischen Dramas wiederzufinden meinte, und zwar ganz vollkommen, ohne die Exzesse der eben überwundenen Naturalisten, ohne ihre sich störend aufdrängenden sozialen Tendenzen, ohne die psychologischen Perversitäten Hebbels und die Kränklichkeit der Neueren? Wie dem auch sei, Otto Ludwig ist in seinem „Erbförster“ Gemeingut des Volkes geworden, nicht nur des literarischen Publikums; und mag dieses über die ästhetischen Mängel der Tragödie auch noch nicht hinweggekommen sein, auf die naiv Genießenden wird sie nie ohne tiefe Wirkung bleiben. Auch die Kritiker wären in ihren Ausstellungen vielleicht etwas zurückhaltender, hätten sie von vorne herein den Wunsch erfüllt gesehen, den Gustav Freytag in seinem Aufsatze über Otto Ludwig andeutete, das Werden des Werkes in der Seele des Dichters miterleben, es in seinen Uranfängen betrachten zu können. Der im Goethe-

Digitized by Google

Schillerarchiv zu Weimar sich befindende, jetzt der Einsicht des Forschers geöffnete handschriftliche Nachlaß Ludwigs ermöglicht das bei ihm, wie bei wenigen andern Dichtern. Eine lange Reihe von Planheften hindurch ist die Entwicklung des Werkes aus Anfängen, die inhaltlich dem hier behandelten Stoff ganz fernstehen, zu verfolgen, in rastloser Selbstkritik unterzieht der Dichter die verschiedensten, im einzelnen oft bewundernswerten, Entwürfe stets neuen Änderungen, kein Wunder, wenn, nachdem endlich das Ziel erreicht ist, vielleicht manches Gute geopfert, manches Störende beibehalten wurde.

Die ältesten Wurzeln des „Erbförsters“ liegen, wie Erich Schmidt in seiner Einleitung zu Ludwigs dramatischen Fragmenten knapp andeutet, in dem (ungedruckten) Trauerspiel „Die Waldburg“. Es umfaßt 5 Aufzüge und wurde in der Zeit vom 4. bis 17. Januar 1845 niedergeschrieben. Seine Quelle war nicht zu ermitteln, die Motive der zusammenhangslosen, meist auch unleserlichen, Vorentwürfe und Skizzen mögen durch die Fabel des fertigen Stückes Verständnis finden, das, nur als Dokument des Entwicklungsganges unseres Dichters interessant, in der grotesken Figur seines Helden an E. T. A. Hoffmann, in der Verwertung somnambuler Stimmungen an Kleist, in der reichlich beigemischten Sentimentalität an Iffland, in manchem auch, namentlich den Liebesszenen, an „Kabale und Liebe“ erinnert. Der Held ist der halb wahnsinnige Kastellan der Waldburg, der dem Geschlechte seiner Herrn den Untergang geschworen hat, weil es von jeher seiner eigenen Familie zuwider gewesen sei, und er selbst es nicht vergessen kann, daß ihm der jetzt regierende Graf Leopold einst Schwester und Jugendgeliebte verführte. Die Handlung entwickelt sich romanhaft, analytisch: Ernst, der Sohn des Kastellans, ist nach längerer Abwesenheit nach Hause zurückgekehrt; Clara, seine frühere Gespielin, das Mündel des Alten, hat sich inzwischen Heinrich, einem jungen Maler, zugewandt, der sich vor einiger Zeit auf der Burg einmietete. In Wirklichkeit ist Heinrich Graf Leopolds Sohn; um einer von seinem Vater aus äußerlichen Gründen gewünschten Verbindung zu entgehen, zog er sich auf diese sonst unbewohnte Stammburg seines Geschlechtes zurück, der Vater aber, der seinen Aufenthalt entdeckt hat, und der um jeden Preis die Heirat zu stande bringen möchte, folgt ihm, wiewohl er sterbenskrank ist, nach. Doch vergebens sucht er Heinrichs Verhältnis zu Clara zu lösen, bis er dieser durch den Kastellan einreden läßt, sie sei Graf Heinrichs Schwester. So treibt er sie in Ernsts Arme, der über ihren Verlust untröstlich war; da sie aber trotzdem ihrer Liebe nicht entsagen kann, sucht sie in einem See den Tod. Der Alte, der alles zu gegenseitiger Vernichtung aneinanderhetzen will, klärt nun Heinrich auf, aber so, als sei nicht er, sondern Ernst mit dem Grafen im Komplott gewesen. Ernst kommt hinzu. Beide fallen im Kampfe gegeneinander vor den Augen des Vaters, dem der teuflische Kastellan jetzt enthüllt, daß Ernst nicht sein, sondern eben des Grafen Sohn gewesen sei, den er gleich nach der Geburt mit seinem eigenen vertauscht habe. Aber auch dieser wird das Erbe nicht antreten, sterbend zeigt der Graf den Brief, der seinen Tod meldet. Der

Digitized by Google

Kastellan läßt die Brandfackel an das Schloß legen und stürzt sich in die Flammen.

Eine gräßliche Handlung, der, wie der Dichter wohl empfand, kein höheres dramatisches Interesse abzugewinnen war, besonders der Hauptfigur nicht. Er sah auch bald ein, daß er ihr dieses Interesse nicht verschaffen konnte, wenn ihr Handeln weiterhin nur dem wunderlichen Rachemotiv entsprang, er fügte ein neues, edleres hinzu, das des gekränkten eigenen Rechtes, und entwickelte dieses so, daß darüber das andere fast vergessen, mindestens in völliger Veränderung untergeordnet wurde.

So heißt es in den Variationen, die die Fabelmotive der „Waldburg" weiterhin erfahren: „Wenn nun der Alte sehr rechtlich wäre und ein anderer der Intrigant — In seinem wütigen Schmerze, in dem er sich selbst glaubt, der Graf habe durch Ernst seine Enkelin (früher Mündel) verdorben, faßt er den gräßlichen Racheplan, die ganze Familie zu vernichten." Schon darin liegen die wesentlichen Vorbedingungen für die neuen, zum „Erbförster" überleitenden, Motive: Rechtsgefühl, Mißverständnisse, das Alte fällt gänzlich, nachdem es die Stimmung für das Folgende vorbereitet hat, man müßte denn die rein äußerliche Situation: den Gegensatz zweier durch die Liebe der Kinder verbundenen, dann aber feindlichen Familien, als Rest der alten „Waldburgtragödie" ansehen.

Zunächst sucht der Dichter den neuen Stoff zeitlich zu bestimmen. Er will das Drama in den Bauernkrieg verlegen, dann in die Zeit der französischen Revolution, schließlich denkt er an Ereignisse der jüngsten Vergangenheit. Bei einem in der Gegenwart spielenden Stück bleibt es schließlich. Größere Schwierigkeiten machen die neuen Fabelmotive. Wir begegnen ihnen in einer solchen Fülle steten Wechsels und immer mehr ausgedehnten Verästelung, daß sie sich nur schwer auf einige Grundelemente zurückführen lassen, obschon ein neues Personenverzeichnis dem des „Erbförsters" ziemlich analog ist, die Hauptcharaktere auch schon auf denselben Ton gestimmt sind und der Kausalnexus des Ganzen, wie er von Anfang an vom Dichter empfunden war, keinen wesentlichen Veränderungen mehr unterworfen wurde. Eine bis zum „Terrorismus" gehende Rechtlichkeit bildet die tragische Anlage im Charakter Wilm Berndts, wie der Held fortan genannt wird, Feinde, Unglück und Zufälle treiben ihn zum furchtbarsten Starrsinn, der die Katastrophe herbeiführt. Berndt hat einen bösen Geist, einen gewissen Schoche, dessen er sich, allen Warnungen zum Trotz, in einer Rechtssache gegen den gemeinsamen Gutsherrn, den Grafen, angenommen hat, zu seinem Unglück, denn Schoche ist ein lüderlicher Mensch, sogar der geheime Feind Berndts, in dem er den überlegenen Tugendaristokraten erblickt, der in seinem lächerlichen Rechtsfanatismus sein Lebensglück für die Echtheit eines Papieres einsetzt, von dem Schoche sehr wohl weiß, daß es gefälscht ist. Dem irregeleiteten Helden ist es ein Zeugnis seiner Rechtlichkeit, das man ihm im Falle seines Unterganges in den Sarg mitgeben soll, wie später dem „Erb-

Digitized by Google

förster" das Blatt mit dem Bibelspruch, der, wie er glaubt, seine Mordtat rechtfertigt. Dieser Untergang erfolgt schließlich aus einem weiteren Irrtum des Helden, der seinen Sohn vom Grafensohne ermordet glaubt. Zuerst dachte sich der Dichter diesen Sohn wirklich erschossen, aber nicht etwa vom jungen Grafen, sondern von dem wildernden Todfeinde des Helden, vielleicht aus Rache wegen des Mißerfolges bei der Werbung um dessen Tochter; oder es wird ein Dritter erschossen und irrtümlich für Berndts Sohn gehalten, und, wie später im „Erbförster", tritt auch hier im letzten Augenblicke der „Totgeglaubte" auf, der, um seines Vaters Recht zu verfechten, auf Drängen der Mutter in die Stadt gegangen war, während die Ermordung des Dritten sich ereignete. Die Nachricht vom Tode seines Sohnes könnte der Held auch nach einer Versöhnungsszene mit dem Grafen erhalten und nun, in der Überzeugung, er sei betrogen, erst recht auf Rache sinnen: „Kopf um Kopf und Zahn um Zahn." Darin haben wir schon die Stimmung des entsprechenden Auftritts im „Erbförster" (IV, 7), die überhaupt fast gleichzeitig mit der Konzeption der neuen Idee in Ludwig aufging: „Schrecklich, wie der Bauer geht, dem jungen Grafen aufzulauern, wie ihn seine Frau abhalten will", heißt es, und dann weiter: „Es kommen immer mehr Nachrichten, die es fast unzweifelhaft machen, daß der Bauernsohn erschossen, endlich steht er taumelnd auf, langt nach dem Gewehr!"

Das Liebesmotiv für die Kinder der feindlichen Häuser, also hier zwischen Grafensohn und Bauerntochter — einmal ist auch an ein umgekehrtes Verhältnis gedacht worden — scheint anfangs nicht die Rolle gespielt zu haben wie in den späteren Entwürfen und namentlich im „Erbförster" selbst. Das Ganze war dem Dichter vielleicht vorläufig nur ein Mittel, das Düstere der Fabel erträglich zu machen und alles poetisch zu erhöhen, wenn auch ein in seiner Anwendung noch ziemlich verfehltes Mittel. Die Naivität dieser Liebenden, denen die „Welt noch ein wunderbares Märchen" ist, scheint unmöglich, ihre Empfindsamkeit, hier und auch im folgenden Hefte durch den Gedanken an den baldigen Tod des schwindsüchtigen Grafen noch gesteigert, bizarr. Eine gesündere Auffassung des Verhältnisses geht nebenher und gipfelt vorläufig in einer Charakteristik des Mädchens: „Marie darf keine Nebenperson werden, ein liebliches Blümlein, selbst in seiner Finsternis lieblich. Etwas Melancholisch-Poetisches in der schönsten ungekünstelten Natur — dies überhaupt die Grundstimmung des Ganzen;" damit ist ein natürlicherer Ton angeschlagen, auf die Gestalten des Herrensohnes und Mariens fällt allerdings auch im folgenden noch das hellste poetische Licht, aber sie werden individueller.

Über ihr Eingreifen in die Handlung war Ludwig sich zuerst nicht ganz klar. Anfangs dachte er daran, den Herrensohn durch den Bauern sterben zu lassen, erst später spricht er von der erschossenen Tochter: „Darauf wird seine erschossene Tochter gebracht, bei deren Anblick er außer sich gerät . . . . Der Zuschauer weiß nicht, was er getan, er muß es bloß ahnen." Bald wiederholt sich diese Szene, deren Ähnlichkeit mit der Schlußszene im „Erbförster" sich immer mehr ausbildet.

Digitized by Google

Noch ein anderes Liebesmotiv sollte zur Verwendung kommen, das zugleich der seelischen Erregung des Helden eine gewaltige Steigerung gab: Die Eifersucht. Der Intrigant, der ihn gegen den Grafen hetzen will, weist ihn auf ein Verhältnis des jungen Grafen mit seiner Frau hin. Diese macht wirklich einen Bittgang für ihren Mann zum Grafen, ihrem früheren Liebhaber, der jetzt ihre Notlage für sich ausnutzen will; oder zu dessen Beamten, dem Vogt, der in demselben Verhältnis gedacht werden könnte, und dem sie, wenn sie ihn mit ihrem harten, schroffen Manne vergleicht, auch jetzt noch ihre Sympathie nicht versagen kann. Aber sie bleibt seinen Versuchungen gegenüber fest.

Der Held weiß ihr dafür keinen Dank, da sie in seinen Augen nur ihre Pflicht tut. Auch sonstige versöhnende Elemente vermögen nichts über ihn, die Not seiner Kinder rührt ihn nicht, die Sendung des Pfarrers, der, wie im „Erbförster", das gute Verhältnis zwischen ihm und dem Herrn wieder anbahnen will (II, 8), ist erfolglos; er tut alles, was die Katastrophe beschleunigen kann, die dann nach Aufklärung der die Handelnden in ihrem Vorgehen gegeneinander leitenden Mißverständnisse etwa so erfolgt, daß der Held sich selbst richtet.

All diese Fabelelemente einschließlich der bisher noch nicht behandelten würden zusammen also etwa folgende Grundfabel ergeben: Der wohlhabende Gutspächter Wilm Berndt hat sich einer zweifelhaften Rechtssache Schoches angenommen, der ihn, sein übertriebenes Rechtsgefühl mißbrauchend, nur eigenen verbrecherischen Absichten dienstbar machen will. Berndt überwirft sich seinetwegen mit dem ihm sonst befreundeten gräflichen Gutsherrn, er verliert seine Pacht, bleibt aber allen Warnungen gegenüber unzugänglich. Der Bittgang der Frau zum gräflichen Vogt, der sie als alter Liebhaber zwar freundlich aufnimmt, dem Berndt aber, zudem im Einverständnis mit Schoche, keineswegs gewogen ist, bleibt erfolglos. Anderseits macht das Vorgehen des „Ohms" (Wilkens im „Erbförster"), dessen Vermögen ihren mittellosen Kindern als Erbe zufallen soll, ihre Lage noch verwickelter. Der Alte will sich gänzlich zurückziehen, wenn sie sich nicht augenblicklich von Berndt trennt, diesem ein vorgeschossenes Kapital kündigen, so daß seine Lage immer schwieriger wird. Aber auch seine Weltanschauung hat sich dementsprechend entwickelt. Das Recht, das ihm nicht wird, nimmt er sich, er und die Kinder wollen leben, Holz und Wild sind für alle da, er geht unter die Wildschützen. Reden über das „Jagdrecht", wie ähnlich im „Erbförster" (III, 2), finden sich, doch liegt in diesen Szenen nicht der Schwerpunkt des Ganzen, denn obgleich Ludwig einen Teil dieser Skizzen „Das Jagdrecht" überschrieb und auch später in Briefen noch wiederholt vom „Jagdrecht" als dem Titel des geplanten Stückes spricht, sollte das wohl nur eine vage Bezeichnung des zu bearbeitenden Stoffgebietes sein. Die Betonung des natürlichen, mit dem Menschen geborenen, Rechtes gegenüber der verknöcherten Konvention war vorläufig die Hauptsache. Dementsprechend philosophiert der Held. Er wächst vor sich selbst. Es ist ihm nicht genug, sein eigener Anwalt zu sein, er will zugleich das Recht der ganzen Menschheit vertreten: „ab und zu muß einer kommen, der

Digitized by Google

dem Unwesen ein Ende macht". Zudem will er ein „einheimisches Recht", er soll einmal auftreten mit dem „Tacitus in Händen", woraus er liest, daß die alten Deutschen kein Gericht über solche Dinge — Jagdfrevel u. s. w. — hatten; man denke sich den „Erbförster", etwa (IV, 2), mit dem Tacitus in der Hand, und man wird Ludwig beistimmen, wenn er diesen Helden noch selbst als „eine Art Don Quixote" empfindet, vielleicht zu streng, immerhin bietet er damit ein wichtiges Kriterium zur Tragik des Stoffes überhaupt, der sich nun dem Vorigen entsprechend weiterentwickelt. Es wird ein letzter Versuch gemacht, dem Berndt zum Recht zu verhelfen, der Sohn geht in die Stadt zum Advokaten. Die Ermordung des unbekannten Dritten würde dann zwischen den dritten und vierten Akt fallen, im Anfang des vierten Aktes das Zusammentreffen Mariens mit dem Grafensohne vorbereitet werden, dann Berndt die falsche Nachricht vom Tode seines Sohnes erhalten. Es folgte eine Szene zwischen den Liebenden im Walde, und der Schuß des Helden, der im Glauben, den Sohn zu rächen, die eigene Tochter trifft. Das Ende ist wie sonst.

Mit einem vom 10. Mai 1846 datierten Heft beginnt eine neue Arbeitsperiode Ludwigs. Die in ihrer Mannigfaltigkeit noch reicheren, ja verwirrenden Einzelheiten der Handlung werden sorgfältig herausgearbeitet, die sich vorfindenden Personenverzeichnisse werden individueller, neue Personen kommen hinzu. Wir finden die Namen Robert, Sophie, Andres, Maria, Wilm, Wilkens, Frei, Lindenschmidt, Weiler, denen wir im „Erbförster" wieder begegnen, der Gutsherr heißt „Herr von Waldenrode", Berndt ist als „gewesener Gemeindebrauer von Rodenwalde" gedacht. Das Streitobjekt zwischen dem Herrn und Schoche und nachher Berndt bildet Schoches Häuschen, dessen Verkauf der Herr zur Erweiterung seiner eigenen Güter erzwingen will. Sein Amtmann soll die Sache ins Reine bringen, womöglich das alte freundschaftliche Verhältnis mit Berndt wiederherstellen; doch, ein alter Liebhaber von Berndts Frau, also ein Nachfolger des früheren Vogtes, macht er durch seine Intriguen den Riß erst recht unheilbar. Dieser gekränkten Liebe und einem hündischen Diensteifer gegen seinen Brotherrn, die an den „Möller" des „Erbförsters" erinnern, entspringt sein Handeln, dessen volle Motivierung erst eine diesen Skizzen entsprechende Ausführung des Stoffes ergeben hätte. Seinen Titel sollte das Stück jetzt erhalten von den zu einer Bande vereinigten „Wildschützen", denen der Held sich beigesellt. Ein Vergleich mit Goethes „Götz", mehr noch mit Schillers „Räubern", liegt nahe, wenngleich keine Äußerung Ludwigs dazu zu finden war. — Berndts sonstige Verhältnisse sind unverändert, nur wird sein Übergang zu den Wildschützen eingehender motiviert. Erst nachdem alle seine Hoffnungen fehlgeschlagen, nachdem man ihn durch hinterlistige Agitationen irregemacht, nachdem ihn Schoche mit seinen Sophismen: wenn das Wild nur für die Adeligen bestimmt wäre, hätte ihm Gott auch gleich ihr „Wappen in den Pelz gebrannt" u. s. w. vollends verwirrt, gibt er nach, obgleich er früher, bei ungetrübter Anschauung, seinen eigenen Sohn dem Herrn wegen eines Jagdfrevels angezeigt hatte. Aber auch jetzt weiß er den Abstand zwischen

Digitized by Google

sich und den Wildschützen zu wahren, bleibt sich seiner sittlichen Überlegenheit bewußt und behandelt sie mit Verachtung. Der Schluß wird beibehalten: Robert, ebenfalls von Berndt getroffen, stirbt, nachdem er die endgültige Aufklärung gebracht hat.

Ein in der Berliner Zeitschrift „Bühne und Welt" (2. Jahrg. Heft 22) von Houben veröffentlichter Brief Ludwigs (März 1847) an Gutzkow, den damaligen Dramaturgen des Dresdener Hoftheaters, faßt das schon Bekannte knapp zusammen. Nur sollte nach ihm der vermeintliche Mord des Sohnes des Helden nicht vom Sohne des Herrn, sondern von einem herrschaftlichen Jäger ausgehen, der vielleicht derselbe Jäger oder „Förster" ist, den der Dichter bald darauf mit Berndt zu identifizieren denkt. Wir stoßen auf die interessante Bemerkung: „Berndt hat den Stolz eines Naturfohnes, ist er Förster gewesen?" Vorläufig spielt dieser Förster noch keine Rolle, Unentschlossenheit im Handeln, Zaghaftigkeit in seinem Vorgehen gegen die Wildschützen, tiefste Devotion seinen Vorgesetzten gegenüber, sind für ihn bestimmend. Dann zeigt er sich in sehr vorteilhafter Umwandlung. Er sollte zur Hauptfigur werden. Beide Intriganten, der Amtmann und Schoche, sollten, wie schon früher Schoche und der Vogt, zum Schaden des Helden, und vielleicht auch des Herrn, zusammenarbeiten. Daran knüpft Ludwig bei Verschiebung des Stoffes auf den Förster als seinen weiteren Hauptträger an. Hören wir ihn: „Der alte (?) Förster verliert zum Lohne für sein dem Herrn falsch dargestelltes Wirken für den Herrn (er ist vielleicht einem Komplott im Wege) seinen Dienst. Er — in seinem Briefe steht, er dürfe ohne Vergehen nicht abgesetzt werden — will nicht Platz machen, ein neuer Förster ist ernannt, und jener, der sein Amt noch mit Gewalt besorgt, als Wildschütz erklärt. Die Behörden nehmen seine Beschwerden nicht an, Drohungen des neuen Försters, der sich zeigen will." Bald darauf heißt es: „Ist er doch der Förster, so hatte man Gelegenheit, die Sache besser zusammen zu drängen. Amtmann müßte weg." Leider verschwimmt dann die Gestalt des Försters wieder mit Wilm Berndt, der vorläufig noch der Held bleibt, während jener seiner alten Bedeutungslosigkeit wieder anheimfällt.

Immerhin sind in der Charakteristik Berndts und auch der übrigen Figuren Fortschritte zu bemerken. Berndt redet und handelt schon ganz wie der spätere Erbförster; Sophie sollte vorderhand noch poetisch erhöht, mit einer gewissen geheimnisvollen Mystik umgeben, ihr das „second sight", ein erregtes Ahnungsvermögen verliehen werden, das ihr das Unglück ihres Hauses im voraus zeigt. „Gespenstig" ist das bezeichnendste Wort für ihren Zustand, das sich denn auch bis in den „Erbförster" (V, 7) erhalten hat, während sie sonst dort diese pathologischen Züge verliert, vielleicht, da derlei abnorme Erscheinungen einer lebenswahren Ausgestaltung der Figur im Wege standen, zu ihrem Vorteil.

Wesentliche Wendungen in der Entwicklung des Stoffes sind dann zunächst nicht mehr zu bemerken, abgesehen von Namensveränderungen — der Herr heißt hier einmal „Oberstlieutnant von Steinrück", dann wieder „Kriminalrat von

Digitized by Google

Waldrode" — und äußeren Handlungsmotiven, so taucht hier die verhängnisvolle „Flinte mit dem weißen Riemen" (im „Erbförster" „mit dem gelben Riemen") zum ersten Male auf, auch werden die wörtlichen Übereinstimmungen mit dem Texte des vollendeten Stückes zahlreicher.

Vielleicht erfuhren „die Wildschützen" doch ihre völlige Ausgestaltung; ein dünnes Oktavheft vom Dezember 1847 bringt wenigstens einen Akt für Akt ziemlich klar erzählten Gang des Stückes, aus dem ich das Wichtigste mitteile, das Titelblatt gibt sogar ein genaues Resumé seiner Ausdehnung und seiner Anforderungen an den Bühnenregisseur. Das Vorspiel zeigt uns Berndt, der Robert, dem Sohne des feindlichen Gutsherrn, dem Bräutigam seiner Tochter, die Türe weist, dann aber seinen eigenen, von Schoche zum Wildern verführten Sohn zwingt, sich zur Sühne seines Vergehens dem Herrn auszuliefern. Im ersten Akt erfahren wir aus einer Unterhaltung der Wildschützen, daß Wilm sich getötet hat. Sie schieben die Schuld dem Herrn zu und wissen Berndt auf diese Weise, indem sie zugleich ihre Sache zu einer allgemein menschlichen machen, für sich zu gewinnen. In ihre wirklichen verbrecherischen Pläne — sie wollen z. B. das Schloß anzünden — eingeweiht, wendet er sich im zweiten Akt wieder von ihnen ab, schickt sogar seinen Sohn Andres aufs Schloß, seinen alten Freund zu warnen. Dieser aber, schon in früheren Skizzen ein von krankhaftem Mißtrauen gegen alle Welt, und Berndt insbesondere, erfüllter Hypochonder, will trotz Roberts und des Pfarrers Vorstellungen seine Zweifel nicht aufgeben, die mit jeder Nachricht neue Nahrung erhalten. Seine Drohung auf die Meldung, „die Flinte mit dem weißen Riemen" sei gesehen worden, kommt schließlich auch in äußerster Entstellung zu Berndt. (dritter Akt). Im vierten Akt erzählt Schoche, der Träger dieser Flinte sei „im heimlichen Grund" vom Junker erschossen. Kein Zweifel, daß es Andres war. Im heimlichen Grund folgt dann die Unterredung zwischen Maria und Robert, der seinen Vater veranlassen soll, die Verfolgungen gegen Berndt einzustellen. Gemeinsam gehen sie dann dem Schusse Berndts entgegen. Auch Robert wird getroffen, erreicht aber das Haus noch, um die schreckliche Aufklärung zu bringen. Andres lebt. Trotzdem hofft Berndt bis zum letzten Augenblick. Die betreffende Szene ist fast ganz ausgeführt und ziemlich wörtlich in den „Erbförster" (V, 7) übernommen. Dann kommen die Träger mit Mariens Leiche. Sophie stürzt tot darüber hin. Berndt, dem der Kriminalrat, der sich auch schuldig bekennt, die Mittel zur Flucht nach Amerika bietet, will „in die Gerichte" gehen, dann findet er sich wieder, nachdem beiden die Erkenntnis gekommen ist: „Wir wollten beide das Recht, aber wir wollten's nicht recht". Er ist bei derselben Größe milder. In dem Schlußsatze endlich: „Das ist die Krankheit, an der die Welt jetzt darniederliegt, sie modeln die Gesetze nach ihrer Schwäche", mag sich ein Teil der politischen Erfahrungen aussprechen, die Ludwig an dieses Vorjahr der Revolution knüpfte.

Weitere Ausarbeitungen des Stoffes, der sich nun bald endgültig zur Handlung

Digitized by Google

des „Erbförsters" umformen mußte, fehlen; wesentlichen Anteil daran haben nach Ludwigs Äußerungen die Ereignisse des Jahres 1848, wenn die Wurzeln seiner Begeisterung für den weltfremden Wilm Berndt schließlich auch in seiner eigenen harten Jugend, seinem eigenen Wesen, zu suchen sein mögen. In seinen Bekenntnissen zur Entstehung des „Erbförsters" ignoriert er diesen Wilm Berndt völlig und spricht vom Erbförster als einer Gestalt, die ihm in seiner Phantasie ganz unvermittelt erstanden sei, allerdings unter dem Eindrucke der Ereignisse des Revolutionsjahres. Unsere Betrachtung hat uns eines anderen belehrt, aber wir können uns diese Äußerungen des Dichters, die er niederschrieb, als er nur auf das lange vollendete Werk zurückzublicken brauchte, und ihn die tausendfachen Motive der lästigen Vorarbeiten nicht im mindesten mehr kümmerten, wohl erklären. Schließlich gibt ja auch die Bemerkung eines seiner Briefe an Julian Schmidt: „. . . . was mich während der (revolutionären) Vorgänge selbst unerträglich drückte, dieser Alp konnte in seiner poetischen Gestaltung nicht unerquicklich werden. Ich trug mich damals mit einem Stoffe, der in seiner Anlage solche Imprägnierung durchaus nicht abwies. In einer Nacht plötzlich erwachend hatte ich das ganze Werk mit allem Detail plötzlich vor meiner Phantasie . . ." das Vorhandensein eines früheren Stoffes, auf den vielleicht auch schon die im Jahre 1845 in Leipzig wehende „halbrevolutionäre" Luft wirkte, doch zu und bietet zugleich die Möglichkeit, den daraus und den sonstigen Äußerungen Ludwigs erwachsenden Widerspruch zu lösen: Die Vorgänge der Zeit bestätigten ihm eben die menschliche Wahrheit seines Problems, und aus dieser Erkenntnis und äußeren Erfahrungen, die mit seinen innern übereinstimmten, schöpfte er die Kraft und die letzte Anregung, es auszudichten.

Natürlich finden sich im „Erbförster" auch manche auf Ludwigs Lektüre hinweisende Züge, wenngleich manchmal von literarischer Abhängigkeit die Rede ist, wo es sich nur um eine zufällige Wesensverwandtschaft handelt. E. T. A. Hoffmanns und Kleists Einfluß werden stark überschätzt, von Hebbel ist er ganz unabhängig, Ifflands damals noch mitunter gespielten „Jägern" mag er das eine oder andere Motiv entnommen haben, im Grunde blieb er, wie sehr man anderseits in der „Sturm- und Drangperiode" nach Vorbildern für ihn suchte, die ihm stets fremd waren, sein eigener Meister, der sich aber auch der Mängel seines Werkes bewußt war, und der vor der peinlichsten Selbstkritik nicht zurückschreckte. Um so eher verdient er gehört zu werden, wenn er sich gegen seine Richter verteidigt; sein Werk selbst unterstützt ihn dabei, es lebt heute wie damals und gewinnt dem Dichter täglich neue Freunde.

Digitized by Google

Neue Lyrik.

Von Laurenz Kiesgen-Köln.

I.

Die Kenntnis der Mittel lyrischen Kunstschaffens ist heute sehr verbreitet. Ganz im Gegensatze zu jener kaum vergangenen Epoche, da es selbst den berufenen Dichtern an der Fähigkeit, sich wohllautend und merkwürdig auszusprechen, gebrach, sind wir heute der gewiß um so gefährlicheren Periode eines lyrischen Alexandrinertums nahe, vielleicht schon mitten in sie hinein gelangt". So beginnt Richard Schaukal eine Zuschrift an das Berliner Literarische Echo über „Lyrische Zeichen der Zeit". Seine Klage weckt denselben Widerhall, der kürzlich in den gleichen Blättern aus den Worten eines anderen Wieners, des Poeten Camill Hoffmann klang: „Es ist heute dem gewitzigsten Kenner kaum mehr mit zweifelstillender Sicherheit zu sagen möglich, was künstlerisch echt, was falsch sei". In der Tat, beherzigenswerte Worte. Die Zahl der lyrischen „Talente" wächst von Tag zu Tag. An und für sich wäre das sehr zu begrüßen, wenn die Talente eben — Talente wären. Aber meist sind sie's nicht. „In der Tatsache, daß sie „dichten" und nicht etwa Südfrüchte in Papier wickeln, sehen sie, Verblendete, die nur im Echo ihrer Kreise sich vernehmen, ihre Bedeutung", sagt Schaukal. Ach, wenn sie noch alle als Nebenbeschäftigung eine so reinliche Arbeit betrieben, Südfrüchte in Papier zu wickeln! Oft scheinen aber jene „Dichter" direkt von mißduftender und verrohender Tätigkeit hergekommen zu sein, so „wohllautend und merkwürdig" verstehen sie sich in Versen oder auch — in Zuschriften an den armen Referenten auszudrücken, der sie am besten meidet wie keifende Marktweiber.

Der rheinische Poet Rudolf Herzog gibt eine Sammlung seiner Lyrik unter dem Titel „Gedichte"[1]) heraus, die neben manchem früher

[1]) Stuttgart 1903, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Digitized by Google

veröffentlichten Stücke auch genug des Neuen enthält. Wertvoll ist die Sammlung vor allem, weil sich daraus ein geschlossenes Bild des Dichters ergibt. Rudolf Herzog ist ein Minnesänger, der zauberische Romantik mit der Kühnheit moderner, freierer Lebensauffassung verbindet. Was sind Tugend und Fehle? Blasse Begriffe gegen die Herrlichkeit des roten, lachenden Lebens. Er erscheint uns wie ein Tannhäuser, den Frau Venus nicht mehr losläßt, ein Abenteurer, um dessen Schicksal uns bangt, der aber gleichwohl unsere Sympathie besitzt, weil er ein Könner ist. Heiter und sinnlich ist vorwiegend der Charakter des Buches, hier und da auch etwas dilettantisch und bänkelsängerisch; sehr viel Kehrreim wird benutzt, mit Glück und mit Geschick, auch wohl schon ungeschickt. Im ganzen ist es kein reines, abgeklärtes Buch; stürmisch, drängend gibt sich dieser Dichter, der sich wohl nicht ohne Absicht sehr häufig als Reiter einführt. Kräftig klingen die Balladen. Das Liebesthema steht zu viel im Vordergrunde; in manchem Lied von der Art des „Insgeheim" geht Herzog bis hart an die Grenze des Aussprechbaren.

Ein schmächtiges Bändchen „Gedichte"[1]) gab Rudolf Hirsekorn heraus. Er hat damit weise Beschränkung geübt und zeigt sich gewiß als einen Dichter, wenn auch vorläufig mehr als einen Versprechenden, denn als einen aus der Fülle Gebenden. Die Heide wird mit gereifter Anschaulichkeit im Bilde festgehalten (S. 24—31). Sehr fein und knapp ist u. a. auch das Gedicht S. 55, das ich zur Kennzeichnung des Dichters hierhinsetze:

Lachend schwebt ob Feld und Hag,
Hell im Sonnenflimmer,
Erntereicher Julitag,
Schwer von goldnem Schimmer.

Bläulich in der Ferne liegt
Duftzerflossnes Zittern,
Hügelzug und Tal durchfliegt
Sensenklang von Schnittern.

Eine junge Dirne kehrt
Heimwärts, traumverloren,
Und ein Reiter gibt dem Pferd
Trotzig beide Sporen.

Ein talentvoller Dichter ist Anton Renk. Sein letzter Band: „Über den Firnen — Unter den Sternen"[2]) spendet aus der Fülle einer längeren dichterischen Arbeitsperiode und aus der Vielseitigkeit einer starken poetischen Kraft. Wenn auch nicht jeder mit den philosophischen Ansichten Renks übereinstimmt, wenn auch eine weniger gelungene Arbeit mit unter die schönen Verse geraten ist, das kann nicht hindern, in Anton Renk einen tüchtigen Poeten zu verkünden. Der gewaltige Zauber der Hochgebirgswelt hat seine Seele gestreift, und er weiß uns ihre Großartigkeit in knappen Versen vor Augen zu stellen. Er sagt nicht zu viel, wenn er sich unterfteht, als neuer Moses aus seines

[1]) Hamburg 1903, Alfred Janssen.
[2]) Linz-Wien 1903, Österreichische Verlagsanstalt.

Digitized by Google

„Vaterlandes Schroffen der Poesie lebendgen Quell" zu schlagen. Sein Sehnen zum Licht ist ihm wie ein Gottesdienst:

Zur Firnenwarte will ich gehen,
An der der Sonnenstrahl zerbricht,
Und meinen Herrgott will ich sehen
Von Angesicht zu Angesicht! oder:

Auf, durch wilde Felsenklüfte,
Wo nur mehr die Gemse geht! . . .
Höhensehnsucht . . . Höhensehnsucht!
Jeder Schritt wird zum Gebet.

Angesichts dieser und anderer wohlgeratenen und tief poetisch wirksamen Bilder aus dem Hochlande verzeihen wir es dem Dichter, wenn er anderseits mehr originell als dichterisch vom „Hochweltsturm" sagt:

Der Herrgott spricht vom Felskatheder,
Und die Natur stenographiert
Mit der Zerstörung Riesenfeder
Das Weltgesetz, das er diktiert.

Kräftig und sehr oft innig sind auch die erotischen Lieder Renks; allein um des schönen, einheitlichen Zyklus „Anna" (S. 161—201) willen würden wir ihm all die anderen, in den einzelnen Abschnitten zerstreuten Liebeslieder geschenkt haben. Eine sorgfältigere Auswahl dürfte sich überhaupt bei einer Neuausgabe des Buches wohl anraten lassen.

Zwei lyrische Sammlungen konzentrieren die Glut ihrer Liebesverse auf eine Weiblichkeit, eine Beschränkung, die man der bekannten Flatterliebe der meisten Lyriker gegenüber schon lobend hervorheben kann. Hanns Holzschuher schrieb „Maria. Traum einer Liebe"[1]). Über den „Buchschmuck" von A. Weisgerber brauche ich glücklicherweise nichts zu sagen. Das Buch trägt die Widmung „Dir, die du warst, eh' du ins Leben gingst." Es ist meist in freien Rhythmen geschrieben, die das Zerrissene, Herb-Wehmütige, anfangs auch das Zarte und Tiefempfundene, der Stimmung recht treffend zum Ausdruck bringen. Aber die freie Versform verleitet auch oft zum Gesuchten, zur hohlen Wortwiederholung, zur unwahren Pathetik, und all diesen Fehlern hat Holzschuher nicht standhalten können. Aber wenn er ihnen auch oft erlag, er hat Dichterblut. Der Gegenstand dieser Liebe ist nicht hoch. Wir glauben es einfach nicht, daß die Verse ernstgemeint sind, die so protzig behaupten „Meine Liebste haben sie mir gestohlen, so mag auch mich der Teufel holen". Besser kann man dem Schlußverse zustimmen: „Verflucht sei der Liebe Bann", wobei man unwillkürlich das „der" demonstrativ faßt.

Viel künstlerischer faßt Jon von Goldmar sein Versbekenntnis „Eine Leidenschaft"[2]) auf. Er kleidet das Liebesleben, das die verstorbene Agnete zu ihm, dem Weltenbummler, im Herzen getragen hat, in nachgelassene Tagebuchverse, gewiß kein sehr origineller Gedanke, aber hier doch durch kleine Züge, z. B. durch

[1]) Leipzig 1903, Herm. Seemann Nachf.
[2]) Köln 1903, Albert Ahn.

Digitized by Google

die Erwähnung des kunstvollen, japanischen Kästchens sehr wahrscheinlich gemacht; auch wird durch die ganze Anordnung die leidenschaftliche Klage, die der lebenden Gattin des „anderen" peinlich anstehen würde, künstlerisch erträglich und gemildert. Es ist echtes, leidenschaftliches Blut in den Versen, das läßt sich nicht leugnen. Schade, daß manche Zeile an dem dilettantisch wirkenden „et" laboriert.

Einen Erstling spendet Joh. Ev. Schweiker mit dem Bändchen „Am Strome des Lebens" [1]). Ist man sonst einem Erstlingsbuche gegenüber nachsichtig, so darf man hier mit Freude die Bekanntschaft eines eigene Wege gehenden Poeten verzeichnen, der, je mehr er gelernt hat, die kleineren dichterischen Gefühlchen zu unterdrücken oder zu großen und bedeutenden Gebilden ausreifen zu lassen, uns noch vollwertige Gaben verspricht. Schon jetzt erweist er sich als tüchtig im kleinen Liede in den Gedichten „Fund", „Auf meinem Herzen liegt der Schnee" u. a., die ich hier nicht anführen kann; dagegen sind Bilder, wie „Das Blumenmädchen" oder „Am ersten Schultag", doch gar zu harmlos und kindlich. Aber Schweiker ist ein quellendes Talent, dem die Liederlust angeboren erscheint und dem man die Versicherung „Ich hab' mein Herz mir froh gesungen" wohl glaubt. Möge seine Gabe sich ausreifen. Die Gedichte „Meer, Heide und Heim" [2]) von Marie Morsbach sind nach der Einleitung von Dr. J. Asbach „auf den dringenden Wunsch der Freunde ihres Hauses der Öffentlichkeit übergeben" worden. Einfache, behagliche Verse, von denen an dieser Stelle gern Notiz genommen werden mag.

[1]) München 1903, G. Schuh & Co.

[2]) Düsseldorf 1903, Adolf Schneider.

Das Rezept.

Es träumte mir:
Ich stand vor einer dichtgedrängten finstern Menge
Und richtete an sie die Frage:
„Wollt ihr den Frieden?"
„Jawohl, den suchen wir!"
Scholl's mir im rauhen Ton entgegen.
„Es gibt hiefür nur ein Rezept!
Das heißt: Die Sünd' gemieden!" —

Und wie ich dieses Wort gesprochen,
Da sahen alle mich mit zornerregten Blicken an,
Und murrten laut,
Und — gingen murrend fort. —

München. Johann Ev. Schweiker.

Digitized by Google

Neue Erzählungsliteratur.

Besprochen von Dr. J. G. Wahner-Neisse.

I.

Eine im Stoff und Schauplatz an Adolf Wilbrandts „Villa Maria“ erinnernde realistische Schilderung des durch widrige Umstände und eigene Schuld herbeigeführten Sinkens einer hysterisch veranlagten Frau zur Ehebrecherin und Halbweltsdame bietet Berthold Korach in seiner Liebesgeschichte „Heiße Lippen“[1]). Ist der von Nietzscheschem Geiste erfüllten Darstellung zwar das Streben nach physiologischer Wahrheit und sittlichem Ernste nicht abzusprechen, so wird dadurch indessen kaum genügender Ersatz für das Anstößige des Themas geboten. Und doch, wie ganz anders würde sich die Behandlung des gleichen oder eines ähnlichen Problems vom gläubigen Standpunkte aus, der Frauenehre höher und des Schicksals unselige Verkettung niedriger bewertet, ausnehmen! Zudem reicht die seelische Erfassung, wie die Gestaltungskraft, des Verfassers bei weitem nicht an das bewährte Können seines berühmteren Vorbildes heran.

Als Episode, freilich ohne den widrigen Beigeschmack naturalistischer Pikanterie, vielmehr nur unter der harmlosen Flagge studentischer Zwanglosigkeit und mit erfreulicher, freilich schwach begründeter, Wendung zum guten Ausgange kehrt fast dasselbe Problem wieder in Margareta von Oertzens „Republik der Menschen“[2]). Diesem Freistaat von Originalen, der sich um den halb gescheiterten Prinzipienmensch Jörg Ulrich in dem ebenso urwüchsigen Studentenheim „Grillenfang“ am Fuß des Schloßberges zu Freiburg bildet, gehört das lustige Naturkind Agnes wenigstens eine Zeitlang an und droht aus Mißverständnis der Individualtheorie ihres Gönners den sittlichen Halt zu verlieren, bis sie rechtzeitig von ihm in den Kreis braver Bürgerlichkeit zurückgescheucht wird. Aber nicht immer glückt es Jörg Ulrich wie hier. So nicht bei seinem Freunde Bertold Schwarz, dem einzigen Sohne und Erben des verstorbenen

[1]) Dresden und Leipzig 1902, E. Piersons Verlag.

[2]) Einsiedeln 1903, Verlagsanstalt Benziger & Co.

Digitized by Google

Kettenbauers im Höllental, den sein Vater wider des Sohnes Wunsch und trotz aller Abmahnungen der benachbarten Hammerbäuerin aus Eitelkeit aufs Studium gegeben hat. Bertold wird unter jenes Einfluß in der Verkennung seiner Anlagen bestärkt und der Heimat und der ihm bestimmten Braut, der Ursula vom Hammerhof, entfremdet. Und doch bleibt er, wie die übrigen Mitglieder der Republik, bei aller Schwärmerei für die Eigenart des Individuums in veralteten Zeitanschauungen, im Duellzwang, stecken und wendet dem edlen Freunde, der einen anderen Ehrbegriff hat und dem hinterlistigen Räuber von Bertolds Vaterhaus und Braut, Theo Bödinger, die geforderte Genugtuung mit der Waffe verweigert, den Rücken. Mit der Hand der willensstarken, gleich edlen, Ursula erhält Jörg Ulrichs Standhaftigkeit nach heißen Kämpfen doch noch den verdienten Lohn.

So siegt zwar das gute Prinzip, aber ein recht befriedigender Zusammenklang des bunten Allerlei dargestellter Bestrebungen ergibt sich nicht. Es fehlt der Charakteristik hie und da an überzeugender Durchbildung; so selbst Ursulas edler Erscheinung. Und die beiden grundverschiedenen, allerdings stimmungsvoll skizzierten, Schauplätze der Handlung, die stillen Bauernhöfe auf der Höhe des Schwarzwaldes und die lustige Studentenherberge erscheinen etwas gewaltsam zu einander in Beziehung gesetzt, lediglich zusammengeschweißt, um der Verfechtung zweier, wenn nicht mehr neuer, so doch zeitgemäßer Fragen zu dienen: Der Bekämpfung des Duells und der Bewahrung echten kernigen Bauerntums vor studierter Halbheit. Aber man merkt, zumal bei jener, doch die lehrhafte Absicht heraus; deshalb erscheint die Fabel zu wenig lebenswahr, deshalb vermag der Roman nicht entfernt so zu fesseln, wie von Ekensteens preisgekrönte Apologie desselben Problems.

In der Großkunst des Romans scheint die Dichterin trotz ihrer gesunden Erzählungsmanier nicht das gleiche Glück zu entfalten (vgl. H. 6, S. 376), wie in der Kleinmalerei der Dorfgeschichte, unter deren Vertretern im Schwarzwalde sie längst einen der ersten Plätze einnimmt.

Da tat der schnell arbeitende Heimatkünstler des Böhmerwaldes, Anton Schott, gut daran, daß er sich nach dem großen Wurf seines „Bauernkönigs" in der Erzählung „Die Seeberger"[1]) auf eine Waldnovelle beschränkte. Sie ist ihm denn aufs beste gelungen, sie stellt ein Meisterwerk der Wäldlerkunst dar. In Hansjakobscher Manier schildert der Dichter die Geschicke der Bauernkinder vom oberen Seeberghof. Als echte Sprossen ihrer durch unermüdliches Schaffen emporgekommenen Vaters gehen sie den Weg des Rechtes und der Arbeit und zwingen so das Schicksal. Das beste Los als Gattin des reichen Fabrikherrn erhält ganz nach Verdienst die sittige Zenz, während des Vaters Ebenbild, Hartl, nicht ohne Kämpfe in seiner Vernunftheirat glücklich wird. Zielbewußt erwirbt sich der starknackige Wastl den Respekt und die Liebe der gefürchteten Brennerbäuerin, die ihrem ersten Manne den Strick gedreht und dem

[1]) Einsiedeln 1903, Verlagsanstalt Benziger & Co.

Digitized by Google

jüngsten Seeberger nur die Hand reichen wollte, um sich am ältesten für verschmähte Neigung zu rächen. Nur über das Endschicksal des dritten Bruders, des lustigen Lorenz, der sein Herz an eine Häuslerstochter hängt, bleiben wir im Ungewissen.

Für die nötige Abwechslung in den Charakteren sorgt die Leidenschaftlichkeit der Brennerin und der unverbesserliche Tagedieb Einhuber, der sich als Vater des aus Amerika zurückgekehrten Fabrikherrn entpuppt. Eine anziehende, dramatisch belebte Erzählung voll echter Wäldlerstimmung!

Gleich geschmackvoll in der Ausstattung und gleich glücklich in der Komposition ist die dritte Neuheit des verdienten Verlags: „Die Doppelgänger“ [1]), Kriminalroman von K. Pauli. Obgleich kein Pitavalverehrer, müssen wir doch gestehen, hier eine recht spannende Unterhaltungslektüre besseren Tones vor uns zu haben, ohne die Gewaltsamkeit und Verzwicktheit der Darstellung, wie sie sonst meist in Kriminalgeschichten begegnet. Überaus einfach und folgerichtig baut sich die Handlung auf, getreu dem Schillerschen Wort: „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären“; aus einem von Herzlosigkeit auf der einen, aus Not von der anderen Seite geplanten Schurkenstreich entwickeln sich seelische Konflikte von erschütternder Wirkung. Die Möglichkeit des Verbrechens beruht auf der frappanten Ähnlichkeit der beiden Hauptpersonen, ein nicht gerade neuer Zug, zumal bei Kriminalromanen, indessen dürfte er in gleichem Grade, wie hier, wohl selten ausgenützt und zur Hauptfrage der ganzen Dichtung gemacht worden sein. Der Benzigersche Verlag darf sich mit diesen drei belletristischen Neuheiten sehen lassen.

Weniger ernst ist das Problem und weit weniger vertieft die Darstellung in dem Kriminal- und Detektivroman „In der Dunkelkammer“ [2]) von R. Kohlrausch. Die Photographie spielt darin, wie der Titel besagt, die Hauptrolle, und die Dunkelkammer insbesondere verhilft dem Liebhaberdetektiv cand. jur. Xaver von Soratroy zwar nicht zur Entdeckung des gesuchten Verbrechens, wohl aber zu einer schönen und reichen Braut. Der vielversprechende Eingang führt zu keiner erheblichen Verwickelung, zu keinem sonderlich wirksamen Abschluß. Die Erzählung hält sich im Rahmen leichter Unterhaltungslektüre.

Gehaltvoller ist der dem Pitavalgenre verwandte, Ihrer Kaiserlichen Hoheit, der Frau Herzogin Wera von Württemberg, Großfürstin von Rußland, zugeeignete Roman von Walter Schmidt-Häßler „Auge um Auge“ [3]). Der letzte Sproß eines polnischen Adelsgeschlechtes, Gräfin Maria Karatanska, als hilfloses Kind hinaus in die Welt gestoßen und von dem deutschen Pastor Frankenberg an Kindesstatt angenommen und ausgebildet, erwirbt sich, berühmte Künstlerin geworden, Herz und Hand des russischen Fürsten Boris Lasinoff. Als

[1]) Einsiedeln 1903, Verlagsanstalt Benziger & Co.

[2]) Stuttgart 1903, Robert Lutz.

[3]) Stuttgart 1903, Adolf Bonz & Co.

Digitized by Google

seine Gattin gelingt es ihr, durch fein gesponnene Intriguen grausige Rache an den Mördern ihrer Familie, an dem allmächtigen Polizeiminister Fürst Gartschin und seinem Helfershelfer, Bankier Iwanoff, zu nehmen, ohne daß jemand, außer Marias Gatte, den Täter ahnt. Die Moral der Heldin ist nach Titel und Handlungsweise die des alten Testaments; im Widerspruch dazu wird im übrigen ihr Charakter engelhaft gezeichnet. Ebenso unwahrscheinlich ist das völlige Glücken ihres auf dem Hintergrunde nihilistischer Umtriebe geschickt inszenierten Planes.

Zwei inhaltlich verwandte und gleich ausgestattete, aber mit recht verschiedener Künstlerschaft geschriebene, Bücher liegen vor in: „Ohne Dogma“[1]), Roman von Henryk Sienkiewicz und „Im Schuldbuch der Vergangenheit“[2]), Erzählung aus Kahlberg und Cadinen von Hans Schulze. Der in Tagebuchform abgefaßte polnische Werther „Ohne Dogma“ ist ein Muster der seelischen Kleinmalerei eines willenlosen Menschen von feinem Denken und raffiniertem Empfinden, einer am Ende des 19. Jahrhunderts wohl nicht seltenen Spezies des polnischen Adels. Ausgeschlossen vom öffentlichen Wirken russischer und deutscher Stammesgenossen, geht ein solcher „Neurastheniker als müder Sproß einer Reihe von Kulturmenschen in erzwungener Muße seinem Instinkt, . . wissenschaftlichen und religiösen Problemen nach“, verlernt darüber das wirkliche Leben und verscherzt sich so das Glück, ein ihm bestimmtes wahlverwandtes Herz; an der verheirateten Aniela gläubigen Grundsätzen scheitert sein dogmenloses Reflektieren und unabläßiges Werben, die Liebe muß der Pflicht weichen. „Ohne Dogma“ weist bei aller psychologischen Gründlichkeit ganz entschieden nicht den gleichen Grad künstlerischer Vorzüge auf, durch die sich die geschichtlichen Romane des großen Polen die Herzen seiner Landsleute und die Anerkennung der ganzen gebildeten Mitwelt erobert haben. Der Mangel an wünschenswerter Beschränkung, der langsame Fortgang zu dem entsagenden Schluß stellt die Geduld des Lesers wiederholt auf eine harte Probe. Wenn das Werk trotzdem Sienkiewicz zuerst den Weg ins Ausland bahnte, noch vor den drei früher erschienenen Romanen „Mit Feuer und Schwert“, „Die Sintflut“ und „Pan Wolodyjowski“, so erklärt sich das einerseits aus dem allgemeingültigen pathologischen Thema jenes Romans, wie andererseits aus dem beschränkten nationalen Interessenkreise der letzteren. Der Übersetzer Theophil Kroczek hat als einführendes Vorwort einen Auszug aus Brückners Geschichte der polnischen Literatur vorausgeschickt.

Wo, wie bei Sienkiewicz, das Dogma nicht den nötigen Halt gibt, da führen ähnliche Konflikte zum Selbstmord. Das ist der Fall bei der anfänglich harmlosen und in flottem Tone geschriebenen, aber seichten, Badegeschichte Hans Schulzes, der das kaiserliche Landgut Cadinen neben dem Ostseebade Kahlberg als lockende Folie dienen muß.

Daß der Jankesche Verlag endlich auch an die Neuausgabe einiger weiterer

[1]) Berlin 1903, Otto Janke.
[2]) Berlin 1903, Otto Janke.

Digitized by Google

Erzählungen Wilhelm Raabes gehen konnte, von denen uns „Fabian und Sebastian“ und „Villa Schönow“ in 2. und „Der Schüdderump“ in 4. Auflage vorliegen, dürfte er nicht zum wenigsten, dem warmherzigen Empfehlungsbriefe verdanken, mit dem unsere Zeitschrift (Jahrg. 1902, S. 573 und 695) den siebzigsten Geburtstag des Altmeisters begleitete. Nach jener ausführlichen Raabestudie erübrigt sich jedes Eingehen auf die Erzählungen selbst. Ein charakteristisches, und nicht unerfreuliches, Zeichen für die ernste Lebensauffassung unserer Zeit ist es, daß der viel widersprochene „Schüdderump“ mit seiner nachdrücklichen Mahnung an den Tod doch bereits mehr Abnehmer gefunden hat als die beiden andern Stilleben mit ihrer humor- und gemütvollen Zeichnung unverfälschter deutscher Jugend und weltüberlegenen, weisen Alters, zweier Lieblingstypen Raabes.

Ähnlich ernst ist das Problem und die Stimmung in dem jüngsten Buche des ehemaligen Theologieprofessors und Schriftstellers William Barry zu Dorchester bei Oxford, „Der Zauberknoten“[1]), das uns in der Übersetzung von Johanna Szelinska vorliegt. Dem irischen Volksleben, in Sonderheit den Gebräuchen bei der Maifeier in der Grafschaft Munster, ist der sinnige Titel entnommen, und sinnig ist die Grundidee der an das sagenumwobene graue Felsenschloß Remnore geknüpften romantischen Erzählung: „daß die Sünde, wie es das Schicksal der Baronin Liscaroll zeigt, wie schleichendes Gift an dem Leben aller frißt, die sie berührt.“ Nirgends jedoch wird dieser den Roman als roter Faden durchziehende Gedanke zur aufdringlichen lehrhaften Tendenz, vielmehr tritt überall die Schilderung der Geschichte der Schloßbewohner und ihrer Umgebung in den Vordergrund, und das geheimnisvolle Kolorit der Darstellung paßt gerade zu dem schwermütig-losen Charakter des Landes und seiner Bewohner. Dazu kommt endlich der große kulturgeschichtliche Hintergrund, das wirtschaftliche Elend der grünen Insel, dessen Ursachen der Verfasser mit großer Sachkenntnis und Unparteilichkeit nachzugehen sich bemüht hat.

In William Barry, der dem „Zauberknoten“ bereits drei beachtenswerte Bücher voranschickte, 1887 „Die neue Antigone“, einen dem wirklichen Leben entnommenen Protest gegen die freie Liebe, 1899 den Roman des Geldmarktes, „Verschiedener Maßstab“, und 1900 die soziale Erzählung „Arden Massiter“, — in diesem William Barry scheint ein zweiter irischer Romanschriftsteller von Bedeutung erstanden zu sein, dessen Würdigung neben dem berühmteren Sheehan (vgl. „Literarische Warte“ Jahrg. 1903, S. 668) der berufenen Feder harrt.

Ein wichtiges Thema aus dem großen sozialen Fragekasten ist es auch, mit dessen dichterischer Bearbeitung Anton Schott schon wieder ein neues herrliches Denkmal der Heimatkunst des Böhmerwaldes geschaffen und den von der Deutschen Literatur-Gesellschaft ausgesetzten Preis errungen hat. Sein Roman „Gottestal“[2]) schildert mit gewohnter Anschaulichkeit und Treue das mißliche Verhältnis des filzigen und despotischen Hüttenherrn Pölzer — ein beliebter Typus Schotts — zu seinen Arbeitern, das mit dem Tode der sanften Hütten-

[1]) München 1903, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. [2]) Ebenda.

Digitized by Google

frau immer schlimmer wird und sich, geschürt durch den in seinen Erbschaftshoffnungen getäuschten Neffen Pölzers, zur sozialdemokratischen Gefahr auswächst. Des Fabrikbesitzers zweite, hochsinnige Frau, die ehemalige Kellnerin Lore, gewinnt leider keinen Einfluß auf ihren Gatten. Erst nachdem dieser durch die Hand des rachedurstigen Lizzei den Tod gefunden, kommen bessere Zeiten für den Ort. Lore, die zur Hälfte ihren Mann beerbt, bringt gegen Aufgabe der Holzwerke die Glashütte in ihren alleinigen Besitz und führt die ihr von des Moosbauern Lehnhard vorgeschlagenen Reformen ein; aus dem Teufelstal wird ein Gottestal. Lore selbst erringt sich durch diesen Edelmut und durch treues Beharren auf dem eingeschlagenen Wege die Hochachtung Leonhards, nachdem dieser, der ehemalige Theologiestudent und privatisierende Sozialpolitiker, wegen eines auf ihr von früher her lastenden Schandfleckes ihre Liebe verschmäht hat und unter die Missionare gegangen ist.

Daneben ist noch manche andere Frage, wie die schon im „Bauernkönig" behandelte des Aufsaugens bäuerlichen Grundbesitzes, angeschnitten. Darin jedoch können wir den Verfasser nicht ganz frei von allerdings entschuldbarer Einseitigkeit sprechen, ebensowenig bei der sozialen Hauptfrage. Das „Gottestal" Schotts dürfte schwer ganz zu verwirklichen sein und existiert bisher doch wohl nur in der Phantasie des Dichters.

Die Illustrationen, mit denen Philipp Schumacher das vornehm ausgestattete Buch geschmückt hat, sind, gleich denen Baworowskis im „Zauberknoten", einwandsfrei und meist recht sinngemäß.

Ohne Bildschmuck geblieben sind die beiden anderen Neuerscheinungen desselben Verlags: „Bezirkshauptmann von Lerchberg"[1], Roman von Carl Conte Scapinelli und „Taubenflug"[2], Roman von Lucy von Hebentanz-Kaempfer. Um so beredter spricht der Inhalt, wenigstens des erstgenannten. Das Leben und insbesondere die Berufstätigkeit eines politischen Beamten, der mitten im Parteihader seine schweren Pflichten zu erfüllen hat, ist ein dankbarer, noch nicht verbrauchter und wenig gewürdigter, Vorwurf für Romanschriftsteller. Das Verhältnis von Eheglück und Berufspflicht spielt hier mehr als bei andern Klassen mit; nicht mit Unrecht heißt es in dieser Beziehung in dem Romane: „Die kleinen Sorgen des Alltags verwischen im Herzen des Mannes seinen Ehrgeiz, sein Streben, sie lähmen seinen Flug, und aus dem hoffnungsvollen, hochstrebenden Jüngling wird ein müder, um Brot arbeitender, schuftender Mann!.. Und das Los derer, die ledig bleiben, die allein durchs Leben gehen, ist noch trauriger. Sie kommen vielleicht hinauf auf die Höhe, aber dort oben ist es frei, da fühlt man sich doppelt allein; kalt, eisigkalt ist die Höhenluft, und dort oben erfrieren sie innerlich in ihrer Seeleneinsamkeit!" Handelt es sich dazu um einen politischen Beamten in dem vom Rassenhaß arg heimgesuchten Österreich, so darf man auf eine doppelt bewegte

[1]) München 1903, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. [2]) Ebenda.

Digitized by Google

Handlung rechnen. Und Scapinelli hat es verstanden, mit kraftvollen Strichen, in markiger Sprache ein getreues Bild aus dem öffentlichen Leben unsers Nachbarstaates zu entwerfen, ein Bild, viel gehaltvoller als manche verwässerte Stimmungsmalerei unserer Modernen.

Lebensvoll und gestaltenreich ist auch das Gemälde, das Hebentanz-Kaempfer in ihrem Romane entwirft, und recht vielseitig das Verhältnis, in dem die mit Menschenkenntnis gezeichneten Charaktere zu der das Ganze beherrschenden Idee stehen: „So wie die Taube, wenn sie heimfliegt, sich nicht in seitwärts liegende Regionen wendet, sondern vor allem gerade und hoch hinauf steigt, um klar den rechten Weg zu finden und dann, ohne sich beirren zu lassen durch den Ast, wo sie Rast hält, und die Körner, die sie im Staube pickt, ihrem Ziele zustrebt, so soll die Seele ihre Richtung wählen und verfolgen. Taubenflug, Höhenflug, vom Korn am Wege immer wieder hinauf, daß der Blick in die Heimat nicht verloren gehe." Nicht ohne heiße Kämpfe mit dem beutehaschenden Krähengezücht eignen sich die Helden jene Erkennungszeichen des Taubenfluges an, als die die Dichterin hinstellt: Treue Erkenntnis des Prinzips, Zähigkeit des Daranhaltens, Mut des Martyriums und unentwegte Heimatrichtung — fürwahr ein der dichterischen Veranschaulichung wertes Problem, geschöpft aus den höheren Gesellschaftskreisen der Gegenwart.

Was uns an dem Romane mißfällt, ist die komplizierte Inszenierung der abwechslungsreichen Handlung, die unter langatmigen Nachholungen der Vorgeschichte der einzelnen Hauptpersonen vor sich geht.

Auf dem Arber.

Hier ist des Windes ewiges Reich!
Nicht weht er hier wohlig, nicht weht er hier weich —
Wie ein König kommt er gefahren!
Mit flatterndem Mantel und hoch zu Roß,
Im Wälderdröhnen und Wolkentroß,
Fährt er über Föhren und Farren.

Auf verwitterten Felsen ist sein Stand,
Da späht er schnell über Wald und Land
Und jagt wild wiehernd weiter.
Hier wird die Seele so kühn und frei. —
Ich folge dir, Wind, und bin dabei,
Wie du ein verwegener Reiter!

Marbach i. bayr. Wald. S. X. Schrönghamer.

Digitized by Google

Jugendschriften.

Referate, erstattet von Bruno Clemenz und Dr. Fr. X. Thalhofer.

1. Empfehlenswerte Jugendbücher.

Bäßler, F., Die schönsten Heldengeschichten des Mittelalters. Bd. 3—5. Leipzig, Hartung & Sohn. Je 1.50 Mk. — Brauchbare Bücher, nur die äußere Ausstattung nicht zusagend. C.

Braun, J., Gesammelte Erzählungen. 12 Bde. Donauwörth, Auer. à 1 Mk. — Sind heute noch wertvoll. Braun kennt die Kindesseele bis in ihre verborgensten Winkelchen, hat gesunde Moral und frischen Humor, verfügt zumeist über eine anschauliche Sprache. Das Stoffgebiet ist etwas zu eng, sie schildert fast ausschließlich das Leben des Kindes. Dieses interessiert aber die Jugend nicht allzu sehr. Es würde sich deshalb empfehlen, aus den 12 Bändchen, deren Preis auch zu hoch ist, das Beste auszuwählen und in etwa fünf stärkeren und billigen Bänden darzubieten. In der vorliegenden Form ist es schwer, eine Auswahl zu treffen, da mit Ausnahme von Bändchen IX, jedes andere irgend etwas Vorzügliches birgt. So I: Wie Leonhard standhaft blieb; II: Das arme Studentlein; III: Vom Schusserspiel; IV: Etwas Lebendiges; V: Durchwegs gut; VI: Als die Jukka zum erstenmal blühte; VIII, X, XI: Durchwegs gut; XII: Ich hatt' einen Kameraden. Th.

Braun, J., Heinrich Findelkind oder die Gründung des Hospizes auf dem Arlberg. 5. Aufl. Donauwörth, Auer. 3 Mk. — Ist eine mit liebevoller Kleinarbeit, echt historischem Sinn und dichterischer Kraft (vgl. die Kinder- und Naturszenen) gearbeitete historische Erzählung. Nicht aus der Sucht, auf billige Weise Geschichte zu lehren, ist dies Buch entstanden, sondern aus echter Freude an den Personen und deren Entwicklungsgang. Th.

Burnett, Der kleine Lord Fauntleroy. Leipzig, Meyers Volksbücherverlag. 1 Mk. — Dieses köstliche Büchlein ist für die Jugend das, was ein Raabe für den Mann ist. Damit ist alles gesagt. Th.

Dreyer, A., Kindergärtlein. Dichtungen für die kleine Welt. München, M. Kellerer. 1 Mk. — In einfacher, wohlklingender Sprache werden Ereignisse aus dem Kreise des religiösen, natürlichen und kindlichen Lebens leicht verständlich nahegebracht. Das Büchlein verdiente bessere Illustrationen. Th.

Digitized by Google

Finn, Franz, S. J., Kleinere Erzählungen. Deutsch bearbeitet von H. Korte, S. J. Mainz, Franz Kirchheim. 2.40 Mk. — Das natürliche Leben der Finnschen Gestalten, besonders der jugendlichen, ist in seiner Gesundheit und Frische so echt gezeichnet, daß man die etwas massive, vielleicht allzu amerikanisch-geschäftsmäßige, Art der hereinspielenden religiösen Motive mit in Kauf nehmen kann. Th.

Gerhard, C., Im Banne der Musik. Erzählungen für die musikalische Jugend. Münster, H. Russel. 3 Mk. — Gibt prächtige Ausschnitte aus dem Leben unserer größten Künstler meist in novellistischer Form. Der junge Mensch wird durch dieses Buch nicht zu phantastischen Träumereien verleitet, sondern Ehrfurcht vor wahrer Kunst und Einsicht in die Mühen und Opfer, die sie verlangt, wird hier überzeugend gelehrt. Th.

Geyer, A., Das Amulett. Eine Erzählung aus der Wendenzeit. Potsdam, A. Stein. 1.80 Mk. — Trotz des verdächtigen Titels einwandfrei. Christliche Anschauungen treten echt und maßvoll auf. Die Darstellung ist von ästhetischem Wert. C.

Goldschmitt, Ad., Der Türkenschreck. Köln, J. P. Bachem. 3 Mk. — Stellt die Ereignisse des Jahres 1683 lebhaft inszeniert dar; kleine stilistische Mängel wollen nichts besagen. Empfehlenswert. C.

Hattler, Frz., S. J., Ein Sträußchen Rosmarin. Bunte Geschichten für Jung und Alt. Freiburg, Herder. 2.40 Mk. — Um einzelner sehr guter Erzählungen willen (z. B. Schuld und Sühne) kann der Band der reiferen Jugend empfohlen werden. „Spannende Romane, interessante Novellen, feine Gewebe seelischer Zustände zu nutzlosem Zeitvertreib bietet sie (die Sammlung) nicht", sagt der Verfasser im Vorwort. Dagegen frage ich: Sind denn diese genannten Dinge wirklich nur „zum nutzlosen Zeitvertreib"? Und hätte der Verfasser seinen Zweck, moralisch zu bilden, nicht noch besser erreicht, wenn er in den konfessionell gefärbten Geschichten mehr mit dichterischen als apologetischen Mitteln gearbeitet hätte? Th.

Herold, H., Gesundheit und Jugend. Münster, H. Schöningh. 1.50 Mk. — Die Idee des Verfassers ist, „der Jugend eine Gesundheitslehre in Erzählungen zu bieten". Im großen und ganzen ist auch diese Idee so verwirklicht, daß damit unserer Jugend ein gutes, belehrendes Buch geboten wird. Th.

Hübner, M., u. Schwochow, Vom Kurhut bis zur Kaiserkrone. Ein Lehrbuch zur preußischen Geschichte. IV Bde. Breslau, Frz. Görlich. Je 1 Mk. — Anregende gute Bücher, von denen nur die Abbildungen Wünsche erwecken. C.

Kralik, Götter- und Heldenbuch. I. und II. Teil. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. 3 u. 3.60 Mk. — Für die reifere Jugend als vorzügliche Lektüre empfehlbar. C.

Kümmel, K., An Gottes Hand. Erzählungen für Jugend und Volk. 6 Bde. Freiburg, Herder. Je 2.20 Mk. — Drei Bände (Advents-,

Digitized by Google

Weihnachts- und Muttergottes-Erzählungen) habe ich genau geprüft und erlaube mir daraufhin folgendes Urteil: Ein erfahrener Priester, ein gewandter Redakteur, ein gemütreicher Mensch spricht hier zu uns. Als Priester hat er nur den einen Zweck, seine Zuhörer religiös und moralisch zu erheben und zu bilden, das Diesseits hat für ihn an sich keine Bedeutung, es gewinnt solche nur durch die Beziehung zum Jenseits. Daher die enge Stoffwahl, die Zuspitzung der Stoffe in der Behandlung auf den gewollten Zweck, daher auch der schwerflüssige Ernst, mit dem alle Dinge angesehen werden, ohne Gefühl für den Humor und die Komik, die doch auch in den Menschenschwächen liegt. Der in konfessionellem Streit auf exponiertem Posten stehende Redakteur färbt sich auch manchmal ab — allerdings sind solche bittere Redakteursbemerkungen selten. Hat sich der Verfasser doch jedenfalls dieser Art von Volksschriftstellerei auch deswegen zugewandt, um fern vom Kampfe seine im Grunde gütige und gemütvolle Natur zum Ausdruck bringen zu können. Er schafft nicht bloß um des Zweckes willen, sondern auch aus innerer Liebe zu seinen Gestalten und so erstehen gar manche schöne, wertvolle Stücke. Eigentlich ausgereift ist aber keines derselben. Dazu wäre eine viel schärfere künstlerische Selbstzucht, ein reicheres, breiteres, inneres Erleben und mehr Beschränkung im Schreiben notwendig gewesen. So bietet denn Kümmel auch nicht eigentliche Kunst fürs Haus, aber wohl vielfach tüchtige Erzeugnisse kunsthandwerklicher Art zum Hausgebrauch und als solche möchte ich neben anderen Büchern auch den einen oder anderen Band in die Hände der reiferen Jugend wünschen. Th.

Lobsien, Wilhelm, Selige Zeit. Alte und neue Kinderlieder, gesammelt von —. Buchschmuck von Mary Freiin Knigge-Beyenrode. Bremen, Frz. Schünemann. 3 Mk. — Ein typographisch und inhaltlich gutes Kinderbuch. Unter den gewählten Liedern scheinen mir die am meisten kindertümlichen die von Reinick, Trojan und Güll zu sein. Außer diesen finden sich Sachen von Falke, Goethe, Lobsien, Seidel und Groth, letztere für uns Süddeutsche leider unverständlich. Th.

Lorentz, K., Aus der Urzeit germanischen Heldentums. 1. Arminius oder der erste Freiheitskampf auf deutscher Erde. 2. Alarich. 3. Amalasuntha. 4. Sigibert und Merowich oder auf den Trümmern alter Gesittung. Heiligenstadt, Cordier. 4 Bde. Je 4 Mk. — Hervorzuheben sind: Geschichtliche Treue und gute Komposition (stellenweise Unnatürlichkeiten verschwinden dagegen) und schöne Ausstattung. C.

Messerer, Th., 1. In der Staffelklamm. Der Kasperl. 2. Am Gemshörnl. Köln, J. P. Bachem. Je 1.20 Mk. — Gute, frische, im Kolorit und der Moral gesunde Dorf-Geschichten. Es wäre interessant, die mannigfachen Erzählungen der schon seit den sechziger Jahren für die Jugend tätigen Schriftstellerin nachzuprüfen und gegen die heutigen abzuwägen. Th.

Mey, Änne, Burgschimmelchen. Münster, Alphonsus-Buchhandlung. 1 Mk. — Diese Geschichte eines lieben Flachsköpfchens hat dichterischen Wert. Th.

Digitized by Google

Möbius, G., Nibelungensage. Dresden und Leipzig, A. Köhler. 1 Mk. — Brauchbare prosaische Wiedergabe mit guten Illustrationen. C.

Münchgesang, R., 1. Karl der Hammer. 2. Derfflingers Hufschmid. Köln, J. P. Bachem. à 3 Mk. — Beide verdienen Anerkennung und sind ohne Einschränkung an erster Stelle empfehlbar. C.

Pagés, Helene, Marthas Tagebuch. Münster, Alphonsus-Buchhandlung. 1 Mk. — Ist ein sehr gutes Nebenstück zu Amicis Cuore, viel wertvoller als die erste Nachahmung von Cuore: Mein siebentes Schuljahr von Wetzel. Der stark soziale Einschlag ist wohl direkt von Cuore beeinflußt. Die den Tagbuchblättern eingefügten Elternbriefe kommen denen in Cuore nicht gleich. Th.

Redeatis, 1. Frau Holle und andere Geschichten für die reifere weibliche Jugend. Freiburg, Herder. 2. Das Papageikleid und andere Geschichten für junge Mädchen. Freiburg, Herder. Je 1.30 Mk. — Der etwas lehrhafte Charakter beeinträchtigt die gleichmäßige Ausarbeitung der Gestalten, die Personen werden auch mehr geschildert, anstatt daß sie selbst redend und handelnd vor uns erstünden. Dennoch halten wir die zwei Bändchen um vieler guter Einzelheiten willen für empfehlenswert. Th.

Richter, A., 1. Deutsche Sagen. Leipzig, Fr. Brandstetter. 4. Aufl. 3 Mk. 2. Deutsche Heldensagen des Mittelalters. Ebenda. 2 Bde. 6 Mk. — Gehören den besten Sagendarstellungen der deutschen Sagenliteratur an; sind auch durch Erläuterungen, sowie durch die Ausstattung achtbar. C.

Rieger, S., Bergschwalben. Innsbruck, H. Schwick. 3.75 Mk. — Gottlob einmal ein Geschichtenbuch, das nicht für die Jugend geschrieben ist und doch sie ebenso erquicken wird wie den armen Rezensenten. Es ist ja nicht alles gut, aber vieles ist echt künstlerisch gesehen und gestaltet. Th.

Spillmann, J., S. J., Das Fronleichnamsfest der Chiquiten. Freiburg, Herder. 1 Mk. — Ein farbenreiches Bild aus der Indianerreduction Bolivias kurz vor ihrem Untergang. Bei diesen merkwürdigen Schöpfungen des Jesuiten ist freilich auch nicht alles Gold, was glänzt. Aber das geht aus der Erzählung gut hervor, was Haase in seine Kirchengeschichte (S. 441) richtig bemerkt: „Die bekehrten Wilden wurden als Kinder gehalten, aber als glückliche, fromme Kinder".

Aus der gleichen Serie empfehle ich noch:

Huonder, Anton, S. J., Eine rote und eine weiße Rose. Freiburg, Herder. 80 Pfg. — Die erste Erzählung behandelt nach alten syrischen Akten die Geschichte eines morgenländischen Blutzeugen. Ein wundersamer Zauber liegt über dieser christlichen Legende. Th.

Vollmer, Der deutsch-französische Krieg 1870/71. 2 Bde. 3.50 Mk.

Capelle, W., Die Befreiungskriege. 2 Bde. Berlin, Gebr. Paetel. 3.50 Mk. — Eine Darstellung in Quellenstücken mit verbindendem Text. Als belehrend brauchbar.

Digitized by Google

Wohlrabe, Meier Helmbrecht. Von Wernher dem Gärtner. Die älteste deutsche Dorfgeschichte. 2. Aufl. Halle, Tausch & Grosse. 1 Mk. — Ist eine gute, purgierte Ausgabe des interessanten Gedichtes aus dem 13. Jahrh. Einleitung und Anmerkung erleichtern das Verständnis. Th.

2. Abzulehnende Jugendbücher.

Arens, B., S. J., Durch die Jahrhunderte. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. 2.50 Mk. — Für reifere Leute — jüngeren sind die abstrakten Gestalten nicht gut verständlich. C.

Cervantes, Leben und Taten des scharfsinnigen Junkers Don Quijote von La Mancha. Münster, H. Russel. 2 Bde. 4 Mk. — Kindergerecht, ohne besondere Eigenschaft. Abbildungen nicht immer befriedigend.

Cassan, C., Deutsche Art. Münster, H. Russel. 3 Mk. — Eine Anzahl patriot. kleiner Skizzen von ungleichem Wert, aber keine von höherem literarischen Wert. Darstellung mitunter unnatürlich im Begriff und Ausdruck. C.

Dransfeld, H., Mutterstelle. Erzählung für die Jugend. Münster, Alphonsus-Buchhandlung. 1 Mk. — Ich lehne die Erzählung ab, und zwar aus folgenden Gründen: Peter Filter und der Grund seines geschäftlichen Rückganges sind verzeichnet. F. ist kein Künstler, sondern Dekorationsmaler im gewöhnlichen Sinn des Wortes, höchstens noch ein Inhaber einer Kunstfabrik. Daß dieselbe zurückgeht, weil sich F. mit dem modernen Stil nicht befreunden kann, ist unwahrscheinlich; denn wir haben noch gar keinen modernen kirchl. Dekorationsstil und die Kunstfabriken blühen heute noch. Auch Georgs, des Sohnes, Entwicklung ist nicht ganz wahrscheinlich gemacht. Toni ist schon viel besser, die Kleinen sind gut beobachtet. Th.

Finn, Frz., S. J., Ada Merton oder Mein Himmel auf Erden. Bearb. von Fr. Becken, S. J. 2. Aufl. Mainz, Frz. Kirchheim. 2 Mk. — Leidet an starken Uebertreibungen, die Entwicklung der Hauptpersonen ist durchaus unwahrscheinlich. Th.

Jacob, A., Die große franz. Revolution. Münster, H. Russel. 2.80 Mk. — Tendenzschrift moralisierender Art, oft aufdringlich. — Zudem Zitatensammlung. — Stil, obwohl nicht trivial, doch ohne Schönheit. Abbildungen mangelhaft. C.

Maurer, J., Tirolerhelden. Münster, H. Russel. 2.20 Mk. — Wegen Hervorkehrung eines politisch einflußreichen Franziskaners abzulehnen. — Sonst leidlich, von Mittelwert. C.

Redeatis, Das häßliche junge Entlein und andere Geschichten für junge Mädchen. Freiburg, Herder. 1.10 Mk. — Die erste und zweite Erzählung haben starke Unwahrscheinlichkeiten, die bessere dritte ist zu lehrhaft. Th.

Rolfus, K., Beppo, der Lazaroniknabe. 2. Aufl. Freiburg, Herder. 1.60 Mk. — Beppo ist ein mir viel zu unwahrscheinlicher Tugend-

Digitized by Google

held. Die dürftige Handlung ist um eines allzu lehrhaften und moralisierenden Zweckes willen zusammengeschweißt. Th.

Schwab, G., 1. Sagen des klassischen Altertums. Gütersloh, C. Bertelsmann. 3.60 Mk. und 8 und 12 Mk. 2. Fünfzehn deutsche Volksbücher für jung und alt. 16. Aufl. Ebenda. 3 Mk. und 7 Mk. 1. Können wir nicht empfehlen aus Gründen, die in der Darstellung und Ausstattung liegen. 2. Voll abzulehnen aus religiösen und sittlichen Gründen. Das Äußere ist gleich unempfehlbar. C.

Spillman, J., S. J., 1. Liebet eure Feinde. 7. Aufl. 2. Arumugam, der standhafte indische Prinz. Von A. v. B. 5. Aufl. 3. Der Schwur des Huronenhäuptlings. Von A. Huonder. 4. Kämpfe und Kronen. Eine Erzählung aus Annam. 5. Aufl. 5. Die Marienkinder. Eine Erzählung aus dem Kaukasus. 7. Aufl. 6. Maron, der Christenknabe aus dem Libanon. Von A. v. B. 7. Der Neffe der Königin. 8. Der Gefangene des Korsaren. 5. Aufl. 9. Die Sklaven des Sultans. 4. Aufl. 10. Die koreanischen Brüder. 11. Der Zug nach Nicaragua. Eine Erzählung aus der Zeit der Conquistadoren. 4. Aufl. 12. Die Schiffbrüchigen. 3. Aufl. 13. Selig die Barmherzigen. 14. Die beiden Schiffsjungen. Alle bei Herder in Freiburg. Je 80 Pfg. bzw. 1 Mk. — Der Zweck all dieser Erzählungen aus der Missionsgeschichte ist gut, es soll die Stärke und Opferfähigkeit der christlichen Glaubensbekenner gegenüber den heidnischen Bedrückungen erwiesen werden. Die Mittel sind aber unzulänglich. Vor allem fehlt die psychologische Vertiefung der Personen hüben und drüben. Eine eigentliche Entwicklung des Glaubenslebens und des Wachstumes in demselben wird nirgends gegeben. Es müßte doch versucht werden, die psychologischen Fäden, die vom heidnischen Denken zum christlichen Glauben hinüberführen, bloszulegen, ohne daß dabei die Wirksamkeit der unsichtbaren Gnade vernachlässigt werden sollte, es müßte die sieghafte Kraft und der Geist der fundamentalen christlichen Lehren von Gott und Christus als wirksam erwiesen werden, während hier das Gebet zu Maria fast zum magischen Zaubermittel gemacht wird. Wir haben wohl ziemlich viel äußere Handlung, aber wenig innerliches Geschehen. Die Handlung ist geschickt arrangiert, freilich in jeder Geschichte so ziemlich nach derselben Schablone. Man erfährt auch manches aus der Lebensart und der Geschichte der Völker. Auch der Stil ist klar und flüssig. Wir begreifen deshalb wohl, daß die Bändchen zu hohen Auflagen gekommen sind. Die Jugend liest solche kurze Geschichten, in denen viel geschieht und auch etwas Blut fließt, rasch weg. Wer nun ihr an Stelle der Indianergeschichten harmloses Lesefutter geben will, der wird nicht ohne Erfolg zu diesen Bändchen greifen. Wir heben daraus die Nummern 3. 4. 5. 7. als die besseren hervor. Empfehlen können wir aber nur die unter Abteilung 1 angeführten zwei Bändchen. Th.

Digitized by Google

I.

Eine eingehende Kritik über vier im Vorjahre von der Allgemeinen Verlags-Gesellschaft m. b. H. herausgegebene Romane hat P. Wiesmann in den „Stimmen aus Maria-Laach“[1]) geliefert. Es scheint daraus erfreulicherweise hervorzugehen, daß man auch von dieser geschätzten Seite sich jetzt mehr von literarischen Gesichtspunkten leiten lassen will. An M. von Ekensteens „Friede den Hütten“ rühmt Wiesmann den bedeutsamen und wertvollen Vorwurf; an Cüppers „Leibeigen“ die gute Anlage und Verarbeitung des Stoffes; an Schotts „Bauernkönig“ die feine Charakterisierung und an Kellers „Waldwinter“ die eigenartige Verwickelung, die kunstvolle Handhabung der Technik und die Angemessenheit der Darstellung. Keller habe durch diesen Roman, der in vielen Partien ein Muster moderner Erzählung sei, die auf ihn gehegten Hoffnungen glänzend erfüllt und seinen schriftstellerischen Ruhm für immer gesichert. Doch spricht P. Wiesmann auch manchen Tadel aus. Aber „allen Anforderungen der Kritik wird nie ein Roman entsprechen, man darf zufrieden sein, wenn etwas Tüchtiges geboten wird“. Darum muß man die Darbietungen der „Deutschen Literatur-Gesellschaft“ willkommen heißen“.

Im vierten Heft der genannten Zeitschrift des Jesuitenordens beginnt eine alle Freunde der Romantik interessierende Veröffentlichung des kenntnisreichen Literarhistorikers O. Pfülf: „Aus Bettinas Briefwechsel“. Trotz ihres Umfanges — erst im sechsten Heft findet die Veröffentlichung ihren Schluß — wirkt sie nie ermüdend. Auf jeder Seite gewinnt man neue Aufschlüsse über eine der widerspruch- und reizvollsten Persönlichkeiten der Literaturgeschichte des vergangenen Jahrhunderts. Wenn man diese Briefe liest, kann man sich den Zauber erklären, den Bettina Brentano auf alle ihr Nahestehenden ausübte. Konnte sich ihm doch selbst ein Goethe nicht entziehen, so vieles er auch an dem wilden „Kinde“, das sich über konventionelle Schranken aller Art dreist hinwegsetzte, tadeln mußte. Aber Bettina hat nie zu den Emanzipierten modernsten Schlages gehört, für die auch die Gemeinheit nur eine Fiktion ist. Sie war trotz aller Burschikositäten echt weiblich und sie hat diese Eigenschaft auch auf ihre Tochter, die Frau Hermann Grimms vererbt, von der der amerikanische Botschafter Andrew D. White in seinen soeben veröffentlichten Erinnerungen aus seiner diplomatischen Laufbahn

[1]) Jahrg. 1903, Heft 3.

Digitized by Google

sagt, daß er nie eine Frau von so wunderbarem und fast geheimnisvollem Zauber kennen gelernt habe; so etwas auserlesen Schönes habe um ihr Wesen und ihre Art geschwebt.

Im sechsten Heft derselben Zeitschrift wird auch Richard von Kraliks „Goldene Legende der Heiligen von Joachim und Anna bis auf Konstantin den Großen“ [1]) besprochen. Kralik will keine Originalwerke liefern, sondern was die mittelalterlichen Vorlagen, besonders das Passional, ihm boten, das hat er gesammelt, geordnet, gereinigt und glücklich erneuert. Die Lesung wirke herzerquickend, und der geschmackvolle Buchschmuck stimme mit dem Geiste der Dichtung wundersam überein, sodaß er ihren Eindruck wesentlich erhöhe.

Unter den vielen Poeten des Jesuitenordens nimmt Fritz Esser eine ehrenvolle Stelle ein. Ihm widmet A. Henricks in den „Dichterstimmen der Gegenwart“ [2]) eine Studie. Esser ist als Westfale in erster Reihe von seinem Landsmann Friedrich Wilhelm Grimme beeinflußt worden. Die bestimmenden Eindrücke seiner Jugend waren wesentlich religiöser Art. Deshalb hat er seine Muse in den Dienst der Himmelskönigin gestellt. Die „Blüten der Marienminne“ haben bereits die dritte Auflage erlebt. Da der Verfasser in der Vollkraft seiner Schaffensfreudigkeit steht, dürfen wir noch manche hübsche Gabe von ihm erwarten.

Eine Zeitschrift, der wir immer gern begegnen, ist die „Schweizerische Rundschau“, herausgegeben von A. Gisler, L. Suter und Hanns von Matt. Sie ist so recht geeignet, uns das geistige Leben der Schweiz, das in der deutschen Presse im allgemeinen wenig Berücksichtigung findet, nahe zu bringen. Neben tüchtigen Aufsätzen aus allen Gebieten der Wissenschaft bietet sie auch in ästhetischer Hinsicht Wertvolles und gibt damit den Beweis, daß die alte schweizerische Sangesfreude nicht verstummt ist. M. Schnyder (Luzern) bespricht Hans Eschelbachs „Erzählungen“ [3]), die ein Volksbuch sein sollen. Nach seiner Meinung gehören 13 Erzählungen davon nicht in ein Volksbuch, weil sie zu viele Kenntnisse voraussetzen. Wir glauben auch, daß beispielsweise die Diotima Hölderlins dem Volke eine unbekannte und unverständliche Persönlichkeit ist. Aber alle Erzählungen finden mehr oder weniger den Beifall des Kritikers. Man fühle den Duft wahrer Dichtkunst auf jeder Seite heraus. Vor allem deshalb, weil die meisten Erzählungen frisch und keck aus dem Alltagsleben herausgegriffen seien. Das ist das Richtige, und wenn ein Dichter das versteht mag er literargeschichtliche Reminiszenzen auf sich beruhen lassen.

Über „Die Eiche in der Sage und im Liede“ weiß Dr. Dreibach in der „Alten und neuen Welt“ [4]) unterhaltsam zu plaudern. Diese Abhandlung kommt dem Bedürfnis des modernen Kulturmenschen entgegen, den der Erwerb in die Steinwüste der Großstadt bannt und der dort oft von heißer Sehnsucht nach der Natur verzehrt wird. Vielleicht ist gerade deshalb das Verhältnis zur Natur heute ein so warmes und intimes. Ich las kürzlich ein Gedicht „Stadtluft“ von Franz Eichert, welches meine Ansicht bestätigt. Fast rührend klang Eicherts Klage, daß es

---

[1]) Mit Zeichnungen und Buchschmuck von G. Barlösius. Lex.-8°. (280.) München 1902, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

[2]) Heft 10.

[3]) München 1902, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

[4]) 20. Heft.

Digitized by Google

ihm nicht vergönnt gewesen sei, sein Tagewerk in Licht und Luft vollbringen zu können, im engsten Verkehre mit der Natur, welche befreie, erfrische und stärke.

Viele Jahre sehnten wir uns hinaus
Aus dem grauen Nebel, dem düsteren Haus,
Aus der engen Gasse, der staubigen Stadt,
Die, ach, so gar keinen Frühling hat . . .

Aber die Sehnsucht konnte nicht erfüllt werden. Erst die Kinder konnten der Stadt „entspringen“:

Wir haben's ersehnt — sie haben's errungen,
Sie sehen draußen den Frühling treiben,
Ach Gott, und nun wollen wir gerne bleiben.

„Sind wir nicht reich an Männern und an Taten?“ So rühmt Hermann Gilm sein Heimatland Tirol. Eine hervorragende Rolle in dem literarischen Leben Tirols hat der Benediktiner Beda Weber gespielt, dessen Bedeutung aus einer biographischen Skizze Ad. Kerns anschaulich zu Tage tritt.[1]) Die traurigen Zustände Österreichs, besonders das greuliche Zensurwesen, lernen wir in dieser Schilderung kennen und verabscheuen. „Die Wiederkehr des Friedens (1813) brachte in dessen Gefolgschaft die Zensur nach Tirol, die alles mit ihrem plumpen Fuße zertrat, was sich nicht nach ihrem Lot und Winkelmaß richten wollte. Die Zensurbehörde in Innsbruck waltete ihres Amtes mit ausgesuchter Rückständigkeit; selbst die uralten Volksbücher wie: Die heilige Genoveva, Fortunatus, die schöne Magelone und ähnliche fanden keine Gnade in den Augen der verknöcherten Wächter, sondern mußten zernichtet werden.“ Auf diese klägliche Manier wollte man den Geist der Revolution ausblasen — und fachte ihn gerade an. Denn Revolutionen werden ja, wie Goethe sagt, immer von oben gemacht. „Der Zensurdruck war ungeheuer; Geistliche und Laien, Liberale und Konservative empfanden ihn gleich schmerzlich.“ Auch Beda Weber war in jungen Jahren eine Art Revolutionär. Der Most gebärdete sich wild, um später einen desto besseren Wein zu geben. Webers literarische Tätigkeit war eine sehr vielseitige: er leistete Vortreffliches als Germanist und Folklorist, als Verfasser von Reisehandbüchern und Werken zur Reformationsgeschichte, in denen er das Wort befolgte: Ne verearis verum dicere. Selbstverständlich hatte er dafür heftige Anfeindungen zu erdulden. Weit bekannt wurde er 1842 durch seine 76 „Lieder aus Tirol“, die bei Cotta in Stuttgart erschienen, der in jener Zeit auch die Gedichte der Annette Droste-Hülshoff verlegte. Im Jahre 1850 erschienen Webers „Vormärzliche Lieder aus Tirol“. Nicht zum geringsten Teil verdankte er es seiner Eigenschaft als politischer Dichter, daß er im Sturmjahr 1848 Mitglied des Frankfurter Bundesparlaments wurde. Auf diesem Wege wurde Weber auch Stadtpfarrer von Frankfurt und Domherr der Diözese Limburg. Als solcher hat er bis zum Jahre 1858 eine überaus erfolgreiche Wirksamkeit ausgeübt, aber der Poet kam unter der Last der Berufsgeschäfte leider nicht mehr zur Geltung. Adolf Kern hat uns durch diese Lebensschilderung zu warmem Danke verpflichtet.

[1]) Deutscher Hausschatz, Heft 12.

Digitized by Google

„Julius Mosen als Dramatiker" schildert Ludwig Geiger[1]). Am 8. Juli ist Mosens 100. Geburtstag festlich begangen worden. Als Dichter des Hoferliedes „Zu Mantua in Banden . . ." wird er unsterblich sein, aber den Dramatiker Mosen kennen wohl nur noch wenige. Seine Stücke sind vergessen: Die „Cola di Rienzi", „Katte", „Bernhard von Weimar" und die „Bräute von Florenz". Mosen besaß ein tiefes Verständnis für das Wesen des Katholizismus, und in den meisten seiner Stücke war das Katholische eine Haupttriebfeder. Wir geben den Sinnspruch wieder, den Mosen unter sein Bild gesetzt hat:

Der Dichter wurzle tief in seinem Volke
Und steig' empor, frisch wie ein Tannenbaum,
Mag er dann brausen mit der Wetterwolke
Und auch sich wiegen in des Lenzes Traum;
Denn mit dem Weltgeist eins in jeder Regung
Fühl' er des Daseins leiseste Bewegung.

Der Verfasser des „Jörn Uhl" hat kürzlich in Husum, der grauen Stadt am Meer, wie Storm sie nannte, als Dramatiker einen schmeichelhaften Erfolg davongetragen. Es war sein Erstlingswerk auf dem Gebiete der Dramatik und hatte den Zweck, Husum zu seiner dreihundertjährigen Stadtfeier als „Heimatsfest" zu dienen. Nach der Inhaltsangabe von Magnus Voß[2]) ist das ganze Werk eine Verherrlichung des Husumer Stadtfestes, in dem Heimatspersönlichkeiten mit wirkungsvoller Naturtreue dargestellt sind. Gustav Frenssen habe mit dem Stück bewiesen, daß er auch Dramatiker ist. Aber um über Weltbühnen zu gehen, hafte dem Heimatsfest doch wohl zu viel Erdgeruch der Scholle an. Nun, Frenssen ist nach unserer Beurteilung kein von Gelddurst und Ehrgeiz gequälter Dramenhändler, und er wird wohl mit dem kleinen, aber innerlich beglückenden Erfolge zufrieden sein. Wer sich die Liebe seiner Heimatgenossen erwirbt, kann auf manches andere verzichten.

Einer der gediegensten österreichischen Literaturkenner ist zweifellos der Grazer Professor Anton E. Schönbach; er ist zugleich einer unserer besten Feuilletonisten; nicht einer von denen, die vom hohen Pferde herab geistreichelnd über alles urteilen; dazu weiß er zu viel, auch, daß unser Wissen Stückwerk ist und daß das Urteilen schwerer als das Aburteilen. Mit hohem Genuß lesen wir die Blätter aus seinem Merkbuche: „Was wir lesen"[3]). Wir leben im Zeitalter der „öffentlichen Meinung"; deshalb haben wir auch meist keine eigene. Wir haben die Meinung unseres Blattes, unseres Klubs, unseres Standes als Beamter oder Offizier oder Agrarier usw. Wir sind eigentlich mehr oder weniger geistige Wiederkäuer, häufig auch das nicht einmal. Das etwa sagt Schönbach am Eingange seiner Ausführungen, allerdings mit höflicheren Worten. Aber das Herdenmäßige ist selten so ausgeprägt gewesen, wie in diesem Zeitalter, das sich mit extremstem Individualismus bläht. Und von Dummheiten, über die früher Gevatter Schneider und Handschuhmacher lachten, lassen sich heute die dezidiertesten Intellektuellen und Subjektivisten betäuben, auf deutsch suggerieren. Wir leben im Zeitalter der Suggestionen, vor allem der

[1]) Bühne und Welt, Juli-Heft 1.
[2]) Bühne und Welt, Juli-Heft 2.
[3]) Die Kultur, hrsg. von der österreichischen Leo-Gesellschaft. Heft 4.

Digitized by Google

literarischen. „Das turbulente Wesen" (öffentliche Meinung genannt), benimmt uns zuerst die Lust, dann die Möglichkeit, uns auf uns selbst zu besinnen und als freie Menschen für uns zu denken." Die öffentliche Meinung hat einst die Tromlitz, Blumenhagen, Clausen und Luischen Mühlbach, die nach Heine den welthistorischen Strumpf strickten, auf den Schild gehoben, und wer kennt sie jetzt! Wer wird nach einem Jahrzehnt noch die Marlitt und den Samarow kennen? Auch Schönbach bemüht sich, den Erfolg des „Jörn Uhl" zu erklären, den er aber beileibe nicht auf eine Stufe mit den Erzeugnissen jener Leute stellt, die da Romane schmierten, wie man Stiefel schmiert. Schönbach schürft tief, um die Quellen zu entdecken, aus denen der Erfolg Frenssens floß. Wir können ihm hier so weit nicht folgen, empfehlen seine Ausführungen aber jedem, der für manches literarische Phänomen eine Erklärung zu finden sich bemüht. Er wird auch über Marie von Ebner-Eschenbach, J. C. Heer, Gorjki und andere Wissenswertes erfahren.

Von Professor Anselm Salzers „Illustrierter Geschichte der deutschen Literatur"[1]) ist inzwischen das 5. Heft erschienen. Es bietet wieder eine Fülle des Schönen. Der Bildschmuck ist reich und originell. Der Text bringt den Schluß des Tegernseer Antichristspiels und den Anfang des Hauptbruchstückes: Weltliche Stoffe von Geistlichen in Spielmannsart. Behandelt werden u. a. das Annolied, das Alexanderlied, das französische und deutsche Rolandslied und die eigentlichen Spielmannsdichtungen. Ein Vorzug des Werkes vor anderen ist die knappe Fassung, die ein rasches und dabei doch zuverlässiges Unterrichten ermöglicht. Wir haben bis jetzt nur empfehlende Äußerungen über dieses großartig angelegte Werk zu Ansicht bekommen.

Josef Görres, der auf das katholische Geistesleben einen so bestimmenden Einfluß ausgeübt hat, ja der eigentlich der Erwecker dieses Lebens in Deutschland genannt werden muß, hat in dem Bonner Privat-Dozenten Franz Schultz einen trefflichen Biographen und Kritiker gefunden.[2]) Diese Arbeit ist eine tüchtige Leistung des noch jungen Gelehrten, für die man ihn beglückwünschen kann. Harry Maync[3]) bezeichnet das Buch als einen bedeutenden Fortschritt auf dem Wege zu einer wissenschaftlichen Görres-Biographie großen Stils. Hoffentlich findet Schultz auch zu dieser Kraft und Zeit. Volle Beherrschung des gewaltigen Stoffes, Fülle ausgebreitetster und sicherster Kenntnis und vor allem Entdeckertalent kann ihm schon jetzt nachgerühmt werden. Ein Jeder, der sich mit der Geschichte der deutschen Romantik befaßt, muß das Werk von Schultz zur Hand nehmen.

Im „Tag" setzt Heinrich Hart seine bereits erwähnten Schilderungen der „Literatur-Bewegung von 1880—1900" nach persönlichen Erlebnissen fort. Bruno Wille und Wilhelm Bölsche, Strindberg und sein Landsmann Ola Hansson mit Frau Laura Marholm, ferner Otto Erich Hartleben, Max Halbe, Frank Wedekind, Richard Dehmel u. a. waren neben den Brüdern Hart um 1890 die führenden

[1]) München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. Im ganzen ist das Prachtwerk auf 20 Lieferungen zu je 1 Mark berechnet.

[2]) Joseph Görres als Herausgeber, Literarhistoriker, Kritiker im Zusammenhange mit der jüngeren Romantik. Gekrönte Preisschrift der Grimm-Stiftung. Mit einem Briefanhang. Berlin, Mayer & Müller, 1902, Mk. 7.

[3]) Das literarische Echo, Nr. 18.

Digitized by Google

Geister. Man erstrebte den „konsequenten Naturalismus“. Man wollte gar noch über Dostojewski, Tolstoi, Zola und Ibsen hinauskommen — nach der Nietzscheschen Parole: Alles muß überwunden werden. Man gründete die „Freie Bühne“ und weihte die „Neue Aera“ mit Ibsens „Gespenstern“ ein, um dann ganz selbständig zu werden. Gerhart Hauptmann erschien mit seinem Schauspiel „Vor Sonnenaufgang“. Die „Freie Bühne“ lebte zwar nicht lange, aber sie gebar die „Freie Volksbühne“. Sehr lehrreich ist die Schilderung des Bildungshungers der Berliner Arbeiterschaft, die die Volksbühne beinahe stürmte. Otto Brahm, John Henry Mackay, Julius Türk und die Genossen Werner und Wildberger vermehren die Gruppe der konsequenten Naturalisten. Eine sozialdemokratische Atmosphäre umweht die Bühne. Aber bald kommt der Katzenjammer. Bald hatte man den Naturalismus, Pessimismus, Sozialismus, überhaupt die graue Nüchternheit der Elendsliteratur und wohl auch die Masse satt und man verlangte nach einer anderen Stimulation. Detlev von Liliencron, Otto Julius Bierbaum, Hans von Gumppenberg und Franz Oppenheimer, Dehmels Schwager, erschienen auf der Bildfläche. Nun „träumte man von einer neuen Renaissance, einem neuen sinnen- und kunstfreudigen Heidentum“. Man wollte Nietzsche ins Praktische übersetzen. Man hatte ja stellenweise das nötige Geld dazu und feierte zunächst dyonisische Symposien, bei denen es zwar etwas genialisch wild zuging, doch nicht so, daß die zartbesaiteten Damen vom Parnaß errötend davonschlichen. Heidenberg.

Die rote Rose.

Nach langem heißen Sommertag
Ward matt und müd' die rote Rose.
Hinflattern in den grauen Kies,
Wie Herzblut rot, die Blätter lose.

Sie stand im ersten Morgenlicht,
In tiefer keuscher Nacht geboren,
Wie eine Braut, die lächelnd spricht:
„Ich hab' an dich mein Herz verloren.“

Sie weiß nicht, was sie glaubend tut.
Sie ahnt noch nicht des Mittags Gluten
Und nicht der Sonne Leidenschaft
Und nicht das schmerzliche Verbluten.

Nun weiß sie's längst. — Sie hat gelebt.
In tausend Schmerzen, Sonnenküssen,
Hat sie der Jugend sel'gen Duft,
Die Lust der Liebe, büßen müssen.

Regensburg. M. Herbert.

Digitized by Google

(Eine Verpflichtung zur Besprechung eingesandter Bücher, sowie zur Rücksendung nicht besprochener Bücher wird nicht übernommen.)

Romane und Novellen.

Bock, Alfred, **Kantor Schildköters Haus.** Roman. Berlin 1903, Egon Fleischel & Co.

Wenn man diesen Roman zu Ende gelesen hat und die Hauptfiguren vor seinen geistigen Augen Revue passieren läßt, sich über ihre Charaktereigenschaften, ihre Unterschiede klar werden will — merkt man, daß sie eigentlich gar keine haben. Kantor Schildköter, sein Sohn und sein Mieter Hildebrand, sind alle drei schwächliche, matte Alltagsmenschen, ohne viel Energie, ohne viel Tatkraft, mit vielen Träumen und Hoffnungen, jeder mit einer Liebhaberei, die ersten beiden für die Musik, der letztere für seine Schmetterlingssammlung. Es sind die richtigen Provinzlertypen, die eigentlich zu allem pulsierenden, stürmereichen Leben untauglich sind, und das zeigt sich auch im Laufe des Romanes. Da ist der kleine Jude Krakauer ein anderer Kerl, er kommt in diese kleine Stadt und errichtet in Kantor Schildköters Haus ein Kaufhaus, schädigt dadurch die kleinen, flauen und faulen Geschäftsleute, bringt Hildebrand und Schildköter, Schildköter und seinen Sohn, auseinander. Sie, die in treuer Freundschaft gelebt, gehen nun einsam alle drei zugrunde, ohne daß Krakauer eigentlich eine direkte Schuld daran trägt; er ist nur das Movens, denn er bringt das Geld, und das tut diesen Leuten nicht gut.

Der Roman ist zu wenig ausgearbeitet, zu wenig erweitert. Es ist eine Novelle und leider eine mit drei gleichveranlagten Helden!

München. Carl Conte Scapinelli.

Tovote, Heinz, **Der letzte Schritt.** Roman. 7. Aufl. Berlin 1903, F. Fontane & Co.

Bei Tovote hat die Sucht nach Pikanterie das Talent längst erschlagen, nur hie und da sieht man es als eine tote, unfruchtbare Masse noch in irgend einem seiner Sachen glatt und starr am Boden liegen. So auch im obigen Roman, in dem die einfache Pikanterie Tovote nicht mehr genügt, und wo er Kriminalistik und Erotik zu verquicken sucht.

München. Carl Conte Scapinelli.

Ompteda, Georg Freiherr von, **Nerven.** Novellen. Berlin 1903, Egon Fleischel & Co.

Ompteda gehört zu den produktivsten und bekanntesten deutschen Belletristen. Trotz seiner enormen Produktivität weiß

Digitized by Google

er sich jedoch von der Familienblattkonvenienz ziemlich frei zu halten. Er hat immer interessante Ideen, oft auch interessante Probleme. Die große Titelnovelle obigen Bandes, „Nerven", ist eine sogenannte Duellgeschichte, aber Ompteda weiß hier in den 84 Seiten die Sache dadurch, daß er den rohen, gewöhnlichen Mut der mühsam zusammengehaltenen, letzten Kraft gegenüberstellt, eigenartig zu gestalten und in uns neue Ideen anzuregen. „Der Kuß" und „Bumski" sind Sächelchen, die in die Spalte eines Feuilletons weit eher als in einen Band Novellen gehören. Es mischt sich eben hier Gutes mit minderwertiger Routinierarbeit. Sehr fein ist z. B. der „Vorfrühling".

München. Carl Conte Scapinelli.

Wasner, Georg, **Walter Eichstädt.** Roman. Berlin 1903, Egon Fleischel & Co.

Walter Eichstädt ist der richtige moderne Romanheld. Er ist eine zerfahrene, zersplitterte Natur, jung, vermögend, unabhängig — und doch furchtbar abhängig von sich, von seinen Launen und Stimmungen. Kaum ist er glücklich verlobt, — ist er auch glücklich entlobt, — und kaum glaubt er eine verheiratete Frau zu lieben, empfindet er in sich auch schon das Schale eines solchen Verhältnisses. Und als er nun endlich „wirklich" liebt — der Leser wird Walter Eichstädt das ebenfalls schwer zutrauen — da ereilt ihn das Geschick. Er bekommt auch diese Vicky nicht. Er schifft sich nach Transvaal ein und wird gegen die Engländer kämpfen. Wie lange?! Bis ihn eine Kugel erreicht??! Die Figur ist echt und richtig gezeichnet, weniger gut scheinen die drei Frauen entworfen, dieses Aufeinander stört im Roman. Der Autor hätte eines als Vorfabel benützen oder — das Nebeneinander der ersten zwei schärfer hervorheben sollen.

München. Carl Conte Scapinelli.

Janitschek, Maria, **Mimikry.** Ein Stück modernes Leben. 2. Auflage. Leipzig 1903, Herm. Seemann Nachf.

Die Gedankenwelt Janitscheks wird mit jedem neuen Buche krankhafter, nervöser, abstoßender. Will sie, die ehemals achtungsvolle literarische Leistungen aufwies, mit ihren jetzigen krankhaften Produkten die Lebewelt gewinnen und dadurch höheren Absatz erzielen? Oder glaubt sie selbst an ihre Kunst und die Wahrheit dessen, was sie schildert? In beschränktem Maße mag ja zuweilen das durch und durch verderbte Milieu, in das uns die Autorin führt, wirklich vorhanden sein; wären aber größere Schichten von solcher Fäulnis angesteckt, so müßte unsere Gesellschaft schon längst daran zugrunde gegangen sein. Kaum ein Lichtblick in dem ganzen „Stück modernen Lebens"! Auch an das neue Leben, das Emil und Lilith am Schlusse des Buches beginnen wollen, kann man nach allem Vorausgegangenen nicht recht glauben. Diese dekadenten Elendsmenschen sind alle zu schwach und zu schlapp, um sich noch ordentlich aufraffen zu können. Selbst der Beste unter ihnen, Rasso Gessenharter, der Bildhauer, der sich nur deshalb seiner korrupten Umgebung angepaßt hat (daher der Name „Mimikry"; ein englisches Wort, das possenhafte Nachahmung, Anpassung bedeutet), um das Geld zur Schaffung seines künstlerischen Lebenswerkes zu verdienen, schießt sich eine Kugel vor den Kopf, als er endlich am Ziele angelangt ist, weil er eben trotz allem doch auch ein Schwächling ist, der mit dem „beschmutzten Kittel nicht auch die Erinnerung" ausziehen kann. Das Buch mit seiner schwülen, muffigen Atmosphäre können wir daher nichts weniger als zur Lektüre empfehlen.

München. L. v. Roth.

Digitized by Google

Lyrik.

Avenarius, Ferdinand, **Hausbuch deutscher Lyrik.** Mit Zeichnungen von Fritz Phil. Schmidt. Herausgegeben vom Kunstwart. München 1903, Georg D. W. Callwey.

Knodt, Karl Ernst, **Wir sind die Sehnsucht.** Liederlese moderner Sehnsucht. Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worpswede. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Zwei treffliche Anthologien. Jede ist eigenartig und zu ihrem besonderen Zweck vollauf berechtigt.

Avenarius will aus dem, was an Lyrik vorhanden ist, das heraussuchen und sachlich zusammenstellen, was einen Lebenswert für den Leser hat. „Die große Sonderung nach wahr und falsch, nach geworden und gemacht, nach ursprünglich und nachempfunden, ward zur allein auslesenden Vorarbeit." Wenn nun also auch die Sammlung den Anspruch erhebt, nur absolut Wertvolles, echt Dichterisches und Schöpferisches zu enthalten, so braucht das noch nicht zu heißen, daß alles nicht Aufgenommene wertlos sein müsse. Zur Aufnahme alles Bedeutenden in deutscher Lyrik ist wohl kein Buch umfangreich genug. So kann's leicht kommen, daß einer seine Lieblinge hier vermißt. Aber sicher wird jeder beim Lesen den Ausruf unwillkürlich tun: Wie reich sind wir Deutschen an lyrischen Kryställen! Wie die sachliche Anordnung gedacht ist, zeigt sich am besten an einem bestimmten Beispiele. So finden wir als erste Abteilung „Frühling" (das Wort ist dezent unten, in Leisten eingefaßt, gedruckt) folgende Gedichte: „Süße, heilige Natur" (Stolberg), „Februarschnee" (Klaischlen), „Springt der Bube das Dorf hinaus" (J. G. Fischer), „Vom Eise befreit sind Ströme und Bäche" (Goethe), „Frühling läßt sein blaues Band" (Mörike), „Die Kinder haben die Veilchen gepflückt" (Storm), „Saatengrün, Veilchenduft" (Uhland), „Die linden Lüfte sind erwacht" (Uhland), „Wie im Morgenglanze" (Goethe), „Hier lieg' ich auf dem Frühlingshügel" (Mörike), „Ich ruhe still im hohen, grünen Gras" (Allmers) und endlich „Süße Ruh, süßer Taumel im Gras" (Droste-Hülshoff). Alle Abteilungen herzuzählen hat keinen Zweck; das Buch will eben jeden „im Leben selber begleiten als ein Freund, der an Lust und Leid herzlich teilnimmt." Das wird ihm gelingen.

Über die Knodtsche Sehnsuchtslieder-Anthologie ist schon an dieser Stelle geredet worden. Interessant ist, wie variationsfähig so ein Thema ist. Natürlich, jeder Poet nimmts persönlich und jede Persönlichkeit ist anders. Scharf markante Auffassungen der Sehnsuchtsidee finden sich auch; aber die echt gestalteten lassen sich bald zählen.

Beide Bücher sind in Ausstattung, Druck, Einband, Bilderschmuck tadellos.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Ludwig, Adolf, **Ein Liebestraum.** Wien 1903, Karl Konegen.

Ein lyrisches Epos könnte man das Buch nennen. Aus sehr sanglich und frisch hingeworfenen Wanderweisen, mitten in prächtigen Strophen zum Preise des Frühlings, ergreift den Dichter eine gewaltige Liebe. Sein Idol sind ihm Sonne und Stern, an ihrer Glut entzündet sich seine Poesie in immer neuen, oft nur etwas zu gedankenreich und überladen ausgesponnenen Versen. Aber in den Jubel des Siegs mischt sich schon leise Trauer: sie steht gesellschaftlich über ihm, das Herkommen und die bürgerliche Sitte leiden dies Verhältnis nicht. Mit einem breiten elegischen Gesang zerrinnt der Traum. Da findet er im Becher und bei wilden Gesellen Ersatz, und man ist schon nach dem bekannten Volksreim „Die Liebe und

Digitized by Google

der Suff reiben den Menschen uff" für den stürmischen Troubadour bange, als er sich, gerade in den zwei letzten Gedichten, erinnert, Trost in der Poesie zu suchen. Im ganzen spricht eine tüchtige, formal wohl geschulte, Begabung aus dem Buche. Das verflixte Verbal „et" wäre sehr entbehrlich. Manches erinnert zu sehr an Schiller, Gedichte der ersten Periode. Dann aber will es auch scheinen, daß der Vorwurf für eine so umfangreiche Ausführung (116 Seiten!) doch gar zu mager wirkt. Man weiß zu früh, wie alles kommt. Und man bedauert aufrichtig, daß so viel Arbeit nicht an einem größeren Vorwurf versucht wurde.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Dramen.

Idel, Wilhelm, Irmgard von Berg. Dramatisches Gedicht. Elberfeld 1903, Baedekersche Buch- und Kunsthandlung.

Idels Gedichte erfuhren schon vor Jahren, hier und auch an anderer Stelle, eine günstige Beurteilung; namentlich soll er es verstanden haben, Sagen seiner bergischen Heimat zu packenden Balladen auszugestalten. Warum hat er uns die Geschichte seiner Heldin Irmgard nicht in ähnlicher Weise erzählt? Er hätte vielleicht, wenn auch keine Ballade, denn die verlangt ein rauheres Thema, doch eine hübsche Versnovelle daraus gemacht; zum Drama langte der in die obligaten Blankverse gefaßte Stoff jedenfalls nicht. Es ist die alte Geschichte der trotz der verschiedensten Hindernisse am Ende glücklich zusammengeführten Liebenden, manchmal zart und innig, im allgemeinen recht schablonenhaft, durchgeführt. Die Erwartungen, die die dem Ganzen vorgedruckte Widmung: „Dem bergischen Volke" weckt, werden nicht befriedigt.

Hattingen. Dr. Erich Sieburg.

Authäuser, Dr. phil. David, Lucindens Fluch. Ein Goethespiel in drei Aufzügen. Frei nach „Dichtung und Wahrheit". Dresden 1903, E. Piersons Verlag.

Zwei von Goethe anmutig erzählte Episoden seiner Straßburger Zeit werden hier aufs neue in Beziehung zu einander gesetzt, um den Stoff zu einem Drama abzugeben, das nebenbei auch die betreffenden Partien von „Dichtung und Wahrheit" kommentieren soll, also im 9. Buche das Erlebnis mit Lucinde und Emilie, den Töchtern des Straßburger Tanzmeisters, im 11. die Erzählung, wie der für die Sesenheimer Friederike entbrannte junge Goethe den Fluch überwindet, den jene Lucinde auf die nach ihr zuerst von ihm Geküßte herabbeschworen hat. Die Fabel will sich möglichst an Goethes eigenen Bericht halten und zudem, wie die Vorrede betont, „an der Hand der Quellenliteratur und auch durch persönliche Information an Ort und Stelle" um manche Einzelheit bereichert, die Sesenheimer Idylle möglichst genau ausführen. So mag denn an äußeren Motiven manches Schätzenswerte beigebracht sein, das Drama spricht wenig an. Das Straßburger Erlebnis sei erfunden oder nicht, jedenfalls setzte es Goethe mit Absicht der Erzählung seiner Liebe zu Friederike voran. Er gab diese Erzählung allerdings selbst als Idylle, aber nicht, ohne sie in eine gewisse Tragik ausklingen zu lassen, unter der gerade er damals am meisten gelitten hatte. Fühlte er sich doch der verlassenen Friederike gegenüber durchaus nicht schuldlos; noch aus den Gestalten Weislingens und Klavigos spricht ja seine lebhafte Reue. Dieses Moment läßt das Stück völlig außer acht; es handelt sich hier lediglich um den Kuß, den Goethe zuletzt auf Friederikens Lippen drückt, und der, nachdem der 1. Akt das Erlebnis mit den beiden Schwestern in Straßburg nicht ungeschickt

Digitized by Google

darstellte, in den beiden folgenden ziemlich umständlich und weitschweifig vorbereitet wird; wenigstens hätten im Dialog die vielen „Für sich" wegfallen und die Monologe weniger ermüdend sein dürfen. Zudem kann es bei der kleinlichen Behandlung des Stoffes nicht ausbleiben, daß der Held mit seiner Bedenklichkeit eines Kusses wegen zuweilen eine Borniertheit an den Tag legt, die uns noch weniger gefällt, als etwa die anspruchsvolle Altklugheit des jungen Goethe bei Gutzkow. Das Stück ist in Versen geschrieben, in 4, 5, 6füßigen Jamben, mit oder ohne Reim, je nach Bequemlichkeit; es liest sich ganz glatt, ohne indessen in seiner Sprache charakteristische Wirkungen zu erzielen.

Hattingen. Dr. Erich Sieburg.

Literaturgeschichte.

Grube, Wilhelm, Geschichte der chinesischen Literatur. Achter Band des Sammelwerkes. Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen. Leipzig 1902, C. F. Amelangs Verlag.

Das Studium der chinesischen Sprache und Literatur hatte längst in andern Ländern eine bemerkenswerte Höhe erreicht, als in Deutschland erst die Bestrebungen begannen. Die Jesuiten waren es, denen wir, vermöge ihrer bevorzugten Stellung am chinesischen Hofe, dem sie durch ihre astronomischen Kenntnisse und ihre Vermessung des Landes dienten, die ersten genaueren Nachrichten über China verdanken. Ihr Missionsstreit mit den Dominikanern, über den es schwer ist, sich heute zu unterrichten — mir fiel gelegentlich meiner Studien eine der konfiszierten Streitschriften in die Hand — machte alle früheren Bemühungen zu nichte und endete mit der Vertreibung beider Orden und dem Zusammenbruche der Mission überhaupt. Englische Missionare setzten das Werk der Jesuiten mit neueren und größeren Mitteln fort und gaben uns die glänzenden europäischen Ausgaben der „klassischen Bücher der Chinesen" mit Textrevision und wörtlicher Übersetzung. Französische Forscher, nicht alle von gleicher Sorgfalt und Zuverlässigkeit, bemühten sich namentlich um die Lyrik und das Drama, und in neuester Zeit ist es wieder ein Engländer, Herbert A. Giles, der als der erste unter allen Sinologen gelten muß. Seine Werke, sowohl sein Chinese biographical Dictionary wie seine History of Chinese Literature, sind unschätzbare Fundgruben für Nachrichten aller Art über das chinesische Geistesleben seit seinem Beginne und jedem Forscher unentbehrlich. Für Deutschland bezeichnet Rückerts geniale Nachdichtung des Schi-King die Anregung zu sinologischen Studien, aber, wie bekannt, geht sie selbst auf des Pater Lacharme lateinische Übertragung dieser ältesten Lieder der Chinesen, von Konfuzius, wenn auch nicht gesammelt, so doch endgültig redigiert, zurück. Textgetreuer und auch genau in der Reimbindung der Originale, die aber freilich der veränderten Aussprache vieler Worte wegen nicht überall sicher ist, jedoch pedantischer und darum weniger poetisch, übertrug Viktor von Strauß das Schi-King aus der Urschrift selbst, und dieses Werk wurde die erste Tat der deutschen Sinologie. Wie weit diese seither fortgeschritten ist, bezeugt wohl am besten die Berufung des Leipziger Professors A. Conrady an die Pekinger Universität. Und nun stellt sich Wilhelm Grubes „Geschichte der chinesischen Literatur", wenn auch in anderer Art, ebenbürtig jener englischen von Giles an die Seite. Beide Werke erschienen nahezu gleichzeitig, und dies bewahrt den deutschen Gelehrten vor dem Vorwurfe, den der Laie erheben könnte, er sei nur dem englischen Forscher gefolgt, wird aber auch zugleich zu einem Ruhme für ihn. Denn wohl muß man bewundern, wie er in klarer

Digitized by Google

und dabei stets fesselnder Weise das überaus große Gebiet behandelt, zu dem es schwierig war, alle Bausteine zusammenzutragen; was Wilhelm Grube vorfand, waren nur Darstellungen einzelner Abschnitte, eine wissenschaftliche Vorarbeit für das ganze Gebiet fehlte. Die Hauptperioden der chinesischen Literatur sind jene der klassischen und der kanonischen Bücher, unter den ersteren das Schi-King, und das Zeitalter der Tang-Dynastie, die eine schon lange gepflegte Lyrik zu einer außergewöhnlich reichen Blüte brachte, über die sich jeder unterrichten sollte, der über Lyrik urteilt. Ein Dichter, wie Li-tai-po, nimmt vielfach den modernen Pessimismus mit seiner Kehrseite, dem Epikuräismus, beide vereint und durch einander bedingt, vorweg, und in der Form sind alle diese chinesischen Dichter unvergleichliche Meister, die in vier Zeilen oft wunderbar ihr ganzes Herz zu legen wissen, wie Li-tai-po in der berühmten Strophe:

Chuang tsien ming yüeh kuang,
i shi ti shang shuang,
kiü tou wang ming yüeh,
ti tou sze ku hiang —

der ich einst folgende deutsche Fassung gab, ohne ihr freilich den sanften Zauber des Originals geben zu können:

Vor dem Lager heller Mondenglanz,
Als bedeckte Reif den Boden ganz;
Und ich heb' mein Haupt zum lichten Mond,
Senk' es, denke meines Heimatlands.

Die Gedichtproben, die Wilhelm Grube bieten konnte, entsprechen nicht immer den Anforderungen, die man an Übertragungen stellen kann, aber man muß damit rechnen, daß es selbst eine Mühe war, diese zu erlangen, doch konnten wenigstens die Perlen des Schi-King in den guten Fassungen von V. von Strauß zitiert werden, und für Li-tai-po stand A. Forkes Blütenlese zur Verfügung, die allerdings mehr Wert hat für den Sinologen als für den, der chinesische Gedichte genießen will. Dieser Mangel, aus den Umständen sich notgedrungen ergebend und vom Verfasser selbst bedauert, schließt keinen Tadel in sich, sondern ist nur wieder ein Zeugnis für die Schwierigkeiten, mit denen zu kämpfen war, als dieses Buch entstand.

Zum Schlusse sei mir vergönnt, auf eine kleine Broschüre zu verweisen, die mir in letzter Zeit zukam: Peter Rheden, Chinesisch-deutsche Gedichte. Erster Teil. Literaturverzeichnis, Allgemeines, Auszüge aus Tscheng-Ki-Tong. Programm-Abhandlung des XXVII. Jahresberichts des fürstbisch. Vinzentinums in Brixen, Südtirol. Brixen 1903. In sehr verdienstvoller Weise findet man in diesem Hefte eine ganze Reihe von Werken über chinesische Poesie zusammengestellt, darunter solche, die sehr selten sind, alles mit großer Akribie und vieler Liebe zu dem scheinbar so seitab gelegenen Stoffe. Aber es gilt hier, was Rückert die „Geister der Lieder" in seinem Vorspiel zum Schi-King sagen läßt:

O grabe doch und dring hinein,
Und laß nicht hart Gestein dich schrecken!
Entgegen leuchtet Dir ein Schein,
Und bald wirst du ein Licht entdecken.

Werke wie Wilhelm Grubes „Geschichte der chinesischen Literatur" sind am ehesten geeignet, den Osten dem Westen näher zu bringen, weil sie ihn verstehen lehren.

Wien. Otto Hauser.

Danckelman, Eberhard Freiherr von, Charles Batteux. Sein Leben und sein ästhetisches Lehrgebäude. Groß-Lichterfelde 1902, B. W. Gebel.

Nach ausführlicher Literaturangabe und einem kurzen Lebensabriß von Batteux gibt uns der Verfasser eine klare Darstellung seines ästhetischen Systems,

Digitized by Google

überläßt aber dessen Kritik dem Leser. Für Ästhetiker von Fach ist die Schrift interessant, da das System Batteux', wenn es heute auch nur mehr der Geschichte angehört, doch manchen gesunden Gedanken enthält, wenn auch der Standpunkt, den Batteux z. B. in der Tragödie einnimmt — „Kollege" Gottscheds — heute überwunden ist. Die Theorie der Schäferdichtung, einer heute ausgestorbenen Gattung, erregt ebenfalls unser historisches Interesse, da sie uns zeigt, in welchem Ansehen zu jener Zeit auch auf den Kathedern der Theoretiker die pastorale Poesie stand. Jedem Ästhetiker von Fach sei das Schriftchen empfohlen.

Siegburg. Dr. Macke.

Buch, Ricarda, Ausbreitung und Verfall der Romantik. Leipzig 1902, H. Haessel.

Eine anregende, fleißige Schrift über Romantik und die Romantiker, denen die Verfasserin im großen und ganzen gerecht wird. Der Inhalt ist reich, die benutzte Literatur weitschichtig, die Darstellung gut. Was die Schrift besonders interessant macht, ist das nähere Eingehen auf die der Romantik zugrunde liegenden Anschauungen, so z. B. „Die romantische Zahl", „Der Mensch in der romantischen Weltanschauung". Durch Untersuchungen dieser Art hat die Verfasserin vieles beigetragen zum eingehendern Verständnis der Romantik. Was sie allerdings in dem Kapitel „Romantischer Katholizismus" über den Katholizismus vorbringt, zeugt von protestantischer Überhebung: „Man könnte den Katholizismus die Nachtseite des christlichen Glaubens nennen" — sie nennt ihn „das christliche Heidentum"; aus der Urnacht des Katholizismus ist nun der helle Tag des Protestantismus hervorgebrochen. Wir quittieren der Verfasserin diese Komplimente, denn auf keinen Fall kann sich der Katholizismus betreffs des Heidentums mit dem Protestantismus und seiner „Christusgläubigkeit" messen. Trotz der sonstigen Vorzüge des Buches verleiden solche Stellen, die die Verfasserin leicht hätte vermeiden können und sollen, einem Katholiken die Lesung.

Siegburg. Dr. Macke.

Kunstgeschichte.

Thode, Henry, Michelangelo und das Ende der Renaissance. I. Band. Berlin 1902, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

Mit dem auf drei kompendiöse Bände berechneten Werke des bekannten Heidelberger Kunstgelehrten Henry Thode ist die bereits sehr umfangreiche kunsthistorische Forschung über Michelangelos gigantische Künstlerindividualität und deren unsterbliche Meisterwerke in ein neues Stadium getreten.

Die früheren Biographen dieses Heroen der Plastik und Malerei, wie z. B. John Sam. Harford (1857), Hermann Grimm (1860), Aurelio Gotti (1875), Charles Heath Wilson (1876), Anton Springer (1878), John Addington Symonds (1893) und Karl Justi (1900), hatten mehr oder weniger darnach gestrebt, ein Gemälde der äußeren Zeitverhältnisse zu entwerfen, von deren Hintergrunde Michelangelo und sein eigenartiges Schaffen sich abheben und erklären sollte. In dem neuen Werke wird nunmehr „der Versuch gewagt, das große Problem, das den Menschen Michelangelo, sein Künstlertum und das Wesen der christlichen bildenden Kunst zugleich in sich begreift, dadurch einer Lösung entgegenzuführen, daß die in diesem Genius und durch ihn wirkenden Kräfte einerseits als persönliche und andrerseits als solche der die Kultur der Renaissance gestaltenden Ideen erkannt werden. Indem das Besondere der einzelnen Erscheinung zum Allgemeinen sich erweitert und das Allgemeine in diesem Besonderen sich offenbart, gewinnt eines aus dem anderen seine

Digitized by Google

Begründung und ergibt sich die Einheitlichkeit der Auffassung."

Mit Hilfe einer gewissermaßen nachempfindenden introspektiven Methode will es also der Verfasser unternehmen, „tief in das Innere des Meisters und in das Walten seiner Zeit" einzudringen und so „das in beiden Wirkende miterleben" zu lassen; „etwa in dem Sinne, wie man gestaltende Gefühle und Vorstellungen eines Musikers beim Anhören seiner symphonischen Dichtung zwar dunkel, aber doch in einer die eigene Seele entscheidend bestimmenden Weise, nacherlebt."

Der erste, 488 Seiten umfassende, solid und stilvoll ausgestattete, Band stellt also den, man kann wohl sagen, wohlgelungenen Versuch dar, „in Form einer psychologischen Studie die Charakteristik des Genius zu geben und zeigt den in seinem Wesen begründeten, durch das Schicksal, verschärften Konflikt mit der Welt."

Nach einer allgemeinen Übersicht, in der der Verfasser an Schopenhauers Aussprüche über das Genie und dessen tragische Stellung zur Alltagswelt anknüpft und also das Leiden jener großen Künstlerseele zum Ausgangspunkte seiner Betrachtungen macht, erfahren wir in einem verhältnismäßig knappen, aber vielsagenden biographischen Überblick die rein historischen Tatsachen aus Michelangelos Leben.

Der ganze erste Band gliedert sich in folgende Hauptabschnitte: I. Die Kräfte des Gemütes. II. Die Phantasie und die Wirklichkeit. III. Das Temperament und das Schicksal. Ein von bienenartigem Fleiß zeugender Anhang „Michelangelos Leben in Annalen" und ein Literaturverzeichnis bildet den Schluß des Buches. Schon aus der Andeutung dieser Hauptgesichtspunkte, auf die wir uns hier beschränken mußten, geht zur Genüge hervor, an [was für eine große, bedeutsame Aufgabe Thode sich herangewagt hat. Für mich ist ihm die Lösung des genannten Problems, soweit dies im scharfumgrenzten Rahmen dieses ersten Bandes geschehen konnte, vorzüglich gelungen. Wie dieser jedoch als organisches Glied zum Gesamtwerk sich verhalten und also in genetischer, grundlegender Weise zur Lösung des Gesamtproblems „Michelangelo und das Ende der Renaissance" beitragen wird, kann erst dann festgestellt werden, wenn die beiden weiteren in Aussicht gestellten Fortsetzungen erschienen sind. Die vom Verfasser im Vorwort seines ersten Bandes mitgeteilten Inhaltsangaben der beiden weiteren Folgen verheißen jedenfalls viel und berechtigen zur Spannung: „Der zweite ist der Erkenntnis der Ideen, die den Meister beherrschen, und des Zusammenhanges, in welchem sein geistiges Leben mit der allgemeinen Kultur der Renaissance steht, gewidmet. In dem dritten werden die künstlerischen Schöpfungen von dem so gewonnenen Standpunkt einer gleichzeitigen Berücksichtigung des Persönlichen und des Allgemeinen, das in ihnen zum Ausdruck kommt, ins Auge gefaßt und nach ihrer Eigenart wie nach ihrer Bedeutung für die Erkenntnis des Problems christlicher Kunst überhaupt betrachtet."

Schon mit dem vorliegenden Bande hat Thode auch besonders den Beweis erbracht, ein wie weites, bisher noch recht kärglich bebautes, Feld sich einer ernsthaften, kunstgeschichtlichen Forschung nach der psychologisch-ästhetischen Seite hin überhaupt eröffnet. Möge dieses vortreffliche Buch, das in seiner scharfsichtigen Gliederung und Durchdringung des großen Stoffes, in seiner liebevoll nachempfindenden Anschmiegungskraft an ihn und in seiner bildkräftigen, lichtvollen Sprache Hervorragendes leistet, auch nach dieser Seite hin klärend und anregend wirken, wie es einst des Verfassers „Franz von Assisi" getan hat.

Rom. Dr. Bernhard Patzak.

Digitized by Google

Vermischtes.

Riehl, W. H., Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. 6. Auflage. Stuttgart und Berlin 1903, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Ein liebenswürdiges Buch, das jetzt in sechster unveränderter Auflage erscheint, worüber sich der Verfasser im Vorwort vollständig genügend rechtfertigt. Wer für die Kulturzustände der letzten Jahrhunderte sich interessiert, der möge diese schön geschriebenen, dem Stilleben entwachsenen, Abhandlungen zur Hand nehmen. Es sind keine welthistorischen Ereignisse, die hier an uns vorüber ziehen, sondern erfrischende Betrachtungen, aus denen sich viel lernen läßt, werden uns hier geboten. Das 1. Buch: „Historisches Stilleben", erzählt von alten Atlanten, Briefstellern, Volkskalendern, Rokokos, Zopf usw. Das 2.: „Zur Volkskunde der Gegenwart" bringt eine sehr interessante Studie über das alte Augsburg, während das 3. Buch: „Zur ästhetischen Kulturpolitik" über Musik herrliche, beherzigenswerte Gedanken zutage fördert, elf Briefe an einen Staatsmann über musikalische Erziehung. Möchte besonders jeder Musikbeflissene, dem es um tiefere Kenntnis der Musikwerke zu tun ist und der mehr verlangt, als mechanische Wiedergabe der Meister, diese Briefe lesen zur Anregung und Weiterbildung!

Siegburg. Dr. Macke.

Dyckerhoff, Traugott Wilhelm, **Gesammelte Schriften.** Essen 1903, G. D. Baedeker.

Allerlei bunte Mosaik aus dem Geistes- und Gemütsleben eines wackeren deutschen Mannes, der augenscheinlich dem Handelsstande angehört, viel gesehen, erfahren und hellen Blickes beobachtet hat. Die Sächelchen, die er uns in vorliegendem Bande gesammelt darbietet, sind zum Teil schon vor 25 und mehr Jahren entstanden und waren zu verschiedenen Zeiten schon in Tagesblättern oder Buchform erschienen. In den „Gedichten und Sinnsprüchen" und „Distichen" bekundet der Verfasser gute Beobachtung und gesunden männlichen Sinn; über eigentliche lyrische Begabung verfügt er jedoch nicht. Auch in den „Fabeln und Erzählungen", sowie in den „Prosaischen Betrachtungen" gibt er viel brauchbare Lebensweisheit zum besten. Das Wertvollste an dem Buche scheinen mir aber doch die Aufsätze über England und englische Verhältnisse zu sein. Der Verfasser hat Jahre lang „drüben" gelebt und dabei tüchtig die Augen aufgemacht. Obwohl ein warmer deutscher Patriot und für die Buren schwärmend, verkennt er doch die guten Seiten des englischen Volkes nicht und weiß überhaupt Licht und Schatten in objektiver Weise zu verteilen. Dabei sind die Schilderungen in anregendem Plaudertone geschrieben, sodaß auch solche, die, wie Referent, England aus eigener Anschauung kennen, die Sachen noch mit Genuß lesen können.

München. L. v. Roth.

Am 13. September starb in Konstanz der Münsterpfarrer, Prälat Dr. Gustav Brugier, im Alter von 74 Jahren. Der Verewigte hat sich um die Pflege und Kenntnis der deutschen Literatur besonders durch sein Lebenswerk, die „Geschichte der deutschen Nationalliteratur", verdient gemacht, die 1865 in erster Auflage erschien und damals einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkam. Reicher Erfolg lohnte seine Mühe; das gediegene Werk, wenn auch seitdem überholt, liegt jetzt schon in 10. Auflage vor. Sein Bischof ehrte ihn durch Ernennung zum geistlichen Rat, Leo XIII. ernannte ihn zum päpstlichen Hausprälaten, sein Landesherr verlieh ihm mehrere Orden, und von der theologischen Fakultät in Freiburg erhielt er die Doktor-

Digitized by Google

würde. Am 10. August vorigen Jahres war es ihm noch vergönnt, sein goldenes Priesterjubiläum zu feiern. R. I. P.

Am 24. August hielt die belletristische Sektion des schweizerischen Katholikentages ihre Versammlung in Zug ab. Es wurde beschlossen, auf eine engere Fühlung der Belletristen unter sich und zwischen Künstlern und Belletristen hinzuarbeiten. Im Sektionskomitee saßen die Herren Baumberger, Präsident; Seminardirektor Grüninger, P. Sigisbert Meier, Hans von Matt, P. Maurus Carnot, Dr. L. Suter, Schnyder. Die Tagung verlief sehr animiert. Vom deutschen Katholikentag läßt sich ähnliches Interesse für Literatur nicht berichten.

Der bekannte Volksschriftsteller und Freiburger Pfarrherr Heinrich Hansjakob feierte sein vierzigjähriges Priesterjubiläum.

Der 60. Geburtstag Peter Roseggers ist von einem großen Teile der literarischen Welt mit riesiger Anteilnahme gefeiert worden. Jubiläumsgaben, Rosegger-Festnummern von Zeitungen, ungezählte Jubiläumsartikel, Glückwunschschreiben und Gratulationstelegramme hat's dabei gegeben. Sogar einen Ehrendoktor hat der Steiermärker erhalten. Diese rührende Anteilnahme des deutschen Volkes an seinen Dichtern wäre sehr zu begrüßen und aufs freudigste anzuerkennen, wenn sie stets dem geistigen Schaffen der betreffenden Jubilare gälte. In unserm Falle aber dürften konfessionelle und politische Momente beim Festesjubel leider keine untergeordnete Rolle gespielt haben.

Die diesjährige **Generalversammlung der „Deutschen Literatur-Gesellschaft"** findet am

Sonntag, den 18. Oktober, vormittags 10 ½ Uhr

zu München, Fürstenstraße 2, Café Gisela

statt, wozu alle Mitglieder freundlichst eingeladen werden. Anträge möge man rechtzeitig an den Schriftführer Carl Conte Scapinelli, München, Schlottauerstraße 14, schriftlich einbringen.

Die Vorstandschaft.

Zur gefl. Beachtung! Um Verzögerungen und Mißverständnisse irgend welcher Art zu vermeiden, wird gebeten, alle auf den Inhalt der „Literarischen Warte", mit Ausnahme des lyrischen Teils, bezüglichen Zuschriften und Einsendungen an Herrn Anton Lohr in München, Bothmerstraße 16/I, die für den lyrischen Teil bestimmten Zusendungen an Herrn Carl Conte Scapinelli, München, Schlottauerstr. 14, die auf den Verlag und die Expedition des Blattes bezüglichen Mitteilungen, sowie die zur Rezension bestimmten Bücher an die Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München, Hasenstraße 11, und alles, was für die „Deutsche Literatur-Gesellschaft" bestimmt ist, ausschließlich an den Schriftführer Herrn Carl Conte Scapinelli in München, Schlottauerstr. 14, zu adressieren.

Herausgeberin: Deutsche Literatur-Gesellschaft in München. — Verantwortlich für die Redaktion: Anton Lohr in München; für den lyrischen Teil: Carl Conte Scapinelli, München. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

5. Jahrgang 1. November 1903 Heft 2

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten.

Neue französische Literatur.

Von Dr. K. Biesendahl-Stuttgart.

Für den Freund und Beobachter der Literatur der Gegenwart ist vielleicht nichts fesselnder, als die Beobachtung des fortdauernd im Fluß befindlichen Kristallisationsprozesses. Unter dem Auge des Zuschauers fassen sich die scheinbar regellosen und grundverschiedenen Einzelerscheinungen, wenn auch allmählich, so doch immer klarer und deutlicher, zu Einheiten zusammen und sondern sich als familienähnliche Gruppen ab.

Nicht immer, aber in den meisten Fällen, bewegt sich die Entwicklung in Gegensätzen, um so sicherer, je stärker eine bestimmte Richtung vorherrschend war. Es ist, als wenn sie, die alle übrigen unterdrückt hatte, ihre ganze Kraft erschöpft habe, so daß nun, beinahe wie im politischen Leben, die Opposition ans Ruder kommt.

So wurden auf dem Gebiete des französischen Romans die idealistischen Erzähler von den Realisten und Naturalisten abgelöst. Nur vielleicht Flaubert vereint beide Richtungen in sich, zumal in «Madame Bovary».

Die radikale Umwälzung, die der französische Roman im Naturalismus besonders durch dessen an Begabung hervorragendste Führer, Zola und Maupassant, erfahren hatte, mußte notwendig eine Reaktion zur Folge haben.

Die ausschließliche und einseitige Zurückführung der Motive des modernen Lebens auf Instinkte und Gelüste bewirkte von vornherein die Bevorzugung der verdorbenen Bevölkerungskreise und das Aufsuchen bedauerlich schmutziger Aus-

Digitized by Google

nahmsstoffe seitens dieser Verfasser. Dieser Umstand war es hauptsächlich, der sie selbst zu ihren anspruchsvollen Absichten, realistische Zeitdokumente in ihren Romanschöpfungen darzubieten, in Gegensatz brachte. Betrachten wir dieses selbstbewußte Wollen als ehrlich gemeint (was manchmal schwer fällt!), so gaben sie sich im besten Falle einer schweren Selbsttäuschung hin, wenn sie die verworfene Sittenlosigkeit einer prozentual schwächeren Minderheit für den Sittenzustand von ganz Frankreich ausgaben.

Der spätere Kulturhistoriker, der nach den Produkten des Naturalismus vom Ende des 19. Jahrhunderts die Sittenverhältnisse Frankreichs beurteilte, würde diesem Lande entschieden schweres Unrecht tun. Will er überhaupt im Sinne von Zeitdokumenten aus ihnen schöpfen, so muß er sich stets darüber klar sein, daß diese Werke zum größten Teil eine durch einseitige Beschränktheit vergiftete Quelle darstellen.

Höher ist dagegen ihr Wert hinsichtlich der Darstellungsmethode zu schätzen. Von Bedeutung ist und bleibt für die Zukunft, daß Zola, ein Feind aller bloß ausgedachten Verhältnisse und Personen, wieder auf das wirkliche Leben und seine exakte Beobachtung als einzige Grundlage der Romanschöpfungen hingewiesen hat, für die er genau so exakte Studien fordert, wie sie z. B. der Physiker macht.

Hierin lag ein entschiedener Fortschritt, und dieser hat seine Einwirkung auf die jüngere Generation der französischen Schriftsteller nicht verfehlt.

Trugen die Fehler des Naturalismus schon den Keim seiner notwendigen Überwindung in sich, so vermochten sich auch seine schärfsten Gegner dem Fortschritt seiner Methode nicht zu entziehen.

Das könnte man gewissermaßen als eine Art Verbindungsglied zwischen dem Naturalismus und der neueren Richtung auffassen, sonst aber besteht eher ein Gegensatz.

Augenblicklich befinden wir uns noch in dem Strome selbst, und es ist äußerst schwierig, eine Gliederung zu erkennen. Andererseits muß man sich sogar hüten, Klassifizierungen vorzunehmen, ehe noch der Beginn des Kristallisationsprozesses klar ersichtlich ist.

Eine bestimmte „Schule", deren Tendenzen sich mit einem Schlagwort bezeichnen ließen, wie es bei dem Naturalismus möglich war, ist nach dem Tode der beiden Führer des Naturalismus entschieden nicht zu erkennen. Im Gegenteil ist vielleicht das Nichtvorhandensein von „Schulen" die Signatur der neuen Periode.

Jedenfalls laufen viele, verschieden geartete Bestrebungen parallel oder kreuzen sich, und vielleicht niemals war die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen so groß wie in der Gegenwart.

Wenn wir bereits bestimmte Richtungen erkennen zu können meinen, so sind sie durch die Namen der hervorragendsten Romanschriftsteller, wie Paul Bourget, Pierre Loti und Anatole France charakterisiert, ohne daß auch nur einer von ihnen dem andern entfernt ähnlich ist.

Digitized by Google

Bourget mit meisterhafter, positiver Methode vertritt den sog. Psychologismus und war der erste, der dem Naturalismus entgegentrat. Anatole France, in erster Linie Künstler und Darsteller des Schönen, schildert lediglich die „Abenteuer seiner eigenen Seele". Seine Romane sind auf Selbstbeobachtung gegründet. Loti, die merkwürdigste Erscheinung, ist ein dichterischer Maler und knüpft seine Schöpfungen meist an landschaftliche Schilderungen, die er nur in der Färbung seiner Stimmungen in bewegten Farbenspielen vor Augen führt. Seine merkwürdige Schreibart ist trotz und vielleicht wegen ihrer Regellosigkeit von ganz seltsamem, unruhigem Reiz.

Wie diese führenden Geister, so sind auch die ihnen an Bedeutung am nächsten stehenden nicht leicht in eine bestimmte Kategorie einzuordnen, wenn auch ihrer viele sich den Einflüssen dieser Meister nicht ganz zu verschließen vermochten.

Wir werden versuchen, bei den uns vorliegenden Neuerscheinungen, wo es möglich erscheint, diese und andere Einflüsse anzudeuten.

Um mit den Novellen zu beginnen, finden wir den von uns sonst nicht immer anerkennend beurteilten Jean Lorrain heute mit drei hervorragenden Novellen vertreten.

Er hat hier einmal seinen menschlichen Ungeheuern den Rücken gewandt und wirklich lebensvolle Ausnahmsgestalten geschaffen. Mehr oder minder wird der Psycholog immer Ausnahmen bevorzugen, da sie ihm eine lohnendere, tiefere Aufgabe stellen, als gewöhnliche Menschen. Es ist dies auch bei Bourget fast durchgängig der Fall. Eine gewisse Einwirkung dieses Meisters läßt sich in Lorrains «Monsieur de Bougrelon» [1]) kaum verkennen.

Die dem Buche den Titel gebende Haupterzählung ist eine aus dem Leben gegriffene Charakternovelle von so ungewöhnlicher Treffsicherheit, daß wohl kein Leser diese seltsame Gestalt so leicht wieder vergessen dürfte.

Auf einer Reise in Holland trifft der Verfasser einen Landsmann mit dem Äußern eines alten Komödianten, der in Amsterdam Lorrains und seines Begleiters Cicerone wird, sie mit großer Orts- und Kunstkenntnis in Museen, Bildergalerien und Kirchen umherführt und sie mit seinen Erklärungen, geistreichen und barocken Einfällen und Lebenserinnerungen unterhält und fesselt. Kunst und Erinnerung scheinen sein einziger Lebenszweck zu sein.

M. de Bougrelon erzählt ihnen vieles aus seinem abenteuerreichen Leben. Er entfernt sich jedoch abends regelmäßig zur gleichen Stunde und übt auf sie einen geheimnisvollen Reiz aus.

Eines Abends aber entdecken sie ihn in einem Matrosenkabaret und sehen, daß er dort zum Tanz die Geige spielt. Diese Enthüllung wirft auf alle seine Mitteilungen ein merkwürdiges Licht und ist ihnen sehr betrübend. Er hat sie wohl bemerkt, aber er blickt fort, und sie ehren seinen Willen und verlassen das Vergnügungslokal.

[1]) Paris, Paul Ollendorff (Société d'éditions littéraires etc.).

Digitized by Google

„Die türkische Dame“ knüpft sich an eine Reise des Verfassers im Süden, nach Malta. Wenn auch der ersten Erzählung nicht vollkommen ebenbürtig, besitzt sie ebenfalls einen gedämpften Realismus, eine eigenartige Farbengebung zurückhaltender Leidenschaftlichkeit.

«Sonyeuse», eine autobiographische Episode aus der Knabenzeit Lorrains, hat eine ähnliche Farbenstimmung. Es schildert den Eindruck einer ersten, schmerzlichen Lebenserfahrung auf den empfindsamen Knaben. Ein düsteres Vorkommnis bei geheimnisvollen Fremden hat eine tiefe seelische Erregung bei ihm zur Folge.

In sämtlichen drei Erzählungen trägt besonders die örtliche Schilderung zur Verstärkung des Eindruckes bei. Das trübe Holland mit seinem Nebel und Regen, das sonnige Malta im blauen Mittelmeer und Sonyeuse, das normannische Provinzstädtchen mit seinem alten Schloß und Park, geben jeder dieser Novellen den geeigneten Rahmen, und möglicherweise könnte Pierre Loti hier nicht ohne Einwirkung gewesen sein.

Gleichwohl ist aber, besonders in M. de Bougrelon, die Gattung der Novelle durchaus eigenartig und ragt hoch über das übliche Unterhaltungsgenre hinaus. Ebenso dürfte sowohl Bourget wie Loti einen gewissen Einfluß geübt haben auf die sechs vorwiegend psychologischen Novellen Abel Hermants «Coeurs privilégiés»[1]).

Auch hier werden die Charaktere mit psychologischem Eindringen entwickelt, und andrerseits spielt auch hier fast überall die Naturstimmung eine bedeutsame Rolle.

„Zwei Sphinxe“ und „Eddy und Paddy,“ die längsten und bedeutsamsten Erzählungen, behandeln in vollständig verschiedener Ausführung und Charakteristik eigentlich den gleichen Grundgedanken, wie sich allmählich bei Menschen von reicher Innerlichkeit aber geringer Spontaneität unbewußte Liebe zur bewußten entwickelt. Die verspätete Erkenntnis führt hier durch jähen Schicksalsschluß, dort durch die endliche Einsicht der gegenseitigen innerlichen Verschiedenheiten zu Verzicht und Trennung.

Die phantastische Erzählung aus der Zeit der napoleonischen Expedition nach Ägypten weiß die feinsten seelischen Regungen zu entwickeln und festzuhalten. Das wunderbare Pharaonenland gibt dem psychologischen Bilde die eigenartige Farbentönung.

„Eddy und Paddy“, ein auf einer der Kanalsinseln studierender junger Amerikaner, und die Tochter der Dame, bei der er in Pension ist, werden von dem Dichter in ihren zartesten Seelenbewegungen belauscht und das Meer rauscht dazu seine ewige Melodie.

Zwei legendenartige Erzählungen sind «Saint-Jean de Oespignano», dessen Herz sich zu spät der Liebe erschließt, und «Le Zittello», ein junger

[1]) Paris, Paul Ollendorff (Société d'éditions littéraires etc.).

Digitized by Google

Maler, in dem Glauben, Phantasie und Liebe zur Kunst sich vereinigen, um ihn ein Meisterwerk schaffen zu lassen, nach dessen Vollendung er stirbt.

«Aux Jardins de Rosette» ist ein ergreifendes Bild aus dem napoleonischen Ägypten, das durch den Gegensatz zu der sonnigen Natur des Südens die dunkeln Schlagschatten erst recht hervortreten läßt

«La Permission» behandelt das französische Militärleben vom ethnographischen Gesichtspunkt in fesselnder Weise.

Aber vielleicht noch mehr, als in den kurzen Novellen, kommt es in den uns vorliegenden Romanen zum Ausdruck, daß die Periode des Naturalismus vorüber ist. Nur seine Methode ist fast überall erkennbar; nach ihr ist die Wirklichkeit von Personen und Orten Gegenstand der Darstellung auf Grund wissenschaftlicher Beobachtung. Das neue Moment sehen wir in dem mannigfaltigen Individualismus. Sein Ziel ist die Erforschung der Wahrheit in höherem, umfassenderem Sinne und die fast ausschließlich angestrebte Lösung bedeutender Aufgaben.

In Champols Roman «La Rivale»[1]) wird das bedeutsame Thema des Kampfes zwischen Adel und Bürgertum in der Gegenwart eingehend behandelt. Wenn wir etwas zu tadeln haben, so ist es die allzugroße Vorliebe des Verfassers für den Adel. Dadurch scheint uns seine Charakteristik der Vertreter des Bürgertums ungünstig beeinflußt.

Der Adel soll, wie der Verfasser erweisen will, der Aufrechterhaltung der angestammten Güter und Würden nicht alles, selbst das persönliche Glück seiner Angehörigen, opfern. Statt unproduktiv und passiv sich nur zu wehren, soll er tatkräftig den Kampf des Lebens aufnehmen, alle Hindernisse und falsche Scham aufgeben und aus eigener Kraft sich ein neues Glück schaffen.

Claire Dossun, die Tochter eines schwerreichen Bankiers, trachtet nach einer Grafenkrone, wird aber von Raymond d'Arcizan, der Helene von Pardiac liebt, abgewiesen. Aus Rache weiß sie Raymonds Vater für sich einzunehmen und heiratet ihn. Die finanziellen Schwierigkeiten der Arcizans scheinen dadurch gehoben, aber das rachsüchtige Weib führt ihren Ruin herbei. Ihr Vater erwirbt die Stammgüter und sie läßt sich scheiden.

Wie so häufig im Leben, wird auch hier das Unglück zur Rettung. Raymond gibt seine Offizierslaufbahn auf und widmet sich der Arbeit. Ein Verwandter, der Enkel einer schon früher zum Volk herabgestiegenen Arcizan, überläßt das ihm durch Erbschaft zugefallene Vermögen, ohne sich zu erkennen zu geben, der ihm teuren Familie und geht nach Madagaskar, um dort sich ein neues Leben selbst zu gestalten. Raymond, in bescheidenen, selbst geschaffenen Verhältnissen glücklich, heiratet Helene von Pardiac, die nun von der Rivalin, dem Schloß Arcizan, befreit ist.

Die Personen der Arcizans, des Vaters, Raymonds und Labarthes, des

[1]) Paris, Plon-Nourrit & Cie.

Digitized by Google

bäuerlichen Verwandten, von Helene und der kindlichen Schwester Raymonds, die ohne ihr Wissen von Labarthe geliebt wird, von der weltunerfahrenen Tante, sind durchweg lebendig und wahr. Weniger sagen uns Claire Dossun, ihre widerwärtige englische Gesellschafterin und Herr von Ternaux zu.

Die Erzählung ist sehr spannend und bietet prächtige Bilder aus dem französischen Volksleben, sowie aus den Kreisen des Landadels und des reichen Bürgertums.

Ernest Daudets «Victimes de Paris»[1]) verfolgen eine zwar nicht neue, aber stets bedeutsam bleibende Idee. Sie schildern den Gegensatz zwischen Paris und der Provinz.

Zwei Familien, die eine aus den höheren und reichen, die andere aus den niederen Kreisen, ziehen nach Paris, um daselbst ihr Glück zu machen.

Der Deputierte von Annecy, M. Flammarin, geht nach der Hauptstadt, um dort ein Ministerportefeuille zu erlangen. Die einfachen Fischersleute Villeroy erwarten das Glück ihrer Zukunft von der Ausbildung der außerordentlichen Stimme ihrer Tochter Ninette.

Trotz der Unterstützung des Ministers geraten die Villeroys in Not; sie fallen einer Schwindelbank in die Hände, nach deren Krach ihnen unmögliche Zahlungen zugemutet werden. Der grundehrliche Fischer, jetzt Kassenbote, kann in einem Augenblick der Verzweiflung der Versuchung nicht widerstehen und unterschlägt die ihm fehlende Summe. An Ninette treten die Versuchungen der Weltstadt in mancherlei Gestalt heran, und sie verliert durch Entbehrung und Überanstrengung ihre Stimme.

Das Ministerium stürzt, und die Villeroys glauben sich bereits verloren; da trifft Julien Redier in Paris ein. Der beabsichtigte Verkauf des Häuschens der Villeroys in Annecy hat ihm ihre üble Lage verraten. Er liebt Ninette schon längst, hatte aber um ihrer glänzenden Zukunft willen verzichtet; jetzt aber tritt er ein. Er weiß des Kassenboten Verirrung wieder gut zu machen, ohne ihn bloßzustellen, und führt die ganze Familie (mit Ausnahme des zweiten Töchterchens, dessen Gesundheit Paris zum Opfer gefallen war) wieder in die Heimat zurück.

Hier leben alle wieder auf, und auch Ninette erhält Gesundheit und Stimme wieder.

Auch der Exminister ist von seinem Ehrgeiztraum geheilt, und seine Tochter, an deren Herzen der Pariser Aufenthalt auch nicht spurlos vorüberging, erkennt ihre Herzensirrung.

Beide Mädchen, Ninette wie Camille, nahe daran, die „Opfer von Paris" zu vermehren, wissen jetzt wahre Liebe zu würdigen und reichen ihren erprobten Liebenden die Hand.

Der unmerklich mehr und mehr demoralisierende Einfluß der Weltstadt ist meisterhaft gekennzeichnet und die Vertreter der Weltstadt: der Schwindelbankier,

[1]) Paris, Plon-Nourrit & Cie.

Digitized by Google

der unverbesserlich leichtsinnige Vicomte de Marcillac, seine weltgewandte Mutter, die Courtisane und talentlose Gesangsschülerin Foscari, der selbstsüchtige und eitle Musikprofessor, die braven Guionnets usw. muten wie Porträts nach dem Leben an. Offenbar sind es gut beobachtete wirkliche Charaktere, keine ausgeklügelten Personen.

Etwas deus ex machina ist der edle Retter Rédier, der in der Tat ein Muster von Edelsinn ist und merkwürdig zur rechten Zeit erscheint, nachdem er (abgesehen von einer brieflichen Äußerung) in den wesentlichen Abschnitten der Erzählung uns ganz aus den Augen gekommen war.

Aber wenn sein plötzliches Erscheinen auch überrascht, so ist es doch vollkommen überzeugend motiviert.

So zeichnet der Verfasser Sitten und Einfluß der Weltstadt in ihrer ganzen Gefährlichkeit, aber er behauptet nicht, wie die Naturalisten, daß es in Paris nur schlechte und verdorbene Kreise gebe. Die Guionnets z. B. haben auch ihre Schwächen und Beschränktheiten, aber in ihrem Innern sind sie brav und erweisen sich als hilfreiche Freunde in der Not.

Trotz aller Eindringlichkeit und ernsten Warnung wirkt daher dieser Roman wirklich erfrischend und befriedigend, und nach seiner Lesung haben wir den Eindruck, nach allen jenen vorsätzlich übertreibenden und nur die Schattenseiten berücksichtigenden Darstellungen, hier einen Blick in das wirkliche französische und Pariser Leben getan zu haben.

Gehört dies Werk einer hochstehenden Klasse der Unterhaltungsliteratur an, so sind Jacques Fréhels «Ailes brisées»[1]) als eine künstlerisch noch höhere Gattung zu bezeichnen. Der feinsinnige Verfasser der von der französischen Akademie preisgekrönten: «Tablettes d'argiles», von «Dorine» und «Déçue» bietet uns hier einen Roman der Liebesleidenschaft unter der eigenartigen Form von Tagebuch-Fragmenten eines jungen Mannes und eines jungen Mädchens.

Noël le Naëlou, der Enkel eines ländlichen Bretonen und begabten Holzbildhauers, selbst ein Künstler, hat sein Dorf verlassen. Während eines Aufenthalts in Algier verliebt er sich in eine junge Aristokratin, Hélène de Montaigu. Sie erwidert seine Liebe, aber nach einem Augenblick leidenschaftlicher Hingebung täuscht sie ihn, läßt ihn in unwürdiger Weise fallen und verheiratet sich. In Verzweiflung sucht der junge Künstler sein bretonisches Heimatsnest wieder auf: „mit gebrochener Schwinge".

Die düstere Grundfarbe der Bretagne und das exotisch schwüle afrikanische Kolorit spielen in diesem Roman merkwürdig in einander und vereinigen sich zu der ganz eigenartigen Mischung der Farben-Atmosphäre, die über diesem eindrucksvollen Werk schwebt.

Der alte Holzbildhauer Kéban ist eine bemerkenswerte Schöpfung. Ihm,

[1]) Paris, Plon-Nourrit & Cie.

Digitized by Google

dem letzten einer langen Reihe von Ahnen, die sämtlich diese Kunst ausübten, galt seine Kunst als Höchstes, und er verfluchte seinen Sohn, weil er sie verließ und ein «Rimeur», ein Volksdichter, wurde.

Aber auch Helene, die schillernde Schlange, die den jungen Künstler verführt und die wir aus ihrem Tagebuch in allen ihren Seelenregungen kennen lernen, ist als äußerst wahr und psychologisch trefflicher porträtiert zu bezeichnen.

Helene hat bisher ihren verdorbenen Charakter unbewußt betätigt. Zu einer ihrer weiblichen Vorfahren, von deren Schlechtigkeit manche Überlieferung in der Familie bewahrt war, hatte sie sich unwillkürlich hingezogen gefühlt. Da findet sie in einem Versteck des Porträts dieser Verwandten ein „an eine Tochter ihres Geschlechts" gerichtetes Vermächtnis von Ringen, Haar und Schrift. Sie bekennt sich innerlich zum Charakter dieser Vorgängerin und wählt jetzt mit Bewußtsein das Böse. Dieser Übergang vom Unbewußten zum Bewußten, in dem halb mystisch, halb im Sinne der modernen Vererbungstheorie die Charakteristik psychologisch begründet wird, ist eine bedeutende Eingebung.

Auch die übrigen Frauengestalten, die reizvoll melancholische Tina und die alte, äußerlich häßliche, aber durch innere Kämpfe veredelte Fanchonick, beide Bretoninnen, verraten eine tiefe Kenntnis des Frauenherzens.

Die Ichform der Romanerzählung ist durch die sich ergänzenden Aufzeichnungen der beiden Hauptpersonen von jeder Einseitigkeit befreit und bietet so den Reiz eines Aktenstückes, einer offenen Selbstbeichte.

Gleichzeitig ist dieser Roman in künstlerischer Beziehung außergewöhnlich sorgsam und mit Wahrung der Spannung komponiert. Neben der Anziehungskraft der Originalakten besitzt er auch in hohem Grade den Vorzug einer sorgfältigen Sprachbehandlung.

Das literarisch wertvolle Werk wird daher alle Freunde tieferer Romandichtung durch seinen dramatischen Inhalt, seine eigenartige Atmosphäre, psychologische Tiefe, durch den Ausdruck wahrer Leidenschaft und seine künstlerische Form ansprechen.

Noch näher als dieses Werk, bei dem man höchstens in dem psychologischen Moment an Bourget, bei der Methode an den Naturalismus denken könnte, steht dem letzteren der neueste Roman des vielgelesenen George Ohnets «Marchand de poison»[1]). Wie der Titel verrät, ist es die für Frankreichs Zukunft vielleicht mehr als jede andere in Betracht kommende Alkoholfrage, die hier behandelt wird. Der Kampf gegen den Alkohol ist von den französischen Romanschriftstellern sehr energisch aufgenommen worden. Ohnets bedeutendste Vorgänger sind Zola im «Assommoir» und André Couvreur in seinem „Unheilsquell".

Ohnet, der sonst nicht gerade zu den ersten Romandichtern in höherem Sinne gehört, hat hier beide übertroffen. Man findet in ihm weder die rohen Naturalismen, die im «Assommoir» reichlich vertreten sind, noch die Gewalt-

[1]) Paris, Paul Ollendorff (Société d'éditions littéraires etc.).

Digitized by Google

samkeit der psychologischen Entwicklung Couvreurs; Ohnet steht überall auf dem Boden der Wirklichkeit, aber er bewegt sich mit künstlerischer Sicherheit und entwickelt seine spannende Handlung mit unerbittlicher Logik aus den Charakteren.

Der Inhalt des Romans ist in kurzen Zügen folgender. Der reichgewordene Alkoholfabrikant Vernier, der mit seinem Giftstoff so viele Menschen unglücklich gemacht hat, wird an seinem Sohne Christian gestraft. Dieser ist im Wohlleben aufgewachsen und wird ein unverbesserlicher Alkoholiker und Libertin. Seine Heirat mit Geneviève Harnoy scheint zu seiner Rettung dienen zu sollen, aber er fällt alsbald in das alte Laster zurück. Seine Geliebte, die vielleicht ein wenig zu teuflisch charakterisierte Courtisane Etiennette, weiß ihn wieder an sich zu ziehen. Er selbst überzeugt sich jedoch davon, daß es nicht Liebe, sondern Racheabsicht ist: Etiennette will das Rettungswerk der Gattin vereiteln und Christian ganz zugrunde richten.

In den Kellern der Alkoholfabrik seines Vaters, die er der neugierigen Halbweltdame zeigt, übermannt diesen die Leidenschaft. Er fragt sie noch einmal, ob sie ihm nach Paris folgen wolle, und als sie es verneint, verschließt er die Türen, bietet ihr reinen Alkohol zum Trunke, läßt den Hahn des Riesenfasses offen und kündigt ihr an, daß sie miteinander sterben würden. Er wirft ein brennendes Zündholz in den Spiritus und die Katastrophe erfolgt. Echt künstlerisch erscheint uns die ironische Schlußwendung, in der Ohnet zwei Lebemänner aus Christians Freundeskreise den Kampf gegen den Alkohol als aussichtslos bezeichnen läßt.

Er tritt also mit seiner Meinung ganz zurück, läßt die Diskussion unbeeinflußt und erhöht dadurch das Gefühl der Unparteilichkeit seiner Schilderung der entsetzlichen Folgen der Alkoholseuche und damit die Wirksamkeit des Romans beim Leser außerordentlich. Die Tendenz tritt nicht, wie bei Couvreur, überall subjektiv hervor, sondern der Dichter bietet in seinem Roman vielmehr ein objektives Dokument gegen den Alkoholismus.

Die Personen, besonders die beiden Vernier, Vater und Sohn, der Partner Mareuil, der Freundeskreis Christians, Géneviève, der junge Art, die Buhlerin und ihre alte Vertraute, sind durchweg Gestalten von frappierender Wahrheit.

Ohnet hat sich hier entschieden selbst übertroffen und ein so eindrucksvolles Werk des beliebten Autors kann nicht ohne Wirkung auf das Volk bleiben und wird hoffentlich — im Gegensatz zu dem resignierten Schluß! — reichen Segen stiften.

Aus der Welt schwüler Leidenschaft und verhängnisvoller Seelenprobleme führen uns die Brüder Paul und Viktor Margueritte in ihrem neuesten Werk: «Zette, Histoire d'une petite fille»[1]) in eine harmlose Atmosphäre naiven Humors. Sie schildern den Entwicklungsgang eines kleinen Mädchens von der Wiege bis zum Erwachen der ersten jungfräulichen Empfindungen.

[1]) Paris, Plon-Nourrit & Cie.

Digitized by Google

„Zette" muß jeden Menschen, der Kinder lieb hat und für das kindliche Wesen in Anschauung, Empfinden, Phantasie und Einfällen Verständnis besitzt, erheitern und erfreuen.

Alle die mannigfaltigen Erlebnisse und Erfahrungen des kleinen Mädchens, die ganze psychologische Entwicklung und anmutende Wandelung, alle die drolligen Verkehrtheiten und seltsamen Einfälle sind vielleicht noch niemals mit gleicher Treue beobachtet und mit solcher Sicherheit und Zartheit wie hier wiedergegeben.

Es bietet das Gegenstück zu der beiden Verfasser köstlichem Buch: „Poum" oder Abenteuer eines kleinen Knaben.

Aber neben dem vorwaltenden Humor dieser reizenden „Wahrheit und Dichtung" eines Kinderherzens fehlen auch die ernsteren, rührenden Töne nicht.

Aus der Reihe der Kapitel heben wir als besonders gelungen hervor: „Die Chokolade", eigentlich zutreffender: „Das Morgengebet" zu nennen; „Die Puppe"; „Schatten und Licht" (oder „die erste Idee vom Tode"); „Der Unfall", oder das unfreiwillige Bad, worin der unendliche Stolz des kleinen Mädchens darüber, daß sie beinahe ertrunken wäre, köstlich geschildert ist. Man widersteht nur schwer der Versuchung, eines dieser köstlichen Kapitel als Probe zu übertragen.

Die Verfasser haben in „Zette", ebenso wie in ihrem „Poum", nicht nur ein reizvoll unterhaltendes humoristisches Werk geliefert, eine Gattung, die in echter Qualität nirgend seltener ist, denn in Frankreich, sondern auch zur Erweiterung und Vertiefuug der Seelenkunde des Kindes entschieden beigetragen. Die Liebe zu der Kinderwelt spricht aus jeder Zeile, und die Verfasser lassen den tiefer Blickenden zwischen den Zeilen lesen, wie sehr es ihnen am Herzen liegt, dies Verständnis in die weitesten Kreise zu tragen. Ohne dieses ist ja eine richtige pädagogische Behandlung des Kindes nicht möglich.

Ein solches Buch in seiner naiven Freude an der jungen Menschheit ist schon an und für sich eine Widerlegung des Pessimismus und Naturalismus, an dessen Methode vielleicht nur die sorgfältige und scharfe Beobachtung der Kindesseele gemahnt.

Die Verfasser wandten dem Naturalismus glücklicherweise schon früher den Rücken. Schon im Jahre 1889 war in Paul Marguerittes „Prüfungstagen" mit ihrem gemütvollen Realismus diese Trennung vollzogen, wie das weiter auch in den späteren Arbeiten der beiden Brüder: «Une Époque» (1870 und Kommune in drei Bänden), «Le Jardin du Roi» usw., zum Ausdrucke kam.

Wir schließen hier, als gewissermaßen auch zur Novellistik gehörig, die prächtige Sammlung von normannischen Volkssagen an, die Louis Bascan unter dem Titel «Légendes Normandes»[1]) herausgegeben hat.

Die hier in musterhafter Bearbeitung und in prächtiger Ausstattung, mit phanatasievollen Abbildungen von Georges Lefèvre, vorliegenden 39 Volkssagen spiegeln den nachdenklichen, phantastischen, aus Ernst und Humor, unter Überwiegen des ersteren, gemischten Volkscharakter der Normannen deutlich wieder.

[1]) Paris, Ch. Delagrave.

Digitized by Google

Völkerpsychologie und vergleichende Sagenforschung finden hier reichen Stoff und viele der Sagen sind uns in deutschem Gewande wohlvertraut. Amor und Psyche, Fortunat, altfranzösische Fabliaux und Stoffe aus andern Literaturen finden sich in eigenartiger normannischer Umformung hier wieder. Feen, Wassergeister, Zwerge und der Teufel, dem meist übel mitgespielt wird und auf den es der Volkshumor besonders abgesehen hat, treiben hier ihr Wesen. Merkwürdig ist zumal die humorvolle Sage von der Erfindung des Alkohol durch den Teufel: also ist die Antialkohol-Tendenz in Frankreich nicht erst von heute.

Interessant zumal für den wissenschaftlichen Forscher ist das reichhaltige Verzeichnis der volkstümlichen Bibliographie der Normandie, aus der die Sagen geschöpft wurden.

Wir können Bascans Normannische Sagen als genußreiche Lektüre jedermann, Jung wie Alt, bestens empfehlen.

So dürften die hier besprochenen Werke wohl ein gutes Zeugnis ablegen für das frische Leben, das in mannigfaltigster Weise auf dem Gebiete der zeitgenössischen Literatur Frankreichs herrscht. Ist es auch nicht möglich, wie in der vergangenen Periode, eine alles umfassende und alle individuellen Bestrebungen in sich aufsaugende „Schule" festzustellen, wie es die idealistische und die auf sie folgende naturalistische waren, so werden wir das nicht beklagen.

Mit dem beherrschenden Auftreten von bestimmten Richtungen ist immer eine die schriftstellerische Individualität beeinträchtigende Einseitigkeit verbunden. Zudem pflegen in der Regel die geringeren Jünger des siegreichen Prinzips gerade das ihm anhaftende Verwerfliche und die am meisten in die Augen springenden Äußerlichkeiten als die Hauptsache aufzufassen und in verzerrender Steigerung wiederzugeben.

Die Überwindung dieses krankhaften Zustandes spricht von selbst für die Gesundheit des geistigen Lebens in Frankreich.

Die Bahn ist frei, der Zwang der „Schule" ist gebrochen und unter Benützung der durch den Naturalismus eingeführten wissenschaftlich exakten Methode, die, kurz gesagt, in der Beobachtung und Wiedergabe der Natur selbst besteht, sucht jeder Schriftsteller unabhängig die Richtung, welche seiner Individualität entspricht:

Nullius addictus jurare in verba magistri!

Digitized by Google

Frauenbücher.

Besprochen von Dr. Karl Storck-Berlin.

(Schluß.)

Anders sind zwei andere Bücher, in deren Mittelpunkt das außereheliche Kind steht. In Ernst Georgys „Fräulein Mutter“[1]) ist dieses Kind die Frucht eines Fehltritts. Die Mutter entschließt sich, für ihr Kind vor aller Welt einzutreten. Die Programmheldin, zu der sie von etlichen Frauenrechtlerinnen — die natürlich für ihre Person „Dilettantinnen des Lasters sind“ —, gestempelt wird, ist sie nicht. Aber ein braves, tüchtiges Weib, das für die Sünde mutig büßt und mit einem edlen Manne glücklich wird. Die Unterschrift „Tendenzroman“ stimmt also eigentlich nicht, es handelt sich vielmehr um ein Mädchenschicksal, wie es ohne alle Frauenrechtlerei oft genug vorgekommen sein mag. Das Buch ist nirgends groß, nirgends stark; aber immerhin, der Verfasserin der berüchtigten „Berliner Range“ hätte ich es nicht zugetraut. Geradezu widerwärtig ist die Titelzeichnung; auf größte Sensation berechnet, wie so viel an der äußerlichen Aufmachung und Ankündigung der Bücher aus diesem Verlage. Auf die unsauberen Instinkte der Menschen spekulieren wird dadurch nicht anständiger, daß man nachher die geweckten Erwartungen nicht erfüllt. —

Zum gleichen Ende führt Adele Gerhards „Pilgerfahrt“[2]), aber auf anderen Wegen. Die Schriftstellerin Magdalena Witt sucht im Süden „nicht nur die Schönheit der Natur, sondern das heißere, intensivere Lebensgefühl — das Ungedankliche.“ Sie findet es in der leidenschaftlichen Liebe zu einem Manne, dem sie sich mit vollem Bewußtsein hingibt. Sie will so ganz freies Weib sein, daß es ihr eine unangenehme Vorstellung ist, daß er sie zu seiner Ehefrau machen will. Gar als er sie drängt, nachdem sie sich Mutter fühlt, die Verbindung vor der Welt nicht zulange hinauszuzögern, empfindet sie das immer mehr als Versuch, sie sich völlig zu eigen zu machen. In dieser gereizten Stimmung genügt es ihr, als sie auf der Mövenjagd in ihm eine rohe Empfindung wahrzunehmen glaubt, alle Bande zu zerreißen. Alle seine Bemühungen helfen nichts; sie hat sich eben getäuscht, und damit ist die Sache

[1]) Berlin 1903, Rich. Eckstein Nachf.

[2]) Berlin 1903, Gebr. Paetel.

Digitized by Google

entschieden. (Ich möchte gerne hören, was A. G. sagen würde, wenn der Mann behauptete, sich getäuscht zu haben, und sich dann zurückzöge.) Auf das Kind hat er kein Recht. Es ist ihr Kind und soll nur ihr gehören. -- Sie muß es schon an dem kleinen Kind geistig und körperlich erfahren, daß der Vater denn doch kein zu eliminierender Begriff ist. Schade, daß die Verfasserin uns nicht zeigt, wie im späteren Leben diese natürliche Anlage wirkt — das Kind stirbt. Magdalene Witt aber verbindet sich jetzt einem andern Mann, „dessen Weib sie sein wollte — jetzt und immerdar."

Hoffentlich hat sie sich diesesmal nicht getäuscht. Wirklich, man möchte spotten, wenn es nicht so traurig wäre. Ich glaube, auch die Verfasserinnen solcher Bücher sind „Dilettanten des Lasters", wo sie nicht sich vor sich selber retten wollen, indem sie sich eine papierene Theorie zurechtmachen, die vor allem wahren Leben zusammenbricht.

Ein weiteres journalistisches Buch gehört zum großen Heer der Anklageliteratur. Ilse Frapan-Akunians Roman „Arbeit"[1]) ist eines der dreistesten Anklagebücher, die ich kenne. Manche werden es kühn nennen, in Wirklichkeit ist es nur dreist. In wilder Aufregung, der gegenüber man immer das halb mitleidige Gefühl der Hysterie hat, werden hier die maßlosesten Beschuldigungen gegen den Ärztestand geschleudert. Haß, blindwütiger Haß gegen alle männlichen Ärzte, ist das Leitmotiv des Buches. Die Züricher medizinische Fakultät, gegen deren Angehörige sich die Angriffe zunächst richten, hat leider dem Pamphlet die Ehre einer öffentlichen Ablehnung erwiesen. Schweigen wäre hier die stärkere Verurteilung gewesen. Selbst wenn manche Einzelheiten wahr wären, so wirkte die Art, wie sie hier zum System gesammelt sind, abstoßend. „Wie die Made im faulen Fleisch, wie der Richter im Verbrechen, so sucht und findet der Arzt und das Heer seiner Gehilfen in den Krankenhäusern eine auskömmliche Existenz. Und darum liegt es im Interesse der Interessenten, daß faules Fleisch, Verbrechen und Krankheiten, immer in genügender Masse vorhanden seien; und alle Reden von Humanität, Wohlfahrtseinrichtungen, Fortschritten der Zivilisation, sind bei der heutigen Ordnung der Dinge und im Munde der sich darin Wohlbefindenden Lug und Trug." Das gehört noch zum Zahmeren.

Als Heilmittel gegen die Ärzte empfindet die Verfasserin offenbar die Ärztinnen. Schon im Seziersaal stehen sich männliche und weibliche Hörer wie Engel und Teufel gegenüber. Das Weib soll das Tun der Männer auch überwachen, korrigieren. Da tritt nun auf einmal die recht kleinliche Ursache des großen Zornes hervor. Das Buch ist in der Streitluft aufgewachsen, die an der Züricher Universität zwischen männlichen und weiblichen Studierenden offenbar herrscht.

Das ganze Buch bis in den Stil hinein ist aufgeregt und krank, nervös im schlimmsten Sinn. Es stehen unglaubliche Phrasen und schiefe Bilder die

[1]) Berlin 1903, Gebr. Paetel.

Digitized by Google

Fülle darin. Die Gestaltung der Menschen ist flüchtig und oberflächlich. Einzelheiten der Schilderung und überhaupt jene wenigen Abschnitte des Buches, die ruhiger sind, bezeugen auf's neue die Begabung der Verfasserin. Die vorliegende Gabe ist aber durchaus unerfreulich und auch für den Menschen, der sie reicht, kein schönes Zeugnis. Denn maßlose Leidenschaftlichkeit, ungerechte Übertreibung, grobe Entstellung, sowie große Selbstüberschätzung, stehen darin dicht beieinander.

Doch nun von etwas anderem. „Von unmodernen Frauen“[1]) erzählt M. Herbert. Wir können diese eher lieben. Sie brauchen darum noch lange keine Gänschen zu sein, wenn sie nicht studieren, und durchaus keine verschrobenen alten Jungfern, wenn sie das Ziel ihrer Liebe nicht erreicht haben. Das Betätigungsfeld der „unmodernen“ Frauen war keineswegs so eng, wie die Frauenrechtlerinnen einem glauben machen wollen. Und es gehört zweifellos ein größerer Mut und eine stärkere Seele dazu, in der Art dieser „Bettina“ sein ganzes Schaffen in den Dienst anderer zu stellen und um des Glückes dieser Andern willen eine längst gesühnte Schuld offen zu bekennen, als für das eigene selbstsüchtige Gelüsten kühne Worte zu finden. Ein zweiter Band M. Herberts „Dagmars Glück und andere Novellen“[2]) vereinigt vier Geschichten. Auch sie bekunden die ernste, gediegene Art der Verfasserin, die allerdings schon künstlerisch Reiferes geboten, als diese beiden Bücher, die immerhin noch gediegene Unterhaltungskost bieten. In „Dagmars Glück“ hat es mich allerdings geärgert, daß, der friedlichen Unterhaltung zu liebe, das Ganze schließlich doch noch so gut aufgeht wie ein richtiges Rechenexempel. Wenn der Tod gar zweimal eingreift, um beide Seiten wieder frei zu machen, so hätten diese zunächst anderes zu tun, als sich wieder zu einem neuen Ganzen zu fügen. Aber alles in allem seien beide Bücher empfohlen. Sie sind gut ausgestattet. Warum Bachems Verlag die broschierten Bücher nicht nähen oder heften läßt, verstehe ich allerdings nicht; er ist doch sonst in Ausstattungsdingen auf der Höhe.

In neuen Auflagen sind zwei Romane von E. v. Brandis-Zelion[3]) erschienen. Auch sie wird man zur bessern Unterhaltungsliteratur rechnen dürfen; eigentliche künstlerische Ansprüche befriedigen sie kaum; „Die Violinspielerin“ immerhin noch eher als „Der Erbe von Adlerhorst“. In letzterem ist die Charakteristik doch gar zu wenig ausgeglichen und die religiös-erzieherische Absicht tritt zu stark hervor. Als Absicht eben, nicht als künstlerische Stimmung.

Höhere Ansprüche stellt an sich Margarete von Oertzen in ihrem Roman „Die Republik der Menschen“[4]). Der Titel spricht sogar etwas aus, was die Verfasserin uns schuldig geblieben ist. Denn von der „Republik

[1]) Köln 1903, J. P. Bachem.
[2]) Einsiedeln 1903, Verlagsanstalt Benziger & Co.
[3]) Paderborn 1903, J. Esser.
[4]) Einsiedeln 1903, Verlagsanstalt Benziger & Co.

Digitized by Google

der Menschen", in der der idealistische Feuerkopf Jörg Ulrich Individualitäten vereinigen möchte, bekommen wir nicht viel zu sehen. Der „Grillenfang" ist einstweilen mehr ein Sammelpunkt für allerlei Käuze und Durchschnittsmenschen, in unserm Buch aber überhaupt mehr Nebenschauplatz. Das ist nämlich der Fehler des den Durchschnitt überragenden Romans, daß er einen Bruch im Stoff hat. Einerseits haben wir die schwarzwälder Bauerngeschichte und verlangen nach der menschlichen Entwicklung des von seinem Vater in die Welt hinausgestellten Hoferben. Aber die zweite Hälfte verliert das Interesse an diesem Jüngling und führt dafür andere Menschen in den Mittelpunkt der Erzählung, vor allem eben den Jörg Ulrich, der ein Kämpfer für seinen lautern Ehrbegriff ist und dafür zum Märtyrer würde, wenn ihm nicht ein braves Weib die Rosen in den Dornenkranz wände. Es ist schade, daß das Buch unter diesem Kompositionsfehler leidet; das Ganze zerfällt in zwei Teile, die nur oberflächlich zusammengehalten werden. Jedenfalls aber verdient die Verfasserin Beachtung, denn sie ist ein geborenes Erzählertalent, hat starke Charakterisierungskraft und Achtung vor der Sprache. Wir haben also ein Recht zu hoffen.

Ein Wechsel auf die Zukunft ist auch L. v. Hebentanz-Kaempfers „Taubenflug" [1]). Es ist wohl sicher, oder sagen wir hoffentlich, ein Erstlingswerk. Wenn es der Fall ist, setze ich in das Talent der Verfasserin große Hoffnungen. Denn man kann den Fortschritt innerhalb des Buches selber verfolgen. Am Anfang ist die Darstellung viel unruhiger und verwirrter. Das Buch bringt ja überhaupt zu viel Stoff. Die Verfasserin führt keine Person ein, ohne ihre Geschichte zu erzählen. Den Wert der Ruhe und die Schönheit der stillen Versenkung kennt sie noch nicht. Aber sie kann erfinden, erzählen und versteht Menschen zu beobachten. Auf die Sprache darf sie noch mehr achten. Eine Wendung, wie die, daß jemand ein „gewisses Cachet" hat, kann einem ja gelegentlich entschlüpfen. Öfters im gleichen Buche darf so etwas aber nicht vorkommen. — Also hoffen wir. Auf die Kosten kommt man allerdings auch schon bei diesem Buche; an reger Unterhaltung läßt es die Verfasserin nicht mangeln.

Um einige Schritte tiefer führt Selma Erdmann-Jesnitzers „Stafflesfranzl" [2]). Salontirolertum in Empfinden und in der Darstellung. Noch unangenehmer berührt mich das routiniert geschriebene „Corpus delicti" [3]) von Marie Bernhard. Bereits der Titel ist eine Geschmacklosigkeit; denn das corpus delicti ist ein kleines Kind, das dem Herrn Assessor in eben dem Augenblick in einem Rosenkorb überreicht wird, als er seine Verlobung feiert. Ein wahres Glück, daß die Kleine so programmmäßig still gehalten hat. Hätte sie schon früher geschrieen, wäre womöglich die ganze Geschichte ins Wasser gefallen.

Gefreut habe ich mich über El-Correis Geschichte eines Idealisten,

[1]) München 1903, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.
[2]) Bremen 1903, Gustav Winter.
[3]) Dresden 1903, E. Piersons Verlag.

Digitized by Google

„Reinhard Hofer“ [1]). Nicht als ob die Entwicklung dieses etwas allzu schwebenden Charakters vollauf befriedigte; aber das Buch bedeutet in jeder Hinsicht einen großen Fortschritt über den früheren Roman der Verfasserin „Peter Goddons Tochter“. Und Entwicklung ist die Hauptsache. Die Verfasserin nimmt es ernst mit ihrer Aufgabe und will mehr, als unterhalten.

Viel Feines enthalten die fünf Geschichten aus dem Seelenleben halbwüchsiger Mädchen, die Lou Andreas-Salomé unter dem Titel „Im Zwischenland“ [2]) vereinigt. „Kinder sind's nicht; Erwachsene sind's ja doch auch nicht — in der Klemme sind sie dazwischen! Rechts wohnen alle Erwachsenen, links alle Kinder, und ihr wohnt wohl nirgends oder so in einem Zwischenland, einem Nirgendwo.“ Diese Bemerkung macht ein etwa fünfzehnjähriger Junge über seine jüngeren Geschwister. Man wird kaum glauben, daß diese Bemerkung wirklich im Kopfe eines Knaben gewachsen ist, auch nicht, wenn wir uns gegenwärtig halten, daß die Erzählung russische Verhältnisse zum Hintergrunde hat. Und darin liegt der künstlerischer Fehler des Buches. Die Verfasserin schiebt den Kindern ihre eigenen Beobachtungen in den Mund. Sie läßt ihre Erfahrungen, die sie mit reifen Sinnen und scharfer Beobachtung gewonnen hat, als Ergebnis des Nachdenkens von Kindern erscheinen. Das ist also nicht recht. Aber die Beobachtungen an sich sind fein und klug, und wir erhalten gute Studien aus jenem seltsamen Seelenzustande zwischen Kind und Jungfrau, wo die Kinderaugen weit offen in das dunkle Zukunftsland sehnsüchtig hinüberschauen.

Isolde Kurz, die Paul Heyse geistesverwandte Novellistin, bietet drei formvollendete Novellen „Genesung“, „Sein Todfeind“ und „Gedankenschuld“.[3]) In derselben Reihenfolge schätze ich sie ein. „Genesung“ ist ein feines, sonniges Bild aus der strahlenden Venetia, in der ein kranker Jüngling Genesung sucht und das Sterben nach einer tiefen Freude findet. Etwas gesucht ist „Sein Todfeind“ und in „Gedankenschuld“ ist das äußere Eingreifen in ein von Gewissensbissen bereits durchfoltertes Seelenleben so — plump spiritistisch, daß man der Verfasserin für eine ernüchternde Erklärung sehr dankbar wäre. Und das ist doch schließlich kein gutes Zeichen für eine Schöpfung der Phantasie. Neben der erprobten Könnerin die talentvolle Anfängerin.

Toni Schwabe ist fraglos ein Talent. Das beweist „Die Hochzeit der Esther Franzenius“ [4]) auf jeder Seite. Ja, sie zeigt für die Anfängerin wohl nur zu viel technisches Geschick. Leider aber ist das ganze Buch voll der seltsamen unklaren Sehnsucht, die zuletzt auch das Leben der Esther zerstört, ohne daß man recht weiß, warum. Ein bißchen „Zwischenland“ spielt da wohl auch noch hinein und da-

[1]) Leipzig 1903, Lotus-Verlag.
[2]) Stuttgart 1903, J. J. Cottasche Buchhandlung Nachf.
[3]) Leipzig 1903, Herm. Seemann Nachf.
[4]) München 1903, Albert Langen.

Digitized by Google

zu müde Dekadenze, die keine rechte Arbeit und keine ernste Lebensaufgabe kennt. Sonst hätte dieses junge Mädchen Besseres zu tun, als einem müden alten Mann ins Wasser nachzugehen.

Bernhardine Schulze-Smidt hat in ihrem Roman „Ein Bruder und eine Schwester“[1]) einmal den alten Stoff aufgegriffen, wie die Liebe zweier Geschwister vor der großen starken Liebe zum Lebensgefährten zurücktreten muß. Äußerte sich die Geschwisterliebe manchmal weniger überschwenglich, so konnte man sich dieser Abschnitte herzlich freuen. Aber an diesem einen Problem läßt es sich die Verfasserin nicht genügen. Während der Bruder sich leicht aus dem Konflikt zur Klarheit findet, weil er gesund und einfach empfindet, kommt die Schwester in die schwersten Störungen. Sie ist eben durchaus nicht so robust und gesund, wie die Verfasserin uns zunächst glauben machen will. Ihre ganze Empfindungsart hat vielmehr etwas Krankhaftes, das sofort die Überhand gewinnt, als sie vom Heimatboden losgelöst ist. Kommt noch ein Stück Künstlergeschichte, Verhältnis zum Modell und dergl. dazu, so daß das Buch noch unruhiger wirkt, als es ohnehin durch den nicht ganz sicher erfaßten Charakter der Schwester ist. Über dem Durchschnitt der Unterhaltungslektüre steht aber auch die Gabe der Verfasserin immerhin.

Einfacher ist die kleine Tagebuchgeschichte „Leiden“[2]) derselben Schriftstellerin, doch ist auch in diesem Mädchenempfinden viel Geschraubtes und Gequältes. Hier wird aber eine stille Liebe zur Helferin.

Clara Viebigs neuestes Buch ist wieder eine Eifelgeschichte. Sie erzählt „vom Müller-Hannes“[3]), einem großtuerischen, protzigen Bauer, den auch die Heirat nicht zur Vernunft bringt. So haust er darauf los, quält sein armes Weib unter den Boden und bringt sich um Hab und Gut. Das ist der dürftige Inhalt, der die dreihundert Seiten des Buches nimmer füllen könnte, wäre nicht so viel Episodisches eingeflochten und gäbe es nicht breite Schilderungen der Manderscheider Gegend. In diesem Episodischen liegt der Wert des Buches. Da ist viel echt Erschautes und lebendig Gestaltetes. Die Geschichte selbst samt ihrer billigen Moral, daß nichts Geschenktes oder Ererbtes, sondern nur das Erarbeitete Wert habe, fällt ziemlich ab. Aber dort, wo sie fest auf Heimatboden steht, und die Heimat schildert, bietet die Verfasserin auch hier recht Schönes. Das ist eben wahres Erlebnis, nicht gestellt, noch gedacht, sondern gefühlt.

Mir scheint, daß gerade unsere schriftstellernden Frauen sich allzu oft von dem entfernen, was sie innerlich erlebt haben. Sie glauben mehr zu geben, wenn sie Fragen der Zeit verfolgen oder tiftelige Probleme aufstellen. Und sie geben uns doch am meisten, wenn sie uns einen Blick tun lassen in eine einfache, tiefe Frauenseele.

[1]) Dresden 1903, Karl Reißner.
[2]) Dresden 1903, Karl Reißner.
[3]) Berlin 1903, F. Fontane & Co.

Digitized by Google

Das Vaterunser.

Schauspiel in einem Aufzug von Nicolaus Welter-Diekirch.

Personen.

Franz Weber.
Resi, seine Frau.
Änni, ihr fünfjähriges Töchterchen.
Neuser, Gerbereibesitzer.

Ort der Handlung: Eine Taglöhnershütte in der Gegend von Insenborn, an der luxemburgischen Obersauer. — Zeit: Die Gegenwart.

Resi, Änni; dann Neuser und Franz.

Eine enge, auch als Wohnzimmer dienende Küche. Rechts die Haustüre, daneben ein Fenster; links die Türe zum Schlafraum. An der Hinterwand der Herd, worüber an eiserner Kette der Kochtopf hängt; ein Reisigfeuer darunter. Neben dem Herd ein Holzblock mit dem Handbeil. An der Wand ein kümmerliches Öllämpchen. Eine Leiter führt, in der Ecke links, durch eine in der Decke gebrochene, viereckige Öffnung zum Dachspeicher. Durch die kleinen, grünlichen Fensterscheiben blinkt der Schnee. Es ist Nikolausabend.

Änni (sitzt auf dem Holzblocke und verzehrt eben den Rest ihres schmalen, schwarzen Abendbrots).

Resi (steht am Herde, tut die Grundbirn in den Topf, streut ein klein wenig Salz darüber und deckt zu. Halb für sich, halb zu dem Kinde): Da! Diesen Abend verhungern wir noch nicht. Fett wird man aber auch nicht davon. Wenn's noch lange so weiter geht .. Ach, du armes Ding!

Änni (die Händchen an der Schürze abreibend): Da, Mama! Änni ist satt. Will keine Grundbirn mehr.

Resi: Du braves Schaf! Dein Magen wird auch täglich kleiner. Noch so ein rechter Hühnchenmagen. Wer das vor drei Monaten hätt' denken können?

Änni: Kommt Sankt Niklaus nicht zu mir, Mama?

Resi: Hm, das weiß nur dein Papa. Ist ja nach Holtz. Wenn er ihm begegnet, so bestellt er ihn her.

Änni: Aha! Weißt du noch, Mama? Voriges Jahr, da war's Freud! Die große Puppe, weißt du, mit dem Porzellankopf und dem hohen, blauen Hut.

Digitized by Google

Hätt' das dumme Kaisers Kätchen sie nur nicht fallen lassen. Gelt, Mama, da hat der Kopf zerspringen müssen. Mama, krieg ich wieder so'ne Puppe?

Resi (tritt vom Herde fort, ausweichend): Das weiß ja niemand als der Papa.

Annie: In Holtz, da wars aber schöner, geh'n wir nicht mehr hin?

Resi: Das verstehst du nicht. (Sie steht am Fenster, drückt das Gesicht gegen die Scheiben und späht hinaus.) Brr! Schwarzkalt muß es draußen sein! Wär der Vater nur bloß hier!

Annie: Kommt Pa . . (gähnt) . . pa bald?

Resi: Sicher. Den ganzen Tag ist er ja schon fort.

Annie: Wenn er nur nicht zu lang auf St. Niklaus warten muß!

Resi (wie oben): Den hält der Verdruß wieder draußen. Der arme Schelm. Er tut mir wirklich leid. Von einem zum andern um Arbeit laufen, und keiner, der ihn will. (Heftig, im plötzlichen Ärger.) Dieser Neufer! So ein schlechter Mensch!

Annie (springt auf): Der Herr Neufer kommt, Mama?

Resi (unwillig): Schweig, dummes Mädchen. Darum kümm're du dich nicht.

Annie: Aber der Herr Neufer ist doch so gut. Kuchen hat er mir mitgebracht, Mama, weißt du noch, und Zuckerbohnen, als wir noch in Holtz . .

Resi (setzt sich auf die lange Bank an der Wand): Ein schlechter Mensch ist der Herr Neufer, von dem du nicht sprechen darfst. Papa kann den gar nicht leiden und deine Mama auch nicht.

Annie: Der gu . . (gähnt) . . te Herr Neufer. Und so'n schönen, langen, grauen Bart hat er, ganz wie der heilge Niklaus auf dem Bild in deinem Betbuch, Mama.

Resi: Ein schöner Heiliger, Kind! Merci! Führ' doch keine so dummen Reden. Ich sag dir, der Neufer hat uns, den Papa, mich und dich, uns alle ins Unglück gebracht.

Annie: Aber so'n schönen Bart hat er, Mama! Und Zucker hat er mir . . . . (gähnt) . . . ich bin so schläfrig.

Resi: Bist nicht mehr hungrig, Mäuschen?

Annie: Nein, nein, aber schläf . . (gähnt) . . rig.

Resi: Gleich gehst du schlafen. Doch, da denk ich ja dran. Dein Bettchen ist noch nicht gemacht. Ich weiß nicht, wo mir dieser Tage der Kopf steht. Da muß ich gleich . . (sie will in die Kammer).

Annie (hält sie am Rock): Und der heilige Niklaus, Mama?

Resi: Der kommt, wenn du schläfst. Wenn du dann morgen früh aufstehst . . . . . .

Annie: Aber etwas zum Fressen muß ich doch hinsetzen für das Eselchen und einen Teller.

Resi: Ja, ja, das kannst du. Hier, den Korb da nimmst du. Die Grundbirnschalen läßt du drin, die schmecken ihm gut, du wirst sehen.

Annie: Den großen Korb! Das all! Da wird das Eselchen sich

Digitized by Google

aber freuen. (Sie trägt den Korb hinter die Türe.) So, da wird er ihn schon finden. Ist's auch ein richtiger Esel, Mama?

Resi: Natürlich. Ein kleiner, schöner, grauer. In Diekirch sind keine schönern.

Annie: Mit so . . (sie hebt die Hand über den Kopf) . . so langen Ohren, gelt, Mama! Wenn er kommt, dann rufst du mich. Und den Teller, den stell ich dahin auf's Fensterbrett.

Resi: Ja, ja! Wenn der heilige Niklaus nur noch was übrig hat, wenn er zu uns kommt. Wir liegen so weit vom Dorf, so ganz allein. Und Insenborn ist schon aus der Welt heraus . . Und der Schnee so hoch! . . Am Ende bleibt das Eselchen im Schnee stecken . . oder der Heilige verirrt sich.

Annie: Aber, Mama, Sankt Niklaus kann sich ja nicht verirren. Der sieht ja alle Wege vom Himmel (schmeichelnd) und ich bin ja immer brav gewesen, nicht, Mamachen?

Resi: Ja, mein Schaf, du hast dich gut geschickt.

Annie: Siehst du! siehst du! Und da muß er ja kommen. Und so gut beten kann ich ja auch. Den Schutzengel, das Ich-glaub-an-Gott-den-Vater, das Vaterunser . . .

Resi (lächelt mitleidig und streichelt ihrem Kinde das Haar). Ja, ja, da muß er halt kommen! Gewiß, gewiß!

Annie (reibt sich die Augen und gähnt).

Resi: Der Sandmann geht vorüber, gelt! Nun, so zieh dich aus. Ich mach dein Bett noch schnell, dann kannst du . . (sie geht in die Kammer).

Annie: Ja, Mama. (Sie fängt an, die Kleider abzulegen. Über dem Ausziehen summt sie:)

Lustig, lustig, vallerallera,
Nun ist Niklausabend da.
Niklaus ist ein guter Mann . .

(sie gähnt) aber der Herr Neuser ist doch auch gut . . Und eine Puppe krieg ich sicher und Leb . . (gähnt) . . kuchen.

Resi (aus der Kammer): Bist du fertig, Annie?

Annie: Ja, Mama . . ich komme . . Lustig, lustig, val . . (sie hüpft in die Kammer).

Resi (in der Kammer): So, nun duck dich warm ein . . bis über die Ohren.

Annie (antwortet, ihre Worte sind nicht zu verstehen).

Resi: Ja, ja, schlaf nur ein, du bist jetzt zu schläfrig. Morgen holst du das Vaterunser nach.

Die Haustüre öffnet sich und herein tritt

Neuser (in winterlicher Jagdausrüstung. In der Thür): 'n Abend! 'n Abend! (Er sieht sich um.) Kein Mensch hier? Ist das 'ne Bude!

Annie (murmelt etwas im Zimmer).

Resi: 'Nacht, Kind! Schlaf gut, Annie!

Neuser (ist an den Herd getreten, wärmt die Hände): Ach so, drinnen sind sie!

Digitized by Google

Resi: (tritt rückwärts heraus, sie zieht die Türe sachte zu).

Neufer: Ei, da wäre ja die holde Fee; n'Abend, liebe Frau, n'Abend!

Resi (wendet sich um. Beiden entfährt ein Ruf erschreckten Erstaunens. Verlegenheitspause).

Neufer: Frau Weber . . hätt ich denken können . . Sie können versichert sein . . auf der Jagd verlaufen . . da bin ich hieher geirrt.

Resi (mit gesenktem Blick, halb zur Seite gekehrt): Bleiben werden Sie nun wohl nicht, Herr!

Neufer: Es ist wirklich ohne meine Schuld geschehen, Frau Weber. Ihr Mann . .

Resi: Mein Mann ist zum Glück nicht hier . .

Neufer (schnell): Er bleibt lange . . ?

Resi: Kann aber jeden Augenblick herkommen.

Neufer: Donner, da bin ich schön . . Halb erfroren . . hungrig zum Umfallen . . ja, ja, da muß ich halt wieder gehen. (Er wendet sich zur Türe.)

Resi (fest und drängend): Ja, gehen Sie, gehen Sie nur.

Neufer (bleibt stehen): Also noch immer ungnädig, schöne Frau? Noch immer so . . (er macht die Gebärde des Zuschlagens) . . so handfest, holde Resi?

Resi: Herr Neufer, davon sollten Sie nicht . . Gehen Sie, gehen Sie!

Neufer: Nun grade nicht mehr, nun bleib ich, Resi! (Er setzt das Gewehr ab und tritt näher.)

Resi (weicht zurück): Sie wollten . .

Neufer: Bleiben, natürlich! Der strenge Herr Gemahl wird hoffentlich nicht so unverständig sein, ein harmloses Stelldichein zu stören. (Er zieht einen der beiden Holzstühle heran und setzt sich.)

Resi: Heilige Muttergottes, er bleibt wirklich!

Neufer (mit übereinandergeschlagenen Beinen): I natürlich! Wie konnten Sie auch so unverständig sein, einen alten, halbverhungerten Mann, und noch dazu so einen guten Freund, vor die Tür zu setzen. Sie schlimme Frau. (Er hält die Hände an die Flammen.) Das tut gut. Nun wirds gemütlich.

Resi: Aber es kann doch wirklich nicht Ihr Ernst sein, Herr! Gehen Sie doch, um Gotteswillen, gehen Sie!

Neufer: Na, na, schöne Resi! Und was macht der Franz?

Resi: Das ist aber doch zu häßlich! Wie können Sie nur nach dem fragen?

Neufer: Tatata! Also immer noch das alte rasche Blut! (Er klemmt den Zwicker ins Auge, mustert sie frech.) Nur etwas bleicher, etwas spitzer, wirklich interessant, ganz interessant.

Resi: Wenn Sie bleiben, so geh ich. (Sie eilt der Türe zu.) Franz wird . .

Neufer (springt jugendlich behende auf und vertritt ihr den Weg.) Halt, schöne Frau, halt! Nicht so schüchtern, mein Täubchen! Da heißt es Zoll zahlen . . der Weg zur Türe, holde Resi (er öffnet die Arme), er führt hier durch.

Resi: Wenn Ihr den Weg nicht freigebt, so ruf ich.

Digitized by Google

Neufer: Wozu? aber wozu? Ihr spaßt wohl.

Resi (ruft): Franz! Franz!

Neufer: Der hört nicht. Ihr macht euch nur müde. Das Schreien steht dir gar nicht gut, holdes Kind!

Resi (stürzt auf die Kammertüre zu): Ännie! Ännie!

Neufer (hält sie am Arm): Sachte, sachte! Nehmt doch Vernunft an, Frau. Fressen will ich euch doch grade nicht. Ein verständig Wort wird doch noch erlaubt sein.

Resi: O Gott, o Gott!

Neufer: Also nur fein still! Hübsch ins Gesicht sehen, Resi! Ja keine Fisematenten!

Resi (bittend): Herr Neufer, haben Sie doch Erbarmen! Quälen Sie mich doch nicht so . . arg genug habt Ihrs ja schon mit uns getrieben.

Neufer: Nanu, Frau Weber?

Resi: Seht euch das Elend doch nur an! Wir waren so glücklich in Holtz. Franz hatte die schöne Stelle auf Eurer Gerberei. Reich waren wir nicht, aber völlig zum Leben hatten wir. . . Und da jagt Ihr den Franz davon. . .

Neufer: Das heißt, der Franz hatte ja . .

Resi: Er sollte gestohlen haben, sagtet Ihr. Und die Leute haben's geglaubt. Und es kam in die Zeitung . . Durch das Land wards getragen. Und da mußten wir fort von Holtz, hierher in meine Heimat. . . Und da hatten sie auch schon davon gehört. . . Der Franz konnt' keine Arbeit kriegen. . . Mit 'nem Dieb wollte niemand was zu tun haben. . . Die Schlechten! Ach Gott, damals so froh . . und nun . . können wir . . ver . . hun . . gern. (Sie bricht in Tränen aus.)

Neufer (verlegen): So arg wirds doch wohl noch nicht sein.

Resi (trocknet die Tränen mit ihrer Schürze): Ja, so arg ist's. Verhungern, das können wir. Und daran seid Ihr schuld, Ihr ganz allein. Daß der Franz gestohlen, das glaubt Ihr doch selber nicht.

Neufer: Ich hab's ja auch nicht vor's Gericht gebracht, ich hab euch ja geschont.

Resi: O pfui! Den Grund werd ich doch wohl kennen, Herr! Geht doch! Ihr seid noch der schlimmste von allen.

Neufer: Der Schmerz macht euch ungerecht, Frau.

Resi (mit bittend vorgestreckten Händen): Herr Neufer, mein Franz tut mir so leid. Er war sonst so lustig, so voll Munterkeit, wie die Schote voll Erbsen. Er sang und pfiff wie ein Dompfaff! Und nun ist er so ganz anders geworden. Der ehrlichste Mensch von der Welt und auf die Straße geworfen wie der größte Spitzbub. Ach Gott, nun hockt er ganze Tage hier herum, brummig und knurrig. Und dann läuft er mir wieder ganze Tage aus dem Haus. Ich fürcht', ich fürcht', er gibt sich auch noch ans Trinken. Vor lauter Verdruß. Früher war er so nüchtern wie ein Kind, und nun kommt er . . manchmal heim . . und ist

Digitized by Google

be . . trunken. (Sie weint aufs neue.) Herr Neufer, könnten Sie den Franz denn gar nicht wieder . .

Neufer (rasch, freudig): Natürlich, natürlich, liebe Frau Resi. Mit tausend Freuden. Gleich morgen schon, wenn Ihr wollt.

Resi: Herr Neufer, bester Herr Neufer, ist das Ihr Ernst? Der Franz verkommt mir sonst noch ganz.

Neufer: Mein tiefster Ernst, Frau Resi. Es hat mir schon leid um euch getan.

Resi: Und alles . . was vorgefallen ist . . soll vergessen sein, Herr Neufer?

Neufer: Das mit dem Franz, meint Ihr? Daran denk ich ja gar . .

Resi: Nein, das . . nicht, Herr. . . Ich meine, was . . zwischen . . uns zwei. . . Ach, Herr Neufer, Ihr wißt ja . .

Neufer (lacht gezwungen auf): Ach so, das . . (er macht die Gebärde des Ohrfeigens) das meint ihr wohl?

Resi (nickt): Es tut mir aber auch so leid, Herr Neufer.

Neufer: Ja, das ist brav, das ist brav, Resi! Das werden Sie mich schon vergessen lassen. (Tritt zutraulich näher.) Wie, schönste Resi?

Resi (weicht zurück): Ja, ja . . Ich versteh Euch nicht, Herr?

Neufer: Da ist ja auch nichts zu verstehen, Resi (er faßt ihre Hand), da ist nur ein wenig . . Liebe erfordert.

Resi (sucht ihm die Hand zu entreißen): Aber, Herr . .

Neufer (eindringlich, schließlich übertrieben sentimental): Hört mich, Resi, hört mich! Siehst du, ich bin doch so ein freudloser Mann. — Ja, ja, das wollt' ich dir damals auch sagen, aber da hast du mich ja gar nicht angehört. . . So ein freudloser Mann. — Meine Frau, sie war nicht die beste . . sie hat mir das Leben recht schwer gemacht. Und so bin ich denn ganz allein. . . Ich werde alt, Resi . . ich bräuchte ein wenig Wärme, ein wenig Freude. . . Und da sah ich dich . . so einfach, so jung, so lieb und frisch, so blühend und trostreich. Es kam über mich wie Frühlingssonnenschein, es umfloß mich wie Pfirsichblütenduft. Und so kam ich öfter in euer Haus.

Resi: Wenn der Franz nicht zu Hause war . . das war . .

Neufer: Ich hoffte, du könntest mir ein wenig Licht in mein Leid bringen, mir ein Stück Jugend wiedergeben. Doch du . . Resi, Resi, das war nicht brav von dir . . Und ich lieb dich ja immer noch.

Resi (will sich frei machen): Laßt mich, laßt mich! (Sie stößt seinen erhobenen Arm kräftig zurück, ihre Hand streift dabei, ohne daß sie's beabsichtigt, Neufers Gesicht.)

Neufer (in plötzlicher Wut): Teufel, wieder geschlagen! Hexe, hinauswerfen kann ich dich diesmal nicht . . aber warte, warte — (Er ringt mit ihr.)

Resi (erwehrt sich seiner): Und nein! und nein!

(In diesem Augenblicke hallt von draußen eine helle Männerstimme herein.)

Resi: Das ist der Franz! Franz! (Sie reißt sich los und eilt der Türe zu.)

Neufer (keuchend, voll jäher Angst): Hol der Teufel das Pack!

Digitized by Google

Resi (stürzt zurück): Gleich darf er euch nicht zu Gesicht bekommen! Sonst gibt's ein Unglück.

Franz (draußen; seine Stimme kommt rasch näher; er singt den Kehrreim des luxemburgischen Nationalliedes):

Kommt ihr aus Frankreich, Belgien Preußen,
Wir wollen euch unsere Heimat weisen . .

Resi: Schnell, Herr Neuser, schnell in die Kammer! Unser Kind schläft dort. Und haltet euch still, bis ich ruf . .

Franz (singt): Fragt ihr nach allen Seiten hin . .

Neuser (schlüpft zur Kammer hinein): Zum Fenster kann ich nicht . . ?

Resi: Nein, nein! Das ist zu niedrig. (Sie schiebt ihn hinein.) Still, still! (Sie zieht die Türe zu.)

Franz (singt): Wie wir so ganz zufrieden sind!

Resi: Gott steh mir bei! (Sie tritt an den Herd, hebt den Topf, schüttet das Wasser ab, setzt den Topf wieder hin, schiebt dann etwas Reisig zu und bleibt am Herde stehen, die Schläfen aufgeregt mit den Händen befühlend. Plötzlich, in furchtbarer Angst.) Jesus, Maria, die Flinte! (Sie will auf das Gewehr losspringen, doch schon fliegt die Türe von derbem Stoße auf.)

Franz (draußen an der Tür, mit entstellter Stimme): Miaumiau! Wauwauwau! Wo ist das böse Mädel! In die Hotte mit ihm! Huhu, huhu! (Als ob er jemand fortjage, im natürlichen Ton.) Willst du dich wohl packen, du Housigerbock! Fort mit dir, fort! (Er stößt mit dem Fuß gegen die Wand.) Da, da, da! (Lacht.) Hehe, wie der läuft! Guck emal ein Mensch! (Er tritt in die Türe, den Hut schief auf dem Ohr, unter jedem Arm zwei Pakete; etwas schlottrig auf den Beinen, etwas angeheitert, was auch in seiner Rede zum Ausdruck kommt.) Nun ist Niklausabend da! Kuckuck! Kuckuck! Wo ist das brave Kind! Klinglingling! Klinglingling! (Er stößt die Türe mit dem Fuß ins Schloß und pflanzt sich breitspurig, doch auch etwas wacklig, in die Stube. Zu Resi, ungeheuer selbstgefällig.) Hehe, wer steht hier! hehe! 'n Abend, Frau Weber! 'n Abend, Frau Weber! Ihr Diener, Frau Weber.

Resi (wider Willen belustigt): Nun sag aber mal, Franz, wie kommst du wieder heim?

Franz: Hehe! Ihr Diener, Frau Weber! (Er legt die Pakete auf die Bank.) Ätsch, müde geschleppt hab ich mich! (Blickt sich um.) Annie ist nicht hier?

Resi: Die Kleine schläft schon, Sie war zu müde. Aber, Franz, wie kommst du zu all den Sachen?

Franz: Dem Niklaschen aus der Hotte genommen, dummes Stück! Hehe, vorwitzig, wie? Nas' drin stecken, gelt? Erst zahlen, erst zahlen, meine Herrschaften! Hehe, ein Mündchen, Resi, ein Mündchen! (Er erwischt sie am Kopf und küßt sie.)

Resi: Ach, geh doch, du! Aber, Franz, was ist denn eigentlich . . ?

Franz: Eigentlich ist gar nichts, Madam! Ruhe, meine Herrschaften, Ruhe! Die Vorstellung wird gleich beginnen. Pfft! Pfft! (Er öffnet eins der Pakete.) Was ist das, hehe!

Digitized by Google

Resi: Wie kommst du zu der schönen Puppe, Franz?

Franz (hält das Spielzeug hoch): Ja, eine Puppe! Ganz richtig, eine Puppe! Eine, die die Augen verdreht, hehe! Sieh mal den reichen blauen Hut! Guck, was für 'n schöns rot Mieder! Und die Schühchen! Die Strümpfe! Die Spitzen! . . Nette Kleine, Resi, was! (Er kneift sie in die Wange.) Nette Kleine, Resi, hehe?

Resi: Ja, ja, du Geck! aber so sag doch . .

Franz: Still, Madam! (Er öffnet das zweite Paket.) Alle guten Geister loben Gott! Hehe, guck emal, guck emal!

Resi: Kuchen! Feigen! Lebkuchen!

Franz: Alles fürs kleine Naschmaul! Hehe! Und nun, Frau Weber, nun reißt mir einmal die blauen Fensterlein weit auf. (Er zieht die dritte Schachtel heran.) Aller guten Dinge sind drei. (Mit beschwörender Gebärde.) Ich bin ein großer Hexenmeister! Eselein, streck dich! Tischlein, deck dich! (Betupft die Schachtel mit dem Finger.) Berg Semsi, tu dich auf! (Er hebt den Deckel ab.) Für wen ist das hier? hehe, für wen ist das hier?

Resi (schlägt die Hände zusammen): Ein Muff! Ein Pelz! Bist du närrisch geworden, Franz?

Franz: Keine Beleidigung, Madam! Immer recht höflich, Frau Weber! Das ist für die Madam Weber, für die brave, (in stets steigendem, singendem Ton) die böse, die nette, die arge, die liebe, zuckersüße Madam W e . . e . . e . . ber!

Resi (will ihn unterbrechen).

Franz (in demselben Ton): Damit putzt sich die Frau Weber, wenn sie Sonntags nach Insenborn zur Frühmesse geht.

Resi (fällt ihm in den Arm): Ja, ja, und nun hab ich dessen genug, Mann! Was will das alles eigentlich, Franz?

Franz: Eigentlich, Madam, gibts hier keinen Mann und keinen Franz. Achtung, Madam! Vor Ihnen steht . . ja, sperren Sie Ihr rosenrotes Mäulchen nur ganz weit auf . ja, ja, Madam, halten Sie sich nur am Tische fest, daß Sie nicht hinterrücks auf die Nase fallen . vor Ihnen steht (er wirft sich wichtig in die Brust) Herr Franz Weber, zur Zeit wohlbestallter Privatförster des hochachtbaren Herrn Rentners und Notars Lang aus Witz!

Resi: Franz, du hast heut wieder einmal zuviel getrunken.

Franz: Mau . . Mund halten! ausreden lassen! . . mit der Residenz auf Haus Burgfried drüben, jenseits des Dorfs. Hehe, Frau Försterin, und was sagst du nun, Resi?

Resi: Ach, das wäre ja zu, zu schön! Ist's auch wirklich wahr? Aber, Franz, so setz dich doch und erzähl'!

Franz (setzt sich): Hehe, guck emal den Vorwitz! Die Zunge fällt dir heraus, he! (Er zieht sie an sein Knie.) La, la! Stehen bleiben, Resi, Ohren spitzen!

Resi (lehnt sich an seine Schulter und wendet das Gesicht häufig der Kammertüre zu, gegen die sie unwillig die Faust ballt): So, Franz, ich hör.

Digitized by Google

Franz: Dann nun mal los! Also, da ging ich diesen Morgen für nach Witz. Fuchswild, ich sag dir! Steine hätt ich zerbeißen, die Wolken hätt ich anspei'n mögen. He, und denk' dir, wem muß ich gleich von ferne begegnen! Dem Neuser, dem . .

Resi (schrickt zusammen).

Franz: Gelt, da fürchtest du schon. Aber der Lump war mir zu weit. An der Mühle ging er vorbei, dem Walde zu, auf die Jagd. Hätt ich ihn drüben gehabt, so ganz allein unter vier Augen, ich sag dir, den Berg hinunter wäre er geflogen, Bonz unten, Bonz oben, in der Sauer hätt' er seine Knochen zusammenraffen können. So ein . .

Resi (ängstlich, drängend): Ja, Franz, und dann gingst du weiter . .

Franz: Richtig. Und da kam ich nach Holtz. Gleich zu dem Schmittgen ging ich, ob er mich brauchen könnt' in der Gerberei. Da kam ich schön an. Einen . . ., du weißt, Resi, könnten sie nicht brauchen und ich sollte mich packen. Nein, diesem Neuser dreh ich noch den Hals um!

Resi: Ja, Franz, und dann . .

Franz: Hehe, und dann ging ich zu einem andern. Auch zu dem dicken, dämpfigen Felten, weißt du, der immer mbff! macht, wenn er die Zähne zum Sprechen auseinanderreißt. Und da gings mir grad so. „Arbeit . . mbff! fragt er, willst du, . . mbff! . . Weber . . mbff! Für dich . . mbff! . . gibt's keine . . mbff! . . bei mir . . mbff!" Und der Dickwanst mbffte mich zur Tür hinaus. Und da mußt ich lachen vor lauter Wut und ich dreht mich um: „Lauf du . . mbff! . . mir . . mbff! . . den . . mbff! . . Buckel herunter . . mbff!" rief's und lief fort. Ich sag dir, der warf die Tür zornig zu.

Resi (lacht): Du alter Geck!

Franz: Und da gab ich die Geschicht' fast für verloren. Da begegnet' ich dem Notar, dem Herrn Lang. Der Herr Lang, du weißt, der war uns immer gut. Und wenn er damals hätt' helfen können, er hätt's getan. Er blieb stehen und fragt' „Wie geht's denn, Franz?" Ich sagt' „Schlecht, Herr Lang!" und klagt' ihm unsre Not. Da sagt' er „Kommt, Weber, geht mit mir heim". Und da ging ich mit. Unterwegs erzählt' er, der Ambros will nicht mehr auf Burgfried bleiben; was ich zu der Stelle mein', fragt' er. Ich glaubt' anfangs, ich hätt' ihn falsch verstanden. Aber da sagt' er noch einmal, wann ich wollt', könnt' ich Förster auf Burgfried werden. Ich sag dir, vor Freud bin ich da in die Luft gesprungen. So hoch. Und dann kamen wir in sein Haus. Da war die Sache ganz richtig. 'n Glas Wein mußt' ich trinken, Käs und Schinken mußt ich essen. . . Hehe, das ist dir mal ein feiner Mann, Resi!

Resi: Das will ich meinen. Wie der sind nicht viel.

Franz: Ja, und wie alles abgemacht war, da fragt' er, ob ich auch etwas Geld hätt'. „Nicht 'n roten Pfennig", hab ich gesagt. Ja, und wovon wir denn gelebt hätten, fragt' er. „Von Grundbirn und Ärger", hab ich gesagt. Und ob seine Madam mir was mitgeben könnt' für dich und das Kind. „O

Digitized by Google

merci hundertmal", hab ich da gelacht. Und das steckt in der vierten Schachtel; ich sag dir, Resi, so eine ganze halbe Kirmes.

Resi: Ach Gott, Franz, dann können wir uns noch einmal wieder so recht satt essen.

Franz: Herrgott, ja! Lang genug hat's auch gedauert. Und da hat er mir gleich zwanzig Mark gegeben als Handgeld. Und von allem, was der Neuser über mich gelogen, glaub' er nicht die Bohn', hat er gesagt. Mein Vater sei immer ein ehrlicher Förster gewesen und ich sei auch ehrlich . . da könnten die andern maulen, so viel sie wollten. . . Und das hat mir gut getan bis hinunter in den dicken Zeh, ich sag dir, Resi, wie trunken ging ich hinaus. Das war doch einmal zu schön und so ganz unerwartet. Und geradenwegs lief ich nun zur Gaß hinauf, und da hab ich das all gekauft. Bist du nun zufrieden, he?

Resi: Franz, du bist ja so ein guter Kerl.

Franz: Gelt, hehe! (Er drückt sie an sich.) Doch alles hab ich nicht weggegeben. Hör mal (Er greift in die Tasche und klimpert mit Geld.) Klinglingling. Das ist 'ne Musik, nicht? (Er wirft ein paar Silberstücke auf den Tisch.) Wenn's Geld im Kasten klingt, die Seel' sich in Himmel schwingt, gelt, Frau! (Aus der Kammer hallt es wie gewaltsam unterdrücktes Husten.)

Franz: Wer hustet denn da?

Resi (in Angst): Die Kleine! sie hat sich etwas erkältet.

Franz: Da muß ich ja hin. 's ist doch nicht gefährlich?

Resi (hält ihn): Nein, nein, bleib nur! 's ist nichts! Morgen ist's vorüber. Laß das Kind schlafen.

Franz: Die schöne Puppe wollt ich ihr aber zeigen . .

Resi: Morgen ist dazu auch noch Zeit. Nein, nein, stör es nicht!

Franz: Dann gut, hehe! Und siehst du, da hab ich mich müd geschleppt. Ein Hundeweg, ich sag dir. Eine Kälte, wie mit Nadeln hat es einen gepickt! Und ein Wind, um einem das Herz aus dem Leib zu blasen! Bis zum Friedchen kam ich, drunten in Insenborn. Und da mußt ich hinein und trank eins, um mir die Seel' zu wärmen. Und dann noch eins auf dem Herrn Lang seine Gesundheit. Und dann noch eins und noch eins.

Resi: Und auf einmal hast du ihn gespürt, nicht?

Franz: Hehe! Aber da ward ich warm, da ward ich lustig und herauf ging's, wie auf Flügeln ging's herauf. He, hab ich denn nicht schön gesungen? Hast du mich auch gut verstanden? Hör mal (er singt):

Kommt ihr aus Frankreich, Belgien, Preußen,
Wir wollen euch unf're Heimat weisen;

Resi (summt mit): Fragt ihr nach allen Seiten hin,
Wie wir so ganz zufrieden sind.

Franz: Hehe, Resi! Juhu, Resi! (Er küßt sie.)

Resi (schlägt ihm launig die Hand): So'n dummer Kerl!

Digitized by Google

Franz: 'n dummer Kerl! 'n dummer Kerl! He, du Trotz! Wart, du Aff! Tata, wie großartig! Singen sollten Sie, Madam, singen vor Freud, tanzen vor Lieb, Frau Weber, springen vor Glück, Frau Försterin! (Er faßt sie.) Hohopp! Hoplaho! (Er schwingt sie im Kreise, dabei schlägt Resis Rock gegen die Flinte und wirft sie um.)

Franz (in höchstem Staunen): Donnerwippchen! Was ist denn das! Eine Flint'! wahrhaftig, eine Flint'!

Resi: Franz, ich muß dir sagen . .

(Die Kammertüre öffnet sich sachte, Neufers Kopf wird sichtbar, zieht sich aber alsbald erschreckt zurück.)

Franz (plötzlich ernüchtert): Wo kommt die Flint' her, frag ich dich gleich!

Resi: Jesus, Maria, Joseph, sei doch ruhiger.

Franz: Wem gehört die Flint', heraus damit!

Resi: 's ist Neufer seine. Da weißt du's!

Franz (schreiend): Neufer! Ist der . .? Wo steckt der Hund?

Resi (in Hast): Auf der Jagd hat er sich verirrt. Da kam er hier herein. Ich konnte nicht dafür.

Franz: Wo steckt er? Wo ist er?

Resi: In der Kammer.

Franz: Frau, in der Kammer?

Resi: Beim Ännie, ja. Ich hatt' solche Angst, wenn du ihn gleich gefunden hätt'st.

Franz: Der Hund in der Kammer! (Er springt auf das Beil los.) Kalt mach ich ihn! (Er stürzt auf die Kammertüre los. Man spürt, wie jemand von innen gegen die Türe stemmt.) Diesmal soll er d'ran glauben.

Resi (wirft sich ihm entgegen): Tu das nicht, Franz, tu's nicht, tu's nicht! (Sie sucht ihn zu halten. Überdem fauchen beide in größter Aufregung einander zu.)

Franz: Ich tu's, ich tu's! Auf die Seite, Frau! Auf die Seit'! So einem willst du helfen?

Resi: Vergreif' dich nicht an ihm.

Franz: Weißt du, was er von dir wollt'? (Er stößt sie aus dem Weg und rüttelt an der Türe.) Wart, du! wart, du . . (Drückt aus Leibeskräften dagegen.)

Resi: Franz, Franz! Tu ihm kein Leid. Du machst uns mit dir unglücklich.

Franz (achtet ihrer nicht. Schon weicht die Türe. Man hört Neufers verzweifeltes Keuchen. Da beginnt)

Ännie (von dem Gepolter geweckt, sich zu regen und zu sprechen).

Franz: Schnür dein Bündel, du Lump! Jetzt fahr ich mit dir! (Er will sich hineinzwängen.)

Ännie (betet): Vater unser . .

Resi: Das Kind! Franz, du triffst noch das Kind!

Franz (stutzt).

Ännie: . . Dein Reich . . dein Wille geschehe . .

Resi: Ännie betet, Franz, hörst du? (Sie zieht ihn zurück, Franz läßt es geschehen.)

Digitized by Google

Ännie: Unser täglich Brot gib uns heute . .

Franz: Der Hallunk hat es uns gestohlen! (Er stürzt vor.)

Resi: Wir habens ja wieder, Franz! Gott hat es uns . .

Ännie: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir . .

Resi: Unsere Schuld! Ännie warnt dich! Franz! Franz! (Sie will ihm das Beil entziehen.)

Franz (macht eine zornige Bewegung und schüttelt wild den Kopf).

Ännie: Und führ uns nicht in Versuchung . .

Resi (feierlich): Sondern erlös uns von jedem Übel, Amen! Franz, komm zu dir! Komm zu dir, Franz!

Franz: . . Von jedem Übel! (Er fährt mit der Hand über die Stirn, schaudert plötzlich). 's ist doch zu dumm! (Das Beil entfällt ihm.) Zu dumm! Ännie! Ännie! (Er sinkt auf den Stuhl und legt den Kopf auf den rechten Arm.) Nun bring ich's nicht mehr über mich! (Er wirft den Kopf auf dem Arme hin und her, schlägt sich mit der Linken zornig das Knie.) Ich . . kann . . wirklich . . nicht . . mehr! Zu . . dumm . . dumm!

Resi: Gott sei Dank und Maria! (Sie eilt in die Kammer. Hastiges Geflüster wird hörbar. Dann kommt sie zurück, Ännie auf dem Arm. Zu dem Kinde, das sich die Augen reibt.) Ännie, schau, der heilige Niklaus ist gekommen. Papa hat ihn hiehergeführt. Gib Papa einen Kuß und bedank dich!

Ännie (reicht die Ärmchen nach dem Vater; schmeichelnd): Papa, lieber Papa! (Sie bemerkt die Puppe.) Eine Puppe! Eine Puppe! (Sie rutscht auf den Boden und springt auf die Puppe zu.)

Resi (tritt wieder in die Kammer).

Franz (starrt über seinen Arm hinweg, wie selbstverloren, in die Herdglut).

Ännie (mit der Puppe): O was ein schöner Hut! O was lange Haare! Papa, schau! Die ist schöner als die vom vorigen Jahr! Papa, sie verdreht die Augen, die Puppe! O mein! O mein! Die soll mir nicht fallen! Die kriegt keiner! Papa, sieh mal, Papa!

Franz (wendet den Kopf, milde): Gelt, Mäuschen, da bist du froh! (Er nimmt sie aufs Knie.)

Ännie: O ja, Papa! Aber ich hab doch auch brav gebetet, gelt? Hast du auch gehört, Papa?

Franz (drückt die Kleine fest an sich.): Gewiß, gewiß, mein Kind!

Resi (tritt aus der Kammer, wirft einen raschen Blick über die beiden, kehrt sich um, legt den Finger auf den Mund und winkt.)

Neufer (folgt; auf den Zehen schleichen beide hinter Franzens Rücken vorbei, der Türe zu).

Ännie: Papa, ich glaub . . hast du ihn nicht gesehen? . . Der heil'ge Niklaus war wirklich in meiner Kammer. Bei meinem Bette stand er, denk dir, Papa!

Franz (fährt empor): Ha, der . . (Er blickt um und sieht die beiden.)

Resi (greift schon die Klinke und ruft): Schnell, Herr Neufer, schnell!

Franz (läßt das Kind niedergleiten, springt mit einem mächtigen Satz auf Neufer los und faßt ihn an der Schulter): Halt!

Digitized by Google

Annie (schreit auf): Der Herr Neufer! (Sie läuft herzu.) Papa, tu dem Herrn Neufer nichts!

Neufer (unter Franzens Griff, stotternd): Sie wer . . den . . sich . . doch . . nicht . . an . . mir . . ver . . grei . . fen . . ?

Franz (lacht): He, altes Huhn! Nun wird schon gegackert.

Neufer: Ich . . bringe . . Sie . . vors . . Gericht . .

Franz (höhnisch): Gericht! Gericht! Ich pfeif dir auf dein Gericht und den ganzen Kram. Gericht? Wär' das Kind nicht gewesen, du wärst schon gerichtet und die Erd' trüg einen Lump weniger. Allerdings, unrecht wär's gewesen von mir, eine Dummheit wär's gewesen, ja! So 'ne alte ausgetret'ne Schlampe ist keinen richtigen Mannszorn wert. (Er schüttelt ihn derb.) Nein, du wacklige Maschine, an den Kragen geht dir's diesmal noch nicht. (Dreht ihn herum.) Resi, sieh dir mal den Affen an! Deren gibt's manche im Land, ich sag dir. Noch heut Mittag hat man in Holtz so was erzählt. In der „Ardenner" steht's. (Er schüttelt ihn.) Pfui, Donner! Solche Herren! Auf die Not des Armen spekulieren, Frauen und Kinder ins Unglück bringen, dem Mann 's Messer an die Gurgel setzen und 's Blut unter den Fingern hervorquetschen! — So niederträchtige Kerle! So . . so . . (Er schüttelt ihn wütender als je.)

(Durch die Küche verbreitet sich ein brenzlicher Geruch.)

Franz: Resi, die Tür auf, weit, ganz weit! Das stinkt ja wirklich nach dem schmutzigen Neuntöter. Herr Neufer, ich mach von meinem Hausrecht Gebrauch wie Ihr. . . Ich räch' meine E . . e . . eh . . re! Hinaus! (Er wirft ihn mit kräftigem Ruck in die Nacht und den Schnee.) Herr Neufer, wir sind quitt! (Er bemerkt die Flinte, packt sie und schleudert sie nach.) Da! Den Phisik nimm auch mit! Und weißt du was, am nächsten Wegstein schießt du dir 'ne blaue Bohn vor den gräulichen Bockskopf. Nacht! Nacht! (Er schließt und verriegelt die Türe.)

Resi (aufatmend): Gott sei Dank! (Plötzlich zum Herde hinlaufend): Jesus, Maria! Meine Grundbirn sind angebrannt!

Annie: Papa, ist der Herr Neufer denn auch wirklich so schlecht?

Franz (fährt ihr sanft mit der Linken über den Blondkopf): Ja, ja! Und die andern auch! (Er ballt und schüttelt die Rechte.) O ihr . . ! (Dann atmet er tief und fröhlich auf, reckt und streckt sich stark und wohlig und ruft munter zu der am Herde verzweifelt hantierenden Resi hinüber): Und nun, Kinder, wollen wir Niklausabend feiern!

Digitized by Google

Allerlei Erzählungsliteratur.

Besprochen von Dr. Johann Ranftl-Graz.

Die erste Stelle in dieser Überschau gebührt einem Ausländer, dessen Persönlichkeit zu den allerkräftigsten gehört, die mir in letzter Zeit unter den modernen Erzählern begegneten. Drüben im vlämischen Sprachgebiet lebt der Mann, dessen Namen sich die Leser der „Literarischen Warte" vorläufig gut im Gedächtnis behalten mögen: Stijn Streuwels. Durch die fünf Novellen „Sonnenzeit"[1]), welche Martha Sommer sehr gut übersetzte, machen wir in Deutschland zuerst mit Streuwels persönliche Bekanntschaft. Seit etwa drei Jahren gehört dieser zu den ersten Berühmtheiten der Niederlande, die gesamte Presse seiner Heimat feiert ihn und (was schwerer wiegt) Männer, wie der auch in Deutschland längst geschätzte Pol de Mont, stimmen dem Lob der Presse bei. Wenn man unfruchtbare Vergleiche mit Gottfried Keller und Homer anstellt, so will dies zunächst sagen, daß die Kritiker begeistert vor einer bedeutenden Erscheinung stehen, für die sich vorläufig ein Wort der Ehrfurcht einstellt, weil die Begriffe für das Wesentliche dieses Dichters noch fehlen. Die Übersetzerin macht uns auch in Aufsätzen verschiedener Zeitschriften (z. B. im „Literar. Echo") mit Streuwels Persönlichkeit einigermaßen bekannt. Wir hören, daß der Dichter aus den unteren Volksklassen hervorgegangen ist und daraus erklärt sich seine bestimmte Richtung in der Stoffwahl und sein tiefes Verständnis für das Seelenleben des schwer gedrückten Arbeitsmenschen. Manchmal zeichnet er mit kräftigster realistischer Feder das Elend der Großstädte, öfter und lieber wendet er sich aber den Bewohnern des platten Landes zu und betrachtet sie mit scharfem Beobachterblick und auch mit mitfühlendem Herzen bei ihrer Arbeit, bei ihrer Liebe, bei ihren kleinen Vergnügungen, in ihrem Kummer und Schmerz.

Streuwels ist zwar ein frischer, naturwüchsiger Erzähler, aber lange kein wildgewachsenes Originalgenie. Er sucht sich durch das Studium älterer und

[1]) Berlin 1903, S. Fischer.

Digitized by Google

moderner Literatur zum Künstler im strengsten Sinne des Wortes hinaufzubilden, und unter den Modernen stehen ihm nach seinem eigenen Worte die Russen und Skandinavier näher als etwa Zola, wie man aus seiner Erzählungsweise manchmal vermuten könnte. „Ich habe nie ein Buch von Zola gelesen, nicht weil ich ihn als Künstler geringschätzte, sondern weil die Reihe noch nicht an ihn gekommen ist. Ich habe mein Studium der Modernen zufällig bei den großen Russen und Skandinaviern begonnen."

Alles, was nur hie und da in einem kleinen Aufsatze oder in zufälligen Zeitschriftnotizen über Streuwels bekannt wurde, war geeignet, das Interesse für diesen Schriftsteller wachzurufen. Ich griff daher mit lebhafter Begier nach der „Sonnenzeit", deren stattlichen Band Müller-Schönfeldscher Buchschmuck ziert. Das Motiv, die spannende Fabel, das Stoffliche ist es wohl bei keiner Erzählung, was uns fesselt. Die erste Novelle erzählt von den Erlebnissen zweier junger Burschen während der großen niederländischen Erntezeit, die zweite vom Fischer Jan, der ein ungeliebtes Weib heiraten soll und lieber in den Tod geht. Der „Maimorgen" malt in schöner epischer Breite das Glück eines neuvermählten ländlichen Paares, dessen erwachende Elternfreude und den bitteren Verlust des ersten Kindes usw. Lauter hundertfach behandelte Motive und doch: wer einmal einige Seiten mit Hingabe gelesen, kommt nicht mehr los. Es ist herrlich, wie der Erzähler in der Welt seiner Dichtung lebt, wie klar und sicher er alles Wesentliche sieht. Daß Streuwels kein naturwüchsiger Drauflos-Erzähler ist, ersieht man schon daraus, daß er das Hauptproblem nie aus dem Auge läßt, obschon sich bei den großartigen Naturszenerien der Ernte, des Wassers und sonst, Gelegenheit und Versuchung genug fände, von der Hauptlinie abzuschwenken. Das ungemessene, von glühender Sonne überflammte Ährenfeld wird sich nie Selbstzweck, es ist nur die Naturmacht, der Riese, der den armen Schnitter überwältigt. Voll großer poetischer Stimmung umschließt die Natur immer das Menschenleben, wie wir es bei den großen Künstlern des 19. Jahrhunderts gewohnt sind. Die kraftvolle Betonung des Wesentlichen und das Zusammensehen von Mensch und Natur ruft uns unwillkürlich die poesievollen Gemälde des Franzosen J. Fr. Millet in Erinnerung, der ganz ähnlich wie Streuwels aus dem Volke herauswuchs und die Liebe zu seiner angestammten Welt niemals verlor.

Wenn schon die einfache und schlichte Komposition, die klare, scharfe Charakteristik, die Macht gewaltiger Naturbilder den Leser gefangen nehmen, so kommt dazu noch eine merkwürdig schlichte und doch farbenreiche Sprache. Gerade wie unsere großen deutschen Novellisten, verwendet Streuwels bewußt den ganzen Reichtum seiner Sprache für seine poetischen Wirkungen. Er selbst äußert sich darüber zu einem seiner Kritiker: „Das Material (der Sprache) muß so reich wie möglich sein, um zur Not selbst die Nuancen der Gefühle geben zu können, wie fein sie auch sein mögen, und dann noch etwas übrig behalten, um von den bestehenden Worten die zu wählen, die am schönsten und reichsten an Melodie sind und harmonieren, um den Gegenstand in melodiösem, starkem oder wehmütig

Digitized by Google

dumpfem Ton erklingen zu lassen. Ich komme überall mit den Worten zu kurz. Das, was man bei mir als Provinzialismus bezeichnet hat, ist ein langgesuchter, sorgfältig gewählter Reichtum, der den modernen Worten gebricht, aber in bunter Mannigfaltigkeit bei den Dichtern des Mittelalters zu finden ist. Kann ich dafür, daß die Sprache jener Dichter zufällig auf der Zunge der Westvlämen fortlebt? Veraltete Worte, aber sie sind wertvoller als veraltete Edelsteine! Und daß sie veraltet sind, ist ein Grund, ihr gänzliches Aussterben zu verhüten." Streuwels weiß daher mit seinem Worte den Leser stets so zu berühren, daß letzterer gleichsam gemahnt, gedrängt wird, die Worte, Vergleiche und Bilder auszuschöpfen und auszukosten und nicht leichtlings darüber hinwegzugleiten. Aus diesem feinen geistigen Zusammenwirken und Einverständnis zwischen Dichter und Leser erwächst uns ja der schönste poetische Genuß.

Aus den fünf Novellen können wir noch kein Gesamtbild des Dichters zeichnen, es kann heute auch noch niemand wissen, in welcher Richtung sich Streuwels entwickeln wird und welche Seiten er noch zeigen kann; es soll vorläufig nur auf diese bedeutende Erscheinung aufmerksam gemacht werden.

* * *

Eine anziehende kleine Dichtung voll zarter Romantik, voll ergreifender Kraft und Klangfarbe ist Hermann Stehrs phantastische Novelle „Das letzte Kind"[1]). Der Verfasser, ein schlesischer Schullehrer, hat bisher kaum mehr als drei Bände veröffentlicht, zwei Novellenbücher: „Auf Leben und Tod", „Der Schindelmacher" und den Roman „Leonore Griebel". Diese drei Bücher haben ihn aber schon einigermaßen berühmt gemacht. Er begann als Naturalist und strebt jetzt nach strenger Künstlerschaft in Komposition, Aufbau und Gestaltung der Charaktere. Ein psychologischer Scharfblick seltener Art wurde ihm als kostbarstes Musengeschenk mitgegeben und dazu eine Sprache, der man lauscht, wie einer süßen Zaubermusik. Der reale Kern seiner neuesten Erzählung ist das Unglück, das einen armen Schneider trifft, dem sein Weib zugleich mit dem letzten Kinde hinwegstirbt. Allein diese reale, sichtbare Wirklichkeit ist auf das Kühnste mit den geheimnisvollen Schleiern einer vom Dichter vielfach selbstgeschaffenen Mystik umwoben. Das Erscheinen des Todesengels, das Elend in der armen Hütte, die Wanderung von Mutter und Kind in das stille Totenreich wird mit ergreifender Gewalt erzählt. Stehr bildet seine eigenen neuen poetischen Vorstellungen und Worte, die zart, verhauchend und verschwimmend, wie die Linien und Farben manches modernen Gemäldes vor uns vorüberschweben. Dazwischen treten wieder scharf realistische Lichter aus dem Bilde des alltäglichen Elends. Ich glaube, auch jener Leser, der sich in der Geisterwelt des Dichters nicht ganz zu Hause fühlt, wird die Dichtung befriedigt als neues Zeugnis jener Richtung ansehen, die sich wieder nach Mystik, Romantik und Seele sehnt.

Auf festen, nur irdischen, menschlichen, allzumenschlichen Boden führt uns

[1]) Berlin 1903, S. Fischer.

Digitized by Google

E. v. Keyserlings Schloßgeschichte von „Beate und Mareile“ [1]). Eine Schloßgeschichte heißt hier: eine aristokratische Liebes- und Ehebruchsgeschichte. Es ist das alte und leider immer neue Lied von den unerwarteten Streichen, die das Blut so einem schönen, von den Frauen verwöhnten, einst sehr lebenslustigen, adeligen Herrn spielt, wie es eben Herr Graf von Tarniff ist. Mit Beate, seiner blassen, stillen, keuschen Frau, die ihr Blut und ihre Triebe in kunstmäßige, sanfte Formen gezwungen hat und nichts Unschönes vertragen kann, ist Graf Günther nicht zufrieden. Er sehnt sich wieder nach heißem Blut, und mit heißblütigen Weibern will er lieben, genießen und sündigen. Er hält es zuerst mit der üppigen, rothaarigen Försterstochter, und als in die kühlen, wohlstilisierten Kreise Mareile, eine Künstlerin aus plebejischem Blute, voll Gesundheit und Leidenschaft, eine Verwandte von Sudermanns Magda. eintritt, da ist es um den Grafen geschehen. Bald feiert er mit ihr wilde Liebesstunden. Bald folgen auch Entdeckung, Zerwürfnisse, ein Duell. Eine schwere Wunde bringt die unbändige Leidenschaft des Grafen zum Schweigen, und er kehrt wieder zu seiner zarten, blassen Frau zurück. — Die Erzählung erscheint in ihrer ersten Hälfte etwas stark zerstückelt, in der zweiten dagegen von musterhaft straffer Komposition. Die Prosa ist kristallklar und doch von innerer Wärme erfüllt. Scharfe und feine psychologische Beobachtung verbindet sich in der Darstellung mit jener vornehmen, künstlerischen Zurückhaltung, die wir an unseren besten Erzählern der letzten Jahrzehnte schätzen. Bemerkt sei nur noch, daß die Schilderung dieser hochgräflichen Passionen keine Schloßgeschichte für brave Komteßlein oder andere jugendliche Leser abgeben kann.

Mit einer anderen Schloßgeschichte, die sich nach den künstlerischen Qualitäten freilich nur in ehrfürchtiger Entfernung neben der vorigen sehen lassen darf, beschenkt uns die vielgelesene Darstellerin österreichischen Aristokratentums, Ossip Schubin. Während uns in den meisten ihrer Romane alle Parfums adeliger Salons suggeriert werden, stieg sie zuletzt auch ein paarmal zum Volk herab und versuchte sich in idyllischen Erzählungen. Um ein idyllisches und zugleich romantisches und unheimliches Försterhaus dreht sich auch zum Teil „Refugium peccatorum“ [2]), während sich die Hauptsache doch wieder auf einem vornehmen Schlosse abspielt. Marinja, die Tochter eines Grafen und einer Försterin, trifft nach langer Zeit der Trennung ihre Mutter im tiefsten Elend und in häßlicher sittlicher Verkommenheit. Die Mutter fleht um Hilfe und Teilnahme bei ihrem Kinde. Hilfe in Geld wird der Armen, aber keine richtige, sittlich erhebende Teilnahme, und so sinkt die Ärmste wieder in ihr altes Elend zurück. Die „Sünde“ der mangelhaften Teilnahme verfolgt aber die Tochter wie ein düsterer Schatten und zerstört ihr ganzes irdisches Lebensglück, bis sie endlich in der Zelle eines Klosters („Refugium peccatorum“?!) ihren Seelenfrieden findet.

[1]) Berlin 1903, S. Fischer.

[2]) Berlin 1903, Gebr. Paetel.

Digitized by Google

Man mag gegen Ossip Schubin noch so viel einwenden, sie verfügt jedenfalls über eine bewegliche Phantasie und über einen schönen Reichtum von Fabulierlust. Die Charaktere sind nicht gerade schlecht gezeichnet, die Szenen wohl oft theatralisch zurecht gestutzt, aber wirksam für den Leser, welcher der Erzählerin nicht allzugenau auf die Finger sieht. Bei genauerem Zusehen findet man freilich bald, daß dieser neue Roman nicht sorgfältiger gearbeitet ist, als mancher frühere. Der Zufall muß immer wieder seine Dienste tun, um eine wirksame Situation zu ermöglichen. Hier wetteifert Schubin schier mit einem alten romantischen Schicksalstragiker, und nicht minder stark treibt sie es in der äußerlich gruseligen Naturromantik, bei der es in allen Blättern des Waldes knistert und schauert und seufzt und stöhnt. Natur und Menschenseele stören sich hier zuweilen gegenseitig, statt sich zu unterstützen. Einem kleinlichen Realismus, der uns immer sorgsam darüber aufklärt, wie es in jedem Gemache riecht, steht die Vernachlässigung des Wichtigeren gegenüber. So wird z. B. der „Abbé Alexander" aus Rom immer nur mit dem Marionettendraht herbeigezogen, wenn er zu einer Szene nötig ist. Mit der Erinnerung an die bei Ossip Schubin gewöhnlichen sprachlichen Nachlässigkeiten ist alles Nötige über den neuen Roman mit seinem affektierten Titel gesagt.

Von den Schloßgeschichten zu den Bauerngeschichten! M. Buol, eine Wiener Schriftstellerin, die noch nicht allzubekannt sein dürfte, zeichnet uns Bilder aus dem südtirolischen Bauernleben, aus dem nämlichen Gebiet, in das uns M. von Oertzens „Insel des Friedens" versetzte. Buol hat sich mit vielem Fleiß in das Leben und Fühlen ihrer Menschen hineinstudiert und auf dieser guten Kenntnis baut sie ihre Novellen und Skizzen auf. Beachtung verdienen „Die Stiefkinder"[1]) und die erste Nummer des Sammelbändchens „Das Geheimnis der Mutter", in denen sich ein kräftiges Erzählertalent ankündigt. In den „Stiefkindern" werden die Leiden eines hochveranlagten, armen Tirolerknaben, der sich im Verlangen nach höherer geistiger Ausbildung förmlich verzehrt und lange Jahre unter der Gewalt eines feigen, kalten Vormundes und eines heuchlerischen hartherzigen Weibes vertrauern muß, dargestellt. Nur in einem Stiefkinde seiner Herrin, in der armen, krüppelhaften Rosl, findet er eine verständnisvolle und mitfühlende Leidensgefährtin. Hier, wie im „Geheimnis der Mutter", wird in einem zwar etwas schwerflüssigen aber gemütvollen Tone, ohne Weitschweifigkeit und Überschwenglichkeit und ohne falsche Salontirolerei, das Leiden und Ringen schlichter Menschen so erzählt, daß es unsere warme Teilnahme weckt. Die Charaktere treten lebendig vor uns und wir fühlen auch ein wenig die Atmosphäre des schönen Landes, wo sich Nord und Süd die Hand reichen. Verschiedenes dürfte allerdings einen wählerischen Leser nicht ohne weiteres befriedigen. Manchmal schien mir, die Dichterin mute ihrem Schnalsertalbuben zu hohe und zu weite Gedanken zu. Das plötzliche Preisgeben seiner Zukunftspläne wirkt nicht überzeugend, und die bloße Skizze seines Lebensganges am

[1]) Bozen 1903, Alois Auer & Co.

Digitized by Google

Schlusse behagt mir gleichfalls nicht. Entweder müßte die Erzählung mit dem Beginn der Studien abschließen oder die Studien selbst darstellen. An sprachlichen Sorglosigkeiten („Er hätte sich in die schöne weite Neustadt verblüfft") und besonders an unnötigen Druckfehlern fehlt es nicht.

Die historische Novelle ist diesmal vertreten durch Wilhelm Jensens „Mettengespinnst"[1]). Jensen gehört bekanntlich zu jenen fleißigen Menschen, die alle Jahre mehr als ein Buch auf den Markt werfen. Bei so reichlicher Produktion und bei einer großen Schreibfertigkeit wird jedes Buch etwas von den Vorzügen seiner Vorgänger aufweisen. Es ist aber dabei auch nicht zu vermeiden, daß selbst ein talentvoller Autor bald nach seiner eigenen Schablone schreibt. Der fremdartige Titel „Mettengespinnst" bedeutet soviel, wie Nornengewebe. Metten nennt nämlich eine späte Volkserinnerung die drei altgermanischen Schicksalsgöttinnen. Diese Metten spinnen dem jungen Bernhard von Weimar, der im Dreißigjährigen Kriege eine große Rolle spielen soll, im stillen Strandstädtchen Heiligenhaven (der Heimat Jensens) ein wunderliches Gewebe. Der Herzog, dessen Feldherrngabe schon nach Entfaltung drängt, hat ein rätselhaftes Geschöpf von einem wendischen Mädchen gefunden, das ihm als landeskundige Wegweiserin dient. Es entspinnt sich eine kleine Liebesepisode, die sich mit ihrer idyllischen Poesie anmutig vom düsteren Hintergrunde des Krieges abhebt. Stimmungsvolle Naturbilder voll traumhaften Zaubers weben sich darein. Der vornehme Herzog und stramme Soldat und das seltsame, schöne Naturkind: ein wirkungsvoller Kontrast. Da die Erzählung nur eine kurze Episode umfaßt, so gelang es Jensen, das Ganze hübsch einheitlich zusammenzufassen. Hat man sich über die lehrbuchmäßige historische Einleitung glücklich hinübergerettet, dann verläuft alles im flotten Zuge. Die Sprache Jensens, die im ganzen so frisch und kernhaft anmutet, ist leider auch hier von jenen antigrammatischen Passionen nicht frei, welche von den Kritikern schon seit Jahren beklagt werden.

Dem historischen Genre gehören auch die acht Novellen „Wolken und Sonnenschein"[2]) von Joseph Spillmann S. J. an, die eben in sechster Auflage erschienen. Daß diese Erzählungen, die uns mit Ernst und Scherz in verschiedene Zeiten und Länder versetzen, die manchmal etwas nüchtern berichten, aber stets glatt und sauber ausgefeilt sind, vor allem eine gute Jugendlektüre bilden, braucht nicht mehr eigens betont werden. Die sechste Auflage spricht für ihre Beliebtheit. Eine Neuauflage, und zwar die dritte, ist auch von dem umfangreichen historischen Roman „Eine Sonne im Erlöschen"[3]) zu verzeichnen. Sein Verfasser ist der Pole Theodor Jeske-Choinski, ein Nachahmer von Sienkiewicz. Wie dieser in „Quo vadis" die neronische Zeit in einem farbenglühenden Gemälde auferstehen ließ, so sucht Jeske-Choinski ein breites

[1]) München 1903, Eduard Koch.
[2]) Freiburg i. B. 1903, Herdersche Verlagsbuchhandlung.
[3]) Köln 1903, J. P. Bachem.

Digitized by Google

Gemälde römischen Lebens aus den Tagen Marc Aurels zu schaffen. Geschickte Erzählung und Charakteristik, gut getroffenes Zeitkolorit, spannende Handlung, sind die Vorzüge des Romanes, der aber keineswegs an das Vorbild Sienkiewicz heranreicht.

Keine besonders labsälige Spezialität für den Rezensenten bilden die beiden Priestergeschichten „Das Priesterstrafhaus“[1]) von Edith Salburg und „Verzweifelt“[2]) von einem Anonymus. Es wäre zweifellos eine ungerechte und unnötige Beschränkung des schöpferischen Schriftstellers, wenn man ihm verwehren wollte, einen Geistlichen in den Mittelpunkt eines Romans oder Dramas zu stellen, selbst einen Geistlichen mit all seinen menschlichen Schwächen und Fehlern. Im Leben des Priesters gibt es Tragödien und hohe Weihestunden, wie in jedem anderen Menschenleben, wenn auch vieles in ganz anderer Beleuchtung und in anderen inneren Konflikten sich abspielt als im Gemüte des Laien. Und warum sollte es einen Dichter nicht reizen, einmal das Inventarium einer geistlichen Seele künstlerisch gestaltend aufzunehmen? Allein ein Priesterschicksal dichterisch zu erfassen, gehört vielleicht zu den allerschwierigsten Aufgaben. Am ehesten würde sie natürlich einer lösen, der ein echter Priester und ein großer Dichter in einer Person wäre. Von jedem anderen Darsteller muß man zu allererst fordern, daß er sich mit intensivstem Studium in das Milieu, in das Leben und Erleben, in die Gedanken und Gefühlsweise des Priesters einlebe. Wir müssen ferner verlangen, daß er mit jener Liebe zum Problem an die Sache herantrete, die nach Ruskin die Wurzel jeder wahren Kunst bildet und die der Dichtung organische Kraft und Wärme gibt. E. Marriots vielgelesener „geistlicher Tod“ ist eine mittelmäßige Novelle, die aber wenigstens mit ehrlicher Sorgfalt die Tragödie schildert, in welche ein junger Kaplan durch weibliche Holdseligkeit gestürzt wird. Das Buch dürfte nicht ohne Einfluß auf das unendlich schwächere „Priesterstrafhaus“ geblieben sein, denn die nämlichen Requisiten: ein grober Vorgesetzter, widerliche Spionage und ekelhaftes Denunziantentum, pharisäische Mitbrüder und steiflederne Eiferer finden sich dort wie hier. Salburgs Buch kann als Dichtung überhaupt nicht ernst genommen werden, denn um das Wesentliche des psychologischen Problems, das hier behandelt wird, hat sich die vielschreibende Gräfin kaum umgesehen. Es sind höchstens einige Materialien und Ansätze zu einer Dichtung da. Abgesehen von der Unkenntnis priesterlichen Seelenlebens fehlt der Verfasserin auch jede genügende Einsicht in die äußeren Verhältnisse der Menschen, die sie schildern will. Die Liebe zur Sache, die sie im Einleitungsgedicht ausspricht, möchte ich nicht anzweifeln. Allein dies ist auch das einzige Gute am Buche. Die Hauptperson ist der verkannte Dorfkaplan, der Mustergeistliche, der alles leistet und doch von tyrannischen Vorgesetzten und denunzierenden Weibern und von seinem eigenen weichen

[1]) Dresden und Leipzig 1901, C. Reißner.

[2]) Dresden-Blasewitz 1903, Hof-Verlag R. von Grumbkow.

Digitized by Google

Gemüte in Elend und Wahnsinn gehetzt wird. „Keinem Sklaven zur Römerzeit mochte der Begriff von Unterwürfigkeit und Kleinheit dem Herrn gegenüber so unerbittlich eingeprägt worden sein, wie dem niederen Klerus seine Stellung zu diesem Kirchenfürsten (Bischof Karolus Vierfacher). Gehorsam und Unterwürfigkeit wurde schon im Seminar eingepflanzt. Ein selbständiges Denken und Handelnwollen, ein Widerspruch kam der Todsünde gleich. In der Zeit des Priesterhasses und Priesterkampfes mit sozialen und wissenschaftlichen Neuerungen litt der niedere Klerus weit mehr von manchem seiner Vorgesetzten, als von dem Ansturm der Freidenker und Kirchenfeinde. Eine geistige Folter stand für diese jungen Menschen bereit, in denen der Prozeß inneren Werdens gärte, so gut und so schlimm wie in jeder Menschenbrust. Sie sollten nicht *werden*, sie mußten *sein*. Das sein, wozu man sie machen wollte, nur das und nichts anderes . . . ." Der Ton dieser Sätze, die Wahres und Falsches aufs dreisteste durcheinanderquirlen, weist zur Genüge darauf hin, daß Salburg nur in ihrer hergebrachten Pamphletistenmanier hier einmal gegen den höheren Klerus ihren Galläpfelsaft verspritzt, wie sie es sonst gegen ihre hochgebornen Standesgenossen, gegen die Ärzte usw. getan hat. „Zeitstudien und authentische Quellen" werden auf dem Titelblatt als Grundlage des Buches genannt. Dieses selbst macht aber nur den Eindruck, als seien darin Pfarrhoftratsch und allerlei wirkliche Vorkommnisse aus vielen Jahren zu einem Kehrichthaufen zusammengefegt. Selbst wenn alles Einzelne richtig ist, so ist doch das Gesamtbild falsch, und wenn sich alles auch wirklich zutrug, was im Buche steht, das Wort „Roman", das eine Kunstform bezeichnet, steht mißbräuchlich auf dem Titel. Wer auch nur einen Blick auf die Kapitelabteilungen wirft, sieht, daß es der Verfasserin um künstlerische Gliederung ihres Stoffes nicht im entferntesten zu tun war und über die Ungleichheit in Charakterzeichnung, Stil und Sprache läßt sich kaum anderes sagen, als was bereits bei den vorausgehenden Salburgschen Büchern oft genug gesagt wurde.

Es ist jedenfalls merkwürdig, daß gleichzeitig mit dem Salburgschen Machwerk auch von einem Ungenannten die Geschichte eines unglücklichen protestantischen Theologie-Studierenden erscheint, die sich „*Verzweifelt*" betitelt. Der Held, der nur dem Wunsche seiner Mutter zu lieb seinen Beruf ergreift, ist mit seinem Glauben fertig. „Wie Seifenblasen zerstiebt vor mir alles, was mir so schön erschien, was mich so glücklich machte: das Paradies und Golgatha, der Himmel der Seligen und der waltende Gott, es ist alles verschwunden und nur die Erde bleibt mir, umrollend nach starrem Gesetz blinder Notwendigkeit, die kalte, fühllose Welt, wo der Starke den Schwachen zertritt, mit dem Grab ohne Hoffnung! Was kann jetzt noch kommen? Was habe ich noch, das ich verlieren könnte?" Nun beginnt eine Kette von seelischen und materiellen Leiden und das Ende ist ein gräßlicher Selbstmord, während der Salburg'sche „Held" irrsinnig wird. Die Form ist die von Briefen und Tagebüchern mit Zwischenbemerkungen des Autors, und dies ist nicht undeutlich Goethes „Werther" nachgebildet. Obschon

Digitized by Google

die Sprache besser, die Psychologie ernster, das Ganze mehr erlebt erscheint als bei Salburg, so kann man doch keinen reinen, künstlerischen Eindruck gewinnen. Es sind einzelne Stücke, die sich nicht gehörig zusammenfügen. Es fehlt auch die zwingende Motivierung der unglücklichen Berufswahl. Die Briefform ist oft äußerlich willkürlich, willkürlich auch die Unterbrechung durch Erzählung und Tagebuch. Alle Interessenten mögen solche Bücher als ernste Zeichen der Zeit betrachten und erwägen.

Herbst.

I.

Wie güld'ner Regen rieselt sacht
Zur Erd' das Laub der Bäume,
Und schleierfein umspinnt die Nacht
Mit Rauhreif Busch und Zäune.

Mit schwerem Fluge, krächzendbang,
Die Krähen nah'n vom Walde,
Die schwarze Schaar schwebt scheu entlang
Dem Kirchhof bis zur Halde.

Ein wimmernd Glöcklein schrillt und klingt
Vom Spitzturm der Kapelle,
Und aus der Leichenhalle dringt
Wachskerzenflimmern helle.

Ein herber Duft zieht rings umher
Von welken Totenkränzen,
Und drüber träumt der Herbst so schwer
Von fernen, toten Lenzen.

II.

Herbstfäden schweben durchs weite Land,
Der sterbende Sommer spinnt ein Gewand
Der müden Mutter Erde,
Die hat das Sonnenauge sacht
Zu tiefem Schlummer zugemacht.
Nun webt der Himmel dicht sie ein
Mit Nebelschleiern grau und fein;

Digitized by Google

Goldrote Blätter decken sie zu,
Mit sanftem Schmeicheln und leisem Su — Su
Singen sie rauschend die Bäche zur Ruh.
Die Sonne lugt matt aus dem Strahlenkranz,
Schneeflocken wehen in wirbelndem Tanz
Und weben die weiße, glitzernde Decke,
Die lind und wärmend sie verstecke,
Bis der Lenz sie küssend wecke. —
Mutter Erde schläft den tiefen Schlaf,
Der die müdgeschaffte mählig traf;
Sie schläft die lange, trübe Zeit,
Bis tauend die Flüsse vom Eise befreit,
Bis ihr die arbeitsmüde Brust
Gestärkt erwacht zur Schaffenslust.
Sie schläft und träumt .. Rings alles stumm ..
Leis geht der Tod im Lande um.

III.

Aus vollgeschwellten Trauben
Pressen die Winzer den Wein,
In rotumblätterte Lauben
Fällt lauer Herbstsonnenschein.
Das sind die Tage der Zecher,
Wenn süß im blinkenden Becher
Der „Neue" die Herzen bannt.
Ein Kichern und Lachen und Singen,
Ein fröhliches Gläserklingen
Tönt weit ins herbstliche Land! —

Auf regendurchfeuchtete Gassen
Sinkt grauer Herbstnebelflor;
Vieltausend, verwaist und verlassen,
Durchschreiten des Friedhofes Tor.
Das sind die Tage der Tränen,
Wenn heiß das jammernde Sehnen
Die einsamen Herzen bannt.
Ein hilflos-banges Verzagen,
Ein Seufzen, Schluchzen und Klagen
Stöhnt weit ins herbstliche Land!

München. M. von Ekensteen.

Digitized by Google

Skizzen.

Von Walther Eggert-Windegg.

Lebe!

Ein Fragment.

Ich: Wer bist du?

Er: Ich bin dein Freund.

Ich: Du bist mir fremd, geh'.

Er: Du zitterst?

Ich: Mich friert, dein Atem ist eisig.

Er: Erkennst du mich?

Ich: der Tod?

Er: dein Freund. Meine Macht ist groß und mein Reich unermeßlich. Sein Schoß birgt das Gold des Friedens.

Ich: Dein Wort ist schön und lockend.

Er: Folge!

Ich: Wohin führst du mich?

Er: Ich führe dich in mein Reich, ich bin ein König, dein Freund.

Ich: So bist du das Leben? — oder der Tod?

Er: Ich bin beides. — Nimm den Kranz von deinem Haupte.

Ich: Deine Nähe hat ihn verdorrt; die armen Blumen.

Er: Ich will sie wecken zu neuer Blüte, komm'!

Ich: Deine Hand ist moderig und kalt, dein Pfad ist sandig und öde. Wohin führst du mich?

Er: Ich führe dich auf blumige Auen, einen Kranz zu winden.

Ich: Mein Auge schauet nur Disteln und dürres Laub. — Wo bist du? — Ich sehe dich nicht mehr. Ringsum ist Finsternis — wer stöhnt? — Gelles Lachen schlägt an mein Ohr — zurück!

Er: Gedenke deiner Schuld!

Ich: O reiche mir wenigstens deine modernde Hand, daß ich nicht falle in der Dunkelheit. — Meine Sohle brennt — mein Herz versengt ein lodernder Schmerz.

Er: Entfache die reuende Glut!

Ich: Weh mir — und wohl — mein Herz verbrennt —!

Digitized by Google

Er: Sei stark!
Ich: Mein Herz ist mir verbrannt!
Er: Ist deine Seele rein wie junger Schnee?
Ich: Sie ist gereinigt.
Er: Lebe!

Aus einem Totentanz.

Kein Land ist mehr, nur hohe See.

Ganz drunten, fern dem Lichte, steht der Mann am Feuer mit brandgeröteter Brust und sinnt.

Er lauscht: helle schmetternde Weisen und übermütiges Lachen —
sie feieren ein Sonnenfest da droben,
sie singen ein Lied des Lebens.

Das Lachen hallte wider in der brennenden Brust:
höhnend und schauerlich.

Dann ist's wieder still; nur die Maschinen stampfen gleichmäßig fort. Und der Mann am Feuer starrt wild in die Gluten und sinnt.

Wieder klingt's von droben voll wilder Lust —

Der Mann am Feuer aber lacht. Er schürt die Brände und lauscht dem zischenden Dampf. Er blickt nach der Uhr am Kessel:

noch Sekunden des Lebens
dann ist sie abgelaufen —
noch Sekunden —
er schloß die Augen — —

Der Weberfranz.

Es ist der fünfte oder sechste Samstag vor der Weihnacht, ein naßkalter, nebliger Spätnachmittag.

Die schrillen Fabrikpfeifen sind eben verklungen und es ist Feierabend. Der Weberfranz klimpert mit seinem Wochenlohn in der Tasche und schreitet heimwärts. „Aber kalt is" brummt er und schlägt den Rockkragen in die Höhe; „aber dahoam is warm." Aber es ist noch so weit nach Haus und — jaso, 's Lieserl, sein Lieserl hätt' er fast vergessen. Er ging zur Krippe; da war 's Lieserl, sein Einziges, Anderthalbjähriges, den Tag über in guter Pflege, indes er und die Mutter verdienten. Er hob das Kind auf den Arm und hüllte es fest in die Tücher,

Digitized by Google

aber es zitterte doch vor Frost. Es war neblig und kalt und noch so weit bis zur warmen Stube, noch nicht einmal halbwegs waren sie.

„Lieserl" sagte der Franz „willst in a warme Stub'n, gelt ja, und trinka derfst aa von meiner Maß. Nur geschwind, woaßt, nacha schnell zur Mutter, gelt ja."

In der Kneipe war es laut und dunstig und heiß.

„Schön warm is Lieserl, gelt ja" — 's Lieserl nickte und schlief ein. Der Weberfranz trank und spielte Karten. Warum auch nicht: die ganze Woche harte Arbeit im halb kalten Fabriksaal, und hier war es so gut warm, und heut' hatte er drei Mark extra erhalten für Überstunden. und „er kunnt' ja die drei Mark grad so gut net hab'n" und er war so schön im Zug drin und 's Kind war brav, so still.

„Allweil no a Maß" rief der Franz und warf den Taler auf den Tisch, daß es klang.

Es war spät, als der Weberfranz mit seinem Kind heimwärts ging.

„Kalt is 's und — Sakra, herb laafen is 's aa, allweil rutsch i aus." Der Weberfranz schwankte. Das Kind auf seinem Arm barg das Köpfchen und schlief.

„Ja woll, i kann so guat an Rausch hab'n, wie ihr großen Herrn, moanst — was schaugst so dumm — ja woll, a Sozi bin i, und a ganzer."

Der Weberfranz wankte weiter und weiter, und immer haltloser und schwerer.

„Schaugst dös Lichterl, schaugst Lieserl" — das Kind schlief und erwachte nicht. „Schaugst dös Lichterl da" — der Weberfranz taumelte auf die Laterne zu und schlug schwer auf das Pflaster.

Erst nach Minuten erhob er sich wieder: I hab di' fest g'halten, und net amal aufg'wacht bist — a schlaf nur ruhig, gelt ja." 's Lieserl rührte sich nicht; leise warme Blutwellen rannen von seiner Stirn — der Franz merkte es nicht.

Er war zu Hause: „Grüaß Gott aa Marie —".

Die Mutter erschrak: „A so an Rausch, Franz! — und wie schaugst denn aus — und 's Kind?" —

„Schlafen tuat's", lallte der Franz.

Sie riß ihm das Kind aus dem Arm und trug es bebend ans Licht. Mit einem Schrei brach sie zusammen.

Digitized by Google

Deutsches Flottenlied.

Heilig bist du, deutscher Forst!
Sonnenkuß und Adlerhorst
Weihen deine Wipfel.
Fern nach Nordlands Winterwüsten,
Fern nach Südlands Feuerküsten
Sehnen sich die Gipfel.

Ehrlich bist du, Männerkraft,
Die aus Markholz Rüstzeug schafft,
Das die Flut durchgleite;
Ob auch Sturm den Mast umsaust,
Wellentod den Kiel umbraust,
Unser ist die Weite!

Unentwegt durch Weltmeerswogen,
Stählern, kommen wir gezogen
Aus dem Mutterlande.
Heil dir, meerumrauschtes Reich!
Segelstrich und Schlachtenstreich
Schirmen deine Strande.

Euch, o Brüder, zu bereichern,
Wollen wir aus Segenspeichern
Erdengut bescheren;
Doch, als rechte Schatzeshüter,
Auch das herrlichste der Güter,
Deutschen Glauben, lehren!

Glauben an das Manneswort,
Glauben an das Gotteswort,
Wollen wir verkünden —
Und, als ewigen Jugendquell,
Schaffensfeuer morgenhell
Unsrem Volk entzünden!

Wien. Heinz Tomaseth.

Digitized by Google

Vom Jugendschriftenmarkte.

Von Laurenz Kiesgen-Köln.

Ein köstliches Bilderbuch in Schwarzdruck, dessen einzelne Typen hunderterlei Nebensächliches und zum Suchen für kleine Kinder höchst Interessantes bietet, ist „Allerlei Schnickschnack“[1]). Die Bilder von Pletsch hat Professor Bürkner in Holzschnitt ausgeführt; daneben stehen alte, liebe Reimlein.

Nicht minder verdient „Kindergarten“[2]) von Rudolf Löwenstein, mit zahlreichen Illustrationen von Th. Hosemann, W. Claudius, Flinzer, Bürkner u. a. in den Händen aller Kinder zu sein. Die erste Ausgabe des Buches erschien 1846, die vorliegende ist die fünfte. Wenn auch das eine oder andere Gedicht etwas von Reflexion überkränkelt ist, so ist doch die Mehrzahl echte Kinderpoesie, die bis ins reifere Alter etwas bietet. Die Bilder, meist empfehlenswert, dürften doch einmal revidiert und — vermehrt werden. Unwillkürlich kommt einem beim Durchlesen des „Kindergarten“ der Dehmelsche Fitzebutze in den Sinn, der mit so viel Eklat in allen Blättern gelobt wurde. Wie ärmlich steht doch der Fitzebutze dem „Kindergarten“ gegenüber, recht wie ein lederner gequält possierlicher Hampelmann gegen einen frisch sprossenden Garten. Dehmels Humor ist noch lange nicht die sprudelnde, kindliche empfindende Laune und Aufgelegtheit Löwensteins! Dabei kann ja das Gute des Fitzebutze doch bestehen bleiben.

Von der „Volksbücherei“[3]) kann man alle Nummern unbedenklich als billige und angemessene Volks- oder Familienlektüre empfehlen. Aus den vorliegenden Bändchen sind besonders drei als gute Jugendbücher vom 13. oder 14. Jahre an geeignet: „Der Lawinenpfarrer“ (Arth. Achleitner), „Der Hochwald“, „Das Heidedorf“ (A. Stifter) und „Michael Kohlhaas“ (H. v. Kleist).

Heinrich Herold hat unter dem Titel „Anmutige Erzählungen für acht- bis zwölfjährige Kinder“[4]) Krummachers Parabeln ausgewählt und überarbeitet. Im Nachwort sagt er: „Man beachte nur, wie anschaulich und gewinnend der Dichter erzählt, wie verständnisinnig er die leisesten Regungen der Kinderseele belauscht, mit welch unerschöpflicher Erfindungsgabe er immer neue

[1]) Stuttgart 1903, Loewes Verlag.
[2]) Hamburg 1903, Verlags-Anstalt (vorm. J. F. Richter).
[3]) Graz 1903, „Styria“.
[4]) Münster i. W. 1892, Heinr. Schöningh.

Digitized by Google

Handlungen und Ideen hervorbringt, und wie er mit pädagogischen Geschick den jugendlichen Leser unvermerkt zur sinnigen Betrachtung der Natur, zur Elternliebe und Dankbarkeit, zur Nächstenliebe, Bescheidenheit und Genügsamkeit, zum Gehorsam und zur Wahrheitsliebe erzieht, ohne sich mit der moralischen Tendenz in unliebsamer Weise aufzudrängen". Manchem ist Krummacher zu sehr Pädagoge und zu wenig Dichter. Seine Sprache imponiert den Kindern, und mit Recht; denn es ist genau kopierte Bibelsprache. Die Geschichten sind auch ganz nützlich; was mich aber hindert, das Büchlein zu empfehlen, ist der unverhältnismäßig hohe Preis. Wer wird heute für ein dünnes Büchlein von 78 Seiten mit 5 Holzschnitten und einem farbigen Titelbild 1 Mk. zahlen?

Ein Jugendschriftsteller, der Beachtung verdient, ist Joseph Hecher. Von ihm liegen zwei Bändchen vor, das erste mit den beiden Erzählungen „Die Perle von Rom", „Durch Nacht zum Licht", das zweite mit dem Titel „Lia"[1]). Hecher versenkt sich in die Vergangenheit. Aber er versteht, sie zu beleben. In der „Perle von Rom" erleben wir die frühchristliche Zeit und empfinden den zarten Zauber, den die Legende über das Martyrium der hl. Cäcilia webt. Das Hochgefühl des Bekennermutes weiß er greifbar vor uns hinzustellen, wir sind gerührt und erschüttert nach der Lektüre und müssen die Wirkung der Darstellung zuschreiben, die uns bis ans Ende festhält. Die kürzere historische Erzählung „Durch Nacht zum Licht", welche die Schicksale der hl. Adelheid, Gemahlin des deutschen Königs Otto, schildert, scheint mir nicht so gelungen. Dagegen beschwört „Lia" die Zeit unmittelbar vor der Ankunft des Heilandes klar und lebendig herauf. Es war ein glücklicher Gedanke, gerade die Schicksale der Hirtenfamilie zu schildern, die zuerst vom Engel die frohe Botschaft erhält. Die Erzählkunst Hechers ist an manchen Stellen von stärkster Wirkung. Ein Fehler sind die langen Übergänge, die uns Tatsachen, Schilderungen und dgl. einfach referierend erzählen, statt sie in der Handlung darzustellen. Es mag das manchmal gar nicht anders zu machen sein und die besten Dichter haben solche toten Stellen. Eine sorgfältige Überarbeitung, die auf manche Stilungenauigkeiten fahnden müßte, könnte nichts schaden; es würde dann auch ein Satz, wie: „An der Appischen Straße beim zweiten Stein vor dem Tor in dem Weingarten des Flaccus am zerfallenen Gemäuer des großen Aquäduktes findst du hinter einem Rosengestrüppe eine niedere Tür", ein Satz, der sich in adverbialen Windungen selber erwürgt, fallen. (I, S. 48; dazu auch die Inversion nach „und" I, S. 65.) Jedenfalls darf man sich den Namen Joseph Hecher einmal merken; wenn die beiden Bände auch noch keine rein dichterischen Bücher sind, so liegen sie doch auf dem Wege zu diesem schönen Ziele. Den zweifelhaften „Bildschmuck" hätte der Verlag besser weggelassen.

Das treffliche Werk des jüngst verstorbenen Burenobersten Adolf Schiel „23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika"[2]) ist zwar nicht als Jugendschrift gedacht; aber es kann der reiferen, schulentlassenen oder studierenden Jugend gern in die Hand gegeben werden. Schiel meint selbst, daß er kein interessanter Erzähler sei; aber hier ist das Interesse schon dadurch gesichert, daß einer erzählt, der dabei gewesen ist. Was ich aus dem 592 Seiten fassenden, mit guten

[1]) Beide: München 1903, C. A. Seyfried & Co.

[2]) Leipzig 1902, F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Bildern geschmückten Buche von einzelnen Kriegszügen und Abenteuern gelesen habe, macht den Eindruck des Frischen, jedem Zuviel Abholden, und der Verfasser bleibt in einer bescheidenen Reserve, die ihm gut steht. Daß hier und da der Ausdruck nicht gerade nach dem Salon abgewägt ist, schadet gar nichts. Krieg wird nicht in Glacehandschuhen geführt. Nur muß man wissen, wem man das Buch zum Lesen gibt.

Als Rudyard Kipling anfing in Mode zu kommen, als man ihn gelesen haben „mußte", wenn man nicht jede Achtung der Superklugen einbüßen wollte, da wurden seine Schriften massenhaft übersetzt. Man fand auch, daß die Jugend mit diesem in unerhörten Farben und Phantasien schwelgenden Dichter bekannt gemacht werden müßte. Ich denke noch an die Enttäuschung, die mir Kiplings Erzählung „Rothund", von den Hamburger Lehrern in ihre Auswahl „Tiergeschichten" aufgenommen, verursacht hat. Eine widerlich blutrünstige Geschichte mit total fernliegenden Voraussetzungen, für den Völkerpsychologen etwa interessant, und das sollte nun etwas für die Jugend sein. Inzwischen ist der Deutschenhaß des Erfolgreichen unangenehm vermerkt worden, die literarische Kritik ist — nicht etwa wegen dieses Vorkommnisses, sondern meiner Ansicht nach mit Recht — abgeflaut, und dennoch übersetzen die „Vermittler" mit Feuereifer weiter. Nun liegen zwei splendid ausgestattete Bände vor: „Nur so Märchen für kleine Kinder" und „Nur so Geschichten für Kinder",[1]) illustriert vom Verfasser selbst. Die Märchen sind natürlich alles Tiermärchen, weil Kipling sich einmal darauf kapriziert hat, den Stummen Sprache zu geben. Wir erfahren, wie der Elefant seinen Rüssel bekam, wie der Walfisch seinen Schlund, das Kamel seinen Buckel, der Leopard seine Flecke erhielt und so etwas. Märchen sind es nicht. Geistreiche Einfälle könnte man es nennen; andere werden dafür den Namen barocke und gesuchte Geschichten finden. Der Märchenton wird in der stupiden Wiederholung an und für sich gleichgültiger Worte und Ausdrücke versucht, ein Verfahren, das den mangelnden Poesiegehalt auf die Dauer nicht zu ersetzen vermag. Es ist ja nun möglich, daß Kipling die Märchen aus dem Munde fremder Völkerstämme hat, wie ich dies von den „Geschichten" des anderen Bandes, die zum teil beziehungsreich und schön sind, vermute. Aber alte Mythen, wenn es welche sind, brauchen noch nicht für Kinder passend zu sein und trotz schöner Gedanken und origineller Zeichnungen bin ich für Ablehnung beider Bände als spezielle Jugendbücher. Einer Mode willen der Jugend einen Schriftsteller in die Hand geben, ist sehr verfehlt; mögen die Erwachsenen die Geschichten für „Kinder" genießen; mancher hübsche Gedanke wird sie entschädigen, und sie nehmen vielleicht Veranlassung, das eine oder andere Stück, z. B. die ganz artige Geschichte von der „Katze, die allein spazieren ging", der Jugend mit den nötigen einleitenden Erläuterungen, die zum Verständnis unerläßlich sind, vorzulesen.

„Im Jugendsonnenschein"[2]) betitelt sich ein Band, den Johanna Baltz im Vereine mit verschiedenen, so z. B. Ferdinande von Brackel, Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff (Nichte der bekannten Dichterin), M. Herbert, Antonie Jüngst, H. Kiesekamp (L. Rafael), Frida Schanz usw. herausgegeben hat. Es

[1]) Beide: Berlin 1903, Deutsches Verlagshaus Vita.

[2]) Münster 1903, Heinr. Schöningh.

Digitized by Google

ist manches Dilettantische und Unwertige in dem Buche; die Bilder sind schlecht. Aber wegen des Guten, Packenden, in jedem Falle recht Wirkungsvollen auf die Kindergemüter sei der Band empfohlen in der Hoffnung, daß die eingeschmuggelten Lückenbüßer (und vor allem die Bilder) bei einer neuen Auflage, die recht bald erfolgen möge, durch echte Ware ersetzt werden. So schwer es ist, einen solchen Band zusammenzustellen, so ist die gelungene Ausführung ein hohes Ziel für die Herausgeberin.

Aus dem bereits zum fünften Male aufgelegten und recht nobel ausgestatteten Buche „Mathilde, oder geprüft und bewährt“ [1]) von Bertha Mathé, das sich ausdrücklich für erwachsene Töchter ankündigt, sei aus der Vorrede folgendes Beherzigenswerte angeführt: „Ein tiefbeklagenswertes Übel unserer dem Materialismus auf allen Gebieten des Lebens und Denkens zusteuernden Zeit ist die Vernachlässigung der weiblichen, soeben der Schule entwachsenen Jugend, welche heutzutage an Geist und Gemüt, an körperlicher und geistiger Arbeitskraft, zumal aber an religiöser Kraft, an Religiosität überhaupt täglich mehr verarmt. Gerade in der kritischen Übergangsperiode, wo Seele und Geist so empfänglich (sind), ... werden die jungen Mädchen entweder dem krassen Müssiggang oder der geschäftigen Vergnügungsjagd oder — der Lektüre schlechter Sensationsromane gewissenlos überlassen.“ Als ein wichtiges Mittel, diesem Übel zu steuern, nennt die Verfasserin die Produktion „gesunderer und reinerer Lektüre“. Wohl wahr; aber ich glaube nicht, daß diese Erzählung viel in der Erziehung zur Religiosität für unsere erwachsenen Töchter ausrichten wird. Literarisch ist sie minderwertig; ob man mit der Frömmigkeit so weit gelangt, beinahe einen schwermütigen Grafen zu heiraten, scheint mir unglaubhaft; daß Mathilde schließlich den Vikar heiratet, dieses Ziel der frommen Denkungsart kann vollends für katholische Mädchen nichts Verlockendes haben, das wird jeder zugeben.

„Die zwei kleinen Robinsone der Großen Kartause“ [2]) ist aus dem Französischen des Jules Taulier von Heinrich Hemmich übersetzt. Eine Erzählung aus der Zeit der Schreckensherrschaft, die dabei vom Innern der damals verlassenen Grande Chartreuse eine anschauliche Schilderung gibt.

„Die beiden Prosper“ [3]) von Madame de Stolz hat M. Hoffmann verdeutscht; Das Buch führt mitten ins Pariser Leben und ist nicht übel komponiert. Beide Bücher im lebhaften Stil abgefaßt sind ganz annehmbare Unterhaltungsschriften, die freilich keine Jugendlektüre im Sinne der Erziehung zur literarischen Genußfähigkeit bilden. Bei dem letzten Buche ist auch die alte Orthographie (muthig, beurtheilt, Bedürfniß, deßhalb usf.) zu beanstanden.

[1]) Stuttgart 1903, Greiner & Pfeiffer.

[2]) Freiburg i. B 1898, Herdersche Verlagsbuchhandlung.

[3]) Ebenda, 1886.

Digitized by Google

Praktische Betrachtungen zu dem Gedanken über die Gründung einer Zeitschrift für bildende Kunst.

Von Hch. Z. G. in Köln.

Wer die Entwicklung unserer katholischen Zeitschriften in den letzten zehn Jahren verfolgt hat, der muß mit mir übereinstimmen, daß vieles besser geworden ist, aber andrerseits konstatieren, daß manch gutes Unternehmen durch den Mangel an Abonnenten eingegangen ist. Man muß ordentlich staunen, daß sich abermals Männer der Wissenschaft und des Kapitals verbunden und abermals ein respektables Unternehmen wie die Zeitschrift „Hochland" ins Leben gerufen haben, die immerhin 16 Mk. jährlich kostet. Man muß wirklich den Mut, besonders den des Herrn Verlegers, bewundern und ihm nur von Herzen Glück wünschen; denn wenn jemand nur ein wenig Einblick in die Geschäfte eines Verlegers einer katholischen Zeitschrift hat, der wird wissen, was das heißt, eine neue katholische Zeitschrift zu gründen. Ich will damit durchaus nicht sagen, daß das Erscheinen des „Hochlands" ein schreiendes Bedürfnis war, durchaus nicht — wir haben die von der Leo-Gesellschaft sehr gut redigierte Zeitschrift „Die Kultur", die durchaus auf der Höhe der Zeit steht; des weiteren hat der Stuttgarter „Türmer" einige Tausend Abonnenten unter den Katholiken, die, wie man allgemein hört, sehr zufrieden sind mit dessen Leistungen. Trotzdem auch andererseits heutzutage die Zeit allgemeiner Revuen vorüber ist und Fachrevuen überall an deren Stelle getreten sind — da bei der Verbreiterung jedes Wissensgebietes nur mehr Fachzeitschriften ein richtiges Bild eines Wissensgebietes geben, während allgemeine Revuen nur Mosaik bieten können — so ist doch anzuerkennen, daß viele katholische Gelehrte sich zur Mitarbeit am „Hochland" bereit erklärten, so daß immerhin eine respektable Leistung zu erwarten steht. Warum also schon wieder etwas Neues?

Die Einladung zum Abonnement auf den fünften Jahrgang der „Literarischen Warte" liegt mir vor, in der die Herausgeberin sich über den Aufbau der Zeitschrift in Bezug auf Abonnenten recht zufrieden ausspricht; das ist ja sehr erfreulich, aber man braucht kein Pessimist zu sein, um der „Literarischen Warte" nicht weitere Verdoppelung ihrer Abonnenten zu wünschen, denn wie überall so auch hier liegt die Stärke in dem finanziellen Erfolg.

Digitized by Google

Wir haben nun Zeitschriften genug, die tatsächlich der ganzen Unterstützung unseres katholischen gebildeten Publikums benötigen, um das zu bleiben, was sie versprechen. Und wenn ich auch zugebe, daß wir in Bezug auf Zeitschriften noch sehr viel Wünsche haben, so muß ich doch sehr zu bedenken geben, daß wir gerade auf dem Gebiete der Fachzeitschriften von anderer Seite eine große Konkurrenz haben, die niemals genügend berücksichtigt wird. Das führt mich eben zu der von Herrn Müller-Brenken geplanten Idee einer „Zeitschrift für bildende Kunst", gegen die ich praktische Bedenken habe, die auszusprechen ich als notwendig voraussetze.

Herr Müller-Brenken kommt mit einem fertigen Programm für die Gründung einer „Katholischen Zeitschrift für bildende Kunst", ich sage fertigen „Programm", obgleich Herr Müller seine „Gedanken" nur niederschreiben wollte. Herr Müller spricht von einer Notwendigkeit einer solchen Zeitschrift, weil alle Stimmen, die er bisher gehört hat, das Verlangen nach ihr lebhaft bekunden. Herr Müller sagt weiter, daß „ein wahrer Hunger aus allem redet". Man sieht, daß Herr Müller mit sehr kunstverständigen Leuten verkehrt, die sogar nach der Kunst hungern, und Herr Müller hofft, daß die „Gesellschaft für christliche Kunst in München" den Hunger mit einem jährlichen Aufwand von 10000 Mk. stillen wird! Herr Müller kritisiert dann die bestehenden Kunstzeitschriften, die seiner Ansicht nach nicht dem Verlangten entsprechen. Herr Müller fertigt die bereits bestehenden Kunstzeitschriften recht schnell ab — bedenkt aber nicht, wie viel pekuniäre Opfer schon die erst von ihm genannte „Zeitschrift für christliche Kunst" von Professor Dr. Schnütgen gefordert hat. Vor mehr als acht Jahren, wo die Zeitschrift noch viel besser prosperierte als heute, sagte mir Professor Schnütgen: „wenn ich nicht auch protestantische Mitarbeiter hätte, dann wäre ich längst verloren" und ich ergänzte in Gedanken: wenn die Zeitschrift nicht einen so kapitalkräftigen Verleger hätte, dann zählte sie längst zu den Toten! O gewiß, die „Zeitschrift für christliche Kunst" hat sich im Laufe der Zeit zu einer trockenen wissenschaftlichen Kunstzeitschrift entwickelt, die auf idealen und teuer bezahlten Stelzfüßen ihren Weg daher geht, aber wer ist schuld daran? — Die laue Beteiligung unseres verehrl. Publikums!

Herr Müller führt uns dann die anderen deutschen Kunstzeitschriften vor die Augen, die er zum Teil gediegen nennt, aber „für unsere Zwecke zu teuer". — Da liegt eben der „Hase im Pfeffer"! Wenn man von anderer Seite eine gediegene Kunstzeitschrift zu billigem Preise nicht herstellen kann, wie wollen wir es denn! Sollen wir aus Liebe zur Sache auf dem Gebiete der bildenden Kunst rückständig werden? Wenn etwas geschaffen werden soll, so muß es wenigstens in etwa mit den bestehenden Zeitschriften wetteifern können. Mit 10000 Mk. jährlich kann man so etwas nicht machen. Die Vorbereitungsarbeiten für eine solche Zeitschrift würden das Doppelte schon in Anspruch nehmen. Die „Gesellschaft für christliche Kunst", — vor der ich alle Hochachtung habe — glaube ich, würde für die Lösung dieser Frage nicht ganz geeignet sein, denn abgesehen von der letzten Publikation ihrer Kommunionandenken im modernsten Stile, fürchte ich, daß die „Gesellschaft für christliche Kunst", pardon — zu engherzig ist, und die Zeitschrift würde über kurz und lang den Weg der „Zeitschrift für christliche Kunst" einschlagen. Herr Müller gibt weiter unumwunden zu, daß die Beschaffung tüchtiger Mitarbeiter nicht so leicht sei, zumal die Katholiken

Digitized by Google

nur wenige geeignete Persönlichkeiten haben, hofft aber, daß mit der Zeit ein guter Stamm von Kunstschriftstellern sich sammeln wird. Herr Müller verschweigt aber, woher die Mitarbeiter kommen sollen, und ich muß auch gestehen, daß ich diese Frage, die doch die wesentlichste ist, nicht zu lösen vermag. Wir haben aber die Kräfte nicht; diese müssen uns vielmehr erst geboren werden, und wenn das nicht geschieht, so wird das neue Unternehmen entweder von vorneherein etwas Halbes werden, oder man wird sich an die Mitarbeiter der bereits bestehenden Kunstzeitschriften wenden müssen. Andererseits muß ich nach meiner beinahe fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit im katholischen Buchhandel die ernste Befürchtung aussprechen, daß uns das nötige Publikum für ein solches Unternehmen fehlt. Wie lange haben wir uns mit einer einzigen Zeitschrift für schöne Literatur, nein, für Lyrik, begnügt? Zwölf volle Jahre — bis die „Literarische Warte" begründet wurde, die nach langjährigem Kampfe ihre Stellung in der katholischen literarischen Welt sich endlich gesichert hat. Und wenn unsere Zeitschriften auf dem Gebiete der schönen Literatur sich ihre Existenz so erkämpfen müssen — wie mag es erst da auf dem Gebiete der bildenden Kunst aussehen?

Muten wir uns also nicht zu viel zu, schielen wir nicht zu sehr nach rechts und nach links — alles hat seine Zeit! Wir haben jetzt zwei junge Unternehmungen, die „Literarische Warte" und das „Hochland", lassen wir beide erst zur Blüte kommen, bevor wir unser katholisches Publikum für etwas Neues interessieren. Daher ist mir der Gedanke des Herrn Dr. Patzak: den Versuch zu machen, der „Literarischen Warte" kunstkritische Beilagen beizufügen und Fühlung zu nehmen, ob ein derartiges Unternehmen überhaupt im katholischen Deutschland auf Anklang und auch hauptsächlich auf Unterstützung rechnen kann, sehr sympatisch! Dieser Gedanke zeigt von praktischem und vorsichtigem Blicke, und diesen Gedanken möchte ich gern verwirklicht sehen!

(Wie zu erwarten war, hat auch die in den ersten Tagen des Oktober stattgefundene 10. Generalversammlung der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" die Zeitschriftenfrage nicht definitiv gelöst, sondern an eine Kommission verwiesen. Bei den im Schoße der „Gesellschaft für christliche Kunst" herrschenden gegensätzlichen Anschauungen ist eine im künstlerischen Interesse gelegene Lösung der Frage noch recht zweifelhaft, zumal wenn, wie auf der Generalversammlung, sogar bei einzelnen Mitgliedern des Vorstandes, so starke „geschäftskatholische" Velleitäten hervortreten. Von dem Plan, der „Literarischen Warte" eine kunstkritische Beilage zu geben, möchten wir, wie schon erklärt, absehen. Ein recht beachtenswerter Vorschlag für die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst" findet sich übrigens in Nr. 41 des „XX. Jahrh." Nur scheint uns da die Honorarberechnung zu niedrig gegriffen. Erstklassige Mitarbeiter wollen schon besser bezahlt sein. A. d. Red.)

Digitized by Google

II.

Der verstorbene Jesuitenpater Wilhelm Kreiten hat als Dichter und Kritiker in der katholischen Literatur eine angesehene Stellung eingenommen. Aus seinem Nachlaß ist soeben eine Spruchsammlung[1]) erschienen, der der Kunstästhetiker Gietmann S. J. eine mit liebevollem Verständnis geschriebene Skizze von dem Leben und Schaffen seines Ordensbruders voranschickt. Wir lernen daraus die große Arbeitskraft Kreitens schätzen, die auch durch andauerndes schweres Körperleiden nicht gehemmt werden konnte. Zu den hervorragendsten dichterischen Leistungen Kreitens gehören die „Heimatweisen aus der Fremde" (2. Auflage), die „Chronika eines fahrenden Schülers" und die Gedichtsammlung „Den Weg entlang" (8. Auflage). Die Muse Kreitens zeigt oft ein strenges, ja herbes Gesicht. Das ist leicht zu verstehen. Seine ganze Lebensauffassung war eine ernste und streng sittliche. So konnte dieser Mann, dessen eiserner Wille alle Arbeitsfähigkeit einem siechen Leibe abringen mußte, den beherzigenswerten Spruch prägen: „Nichts können wir mit Recht vom Leben fordern, als eine Arbeit und eine Pflicht." Freunde einer ernsten und gedankenvollen Poesie werden Kreitens Werke mit großem Nutzen lesen und auch seine dichterische Leistungsfähigkeit schätzen lernen. Sie ist zwar nicht von besonderer Originalität, aber anmutig, formgewandt und immer charaktervoll. Zur Formvollendung verhalf Kreiten hauptsächlich seine Übersetzung ausländischer, zumal neuprovenzalischer Poesien. Auf letzterem Gebiete war er überhaupt eine Autorität, sowohl als Dolmetscher wie als Kritiker. Man lese „Bethlehem", die Weihnachtslieder des Pfarrers Lambert (2. Auflage) und das Lebensbild Friedrich Mistrals, des zur Zeit bedeutendsten Vertreters der provenzalischen Dichtung.

Hermann Sudermanns neuestes Bühnenwerk „Der Sturmgeselle Sokrates" wirbelt viel Staub auf, besonders in politischer Hinsicht. Sudermann hat seine literarischen Sporen unter der Fahne des Freisinns verdient und nun verspottet er dessen Vater, den vormärzlichen Liberalismus und das demokratische

[1]) Aachen, G. Schmidt.

Digitized by Google

Heldentum von 1848. Diese Undankbarkeit hat ihm die freisinnige Presse sehr verübelt, und mit Recht. Die Vertreter jenes Liberalismus waren meist hochachtbare Persönlichkeiten, jedenfalls ganz andere Charaktere als der stimmungskundige Dramenhändler Sudermann, der in der „Ehre" die freisinnigen Antipathien gegen das Offiziertum ausbeutet und nun als Schloßbesitzer sich über die Demokraten belustigt. Diese waren zum Teil wirkliche Helden und sie haben für ihre politischen Ideale Existenz und Leben in die Schanze geschlagen. Deshalb ist es taktlos und undankbar, sie in der Weise lächerlich zu machen, wie Sudermann es beliebt. Und geradezu läppisch ist es, wenn der Autochthone von Matzicken die Persönlichkeiten für seine Komödie in vier Akten, die weit mehr eine Farce mit allerlei Szenen genannt werden kann, aus seiner ostpreußischen Heimat holt. Solche politische Hanswürste und vor dem hohen Herrn Landrat ersterbende charakterlose Subjekte gibts dort nicht. Aber die Zeichnung der Tilsiter Kellnerin, der forschen Ida, deren Kammer ein förmlicher Taubenschlag ist, ist Sudermann vorzüglich gelungen. Auf diesem Gebiete kennt sich der Verfasser von „Sodoms Ende" aus. Er sollte sich darauf beschränken. Vom künstlerischen Standpunkt aus fällt Julius Hart im „Tag" ein vernichtendes Urteil über die Sudermannsche Komödie. Wir müßten endlich verstehen, meint er, daß die zusammenhangloſe Sudermannsche Technik nichts ist als der zusammenhangloſe Geist Sudermanns, daß er äußerlich nicht die Szenen verknüpfen kann, weil er innerlich nicht die Ideen und Gefühle zusammenbringt. Für einen Theaterabend reiche die Kotzebue-Komödie aus — aber die Dichter der Philistrosität und der Alltagsmilieukunst müßten sich nicht Sturmgesellen heißen und sich für Sokrates und Cervantes halten.

Heinrich Hart beendet im „Tag" die auf persönlichen Erlebnissen beruhende Schilderung der Literatur-Bewegung von 1880—1900. Wie Eulengekrächz verstummte gegen 1900 das Wort der Dekadenten „fin de siècle". Man wollte von dem müden Pessimismus nichts mehr wissen. In der Literatur erscholl der Ruf nach einer fröhlichen Kunst, die ebenso die graue Elendspoesie des Naturalismus wie die Dämmerungen das Symbolismus überwinden sollte. Die Sehnsucht nach der fröhlichen Kunst schuf das Überbrettl. Aber sie verflachte sich auf diesem von vornherein allzusehr ins Leichte, Oberflächliche, Nichtige. Ernst von Wolzogen konnte die Geister, die er rief, nicht bändigen. Vielleicht wollte ers auch nicht. „Statt der Grazien drängten sich die Phrynen in den Vordergrund, und — Liliencron ist — ach — kein Arioſt, Hans Heinz Evers kein Anakreon; mit dem „Lustigen Ehemann" und dem militärbegeisterten „Die Musik kommt" führt man keine neue Kultur herauf." Heinrich Hart setzt nun seine Hoffnung auf die von ihm und seinem Bruder gegründete „Neue Gemeinschaft". Die Literaturbewegung habe sich in einem steten Aufgang, in organischem Fortwachsen vollzogen, aber ihr Ziel noch nicht erreicht; sie müsse erst noch die Blüten entfalten und Früchte reifen, die sie wert machten, für die deutsche und menschheitliche Kultur mehr zu bedeuten als die Epigonenzeit, die der Bewegung vorausgegangen sei.

Über „Erziehung zur Kunst oder Erziehung zur Kunstkritik" plaudert Julius Hart im „Tag". Auf der Flucht vor der toten Kunst in Theatern, Museen und Galerien war er in goldgrünen Buchenwald am Meeresstrand gekommen und hörte dort die Stimmen kleiner Mädchen aus dem Volke, die fröhliche, alte Volksweisen sangen. „Sie tönten und perlten in den Lüften wie Vogelstimmen, und es war, als

Digitized by Google

sänge in ihnen der Wald und die Erde, die Blumen und die Schmetterlinge." Sie klangen und sangen in des Hörers Seele nach. Sie waren ihm wie eine Offenbarung, die er vergebens gesucht hatte in den Museen, Theatern und Konzerten Berlins. Er erkannte, daß in der Art und Weise unserer künstlerischen Darbietungen, in dem ganzen Wesen unserer Kunstpflege etwas stecke, das das reine und innerliche Erleben der Kunst uns erschwere, in uns ersticke und fast unmöglich mache. Denn unsere Erziehung sei weniger eine Erziehung zur Kunst als eine Erziehung zur Kritik der Kunst; unsere Richtung gehe mehr darauf hinaus, Ästhetiker heranzubilden als Künstler. Wie könne es anders werden, damit die Bestrebung unserer Tage nach künstlerischer Erziehung des Kindes und Volkes gesündere Bahnen einschlage? Museen und Galerien müßten notwendig bestehen bleiben als vortreffliche Einrichtungen für Kunstgelehrte, als wissenschaftliche Anstalten, aber sie bildeten auch Totenhallen der Kunst. Wahrhaft lebendig wirkten die Kunstwerke nur dann, wenn sie in der Welt ständen, aus der heraus sie geboren und erzeugt seien, wenn sie, wie die Dinge der Natur, in ihrem eigenen Boden wurzelten. Ein Grabdenkmal werde stets nur auf einem Kirchhof seine eigentliche Schönheit entfalten und eine Meuniersche Arbeiterstatue gehöre nirgendwo anders hin als auf einen Fabrikhof. „In jene Welt der Kunstschöpfungen hineinzuführen, uns unmittelbar in sie hineinzuversetzen, das scheint uns ganz unnotwendig, dafür fehlt heute noch jedes Verständnis." Und doch sei es der einzige Weg, der von der Erziehung zur Kritik der Kunst ab und zur Erziehung zur Kunst hinführe. Es ist der alte Weg, auf dem die Griechen ein künstlerisches Volk wurden. Nicht die Schule, die Belehrung kann helfen, sondern die Anschauung an der richtigen Stelle, in stimmungsvoller Umgebung.

Zur Entwicklungsgeschichte des Kunststils in der deutschen Dichtung hat vor kurzem der Kieler Professor Eugen Wolff eine Schrift veröffentlicht unter dem Titel „Von Shakspere zu Zola"[1]). Sie hat den sehr löblichen Zweck, nachzuweisen, daß es für die deutsche Dichtung nachgerade Zeit sei, sich vom Banne fremder Vorbilder loszumachen und ein eigenes Leben zu leben. Besonders sei das für das Drama nötig, welches noch keinen eigenen Stil gewonnen habe. In der Erzählungskunst dagegen könne man schon eher von einem eigentlich deutschen Stil sprechen. In dieser Hinsicht erwartet Wolff noch viel von der Heimatkunst. Ob diese Hoffnungen berechtigt sind, wollen wir dahingestellt sein lassen. Die Landsmannschaft allein tuts nicht, die Hauptsache bleibt immer die starke Persönlichkeit, die alle Widerstände überwindet und ihrer Eigenart zum Siege verhilft, trotz Moralisten und Philister. Deshalb ruft Th. Poppe in einer Besprechung der Wolffschen Schrift den deutschen Poeten zu: „Seid ganze Kerle, laßt Euch durchströmen von den großen Elementen Eurer Zeit, lebt ein volles Leben und gebt in Eurer Dichtung, was Euch im Innersten erregt und Euch durchglüht. Dann seid Ihr deutsch, so wie jeder Tüchtige und Starke eines Volkes für sein Volk immer auch eine nationale Eigenschaft bedeutet."

Über seine Schriftstellerleiden klagt Arthur Zapp, einer unserer beliebtesten Erzähler. Bei ernstem Streben und künstlerischen Leistungen habe er die bittersten Existenzsorgen gehabt und erst dann sein gutes Auskommen gefunden, nachdem er Routinier geworden sei. Wir haben Zapps Roman „Das neue Sparta", an dem

[1]) Berlin, Hermann Costenoble.

Digitized by Google

er mit „ernstem Streben" gearbeitet hat, gelesen und halten ihn für eine tüchtige Leistung. Aber einen Erfolg hat der Verfasser damit nicht erzielt, obwohl er ihn in höherem Grade verdient hätte, als mancher andere. Das Problem des Buch-erfolges hat damit nichts zu tun, sondern Zapps Wahrheitsliebe. Er zeichnet die Schäden des Militarismus, wie sie sind, aber in einer militärfrommen Zeit will natürlich niemand etwas davon hören. Es ist ja viel bequemer und patriotischer, Schäden nicht zu beachten oder liebevoll zu verkleistern. Dem Verfasser fiel es sogar schwer, für seinen Militärroman einen Verleger zu finden. Deshalb wird man Zapps Schmerzensruf verstehen, wenn er zum Schluß sagt: „Und nun frage ich, wer hat Schuld, daß wir in Deutschland seit Jahrzehnten zwei Arten von Romanliteratur haben, eine Buchromanliteratur, die kärglich ihr Dasein fristet, und eine Zeitungs- und Familienblattliteratur, die üppig wuchert, von der die Autoren leben, die aus dem Dichter einen Handwerker macht und ihn systematisch zwingt, sich wissentlich und mit Absicht zu verflachen, sich selbst sozusagen zu kastrieren? Es klingt wie eine unsinnige Übertreibung und ist doch buchstäblich wahr, und mit Zahlen kann ich es belegen: je oberflächlicher, konventioneller, schablonenhafter, kurz, je unliterarischer ich eine Arbeit geschrieben habe, desto rascher setzte ich sie ab, und desto größer war das Honorar, das sie mir eingetragen hat — und umgekehrt. Das geringste Honorar, ein wahres Almosen, hat mir mein erster Roman eingetragen, der einzige, den ich mit literarischem Ehrgeiz, mit fiebernden Pulsen und klopfendem Herzen, mit voller dichterischer Hingabe geschrieben habe, der einzige meiner 30 Romane, den die Kritik mit einhelligem Lob bedacht hat. Mein Fall ist typisch. So wie mir ergeht es vielen anderen. Es ist ein tragisches Geschick, deutscher Roman-schreiber zu sein." Dem braucht man nichts hinzuzufügen, und das verehrliche Publikum mag sich in diesem Geständnis spiegeln.

Es ist uns immer eine Freude, der vornehm ausgestatteten, inhaltreichen und mit vorzüglichen Bildern geschmückten Zeitschrift „Bühne und Welt" zu begegnen; sie ist wohl die beste auf ihrem Gebiet. Sie unterrichtet jedoch nicht nur über Theaterwesen und Musik, sondern bietet auch in literarischer Hinsicht viele gründliche und feinsinnige Studien. Zu diesen zählt auch die Abhandlung von Rudolf Fürst über Adalbert Stifter[1]), den innigen Naturfreund, den „Meister des Beschaulichen", den man lieb haben muß, auch wenn man nur Kleinigkeiten von ihm gelesen hat. Es wird wohl nur wenigen Menschen der „helle, klare Blick" gegeben sein, mit dem Stifter „das alltägliche wundervolle Vergehen und Werden in der Natur betrachtete". Die meisten können von ihm lernen, wie man dies Wunderwerk betrachten soll — ohne „wundersüchtige Naturverklärung". Von Stifters Werken empfehlen wir die „Studien", die er auf seinen Gängen durch den feierlich rauschenden Böhmerwald geschrieben hat, das „Heidedorf" und den „Hochwald". Stifters Roman „Nachsommer" hat Friedrich Nietzsche zu den besten deutschen Büchern gerechnet.

In demselben Heft von „Bühne und Welt" schildert Wagh den Dramatiker in Frankreich. Man lernt daraus, wie es der Dramatiker dort „machen" muß, um zur Geltung zu kommen; das Talent allein genügt nicht. Er hat viele Schatten-seiten, der dramatische Beruf in Paris; die anderen Städte kommen nämlich kaum in Betracht. Denn wer in Paris keinen Erfolg hat, hat ihn anderswo auch nicht.

[1]) August-Heft 2.

Digitized by Google

Wagh spricht besonders über Catulle Mendès, Jules Claretie, Paul Hervieu, Henri Lavedan, Maurice Donnay, Anatole France, Alfred Capus, Rostand und Brieux. Unter den weiblichen Dramatikern sind vorzüglich zu nennen Gyp (die Gräfin Martel) und Mme. J. Marni, die Geist, Witz, Gemüt und hervorragendes Talent hat, der aber bis jetzt noch die Hauptsache fehlt: das Glück. Nach Waghs Versicherung ist das Streben des französischen Dramatikers heute, weder zu bewundern, noch zu beneiden. „Er wäre der erste, der diesen Wahn in stiller Wehmut belächelte". Vielleicht sieht Wagh zu schwarz. Mancher bringt es doch in kurzer Zeit recht weit, beispielsweise Rostand. Dies Glück lächelt allerdings nur sehr wenigen.

In der „Schweizerischen Rundschau"[1]) bespricht J. Grüninger mit lobender Anerkennung Anton Schotts „Bauernkönig", aber er tadelt mit Recht die stellenweise „nagelschuhige Manieriertheit des Stils, die in Provinzialismen, Dialektwendungen, ja grammatikalischen Verstößen nie recht markantes Lokalkolorit zu erreichen strebt". Schott geht darin zuweilen wirklich zu weit, wenn wir ihm auch den Ausdruck „äugen" statt schauen nicht, wie Grüninger, verübeln möchten. Schott ist wohl Weidmann und kennt diesen durchaus richtigen Ausdruck aus der Jägersprache. Daraus zu folgern, wie Grüninger es tut, daß man statt riechen und trinken auch „nasen" und „kehlen" sagen könne, ist unzulässig. Auch der Ausdruck „zerkatzt" statt uneins gefällt uns. Manches andere aber weniger. Man muß mit solchen Provinzialismen und Dialektwendungen, desgleichen in der Nachahmung der Kindersprache sehr vorsichtig sein; sie wirken häufig unfreiwillig humoristisch und beeinträchtigen die Stimmung.

Die von Albert Warnecke herausgegebenen, nun im 7. Jahrgang stehenden „Monatsblätter für deutsche Literatur" bieten in ihren letzten Heften wieder viele tüchtige Aufsätze. In dem einen[2]) gibt uns Carl Reineck eine warmempfundene Lebensschilderung des Fabeldichters Wilhelm Hey, eines unvergeßlichen Kinderfreundes. Sein Name wird wohl in vielen die trautesten Erinnerungen an Elternhaus und Jugendzeit zurückrufen. Uns wenigstens erklingt er wie jubelnder Lerchensang in Saatengrün und Frühlingslicht. Wer Kindern eine der besten und reinsten Freuden bereiten will, der schenke ihnen Wilhelm Heys Tierfabeln. Diese sind auch geeignet, eine nachhaltige ethische Wirkung auf das kindliche Gemüt auszuüben.

In demselben Hefte der „Monatsblätter" beantwortet der besonnen urteilende Dagobert von Gerhardt-Amyntor die Frage, ob Zolas Werke für unsere Frauen und Töchter eine geeignete Lektüre seien. So sehr der Kritiker auch in Zola den großen Künstler schätzt, diese Frage beantwortet er mit einem kräftigen „Nein"! Amyntor meint, daß einer gebildeten deutschen Dame, die etwa den Doktorgrad erworben hat und Literaturgeschichte studiert, es natürlich gestattet sein müsse, zu lesen, was sie wolle; jeder anderen deutschen Frau bleibe aber Zola besser eine verbotene Speise. Zola sei kein Naturalist, sondern ein Materialist vom reinsten Wasser, und nach dem Urteil des ehrlichen und unparteiischen Julius Hart hafte seinen Menschen etwas so Brutales, Tierisches und Entsetzliches an, daß seine Werke sich zur Frauenlektüre nicht eigneten. Man könnte gegen dieses Urteil doch manches einwenden, aber wir überlassen es jedem, diejenige Vorsicht zu üben, die er selber für nötig hält.

---

[1]) Heft 5.

[2]) Heft 11. Berlin, Gose & Tetzlaff.

Digitized by Google

Die von dem Präsidenten des Charitasverbandes, Geistlichen Rat Dr. L. Werthmann, begründete und von der verdienstvollen Schriftstellerin E. M. Hamann herausgegebene Zeitschrift „Die christliche Frau" hat den Abschluß ihres ersten Jahrganges erreicht. Sie darf mit ihrem bisherigen Erfolge zufrieden sein. Es wäre aber wünschenswert, daß diese gediegene Zeitschrift in katholischen Kreisen noch immer weitere Verbreitung fände. Sie verdient es in hohem Maße. Wir wissen, so gerne wir auch kritisieren, an der Zeitschrift nichts Wesentliches auszusetzen, nur berührte uns ein und das andere Mal ein etwas prüder Ton nicht gerade angenehm. Er kam, so viel wir uns erinnern, von männlicher Seite. Auch hier ist das Nil nimis zu beherzigen. Mit asketischen Augen darf man das Leben nun einmal nicht anschauen. Im Mittelalter fände man dann genau soviel Tadelnswertes wie in der neueren Zeit. Der literarische Teil der Zeitschrift hat in Gedichten und novellistischen Beiträgen, auch in Abhandlungen, viel Wertvolles gebracht.

Eine neue Zeitschrift gibt der bekannte Rezitator Georg Gernß unter dem Titel „Der Rhapsode"[1]) heraus, die den Interessenten für Vortragsliteratur warm empfohlen sei. Sie finden darin kostbare Perlen, vorzugsweise aus der modernen Dichtung, die Tausenden einen geistigen Genuß edelster Art bereiten können. Die Herausgabe dieser Zeitschrift ist zeitgemäß und praktisch, denn sie kommt einem wirklichen Bedürfnis entgegen. Besonders seien die Lehrer auf sie hingewiesen. „Der Rhapsode" wird sie des oft mühevollen Suchens nach brauchbaren Vortragsstücken überheben. Besonders sind poetische Erzählungen, Balladen und verwandte Dichtungsarten berücksichtigt.

Der Kampf gegen sprachliche Sünden ist in letzter Zeit wieder energisch geführt worden. Die „Kölnische Volkszeitung" wandte sich gegen die sprachlichen Übertreibungen, die allerdings recht unschöne und gedankenlose Auswüchse sind. Man kann sie aus der nervösen Aufgeregtheit erklären, unter der heute so viele leiden und die sie den „Kampf gegen das Objekt" beinahe schmerzvoll empfinden läßt. Da machen Kleinlichkeiten einen „entsetzlichen" Eindruck, eine Quarkerei wird als „furchtbar" peinlich empfunden, und etwas, das nicht gerade schön wirkt, ist „unsäglich" scheußlich. Überhaupt dies unsäglich oder unsagbar! Wieviel Hysterie steckt in diesem kleinen Wort! In Damenromanen spielt es eine große Rolle. Sie leiden an den sprachlichen Übertreibungen im allgemeinen mehr als die Arbeiten aus männlicher Feder. Derartige Übertreibungen haben immer die schlimme Folge, daß der Leser an der Sachlichkeit und Darstellungsfähigkeit der betreffenden Schriftstellerin zweifelt. Die Damen, aber auch die Herrn, die es angeht, sollten sich daher sorgfältig vor ihnen hüten.

Heidenberg.

[1]) Gera, Richard Rucktäschel.

Digitized by Google

(Eine Verpflichtung zur Besprechung eingesandter Bücher, sowie zur Rücksendung nicht besprochener Bücher wird nicht übernommen.)

Romane und Novellen.

Hesdin, Heinz, Der Kellnerapostel. 2. Tausend. Leipzig 1903, Hans Hedewigs Nachfolger, Curt Ronniger.

Der Verfasser des vorliegenden Buches ist sicher imstande, eine die Kellnerfrage betreffende, lesenswerte Broschüre zu schreiben; den Roman, in dem er dieses Thema behandelt, muß man ihm verzeihen, denn er ist gut gemeint. Leider ist die Absicht der Komposition und dem Stile des Buches in keiner Weise zu gute gekommen. Ganz abgesehen von der viel zu gebildeten Sprachweise der hier geschilderten Kellner, die durchweg auch zu edelmütig und gefühlvoll sind, um als typische Vertreter ihres Standes gelten zu können, ist auch die äußere Entwicklung der Handlung wenig gelungen, namentlich ist die Verbindung der einzelnen Ereignisse zu gekünstelt und schecht motiviert. Bruno, der Held, ein Mensch von gutem Herkommen und wider Willen in seinen Stand hineingestoßen, vergeht sich mit der Erzieherin der Kinder seines Chefs. Sie, die seinem Lebensglück nicht im Wege sein mag, weiß sich ihm, der seinen Fehltritt wieder gut machen will, zu entziehen. Erst nach Jahren sehen sie sich wieder. Sie ist Gesellschafterin und Freundin einer vornehmen jungen Dame geworden, auch er hat sich, wie sie bald herausfühlt, vorteilhaft verändert. Ist er noch Kellner? Jedenfalls entsagt sie hochherzig zum zweiten Male und fördert die zwischen ihrer Herrin und dem früheren Geliebten alsbald aufgekeimte Neigung. Das Verhältnis löst sich aber rasch, als dieser Brunos Vergangenheit plötzlich bekannt wird, der sich fortan, durch ein zufällig ererbtes Vermögen unterstützt, der moralischen und geistigen Hebung seiner Standesgenossen widmet, natürlich ohne bei diesen Verständnis zu finden. Erst der Besitz eines eigenen Hotels ermöglicht ihm die Durchführung seiner idealen Bestrebungen in kleinem Maßstabe. Eine passabele Heirat schließt sein Schicksal dann doch noch in behaglicher Weise ab.

Stilistisch ist der Roman nur in seinen theoretischen Teilen erträglich, also etwa da, wo über die Trinkgeldfrage u. ä. diskurriert wird; ein wirklicher Plauderton ist nirgends getroffen. Der Verfasser wird, wo er natürlich sein will, affektiert oder banal (S. 196: „Glaube ihm nicht . . er verkohlt dich"); seine Versuche, anschaulich zu wirken, sind entsetzlich gequält (S. 50/51: „Wollen Sie liegen? Dann empfehle ich Ihnen

Digitized by Google

die Chaißlongue, sie ist besser wie ihr Aussehen und hat auch sämtliche Gliedmaßen noch ungebrochen an ihrem jungfräulichen Leibe sitzen."). Vielleicht aber beurteilen wir das alles, auch die vorkommenden grammatischen Fehler, die ewigen „derselbe", „dieselbe" (S. 113 „Bruno sprach nur in allgemeinen Ausdrücken von demselben und ließ nicht durchblicken, wo derselbe jetzt ist und wo Bruno mit demselben gelebt hatte.") nicht gar so streng, wenn wir in dem Verfasser selbst einen zum besseren strebenden Vertreter jenes Standes erblicken, dem die Tendenz des Buches gewidmet ist. In diesem Falle wäre es immerhin beachtenswert.

Dem Lehrerleben entnommen ist die Erzählung:

Sommer, Fedor, **In der Waldmühle**, Roman. 2. Tausend. Leipzig 1903, Robert Friese.

Hier scheinen ebenfalls persönliche Erfahrungen anregend gewirkt zu haben, wie denn auch der Stil des Buches für den Lehrerberuf des Autors spricht. Es ist alles so sauber und korrekt, nichts zu viel und nichts zu wenig, und darin liegt sein Vorzug und sein Mangel. Geschmacklosigkeiten im Ausdruck, größere Unwahrscheinlichkeiten in der Entwicklung der Fabel sind vermieden, im allgemeinen aber wissen die Menschen, von denen hier erzählt wird, nicht viel Besonderes zu sagen, sie stellen manchmal sogar etwas abgegriffene Typen dar, die Freytag oder Keller jedenfalls ganz anders individualisiert hätten. — Man hat das Buch bereits als gediegene Heimatkunst gepriesen; vielleicht, weil einige Nebenpersonen schlesischen Dialekt sprechen, sonst wüßte ich nicht, was an diesen Kleinstädtern, diesen klatsch- und heiratslustigen jungen Mädchen z. B., oder auch diesem würdigen, immerhin ganz wacker herausgearbeiteten Superintendenten spezifisch Schlesisches hervorzuheben wäre. Es ist alles etwas blaß, wenigstens im Anfang; Farbe und Leben nimmt die Erzählung erst in ihrer zweiten Hälfte an und zwar hier um so mehr, je näher das durchaus nicht leichte Problem seiner Lösung kommt: Ein junger Lehrer, der den Fesseln einer unwürdigen Verlobung glücklich entgeht, findet sein wahres Ideal, das ihm aber von der eigenen, in verkehrter Leidenschaft für ihn entbrannten Schwiegermutter streitig gemacht wird. Aus mancherlei Kämpfen geht er gefestigt für seinen Beruf und geläutert als Mensch hervor, weil er in „einen der Abgründe in Menschenherzen geblickt" hat und daher zu verstehen und zu verzeihen lernte. Auch wir sind denn am Schluß ganz unmerklich in Tiefen gestiegen, die Anfang und Mitte kaum ahnen ließen. Wirkungslos bleibt der Roman somit nicht, zumal da, namentlich gegen Ende, Handlung und Landschaft gut mit einander verbunden sind, und auch die, leider etwas zu bewußt aufgebotene, Romantik den Gesamteindruck fördert.

Sehr Gutes dagegen bietet:

Jörgensen, Johannes, **Lebenslüge und Lebenswahrheit**. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Henriette Gräfin Holstein-Ledreborg. 2. Auflage. Mainz 1903, Kircheim & Co. G. m. b. H.

Von der Voraussetzung ausgehend, daß ein redliches Streben nach Erkenntnis in der christlichen Wahrheit seinen naturgemäßen Abschluß findet, zeigt uns Jörgensen in seiner Schrift den Weg, der ihn selbst zu diesem Ziele führte. Sollen wir das Büchlein als eine Apologetik im kleinen oder als die interessante Selbstanalyse eines im Dichten und Denken gleich starken Mannes ansehen? So betrachtet, gibt uns die Schrift ein Stück Seelengeschichte, die auch der anders Denkende nicht ohne Erschütterung zu Ende lesen wird. Im

Digitized by Google

Erzählen tut es Jörgensen zudem den Erwähltesten gleich; in seiner oft großartigen Diktion erinnert er an Selma Lagerlöfs beste Partieen, im Zauber seiner Stimmungen an seinen großen Landsmann Jacobsen, dem er auch im konsequenten Ausbau seiner Gedankenwelt nicht nachsteht, nur daß seine Ergebnisse nicht dieselben sind. Christus steht ihm am Ende aller Dinge.

Zu diesem Ergebnis gelangt er auch in seinem Romane Eva (Übersetzerin und Verlag w. o.), einem Buche, wieder reich an den köstlichen Stimmungswirkungen, reich an feiner Beobachtung und Charakterisierungskunst, die auch das Alltägliche in Schönheit zu sehen und wiederzugeben weiß. Aber während wir dem Dichter unbedingt glauben, wenn er uns geradezu und durchaus persönlich von seinen Irrungen und Kämpfen erzählt, wird es ihm doch nicht so leicht, uns seinen geistigen Wandel durch die Personen eines Romanes zu illustrieren. Er hätte objektiver sein und sich weniger überstürzen müssen. Daß der Held, der mit der Frau seines Freundes durchgeht, diesen von seinen freien Anschauungen veranlaßten, ihm aber kein Glück bringenden, Schritt bereut, daß infolge dessen auch seine Überzeugungen ins Wanken kommen, ist natürlich; daß aber an Stelle dieser Überzeugungen sogleich ein ziemlich positives Christentum tritt, weniger einleuchtend; man sieht eigentlich noch einer langen, interessanten Entwicklung entgegen, wenn für eine solche im Rahmen eines Romans überhaupt Platz ist. Der Leser muß sich mit Resultaten begnügen: Er sieht den Helden aufs neue mit seiner einstigen Frau, Eva, die sich früher zwar auch seinen Anschauungen zugewandt, ihn aber verlassen hatte, weil sie deren Konsequenzen nicht gewachsen war, in christlicher Ehe vereinigt, seine Geliebte, die ebenfalls zu ihrem Manne zurückkehrte und gemeinsam mit ihm konvertierte, findet nach dessen Tode als Karmeliterin den Frieden. Diese Episode überzeugt nicht recht. Überhaupt kann man sich gegen Ende des Buches des Wunsches nicht erwehren, Jörgensen möge aufhören, religiöse oder besser gesagt, konfessionelle Tendenz und dichterische Absicht zu verquicken. So bliebe er allen erhalten und könnte vor sich selbst doch als der bestehen bleiben, der er ist.

Hattingen. Dr. Erich Sieburg.

Dolorosa, Fräulein Don Juan. Ein Roman. Berlin 1903, M. Lilienthal.

Die schon durch ihren Gedichtband „Confirmo te Chrismate" berüchtigte Verfasserin macht nun auch belletristisch in Masochismus und anderen sexuellen Verirrungen. Der künstlerische Wert des Buches ist gleich null, die Psychologie mitleiderregend. Die Szene am Schluß des Buches, in der die traurige Heldin dem urwüchsigen Forstmann Schotten all die Gräßlichkeiten ihrer Vergangenheit erzählt, krönt das Ganze würdig. Man glaubt schon, der Mann des Waldes werde vor diesem entsetzlichen Großstadtprodukt und seinen Geständnissen voll Abscheu die Flucht ergreifen; doch nein! „er sank vor ihr in die Knie und küßte ihr zart, fast andächtig (!!) die tränennassen Hände und nannte sie „meine Braut"!" Wenn die schlaue Verfasserin auch schreibt: „In diesem Buche steht nichts, als nur von Liebe, und daher von den schlichtesten, einfachsten Wahrheiten des Lebens. Ich liebe die Wahrhaftigkeit, und darum ziehe ich mit fester, rücksichtsloser Hand von dem dunklen, allzulange verheimlichten Liebesleben der modernen, komplizierten Frau den Schleier, mit dem feige Verlogenheit und heuchlerische Prüderie der Frauen, unfreiwillige Unwissenheit und törichte Mißachtung von seiten des anderen Geschlechts sie drapiert haben," so hat sie es doch nur auf ganz gewöhn-

Digitized by Google

liche Sensation und Spekulation, auf gewisse Instinkte abgesehen. Das Buch ist nicht sinnlich im gewöhnlichen Sinn; es ist widerlich, pervers, abstoßend. Bezeichnend ist auch die skrupellose Art, mit der ein katholischer Priester, der eine recht traurige Rolle spielt, und ein abscheuliches Zerrbild des Klosterlebens und der Nonnenerziehung ins Buch hereingezerrt werden. Was soll man aber dazu sagen, daß der katholische Charfreitag und die göttliche Erlösungstat auf Golgatha zu einem Akte der empörendsten Perversität mißbraucht werden? Die Autorin bemerkt selber: „Das war mehr als eine sakrilegische Feier" (S. 205). Und derartiges darf ungestraft gedruckt werden, während man Majestätsbeleidigungen so schwer ahndet? Vor dem Buche, das ein widerwärtiges Titelbild „ziert" und das wahrscheinlich leider auch seine Verteidiger finden wird, sei hiemit gewarnt.

München. L. v. Roth.

Saar, Ferdinand von, **Novellen aus Österreich.** 2 Bände. 3—4. Tausend. Cassel 1904, Georg Weiß.

Wie Heyse im allgemeinen als der Altmeister der deutschen Novelle gefeiert wird, so wird Ferdinand von Saar als der Altmeister der österreichischen Novelle bezeichnet. Und tatsächlich haben beide in ihren Dichtungen vieles gemein: vor allem den ruhigen, klassischen Stil, die interessant-psychologische Anlage des Problems, und die eigentümlichen Heldencharaktere. Gerade letzteres, ein Erbteil der alten Novelle, ist bei beiden rein und klar erhalten. Ihre Helden sind Sonderlinge, die man kaum begreift, kaum versteht, wenn man nicht ihre Vorgeschichte kennt, und diese Vorgeschichte eben bildet meistens den Stoff der Novelle. Freilich, Saar hat nicht die reichen, glitzernden Farben Heyses, dafür aber ist seine Schilderung oft gründlicher, vom düsteren Hintergrund hebt sich sein Held doppelt scharf hervor. Saar entwickelt langsam und mählich, er leitet oft allzu lange ein; sind wir aber in der Handlung drin, dann weiß sie uns doppelt zu fesseln. Saar's Grundzug scheint eine müde Verbitterung zu sein, die man eigentlich bei all den Ehren, die ihm Presse und Publikum seit Jahren entgegenbringen, nicht begreift. Er ist zu exklusiv, zu vornehm, zu temperamentlos in seiner ganzen sicheren, ruhigen Künstlerart, um populär zu sein; ein kleiner, stiller Kreis schätzt ihn aber dafür doppelt hoch. Dies möge dem nun Siebzigjährigen mehr als genügen, dies möge ihn beglücken.

München. Carl Conte Scapinelli.

Dramen.

Kranzhoff, Wilh., **Johanna oder die Zerstörung Speyers.** Histor. Schauspiel in 5 Akten. (A. Heidelmanns Theaterbibliothek Heft 61.) Bonn a. Rh. 62 S.

Laufs, A., **Die Naturheilmethode. Ein kochender Ehemann. Ihr Romanheld.** (Ed. Blochs Theaterkorrespondenz Nr. 316, 332, 334).

Beiträge zur Vereins- und Liebhaberbühne wollen alle diese Stücke sein. Vergleicht man zunächst ihre äußere Gestalt, so muß man leider sagen, daß sich das Stück aus Heidelmanns Verlag durch sehr nachlässigen Druck unvorteilhaft auszeichnet. Der Verfasser könnte dadurch in den Verdacht kommen, mit dem Deutschen auf nicht ganz gutem Fuße zu stehen, wenn nicht andere, ganz offenbare, Druckfehler zu seiner Entlastung dienten; eine gründliche Korrektur sollte er jedenfalls ein andermal verlangen. Soviel Sorgfalt können auch katholische Vereine von den Verlegern erwarten, die ihre Verlagswerke an sie absetzen wollen. Am Drama selber ist nicht allzuviel auszusetzen, die Technik ist —

Digitized by Google

wohl mit Rücksicht auf die beschränkten Möglichkeiten des Vereinstheaters — etwas bequem; aber es fehlt nicht an seelischen Konflikten und die Handlung schreitet energisch vorwärts. Allen unseren Vereinsdramatikern wäre freilich zu raten, die Sprache ihrer Personen etwas charakteristischer färben zu wollen! Sie sind eben geneigt, diese Aufführungen als eine Sonntagnachmittagsparade zu betrachten und damit ihre Leute auch sprachlich in Frack und Lackstiefeln und hohe Halskrägen hineinzupressen; die armen Darsteller müssen sich Sätze anquälen, die sie im Leben nie sprechen, Wendungen brauchen, die dem reinsten Papierdeutsch angehören. Bei Kranzhoff ist dieser Fehler nicht besonders fühlbar, nur hin und wieder stößt man auf derartige Sätze, sodaß sein Stück, namentlich auch um des patriotischen Gehaltes willen, immerhin zu den empfehlenswerteren Stücken der Vereinsbühne gehört. Aber eben um deswillen soll hier mit der Kritik nicht zurückgehalten werden, weil es uns dünkt, daß er noch besseres leisten könnte.

Die drei einaktigen Schwänke von Laufs sind nach der sprachlichen Seite entschieden besser, arbeiten aber mit vielfach unmöglicher Situationskomik. Sittlich sind sie einwandfrei, aber Gehalt haben sie fast gar keinen. Interessanter sind sie uns durch das angehängte Verzeichnis „von vorzüglichen einaktigen Theaterstücken", die eben in Blochs Theater-Korrespondenz vorrätig sind. Ob sie alle das Prädikat „vorzüglich" verdienen, muß nach den Proben wohl bezweifelt werden, aber jeder Krämer lobt seine Ware — wir finden immerhin Namen wie G. v. Moser, Ludwig Fulda, Ernst Wichert, Turgenjew neben vielen recht unbekannten Größen hier verzeichnet — wo haben wir auf katholischer Seite ein Unternehmen, das auf gleicher Höhe steht? Eschelbach und einige andere trifft man wohl, aber meist auf dem Kothurn des religiösen Pathosdramas. Hier dem Volke seinem Bedürfnisse entsprechende gute Kost zu bieten, wäre immerhin recht verdienstlich — aber man muß eben auch das Geschäftliche verstehen, und hiefür empfehlen wir katholischen Verlegern das Studium der Blochschen Einrichtungen. Wenn sie schon nicht alles nachmachen können noch auch sollen, daraus lernen können sie auf jeden Fall.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Literaturgeschichte.

Breitner, A., Randglossen zur deutschen Literaturgeschichte. Der Literaturbilder 8. Bändchen. Maria Eugenie delle Grazie. Wien, Ad. dalla Torre's Buch- und Kunstdruckerei.

Mit dem Berühmtwerden gehts oft komisch zu. Ein hübsches Beispiel ist M. E. delle Grazie. Schon in ihrem 17. Lebensjahre verbrach sie einen Band Gedichte, die scheinbar stark nach Erotik schmeckten; in Wirklichkeit war die Sache nicht so gefährlich, denn wenn man näher zusah, waren die Sächelchen hier Heine, da Goethe und dort sogar Schiller abgelesen. Aber man „munkelte" doch, und die Gedichte konnten schließlich in 3. Auflage erscheinen. Daneben arbeitete sich die Autorin in ein Nietzscheses Übermenschentum hinein, das vor zehn Jahren noch mehr wie heute Mode war; auch ihre Weltanschauung, zu der sie sich bekannte, war ganz modern: „Der strengste Monismus im Sinne Häckels", d. h. der gröbste Materialismus. Aus diesem Milieu heraus schuf sie nun das „Monumentalwerk" „Robespierre, Ein modernes Epos". Dieses flache Epos, das allerdings viel geschwollenes Pathos enthält, wurde nun wahrscheinlich von jenen, die es nicht gelesen, sehr gerühmt. Sogar das „Lit. Echo", das sich eben zuweilen auch bla-

Digitized by Google

mieren muß, nannte es „wohl das einzige moderne Epos, das wir besitzen". Und so wurde dann Eugenie delle Grazie, obwohl ungelesen, immer berühmter. Endlich kam aber doch das Verhängnis. Die Autorin warf sich nämlich auch aufs Theater, und zwar verfaßte sie das Drama „Schatten", sowie einen Einakterzyklus, die Direktor Schlenther in Wien auf die Bühne brachte. Diese dramatischen Versuche, undramatisch in der Idee und wenig psychologisch in der Ausführung, errangen nun einen recht negativen Bühnenerfolg, was dem P. T. Publikum jetzt wohl für immer die Augen geöffnet hat. Es wird deshalb auch nicht viel Schaden anrichten, wenn Herr Breitner in der vorliegenden, 64 Seiten langen Abhandlung E. delle Grazie in stark übertriebener und kritikloser Weise verhimmelt, und die letzten Sätze seines Opus: „Wo ist heute der Dichter, der gleich ihr in Lyrik, Epik und Drama den Kranz ansprechen darf? Überall wahre Schönheit, überall schöne Wahrheit! Anadymone und Pallas!" können nur ein Lächeln wecken. — Die Würdigungen L. Jacobowskis von Professor Dr. H. Sieglerschmidt und Wilhelm von Scholz' von Bruno Sturm in demselben Bande sind da schon ungleich objektiver und wissenschaftlicher, obgleich man auch bei ihnen die nötige Distance etwas vermißt. Doch das ist bei der Behandlung von Zeitgenossen ein schwer zu umgehender Nachteil. Den Band schließt ein Aufsatz „Pro domo und Anderes" des Herausgebers Breitner, der auf ihn ein eigentümliches Schlaglicht wirft. Zur allgemeinen Erheiterung seien einige Charakteristiken angeführt, mit denen Breitner bekannte zeitgenössische Dichter kennzeichnet: Karl Busse ist ihm „der übliche Flötenbläser, der Lyriko und Leutnant Brüsewitz von Berlin bis Grunewald", Bierbaum ist die „pausbackige Töff-Töff-Trompete", die die „Abruzzen-Physiognomie Dehmels" bewundert. „Auf dem Forum bemüht sich noch A. B. C. D. . . M. G. Conrad seiner Moderne mit Schaubuden-Pathos und dem bekannten Münchener Gropper-Gesicht eine feierliche Leichenrede zu halten." Rosegger ist ein „Über-Schneider", die Suttner ein „Blaustrumpf mit Friedensgeruch", Zoozmann ein „literarischer Taschendieb"; Marie Eugenie delle Grazie natürlich wieder „der weibliche Heros unter den Poetinnen unserer Zeit", die mit den „Pygmäen Böhlau, Janitschek und Viebig" nicht unter eine Rubrik gestellt werden darf. Und so fort mit Grazie bis zum Schluß.

München. L. v. Roth.

Vermischtes.

de Waal, Msgr. Anton, Papst Pius X. Ein Lebensbild des hl. Vaters. Mit einem Rückblick auf die Tage Leos XIII. Mit einem Titelbilde und 137 Abbildungen im Text München 1903, Allgem. Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Die katholische Welt ist voll des Dankes gegen Gott für den so glücklichen Ausgang der Papstwahl. Pius X. scheint von Gott nicht nur zum Herrscher über die Geister, nein auch über die Herzen bestimmt zu sein. Das Buch, das uns Msgr. de Waal auf den Weihnachtstisch legen will, ist bestens geeignet, diese Herrschaft über die Herzen zu befestigen. In schlichtem Pergamentbande stellt sich sein Äußeres dar. Und wenn wir es aufschlagen, bietet sich unseren Augen eine Fülle reichsten Bilderschmuckes — die moderne Technik mit all ihren Feinheiten stellt sich in den Dienst des Papsttumes. Höchstens an den Vignetten der Kapitelanfänge mit ihren nicht ganz zur Sache gehörigen Wappen tritt ein wenig die Raschheit der Schöpfung zu Tage; aber auch das wirkt nur mit, um die Exaktheit der biographischen Daten, die zum Teile vom hl. Vater selbst bestätigt sind, die Fülle der höchst aktuellen Illu-

Digitized by Google

strationen in um so besseres Licht zu rücken. Es ist noch selten ein so zuverlässiges und reich illustriertes Werk in solch kurzer Zeit geschaffen worden. Wir können es aufs beste empfehlen und wünschen ihm weiteste Verbreitung. Der hl. Vater, dessen Lebensgang wir an der Hand dieser Blätter durchlaufen, tritt uns menschlich näher, sodaß man ihn nur um so treuer lieben muß. Daß auch die sprachliche Seite alle Anerkennung verdient, braucht bei dem Namen de Waal kaum eigens hervorgehoben zu werden.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Baumberger, Georg, **„Juhu—Juuhu!"**. Appenzellerland und Appenzellerleut'. Skizzen und Novellen. Mit 60 Bildern. Einsiedeln 1903, Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.

An Baumbergers Seite läßt sichs gut wandern. Er hat scharfe Augen und ein fröhliches Herz, Geist und Gemüt, Phantasie und Humor. Damit versteht er einen zu fesseln, daß man nicht mehr von seiner Seite will. Diesmal führt er uns ins Appenzellerländchen, dessen Naturschönheiten wie prächtigen Volksschlag er uns gleich anschaulich zu schildern weiß. Des Verfassers gemütlicher Plauderton verliert dabei nichts von seiner Anziehungskraft, ob wir Baumberger seinen Auszug in die Sommerfrische humorvoll beichten hören, ob wir ihn als Historiker, Soziologen und Politiker vernehmen, oder ob wir ihn das Volk in eingestreuten Geschichten mit liebevoller Sympathie schildern sehen. Er wird nie langweilig oder platt, eine seltene Gabe.

München. L. v. Roth.

Anschütz, Ottomar, **Cadinen.** Sommeraufenthalt der deutschen Kaiserfamilie. Mit Allerhöchster Genehmigung zum Besten der durch die Wassernot Geschädigten. Berlin W. 66.

In 28 Tafeln mit 100 photographischen Abbildungen, von denen die Kaiserin und die Prinzen mehrere selbst beigesteuert haben, gibt das vornehm ausgestattete Werk einen reizvollen Einblick in die ländliche Schönheit Cadinens und in das Leben der kaiserlichen Familie während ihres Sommeraufenthaltes. Das Werk, dessen Reinertrag den Notleidenden zugeht, kann zu Geschenkzwecken warm empfohlen werden.

München. A. L.

An die Mitglieder der Deutschen Literatur-Gesellschaft!

Der Bericht über die am 18. Oktober in München stattgefundene diesjährige Generalversammlung, sowie das neue Mitgliederverzeichnis, befindet sich im Druck und wird den Mitgliedern baldigst zugesandt werden. Schon heute weisen wir auf eine neue Serie Publikationen hin, die die Gesellschaft laut Beschluß der Generalversammlung von nun ab jährlich in 6 Nummern herausgeben und deren Inhalt von Heft zu Heft abwechselnd teils literar-historischer teils belletristischer Natur sein wird. Je 2 Nummern werden am 1. Januar, 1. Juli und 1. Oktober gratis als Vereinsgaben an die Mitglieder versandt. Einsendungen, die darauf Bezug haben, möge man ehestens unserem Schriftführer Carl Conte Scapinelli, München, Schlottauerstr. 14, zukommen lassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung **Die Vorstandschaft.**

Herausgeberin: Deutsche Literatur-Gesellschaft in München. — Verantwortlich für die Redaktion: Anton Lohr in München; für den lyrischen Teil: Carl Conte Scapinelli, München. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

5. Jahrgang 1. Dezember 1903 Heft 3

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten.

Was ist uns Herder?

Ein Gedenkblatt zum Zentenarium seines Todes

von Dr. P. Exp. Schmidt in München.

Ein reiches, inhaltvolles Leben ging zu Ende, als am 18. Dezember 1803 Johann Gottfried Herder zu Weimar seine Augen für immer schloß. Gerne wird allzeit der Literaturhistoriker den Pfaden dieses Lebens und ihren mannigfachen Verschlingungen folgen. Aus harter Jugend wuchs es empor in einer ostpreußischen Kleinstadt. Königsberg war die nächste Station, und die Namen Kants und Hamanns, des Magus aus Norden, werden hier bedeutungsvoll für den, der die weitere Entwicklung des Mohrunger Glöckners-sohnes verfolgt.

Aus der Verbannung, möchte man sagen, im fernsten deutschen Osten, aus Riga, greift er dann zuerst ein in das deutsche Literaturleben und stellt sich mit seinen „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur" und seinen „Kritischen Wäldern" ergänzend und widersprechend zugleich neben den „Hamburgischen Dramaturgen" und seinen kritischen Freundeskreis. Das trieb ihn heraus aus dem sonst so befriedigenden Rigaer Leben. Paris, Eutin, Straßburg, selbst Bückeburg, bedeuten nur vorübergehende Stationen, Weimar endlich sollte sein dauerndes Heim und seine Grabstätte werden, wenn der Theolog des Musen-hofes auch hier, wie überall, niemals zur rechten inneren Befriedigung kam. Bezeichnend ist sein Verlangen, das er noch auf dem Sterbelager aussprach: nach einer neuen großen Idee, die seine Seele durch und durch ergriffe; davon werde er auf einmal gesunden.

Digitized by Google

Er war immer am Suchen, nicht, wie Lessing, aus Freude am Suchen und Forschen selber, sondern aus Freude am Finden, mochte das einzelne Fündlein noch so winzig sein; immer mehr und mehr, Ideen und Poesien, Wahrheiten und dichterische Bilder, trachtete er zu suchen und zu sammeln bis in seines Lebens letzte Tage. Und was er gefunden, das setzte er immer wieder und wieder als unermüdlicher Umarbeiter zu neuen Gruppen, neuen Schriften zusammen, nie sich selber genug, niemals ausruhend auf irgend einem Ergebnis.

Daß der Historiker einem solchen Leben mit regster Anteilnahme nachgehen muß, bedarf weiterer Erklärung nicht; wenn er aber dann von dieses Lebens Ende überspringt auf die Gegenwart und sich fragt, was ist ihr, was ist der jetzt lebenden Generation von Herder geblieben? — so muß die Antwort traurig genug ausfallen, zum wenigsten, wenn man nach dem lebendigen Bewußtsein unserer Zeit von Herders Leben und Wirken forscht.

Fragen wir einmal ganz ehrlich und rücksichtslos in unseren gebildeten Kreisen herum und hören wir, was da für Antworten kommen! Daß Herder zu den Größen Weimars gehörte, weiß man ja; welche Stellung er dort einnahm, ist schon weniger klar. Vielleicht hat einer die Anekdote gehört vom Vescovo di Weimar, als was ihn ein römischer Prälat einem anderen vorgestellt haben soll, und weiß nun wenigstens, daß sein Amt von kirchlicher Art gewesen sein muß — Generalsuperintendent und Präsident des Oberkonsistoriums sind halt doch Titel und Würden, die unsere Durchschnittsgebildeten nur mit einiger Schwierigkeit mit einem Manne aus Goethes poesiedurchwobenem Kreise in Verbindung bringen.

Fragt man sie aber gar nach seinen Werken, so klafft noch ein viel bedenklicheres Defizit, und zwar um so weiter, je länger die Gefragten den Bänken des Gymnasiums oder der höheren Töchterschule entronnen sind. Den Cid wissen einige zu nennen, wissen vielleicht sogar aus Parlamentsreden, daß die Worte drin vorkommen: „Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo"; von den „Stimmen der Völker" sind die Vorstellungen schon viel unklarer, von den Prosaschriften weiß man ziemlich gar nichts mehr. Fromme Christen beider Kirchen erbauen sich allenfalls noch an einigen Legenden, die sie aus Anthologien und Lesebüchern kennen — der Rest ist Schweigen. Bernhard Suphan hat sehr recht, wenn er in seiner kritischen Ausgabe (März 1889, Bd. 31, S. VII) sagt: „Was seit über achtzig Jahren von Herder in der Welt ist, das ist für viele auch heute noch so gut wie ungedruckt."

Einigermaßen ist das ja erklärlich. Sangbare Lieder, gewaltige Dramen, erhalten sich viel lebendiger im Bewußtsein der Menschen als noch so feine Untersuchungen in der ungebundenen Form der Prosa. Goethe und Schiller lehren uns das ja selber, auch bei ihnen ist es nicht die Prosa zunächst, die ihr Gedächtnis lebendig erhält, sondern ihre Lyrik und ihre dramatischen Schöpfungen. Und Lessing stünde ganz gewiß nicht höher im Bewußtsein unserer Generation, als Herder, hätte er nicht eine „Minna von Barnhelm" und einen

Digitized by Google

„Nathan" geschrieben. Wir wollen darum nicht rechten. Daß Herders Schaffen für unsere Zeit nicht mehr lebendig ist, verschuldet niemand als die Art und Weise, die ihm eigen, und die Ungunst der Verhältnisse. Wir stehen einfach einer Tatsache gegenüber, die wir anerkennen müssen, aber nicht ändern können.

Um so reizvoller ist es aber unter solchen Umständen für den Forscher, den Fäden nachzugehen, in denen Herders Wirken noch in dem Literaturgewebe auf dem sausenden Webstuhl unserer Zeit erkennbar ist. Und das soll in einigen Zügen hier versucht werden. Ich glaube damit den Lesern der „Literarischen Warte" besser zu dienen und sie mehr für Herders Gedächtnis zu interessieren, als durch eine ausführliche Lebensskizze oder durch eine Charakteristik des Schriftstellers Herder. Die hat, wie Bartels richtig sagt, Rudolf Haym in seiner zweibändigen Herder-Biographie in so vorzüglicher Weise gegeben, daß wir Späteren sie wohl abschreiben, aber nicht umschreiben können. Bei Bartels und fast überall, wo von Herder die Rede, kann man die wichtigsten Sätze Hayms ausführlich nachlesen. Dort, wie in anderen Literaturgeschichten, mag man auch die Titel seiner zahlreichen Schriften suchen; ich habe nur die herauszugreifen, die zur Beantwortung der Frage dienen, die ich mit gutem Vorbedacht an die Spitze dieser Zeilen stellte.

Herder war eigentlich kein Dichter, obwohl er ziemlich viel gedichtet hat. Die Gestaltungskraft hielt mit seiner Empfindungsgewalt nicht gleichen Schritt. Man sieht es an seinen Legenden, um eines der bekanntesten Beispiele herauszugreifen. Sie sind alle herzlich gut gemeint, heben sich auch in einzelnen Zügen gewiß hoch über den Durchschnitt. Der Sankt-Johannesglaube wird jedem gläubigen Gemüte lieb und vertraut erscheinen, auch die Legende vom hl. Franziskus, der dem Bruder Leo den Begriff der wahren Freude erklärt, atmet warmes, inniges Gefühl, geht aber schon etwas unkünstlerisch ins Breite. Andere Stücke sinken fast ganz zur Prosa herab, was die Einteilung in Blankverse nicht hindern kann. Von eigenen Dichtungen Herders lebt also fast nichts mehr in unseren Tagen, noch auch haben sie mustergebend fortgewirkt.

Etwas anderes aber hat fortgewirkt, was Herder in reichster Fülle ausstreute in all seinen Schriften — das ist eine Summe von Ideen und Gedankenblitzen, die für die Zeitgenossen oft höchst überraschend und lichtgebend kamen, deren Nachglanz auch wir noch vielfach in unserer Literaturwelt zu erkennen vermögen, ob sie schon selber längst unter dem Horizonte unserer Zeit verschwunden sind.

Nur streifen können wir hier Herders Humanitätsideen. „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" betitelt sich etwas langatmig sein — wie so vieles, was Herder schrieb — unvollendetes Hauptwerk. Wir werden uns nicht in allem mit ihm einverstanden erklären können. Sein stark spinozistisch gefärbtes Christentum muß auf uns notwendigerweise einen unbefriedigenden Eindruck machen. Aber freuen kann auch uns die hohe Stellung und Aufgabe, die er dem Menschen in Gottes Schöpfung zuweist und verteidigt, ohne ihn von

Digitized by Google

dieser Schöpfung zu trennen oder ihn gar zu einem Tiersprößlinge zu machen, was parteiische Verbohrtheit allerdings auch schon aus diesem Werke glaubte herauslesen zu sollen. Herder wird hier der Vater der neueren Humanitätsphilosophie — fast könnte man Humanitätsreligion sagen. In ihrer Weiterentwicklung hat die freilich oft genug eine Stellung zur christlichen Idee eingenommen, die dem Urheber selber am allerwenigsten gefallen hätte. Aber die Fülle der Anregungen, die in dem Werke ruht, ist fast unübersehbar. Der Mensch wird in den Mittelpunkt der gesamten Entwicklung gestellt, eine Geschichte des menschlichen Geistes hat man das Werk genannt, in dem Herder schier seine ganze bisherige Arbeit und Ideenproduktion zusammengefaßt hat.

Und damit ist er der Begründer jener wissenschaftlichen Richtung geworden, die sich heutzutage auf fast allen Gebieten die Welt erobert, und die man schlechtweg als historische bezeichnen kann. Er sieht Menschen und Dinge und Zeiten niemals für sich allein, noch losgelöst aus ihrer Umgebung; nein, er sieht sie alle als Früchte zugleich und als Wurzeln in die Reihe einer großen Entwicklung hineingestellt.

Es bedarf des Beweises nicht, daß diese Betrachtungsweise ein unendlich viel tieferes und klareres Erfassen der einzelnen Gestalten und Ereignisse, ja selbst der einzelnen Ideen, die in verschiedenen Zeiträumen herrschend waren, vermitteln muß, als die Loslösung der Sondererscheinung vom geschichtlichen Hintergrunde. Und nicht vergessen soll es sein, daß es vor allem Herder ist, der uns diese Betrachtungsweise gelehrt hat, die gerade auch für die Literatur und ihr Verständnis von höchstem Werte ist, deren Fehlen bei so manchen Leuten recht grundverkehrte Ansichten und Urteile zeitigt, wie wir leider täglich sehen können. „In gewissem Betracht ist jede menschliche Vollkommenheit national, säkular, individuell; man bildet nichts aus, als wozu Zeit, Klima, Bedürfnis, Welt, Schicksal Anlaß geben. Jede Nation hat ihren Mittelpunkt der Glückseligkeit in sich, wie jede Kugel ihren Schwerpunkt; kein Ding im ganzen Reiche Gottes ist allein Mittel, alles ist wieder Mittel und Zweck zugleich". Diese Ideen, schon früher ausgesprochen in der kleinen Schrift: „Auch eine Philosophie der Geschichte", in dem genannten großen Werke dann weitergeführt, bedeuteten damals einen gewaltigen Schritt nach vorwärts. Wenn wir sie heute sozusagen als selbstverständlich und gegeben hinnehmen und auf ihnen fußen, wollen wir nicht vergessen, daß es Herder ist, der sie, wenn nicht zuerst geäußert, doch durch sein ganzes Wirken am mächtigsten gefördert.

Freilich nicht auf dem Wege der „exakten" Forschung, wie man heute so gerne sagt, ist er zu diesen Sätzen gekommen. Er war allzeit Lessings Widerspiel. War dieser ganz durchdringender Verstand, so war Herder ganz aufnahmsfähige Empfindung. Er fühlte mehr als er erkannte. Aber gerade diese feine Empfindungsgabe sollte ihm sein höchstes Verdienst um die deutsche Literatur erringen helfen.

Wie er das ganze Menschengeschlecht als ein Gewordenes und noch immer

Digitized by Google

Werdendes ansah, für das noch kein Abschluß gekommen, so trieb es ihn besonders an, die Uranfänge dieses Werdens zu erforschen — zu erforschen freilich, wie er, der Metaphysiker, es gewöhnt war, nicht auf Grund von Urkunden und Denkmälern, sondern durch ahnungsreiche Schlußfolgerung. So entstand seine Preisschrift „Vom Ursprung der Sprache", so seine Schrift „Vom Geiste der ebräischen Poesie", die ihm als die älteste, einfachste, herzlichste Poesie der Erde erschien, getragen zugleich vom stärksten, innigsten Gottglauben und vom freudigsten Naturgefühl. So gewöhnte er sich, in die Welt hineinzuhören, wie Suphan geistreich bemerkt, während Goethe zunächst in die Welt hineinschaute. Und die Stimmen, die das lauschende Ohr vernahm, sie suchte er festzuhalten und zu sammeln, woher immer sie erklangen.

Poesie war ihm die älteste Sprache der Menschheit, in ihr fand er die unmittelbarsten Naturlaute der Völker. Und nicht müde wird er darum, auf die Volkspoesie hinzuweisen als den Jungbrunnen aller Kunstdichtung. Er ist damit, um einen ganz neuzeitlichen Gedanken beizuziehen, der erste Anreger einer Forschung geworden, die erst in allerneuester Zeit zur Blüte emporsteigt, der Volkskunde. Wenn in seiner berühmten Sammlung von Volksliedern gerade die deutschen besonders schwach vertreten sind, so liegt das nicht an ihm; er hat sich redlich gemüht, hier, wie überall, zu sammeln, so emsig er nur konnte. Wir wollen nicht übersehen, daß er mit „Blättern von deutscher Art und Kunst" sehr kräftig in seine Zeit eingriff. Und gerade für Deutschland ist ja seither unendlich viel geschehen, seit Brentano und Arnim ihr „Wunderhorn" gesammelt. Die beiden und ihr Werk sind allbekannt; daß der ursprüngliche Anreger für uns Deutsche Herder war, soll aber darüber dem Gedächtnisse der Deutschen nicht entschwinden.

Gewiß, auch er war nicht absolut original. Sammlungen englischer Volkslieder boten ihm Anregung. Aber er legte dem allen weit tiefere Ideen zu Grunde, als jene außerdeutschen Sammler gehabt. Ihm waren all diese Lieder Dokumente der Menschheitsentwicklung und damit Quellen, den trübgewordenen Strom des Schrifttums wieder aufzufrischen und zu klären. In diesem Sinne bot er seine Sammlung dar, die erst nach seinem Tode in einer neuen, von ihm nur angeregten, aber nicht selber mehr durchgeführten Ordnung und mit dem neuen Titel erschien: „Stimmen der Völker in Liedern".

„Herder bot damit die Früchte einer Belesenheit und Kenntnis der Literatur aller Zeiten aus, wie sie damals in Deutschland einzig war. Er führt uns von Grönland bis nach Indien, aus der Zeit Luthers zurück bis Harmodios und Aristogiton, aus Esthland bis nach Peru. Mit einer reizenden Leichtigkeit, die bis dahin nicht allein unter uns, sondern in aller Welt geradezu unerhört war, faßt er jede Zeit, jedes Volk, in jedem Charakter mit einer überraschenden Treue und Einfalt auf und schickt sich mit der feinsten Wandlungsgabe in Sinn und Sprache, in Ton und Empfindung. Die spanische Grandezza, die Düsterheit des Ossian, die tändelnde Naivität der Littauerin, die grausame Gewalt des

Digitized by Google

nordischen Kriegers, das sanfte Gemüt des Deutschen, das Schaurige schottischer Balladen, der kühne Gang historischer Volksromanzen in Deutschland, Laune und Schreck, Ernst und Tändelei, alles bewegt sich nebeneinander, ohne Geziertheit und ohne Zwang, als ob die divergierendsten Strahlen aller Menschlichkeit und Menschheit sich in dem Busen des Deutschen konzentrierten."

Braucht es mehr als dieser Worte, um klar zu machen, daß hier und einzig hier bei Herder der Gedanke begründet ist, den man so gern mit dem Namen seines jüngeren Freundes Goethe verknüpft: der Gedanke einer Weltliteratur. Ja, auch dieses Gedankens Begründer ist für uns Deutsche kein anderer als Herder. Suphan hat recht, daß eben Herder „nach der Weite seines Sinnens und Schauens recht eigentlich zu einem Vermittler zwischen allen gebildeten Nationen berufen ist". (Kritische Ausg. Bd. 1, S. IX.) Die Volkslieder, die Lieder der Liebe, eine Bearbeitung des Hohen Liedes — und seine vielen späteren Übertragungen, nicht zuletzt der erst nach des Dichters Tode erschienene „Cid", beweisen es.

Herder ist der erste große Übersetzungsmeister der deutschen Literatur. Er ist nicht als Meister geboren. Schüchtern und tastend noch bewegen sich die ersten Versuche der Rigaer Jahre, ohne jede Rücksicht auf die Form des Originals, in den gereimten Versen und Alexandrinern, wie sie die Dichtung der Zeit eben bot. Aber immer feiner wird sein Gehör auch für die dichterische Form, immer treuer schmiegt sie sich dem Originale an. Und beinahe noch treuer und reiner als die Form gibt er das wieder, was gerade heute, hundert Jahre nach seinem Tode, so vielen als Anfang und Ende aller Kunst erscheint: die Stimmung, jenes geheimnisvolle Etwas, das sich nicht definieren, sondern eben nur empfinden läßt. Und gerade diese Treue macht ihn zum ersten Vermittler der Weltliteratur, den wir in Deutschland haben; „aus der Empfindung für das einzelne Lied löst sich sein mitempfindendes Verständnis für das seelische Leben der Völker und Zeiten". (Suphan a. a. O. S. XXXI.)

Spätere Uebersetzungskünstler mögen in der äußeren Technik weiter gekommen sein als er — die romanischen Formen, das Sonett vor allem, vermochte er in seinen letzten Jahren nicht mehr zu meistern — aber sie alle stehen auf seinen Schultern, die Romantiker voran, denen er übrigens schon 1774 mit der nicht zum Druck beförderten Abhandlung: „Wäre Shakspere unübersetzbar?" und begleitenden Proben einer solchen Übersetzung voranging. Und so groß die Formengewandtheit der Späteren wurde, die ihn hier überholten, ja überholen mußten, an Stimmungsmacht und an Fähigkeit, jeder gegebenen Stimmung nachzugeben, hat ihn keiner erreicht, noch gar übertroffen.

Das ist uns Herder; der Mann der feinsten Empfindung, der damit zum Anreger wurde für seine Zeitgenossen, vor allem für den jungen Goethe; der Mann, der uns lehrte, in allem die genetische Entwicklung des geschichtlichen Werdens zur Grundlage unserer Welt- und Literaturbetrachtung zu machen; der Mann, der dem deutschen Volke das Bewußtsein seiner eigensten geistigen Art und Kraft

Digitized by Google

zu wecken wußte; der Mann endlich, der die Deutschen anleitete, ohne ihre Eigenart aufzugeben, die literarischen Schätze der Vorzeit und der Fremde sich zu eigen zu machen. Was er angestrebt, ist in der heutigen Entwicklung vielfach erreicht. Für die historische Betrachtung der Dinge, für den Begriff der Stimmungspoesie, der Volkskunde, der Weltliteratur sind die Wurzeln in Herder zu suchen. Auch für die Heimatkunst nimmt ihn Bartels in Anspruch als den ersten Vorkämpfer gegen die von Nikolai angestrebte Zentralisation des geistigen Lebens in der preußischen Hauptstadt. Wir sehen, es liegt viel in dem Manne im Keime beschlossen, was erst heute zur Blüte gediehen.

Sollte das nicht mit anregen, seine Schriften wieder ein bißchen mehr zu lesen? Viel Hoffnung hab' ich nicht, unsere Zeit ist zu flüchtig und verdankt nicht gerne irgend etwas einem Manne, der schon hundert Jahre tot ist. Doch will ich schließen mit Suphans Worten, denen ich, abgesehen von der religiösen Seite, gerne zustimme: „Den edelsten Genuß wird jedes tiefere, mit seiner ‚sittlichen Grazie' verwandte Gemüt, die mannigfachste Belehrung jeder Suchende bei ihm finden."

Heiligabend.

Stumm schreiten wir durch die verwaisten Straßen.
Der Abend hat den Tag zur Ruh gebracht.
Von fernher noch die Postillone blasen:
„O Tannenbaum" und „Stille, heil'ge Nacht".

Und rechts und links goldhelle Fensterscheiben,
Und lichten Christbaums funkelnd' Festtagskleid,
Und helles Lachen, frohes Kindertreiben. —
O Weihnachtsjubel, Weihnachtsseligkeit!

Eiskalt hängt uns die Träne an den Wangen,
Und frostig streicht der Wind uns ins Gesicht. —
Doch fürder heißt es, fürder nur gegangen;
Denn Weihnachtsfreuden gibt es für uns nicht.

Totbangen Schmerz in tiefster Seel' vergraben,
Geh'n wir vom festlich lichten Pfad seitab.
Wir feiern auf dem Friedhof Heiligabend,
An unsrer Lieben tiefverschneitem Grab.

Erfurt. Franz Walden.

Digitized by Google

Neue Erzählungsliteratur.

Besprochen von Carl Conte Scapinelli in München.

In einer namhaften französischen Revue standen vor einigen Wochen die Antworten von französischen Buchhändlern und Kritikern auf die Frage: warum die französische Belletristik nicht mehr so stark gekauft werde, wie in früheren Jahren!

Unter vielen Gründen sind es besonders zwei, die unsere Beachtung finden müssen, der erste, daß die Tageszeitungen sich immer mehr ihres Kritikeramtes entäußern — nur ganz wenige große Blätter brächten selbständige Kritiken —, der zweite, daß speziell nach dem Ausland viel weniger Romane verkauft würden.

Der erste Grund mag uns deswegen interessieren, weil wir daraus ersehen, daß auch in Frankreich in diesem Punkte ähnliche Verhältnisse herrschen, wie bei uns. Ich sage ähnliche — nicht die gleichen. Im allgemeinen kann man sich über die großen deutschen Blätter nicht beschweren, als brächten sie der schönen Tagesliteratur nicht genug Beachtung entgegen. O nein! Nur die Form, in der sie zum Ausdruck kommt, ist eine falsche. Der Künstlerkritiker, der Feuilletonartist, schädigt die gesamte schöne Literatur. Er geht meist von ganz vagen, subjektiven Motiven aus. Das Buch schlägt irgend einen Ton in seinem Innern an, — den läßt er mittönen, er schwelgt mit dem Autor in diesem Tone — ein ganzes Feuilleton lang. Er macht sich ordentlich einen Spaß daraus, auch einmal bei Gelegenheit einer Kritik, künstlerisch schaffen, aufbauen, genießen zu können. Über die Handlung, über den Aufbau, über die Charaktere des Werkes sagt er gar nichts. Er mißt es an sich, nicht an gewissen Grundregeln. Ein solcher Feuilletonist entdeckt also ein Buch, einen Autor, das Publikum glaubt ihm einmal, zweimal — läßt sich einmal, zweimal enttäuschen, — dann ist es überdrüssig und gibt überhaupt nichts auf Kritik. Und umgekehrt, ein Buch, das zu keinem Feuilleton anregt und reicht, bei dem man seinen eigenen Geist nicht leuchten lassen kann, das nach einem gewissen Schema durchzunehmen wäre, das wird gar nicht berücksichtigt.

Das trockene, sondierende Referat, jene Kritik, die für das Publikum die Arbeit des Auswählens übernimmt, kommt immer mehr abhanden, und doch ist sie die einzige Form der Kritik, die Berechtigung hat, die Nutzen bringt, die das Chaos sichtet, die eben dadurch dem Publikum die Lust am Lesen erhält.

Digitized by Google

Damit will ich nicht sagen, die größeren Einzelwürdigungen müßten wegfallen; nur sollte man nicht jedes Buch nur darauf prüfen, ob es zu solch einer Einzelwürdigung paßt oder nicht, — und daraufhin es besprechen oder überhaupt übergehen. Jedes Buch, das erscheint, hat ein Recht auf Kritik; da aber die Zahl der Neuerscheinungen allzu groß ist, wird der Kritiker sich kurz fassen und manches zusammenfassen müssen.

Das wären, meine ich, einige beherzigenswerte Gedanken, die mit zum Kapitel „Neue Erzählungsliteratur" gehören, und die zugleich eine Rechtfertigung für das anschließende Referat enthalten, wenn dasselbe rasch und kurz auch manch bedeutsames Buch abmacht, andererseits manch schlechtes überhaupt vornimmt.

„Es werden ins Ausland nicht mehr so viel französische Romane verkauft!" Diese zweite Antwort wird uns Deutsche freuen. Denn es ist Tatsache, und ich glaube, speziell die Berichte der Verleger über das ablaufende Jahr werden es ergeben, daß der deutsche Roman immer mehr, im Gegensatz zum französischen, an Lesern, und auch an Käufern gewinnt. Der Deutsche liest jetzt mehr deutsche Bücher! Das beweist nicht nur der Erfolg des „Jörn Uhl", sondern auch der einiger Neuerscheinungen dieses Jahres.

Da sind vor allem jene „Briefe, die ihn nicht erreichten" [1]), die eine unbekannte und doch von allen ausspionierte Verfasserin haben und die bei den Feuilletonartisten gar so viel Gnade fanden und daher auch vom Publikum stark begehrt werden. Sie liegen in der 20.—23. Auflage vor, vielleicht sind's auch schon mehr.

Die Romane in Briefen waren bis jetzt stark aus der Mode gekommen und mit Recht, denn es gehört eine seltene Kunst dazu, ohne zuviel Ballast im Text des Briefes durch diesen Personen zu schildern, geschehene Taten klar, kräftig und plastisch genug und doch von einem Briefschreiber gesehen zu schildern! Dieser Roman — es ist eigentlich keiner — müht sich wenig, diese Vorbedingungen zu erreichen. Die Briefe reden über alles mögliche, alles ist fein, vom Schreibtisch einer feinen Dame aus, allerdings oft geistreich, oft auch verzerrt, gesehen.

Das Buch ist eine echte, rechte Dilettantenarbeit, ein kokettes, sentimentales Werk, in dem die Autorin alles mögliche zusammenzutragen sucht, alles, was sie einmal gesehen, alles, von dem sie einmal gehört. Diese Sucht wird oft zuwider: so wenn es zum Beispiel S. 17 unten von „kleinen Landhäusern, die in wohlgepflegten Gärtchen stehen", heißt:

> „sie alle sehen behaglich und behäbig aus. Bei ihrem Anblick denkt man unwillkürlich an jene Gattung englischer Romane, die junge Mädchen lesen dürfen, und in denen alle Menschen täglich nicht nur drei tüchtige Mahlzeiten einnehmen, sondern auch noch gemütliche Nachmittagstees mit Kuchen und Sahne."

---

[1]) Berlin 1903, Gebrüder Paetel. (Vergl. S. 8 ff des laufenden Jahrg.)

Digitized by Google

Man sieht: immer gehts vom Hundertsten ins — Zehntausendste, — Landhäuser erinnern an Romane, an Kuchen, an Nachmittagstees!!

Zwei Gründe erklären demnach den Erfolg, den es erzielt. 1. Die Neugier, die Sensationssucht; jeder Leser will wissen, was das für Briefe über China sind, an wen sie gerichtet sind, von wem. 2. Es sind Briefe; Briefe sind so unmodern, darum müssen sie wieder modern werden.

Da ist „Pastor Klinghammer“ [1]) von Wilhelm Hegeler schon ein weit bedeutenderer Roman. Freilich, dies sei hier gleich gesagt, an Hegelers „Ingenieur Horstmann“ reicht er, was Fülle und Abrundung des Stoffes anbelangt, nicht heran.

Hier stehen sich zwei Brüder gegenüber, der Pastor Daniel Klinghammer, ein stiller, weltfremder, schwerfälliger Mann, und sein Bruder, der Lieutenant a. D. Fritz, ein Frauenliebling, ein stolzer, trotziger, kraftvoller Mensch. Fritz hat Marianne vom Tode errettet, aber Daniel liebt dieses Mädchen, Marianne hat Geld und könnte so Fritz aufhelfen, könnte, wenn sie ihn heiratete, ihm wieder den Eintritt in das Regiment ermöglichen, er ist ihr Lebensretter, der Liebling ihres Vaters, — und so entschließt er sich, um sie zu werben. Aber Daniel kommt ihm dazwischen, er, der das Mädchen so innig liebt, will sie sich vom Bruder nicht entreißen lassen, dem sie nicht viel mehr als eine gute Partie ist. Und so kommt der Haß zwischen den beiden Brüdern, der seit Kindheit an schon gekeimt, vollends zum Ausbruch. Daniel heiratet Marianne, sie ist glücklich mit ihm, doch paßt sie als elegante Frau nicht recht zur ländlichen Pastorsgattin. Jahrelang hört man von Fritzen nichts, da auf einmal stellt es sich heraus, daß er in der Nähe Güterdirektor ist, ein Zusammenkommen ist unausbleiblich. Man versöhnt sich, kommt öfters zusammen. Und im Herzen Mariannens, die ihr Mann über seinen Ideen vernachlässigt, keimt Liebe für Fritz auf, — sie wollen gemeinsam fliehen. Daniel erfährt es, immer größer wird seine Eifersucht, seine Wut, bis er seinen Bruder tötet. Lange trägt er die Schuld mit sich herum, doch zum Schluß gesteht er sie den Richtern, er wird sie sühnen, und dann zu Frau und Kind zurückkehren.

Das ist kurz die Handlung, freilich nur in ganz rohen Zügen, über die die feinen Details, die Motive ganz verloren gehen, die das Buch halten und tragen. Wir haben selbst am Schlusse des Buches vor Pastor Klinghammer eine gewisse Achtung. Die Charaktere sind bis zum Schluß durchgeführt, speziell der Frauencharakter ist meisterlich behandelt. Es ist eine großangelegte Arbeit, bei der der Verfasser auf eine größere Nebenhandlung fast vollständig verzichtet hat und das Schwergewicht seiner Schilderungen den drei Charakteren Daniel, Fritz, Marianne, und etwa noch der alten Mutter zuwendet. Und gerade das macht die Arbeit so schätzenswert.

Die große technische Routine, die Hegeler fehlt, besitzt Stratz, wie oft

[1]) Berlin 1903, Egon Fleischel & Co.

Digitized by Google

erwähnt in vollem Maße. Sein „Dienst“ [1]), Kasernenroman in drei Tagen, ist in dieser Beziehung ein Meisterwerk. Nur drei Tage aus dem Leben eines armen, adeligen Leutnants, aber sie enthalten einen vollständigen Roman.

Der erste Tag ist der Tag nach einem Regimentsball. Mißmutig kehrt er in der Früh heim und muß das ewige Einerlei des Kasernendienstes über sich ergehen lassen. Dabei sind seine Gedanken bei der jungen Gräfin Dahlen, bei der Tochter des Kommandeurs, die er heiß liebt, und die diese Liebe erwidert. Aber er wird sie trotz alledem nicht heiraten können, denn sie haben beide kein Geld; sein Kamerad Gieseke hat Geld, der wird sie heimführen!

1. Mai! Hochzeit Giesekes mit Gräfin Dahlen, die endlich nachgegeben hat. Er ist nicht geladen, er hat Kasernenbereitschaft. Da heißt es vor die Fabrik von Giesekes Vater ziehen und diese im Straßenkampf gegen die streikenden Arbeiter verteidigen, indes . . Gieseke Hochzeit macht.

31. August! Leutnant von Elcke hat auf seine Bitte hin beim Nachtschießen Dienst. Er schleicht sich davon, zu den Scheiben hin. . . er kann dies Leben, diesen brennenden Schmerz nicht mehr aushalten . . . und er fällt tot zu Boden.

Dieser kurze Roman gehört zu den Sachen, die Straß vor seinem Berühmtwerden geschrieben hat und die jetzt neu verlegt erscheinen. Er ist in seiner Kürze und Geschlossenheit eines der besten Werke des Autors, das sich, solange es das Buch eines Unberühmten war, keine Beachtung verschaffen konnte. Jetzt wird er sicher einen großen Absatz finden.

„Ultra montes“ [2]) nennt sich ein Roman von Donald Wedekind, das ebenfalls viel von sich reden macht. Es verdient diese Beachtung der Ideen wegen, die darinnen zum Ausdruck kommen, nicht aber des Exempels wegen, das diese Ideen erläutern soll. Mit einem Wort: ein schlechter Roman — aber ein gutes Buch! Speziell Eltern, die heranwachsende Kinder haben, sollten ihn lesen, nicht um alle Ratschläge zu befolgen, sondern um manches daraus zu lernen. Es steckt viel Gesundes in diesem Buche, das gegen die sittenverderbende, schwächliche Philosophie und Lebensauffassung Stellung nimmt und für die Gesundung des Menschengeschlechtes eintritt. Als Roman ist das Buch zu langatmig, zu doktrinär. Schon der Stil desselben ist furchtbar schwerfällig und tot. Die Leute reden immer in Abhandlung, und selbst wenn sie handeln, so begleiten sie dieselben langen, endlosen Haupt- und Nebensätze des Autor. Auch dünkt mir, daß das natürlich-sinnliche Moment allzu stark in der ganzen Auffassung hervorgekehrt ist. Immerhin aber ein bemerkenswertes, lesenswertes Buch!

Ein stilles Buch, bei dem ebenfalls die Handlung dünn ist und nur allmählich anwächst, ist Otto von Leitgebs „Die stumme Mühle“ [3]). Der Wert dieses Romanes liegt in der ruhigen, sicheren Linienführung. Vom Anfang

[1]) Berlin 1903, Egon Fleischel. & Co.
[2]) Berlin 1903, Hermann Costenoble.
[3]) Berlin W. 35, Egon Fleischel & Co.

Digitized by Google

bis zum Schlusse ist das Buch wie aus einem Guß, und die Menschen, die darin vorkommen fügen sich — fast möchte man meinen — zu stark in dieses harmonische Ganze. Keine Gestalt reckt sich aus diesem Roman allzustark hervor, keine stört den fast idyllischen Ton, auf den alles gestimmt ist. Daher werden nur solche, die an der stillen Schönheit einsamer Stimmungen großen Gefallen haben, das Buch bis zu Ende lesen. Für mein Empfinden stehen diese Menschen zu sehr unter dem Banne des Autors, sie wachsen mir zu wenig aus sich heraus, ihre Handlungen dienen zu sehr dem Ganzen. Die Geschichte der „stummen Mühle", der alte, finstere Daniel, erinnert zu Anfang stark an „Die Geschichte der stillen Mühle"; wie in dieser ersten der beiden Novellen in Sudermanns „Geschwister" bildet auch dort die treue Seele des alten Müllers David, und die düstere, alte Mühle, den Hintergrund. Freilich bei Sudermann wächst aus diesem Milieu eine ungleich stärkere, schwülere Handlung.

Und trotzdem wird man den literarischen Wert des Leitgebschen Romans nicht hoch genug bewerten können, wenn man darauf etwa „Ehrgeiz"[1]), Roman von A. v. der Elbe, zur Hand nimmt, der uns so recht als Repräsentant des stark mittelmäßigen Familienblatt-Romanes gilt. Da gibt es Handlung, da gibt es Charaktere, da gibt es pulsendes Leben — freilich nur konventionelles Romanleben, konventionelle Romancharaktere: Diplomaten, Theaterdamen, russische Fürsten, Lebemänner!

Ebenfalls ein Gesellschaftsroman, aber ein literarisch weit bedeutenderer, ist Karl von Perfalls „Die Treulosen"[2]). Der Autor dieses Romanes hat vor Jahren schon — man verwechsle ihn nicht mit Anton von Perfall — für den modernen Gesellschaftsroman gekämpft, auch als Kritiker und durch seine früheren Sachen, viel dazu beigetragen, sich in Art und Inhalt am französischen Muster zu bilden und zu halten. Mit einem Wort, er wollte das leichtere Genre ins Literarische übersetzen. Freilich ist ihm dies nicht ganz gelungen, denn es fehlte ihm oft an der Gründlichkeit und Tiefe, die dieses Genre erst wertvoll gemacht hätte. Auch „Die Treulosen" sind so ein Stück moderner Gesellschaftsroman; hier spielen Fabrikant und Fabrikantensfrau die Hauptrolle! Wenn man das Buch liest, das sich in der Nebenhandlung mit einigen Figuren aus dem Volke, mit einem sozialistischen Lehrer und späteren Redakteur, und einer Kellnerin, dessen späterer Frau, befaßt, da passiert einem das Merkwürdige daß man sich für diese Nebenfiguren fast mehr interessiert wie für die Hauptheldeu. Perfall weiß diese bei weitem lebenswahrer, greifbarer zu schildern. Ich glaube, daß er in diesem Milieu ungleich wertvolleres geschaffen hätte. Kurz, er schreibt einen Gesellschaftsroman flott, routiniert, in den meisten Teilen auch gut beobachtet und fein empfunden, und verschwendet nebenbei an Nebenfiguren soviel Kraft, Farbe und Talent, daß man darob ganz erstaunt ist. Muß Karl von

[1]) Berlin 1903, Otto Janke.

[2]) Berlin 1903, Egon Fleischel & Co

Digitized by Google

Verfall immer wieder moderne Gesellschaftsromane schreiben, oder wird er uns vielleicht einmal einen Roman aus dem Volke bescheren, zu dem er alle Kenntnisse in sich birgt?

Zu den Schriftstellern, die mit jedem Werke reifen, gehört unstreitig Wilhelm Holzamer. Schon am äußeren Umfang hat er sich diesmal mit seiner „Inge“[1]), der Schilderung eines Frauenlebens, weit über die Stärke seiner gewöhnlichen Bändchen hinaus gewagt. Auch hier vermeidet er es, dem Buche den Untertitel „Roman“ zu geben, er nennt es „ein Frauenleben“ und weiß so die Wirkung seines psychologischen Gemäldes zu erhöhen. Es ist ein echtes Dichterbuch, wie alle Sachen Holzamers. Die unscheinbarsten Dinge, die gewöhnlichsten Reden, die landläufigsten Menschen werden durch seine Art, sie selbständig zu sehen, zu erfassen, wiederzugeben, zu geheimnisvollen, inhaltsschweren Dingen und Figuren. Er hat eine Ursprünglichkeit und frappierende Einfachheit im Ausdruck sowohl, wie am Erfassen der Dinge. Und dann noch eines: Holzamer hat Gemüt, ein Ding, das so vielen Schriftstellern mangelt. Darum kann er sich an Biederkeit und Treue (wie in seinem „Peter Nockler“) so recht von Herzen erfreuen.

Freilich seinen Vorzügen stehen Nachteile gegenüber; er hat ein ganz beschränktes Feld, das in obigen Zeilen angeführt ist. Wenn er sich über das gemütstiefe Erfassen einfacher, edler Menschen hinaus wagt, wenn er die Stimmung, der er notwendig zur Hebung des einfachen Milieu benötigt, fahren läßt, ist seine Kraft zu Ende. An der Grenze zwischen Können und Versagen steht z. B. seine „Sturmfrau“[2]), eine Seenovelle. Hier will er eine Stimmung ins Geheimnisvolle, ins Gigantische heben, und da beginnt seine Kraft zu versagen. Diese Kapitänsfrau erinnert zu stark an die nordischen Novellenschönen, mit ihren geheimnisvollen Herzensmächten. Auch dieser Steuermann ist nicht so robust ausgefallen, wie ihn Holzamer gern gehabt hätte. Darum merkt man sofort das Dünne, allzu Spärliche in der Handlung, das Holzamer sonst gut zu verkleiden versteht.

Gleich Holzamers „Inge“ enthält Toni Schwabes Roman „Die Stadt mit lichten Türmen“[3]) ebenfalls die Geschichte eines Frauenlebens, freilich von einer Frau erzählt, und das ändert das Bild vollständig.

Regine ist ein junges, verwaistes Mädchen, das sich der Schriftstellerei zugewandt hat. In ihrem Herzen trägt sie fast unbewußt eine große Sehnsucht — nach Liebe und Glück, — nach der Stadt mit den lichten Türmen, die fern am Horizonte liegt und die man zu erreichen hofft. Und wirklich, sie lernt in einer Gesellschaft den jungen Schriftsteller Heinrich Stahl kennen und lieben. Er ist heimatlos, wie sie, und hofft, in ihr seine Heimat zu finden. Sie leben jedes in einer anderen Stadt, lange Zeit auf einander harrend, bis die

[1]) Leipzig 1903, Hermann Seemann Nachfolger.
[2]) Leipzig 1902, Hermann Seemann Nachfolger.
[3]) Berlin 1904, S. Fischer.

Digitized by Google

Zeit kommen wird, wo er sie heimführen kann. — Und sie kommt endlich, — nachdem sie vor Sehnsucht und Warten fast aneinander irre geworden. Sie heiraten sich, ziehen in eine kleine Stadt, leben ihrer Liebe, und gehen für eine Zeit ganz ineinander auf, bis sich Heinrich in seinen Arbeiten durch sie, durch ihre Liebe, gestört sieht. — Und doch gelingt es ihm, ein Buch zu schreiben, das die Geschichte ihrer Liebe ist und wegen des pikanten Inhaltes Anklang und Absatz findet. Aber Regine fühlt sich durch diese rücksichtslose Bloßstellung ihrer innersten Gefühle tief gekränkt. Heinrich „hat anstatt die Kraft zu einem Kunstwerk aus ihrer Liebe zu schöpfen, nur das Erlebte anstandslos kopiert". — Sie hatte seinetwegen die Kunst aufgegeben, denn, so meint Regine (und auch die Autorin): „Kunst ist nichts als Sehnsucht — nichts als Sehnsucht nach des Lebens heiligsten Festen! Aber nur die ewige Glut der Liebe ist ihre Erfüllung." Dadurch entfremden sie sich, er verlangt nach Gesellschaft, nach anderem Umgang. Fast findet sie im neuen Milieu den Mann ihrer Träume, aber sie treffen sich zu spät, sie gehen an einander vorüber, die Liebe zu Heinrich kann in ihr nicht sterben, denn sie ist zu groß. —

Das ist der Inhalt, der die Schäden dieses an manchen Stellen, — speziell im ersten und zweiten Teil — hübschen, stimmungsvollen Buches, gleich zeigt. Erstens das allzustarke Hervorkehren des erotischen Momentes, — das unbedingt diese Spaltung zwischen den beiden jungen Eheleuten nach sich führen mußte, — zweitens die falsche Auffassung von der Kunst, vom Künstler!

Diese beiden bis zur Ehe reinen Menschen, die in so reinem Brautstand sich aneinanderschließen, vergessen in der Ehe auf alles, auf Kunst, Arbeit, auf die Mitmenschen und finden sich für eine Zeit im Sinnenrausch. Was die Verfasserin dem Helden zum Vorwurf macht, das langsame Absterben seiner Liebe — nein, seiner Leidenschaft, ist ja nur eine natürliche Folge des Vorausgegangenen. Es fehlt in jener Zeit Beiden am Lebensernst. Und deswegen ist das Buch ungerecht, deswegen im gewissen Sinne echt weiblich. Heinrich wendet sich vom Weibe ab, vom Weibe, das ihn seinen Studien in der Sozialpolitik entriß, und das nicht mehr zu geben hat, als das was ihn erfüllt, als den Abklatsch ihrer und seiner sinnlichen Liebe.

Und dann: „Kunst" ist weit mehr als bloß eine „Sehnsucht", für viele Dilettanten mag sie das sein, mag sie ein Pförtlein sein für die Phantasie, — für den ernsten Künstler muß sie mehr sein. Das möge Toni Schwabe bedenken. —

Franz Servaes, der geistreiche Kunstkritiker, hat uns „fünf abenteuerliche Geschichten aus einem fernen Inselreich" beschert, die er unter den Titel „Die Karraborrier"[1]) zusammenfaßt. Derlei utopische Sachen, die in einem Nirgendsland spielen, haben immer zwei Fehler an sich, die die Handlung furchtbar

[1]) Leipzig 1903, Hermann Seemann Nachfolger.

Digitized by Google

erschweren und hemmen: die Schilderung des Milieus muß allzustark betont, jede selbstverständliche Kleinlichkeit des Hintergrundes ausgemalt werden, und zweitens, der Leser ist verführt, sie sich in seine Sprache, in sein Milieu, zu übersetzen; dabei geht soviel verloren, daß dann die nackte Handlung übrig bleibt, — die wir meist, mit viel mehr Schönheit und Feinheit ausgestattet, schon kennen, da der Utopienschreiber nur typische Geschichten erzählen darf, will er irgendwie glaubhaft erscheinen. Das merkt man auch bei diesem geistreichen, mit viel Geschmack und Sachkenntnis ausgestatteten Buche. Man denkt unwillkürlich, warum verschleiert der Autor uns das alles, indem er es in ein fernes Inselland entrückt, was wir gerne bei uns näher sehen und haben wollen.

In einem Nirgendsland, das doch Deutschland sein soll, im Lande romanhafter, schwungvoller, sichergeschriebener spannender Geschichten spielt auch des Routinier Arthur Zapp „Mrs. Carry Redfield“[1]). Zapp hat sich selbst als das typische Beispiel des deutschen Familienblattschriftstellers hingestellt und gilt allgemein als das Muster des praktischen, auf pekuniären Vorteil bedachten Berufs-Romanciers. Und dennoch — Zapp möge seine Sachen ehrlich prüfen, er besitzt ja eine erschreckend sichere Selbstkenntnis — hat er seinem Talent selbst für das große Publikum zu starken Zwang angetan. Gemüt, Beobachtungsgabe, Charakterisierungskunst, Schilderungsvermögen, lauter Vorzüge vieler anderer Familienblattschriftsteller, läßt er ganz außer acht, er will und ist nur: spannend und interessant. Man darf nicht nur dem Publikum entgegenkommen, darf nicht nur seine Neugier wecken und ausnützen, man muß es auch ein bischen zu sich heraufziehen, ihm das geben, was es will und noch ein wenig mehr.

Spannend bis zur letzten Zeile ist auch dieser kurze Roman Zapps, flott hingeworfen, flott ausgeführt. Aber unwahrscheinlich, leer und äußerlich. —

Gute Unterhaltungslektüre ist auch der Roman „Gegen den Strom“[2]) von Ludwig Rohmann. Er enthält mehr Gemüt, mehr Lebenswahrheit, wenigstens relativ mehr als die Zappschen Sachen.

Eine fleißige, auf dem Studium der damaligen Zeit und der damaligen Geschichte sich aufbauende Erzählung ist der „Kreuzzug der Kinder“[3]) von Felix Nabor; es ist keine originelle, künstlerische Arbeit, aber ein für die Jugend belehrendes und anregendes Buch. Man wäre zu ängstlich, zu kleinlich, wollte man darum, wie es von Seite eines katholischen Lehrers geschehen, an mancher Stelle, als für die Jugend bedenklich, etwas aussetzen, und eine Wortwendung, einen Kuß herausgreifen, um es als Jugendlektüre zu verpönen. Es ist als solche geschrieben, und paßt als solche; als literarisches Kunstwerk ist es sicher nicht gedacht.

Ehe ich mich den Novellenbüchern zuwende, muß ich noch eines Romanes gedenken, den ich erst an dieser Stelle bespreche, obwohl er seiner Bedeutung

[1]) Berlin M. Richard Tändler.

[2]) Berlin-Leipzig, W. Vobach & Co.

[3]) Regensburg 1903, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Digitized by Google

nach weit vorher rangieren würde, da er mir knapp vor Abschluß dieser Zeilen zur Kritik zuging, es ist dies der Roman „Aerzte“[1]) von Heinrich von Schullern. Es gibt Bücher, bei deren Lektüre selbst der Kritiker vergißt, sie auf ihren literarischen Wert zu prüfen, so sehr nimmt einen das Originelle des Sujets und seine Behandlung gefangen. Zu diesen Büchern gehört unstreitig Schullerns „Ärzte“. Wir sehen in diesen Blättern einen jungen Arzt vor uns, der eben mit den größten pekuniären Opfern seine Studien vollendet, als Sekundärarzt in einem Spital tätig ist. Er hat den Drang in sich, als praktischer Landarzt der Menschheit zu nützen, und bewirbt sich daher um die Stelle eines Gemeindearztes in Ebenberg, einem kleinen Orte in Oberösterreich. Er sieht schon bei der Bewerbung ein, daß er hier mit dem Unverstand und der Einbildung der Leute werde rechnen müssen. Zuerst kann er dort keinen Patienten bekommen, denn niemand traut ihm, er ist zu jung, den Bauern zu vornehm, den Villenbesitzern zu ordinär, ein Landarzt vom Nebenorte intriguiert kräftig gegen ihn, die Provinzpresse hilft mit. Aber endlich bekommt er doch Kundschaften, er steigt sogar in der Gnade der koketten, reichen Villenbesitzerin Wallsberg, der er als Geliebter schier noch besser gefiele, denn als Arzt. — Aber er verhält sich gegen sie kalt. Als er endlich seine Braut heiraten und mit der jungen Frau wieder ins Städtchen einziehen kann, da wendet man sich wieder mehr von ihm ab. Aber die Arbeit wächst, er hat Tag und Nacht zu tun, ist von den Einbildungen der Kranken stark geplagt, bis er endlich selbst sich eine Erkältung zuzieht, sie vernachlässigt, da er sich nicht schonen kann. Er muß nach dem Süden, um sich auszuheilen, und da das längere Zeit in Anspruch nimmt, verliert er den Posten als Gemeindearzt. Sein eleganter Nachfolger kann sich aber dort nicht halten, und es folgt ihm ein Charlatan. Kaum ist Dr. Hellmanns Zustand etwas besser, kehrt er nach Ebenberg zurück; da sein Kind Diphtherie bekommt und an derselben stirbt, verliert er von neuem seine mühsam erworbene Kundschaft. Wieder von den Gunstbezeigungen einer ältlichen Frau verfolgt, zieht er in die nächste Stadt, wo er anfangs Modearzt wird, um, als das schwächliche Kind seines besten Freundes trotz seiner gewissenhaften Behandlung stirbt, endgültig der Stadt und seiner Praxis Lebewohl zu sagen und das kleine Landgütchen seiner Mutter zu übernehmen, das unter seiner Leitung aufblüht. Sein einziger Sohn aber widmet sich doch trotz aller Mahnungen des Vaters wieder der Medizin.

Das ist die einfache, natürliche, anspruchslose Handlung, die dem Leben entnommen ist und nichts Romanhaftes enthält. Aber gerade diese Alltagsgeschichte ist so schlicht und wahr erzählt, daß sie einem tief packt. Der Stand des Arztes ist kein leichter, und hunderterlei Umstände erschweren ihm seinen Beruf: Mißtrauen, Unwissenheit, Kurpfuscherei u. s. f. Schullern führt uns als Nebenfiguren alle möglichen Typen von Ärzten vor, und das vervollständigt

[1]) Wien-Linz, Österreichische Verlagsanstalt.

Digitized by Google

das Bild wesentlich. Daß der Autor ganz auf Seite der Aerzte steht, ist nicht zu leugnen, macht aber seine Auslassungen und Ansichten doppelt interessant.

Das Buch ist die Alltagsgeschichte des praktischen Arztes, der wie ein anderer Mensch Stolz, Herz und Berufsliebe besitzt. — Das Buch führt uns ins wirkliche Leben, und darum schon ist es Literatur. —

Auch Heinrich Hansjakob erzählt eine Geschichte: „Aus dem Leben eines Vielgeprüften"; doch ist diesmal der Vielgeprüfte kein Mensch, kein Mediziner, sondern ein Gaul.[1]) Ein altes Pferd, das alle Tage vor des Autors Fenster geduldig an einem Milchwagen stehend, auf seinen Gebieter wartet, erzählt ihm diese Geschichte, wie es vom Bauerngaul Herrschaftspferd, von diesem Tramwaygaul, dann Drotschenkenpferd wurde und zum Schluß zu einem Milchhändler kam. Hansjakob weiß diese Geschichte mit soviel Geist zu erzählen, mit soviel Seitenhieben auf die Menschen und ihre Schwächen auszustatten, daß man des Pferdes Lebensgeschichte mit Interesse ließt und über manch weises Wort noch lange nachdenkt.

„Liebe?"[2]) nennt Georg Jantschge eine Sammlung Novellen und Skizzen, die er dem österreichischen Ministerpräsidenten widmet. Manche haben gute Sujets, meist aber sind sie nicht eben geschickt-technisch erzählt, wie etwa die erste Skizze „Posen", deren Pointe matt und schwach ist. Auch zu „Lola Wagner" fehlt dem Autor die Kraft, den Stoff wirkungsvoller zu behandeln.

Ein großes Talent, von dem wir viel erwarten dürfen, tritt uns hier wohl nicht entgegen. Die Umschlagszeichnung des Buches dürfte fehlen.

„Fratres sumus"[3]), Novellen von W. Popper, enthalten viel Unwahrscheinlichkeiten, die meist auch noch plump vorgetragen werden; speziell die ersten zwei Geschichten sind recht schlecht komponiert.

Prosagedichte, Skizzen, Lieder und Tagebuchblätter füllen ein Bändchen „Tage und Nächte"[4]), das Walter Eggert-Windegg zum Verfasser hat. Alle diese Kleinigkeiten sind aus detailierten Stimmungen herausgearbeitet, über alle zittert irgend ein einfacher, herzlicher Innenton, der alles erfüllt und mit dem alles übereinstimmt. Dieser Ton wird zu Anfang leise angeschlagen, wächst an, füllt und rundet sich zu einem Akkord und klingt wieder leise verwehend aus. Sie werden aber alle nur durch die Stimmung getragen, kaum daß eine Pointe sie zuspitzt. In vielen stecken die Keime zu Dramen, zu Erzählungen; erst wenn uns Walter Eggert diese gibt, können wir über ihn endgültig urteilen; bis jetzt wissen wir nur, daß er ein guter Stimmungsmaler ist, der an Subtilität viel von den Franzosen gelernt hat.

---

[1]) Stuttgart 1903, Adolf Bonz & Co.
[2]) Wien 1903, Literaturanstalt Austria.
[3]) Dresden 1904, E. Piersons Verlag.
[4]) Stuttgart 1903, Strecker & Schröder.

Digitized by Google

Wintermärchen.

Von Paul Keller in Breslau.

Ueber dem Bergwald lag still und klar die heilige Nacht. Ein mächtiger Tannenbaum ragte empor auf einsamer Wiese, und ein Reh stand neben ihm im Schnee. Im Sternenlicht und Mondschein war es, als sei die lichtschimmernde Tanne ein großer Christbaum, neben den eine zärtliche Hand ein Spielzeug gestellt . . .

Es war auch einer da mit jungem Herzen, der an dem Baum und dem Reh seine Freude hatte. Das war der Einsiedler vom Bergwald, der vor der Tür seiner Klause stand.

Wie sein Christbaum leuchtete, darüber freute er sich; was das Reh für große, glänzende Augen hatte, das bewunderte er; wär' auch gern hinübergegangen, den Baum und das Reh näher zu sehen, wollte aber keine Fußstapfen machen auf Frau Mutter Naturs blendend weiße Diele und blieb daher bescheiden an der grünen Wand der strahlenden Feststube stehen.

Schade, nun ging das Reh zurück in den Wald. O ja, . . . schade!

Du großes Kind! Frau Mutter hebt dein Spielzeug auf im sichern Waldschrank, und morgen früh bekommst du's wieder. Jetzt ist's spät; sing deinen Abendsegen, und geh dann schlafen!

„Mit weißen Kinderhänden
Winkt's durch die heil'ge Nacht,
Die haben an allen Enden
Den Frieden, das Heil gebracht;
Die legten sich beim Gebete
Auch mir auf die Stirne zart,
Daß drinnen der Sturm verwehte
Und Weihnachtsstille ward."

So sang der Eremit.

* * *

Digitized by Google

Ein lahmes Weib humpelte mühselig aus dem Walde. Als sie den singenden Eremiten sah, blieb sie stehen und schlug ein Kreuz. Dann kam sie scheu und mit gefalteten Händen vollends heran. Der Einsiedler sah sie mit seinen großen Augen forschend an, und sie begann leise zu wimmern.

„Wie weit kommst du her?" fragte der Eremit.

Sie machte eine ratlose Geberde; sie wußte nicht, wie lange und weit sie mit ihren kranken Beinen gegangen war.

„Heiliger Mann, mach mich' gesund! Du kannst es, denn es ist heilige Nacht", murmelte sie weinerlich.

Ein Zittern flog um den braunbärtigen Mund des Eremiten. Dutzende von Kranken waren heut abend schon bei ihm gewesen, und er hatte den Mut nicht gehabt, einen einzigen ungetröstet fortgehen zu lassen. Sie waren so arm, die Leute; es gab furchtbar viel Not im Lande.

Auch diesem Weibe vermochte er den Glauben nicht zu nehmen.

„Gott wird dich gesund machen", sagte er.

Und das Weib hörte nicht die bebende Unsicherheit, die leise in den Worten klang, und wiederholte in stammelnder Freude:

„Gott wird mich gesund machen! Du hast es gesagt."

Der Eremit senkte das Haupt.

„Ich werde beten darum. Geh in die Klause und trinke die warme Milch, die auf dem Tische steht!"

„Die Milch! . . . die Milch!" sagte das Weiblein ehrfürchtig und glücklich. Und sie ging und trank die Milch in tiefen Zügen, nicht so sehr, weil sie zum Umsinken hungrig war, als vielmehr, weil sie glaubte, die Milch sei ein Wundertrank.

Und als sie heimging den weiten, endlosen Weg, fühlte sie, es werde besser mit ihr.

* * *

Drüben, wo die Birken standen, deren Stämme weiß waren vom jungen Leben, und deren Zweige weiß waren vom starren Winter, duckten sich zwei Räuber zusammen.

„Ich fürcht' mich", sagte der erste. „Wenn er uns sieht und über uns flucht, trifft uns der Schlag."

Der andere beschwichtigte ihn und sprach:

„Er wird uns nicht sehen. Und wenn er uns sieht, schlag' ich ihn tot, noch ehe er über uns fluchen kann. Siehst du, dann schadet es nichts."

Digitized by Google

„Müssen wir viel Holz haben?“ fragte der erste wieder.

„Nur ein Spänlein“, sagte der zweite. „Ein winziges Spänlein! Daraus machen wir Kreuze, die tragen wir auf der Brust. Keine Kugel trifft uns das ganze Jahr, keine Kugel und überhaupt kein Tod.“

„Ja, wir müssen's haben“, pflichtete der erste bei. „Und in der Weihnacht muß es sein, und mit einem Blutmesser muß es geschnitten sein; sonst wirkt's nicht. Aber ich fürcht' mich doch. Du wirst ihn nicht schnell genug totbringen, ehe er uns fluchen kann.“

Der andere gab ihm die tröstlichsten Zusicherungen, und als sie noch eine Weile beratschlagt hatten, schlichen sie unter den Bäumen hin zur Klause.

Das traumhafte Häuslein war von Schnee und Eis bedeckt. Durch sein rundes Fenster fiel rotes, frommes Licht, und ein hoher Fels ragte auf hinter der Klause wie ein riesiger Wächter. — Das alles sah so unantastbar heilig aus. —

Mit bleichen Gesichtern blieben die Banditen stehen. Sie hörten den Eremiten sprechen; er betete für eine lahme Frau, daß sie auf heimzu nicht sterben solle im Schnee.

Der eine Räuber wollte zurück, aber der andere faßte ihn an der Hand. So näherten sie sich der Tür. Zwei rasche Schnitte taten sie mit ihren scharfen Messern am Holze des Türpfostens. Das Gebet drinnen verstummte, und ein Tritt näherte sich der Tür. Da flohen die Räuber in jagender Angst in den Wald.

Sie rannten weit in den Wald hinein. Dann blieben sie stehen, sahen sich an und lachten. Aus den Holzspänen, die sie mitgebracht hatten, schnitzten sie zwei kleine Kreuze und legten je eines in die ledernen Beutel, die sie mitten auf der Brust trugen.

* * *

Ein Mann hastete durch den einsamen Wald. An ihm probierten die Räuber zuerst ihr Glück. Sie fielen ihn an, entrissen ihm das Schwert, mit dem er sich verteidigte, raubten ihm seine sehr geringe Barschaft und nahmen ihm auch den Rock, ehe es ihm gelang, zu entfliehen.

Nach des Einsiedlers Klause stürzte der Beraubte, fiel auf seine Kniee und sprach:

„Frommer Vater, helft! Macht mein Weib gesund! Sie liegt im Sterben; wir sind sehr arm, und wir haben sieben kleine Kinder.“

Der Einsiedler sah den Mann mitleidig an und sprach:

„Die Räuber haben dir den Rock genommen.“

Digitized by Google

Erstaunt schaute der Fremdling auf:

„Ihr wißt alles, heiliger Vater!“ sagte er scheu.

Der Eremit schüttelte den Kopf.

„Sie haben Späne von meiner Tür geschnitten“, sagte er betrübt. „Nun kannst du ohne Rock den weiten Weg nicht zurückgehen in der kalten Nacht.“

Der Mann aber bat wieder flehentlich um Rettung für sein Weib; er müsse sofort zurück und wolle schon sehen, wie er ohne Rock heimkomme.

Der Eremit versank in tiefes Nachdenken. Eine dunkle Röte stieg langsam in sein Gesicht, darauf aber wurde er sehr blaß. Langsam ging er hinter den Altar, der in der Klause war und brachte einen kostbaren mit Pelzwerk und edlen Steinen besetzten Mantel hervor.

„Diesen Mantel hat einmal ein reicher, aber unglücklicher Mann hierhergebracht“, sagte er. „Zieh ihn an, und wenn du heimkommst, deck' deine Frau damit zu. Morgen früh geh' nach der Stadt und verkaufe den Mantel für zwanzig Goldstücke. Für das Geld kaufe deinem Weibe Essen, viel Essen, gutes Essen! Ich werde für euch beten.“

Der Mann dankte unter vielen Worten und Tränen, zog den kostbaren Mantel an und ging davon.

* * *

Nach ganz kurzer Zeit kam ein Reiter über die Wiese, band sein Pferd an einen Baum und pochte an die Tür der Klause.

„Wer ist draußen?“ fragte der Eremit.

„Der König!“ antwortete der Fremde.

Totenstill war's. Die Tür blieb geschlossen.

„Ich bitt' Euch, macht auf, frommer Vater; ich komme zu Euch in schwerer Not.“

Da wurde die Tür geöffnet, und der König trat in die Einsiedelei. Er sah den Eremiten nicht.

„Wo seid Ihr, frommer Vater?“ fragte er beklommen.

„Hier!“ tönte es aus der finsteren Ecke neben dem Altar. „Setzet Euch auf den Stuhl an der Tür und bleibt still dort sitzen!“

Der König gehorchte. Bedrückt schaute er sich um. Es war fast finster in der Klause; nur die rote Ampel gab ein düsteres, geheimnisvolles Licht, der Altar ragte dunkel auf, und der weiße Christuskörper eines Kreuzes hob sich matt ab und schien mit ausgebreiteten Armen frei in der Finsternis zu schweben.

Digitized by Google

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte der Eremit.

„Ich habe gehört, daß Ihr ein heiliger Mann seid, der Wunder tun kann“, sagte der König.

„Dann habt Ihr etwas sehr Törichtes gehört. Ich bin ein armseliger Beter, und Gott hift oder hilft nicht nach seinem Willen.“

„Ich hab' es dennoch gehört. Hunderten habt Ihr geholfen; mir müßt Ihr auch helfen! Die heilige Nacht soll eine besondere Wundernacht sein; deshalb komme ich heute!“

„Was fehlt Euch?“

Eine schwere Stille kam. Ein Eiszapfen brach draußen vom Simse und zersprang klingend an der Wand. Der König atmete rasch und tief, sein Herz schlug, und seine Hand klammerte sich um den goldenen Knauf des Schwertes. Da endlich brachte er es über sich, zu sprechen:

„Es ist gut, daß Ihr im Finstern bleibet. Es fällt mir schwer zu reden. Aber Ihr seid ein Heiliger, der mein Geheimnis hüten wird.“

Ein paar tiefe Atemzüge tat er noch, dann sagte er scheu:

„Ich . . . ich fürchte, ich werde verrückt!“

Er brach ab und wartete auf eine Antwort; aber der Einsiedler schwieg. Also setzte er fort:

„Es tut weh in der Brust, es kocht im Kopfe, . . . sie wollen mich ermorden . . .“

Immer noch keine Antwort. Da raffte er sich auf zur Beichte:

„Mich erwürgt eine Sünde . . . eine Sünde gegen meinen Bruder.“

Ein leises Klirren. Ein gläserner Leuchter fiel um; er zerbrach, und die Scherben lagen auf der weißen Altardecke, an der Seite, wo der Eremit stand.

Der König stand auf, trat einen Schritt vor, schloß die Augen und sagte mit heftiger, schneller Stimme:

„Mein Bruder war der Ältere; ich habe seine Soldaten verführt, sein Volk verführt, seine Braut verführt, ihm die Krone genommen im Bruderkrieg . . .“

Eisige Stille. Der erregte König lehnte sich an die Tür, der Eremit stand in seiner Ecke wie ein schwarzes, steifes Apostelbild. Zischelnd begann der König wieder:

„Und nun werd' ich verrückt werden, . . . oder sie werden mich morden, . . . keiner hilft mir, . . . keiner kann mich retten!“

Noch immer keine Antwort. Der König schlug die Augen auf,

Digitized by Google

da sah er den weißen Christuskörper, und es war ihm, als ob ihm der Heiland mit beiden erhobenen Armen drohe.

Da begann er zu zittern und setzte sich erschöpft auf den Stuhl. Tonlos sagte er:

„Könnt Ihr das Wunder nicht tun? Könnt Ihr mir auch nicht helfen? Tausenden habt Ihr geholfen, und ich will doch nichts als ein bischen Ruhe."

Noch eine lange Pause, dann sprach der Eremit, und seine dunkle Stimme klang streng und gebieterisch:

„Ich will dir sagen, wie du gesund wirst. Speise zehntausend Arme, und schenke hunderttausend Männern die Steuer! Lebe selber wie ein Armer, der arbeiten muß und seinen Hunger mit Brot stillt! Gib tausend Gefangene frei, und gehe selbst ein Jahr lang nicht aus deinem Hause! In der Nacht, wenn die Reue kommt, stehe auf! Laß den Ratgeber rufen, den du am wenigsten liebst, und arbeite mit ihm drei Stunden lang für das Wohl des Volkes. Wenn er aber fort ist, bete du allein drei Minuten lang für den Frieden deines Bruders! Dann wirst du Ruhe haben!"

Der König hörte ihm verwundert zu, dann sagte er:

„Ihr verlangt viel, aber ich werde Euch gehorchen. Und Ihr meint, daß das Volk nicht mehr nach meinem Leben streben wird?"

„Das Volk wird Euch lieben!"

„Meint Ihr auch, daß mir Gott verzeihen wird?"

„Er sieht Eure Reue!"

„Könnt Ihr aber auch . . . könnt Ihr mir Ruhe geben vor meinem Bruder, daß er mich nicht verfolgt, ob er lebt oder gestorben ist, nicht verfolgt als Mensch oder Geist?"

„Das kann ich, das liegt in meiner Gewalt! Was Ihr Eurem Bruder schuldet, nehme ich auf mich!"

Der König sprang auf und ging auf den Altar zu.

„So laßt Euch danken! Laßt Euch tausendmal danken!"

Eine weiße Hand streckte sich ihm abwehrend entgegen.

„Geht! Geht in Frieden!" — —

Da ging der König, stieg lächelnd auf sein Roß und ritt davon.

* * *

Der Einsiedler trat aus der Klause. Das Sternenlicht überstrahlte die Wiese, das Reh lugte wieder aus dem Walde. Er sah es nicht, sah nicht einmal, daß eine schöne Frau auf schneeweißem Roß den

Digitized by Google

Waldpfad langsam entlang geritten kam und bei seinem Anblicke halten blieb. Er sah nur der Spur nach, dahin der König geritten war, und senkte das Haupt und sang mit bebender Andacht:

„Leg deine kleinen Hände
Auf seine Stirne lind,
Und gib allem Kampf ein Ende,
Du heiliges Friedenskind!“

„Johannes!“

Ein Schrei aus Frauenmund durchhallte die stille Luft, ein weißes Roß kam herangesprengt, und eine bleiche, schöne Frau starrte dem Einsiedler ins Gesicht.

Der streckte tief erschreckt die Hände vor und war in der nächsten Sekunde hinter der Tür verschwunden, die er verriegelte.

Die Frau sprang vom Pferde und pochte leidenschaftlich an die Tür.

„Mach auf, Johannes, mach' die Tür auf, ich muß dich sehen, ich will dich wiedersehen!“

Eine tiefe, zürnende Stimme kam aus der Klause.

„Schweig! Was überfällst du einen armen Mann im Gebete, du rasendes Weib? Was willst du hier?“

Sie lauschte zitternd und stutzte. Die Stimme war fremd. Das war er nicht.

„Was störst du einem Manne den Frieden, der nichts hat als diesen Frieden? Geh fort von meiner Tür und komm' nie wieder!“

Nein, sie hatte sich getäuscht, er war es nicht. Das ungewisse Schneelicht, die eigene Erregung hatten sie genarrt. Eine schwere Enttäuschung ergriff sie und sie sprach demütig und traurig:

„Ich hab' euch wohl verkannt. Verzeiht mir, frommer Vater! Ich hielt euch für einen, an den ich denke die ganze Zeit, und um dessentwillen ich zu euch kam. Öffnet die Tür, daß ich mit euch reden kann!“

„Ich öffne dir nicht! Dieser Ort des Friedens ist nicht für ein so wildes Weib, wie du es bist.“

Beleidigt richtete sie sich empor, aber gar bald neigte sie ihre schöne weiße Stirn und legte sie gegen das kalte Holz der Klause.

„Ihr zürnt mir so schwer, und doch komme ich zu euch um Hilfe. Wenn Ihr mir nicht helft heut in der Weihnacht, dann hilft mir kein Mensch mehr!“

„Wer bist du? Was willst du?“

„Ich bin die Fürstin Anna. Der junge König Johannes war mein Verlobter. Ich hab ihn verraten an seinen Bruder, wie ihn alle

Digitized by Google

verraten haben; aber mein Verrat war der schlimmste. Als aber der andere die Krone trug und das Volk elend und arm machte und auch mich verachtete, da mochte ich nicht sein Weib werden, da ging ich den ersten suchen und suche ihn noch immer unter Tränen in der ganzen Welt."

Sie schwieg. Die Tür zitterte leise, als habe sich jemand von innen daran gelehnt.

Wer es sehen könnte! Zwei Menschenstirnen waren sich nahe auf Fingersbreite, und nur das Holz einer Tür trennte sie.

„Ihr sollt mir helfen, frommer Vater; Ihr sollt ihn heimbeten, sollt ein Wunder tun, daß er wiederkommt!" sagte sie mit weicher, sehnsüchtiger Stimme.

Es blieb totenstill in der Klause. Die junge Fürstin war niedergekniet an der verschlossenen Tür und weinte in den Schnee. Das Reh kam über die Wiese und schaute sie an mit großen, verwunderten Augen, und ringsum war alles still.

„Wollt Ihr mir helfen, wollt Ihr ihn heimbeten, frommer Vater?" fragte sie leise.

„Nein! Gott möge dir Frieden geben, aber daß jener Mann heimkehrt, darum werde ich nicht beten."

„Warum wollt Ihr es nicht tun?"

„Weil er im Frieden ist . . . weil er nicht glücklich sein konnte bei euch."

Das war wieder eine andere, eine unendlich bewegte, unendlich traurige Stimme. Die Fürstin zuckte auf, und ihre schwarzen Augen richteten sich groß und erschrocken auf die verschlossene Tür. Ihre Leidenschaftlichkeit brach wieder durch.

„Und er soll dennoch heim zu seinem Volk und zu mir! Aufrufen will ich das Volk vom Osten bis Westen gegen seinen falschen Bruder, werde den Thron freimachen für ihn, und dann werdet Ihr ihn mir suchen helfen, Ihr seiet, wer Ihr seiet!"

Und ehe der Eremit etwas erwidern konnte, sprang sie auf ihr Roß und ritt rasch davon.

* * *

Als sie ein Stück den Bergweg hinunter war, hörte sie ein Geschrei von fern. Sie ritt rasch hinzu und fand viele Leute.

„Der König ist erschlagen!" schrieen sie ihr entgegen.

Am Boden kauerte das lahme Weib und hielt den Kopf des Königs auf ihrem Schoß. Die Lahme hatte den König zuerst gefunden

Digitized by Google

von allen Leuten im Reich und ihm beim Sterben das Haupt gehalten. Und neben dem König im Schnee lag ein toter, zerlumpter Mann, der hielt ein winziges, hölzernes Kreuzlein in der Hand. Seine gebrochenen Augen starrten auch im Tode noch auf den Talisman.

Schweigend betrachtete die Fürstin den toten König.

Es war nicht nötig, daß sie das Volk gegen ihn aufrief, er hatte den Thron schon geräumt. —

Die Leute schauten auf die stolze, schöne Frau und flüsterten unter sich: „Sie erbt nun die Krone; sie wird Königin."

Das Zischeln drang an das Ohr der jungen Fürstin. Sie erhob die Augen und wollte etwas sagen; da fiel ihr Blick auf einen Mann, der unter der Menge stand. Erregt ging sie auf ihn zu.

„Mann, woher hast du den Mantel?"

Der Mann wies auf den toten Räuber.

„Dieser selbe dort hat auch mich angefallen und hat mir den Rock entrissen. Da schenkte mir der Einsiedler im Bergwald den Mantel!"

„Der Eremit!"

Bleich und zitternd lehnte sich die Fürstin an ihr Pferd; es war ihr etwas zur Gewißheit geworden.

Die Leute starrten sie an, da sahen sie, wie eine rosenrote Farbe über ihr blasses Gesicht zog, und als sie die Lider aufschlug, hatte sie strahlende, lachende Augen.

Im Nu saß sie auf ihrem Roß und richtete sich königlich auf. So sprach sie jubelnd und triumphierend:

„Hört mich an, ihr Leute! Der König ist nicht tot. Der König lebt! Dieser dort war nicht König; er hatte die Krone geraubt. Der echte König, der verschollen war, ist nicht weit, der König, der euch glücklich und euer Land groß und reich machen kann! Ihn haben wir alle verraten, er aber tat euch nur Gutes, auch in der Verbannung. Der König ist der Eremit!"

Da lag es erst wie lähmender Schreck über den Leuten, dann aber brach ein maßloser Jubel los.

Von allen Dörfern kamen Leute herbei, ein Zug von Menschen, die zur Christmette wollten, schloß sich an, und alle zogen hinauf zum Bergwald und waren ganz außer sich vor Freude und riefen:

„Hoch lebe König Johannes! Hoch lebe der Einsiedler-König! Hoch lebe der Weihnachtskönig! Hoch lebe unser Retter!"

An der Spitze des Zuges ritt die Fürstin Anna. Nach einer

Digitized by Google

Weile aber war ihre Ungeduld zu groß; sie gab ihrem Pferde die Sporen und ritt rasch voran.

* * *

Als die begeisterte Schar auf der Bergwiese anlangte, kam ihnen ein leeres, weißes Roß entgegengelaufen.

Da wurden die Leute stille und gingen scheu über die Wiese.

Die Einsiedelei lag friedlich im Sternenschein da, aber das rote Licht war erloschen, und die Tür war weit geöffnet.

Auf der Schwelle lag mit vorgestreckten Armen bewußtlos die junge Fürstin.

Der Einsiedler war fort. —

Einen Gruß hatte er an die Tür der Klause geschrieben, den ein Mann mit bebender Stimme dem Volke vorlas:

„Der Friede bleibe mit mir
und mit euch allen! Amen!"

Das Märchenland.

Komm mit und gib mir deine liebe Hand!
Wir wandern beide in das Märchenland.
Wir suchen uns den Weg mit stätem Schritt
Wohl aus der Welt; gib mir die Hand, geh mit!

Das Märchenland! Wer weiß, wie schön es ist!
Es lacht das Feld, vom Sonnenlicht geküßt.
In Garben steht das Korn vom letzten Schnitt,
Es träumt die Luft; gib mir die Hand, geh mit!

Am Wegesrain wir sitzen sorgenlos.
Am Himmel steht die Sonne leuchtend groß;
Auf goldnen Wolken geht ihr stiller Ritt
Zum fernen Meer; gib mir die Hand, geh mit!

Des Arbeitstages wüster Sorgenbrand,
Er leuchtet fern nur in das Märchenland.
Gestorben ist, was Eins von uns nur litt, —
Gib mir die Hand, mein Liebling, und geh mit!

Münster i. W. Theodor Voigt.

Digitized by Google

Neueste Frauenlyrik.

Skizze von E. M. Hamann in Gößweinstein i. Oberfr.

Katholischerseits liegen für die Weihnachtssaison drei lyrische Neuerscheinungen vor, sämtlich von weiblichen Autoren. Zwei der Sammlungen sind sogen. Ersterscheinungen; das andere ist das dritte betr. Werk einer auf diesem Gebiete schon (bei uns) allgemein anerkannten Kraft; alle drei geben Zeugnis von der eigenen Existenzberechtigung.

Wir wissen es längst: das Spezifische der Lyrik beruht nicht in erster Linie auf der für die Liedkomposition typischen melodiösen Raumbeschränkung. Ein Gedicht mag von allen lyrischen Tonmeistern der Welt als für ihre Zwecke ungeeignet erachtet werden und doch das wesentlichste Merkmal des Liedes besitzen: den Gesangston, der in das „Ohr der Seele" dringt, auf den diese, um mit dem gewaltigen Pionier im Reiche der Weltliteratur, Herder, zu sprechen, wie „auf Fortklang horcht und in ihm fortschwimmt", ohne daß — wenigstens unter der ersten Einwirkung — der ästhetische Intellekt sich mit nachmessendem Vers- und Silbengesetze hervorzudrängen wagt.

Selbstverständlich braucht eine derartige Schöpfung nicht die einsichtige Kritik zu scheuen, die zu rechter Zeit und am rechten Orte der Wahrheit jenes anderen Herderschen Urteils eingedenk bleiben wird: „Die feinste Verbesserung, die sich gibt anstatt den Sänger zu geben, ist ihr (der auf den „Fortklang" horchenden Seele) widrig als

— purer, purer Schneiderscherz
und trägt der Schere Spur
— nichts mehr vom großen vollen Herz
der tönenden Natur."

Wer in einem lyrischen Bande mäßigen Umfanges nur ein paar Dutzend solcher auch künstlerisch selbstberechigter Gebilde findet, der mag sicher sein, auf der Spur eines berufenen Dichters zu wandeln. — Von diesem Gesichtspunkte aus dürfen wir uns zur Veröffentlichung der drei erwähnten Bücher beglückwünschen.

Digitized by Google

Am impulsivsten unter ihnen gibt sich „Erwachen“ [1]) von Hedwig Dransfeld. Von letzterer sind seit einiger Zeit verschiedene lyrische Proben in die Öffentlichkeit gedrungen: als geschlossene Dichterpersönlichkeit erscheint sie zum erstenmale hier. Geschlossen — beileibe nicht abgeschlossen. Sie steht noch im Sturm und Drang, wenngleich nicht mehr mitten inne, so daß sich das Resultat ihres Ringens: harmonische Abklärung, sieghaftes Überwinden aller den Künstler in ihr hindernden Erdenschwere, bereits jetzt feststellen läßt. Vorausgesetzt, daß ein eiserner Schicksalswille sie nicht niederzwingt.

Ich denke, ich habe leicht prophezeien, wenn ich heute schon sage: „Erwachen“ wird „einschlagen“. Der Verlag scheint auch dieser Meinung gewesen zu sein, denn er setzte das Abbild einer aufgehenden Sonne auf die Titeldecke. Mit Recht, denn gerade das ist Hedwig Dransfelds bis hierher entwickeltes Talent; aus der flutenden Morgenröte erhebt sich das Tagesgestirn, aber noch getaucht in tiefrote Glut — das weiße, stäte Gestrahle ist vorbehalten für spätere Stunden. In einer Hinsicht paßt das Gleichnis freilich nicht: die Kraft des Mittagslichtes ist schon da: als einer der ersten Eindrücke von „Erwachen“ löst sich derjenige unwiderstehlich vordringender Unmittelbarkeit ab. Auch die Reife macht sich geltend, sowohl in der Technik wie in der Schlußfolgerung: kaum eine Unebenheit, eine Lücke hier und dort. Dennoch kann man des Genusses nicht immer froh werden — es gibt eben auch schmerzliche Genüsse.

Freiheit.

Wie durch die Wipfel der Herbstwind pfeift!
Wie die Kronen wirbeln und schwanken!
Brausende Lüfte! — Und unten schleift
Müde mein Fuß durch Gräser und Ranken.
Sturm, du mein junges, todwildes Roß,
Könnt' ich mit dir den Weltritt wagen!
Heb' mich empor aus dem schleichenden Troß,
Einmal sollst du mich tragen.

Ach so enge, so enge mein Haus
Und der Jahre wiegender Reigen!
Breite die nächtlichen Schwingen aus,
Einmal will ich zur Sonne steigen.
Tief in den grauenden Weltraum hinein! —
Laß die Erde in Nacht versinken . . .
Einmal will ich dich himmelrein,
Atem der Wolken, trinken.

Hülle mich ein, du geheiligter Hauch!
Und mein irdisches Hassen und Lieben
Laß zerflattern wie Nebelrauch,
Laß wie Winterflocken zerstieben.

[1]) Köln 1903, J. P. Bachem.

Digitized by Google

Sieh, wie die Sehnsucht mein Mark verzehrt
Nach den Festen, den ewigen, grauen . . .
Keiner, den irdisches Hoffen beschwert,
Darf in den Himmel schauen.

Höher und höher! — — Und ist mir ein Grab
Dann auch bereitet auf ragenden Klippen, —
Frei noch im Sterben stürz' ich herab,
Küsse die Erde mit blutenden Lippen.
Dreimal gesegnet, sinkender Tag!
Nein, deine Sonne hat nicht gelogen . . .
Ob ich auch lange am Boden lag,
Einmal bin ich geflogen.

Das ist ja wohl Urkraft? Aber die Hand des Herrschers Schmerz liegt auf ihr. „Sieh, wie die Sehnsucht mein Mark verzehrt", und „Küsse die Erde mit blutenden Lippen": das ist, nach „Erwachen", Hedwig Dransfelds Lebensgeschichte. Die Geschichte eines — man spürt es — noch jugendlichen und zwar trotz allem jung-*starken* Menschen, dessen innerstes „Mark" alle zehrenden Gewalten überdauern wird. Keine Spur von Sentimentalität im landüblichen Sinne. Weiche Töne: ja; aber vorwiegend ein bewußtes Aufringen und — Ertragen, allerdings unter dem Drucke heißempfundenen Wehgefühls. Und man sieht schon jetzt: auch für sie erweist sich der Kreuzesweg als der Königsweg. Wenig eigentlich Religiöses in dem Buche und selbst das bisweilen nur zwischen den Zeilen, aber dies wenige (ich erinnere z. B. an den prachtvollen Zyklus „Bitten") deutet durchaus auf die Richtung der Tiefe und Größe. Doch scheidet sich dieses Resultat noch nicht rein aus. Kein Zweifel: über „Erwachen" liegt nicht nur der Glanz, sondern auch stellenweise die Schwüle poetischer Sonnenglut. Keine abstoßende oder auch nur verletzende Sinnlichkeit; aber brennender Glücksdurst, auch in der Tropenzone der Leidenschaft. Und manches *kühn* impulsive Wort, ohne daß die gebotene Grenze überschritten wäre.

Dabei zarte Empfänglichkeit für alle Reize verschiedenartiger Naturstimmungen, nur daß *vor* jeder der letzteren der Autorin *eigene* Stimmung steht. Wenn je einer die Bedeutung aufgezwungener — nicht gesuchter — Natursymbolik durchkostet hat, so ist sie es.

Auch zum Tat twam asi dem Nächsten gegenüber rang sie sich durch; schon dringt aus der Tiefe der Selbsterfahrung ihr verstehender Blick zu den Tragödien in Anderer Brust. Und mit farbenglühendem Stifte zeichnet sie diese Schicksale hin (s. „Ertrunken", „Im Winkel der Ehrlosen", „Hungersnot", „Schuld", „Mangel", „Pharisäer", „Ich sah den Herrn" ꝛc.)

Einiges in der Sammlung möchte ich unterdrückt sehen als nicht organisch zu der hier sich vollziehenden Offenbarung einer ursprünglichen menschlichen und dichterischen Persönlichkeit gehörend (z. B. IV. Teil von „Verlassen", „Wilder Mädchen drei" u. a.). Aber einen wesentlichen Abbruch tut solch vereinzelter

Digitized by Google

„Abfall" dieser Ursprünglichkeit nicht, die auch hergebrachte Themen schöpferisch behandelt und aus der Brust des Dichters die Regenbogenbrücke zum Herzen des Lesers baut.

Ein document humain ist ebenfalls „Meine Welt"[1]) von M. von Ebenstein, der bekannten Prosaepikerin, deren erster Gedichtband sich äußerlich als ein „Bändchen" repräsentiert, inhaltlich jedoch ein auffallend abgeklärtes Charakterbild darstellt. Der Genuß, den diese Sammlung religiöser und Natur-Lieder bietet, (nur wenige Nummern tragen nicht durchaus dieses Gepräge) liegt weit ab von stürmischer Bewegung, gibt sich als das Geschenk einer Excelsior-Natur, die auf steilem Wege zur Krone sich emporkämpfte. Schmerzenstiefen tun sich vor uns auf, aber das Licht, das sie deckt, dringt aus gottüberwundener Vergangenheit, friedengefesteter Gegenwart und beseligender Zukunft. Dabei die Befähigung künstlerisch unmittelbarer Wiedergabe äußerer und innerer Wahrnehmungen und Erfahrungen, die feinnervige Handhabung eines eng dem Gedanken und der Empfindung sich anschmiegenden Wortgewandes. Poetische Einfachheit in Auffassung und Ausdruck; just das ist eines der Hauptreize dieser anziehenden Dichtungsweise. Und gradlinige Wahrhaftigkeit — keine einzige Selbstbemäntelung und Selbstverklärung. Auch keine Klagen um versagte Güter; dagegen dankbar lebendiges Festhalten des schwer Errungenen und gnadenvoll Gewährten. „Meine Welt" ist ein Büchlein zum Liebhaben, und viel Liebe wird es ernten wie — säen. Seltsamerweise ist der Reim ein ziemlich seltener Gast darin, und wo er auftritt, wirkt er kaum so eindringlich wie das mit so augenscheinlichem Vorzuge geübte reimlose Metrum. In dieses kleidet die Autorin selbst die intimsten Seelenvorgänge wie in einen Schleier von Klangtiefe und -schönheit.

Ego sum!

Sie fragen mich: wie ich den rechten Weg gefunden
Aus Irren und aus Dunkel
Zurück zu dir, mein Gott! — — —
Wohl hab' ich allzeit dich gesucht,
Doch blind war mir das Aug' geworden
Im Glühlicht eitler Lust;
Drum sah ich dich nicht mehr!
Wohl rief ich laut nach dir,
Doch meine Stimm' verhallte
Im lauten Jauchzen weltlich eitler Lieder!
Wohl rang mein Herz nach dir in mancher Stunde —
Doch ach! vergessen war das rechte Wort,
Das zu den reinen Höhen konnte dringen.
So lief ich auf der breiten Straße fort,
Brach üpp'ge Blumen mir im bunten Lebensgarten,
Trank süßen Wein aus tiefen Purpurschalen

[1]) Münster i. W. 1903, Verlag der Alphonsus-Buchhandlung.

Digitized by Google

Und stimmte ein im lauten, wilden Chor:
Vom köstlichen Genuß des seichten Erdenlebens!
Da faßte plötzlich deine feste Hand nach mir,
Da klangs im Donner mir entgegen:
„Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst nicht andre Götter haben
Neben mir!"
Ich wankte bebend von dem Abgrund fort —
Und schritt durch rauhe Dornenhecken,
Durch wild Geröll, auf schmalen Pfaden der Entsagung,
Zur Hürde, wo viel weiße Schäflein ruhten,
Gar sanft behütet von dem Guten Hirten.
So fand ich einst den Weg zurück zu Gott!
Es hat der Allerbarmer mich gefunden und gerettet!
Nur er allein hat je und je gewußt,
Daß ich ihn stets gesucht, gerufen und geliebt!
Drum bot er mir die feste Gnadenhand
Und führte mich den ernsten Weg der Buße
Zurück als selig Kind
Zur teuren Mutterkirche.
Nun hör' ich überall,
Im Wellenrauschen und im Sturmesbrausen,
Im Donnerrollen und im Klang der Glocken,
Im Vogellied wie in des Herzens jagend Hämmern,
Des großen, allgewalt'gen Vaters Erstgebot:
„Ich bin der Herr, dein Gott,
Du sollst nicht andre Götter haben
Neben mir!"

Daß sie auch den absoluten Liedcharakter zu treffen vermag, zeigt:

Abend.

Ein Tag vollbracht!
Die Abendglocken klingen,
Leis naht die Nacht,
In Frühlingsblütenpracht
Die Nachtigallen singen . . .

Still liegt die Welt!
Der Wind raunt durch die Bäume;
Vom Himmelszelt
Ein Sternlein fällt . . .
Der Wald spinnt duftge Träume.

Fürwahr eine einzig schöne Illustrierung ihrer eigenartigen Begabung, uns, wie ein sehnend Kind, an das Herz der Natur zu legen. Aber auch die Urgewalt, die Majestät der großen Mutter, weiß sie uns nahe zu bringen (s. u. a.

Digitized by Google

„Windsbraut", „Im Wald") und mystische Natursymbolik in hochpoetischen Bildern zu verkörpern:

Dämmervision.

Ruhe ringsum . . .
Im schleppend grauen Mantel
Schleicht sachte der Tag
Zur heimlich harrenden Nacht.
Aus dunklem Walde,
Aus dampfenden Wiesen,
Im Nebel der Berge lockt sie in Sehnsucht.
Wie kühlende Winde
Haucht leise ihr Atem,
Und durch den schleifenden, schwarzen Schleier
Schlingt schattend sie sich
Ein Kränzlein von Mohn
Und blauen Violen . . .

Schon sinken des Tages ermattete Glieder —
Da rafft er sich auf
Und flammet in purpurnen Wolken
Jauchzend noch einmal empor!
Weit die Arme, die sehnenden, öffnend,
Umschlinget den Sterbenden,
Wie eine zärtliche Mutter ihr Kind,
Die finstere Nacht.

Unter flimmernden Sternen,
Vom Mondstrahl umzittert,
Liebkost sie den Toten,
Bis schimmernd im Morgenrot
Er jungschön ersteht:
Ein neuer sonniger Tag
Im ewigen Wechsel der Zeiten.

Auch in „Meine Welt" dürfte nach meinem Geschmacke das eine oder andere als (relativ) nicht vollgiltig fehlen („Dir zum Preis", in dessen erstem Verse es, nebenbei gesagt, heißen müßte: „Ewig waches Vaterauge", „Des Frühlings Spur", „Es lastet so schwer der neblige Tag", „Wintersturm", „Aschermittwoch"); hie und da ist eine rhytmische Unebenheit zu verzeichnen. Dankenswert sind die der Sammlung beigegebenen Nachdichtungen aus Paul Verlaines ergreifender „Sagesse".

Eine schön ausgereifte Frucht aus dem Garten wahrer Poesie reicht uns M. Herbert in „Einsamkeiten"[1]). Dieses Werk erfüllt alle Verheißungen, welche der erste Gedichtband derselben Verfasserin: „Geistliche und weltliche Ge-

[1]) Köln 1903, J. P. Bachem.

Digitized by Google

dichte", umschloß und die der zweite: „Einkehr", nicht durchaus bestätigte. Kurz: beide Sammlungen werden von dieser dritten überholt. Das reflexive Moment tritt bedeutend mehr zurück, die Technik erfährt sorgsamere Behandlung; wo dennoch Verstöße gegen ihre Gesetze vorkommen, sieht man sie der Genialität des Talentes nach, das nicht über gegebene Schranken setzen *will*, aber es im Drange innerer Nötigung wohl *darf*.

Nie hat M. Herbert sich persönlicher und zugleich von der Eigenpersönlichkeit losgebundener gezeigt als in „Einsamkeiten". Des „Herzens Schlag" durchzittert jedes Blatt. So unwiderstehlich rauscht der Harmonien-Wogenschlag, dessen mitreißende Strömung das unmittelbare Gefühl, dessen Wellenglanz die Gedankentiefe und Sprachschönheit bildet, an uns heran, daß wir nur ihn empfinden — und daß wir vergessen, nach Genesis und Kausalkette des Textinhaltes zu fragen.

Der Verlag läßt auf der Titeldecke eine Lilie aufragen: ein edles, ein *verdientes* Symbol. Denn Reinheit steht als Hüterin am Eingange in dieses der Kunst erbauten Tempels — Reinheit, die nicht mehr Unwissenheit, sondern, um Hedwig Dransfelds Ausdruck zu gebrauchen, „heiliges Wissen" ist. Ja, heiliges Wissen: von eigener und anderer Seelennot, von Lust und Qual, von Verlangen und Entsagen, von bitterem Glücksabschiede und Vereinigung mit Gott, der allein die Trostbedürftige leiten kann aus der

Verdunkelung.

Und häuft' ich tausend gute Taten
Auf meine Schuld — du sähst sie doch.
Und höb' ich stolz auch meine Stirne,
Die Schultern trügen schwer am Joch.
Und wollt' ich lange Nächte weinen
Viel Tränenfluten uferlos,
Sie würden doch den Stein nicht schwemmen
Aus meiner Seele tiefstem Schoß.
Ich muß auf deinen Engel warten,
Der Regung in die Wasser bringt,
Ich muß auf eine Stunde harren,
Die ferne von Erlösung singt.
Ich muß in aller Stille gehen
Bis deine Stimme zu mir spricht,
Bis leuchtend aus des Lebens Nächten
Der erste Strahl der Sonne bricht.

Die über sich selbst sieghafte Sehnsucht spricht ein ernstes Wort in diesem Buche, welches fast nichts enthält, das nicht berechtigt wäre in sich. In weißem Gewande, mit dem Purpurdiadem keuscher Leidenschaft schreitet die Liebe ihren Weg, der sie durch Leid und Trennung hinführt an die Stufen des Altars, wo sie einsam kniet, dem Lenker der Welten sich selber opfernd und Gnaden,

Digitized by Google

ungezählt, aus seiner Hand entgegennehmend. Das ist alles so echt weiblich — und tritt so menschlich groß zutage.

Auch die anderen bekannten Themen M. Herberts finden schöne Ausgestaltung: die Zärtlichkeit der Mutter und der Tochter, das heiße Erbarmen mit den Gedrückten, das tiefe Verstehen des Schönen in Natur und Kunst, die treue, nie abebbende Heimatliebe — und das zarte, schicksalsbange Tasten nach nahender Freude:

Zitterndes Glück.

Du kleines, zages, zitterndes Glück,
Das ich an meinem Wege gefunden,
Wie ein Vöglein dem Neste entschlüpft,
Dem noch die Kräfte zum Fluge gebunden:
Leise schließ ich die Hände um dich!
Sanft wie das Vöglein, so muß ich dich tragen;
Regst wohl die Schwingen so bald, ach! zu bald,
Um deinen Flug in die Ferne zu wagen.
Du armes, kleines, zitterndes Glück!
Hab' doch dein Herz an dem meinen gespüret.
Ein Funke von deiner zündenden Glut
Hat meine wartende Seele berühret.

Die zweite Abteilung des Bandes gilt ausschließlich dem Dienste des Höchsten; sie besteht aus den ergreifenden, nicht selten erschütternden „Gebeten" und dem eigenartig bedeutenden Zyklus „Ordo Missae". Ich sehe die Einzelausgabe dieser Serie voraus; jedenfalls dürfte sie sich lohnen. Als Illustrierung setze ich eine einzige Strophe her:

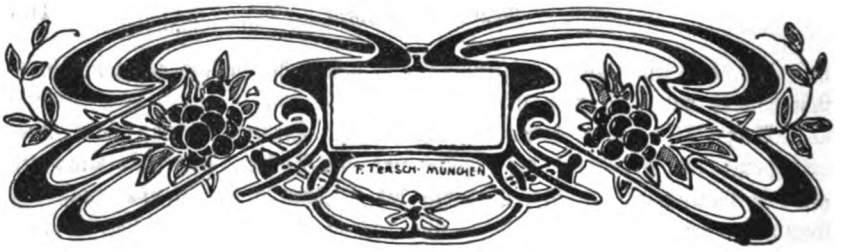
Per omnia saecula saeculorum.

Durch das Jahrhundert der Jahrhunderte
Sei hochgelobt! Nie sei dein Tod vergessen!
Es lebe deiner Lehre Gotteskraft
Durch Raum und Zeit — unendlich, unermessen!
Ein Bild von Staub bin ich, ein Sandkorn nur,
Du aber bist der starke Herr der Zeiten,
Und meine Seele fliegt wie ein Atom
Dir zitternd nach in deine Ewigkeiten.

Der dritte Teil umschließt Legenden bzw. Sagen in reizvoller dichterischer Ausgestaltung. Alles in allem: eine Fülle poetischen Innenlebens, wie man es sobald nicht auf gleich beschränktem Raume wiederfindet.

Mögen denn die drei besprochenen Bücher in der Leserwelt den ihnen zukommenden Platz erobern und behaupten!

Digitized by Google



Jugendschriften.

Referat von Dr. Thalhofer in Donauwörth.

Nachstehende Notizen über das im letzten Monat eingelaufene und geprüfte Material sollen als Ergänzung zum „Verzeichnis empfehlenswerter Jugendlektüre“ für Weihnachten 1903 und dem im „Literarischen Ratgeber für Weihnachten 1903“ [1]) erstatteten Referate dienen.

Als vorzügliches Bilderbuch für alle Stufen ist uns erst vor kurzem die vom Leipziger Lehrerverein herausgegebene „Ludwig-Richter-Gabe“ [2]) bekannt geworden. Hier haben wir um 1 Mark sechzehn gut reproduzierte Blätter aus verschiedenen Richter-Cyklen. Nicht so rasch, wie Richters sonnige Poesie, tut sich der nordisch herbere, aber malerisch, wie inhaltlich, reichere Spekter dem Betrachter auf. Wer sich aber einmal in ihn hineingeschaut hat, wird sich freuen, daß mit dem Texte des Grimmschen „Märchens vom Brüderchen und Schwesterchen“ [3]) nun die ersten Zeichnungen dazu (12 Blätter) uns neu vermittelt werden, es ist eine schöne Gabe für Kinder von 9 Jahren ab. Einen eigenartigen Versuch von kindestümlicher Textillustration macht der Verfasser des vielbesprochenen Buches „Herzhafter Unterricht“, H. Scharrelmann, in seinem prächtigen Erzählungsbuch „Aus Heimat und Kindheit und glücklicher Zeit“ [4]). Sch. will offenbar die Dinge so vereinfacht geben, wie sie das Kind sieht. Ich wage nicht, ohne Probe mit Kindern ein Urteil über diese Bilder abzugeben, empfehle aber die Geschichten als köstliche Gaben eines echten Dichters. Sch. macht bei diesen alltäglichen Geschehnissen uns und der Jugend die Augen auf, daß wir selbst sehend werden. Die einzige „Finkengeschichte“ wiegt zehn Bändchen der üblichen mühsam erfundenen Jugenderzählungen auf. Von den unter dem Namen „Kinderfreude“ [5]) erschienenen Erzählungen liegen uns das V., VI., VII., VIII. Bändchen vor. Gut sind nur die kleinen Erzählungen von Helene Hausen des VII. Bändchens; sie zeigen eine tüchtige Beobachtungs-

[1]) Herausgegeben von der Redaktion der „Literarischen Warte“, München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

[2]) Leipzig 1903, Dürr.

[3]) Hamburg 1903, Alfred Janssen.

[4]) Hamburg 1903, Alfred Janssen.

[5]) Freiburg 1903, Herder.

Digitized by Google

gabe für das Sinnen und Treiben der Kleinen. Die übrigen leiden an bedenklichen Übertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten; einzelne gute Partien enthält auch das VIII. Bändchen. Auch aus den neuen Bändchen (21—24) der „Jugenderzählungen“ [1]) kann höchstens „Der verhängnisvolle Steinwurf“ von Meidorf insoweit empfohlen werden, als mit dem Buche ein paar Stunden gut verbracht werden können. Der mir zur Verfügung stehende Raum erlaubt es nicht, all die Aussetzungen, die ich mir bei eingehender Lektüre notiert habe, hier zum Abdruck zu geben. Ich frage mich immer wieder: Wozu denn diese Serien von Jugendgeschichten, die bei dem einigermaßen fein empfindenden Leser nur das Gefühl des Gequälten, Gemachten, Unwahren zurücklassen? Die Jugend ißt ja dieses Zeug und verdaut es auch, eben so leicht wie unreifes Obst. Warum lassen denn aber die Verleger das Gute, das in manchen der Geschichten steckt, nicht ausreifen? Freilich nicht durch Ablagern, denn dadurch wird ein schlechter, unreifer Apfel nie gut, sondern indem sie endlich einmal von dem Wahne sich frei machen, sie müßten alle Jahre eine Serie von Neuheiten herausbringen, und sich begnügten, alle Jahre eine ganz gute Erzählung uns und der Jugend zu schenken. Die würden dann auch nicht so rasch veralten, und so doch den Verleger auf seine Kosten kommen lassen. Da enthält z. B. Bd. 24 die Erzählung: „Seines Vaters Schutzengel“ von L. Heitzer. Aus dem sehr geschickt gewählten Vorwurf hätte etwas werden können, gute Ansätze sind da; so aber haben wir in der sichtlich rasch hingeschriebenen Arbeit ein halbfertiges Produkt, das eben mit den anderen im allgemeinen Chaos einige Zeit lang als Verkaufsobjekt herumwirbelt und dann mit der wirklich billigen Ware vom Strudel der Vergessenheit verschlungen wird.

Man nehme dagegen die ebenfalls mit dem sozialen Problem sich beschäftigende amerikanische Erzählung von Miß Cummins „Mabel Vaughan“ [2]), neu bearbeitet von Charlotte Schmid. Es ist kein vollkommenes, aber ein gutes Buch; die Verfasserin sieht die Dinge so und stellt sie in breiter Ausführung so hin, daß man an sie glaubt und von ihnen innerlich erfaßt wird. Allerdings glaube ich nicht, daß die Verfasserin sich vorgenommen hat, ein Buch von so viel Seiten zu schreiben, daß es zu einem bestimmten Preis in eine Jugendschriftenserie hineinpaßt.

Auch von den Jugendzeitschriften, die ich lange Jahre hindurch verfolgte, habe ich mir nichts mehr zu erwarten gewagt. Da ist mir die Prüfung des letzten Jahrganges der „Jugendblätter“ [3]) (Gegründet von Isabella Braun, nun geleitet von Lothar Meilinger) zu immer freudigerem Lesen, Schauen und Genießen geworden. Ich weiß nicht, soll ich den Text oder die überraschend wertvollen Bilder und Zeichnungen mehr loben. In beiden waltet der rechte Sinn; Ernst und Humor, dichterisch Gestaltetes und schlicht Belehrendes, wechseln

[1]) Köln 1903, Bachem.
[2]) Leipzig 1903, Abel & Müller.
[3]) München 1903, Verlag der Jugendblätter.

Digitized by Google

im richtigen Verhältnis, ein heimatlich bayrischer, ja wir möchten fast sagen Münchner Grundton geht durch das Ganze; zur hohen Festeszeit fügen sich dem auch schöne religiöse Akkorde ein.

Hübners „Jugendfreund“ [1]) (Jahrgang 1903) kann dagegen weder inhaltlich noch technisch befriedigen, auch Sohnreys „Landjugend“ [2]) bietet nur vereinzelt Gutes. Für die III. Stufe (10—12 Jahre) käme noch in Betracht Hübners „Maiglöckchen“ [3]), Erzählungen und Schilderungen aus dem Leben Kaiser Wilhelms II. und der Kaiserin Auguste Viktoria. Ich habe bei der Lektüre dieses bereits in 5. Auflage erschienenen Buches ein gewisses Unbehagen nicht losgebracht. Ich will nicht sagen, daß der Ton byzantinisch ist, aber doch triefend vor Bewunderung und Lobrednerei. Gut sind die mitgeteilten episodischen Züge aus dem Leben der behandelten hohen Personen. Eingreifende geschichtliche Aktionen, wie z. B. die Arbeiterfürsorgegesetze, den Monarchen allein zuzuschreiben, wie es H. an zwei Stellen tut, ist Geschichtsverdrehung, auch die antisozialistischen Auslassungen sind nicht ohne Einseitigkeit. Der Stil mancher Partien erinnert an mindere Zeitungserzeugnisse. Wir können darum das Buch als Ganzes nicht empfehlen, einzelne Partien werden als Familienlektüre erfreuen.

Welch ein erfrischendes Buch ist dagegen Bronners „Bayerisch Land und Volk (diesseits des Rheins) in Wort und Bild“ [4]). Es ist wahrhaft ein Hausbuch für jung und alt. Wenn wir für unsere Jugend nach Büchern suchen, die auch die Erwachsenen mit ihr gerne lesen, wenn wir Bücher wollen, die der Knabe, das Mädchen, nicht bloß einmal durchjagt, sondern die das junge Herz langsam an sich ziehen, allmählich bereichern, dann haben wir in diesem Buche das Erwünschte gefunden. Nicht in trockenen, systematischen Paragraphen, sondern mit frischen Skizzen führen verschiedene, wohl kundige Verfasser den Leser durch alle Teile Bayerns; durchwandern mit ihm die Alpentäler, die Hochebenen, Stadt und Land. Sie erzählen dazu vom Boden und dessen Erzeugnissen, von der Hände- und Kopfarbeit der Bewohner, von alten Sagen und Geschichten, vom Glauben und von der Sitte der Väter, kurzum von allem, was den erfreut, der seine Heimat liebt. Ich will nicht sagen, daß alles gleich gut geraten ist. Einzelne Partien über Geschichte und Kunst lassen Wünsche übrig; hiefür ist aber manches ausgezeichnet gearbeitet, wie z. B. die vergleichende Charakteristik des bayerischen und schwäbischen Volkscharakters. Dem wieder erwachenden Interesse an Heimatkunde kommt das Werk in vorzüglicher Weise entgegen. Der Jugend kann es mit seinem abwechslungsreichen, belehrenden wie unterhaltenden Inhalt, mit seinem Ernst und Humor, und wegen der sorgfältigen Vermeidung alles Be-

---

[1]) Breslau 1903, Görlich.
[2]) Berlin 1903, Werneck.
[3]) Breslau 1903, Görlich.
[4]) Mit 225 Autotypien nach photogr. Aufnahmen u. Bildern von Achleitner, Hoffmann, Kellerer, Mayer-Kassel und 150 zumeist Originalaufsätze. II. Auflage. München, Kellerer.

Digitized by Google

denklichen eine ganze Serie der sonstigen Jugendschriften reichlich ersetzen. Wir konnten das treffliche Buch noch unserem Verzeichnis einfügen, wie auch die im gleichen Verlag erschienenen trefflichen „Gedichte für die Jugend“ [1]) von August Kopisch.

Der reiferen Jugend hat der Hamburger Jugendschriften-Ausschuß gleichsam einen Busch frischer Feldblumen verehrt mit seiner Auswahl aus Hebels „Alemanischen Gedichten“ [2]), mit hochdeutschen Übertragungen von Robert Reinick und Bildern von L. Richter. Stark heimatlichen Erdgeruch atmen auch einige Erzählungen, die wir der reiferen Jugend zum Teil in die Hände wünschen. So Spillmanns neueste Erzählung aus den Wirren des Parteikampfes eines kleinen schweizerischen Freistaates zu Beginn des 18. Jahrhunderts „Der schwarze Schuhmacher“ [3]). Ich habe mich bei dieser erquickenden Lektüre reichlich entschädigt für die Qualen, die mir seine kleinen Missionsgeschichten bereitet haben. Auch Hartens „Heimchen“ [4]), eine Mädchengeschichte, gibt ein gutes Stück echten, wahren Lebens. In Wibbelt erwächst uns, wie es scheint, ein kräftiger Dialektdichter. „Wildrups Hoff“, „Hus Dahlen“, „de Strunz“ [5]), verdienen eine Spezialbesprechnng in der „Liter. Warte“. Ich selbst kann jetzt nur darauf hinweisen, da mir die münsterländische Mundart noch zu wenig vertraut ist, um das Gold zu schürfen, das ich blitzen sah. Die Tagebuchblätter Wibbelts aus der Einjährigenzeit „Im bunten Rock“ [6]) haben doch zu wenig Eigenartiges und Ausgereiftes, um allgemein zu interessieren. Ein bemerkenswertes Buch ist Herman Jahnkes „Im Waldwinkel“. Es schildert das „Leben und Streben eines ostmärkischen Bauernjungen“, wir atmen bäuerliche und pietistisch-religiöse Luft. Wollte ich einen jungen Menschen in das ehrliche, tüchtige Leben und Sinnen dieser Menschenart einführen, so würde ich mit ihm das Buch lesen; bedingungslos empfehlen kann ich es nicht. Auch die aus gut protestantischem Leben herausgewachsenen „Erzählungen eines Dorfpredigers“ [7]) von Fedderſen und „Gestalten und Gewalten“ [8]) Sohnreys (die hinter den Bergen) fordern einen reiferen Lesekreis, als es unsere Jugend ist. Besonders bei Sohnrey, der viel bedeutender als Fedderſen ist, sind die „Gewalten“ mit einem starken Realismus hingestellt.

Der von mir bei Kümmel bisher vermißte Humor quillt nun lustig in dem neuesten Bändchen des beliebten Erzählers „Auf der Sonnenseite“ [9]). Leider schlägt er ein paarmal in politisierende Satire um, und in der historischen Erzählung aus der Säkularisation trägt der Apologet zu dicke Farben auf. Im ganzen ist mir der behäbigere und auch mehr lachende Lebensweisheit

---

[1]) Herausgegeben von der Jugendschriftenvereinigung des Bezirks-Lehrer-Vereins München.
[2]) Leipzig 1903, Wigand.
[3]) Freiburg 1903, Herder.
[4]) Köln 1903, Bachem.
[5]) Essen-Ruhr 1903, Fredebeul & Koenen.
[6]) Essen-Ruhr 1903, Fredebeul & Koenen.
[7]) Hanau 1903, Clauß.
[8]) Göttingen 03, Vandenhoeck & Rupprecht.
[9]) Freiburg 1903, Herder.

Digitized by Google

in sich bergende Humor Wichners lieber, doch weiß ich auch so prächtige Stücklein, wie Kümmels „Das schwarze Liserl" und die „Pelzhaube", wohl zu genießen. Letztere historische Novelle kommt Riehls Sachen nahe. Damit ist sehr viel gesagt. Die älteste deutsche Dorfgeschichte „Meier Helmbrecht"[1]) ist wohl von Dr. Wohlraba so bearbeitet, daß sie der Jugend unbedenklich in die Hand gegeben werden kann, doch scheint sie mir heute nur literarhistorischen Wert zu besitzen.

Aus der naturkundlichen Literatur wäre nachzutragen: Bertholds „Darstellungen aus der Natur"[2]), durchgesehen von L. Borgas. Neben manchen Vorteilen ist die Anlage des Werkes zu systematisch und der Ton zu lehrhaft. Auch Peters „Die Tierwelt im Lichte der Dichtung"[3]) kann der Jugend nicht unbedingt empfohlen werden. Es ist eine staunenswerte Sammlung des einschlägigen Stoffes, wertvoll für die Hand des Lehrers oder Bearbeiters von Lesebüchern. Zu den Büchern, die naturwissenschaftliche Kenntnisse vermitteln wollen, könnte man auf die Kolonialerzählungen Falkenhorsts rechnen; Harpyia[4]), eine Erzählung aus Venezuela, und „Unter den Kanuken"[5]). Doch ist das dichterische Gewand, in das die Stoffe gekleidet sind, zu fadenscheinig, als daß man wirkliche Freude daran haben könnte.

Als praktische Bücher, die mehr bieten als sie vermuten lassen, können empfohlen werden: J. v. Elz, „Das goldene Anstandsbuch" und „Das kleine Anstandsbuch"[6]); ein maßvolles, prächtiges Büchlein ist auch Sophie Christs „Taschenbüchlein des guten Tones"[7]), während wir das einseitige Werkchen von Peters, „Das junge Mädchen im Verkehre mit der Welt"[8]), ablehnen müssen.

Nach den Referaten unseres Mitarbeiters Bruno Clemens können wir weiter empfehlen: Schwabs „Sagen des klassischen Altertums", bearbeitet von L. Engelmann, und Schwabs „Sagenbuch"[9]), für die Jugend bearbeitet von Otto Kamp und Emil Engelmann. Der Text ist gut bearbeitet, die Bildertafeln sind vorzüglich. Eine geschickte Darstellung der germanischen Götterlehre gibt H. Möbius in „Deutsche Götter- und Heldensagen"[10]); ebenso versteht es Schalk, die Eddasagen, die Frithjofssage, die von Beowulf, jugendgemäß einzukleiden in dem Buche „Nordisch-Germanische Götter- und Heldensagen"[11]). Der reiferen Jugend kann in die Hände gegeben werden: „Oberon, der Elfenkönig, oder Ritter Hüons Abenteuer"[12]), für die Jugend erzählt von Prof. Dr. A. Müller. Für sie ist auch die historische Erzählung aus der Zeit der englischen Königin Elisabeth, „Der kleine Sänger von Stratford"[13]) von John Benk, geschrieben. Leider ist sie hie

[1]) Halle 1888, Tausch & Grosse.
[2]) Köln 1903, Bachem.
[3]) Leipzig 1903, Seemann.
[4]) Dresden 1903, Köhler.
[5]) Dresden 1903, Köhler.
[6]) Essen-Ruhr 1903, Fredebeul & Koenen.
[7]) Mainz 1903, Kirchheim.
[8]) Mainz 1903, Kirchheim.
[9]) Stuttgart 1903, Löwe.
[10]) Dresden 1903, Köhler.
[11]) Oldenburg 1903, Stalling.
[12]) Leipzig 1903, Abel & Müller.
[13]) Köln 1903, Bachem.

Digitized by Google

und da etwas abenteuerlich, doch überwiegt das Gute. Ungleichartig sind auch die von Karsten Brandt herausgegebenen Lebensbilder hervorragender Männer: „Aus eigener Kraft“[1]). Wenn es trotzdem empfohlen werden kann, geschieht es wegen der gewählten, wirksamen Persönlichkeiten. Wenn auch nicht als in erster Linie empfehlenswert, so doch immer als brauchbar, sind zu erwähnen: Menghins „Fürst und Vaterland“[2]), ein Jahr aus dem Leben eines Habsburgers in Tirol, Hennes „Berühmte Seefahrer und Entdecker“ und „Die Kreuzzüge“[3]), Arens, Pius „Graf des Entans d'Avernas“[4]), Erinnerungsblätter an einen edlen deutschen Jüngling. Ganz abzulehnen ist „Odyssee“[5]), in der Sprache der Zehnjährigen erzählt von Helene Otto. Auch die Vorrede Berthold Ottos hat Referenten nicht überzeugen können, daß es irgend welchen Wert habe, Homer so aufzulösen, daß von ihm nichts übrig bleibt als Namen und Gerippe.

Eben als ich diese Ergänzungen abschließen will, treffen noch folgende Bände von Kempes illustrierter Jugendbibliothek ein: „Deutsche Vergeltung“ von G. v. Osten; „Allzeit Kopf hoch!“ von E. Barre; „Robinson der Jüngere“ von Otto Albrecht, „Im Kränzchen“, Erzählungen; Bechstein, „Neues deutsches Märchenbuch“, „Deutsche Märchen“, „Jugendbrunnen“[6]).

Die Ausstattung und die Bilder dieser Bände sind so mangelhaft, daß sich damit allein schon eine rückhaltlose Ablehnung begründen ließe. Stichproben aus dem Texte bestätigten die Vermutung, daß wir es hier mit sehr ungleichmäßigen Erzeugnissen buchhändlerischer Spekulation zu tun haben.

---

[1]) Stuttgart 1903, Loewe.
[2]) Freiburg 1903, Herder.
[3]) Münster 1903, Russel.
[4]) Graz 1903, Moser.
[5]) Leipzig 1903, Scheffer.
[6]) Alle bei Kempe, Leipzig 1903.

Digitized by Google

Patrick A. Sheehans Seelsorgerroman „Lukas Delmege“.

Von Dr. Wahner in Neisse.

Die ganze Lebens- und Entwickelungsgeschichte eines Menschen, jener durch Goethes „Wilhelm Meister“ für lange Zeit zur Herrschaft gekommene Romantypus, in dem die Romantiker schwelgten, ist in der modernen Erzählungsliteratur wieder aufgelebt und mit Sudermanns „Frau Sorge“, Klara Viebigs „Wacht am Rhein“ und Gustav Frenssens „Jörn Uhl“ beliebt, wenn nicht vorbildlich geworden. Und man wird dieser mehr biographischen Romanform die volle Gleichberechtigung neben der andern mehr dramatisch aufgebauten Erzählungsart eines bedeutsamen Ereignisses oder Abschnittes aus dem Menschenleben, wie sie durch Spielhagen und Freytag begründet wurde, zugestehen müssen; dies um so eher, als gleichzeitig auch in der Geschichtsschreibung das an Säkularmenschen angelehnte historische Charakterbild mehr und mehr neben der bisherigen abstrakteren Behandlungsweise geschichtlicher Tatsachen Eingang findet. Die Neigung zu seelischer Vertiefung und Detailmalerei, aber auch der auf gesunder Sinnlichkeit beruhende Hang der Moderne zum plastisch Greifbaren und endlich die Möglichkeit, die verschiedensten Lebensfragen und -Anschauungen in einen solchen Rahmen einfügen zu können, mögen die Hauptursachen dieser Vorliebe bilden.

Dabei hat jedoch unsere Zeit einen entschiedenen Fortschritt gegenüber jener älteren Epoche des lebensgeschichtlichen Romans aufzuweisen. Bei Goethe und den Romantikern handelte es sich im wesentlichen um die Erziehung des einzelnen wie der menschlichen Gesamtheit zur Kunst und durch die Kunst: noch Gottfried Kellers „Grüner Heinrich“ ist kaum über dieses Ziel hinausgekommen. Die problemreiche Moderne dagegen mit ihrem nimmermüden Ruf nach Ursprünglichkeit und zeitgemäßer Beschaffenheit der dichterischen Vorwürfe hat hier wirklich manche neue Bahnen und Ausblicke erschlossen.

Leben und Amtstätigkeit des katholischen Geistlichen sind schon seit längerer Zeit unsern Romanschriftstellern ohne Unterschied des Bekenntnisses als ausgiebige Quelle lohnender Vorwürfe, insbesondere schwerer seelischer Konflikte, erschienen. Ich brauche nur an Achleitners „Jagdbischof“ oder an Richard Voß' „Leute von Valdaré“ zu erinnern. Allein recht vertieft und gelungen sind ihre Priesterfiguren

Digitized by Google

ebensowenig, wie bei der Mehrzahl der übrigen Dilettanten auf diesem Gebiet. Entweder schufen sie leidenschaftliche, fanatische Gestalten, oder gutmütige Alte, gleich Pfarrer Felicianus Horadam in Ganghofers „Dorfapostel“; und zudem spielt sich bei ihnen der Kampf meist auf rein menschlichem Gebiete ab, selten steht das priesterliche Amt dazu in rechter Beziehung.

Das ganze lange Leben und Wirken eines Priesters dagegen von der Weihe bis ins späte Greisenalter dichterisch behandelt und den Helden zum Träger eines Problems von höchster Aktualität gemacht zu haben, das ist zum ersten Mal dem irischen Geistlichen und Romanschriftsteller Patrick A. Sheehan mit seinem in englischer Sprache abgefaßten Seelsorgerroman „Lukas Delmege“[1]) gelungen.

Es ist ein weiter Weg, den Vater Lukas durchläuft, seitdem er, mit dem ersten Preise ausgezeichnet, das große, berühmte Kolleg von Maynooth verließ, bis daß er den hohlen Äußerlichkeiten des praktischen Lebens gegenüber von der übermäßigen Wertschätzung seines tiefen Wissens und, unter den Heimsuchungen der rauhen Wirklichkeit, von seinen hochstrebenden Plänen und Hoffnungen zurückkommt und als schlichter Dorfpfarrer in der stillen Betrachtung des Unvergänglichen, Überirdischen den Seelenfrieden findet: „Ein junger Priester hatte einen . . Ruf zu einem Leben absoluten Opfers, der ihm am Tage seiner Priesterweihe geworden, zurückgewiesen und war vom Heroischen zum Gewöhnlichen herabgestiegen; und da faszinierten ihn gerade die Schlagwörter auf den Lippen der Welt, die die täglichen Maximen der Heiligen waren; „Selbstverleugnung“, „Opfer“, „Aufgeben des Selbst“, „Interessen der Rasse“, „Forderungen der Menschlichkeit“, das waren die Worte, die beständig in seinen Ohren klangen und ihn zu einem höheren, mystischen Leben riefen, das weit von egoistischer Behaglichkeit oder ehrgeizigen Regungen entfernt war. Ach! Er brauchte Jahre, bis er einsah, wie hohl das alles war, daß es keinen Gott in der menschlichen Natur gab, außer den, der Mensch wurde, um die Menschennatur fast bis zur Gottheit zu erheben, und daß die erhabenen Lehren der Selbstverleugnung und Entsagung nur von demütigen Jüngern dieses einen Gottmenschen befolgt wurden.“ Seine Ideen von der Rettung und Besserung der bestehenden Welt durch den skrupellosen Anschluß der Kirche an den Zeitgeist erweisen sich nicht als der richtige Weg zur Versöhnung der katholischen Kirche mit der modernen Kultur. Diese Frage nämlich bildet das aufs engste mit der Persönlichkeit des Helden verknüpfte Hauptproblem des Romans, das, erhabener und zeitgemäßer als irgend ein anderes, gerade jetzt alle denkenden Köpfe beschäftigt. Wie geistreich und anziehend ist es nicht behandelt, wie geschickt und natürlich nicht der äußere Lebensgang und die Herzensbildung des jungen Priesters damit verquickt, wie ungezwungen nicht das düstere Geschick seines eigenen Heimatlandes, des unglücklichen, frommen Irland, damit verwoben und in dramatisch belebten Szenen veranschaulicht! „Als der junge Priester in sein Heimatland zurückkehrte, da träumte er, er hätte eine Botschaft an sein Volk. Er wollte eine neue Ära inaugurieren; er wollte sein Geschlecht mit allen modernen Fortschrittsideen erfüllen; er wollte eine neue Zivilisation an Stelle des alten und überlebten Systems einführen. Der Gedanke war großherzig, nur beruhte er auf einem falschen Grundsatze“ . . . „Der Apell an rein materielle

[1]) München 1903, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Digitized by Google

Grundsätze hat keinen Wert. Und so verwarf das Volk seinen Vorschlag, auf den Bahnen modernen Fortschritts zum Glück zu kommen, sofort.“ Mit diesen und weiteren Sätzen läßt der Dichter den Vater Lukas selbst bei Gelegenheit von Barbara Wilsons Profeßpredigt das kulturgeschichtlich interessante Nebenproblem, die Geschicke der grünen Insel betreffend, und das Ende ihres siebenhundertjährigen Martyriums andeuten: Irland „wird sich nie die moderne Anschauung aneignen, daß alles menschliche Glück auf rein materiellem Glanz beruht, und daher niemals zu einer Nation von Geldmäklern und Genußmenschen herabsinken. Es wird seine eigene Zivilisation entwickeln, indem es seine Ideale beibehält und sie wirken läßt. Denn die Traditionen, die Gedanken, die Instinkte, die Wünsche und selbst die Leidenschaften unseres Volkes neigen dem Übernatürlichen zu“.

So ist der Roman nicht nur ein literarisches Denkmal aus dem gegenwärtigen Kampfe der Reform mit der kirchlichen Reaktion, sondern zugleich ein gewaltiges Kulturbild, das bei aller Naturwahrheit eine Fülle tiefer Lebensweisheit und feinen Humors birgt. Freilich sind die Ideengänge und dogmatischen Kontroversen nicht immer und für jedermann leicht zu verfolgen, noch können sie überall unwidersprochen bleiben; doch versöhnt damit die stets durchleuchtende lautere Absicht des Verfassers. Bezeichnend ist, daß Lukas, der die Kultur seines Jahrhunderts in sich aufgenommen, mit den irischen Landgeistlichen nicht mehr verkehren kann, weil er „ihre Wege nicht versteht“. Den hohen Problemen der Dichtung entspricht die ihresgleichen suchende Charakterisierungskunst Sheehans, die neben der sich plastisch abhebenden Heldenfigur noch eine Reihe trefflich individualisierter Gestalten geschaffen hat; so den steifleinenen Kanonikus Murray, der seinen Edelsinn hinter schottischem Adelsstolz und modischem Formenwesen verbirgt, seinen dem Opiumlaster verfallenen Neffen Louis Wilson und dessen hochherzige, opferwillige Schwester Barbara, den leutseligen, selbstlosen Dorfkuraten Pat Casey, den lustigen Einspännerpfarrer Vater Tim mit seinen neckischen Einfällen u. a. m. Zu diesen mehr inhaltlichen, in der irischen Abkunft und tiefen theologischen Bildung des Dichters begründeten, Vorzügen kommen ein leichter und eleganter Stil, Anmut der Erzählung und Natürlichkeit und Fluß des Gesprächstones, Blüten einer formellen Technik, wie sie nur die längere Übung eines schon bewährten Erzählers zu zeitigen vermag. Als solcher ist denn auch Sheehan den Lesern der „Literarischen Warte“ durch des Herausgebers Studie über ihn (vgl. Jahrg. 1902, S. 668 ff.) längst bekannt.

Erscheint demnach „Lukas Delmege“ dazu berufen, eine bevorzugte Stellung in der Weltliteratur einzunehmen und mit Colomas „Lappalien“ mindestens zu konkurrieren, so hat ihm in Deutschland insbesondere Anton Lohr, der Leiter unserer Zeitschrift, die weiteste Verbreitung und Beliebtheit durch seine Übersetzung gesichert. Sind doch darin alle jene inhaltlichen und sprachlichen Vorzüge gewahrt und sogar die über dem Ganzen schwebende Stimmung getroffen. Die Lektüre des Romans bietet daher nicht nur viel Anregung und eine Fülle des Interessanten aller Art, sondern gewährt auch hohen künstlerischen Genuß.

Nachschrift. Eine bei aller Anerkennung seiner Vorzüge sehr eigenartige Besprechung von „Lukas Delmege“ bringt Nr. 1 des neuen Organs für Bibliothekswesen, die „Borromäus-Blätter“. Zuerst nimmt der Rezensent an dem Wörtchen „modern“ des Untertitels Anstoß. Wenn er das unschuldige Epitheton so gar nicht leiden mag, möge er es nur ignorieren; an dem Roman ändert das ja gar nichts. Auf

Digitized by Google

sein Bedenken: „Ob sich die Berechtigung oder Unhaltbarkeit der Forderungen ›moderner Seelsorger‹ überhaupt in einem Roman behandeln lassen?“ möchte ich ihm entgegnen, daß ein so tüchtiger Seelsorger und Künstler, wie Sheehan, diese Frage in einem Roman jedenfalls unendlich tiefer, allseitiger und verständlicher behandeln kann, als in einer trockenen Abhandlung. Gewisse Dinge kann eben nur der Dichter berühren. Die Auffassung des Rezensenten, als ob ein „Priesterroman“ überhaupt eine Entweihung wäre, muß man entschieden zurückweisen. Es kommt doch sehr auf die Art der Behandlung eines solchen Themas an. Für uns Laien, denen Sheehan so Einblick in die Kämpfe und die Entwickelung einer edlen Priesterseele gestattet, ist der Roman in vielem eine Art Offenbarung, die uns den Priester menschlich näher rückt. Auch empfinde ich mit andern Kritikern, Priestern wie Laien, den Roman nicht als „eine Art Entweihung“, sondern als eine Verherrlichung des Priestertums. Aber in den „Borromäusblättern“ scheint der Geist einer gewissen Broschüre umzugehen, die mit der Kunst auf dem Kriegsfuß steht.

Die Red.

Ich suche dich.

Ich suche dich auf allen Wegen
In Angst und Not,
Ich geh' dir tränenvoll entgegen
Bis in den Tod.

Hab' deine Spur einmal gefunden
Zur Maienzeit,
Doch ist sie meinem Blick entschwunden
In Sturm und Streit.

Sah einmal winken dich von ferne
In Herrlichkeit,
Doch warst du höher als die Sterne —
Unendlich weit.

Du gabst ein Sehnen mir zu tragen,
So unermessen!
Drum kann ich über allen Tagen
Dich nie vergessen!

Ich suche dich auf allen Wegen
In Angst und Not,
Ich geh' dir tränenvoll entgegen
Bis in den Tod.

Tübingen. Max Kienningers.

Digitized by Google

Die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst“ als Begründerin einer Kunstzeitschrift?

Von E. Möller in Brenken i. Westf.

Nicht so sehr um die im Novemberheft der „Literarischen Warte“ enthaltenen schiefen Ansichten eines Kölner Buchhändlers richtig zu stellen, als um überhaupt auf die Frage dieser Zeitschriftgründung zurückzukommen, nachdem die Generalversammlung der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst“ getagt und die von ihr beschlossene Kommission Zeit gehabt hat, nun ihren guten Willen und ihre Fähigkeiten darzutun, sei es mir gestattet, noch einmal das Wort zu ergreifen.

Leider muß ich damit beginnen, den Ton, den die Darstellung des Herrn Buchhändlers Hch. Z. G. annimmt, trotzdem niemand von mir angeklagt oder gar angegriffen war, zurückzuweisen. Mein Name mit dem ständigen Zusatz „Herr“ wird z. B. in 11 Zeilen 8 mal angeführt und — sehr bezeichnend für die Flüchtigkeit, mit der mein Artikel gelesen ist — stets falsch geschrieben! Geradezu höhnend wird auf das von mir gebrauchte, aber durch Anführungszeichen als Prägung anderer gekennzeichnete Wort „Hunger nach Kunst“ hingewiesen. Es soll nun zwar irgendwo Leute geben, die ein starkes geistiges Bedürfnis nach Kunst empfinden, das E. A. Seemann, der weltbekannte Leipziger Verleger für Kunstliteratur, als „Hunger nach Kunst“ benannte, aber offenbar ist den Kreisen des Herrn G. Bild und Sache gleichmäßig unbekannt. Und doch sollte man meinen, ein „Hunger nach Kunst“ wäre immerhin eine erfreuliche Abwechselung gegenüber dem oft verspürten Hunger nach Sensationellem, Lüsternem, nach weltlichen Eitelkeiten und namentlich gegenüber dem Hunger nach dem Mammon, der auch in unserem geistigen Leben oft nur zu sehr herrscht. Die Kunst ist allerdings bisher gewohnt gewesen, als Aschenbrödel behandelt zu werden. Die Stellung, die sie bei den Katholiken Deutschlands einnimmt, offenbart sich schon darin, daß bei einer Flut von Fachzeitschriften nicht die kleinste entstanden ist, die das weite und wichtige Gebiet der weltlichen Kunst behandelt. Nur für die kirchliche Kunstarchäologie, besonders des Mittelalters, bestehen einige Zeitschriften, die sich nebenbei bemühen, Vorbilder und Rezepte für die kirchliche Kunst aufzustellen.

Soll das nun so weitergehen? Soll der mächtige Strom lebendiger Kunst an uns vorüberziehen, ohne zu befruchten, ohne daß der

Digitized by Google

katholische Volksteil Deutschlands in ein Verhältnis zu diesem starken Kulturfaktor tritt? Soll mit dem Protestieren gegen Auswüchse und dem Lamentieren über die Paroxysmen und den Sinnenkult der +++ modernen Kunst und mit den Resolutionen der Katholikenversammlungen alles getan sein? Sollen wir uns weiter damit begnügen, die Resultate der profanen Kunstforschung anderer zu registrieren und sie zu korrigieren, wo wir Mängel entdecken? Es bricht sich nun doch immer mehr die Überzeugung Bahn, daß positiv energisch mitgearbeitet werden muß, wenn wir nicht allzusehr ins Hintertreffen geraten sollen, und zu dieser Mitarbeit gehört unbedingt eine allgemeine Kunstzeitschrift. Herr G. sagt allerdings: „Wir haben nun Zeitschriften genug, die tatsächlich der ganzen Unterstützung unseres katholischen gebildeten Publikums benötigen, um das zu bleiben, was sie versprechen" (muß heißen „sind"). Also die Kunstzeitschrift soll warten, bis die anderen Zeitschriften, groß und klein, genügend „prosperieren". Nach genanntem Grundsatze hat man ja auch wohl diese Zeitschriften gegründet, namentlich diejenigen mit konkurrierenden Interessen.

Welche Vorstellungen von der Sachkenntnis des Herrn G. offenbart die Bemerkung, daß „die laue Beteiligung unseres verehrlichen Publikums die Schuld trägt, daß die „Zeitschrift für christliche Kunst" sich im Laufe der Zeit zu einer trockenen wissenschaftlichen Kunstzeitschrift entwickelt hat, die auf idealen und teuer bezahlten Stelzfüßen ihren Weg dahergeht"! Ein köstliches Bild! Aber unter welchem „Publikum" kann denn diese Zeitschrift ihre Abonnenten suchen wollen? Die wissenschaftliche Gediegenheit und die praktischen Erfolge ihrer Tätigkeit seien hier ebenso willig anerkannt wie der Opfermut des Verlegers und die kolossale Arbeit, die der hochgeehrte Herausgeber seit 16 Jahren auf seinen Schultern trägt. Aber sie bietet nicht, was wir wollen und haben müssen, sie kann und will es nicht geben. Sie dient in erster Linie der kunsthistorischen Forschung der kirchlichen Kunst des Mittelalters und will nur das kirchliche Kunstschaffen im Geiste und in den Formen dieser Zeit und mit Bevorzugung des Kunsthandwerks pflegen und zwar durch Aufstellen guter Vorbilder, die namentlich stilistisch und technisch erläutert werden. Der Abonnentenkreis, der sich seit dem Bestehen der Zeitschrift ungefähr auf der gleichen Höhe, d. h. rund 1000, gehalten hat, ist dem Gebiet durchaus angemessen, ja relativ hoch zu nennen, wenn man z. B. danebenhält, daß die gediegenste deutsche Kunstzeitschrift, die „Zeitschrift für bildende Kunst" nach 38 Jahrgängen es erst auf annähernd 1500 Abonnenten gebracht hat. So verdankt denn auch die Zeitschrift des H. Prof. Dr. Schnütgen einen nicht geringen Teil ihrer Abonnenten nur dem Wohlwollen geistlicher Kreise, die dem Inhalt nur wenig Interesse und Förderung abgewinnen können. Ein Anwachsen des Abonnentenkreises würde keineswegs eine Erweiterung ihres Programms nach sich ziehen, sondern müßte, wie ich vor Jahren auf einer Generalversammlung des Vorstandes zu hören Gelegenheit hatte, der etwas bescheidenen Ausstattung zugute kommen. Betreffs der von G. berührten Frage ihrer Mitarbeiter habe ich i. J 1896 in der letzten geschlossenen Generalversammlung des Dortmunder Katholikentages öffentlich auf den Mangel an katholischen Mitarbeitern und das Eintreten mancher protestantischen — was sachlich wenig Bedenken hat — hingewiesen, ohne daß es seither besser geworden ist. Es wäre aber durchaus unzutreffend, wenn man daraus schließen wollte, daß es in solchem Maße an Fachmännern unter den Katholiken mangelte, wie es hiernach

Digitized by Google

den Anschein haben könnte. Deshalb sei es gerade heraus gesagt: Rahmen und Streben dieser Zeitschrift sind auch manchen katholischen Forschern etwas zu eng.

Es ist außer allem Zweifel, wenn auch Herr Buchhändler G. „diese Frage nicht zu lösen vermag", daß in Deutschland-Österreich katholische Kunstgelehrte in genügender Zahl sind, um die erstrebte Kunstzeitschrift mit Ehren aufrecht zu erhalten. Namhaft an Zahl und Rang sind sie in der kirchlichen Kunstforschung, erheblich spärlicher jedoch sind die, welche sich mit der profanen Kunst der Vergangenheit und Gegenwart beschäftigt haben, aber es schadete auch gar nichts, wenn aus anderen Kreisen einige tüchtige Mitarbeiter herangezogen würden. Eine ganze Reihe katholischer Fachgelehrter über Deutschlands Grenzen hinaus hat von dem Plane, eine allgemeine neue Zeitschrift zu gründen, freudig Kenntnis genommen und ersehnt den Augenblick, wo sie als Mitarbeiter eintreten können.

Aber man glaubt ja hie und da noch, daß der Kunstzeitschrift „das nötige Publikum fehlt". Diese Ansicht sollte doch bereits durch die Existenz der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" für widerlegt gelten. Wenn es dieser durch die Werbekraft einer Jahresmappe, die ca. 30 Bilder religiöser Kunst, darunter 10 Foliobätter, brachte und durch das erst in den letzten Jahren eingeführte Zugmittel einer Verlosung gelungen ist, in 11 Jahren 4000 Mitglieder zu sammeln, so sollte man doch als sicher annehmen, daß eine Kunstzeitschrift, die außer einer nicht unerheblich höheren Zahl von Abbildungen nach neueren religiösen Kunstwerken auch viele nach Schöpfungen der älteren Kunst und besonders auch aus dem profanen Kunstschaffen der Gegenwart bringen würde und dazu einen anregenden, vielseitigen, wertvollen Text, noch mehr Abonnenten finden müßte. Es erscheint auch nicht so schwer, durch Darlegung der immensen Vorteile, welche die Mitglieder bei Umwandlung der Mappe in eine Kunstzeitschrift erlangen werden, fast sämmtliche Mitglieder als Abonnenten der Zeitschrift zu gewinnen und das wäre ja ein außerordentlich günstiger Anfang. Ja, es würde in den katholischen Laienkreisen das Interesse für die Gesellschaft noch mehr geweckt werden, denn unter den gegenwärtigen Mitgliedern gehört — entsprechend dem kirchlich-religiösen Inhalt der Mappe — mehr als die Hälfte dem geistlichen Stande an. Was dem Kreise der deutschen Katholiken an Zahl, Wohlstand und vielleicht auch noch an sachlichem Interesse fehlt, um eine Kunstzeitschrift unterhalten zu können, ersetzen sie, wie sich bei Erstrebung wichtiger Zwecke schon öfters gezeigt hat, durch ihr zielbewußtes Zusammenhalten. Ich wüßte nicht, welche katholische Zeitschrift in ihrer Existenz durch eine solche Neugründung bedroht sein sollte; keinesfalls aber wären solche Befürchtungen gewichtig genug, daß sie die Erstrebung eines als notwendig erkannten Zieles verhindern dürften, ganz abgesehen davon, daß es sich bei dem in Rede stehenden Unternehmen zunächst um eine Lebensfrage der „D. G. fr. chr. K." handelt. Es ist eine Entstellung meiner Ausführungen, wenn Herr G. es so darstellt, als wecke vorzugsweise der zu hohe Preis der bestehenden Kunstzeitschriften bei den deutschen Katholiken das Verlangen nach einer eigenen Zeitschrift. Habe ich doch den Preis des trefflichen „Kunstwart" als nicht zu unterbieten bezeichnet. Die „Kunst für Alle" kostet wenig mehr. Ebenso verkehrt ist die mir supponierte naive Ansicht, es könne die „D. G. f. chr. K." für 10000 Mark eine Kunstzeitschrift herstellen. Es war nur von einem jährlichen Zuschuß für diesen Zweck die Rede (unter der Voraussetzung, daß auch die Mappe bestehen bleibe); was hätte es sonst auch für einen Sinn haben können, von einem jährlichen Abonnementspreis von 12 Mk. für die 12 Hefte der Kunstzeitschrift zu sprechen?

Digitized by Google

Was nun aber gerade jetzt zu energischem Handeln drängt und in der letzten Zeit mehrere warme Fürsprecher der Begründung einer allgemeinen Kunstzeitschrift auf den Plan getrieben hat, ist der Umstand, daß die „D. G. f. chr. K." in die Notwendigkeit versetzt ist, ihre bisherige kostspielige, mangelhafte und in der Hauptsache nur den Interessen eines kleinen Künstlerkreises dienende Publikation durch eine bessere, höheren und allgemeineren Zielen dienende zu ersetzen. Die Jahresmappen haben besonders das Verdienst, durch Vorführung mancher trefflichen Kunstschöpfungen lebender Meister dargetan zu haben, daß unsere kirchlichen Kunstzustände, was die Künstlerfrage anlangt, doch nicht so desolat sind, wie man meist annehmen zu müssen glaubte. Wendet den Künstlern lohnende Aufträge zu, so werdet ihr noch viel Besseres in größerer Fülle sehen! In dieser Zuwendung von Aufträgen an wirkliche Künstler liegt das Hauptmittel zur Besserung der betrübenden Verhältnisse. Weiterhin hat die „D. G. f. chr. K." durch ihre Erfolge dargetan, daß für eine Kunstpublikation, wenn sie eben ihr Hauptgewicht nicht auf archäologische Forschung, sondern auf die lebendige Kunst der Gegenwart legt, unbedingt das nötige Interesse und die materiellen Unterlagen bei den deutschen Katholiken vorhanden sind. Im übrigen hafteten, wie schon öfters hervorgehoben, der Tätigkeit der Gesellschaft und ihren Einrichtungen erhebliche Mängel an. Schon die Mappe an sich, in die nur Werke von Künstlern der Gesellschaft aufgenommen werden konnten, hatte den Übelstand, daß sie als Patronage eines kleinen Künstlerkreises leicht ausgenutzt werden konnte, wenn auch dahingehende Vorwürfe sich wohl nur an den Schein klammern können. Die Aufnahme eines Werkes in die Mappe galt mit Recht als eine wertvolle Reklame für den Künstler, um so mehr als der Text fast nur Lob aussprach. Kürzlich kam mir eine Klage darüber zu Ohren, daß der Verfasser des Textes der diesjährigen Mappe, Dr. J. Popp, nicht alles zu loben für gut befunden hatte, was von der Jury durch Stimmenmehrheit als reproduktionswürdig befunden war. Das sei doch ein großer Schaden für den betreffenden Künstler hieß es; was in die Mappe aufgenommen werde, müsse auch im Text anerkannt werden. Ein Gedanke, der jedem Geschäftsmann einleuchtet; aber die Interessen der Kunst leiden unter solchen Grundsätzen. So sehr unseren wackeren, christlichen Künstlern, die trotz geringer materieller Erfolge so treu zur Fahne der christlichen Kunst halten, jede materielle Förderung zu wünschen ist, so darf ein einzelner Kreis noch weniger als ein einzelnes, wenn auch noch so bedeutsames, Kunstgebiet, doch dabei nicht so einseitig bevorzugt werden, und die materiellen Gesichtspunkte dürfen dabei nicht zum Schaden der höheren Forderungen dominieren.

Ein wichtiger Schritt zur Besserung der Verhältnisse ist nun doch geschehen. Auf der anfangs Oktober in München abgehaltenen Generalversammlung der „D. G. f. chr. K." brach sich namentlich infolge des energischen Eintretens Dr. J. Popps für die Zeitschrift und auch wohl der ebenso entschiedenen Vorarbeit, die in Nr. 40 der „Wissenschaftlichen Beilage zur Germania" geleistet war, der Gedanke Bahn, daß die Mappe durch etwas Besseres ersetzt werden müsse, und man konnte bereits sagen, daß die Gründung einer Kunstzeitschrift den Ansichten recht vieler Mitglieder entsprach. Ich entnehme das auch aus den beistimmenden Zuschriften mancher unserer angesehensten katholischen Gelehrten und Fachmänner

Digitized by Google

die mich in meinen Anschauungen bestärkten. Es war etwas Natürliches, daß bei manchen Mitgliedern die Furcht vor dem Risiko einer so wichtigen Unternehmung noch eine Vorliebe für die altgewohnte Mappe und sonstige Nebenzwecke der Gesellschaft, wie die Verlosung von Kunstwerken und Kunstblättern, hervortreten ließ. Leichterklärlich war es ferner, daß gerade bei dem Künstlerkreise, der teils durch die Mappe Förderung erfahren hatte, teils solche noch erhoffte, eine Abneigung gegen die Zeitschrift sich kund gab, bei der ihre Interessen nicht mehr wie bisher die allein maßgebenden sein würden. Der vorgeschobene Grund: bei einer Zeitschrift würde die Güte der Reproduktion (so müßte es doch wohl statt „Produktionen" in dem Zeitungsberichte heißen) leiden, ist leicht zu widerlegen.

Der Mangel an einer angesehenen, führenden Persönlichkeit, die die Erfahrung und zugleich die Autorität des Fachmannes besitzt, ist auch bei der Generalversammlung wieder klar zutage getreten. In den Ausschußsitzungen und Versammlungen gab es deshalb zwar hitzige Debatten, aber wenig praktische Erfolge. Auch in der wichtigsten Frage betreffs der Kunstzeitschrift überließ man die Entscheidung einer Kommission, in welche die Herren Dr. J. Popp, Bildhauer Bradl und P. Dr. Expeditus Schmidt gewählt wurden. Diese sollten zwei weitere kooptieren — man wählte die Herren Maler G. Fugel und Apotheker Dr. Kriechgauer — und dazu traten aus dem Vorstande noch die Herren Prof. G. Busch und Hofstiftsvikar Staudhamer. Die Zusammenstellung der Kommission legt offenkundig genug dar, wie groß die Schwierigkeit war, geeignete Persönlichkeiten zu finden. Es soll nicht bezweifelt werden, daß alle genannten Herren den allerbesten Willen und auch manche Eigenschaften haben, die zu solchen Aufgaben befähigen. Aber es fehlt ihnen doch im allgemeinen die zu diesem wichtigen Unternehmen nötige Erfahrung, die fachmännische Bildung und die Fühlung mit den Autoritäten dieses Gebietes. Die große Zahl der Kommissionsmitglieder erschwert ein energisches Vorgehen um so mehr, als es unter ihnen keinen gibt, der durch das Gewicht seiner Persönlichkeit die Führerschaft beanspruchen könnte. Wenn nun, wie es sich gezeigt hat und von Einsichtigen von vornherein vermutet wurde, in München eine solche Person nicht gefunden werden konnte, so lag nichts näher, als über das Weichbild der süddeutschen Kunstmetropole und eventuell sogar über die blau-weißen Grenzpfähle hinauszugehen. Aber das hinderte ja der unselige Beschluß, daß die Mitglieder der Kommission sämtlich in München ansässig sein müßten. Das erweckt die Ansicht, als wollte man in jenen kleinen Kreis keinen Fremden hineinlassen, dem man natürlich Wort und Einfluß verstatten müßte. Die so gewählte Kommission mindert leider die Hoffnung auf ein Gelingen des großen und trotz vieler günstiger Umstände immerhin nicht leichten Werkes ganz erheblich herab.

In Nr. 40 der „Wissenschaftlichen Beilage zur Germania" habe ich deutlich genug hervorgehoben, daß tüchtige Mitarbeiter sich nur um einen ebenbürtigen Redakteur sammeln würden. Bis jetzt zaudert man, eine solche Persönlichkeit in den Kreis zu berufen. Aber wie denkt man sich denn das Heranziehen der Mitarbeiter? Sie bieten sich ganz gewiß nicht an und sie nehmen auch nur dann teil, wenn das Unternehmen gut organisiert ist und aussichtsvoll erscheint. Wenn nicht gleich die ersten Hefte der Zeitschrift hervorragende Mitarbeiter und klangvolle Namen aufweisen, so ist das Debut verfehlt, und es wird dann sehr schwer sein, tüchtige Kräfte heranzuziehen. In einem Artikel der Zeitschrift „Das Zwanzigste

Digitized by Google

Jahrhundert" heißt es, als Redakteur komme allein Dr. J. Popp in Betracht. Aber so hoch seine Gewandtheit und Arbeitsfreudigkeit, sein Talent und seine Energie zu schätzen ist, so möchte man ihn doch für zu temperamentvoll und für die Leitung einer solchen Zeitschrift jetzt auch noch nicht im Besitze der nötigen Durchbildung halten. Vielleicht wäre der junge, hoffnungsvolle Kunsthistoriker Dr. Weis-Liebersdorf, der ja auch in München lebt und in Fachkreisen einen angesehenen Namen hat, eine geeignete Persönlichkeit für die Redaktion. Es bleibt aber vielleicht kein anderer Weg übrig, als die Redaktionsstelle auszuschreiben.

Selten haben die Verhältnisse für die Gründung einer Zeitschrift so günstig gelegen wie hier: Das Verlangen weiter Kreise unter den gebildeten deutschen Katholiken und den katholischen Gelehrten, ein Abonnentenstamm von 4000 Mitgliedern, die jährlich 40000 Mark aufbringen, die vollständig für die so wichtigen Zwecke der Zeitschrift verwendet werden sollten, ein Vermögen von 35000 Mark und schließlich auch ein ausreichender Mitarbeiterkreis. Möge doch der günstige Zeitpunkt nicht versäumt werden! Mögen diejenigen, die an der Spitze stehen, im Bewußtsein der großen Verantwortlichkeit auf persönliche Wünsche und Interessen verzichten und zum Großen streben, eingedenk der Satzungen der Gesellschaft, die ganz allgemein vorschreiben, „die selbständig schaffende Kunst im christlichen Sinne zu pflegen und in weitere Kreise Verständnis dafür zu tragen". Das kann durch nichts zweckmäßiger geschehen, als durch die Herausgabe einer allgemeinen Kunstzeitschrift. In einem sehr beachtenswerten Artikel des „Zwanzigsten Jahrhunderts" wurde ein etwas komplizierter Vorschlag gemacht, Zeitschrift und Mappe zu verbinden. Es wäre daran folgendes auszusetzen: Redakteurgehalt und Honorar für die Mitarbeiter sind zu niedrig angesetzt. Das Format (Folio) ist für eine Zeitschrift entschieden zu groß, und eine deutsche Kunstzeitschrift in diesem Format gibt es doch schwerlich. Nach der aufgestellten Berechnung würde den Mitgliedern die Zeitschrift auf 10+6 Mark kommen, während Fremde sie für 12 Mark beziehen könnten. Diese Mängel ließen sich ja ausmerzen, aber was soll überhaupt eine noch so sehr verbesserte Mappe, die doch immer ein unpraktisches Bilderbuch bleibt, wenn alle Zwecke, die sie verfolgt, viel besser durch die Zeitschrift erreicht werden können! Unter den gegenwärtigen Umständen brauchen wir auch nicht zu dem Notbehelf zu greifen, zu einer anderen Zeitschrift, mag sie heißen wie sie will, einen Anhang von Text und Bildern zu geben, der viele Jahre gebrauchte, um sich zu dem auszubilden, was wir erstreben, und dies schließlich doch nur dadurch ermöglichen könnte, daß er sich von der betreffenden Zeitschrift unabhängig machte. Käme es zu einem solchen Unternehmen, so würde unter den Katholiken Deutschlands eine größere Kunstzeitschrift durch Spaltung des Interessentenkreises fast unmöglich gemacht

Die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst" war seit einem Jahrzehnt einer der wenigen Lichtpunkte im Kunstleben der deutschen Katholiken, und es erscheint wohl begreiflich, wenn man im Anfang große Hoffnungen auf sie setzte und verzeihlich, wenn man auch, nachdem sie trotz mancher Anregungen jahrelang in den alten Geleisen verharrte und mehr und mehr im Interesse eines kleinen Künstlerkreises wirkte, die Hoffnung immer noch nicht aufgeben mochte, daß die stagnierende Kraft durch das Eingreifen hervorragender Persönlichkeiten einen Aufschwung zu höherem Streben nehmen würde unter Zurücklassung aller

Digitized by Google

persönlichen und geschäftlichen Interessen, die sich mit der Gesellschaft mehr wie nötig verquickt haben. Namentlich war die gewiß in löblichster Absicht geschehene Gründung der sog. Gesellschaft für christliche Kunst G. m. b. H. (deren Namensänderung immer noch nicht erfolgt ist!) aus dem Grunde ein Unglück für die „D. G. f. chr. K.", weil sie es mit der Übernahme der geschäftlichen Arbeiten für die Gesellschaft und der Herrichtung eines Ausstellungslokales für die Künstler nicht bewenden ließ, sondern sich auf den Weg des Kunstbuchhandels und sogar des Kunstverlages begab, ohne daß die Leiter dieser Geschäftsunternehmungen, wie der finanzielle Mißerfolg dartut, über die notwendige Umsicht und Erfahrung verfügten. So ist diese Gründung, deren Seele der gewiß alle seine Kräfte für das Gedeihen der „D. G. f. chr. K." einsetzende, aber in dieser Sache nicht das Richtige treffende II. Präsident Hr. Prof. Ch. Busch ist, ein Bleigewicht geworden, das u. a. auch die Einrichtung der Kunstzeitschrift erschwert. Es wird auch später nicht an solchen fehlen, die unter der Flagge der Zeitschrift solche Bestrebungen weiter verfolgen möchten. Die Gefahr eines Zusammenbrechens der Gesellschaft ist sehr hoch gestiegen, und es sind gewiß nicht die Urteilslosesten, die eine sehr pessimistische Ansicht über die Zukunft der Gesellschaft haben. Ich mag nicht zu ihnen gehören und hoffe, daß die Zeit nahe ist, wo eine sichere Hand das Steuer ergreift. Ein hochherziges Zurücktreten, um dem Tüchtigeren Platz zu machen und ihn zu unterstützen, ist auch eine große Tat! Die deutschen Katholiken sind nicht so arm an erfahrenen, einsichtsvollen und bei aller Klarheit der Anschauungen doch konzilianten Männern, daß ein enger Kreis jüngerer, wenn auch hoffnungsvoller, Persönlichkeiten genötigt wäre, ganz aus eigenen Kräften zu schaffen. Ich nenne nur zwei Namen: Prälat Dr. Schneider in Mainz und Prof. Dr. Schrörs in Bonn. Wenn die Leitung des evangelischen „Christlichen Kunstblattes" neuerdings vor der Frage seiner Umbildung stehend, sich nicht gescheut hat, katholische Fachgelehrte um ihren Rat anzugehen, so sollte sich die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst" durch ein solches Beispiel nicht beschämen lassen. Noch ist es Zeit, aber die Krisis ist da. Wenn man auch diesmal nicht weitergehen wird auf dem Wege einer Zeitschriftgründung, so würde der Kreis der Mitglieder zerbröckeln. Ich möchte, um die Leitung der Gesellschaft über die Anschauungen der Mitglieder aufzuklären und die Sache der Zeitschrift energisch zu fördern, den Vorschlag machen, daß alle, die eine Kunstzeitschrift statt der Mappe wünschen, sofort dem Vorstand der D. G. f. chr. K. in München, Karlstraße 6, kurzer Hand mittelst Postkarte mitteilen, daß sie ihre Mitgliedschaft nur dann aufrecht erhalten, falls es zu einer Zeitschriftgründung kommt! Wenn hier nicht alle zu Gebote stehenden Mittel angewandt werden, erscheint es sehr fraglich, daß wir überhaupt zu einer Kunstzeitschrift kommen! Mögen die erwählten Männer des Vorstandes, mögen auch die an Zahl und Ansehen gewiß nicht geringen Fachleute unter den Mitgliedern der Gesellschaft nach dem Rechten sehen: ne quid detrimenti capiat res publica!

Nur das Bewußtsein, daß hohe Güter auf dem Spiele stehen und der Gedanke, daß in solchen Augenblicken auch die Kräfte des Schwachen willkommen geheißen werden, hat dem Verfasser den Mut gegeben, in der Öffentlichkeit so kühne Worte zu sprechen, wo Berufenere reden sollten.

Digitized by Google

III.

Das Thema „künstlerische Erziehung der Jugend“ haben wir hier schon mehrmals zu erwähnen Veranlassung gehabt. Es ist ein ungemein wichtiges Thema, und man hätte meinen sollen, daß die Versammlung, die sich kürzlich in Weimar mit der „künstlerischen Erziehung unserer Jugend im Hinblick auf die deutsche Sprache und Dichtung“ beschäftigte, mehr Teilnehmer und in der Presse größere Beachtung finden würde. Das ist leider nicht der Fall gewesen, aber die wahren und beherzigenswerten Worte, die dort gesprochen worden sind, werden doch nicht nutzlos verhallen. Besonderen Beifall verdienen die des vortragenden Rats im preußischen Kultusministerium, Waetzoldt. „Schärfer als dieser Schulgewaltige“, so sagt treffend Heinrich Hart, „hätte auch der böseste Kritiker über das heutige Verhältnis zwischen Schule und Poesie nicht aburteilen können“. Die Poesie ist nach Waetzoldt im Unterricht immer noch wie etwas Totes, ein wehrloses Objekt für philologische, sprachliche, historische Demonstrationen, nicht wie etwas Lebendes, das Freude und Genuß wecken soll. Man erinnere sich der Schulzeit! Was hat man von der poetischen Schönheit der Ovidschen Metamorphosen, des Homer und Horaz, ja sogar des Sophokles kennen gelernt? Man mußte dicke „Collectaneen“ sammeln mit Epitheta ornantia, mit Altertümern und mit Beispielen zu den Versmaßen. Und hauptsächlich wurde auch bei dieser Lektüre die Grammatik gepaukt. Denn ob man die Schönheit eines Sophokleischen Chors begriff oder nicht, war gleichgültig, die Hauptsache blieb immer das Extemporale. Man konnte der Beste in der Lektüre sein, waren die Extemporalien mangelhaft, so blieb man sitzen. Der sitzfleischbegabte Büffler kam am bequemsten vorwärts, mochte er an Bildung auch ein Böotier sein. Unsere höhere Schule will ja auch keine Bildung vermitteln, sondern nur Kenntnisse. Das ist aber nicht die Schuld der Lehrer, von denen mancher statt der grammatikalischen und sonstigen Fuchserei gern etwas Gescheiteres getrieben hätte, sondern Schuld des Reglements, des ganzen geistlos pedantischen Systems, das unser Schulwesen beherrscht. Der Betrieb der deutschen Sprache und Dichtung, der statt Ästhetik allerlei Nebenzwecke verfolgte, verdarb gleichfalls den Geschmack an der Poesie. Daher kommt es, daß gerade in den Kreisen mit aka-

Digitized by Google

demischer Bildung das Interesse für Dichtung ein so geringes ist; beispielsweise bei Ärzten und Juristen. Die „Fliegenden Blätter“ oder der „Simplizissimus“ befriedigen das literarische Bedürfnis der meisten von ihnen vollkommen. Statt dies zu entwickeln, hat die Schule es unterdrückt. Ein Beweis für die mangelhafte Ausbildung in der deutschen Sprache auf der Schule ist auch die allgemein äußerst geringe Fähigkeit im freien Sprechen. Wir stehen darin hinter Franzosen und Engländern weit zurück, ja sogar hinter der polnischen Bevölkerung. Deshalb ist es mit Freuden zu begrüßen, daß ein Teilnehmer am Weimarer Kunsterziehungstag für eine energische Ausbildung der Schüler im freien Sprechen eintrat.

Wie die Kunst in das Leben des Kindes nicht eingeführt werden soll, ersieht man aus den modernen Läppereien, die von ihren Verfassern mit sonderbarer Kühnheit „Märchen“ genannt werden. Das ist schon deshalb ein Unsinn, weil Märchen überhaupt nicht „verfaßt“ werden können, ebensowenig, wie die völkischen Heldenepen verfaßt worden sind. Sie stiegen empor aus der Tiefe der Volksseele, wie Seerosen aus abgrundtiefen Weihern. Wo aber keine Tiefe ist, da kann auch kein Märchen wachsen. Der mittelalterliche Mensch hatte, wenn man so sagen will, einen engen Horizont, aber ein tiefes Gemüt und eine schöpferische Phantasie. Er spürte im Windeswehen Gottes Hauch, und der Wald, den es damals wirklich noch gab, wußte ihm ganz andere Dinge zu erzählen als dem modernen Flaneur. Vor allem aber war der mittelalterliche Mensch naiv. Die modernen Märchenerzähler sind nichts weniger als das; und wenn sie naiv sein wollen, dann affektieren sie und werden läppisch. Man lese Gustav Falkes soeben erschienene und viel besprochene Märchen und Satiren: „Aus Muckimacks Reich“. Ich würde diese „Gi-ga-gack“-Geschichten meinen Kindern nicht in die Hand geben, denn ich weiß, daß die Kleinen lange nicht so töricht sind, wie wir Großen es häufig wirklich sind, obwohl wir uns wunder wie klug dünken. Bewahren wir unseren Kleinen ihre Kindlichkeit so lange wie möglich, aber von aller Verkindischung müssen wir sie sorgsam fern halten. In der Verkindischung hat die moderne „Gesellschaft“ stellenweise einen beängstigenden Höhegrad erreicht. Zu „Muckimacks Reich“ gehört heute ein großer Teil der Erwachsenen. Vielleicht sind Falkes „Märchen und Satiren“ auch nur für diese geschrieben. Wir wollen uns an die mittelalterlichen Volksmärchen halten, den wertvollsten Schatz, den uns die Romantik überliefert hat.

Hermann Sudermann hat sich gegen die Angriffe, die seine Komödie „Sokrates der Sturmgeselle“ besonders vom politischen Standpunkt aus erfuhr, zu verteidigen versucht, aber mit geringem Erfolg. Wer eine politische Komödie schreiben will, muß auch den richtigen historischen Blick haben. Der fehlt Sudermann ganz und gar. Die demokratische Bewegung, der wir viel verdanken, durch Sudermannsche Komödianten darstellen zu wollen, ist etwa ebenso verfehlt, als wenn uns jemand den dichtenden Don Quijote der Steiermark, der das Waschwasser seiner Geliebten trank, als typischen Vertreter der mittelalterlichen Minnesinger aufschwatzen wollte. Die Gefühle und Ansichten, die Sudermann in seiner Verteidigung ausspricht, kommen in seinem Stück nicht zum Ausdruck. Vielleicht hat er sich auch nur wieder unklar ausgedrückt. Unklarheit der Anschauung und Mangel an weitem Blick sind überhaupt seine Hauptschwächen. Die Einzelheiten sieht er recht scharf, aber das Ganze überschaut er nicht. Er ist deshalb weder ein Dramatiker noch ein Satiriker größeren Stils.

Digitized by Google

Diesmal scheint Sudermann auch nicht den äußeren Erfolg zu erringen, der ihm sonst zu teil geworden ist. Das neue Drama „Rose Bernd" von Gerhart Hauptmann wirkt desto mehr. Zwar ist es in keiner Besprechung mit uneingeschränktem Lobe begrüßt worden, aber die Entwickelung des Dramas wird allgemein als zwingend, die Psychologie als folgerichtig gerühmt. Hauptmann ist zweifellos ein Dichter und dabei Naturalist. Sein Drama bezeichnet wieder einen Triumph des Naturalismus. Man mag dagegen sagen, was man will. Der Kritiker der „Germania", der dem Talent Hauptmanns gleichfalls alle verdiente Anerkennung zollt, macht ihm aus diesem Naturalismus einen Vorwurf und meint, als Rest bleibe der Eindruck des Peinlichen, wie bei den meisten Hauptmannschen Hervorbringungen. Du lieber Himmel! Das Leben, wie es ist, wirkt oft sehr peinlich. Aber wer davor zurückschreckt, es darzustellen wie es ist, wird als Dramatiker heute keinen Erfolg erringen.

Wir haben eine Kritik der „Rose Bernd" im „Tag" gelesen. Von Alfred Kerr. Dieser Herr ist das non plus ultra eines modernen Kritikers, für die das Wort gilt: C'est la rage de vouloir penser et sentir au delà de sa force. Diese krampf- und krankhafte Originalitätssucht ist überhaupt eine Eigenschaft des heutigen literarischen Betriebes, zumal des Deutschen, weil er fast gar nicht deutsch ist, sondern nach allen möglichen berühmten Mustern arbeitet. Das liegt an unserer Erziehung und unserem immerhin noch mangelhaften nationalen Selbständigkeitsbewußtsein. Erst werden wir zu Lateinern und Griechen gemacht, und wenn wir auf der Universität Windthorsts Rat, die Hälfte des Schulwissens zu vergessen, um normale Deutsche zu werden, nicht befolgt haben, liegen wir vor anderen fremden Literaturgöttern anbetend auf den Knieen, namentlich den französischen. Man mag ja von allen lernen, aber man darf doch nie sein eigenes Ich aufgeben. Schon Grillparzer sagt etwa: der deutsche Schriftsteller möchte gern immer originell sein, aber er begreift nicht, daß er es nur dann ist, wenn er sich gibt, wie er ist. — Es steckt eben noch ein gut Teil Halbbildung in uns Deutschen. Die Fremdländerei und Originalitätssucht ist auch nichts anderes als Halbbildung. Von fremden Schulmeistern erzogen, wird uns denn auch jeder fremde Schulmeister zugeführt, wie beispielsweise kürzlich der Italiener C. A. Butti mit seinem „Lucifer". Als ob ein Pinienhain poetischer wäre als ein Fichtenwald! Für mich ist ein deutsches Kartoffelfeld ebenso poetisch wie ein provenzalischer Rosengarten, und ein ostelbischer Pferdestall genau so anziehend wie ein Palazzo. Es kommt nur darauf an, was man in die Dinge hineinsieht. Der subjektive Faktor ist in aller Kunst die Hauptsache. Die in einem Kopf sich spiegelnde Natur muß an sich schon ein Produkt der Kunst sein; es kommt allerdings auf den Kopf an. Er muß einer werden, falls er es noch nicht ist, aber nicht durch andere Köpfe, sondern aus sich selbst. Man lese den „Roman eines Arbeiters", der jetzt mit Recht so viel Beachtung findet, und man wird wissen, was ich meine. Auch ich habe zuerst bei einer Arbeiterin gelernt, was Poesie ist, und die weihevolle Stimmung hat mir die Lektüre aller Klassiker nicht verschafft, die mich umfing, wenn wir ostelbischen Gutskinder, meine Geschwister und ich, uns zur Weihnachtszeit um den Kachelofen der alten Instfrau versammelten, die uns in der Sprache des Volkes, schlicht und herzlich, und mit dem freien Spiel einer reinen Phantasie, in die mittelalterliche Märchenwelt einführte, daß uns die Seele erschauerte und wir die Flügel der Weihnachtsengel in der Stille des heiligen Abends rauschen hörten.

Digitized by Google

Daß der Kampfruf Ottos von Leixner gegen die erotischen Exzesse in der modernen Literatur nicht nutzlos gewesen ist, ersieht man aus dem Aufsatz der „Wahrheit“: [1]) „Die Unzuchtsseuche im Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte“. Der Herausgeber der Zeitschrift, Armin Kausen, liefert darin ein Beweismaterial für die Anklagen Leixners, wie es wirkungsvoller und zugleich beschämender nicht gewünscht werden kann. Kausen hat recht, wenn er behauptet, daß die Unzuchtspest immer weiter dringt, selbst in Orte, wo man meinen sollte, daß dergleichen nicht möglich wäre. Selbst wenn man von jeder moralischen Verurteilung dieses skandalösen Treibens absieht, ist es schon aus rein praktischen Gründen Pflicht, dagegen anzukämpfen. Wer jungen Leuten Schnaps zu trinken gibt, vernichtet ihre Gesundheit, aber weit mehr noch, wer ihnen dieses geistige Gift zu verkosten gibt. Wir haben schon manchen Jüngling daran zugrunde gehen sehen. Eine Einschränkung des Ärgernisses ist allgemach unbedingt erforderlich. Aber dabei ist Vorsicht geboten. Aller Versuche, in die Preßfreiheit, die Schaffensfreiheit und die Handelsfreiheit einzugreifen, muß man sich sorgfältig enthalten. Man darf nur der öffentlichen Ausstellung und Ausbietung der schmutzigen Fabrikate zu Leibe gehen. Der vielbekämpfte Schaufensterparagraph der lex Heinze erstrebte dies Ziel. Vielleicht war er das richtige Mittel zum Zweck, aber jedenfalls hat ihm, man mag dies beklagen oder nicht, die Verquickung mit moralischen und religiösen Gesichtspunkten geschadet. Es empfiehlt sich vorläufig, diese Frage wirklich nur als „reine Gesundheitsfrage“ zu behandeln und danach die Vorschläge zu einem Schutzparagraphen, der kommen muß, zu formulieren.

In demselben Hefte der „Wahrheit“ wird auch die neue Zeitschrift „Hochland“ [2]) besprochen, von der uns das erste Heft vorliegt. Der Herausgeber, Karl Muth, ist früher Leiter der „Alten und Neuen Welt“ gewesen und besitzt daher redaktionelle Erfahrung. Es ist ein schöner Gedanke, eine Revue großen Stils auf katholischer Seite ins Leben zu rufen. Der Anfang ist sehr erfreulich. Was das Aussehen der Zeitschrift betrifft, so gefällt uns die vornehme Einfachheit. Inhaltlich möchten wir einige Ausstellungen machen. Bernard Wieman ist ein Stimmungskünstler, aber zuweilen doch ein arg empfindsamer. „Stimmungspotpourri“ nennt ein Kritiker im „Zwanzigsten Jahrhundert“ seine Aufzeichnungen. Wir machen den Ritt ins alte romantische Land, den auch die Bilder von Steinle und Richter andeuten, gar nicht so ungern mit, aber dann muß auch tadellos geritten werden. Mit Gefühl wohl, aber nicht mit Empfindelei. Die alten Chevaliers hatten festen Schluß und strammen Schenkeldruck; sie gebrauchten auch, was nötig war, die langen scharfen Sporen. Unsichere und sentimentale Reiter setzten die Gäule von damals in den Sand.

Auch andere Revuen bringen nicht immer Originalartikel, und der Abdruck „Leuchtende Gedanken“ aus Ludwig Richters Lebenserinnerungen ist durch dessen hundertsten Geburtstag gerechtfertigt. Ludwig Pastor dagegen hätte wohl seine Ausführungen über „die Wandfresken der sixtinischen Kapelle“ in dem Prachtwerk über diese Kapelle für die Zeitschrift in eine andere Form umgießen können.

Abgesehen von diesen Bemängelungen müssen wir freudig anerkennen, daß die Zeitschrift im allgemeinen eine Fülle lehrreichen Stoffes bietet. Das ist auch in

---

[1]) Heft 10.

[2]) München und Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

anbetracht der Tüchtigkeit ihrer Mitarbeiter erklärlich. Sie werden dem Herausgeber die gewiß sehr schwere Aufgabe zu erfüllen möglich machen, die Vertretung aller Gebiete der Wissenschaft, Literatur, Kunst, Musik usw. auf der Höhe zu erhalten. Trotzdem war es, wie Kausen in der „Wahrheit" sagt, ein Wagnis und keine Buchhändler-Spekulation, mit einer Zeitschrift hervorzutreten, die bei einem monatlichen Umfange von 128 Seiten und einem Jahrespreise von 16 Mark hohe Anforderungen an ihre Mitarbeiter wie an ihre Leser stellen muß. Wir meinen aber, daß alle unsere Zeitschriften gut gedeihen könnten, wenn ihnen Verständnis und Unterstützung zu teil würden, wie sie es verdienen. Wir sind 20 Millionen Katholiken in Deutschland. Es ist deren Ehrenpflicht, literarische Bestrebungen zu fördern. Täten sie es nach Kräften, so brauchten unsere Zeitschriften nicht zu klagen. Es fehlt aber leider noch sehr daran, wie auch aus einem Rundschreiben der Verlagsanstalt Benziger hervorgeht, in dem gesagt wird, daß die Anerkennung ihrer Anstrengungen für „Alte und Neue Welt" katholischerseits in der Abonnentenzahl nicht genügend zum Ausdruck gelange. Man nehme aber mal das 2. Heft des jetzigen Jahrganges der genannten Zeitschrift zur Hand. Es ist „dem glorreichen Andenken Papst Leo XIII." gewidmet. Mehr kann in verlegerischer Hinsicht wirklich nicht geleistet werden, und wir begreifen den Mißmut des Verlages, daß derartige Anstrengungen nicht die verdiente Gegenleistung finden. Den bisherigen Abonnenten wird dies Leo-Heft eine große Freude bereitet haben und ein bleibendes Andenken sein. Hoffentlich gewinnt es der Zeitschrift auch neue Abonnenten. Wir wünschen es ihr aufrichtig, denn uns ist sie seit Jahrzehnten eine liebe Freundin. Gewiß gibt es anspruchsvollere und glänzendere Zeitschriften als die „Alte und Neue Welt", aber es ist mit jenen wie mit den gleißenden offiziellen Gesellschaften, in denen man sich pro forma amüsiert, um nachher gelangweilt und mit einer Magenverstimmung nach Hause zu gehen. In Benzigers Zeitschrift jedoch fühlt man sich behaglich und wohl, wie in einem intimen Familienkreise, den man erfrischt und innerlich reicher verläßt.

Auch aus Anlaß der Thronbesteigung Papst Pius X. hat die „Alte und Neue Welt" ein festliches Gewand angelegt und ein Heft mit gediegenen Beiträgen geliefert. Alois Hirschbühl schildert eingehend das Konklave, dann wird das Kardinalskollegium in Wort und Bild vorgeführt und der Entwicklungsgang des neuen Papstes dargestellt. Für die Vortrefflichkeit des Unterhaltungsstoffes dieses Heftes bürgen allein schon Namen wie Sienkiewicz; der abgehauste Achleitner dürfte allerdings fehlen.

In der uns vorliegenden Nummer des „Deutschen Hausschatzes" finden wir zwei hochgeschätzte Bekannte: Ad. Jos. Cüppers, vertreten durch eine Novelle „Tadellos" und M. von Ekensteen, die eine Skizze „Die Gefährtin" und ein Gedicht geliefert hat, das zwar vom „Scheiden!" spricht, aber Lebensfrische und Zukunftssicherheit atmet. Das ist der Ton, der uns gefällt. In M. von Ekensteen steckt überhaupt ein kräftiges Talent, das selbst von schärferer Kritik nicht kopfscheu gemacht wird. Es kann ja den Schaffenden auch nur offene, ehrliche Besprechung zu weiterem Aufschwung verhelfen. Bei der Ekensteen wird dieser nicht ausbleiben, zumal ihr die bisherige Anerkennung ein Ansporn zu vertiefterem Schaffen sein kann. In einer Kritik ihres Romans „Friede den Hütten" rühmt Joseph Reichsgraf von Pestalozza-Tagmersheim ganz besonders das für die Arbeiterschaft

Digitized by Google

warm empfindende Herz der Verfasserin. Die Arbeiter sind für sie nicht das Material, das Werte schafft, nicht zweibeinige Maschinen, sondern geistbelebte Pioniere des Fortschrittes, deren geistiges und materielles Wohl zu heben und zu befestigen ebenso vernünftig wie christlich ist. Der Reichsgraf, der seine Standesgenossen kennt und jedenfalls genau weiß, was ihnen zu wissen nötig wäre, möchte Ebensteens Buch in eines jeden Adeligen, der über Arbeiter zu gebieten hat, Hand sehen, aber auch in der der Arbeiter selbst, die, von gewissenlosen Agitatoren aufgehetzt, von Friedensworten nichts mehr hören wollen, obwohl ihnen der Friede nach innen und außen größeren Vorteil brächte als die lügenhaften Verheißungen der zu Millionen verbreiteten sozialdemokratischen Flugschriften. Diesen erziehlichen Wert des Romans „Friede den Hütten" hat man auch bereits im Auslande erkannt, und ein Priester in Gent ist zur Zeit damit beschäftigt, das Buch ins Vlämische zu übersetzen, um, wie er sagt, seinen Volksgenossen gesunde soziale Gedanken einzuprägen.

Heidenberg.

Der stille See am Arber.

Ein stiller See, geheimnistief
In Waldesnacht verloren.
Was war's, das dich zum Leben rief,
Das dich zum Tag geboren?

Du schweigst und hüllst dich tiefer ein
In Farn und Brombeerranken;
Was hegt doch deines Herzens Schrein
Für Wunder und Gedanken? —

Ein Urwaldriese, dein Gespiel
Wohl aus den Märchentagen,
Hat eine Brücke, als er fiel,
Weit über dich geschlagen.

Nun träumst du in den goldnen Tag
Und regst die Wimper leise,
Wenn wo ein Wind sich rühren mag
In seiner Flüsterweise.

Und über deiner dunklen Flut
Ein Aar ist aufgestiegen:
Der Hort, der dir im Herzen ruht,
Bleibt ungehoben liegen.

Marbach i. bayr. Wald. S. X. Schrönghamer.

Digitized by Google

(Eine Verpflichtung zur Besprechung eingesandter Bücher, sowie zur Rücksendung nicht besprochener Bücher wird nicht übernommen.)

Romane und Novellen.

Fogazzaro, Antonio, **Die Kleinwelt unserer Väter**. Roman, übersetzt von M. Gagliardi. Stuttgart und Leipzig 1903, Deutsche Verlags-Anstalt.

Leider um Wochen später, als Fogazzaros „Die Kleinwelt unserer Zeit", erscheint eine Übersetzung der „Kleinwelt unserer Väter", desjenigen Romans, den man eigentlich zuerst lesen sollte, aus dem heraus man erst das Gemälde, das Fogazzaro von unserer Zeit entwirft, verstehen und würdigen wird. Nicht nur der Unterschied zwischen den Charakteranlagen lehrt uns aus diesen heraus beide Zeitalter verstehen, sondern die politischen Ansichten, die Kämpfe, die Ideale der beiden Zeiten sind verschieden. Stärker und wuchtiger ist die alte Zeit, stärker und wuchtiger auch der erste Roman, künstlerisch feiner, speziell in der Psychologie, im Detail, ist der zweite. Die große Anlage des Romans, die prächtige, oft humorvolle Charakterisierung der einzelnen Figuren, die in ihren Gesinnungen und in ihrem Gebahren so recht in der Kleinstadt wurzeln, die große Idee, die überall durch die Zeilen schimmert, machen auch hier den Vorzug dieses früheren, herrlichen Werkes Fogazzaros aus. Möge der große Romancier durch diese gelungene Übersetzung sich bei uns recht viele neue Freunde erwerben.

München. Carl Conte Scapinelli

Eck, Miriam, **Der klingende Berg**. Novelle. Stuttgart 1904, Axel Junker.

Wer sich an der Verfasserin Skizzensammlung „Augusta Trevirorum" erlabt hat, für den bedeutet „Der klingende Berg" eine schmerzliche Überraschung. Nach so verheißungsvollen Ansätzen haben wir hier eine Aneinanderreihung von mehr oder minder zusammenhangslosen, wirren Bildern, die aber keine „Novelle" bilden. Einzelne Stellen sind hübsch und poetisch geschaut; das Ganze aber macht einen beängstigend krankhaften, pathologischen Eindruck. Zahlreiche Druckfehler machen die Lektüre auch nicht gerade angenehmer.

München. Anton Lohr.

Schmidtbauer, M., **Die galante Henny**, Gesellschaftssatire. München, A. Schupp.

Ein Ausschnitt aus gewissen verlotterten Kreisen unserer Gesellschaft. Leider ist die Art und Weise der Behandlung, die Verfasser seinem heiklen Stoff angedeihen ließ, nicht derart, daß das vom sittlichen Standpunkt

Digitized by Google

Verabscheuungswürdige auch so recht als solches erscheint. Wir können daher vorliegendes Büchlein, dem übrigens künstlerische Qualitäten abgehen, nicht zur Lektüre empfehlen. Daß, wie am Schlusse der Geschichte, die Gemeinheit triumphiert, kommt allerdings leider auch — in der Praxis vor.

München. L. v. Roth.

Schweichel, Robert, **Der Bildschnitzer von Achensee.** Roman. 4. Auflage. Berlin, Otto Janke.

Dieser Roman erschien schon Anfang der 70er Jahre zum ersten Male und diente da zur Agitation gegen die Jesuiten. In der Zwischenzeit blieb er in der verdienten Versenkung. Nachdem aber nun neuerdings die „Jesuitengefahr" ängstliche protestantische Gemüter in Aufregung versetzt hat, ist der alte Roman wieder hervorgezogen, in neuer Auflage herausgegeben und mit einem zugkräftigen Streifband versehen worden. Der Roman, ein Tendenzroman schlimmster Sorte, schildert die Jesuiten so recht als das Unheil des Landes und Volkes, wo sie tätig sind. Sie mißbrauchen ihre Seelsorgstätigkeit, hetzen die Gemeinde gegen den Pfarrer und die Frau gegen den Mann auf; zur Befriedigung ihrer Habsucht ist ihnen jedes Mittel recht ꝛc. Wäre es nicht einmal Zeit, auf allen Seiten gegen solche Versündigungen an der Kunst, wie an der Wahrheit, Front zu machen?

München. L. v. Roth.

Hoffmann, Hans, **Von Haff und Haken.** Neues von Tante Fritzchen. Berlin 1903, Gebrüder Pätel.

In fesselndem Plauderton, der über manches Unwahrscheinliche hinweg zu täuschen vermag, erzählt Hans Hoffmann seine Geschichten, die er unter dem symbolischen Titel „Von Haff und Haken" zusammenfaßt. Der gebannte Leser sieht alles in greifbarer Plastik, mag auch dem ruhig Überlegenden manches verschwommen erscheinen. Richard Rohleder, ein gutmütiger Galgenstrick, ist Held der beiden ersten Skizzen, die vielleicht besser unter dem gemeinsamen Titel „Richard Rohleder" erschienen wären, weil die zum Verständnis der zweiten Skizze notwendige Charakteristik Rohleders nur in der ersten gegeben ist. Dieser Rohleder stiehlt und lügt, ist dabei aber doch der seelengute, fabulierende Träumer, der selbst an seine Träume glaubt und entzückt ist, seine Phantasiegestalten, die er doch aus der ihn umgebenden Wirklichkeit holt, im Leben leibhaftig wiederzufinden. Mit ihm wetteifert an Ursprünglichkeit die gelungene Figur Tante Fritzchens. Ihr Name und ihre Person halten äußerlich die sämtlichen Skizzen zusammen; in jeder spielt sie eine Rolle, in drei besonderen erweitert der Dichter ihr Bild, das wir bereits aus den Skizzen „Tante Fritzchen" kennen. Ihr Haß, ihr Edelsinn, ihre Testamentsbestimmungen, lauter Auswüchse eines knorrigen und doch weichen Gemütes, werden anmutig und humorvoll erzählt. Ernster ist die letzte Skizze, eine kleine, fein stilisierte Novelle. Gelungen ist in ihr die Charakterentwicklung des Helden, des Theaterfriseurs und Theaterdirektors, klargelegt; scharf ist die Beobachtung und Wiedergabe des Milieus, tief und menschlich das behandelte Sujet, voll versöhnender Tragik der Ausgang. Das ganze Skizzenbuch ist gute Unterhaltungslektüre.

München. Max Ebar.

Goldmar, Jon von, **Ist es das Herz?** Roman. Seemanns kleine Unterhaltungsbibliothek. Nr. 3. Leipzig 1903. Hermann Seemann Nachfolger.

Ein Roman ist das vorliegende Büchlein wohl nicht, aber eine tüchtige Novelle. Mit anerkennenswerter psychologischer Kunst zeigt der Verfasser, daß das, was

Digitized by Google

die Welt so gern mit „Liebe“ bezeichnet, oft gar nichts anderes ist als bloßer Nerven- oder Sinnenreiz, und daß das Herz, das innere Gefühl, dabei keine Rolle spielt. „Ich bin dir kein Mensch gewesen, dessen Sein dir nötig — sondern nur ein Weib, dessen Geschlecht dreien deiner Sinne (dem Gefühl, dem Geruch und dem Gesicht) schmeichelte,“ sagt die Heldin am Schlusse zu ihrem Liebhaber. Die Novelle, die natürlich vom Standpunkt der autonomen Sittlichkeit aus geschrieben ist, regt in mancher Hinsicht zum Nachdenken an.

München. L. v. Roth.

Lyrik.

Holz, Arno, **Aus Urgrossmutters Garten.** Ein Frühlingsstrauß aus dem Rokoko. Dresden 1903, Karl Reißner.

Ein Leckerbissen für literarische Feinschmecker! Aber wohl auch nur für solche. Ein schlichter Pergamentband im Stile des achtzehnten Jahrhunders, dem alles — Vorsatzpapier, Titelblatt, Druck und Buchschmuck, entspricht; und dieser Buchschmuck wird manchem besser gefallen als die moderne Verschwendung von Druckerschwärze, die man nicht selten als Schmuck ausgibt. Über das Rokoko wird viel gescholten; und seine spielerische Lebensauffassung, seine neckische Heiterkeit entspricht ja wohl auch wenig dem Ernste unserer sozialen Zeit — aber soll man sich nicht auch einmal hineinflüchten dürfen in diese Mischung von fischbeinerner Abzirkelung und lebenslustiger Schwärmerei, der die Natur wie die Mythologie zu toller Maskerade dient? Wem aber da und dort ein Verschen etwas leichtfertig anmutet, der höre zwei Strophen aus Weißes Schlußgedicht an die Muse:

Verzeih', wenn ich zu schwach gespielet!
Die Liebe fordert unser Herz:
Das wenigste hab' ich gefühlet;
Das meiste sang ich bloß aus Scherz.
Von Waffen und von Haß umgeben,
Sang ich von Zärtlichkeit und Ruh:
Ich sang vom süßen Saft der Reben,
Und Wasser trank ich oft dazu.

Das ist freilich äußerst unrealistisch; mir aber tut es wohl in unserer Zeit, da jeder Poet wo möglich Welträtsel lösen möchte und Ewigkeitsgehalt zu bieten sich einbildet. Die Rokokoleutchen waren ehrlicher auch in ihrer Leichtfertigkeit, und es muß schon ein wurmstichiges Gemüt sein, das solch Spiel nicht verträgt. Mehr als Spiel will es eben nicht sein. Und eben darum halte ich's für weit minder bedenklich als hochmoderne Philosopheme über die Beziehungen zwischen Mann und Weib, darinnen meist eine viel schwülere Luft weht als hier.

Nicht mit Unrecht zeigt die Schlußvignette eine altväterische Bücherei. Wir haben eine wirklich sehr gute Auswahl von Rokoko-Lyrik in diesem Buche vor uns; und das gibt ihm auch eine gewisse literarhistorische Bedeutung, die nicht übersehen sein soll.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Liessem, J. J., **Poesie und Haus.** Eine Auswahl von Gedichten, besonders aus der neueren Zeit. Buchschmuck von H. Meyer-Cassel. Köln am Rhein, Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Lyrisch-epische Anthologien finden immer ihre Abnehmer; auch die obengenannte wird voraussichtlich Erfolg haben. Sie scheidet sich in vier (leider im Verzeichnisse nicht genannte) Hauptabschnitte: Tages- und Jahreszeiten; Lust und Leid im Menschenleben; Lieder und Balladen; Trost und Mahnung. Die Zusammenstellung ist im ganzen eine recht befriedigende, das vom Herausgeber gesteckte Ziel erreichende, den poetisch gestimmten Gemütern freundlich entgegenzukommen, lauter echte Poesie

Digitized by Google

zu bringen, alles wahrhaft Menschliche in den Kreis hereinzuziehen, zugleich aber nur im besten Sinne Volkstümliches aufzunehmen. Über einzelnes könnte man ja streiten, besonders über das, was — weggelassen worden ist. Das auf dem Titelblatte bemerkte: „Besonders aus der neueren Zeit" hätte das eine oder andere Juwel aus unserer ältesten deutschen Lyrik nicht auszuschließen brauchen. Eichert, Eschelbach, Annette Droste u. a. hätten mehr berücksichtigt werden dürfen. Andere, wie L. Rafael, Miriam Eck, Mia Holm, wurden bedauerlicher Weise völlig übergangen. Aber das läßt sich in einer zweiten Auflage nachholen. Die Ausstattung ist vornehm, der deutliche Druck sehr zu begrüßen.

Gößweinstein i. Obfr. E. M. Hamann.

Krömer, Ch., Herrgotts-Sängerlein. Buntes aus dem Lande der Poesie. Neisse. Oswald Huß' Nachfolger (Herrmann).

Man kann zwei Arten der Gottesverehrung unterscheiden; die eine, die sich direkt vom Irdischen abwendet und in die Gottheit versenkt, sie anbetet und ihr Lieder singt, und die andere, die den Anforderungen des Erdenlebens Rechnung trägt, aber das irdische Schaffen und Wirken in Beziehung zum Göttlichen setzt. Der menschlichen Doppelnatur entsprechend wird die Harmonie beider den richtigen Gottesdienst bilden. Solcher tritt entgegen in den Vers- und Prosapoesien, die unsere, ihrer Abstammung nach, rheinischen Frohsinn mit schlesischer Sinnigkeit verbindende Mitbürgerin unter obigem Titel eben zum ersten scheuen Fluge ausgesandt hat. Aus allen, nicht nur den rein geistlichen, auch aus denen mehr realistischen Charakters spricht ein edles, frommes Empfinden, das selbst im einfacheren Tone den Leser gewinnt und vereinzelte Härten der Form gern vergessen läßt.

Verdient das auch äußerlich ansprechende Büchlein wegen seines gesamten Inhalts weitere Verbreitung, so dürften besonders die Prosaskizzen des II. Teils dankbaren Anklang finden, die nach der duftigen Blumenlegende „Die weiße Calla" ziemliche Beobachtung und realistische Darstellungskunst verraten. Wir hoffen, der Dichterin nicht das letztemal im Parnaß begegnet zu sein.

Neisse. Dr. Wahner.

Literaturgeschichte.

Salzer, Prof. Dr. Anselm. **Illustrierte Geschichte der Deutschen Literatur** von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. München, Allgem. Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Mit großer Freude haben wir im 10. Hefte des vorigen Jahrgangs dieses Werkes Erscheinen begrüßt, mußten uns aber eine ausführlichere Besprechung vorbehalten, bis eine größere Anzahl von Lieferungen „des Werkes Wachsen und Werden" deutlich zeigten.

Inzwischen ist bereits die sechste Lieferung in unsere Hände gelangt, die uns bis an die Schwelle der Blütezeit mittelhochdeutscher Dichtung führt. Des Werkes Werden hat unsern vollen Beifall, aber — um gleich das wichtigste Bedenken zu äußern — sein Wachsen macht uns in mancher Hinsicht etwas besorgt. Der Verfasser hat mit dem bekannten Benediktinerfleiße gearbeitet und eine gewaltige Fülle von Material beigebracht — gerne würden wir sagen: bewältigt, aber wir fürchten, dabei Widerspruch zu finden. Zum wenigsten ist es nicht in dem Sinne bewältigt, daß die Darstellung eine völlig gleichmäßige werden kann, soll das Maß von zwanzig Lieferungen nicht überschritten werden. In der letzten Auflage von Lindemanns Literatur-

Digitized by Google

geschichte, die ja auch Professor Salzer besorgte, füllt der bisher behandelte Stoff ungefähr den zehnten Teil des ganzen Werkes.

An und für sich gefällt uns die Ausführlichkeit recht gut, die ja gewiß auch große Klarheit und Gründlichkeit der Darstellung im Gefolge hat; und wir wollen nur wünschen, daß die Besteller des schönen Werkes sich durch die voraussichtlich größere Zahl der Lieferungen nicht irre machen lassen. Denn gekauft zu werden verdient das Werk wie wenige.

Mit vollstem Lobe hervorzuheben ist wieder die illustrative Ausstattung. Wer Salzers Werk sein eigen nennt, kann Könneckens Bilderatlas entbehren. Denn keine Phantasiestücke sind es, die uns hier im Bilde geboten werden, sondern sorgfältig ausgewählte Bilder von kulturellem Gehalte. Der Leser und Beschauer lernt die Überlieferung der alten Literaturdenkmäler kennen in vorzüglichen Reproduktionen der alten Handschriften, die Porträts machen ihn mit den Poeten selber bekannt, kurz das Bild erscheint hier völlig als das, was es sein soll, als Begleitung und Unterstützung des Textes, nicht als störende Beigabe, wie man das so oft bei illustrierten Klassikerausgaben empfindet.

Die klare Darstellung wurde schon hervorgehoben. Der Verfasser vermeidet es mit Recht, unnötigerweise auf wissenschaftliche Streitfragen einzugehen; er hat in einem Werke dieser Art eben ein Gesamtbild zu geben. Fremdwörter sind, wie auch in der Ankündigung zugesagt, möglichst vermieden; uns ist nur der Ausdruck „hypokoristisch“ (S. 26) als schwer verständlich für ein breiteres Publikum aufgestoßen.

Die philologischen Darlegungen (S. 10 ff.) mögen manchem etwas trocken erscheinen; aber wir wissen, daß sie auch wieder von vielen freudig begrüßt werden, die ein Interesse an ihrer Muttersprache und deren Entwicklung haben, sich aber in eigene Fachstudien nicht vertiefen können.

Über ein paar Einzelfragen kann man vielleicht anderer Meinung sein. Die Unterlassung der Einteilung in Akte ist wohl kein stichhaltiger Beweis für die sonst unzweifelhaft richtige Tatsache, daß Hartsvits Komödien nicht zur Aufführung bestimmt waren (S. 95). Auch die Darstellung der ersten Spuren dramatischer Kunstregung (S. 142) wie der frühesten Entwicklung der Lyrik (S. 206) ist ein wenig angreifbar; die den Klosterfrauen durch ein karolingisches Kapitular verbotenen winileodos glaube ich mit Kögel[1]) nicht als Liebeslyrik auffassen zu sollen. Die friesische Rechtspoesie ferner, die Kögel so gut und ausführlich darstellt, hätte kurze Erwähnung mit einem Beispiele verdient. Endlich sind die Begriffe Bacchanten und beani (S. 204) kaum gleichbedeutend — das einzige übrigens, was wir an der sonst trefflichen Schilderung der Goliarden auszusetzen haben.

Die erste Lieferung weist einige wenige Druckfehler auf: Tunsday statt Tuesday (S. 4), θυγάτης statt θυγάτηρ (S. 12), Amaeler statt Amaler (S. 23), **zu** Breisgau statt **im** Breisgau (S. 23), **Übertritt** statt **Übertritt** (S. 35). In der zweiten Lieferung (S. 51 Z. 8 v. u.) ist „dem Wodan“ weggeblieben und S. 159 auf ein Textbild verwiesen, das wir nicht finden konnten.

Das sind Kleinigkeiten, die angesichts des vollendeten Werkes erst recht als solche erscheinen werden. Wir sehen mit Spannung den weiteren Lieferungen entgegen und sind lebhaft überzeugt, daß jeder, der seine Bibliothek mit diesem prächtigen Werke bereichert, gleich uns jede neue Lieferung auf's freudigste begrüßen wird, auch wenn

[1]) Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters. 1. Bd. 1. Tl. S. 61.

Digitized by Google

es deren mehr als zwanzig werden. Die große Anlage des Ganzen, die die Entwicklung der Literatur eng an die geschichtliche Entwicklung des deutschen Volkes überhaupt anschließt und am Eingange jedes Abschnittes die historische Grundlage kurz und klar zeichnet, verdient ja alles Lob und zwingt in Verbindung mit dem glänzenden Bilderschmuck zur wärmsten Empfehlung des prachtvollen Werkes.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Vogt, F. G., Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig 1903, C. Wiest Nachf.

In Zehnpfennig-Lieferungen erscheint dies Opus, just wie die Hintertreppen-Romane. Der Inhalt ist dessen würdig: billig und schlecht. Ein federfixer Dilettant mißhandelt die deutsche Literaturgeschichte. Wir haben nichts als oberflächliche Kompilation vor uns. Und die Illustrationen sind des Textes würdig — werft das Scheusal in die Wolfsschlucht!

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Varia.

Unserem verehrten Mitarbeiter, dem bekannten vaterländischen Dichter Martin Greif, wurde am 1. November d. J. der Titel eines Kgl. Hofrates verliehen.

Die von August Weweler als volkstümliche Oper komponierte Dichtung **„Dornröschen"** von Hans Eschelbach, die im Laufe des 3. Jahrgangs in der „Literar. Warte" zum erstenmale in Druck erschien, erlebte am 14. November d. J. am Kgl. Hoftheater in Kassel vor ausverkauftem Hause seine Uraufführung, wobei es stürmischen Beifall fand.

Zu dem Artikel „Gedanken über die Gründung einer Zeitschrift für bildende Kunst" im vorigen Hefte erhalten wir folgende Zuschrift:

Hochgeehrte Redaktion!

Im letzten Hefte Ihrer „Literarischen Warte" klagt Ihr Hch. Z. G.-Korrespondent mit Recht über „die laue Beteiligung" unseres verehrl. Publikums an der „Zeitschrift für christliche Kunst", ist aber im übrigen mit deren Verhältnissen nicht besonders vertraut, denn

1. hatte sie in ihrem VII. Jahrgange (1894/95) nur ein Zehntel Abonnenten mehr als im XIV. Jahrgange, weswegen die Angabe, daß sie „vor mehr als 8 Jahren viel besser prosperierte, wie heute", nicht zutrifft;

2. sind „die pekuniären Opfer, die sie gefordert hat", so unbedeutend, daß sie von ihrem bei der Gründung gesammelten Kapital bisher nicht einmal die Zinsen anzugreifen angefangen hat;

3. steht sie mithin auf eigenen Füßen, sodaß sie also nicht „auf teuer bezahlten Stelzfüßen ihren Weg daher geht".

Würde der Herr Korrespondent dem Redakteur, den er offenbar persönlich kennt, geeignete Mitarbeiter für die eine oder andere nicht „trockne wissenschaftliche" Arbeit verraten haben, so hätte er sich ganz gewiß dessen Dank verdient.

Köln, den 9. November 1903.

Dr. Alex. Schnütgen,
Herausgeber der „Zeitschrift für christliche Kunst".

Herausgeberin: Deutsche Literatur-Gesellschaft in München. — Verantwortlich für die Redaktion: Anton Lohr in München; für den lyrischen Teil: Carl Conte Scapinelli, München. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

Literarische Warte
Monatsschrift für schöne Literatur

5. Jahrgang | 1. Januar 1904 | Heft 4

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten.

Zu Jakob Baldes 300 jährigem Geburtstag.

Von Dr. Luzian Pfleger in Münster.

Da die Gedenktage Mode sind, wäre es undankbar, diesen Zoll der Pietät einem Dichter nicht zu entrichten, der in Deutschlands trübster Zeit ein Liebling der Musen war.

Es ist der Jesuit Jakob Balde. Vor 300 Jahren, am 4. Januar 1604, wurde er im elsässischen Städtchen Ensisheim geboren. Nicht seine Lebensschicksale interessieren uns heute, nur der Dichter.

Was war und was ist uns Balde, — in großen Zügen seine Gestalt hingestellt?

Der Dichter der Renaissance, deren vielgestaltige, reichgebildete Ornamentik die unendliche Fülle seiner Bilder und Gedanken so ausgezeichnet repräsentiert. Balde war vor allem Humanist, aus ganzer Seele. Es war eine glückliche Idee Wilhelm von Kaulbachs, auf seinem großen Berliner Reformationsbilde Balde in die Gruppe der Humanisten zu stellen, in die Nähe Petrarkas, Vives', Picods de Mirandola. Im Jesuitentalar, das Birett auf dem Haupt mit den eingesunkenen Schläfen und den herben Gesichtszügen, neigt er sich vom Rand her in das Bild hinein. Mit der rechten Hand greift er in die von einem liegenden Musentorso gehaltene Leier, mit der linken hält er ein offenes Blatt, von dem uns die Schlußstrophe der 22. Ode des ersten Buches seiner lyrischen Gedichte entgegenleuchtet:

Digitized by Google

Incerta certis, atraque candidis
Conferre solers; praeteriti memor,
Euntis actor et futurum
Praeripuisse dolosus aevum.

Kühn wägt der Geist ab Sich'res und Schwankendes,
Und Licht und Dunkel; denkt der Vergangenheit,
Vollführt die Gegenwart und greifet
Spähend voraus in die fernste Zukunft.

Ein prägnantes Programm von des Dichters poetischem Schaffen! Er dachte der Vergangenheit; er versenkte sich liebevoll in sie.

Sein Geist eilte zurück in die vergangenen Jahrhunderte des alten Rom. Dort schöpfte er seine Weisheit. Dort schnitt Balde sich die Zweige zum reichen, prangenden Dichterlorbeer. Die Sprache seines eigenen Volkes bot ihm nicht die schmiegsame, elastische Form, nach der sein unendlich vielseitiger, nach volltönendem Ausdruck ringender Geist verlangte. Das Deutsche von damals war ihm zuwider, weil verunstaltet durch eine Unmasse fremder Elemente. Es war nicht mehr die kernige, unverfälschte Schreibweise seiner Landsmänner Geiler und Murner oder Luthers und der andern Deutschen des 16. Jahrhunderts. Er beklagte es bitter und hielt den Deutschen das Schmähliche ihrer eiteln Nachahmungssucht vor. Was seine Zeitgenossen, wie Spee, Fleming, Logau, Gerhardt, für die deutsche Sprachverbesserung leisteten, ging an ihm spurlos vorüber. Ohne seine Schuld.

Darum schien ihm auch das Deutsche keine Sprache für Dichter. Aus dem wenigen, was er selbst in deutscher Sprache dichtete, schaut uns kein Balde entgegen. Das ist nicht mehr er selbst, es scheint ein ganz anderer zu sein, fast ein Stümper, wenn man seine glänzenden lateinischen Leistungen dagegen hält. Er selbst sprach auch seiner deutschen Dichterei keinen poetischen Wert zu, und die strengen Ordenszensoren, deren sorglich versteckte Zensuren über des Mitbruders Werke ein glücklicher Zufall im Münchener Reichsarchiv uns bewahrt hat[1]), hielten seine deutschen Dichtungen nicht für druckreif und des berühmten Verfassers unwürdig.

Man hat Balde wohl zum Vorwurfe gemacht, daß er so die Muttersprache vernachlässigte. Mit Unrecht. Wir von heute sind dessen froh. Sonst wäre auch Balde ein Verschollener, wie die meisten deutschen Poeten des 17. Jahrhunderts, bloß dem Literarhistoriker bekannt. Weil er die Sprache der Römer wählte, sind seine Werke unvergänglich, auch spätern Geschlechtern verständlich.

Er ahmte die Alten nach, vor allem Horaz. Er übertraf ihn, nach Herders Worten, an Tiefe des Gefühls, an Fruchtbarkeit und genialer Erfindung und Komposition. Weil er ein reicheres Erbe angetreten hatte als jener. Das

[1]) Eine Auslese daraus wird von mir an anderer Stelle veröffentlicht.

Digitized by Google

in den Stürmen langer Jahrhunderte reif gewordene Erbe der christlichen Kultur. Man hat ihn wohl treffend eine christlich-romanische Inkarnation des klassischen Altertums genannt. Er konnte den Heldentod Dampierres im Stile Lukans, Boucquois in jenem des Statius besingen, er feierte den unvergeßlichen Tilly in der Weise des Claudian, beschrieb die Schlacht am weißen Berge in Virgils Manier — und bei alledem ist die Art seiner Nachahmung eine so souveräne, freie, seine Schreibweise und sein poetisches Empfinden so originell, daß ein neuerer Lobredner Baldes — auch ein Protestant wie Herder, Orelli, Knapp, die alle sein Lob neidlos verkündeten, — mit Recht sagen konnte: „Seine Latinität ist, absichtliche Nachahmungen ausgenommen, nicht virgilisch, horazisch, lukanisch, statianisch oder claudianisch, sondern alles das zusammengenommen, bewundernswert selbständig, eigenartig, klassisch, baldisch."

In allen Formen der klassischen Dichtung war er zuhause. Ebensogut Epiker wie Satiriker. Im Drama leistete er treffliches, wie sein „Jephte" beweist. Und wie ihm elegische Töne gelangen, zeigt sein Hauptwerk, die dem Papst Alexander VII. gewidmete »Urania victrix«, von dem nur der erste Teil zum Druck gelangt ist, während die beiden letzten ein böses Geschick nach dem Tod des Dichters spurlos verschwinden ließ.

Aber seine Hauptstärke lag in der Lyrik. Seine vier Bücher Oden bieten des Schönen und Erhabenen so viel, daß man erstaunt über den Reichtum echter Poesie, der hier niedergelegt ist, bei gänzlichem Mangel jenes Elements, das man so gern als den eisernen Bestand aller Lyrik betrachtet: der Erotik. Bei dem Dichter im Ordensgewande wird man sie vergeblich suchen, und man vermißt sie nicht bei ihm, so groß ist seine dichterische Gestaltungskraft, so unerschöpflich an immer neuen Einfällen sein Genius, daß er die undankbarsten Stoffe, dem Bereich der Poesie scheinbar ganz fernliegende Gegenstände dichterisch zu verklären und uns näher zu bringen weiß. Wie mächtig blitzt der Reichtum seines vielbeweglichen Talentes aus seinen „Enthusiasmen", aus den Büchern der „lyrischen Wälder" hervor, wie groß ist die Virtuosität, mit der der Dichter die Gestalten einer längst begrabenen Welt hervorholt, um durch sie dem späten Jahrhundert ins Gewissen zu reden. Viele seiner Oden atmen so rein antiken Geist, daß man ihren Verfasser nicht leicht im 17. Jahrhundert suchen würde.

Freilich, beim Lyriker der Renaissance behagt uns manches nicht. Baldes reiche Phantasie läßt ihn Bilder auf Bilder häufen, Zierat auf Zierat. Schmückendes Beiwerk in Überfülle beeinträchtigt oft den reinen Genuß seiner Dichtungen. Er gibt zuviel von seinem Reichtum, wie etwa Jean Paul. Zahllose mythologische Anspielungen erschweren das Verständnis. Der Rhetor, der Philosoph, der Polyhistor drängt sich oft zu sehr vor. Aber nicht überall und nicht immer. Und was Albert Knapp von unserm lateinischen Dichter sagt, ist auch uns aus der Seele gesprochen: „Balde darf als Sprecher einer toten, ausländischen Sprache noch heute mit den ersten Poeten Deutschlands konkurrieren, weil vor allem *sein Geist* es ist, der Anerkennung fordert und verdient."

Digitized by Google

Sein Geist! Der deutsch war in einer undeutschen Zeit. »Euntis actor«, — der die Gegenwart vollführt. Balde war kein Stubenpoet, keiner, der über der Liebe zum Altertum und seinen Formen die Welt um sich her vergaß. Er lebte der Gegenwart wie kein zweiter in dem zerrissenen Deutschland, das er mit aller Liebe, deren sein großes Herz fähig war, umfaßte. In den trüben Tagen des dreißigjährigen Krieges war er der patriotische Dichter par excellence. Der Tyrtäus der Liga, der mit der Leidenschaftlichkeit des Verzweifelnden die Zagen anfeuerte; der wie ein Prophet des alten Bundes das zerrissene Deutschland zur Einigkeit rief; der die Fürsten und Großen zur Erneuerung der Kriegszucht mahnte; der, selbst blutenden Herzens, die Verbannten und Flüchtigen, besonders seine elsässischen Landsleute tröstete. Alle die großen Ereignisse jener Tage spiegeln sich in seinen Liedern wieder. Siege und Niederlagen, Feldherrnruhm und der Heldenmut wehrloser Frauen, die ihre Ehre gegen die Angriffe roher Landsknechte verteidigen. Mit wahrhaft erschütternder Macht schildert er in den ergreifenden „Klagegesängen" die Verwüstung des deutschen Vaterlandes. Bücher voll Seufzer und blutiger Tränen nennt sie Herder.

Der Sänger des Krieges ist auch der Sänger des Friedens. Niemand begrüßte begeisterter als der bayerische Jesuit die Friedensverhandlungen; keiner verfolgte das Diplomatengezänk im Rathaussaale zu Münster mit größerer Sorge. Und als endlich der Frieden kam, ließ er in seinem patriotischen Herzen doch eine blutende Wunde zurück: daß das Elsaß dem Reiche und Österreich verloren ging, konnte er nie verschmerzen.

Balde war ein Dichter, der in die Zukunft blickte. In weite, lichte Fernen, die ihn trösteten über den Jammer und die Not der Zeit. Ich habe Balde, den religiösen Dichter, im Auge. Auf der religiösen Leier gelingen ihm alle Töne. Sei es, daß er in alter Totentanzmanier in seinem ersten größern Gedicht »de vanitate mundi« die Vergänglichkeit alles Irdischen oft mit grausigem Humor besingt, oder daß er in seiner berühmt gewordenen „Philomele", der sterbenden Nachtigall, den leidenden Erlöser mit den innigsten Tönen preist, oder daß er die allerseligste Jungfrau feiert, — überall bewundert man die tiefe, abgeklärte Religiosität des Dichters, die Innigkeit seines Empfindens, das er mit vollendeter Kunst in allen Variationen klassischer Formenkunst zum Ausdruck bringt. Er erwärmt und begeistert, dem antiken Marmor haucht er sprühendes, warmes, christliches Leben ein. Seit Konrad von Würzburg, dem minnereichen Sänger, ist auf deutscher Erde der Gottesmutter keine so glänzende Huldigung mehr zuteil geworden, als durch Jakob Balde. Wie vielseitig, wie lebendig, ja manchmal wie romantisch, ist der Inhalt seiner Marienbichtungen, der »Partheniae« oder der sonst in den Büchern der Oden und „Wälder" zerstreuten Lieder!

Ihr Dichter muß ein edler Mensch gewesen sein. Und das war Balde. Groß auch als Mensch, als wahrer Mensch. Er war, was er von sich selbst sagte: „Kein Baumstrunk auf dem Felde, kein unfruchtbarer, kein willenloser Stein, mit einem Wort gesagt, ein Mensch, ein wahrer, der will und werd' ich

Digitized by Google

sein." Ein frommer Priester, ein liebenswürdiger Mensch, ein gesuchter Gesellschafter, den sein sprühender Witz, sein launiger Humor bei Hoch und Nieder gleich angenehm machte. Die vielen köstlichen Schnurren und Anekdoten, die von ihm berichtet werden, bringen uns den Mann, der in seinen Werken so hohen Schwung, so viel sittliche Kraft bekundet, noch viel näher. Wer sein Wesen kennt, der muß ihn lieb haben. Noch heute, nach dreihundert Jahren.

Und wer seine Werke gelesen, der greift oft und gerne nach ihnen. Es geht ihm wie Goethe, der Herder für seine Bibelübersetzung dankte: „Recht herzlich danke ich Dir für Deinen Dichter; er bleibt bei jedem Wiedergenuß derselbe, und wie die Ananas erinnert er einen an alle gutschmeckenden Früchte, ohne an seiner Individualität zu verlieren." Balde verdient es, noch heute gelesen zu werden. Es wäre ein Verdienst der Münchener Baldegesellschaft, durch eine billige Volksausgabe gut übersetzter Baldescher Sachen — es sei an die trefflichen Schrottschen Übersetzungen erinnert — den edlen Dichter in weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Sylvesternacht.

Zwölf dumpfe Schläge nur
Gehn zitternd durch die Weiten.
Ernst weiter webt die Uhr
Am Leichentuch der Zeiten.

Zwölf Schläge tief und bang;
Das ist des Jahres Sterben.
Stolz mit dem letzten Klang
Naht schon der Schritt des Erben.

Zwölf Schläge sind verhallt,
Wie Sang an Totenbahre,
Und jubelnd schon es schallt:
„Glückauf zum neuen Jahre!"

München. M. v. Ekensteen.

Digitized by Google

Neue Gedichtbücher.

Besprochen von Dickinson-Wildberg in Dresden-Gruna.

III.

„Ein Wortschwall ist noch lange keine Dichtung,
Es g'hört das Herz und Witz und Geist dazu."

Also singt Herr Johannes Behrboom in seinen „Gedichten"[1]) und spricht sich damit selbst das Verdammungsurteil. Wir erwähnen noch, daß dies Bändchen mit dem Selbstporträt des Autors geschmückt ist. Es ist kein unsympathischer Kopf; aber wir fragen uns unwillkürlich: was hat Herr Behrboom für die deutsche Literatur geleistet, daß er es sich erlauben darf, sein wertes Bildnis einem Werke seiner Feder voranzustellen?

Karl A. Bürgin stellt sich nochmals ein. Der uns vorliegende Band heißt „Mädchengestalten"[2]). Auch hier fehlt die Vorrede nicht, in der Herr Bürgin, wie ein spanischer Dramatiker im Schlußakt, sich wegen „der unzähligen Fehler" seiner fünf Gedichtsammlungen entschuldigt: Er sei Straßenbahn-Angestellter, doch: „Heiter lacht das blaue Junoauge und der Lyrik muß das Schicksal weichen!" Übrigens ist dieser Bürgin, wie viele Dilettanten, in formaler Hinsicht durchaus nicht unbegabt; er steht ganz unter dem Einflusse der älteren Klassiker. Hie und da fällt ihm sogar etwas rokokomäßig Zierliches ein, z. B.:

„Was ist das Mädchen? Eine Leier,
Die hymnenfrohe Nachtigall,
Ein muschelreicher Schwanenweiher,
Der Liebe wilder Wasserfall."

---

[1]) Dresden 1903, E. Piersons Verlag (R. Lincke).
[2]) Ebenda.

Digitized by Google

Gewissenhaft verzeichne ich ferner den Einlauf folgenden Schriftchens: „Es lebe Kneipp!“[1]) Gedichte für Seele und Leib, von E. Miltz, cand. phil.

Auch die Verfasser oder Herausgeber der „Lotterie-Poesien“[2]) und der heitern Reimerei: „Aus Kantor Simsens Studienjahren“[3]) werden sich wohl mit der bloßen Erwähnung begnügen müssen. Jener heißt Hermann Oesterit, dieser Robert Hillmann. Das zuerst genannte Opus ist eine „Anthologie deutscher Dichterstimmen über das Lotteriespiel!“ Mitgewirkt haben u. a.: Stettenheim, Schmidt-Cabanis, die Eschstruth usw. Auf der Rückseite Anpreisungen der „Mitteldeutschen Staatslotterie“. Und dergleichen wird einer „Literarischen Warte“ zur Besprechung eingesandt!

In Otto Dürens Sammlung „Lieder und Reime[4]“) hat man es offenbar noch mit Versuchen eines Anfängers zu tun, der aber nicht ohne wirkliche lyrische Veranlagung ist. Das Gedicht „Schwüler Abend“ ist wahrhaft musikalisch empfunden. Das Gefühl scheint mir überhaupt echt in diesen Poesien. Und das will schon etwas bedeuten. Origineller möchte Otto Klimmer erscheinen in seinen neuen Gedichten „Särge und Bräute“[5]). Oder vielmehr ist er es auch; denn so gesucht uns manches anmutet, so gern er mit gewissen Leitmotiven der Dekadenzlyrik: Königen mit silberbeschlagenen Pferden, Mansardenstimmungen, „Bim-baum, bim-baum!“ und dergleichen arbeitet, so modern er mit Tod und Nacht kokettiert — er scheint mir doch ein wirklicher Poet zu sein. „Das sind die Besten“ (S. 49), „Nach Avalun“ (S. 70), „Märchen“ (S. 75), „Die armen Seelen“ (S. 36). Er gemahnt zuweilen an Edgar Allan Poe. Dagegen will Viktor A. Reko in seinen lyrischen Studien „Prinzessin Seele“[6]) uns „des Alltags Schönheit erschließen“. Er gibt uns Bilder aus der Biedermeierzeit, friedliche Interieurs; er meditiert wehmütig über die grüne Lampe, die einst in jungen Jahren die einzige Zeugin einer Liebesnacht war, über jenes Vorstadthaus mit den toten Augen, da er gewartet oft an nassen Maientagen. Liebenswürdige, leise Poesien eines anspruchslosen, feinen, scheuen Gemütes.

Als ausgesprochenere Dekadenten geben sich die Freunde Adolphe Linhardt und Rud. Jul. Lehner in ihrem Buche „Zwei irre Wanderseelen. Moderne Gedichte“[7]). Es ist pompös ausgestattet und prachtvoll gedruckt. Der Gesündere, Männlichere scheint uns Adolphe zu sein. Sein Philosoph ist Schopenhauer, nicht etwa Nietzsche — das zeugt doch von einer gewissen Unabhängigkeit. Von Lehner berichtet der Verlag, daß sein „Leopoldi-

[1]) Wörishofen 1903, Buchdruckerei und Verlagsanstalt.
[2]) Dessau 1903, H. Oesterwitz.
[3]) Erfurt 1903, G. A. Brodmann.
[4]) München 1903, Monachia-Verlag.
[5]) Stuttgart 1903, Axel Juncker.
[6]) Ebenda.
[7]) Diessen (Bayern) 1903, J. C. Huber

Digitized by Google

Almanach" (Klosterneuburg) in vielen hunderten von Exemplaren verkauft wurde. Er handhabt die Form mit kühler Gewandtheit. Manches erinnert entfernt an Stefan George. — Selbständig hat Adolphe Linhardt einen zweiten Gedichtband „Paris"[1]) herausgegeben und „Herrn Otto Julius Bierbaum ergebenst zugeeignet". Hier steht er unter dem Banne der Pierrot- und Cabaret-Lyrik. Selbstbewußt verkündet der Autor am Schlusse: „So bleib' ich bei den ewig Jungen und meine Lieder stets modern."

Ach, Kritisieren ist keine Freude, obwohl manche Leute das zu glauben scheinen. Schon der Zwang zur Vertiefung in fremde Art ist für den Schaffenden qualvoll genug. Sorgsam möchte man sich vor Ungerechtigkeit hüten, erntet aber keinen Dank. „Eintagsfliegen aufzuspießen", wie wenig ersprießlich ist das! Und sie begreifen nicht einmal den grausamen Trost: „So wirst du wenigstens nicht gleich vergessen, nicht von der nächsten Spinne aufgefressen."

Ich komme jetzt zu drei Dichtern, die mit den modernen Richtungen nichts gemein haben. Der erste von den Dreien, Johannes Wedde, ist bereits 1890 gestorben. Er war Sozialdemokrat; aber aus seinen „Gedichten"[2]), die Walter Hubbe als Auswahl aus den gesammelten Werken herausgibt, würde man das kaum erraten. Es ist keine politische Lyrik, keine Tendenzlyrik; es ist philosophische Lyrik, die wir da kennen lernen, und obwohl der Dichter für unsern Geschmack zu stark reflektiert, fesselt er durch seine nicht zu bestreitende Eigenart. Ein gewisser Mystizismus färbt seine Gedichte dunkel („An die Königin"); wahrhaft großartig ist „Satan" (S. 44). Aber nur selten erhebt sich Joh. Wedde zu dieser Höhe, das Krause, Wunderliche herrscht in seinen Dichtungen vor. Merkwürdig erscheint gerade bei diesem Dichter der Gebrauch mittelhochdeutscher Töne („Unmut", „Nein"). Auf jeden Fall bleibt Wedde ein interessanter Poetenkopf.

Ich wüßte gerne, wie die Gedichte des Großfürsten Konstantin von Rußland in der Ursprache klingen. Gewiß sehr weich und liebenswürdig; manches, das uns in deutscher Übersetzung wenig zu bedeuten scheint, hat vielleicht im Original seine Farbe und seinen Glanz. Hermann von Zur Mühlen hat „Ausgewählte Dichtungen"[3]) des Großfürsten im Versmaß der Urschrift ins Deutsche übertragen und eine Lebensskizze des Dichters vorausgesandt. Großfürst Konstantin ist ein Sänger der Natur und des Familienglücks, und die Persönlichkeit des Fürsten tritt uns aus seinen Liedern herzgewinnend entgegen.

In einer Gesamtausgabe sind die Gedichte[4]) von Fritz Lienhard erschienen. Die Bände „Nordland" und „Burenlieder" sind uns noch in guter

[1]) Diessen (Bayern) 1903, J. C. Huber.
[2]) Hamburg 1903, Alfred Janssen.
[3]) Berlin 1903, Hofmann & Co.
[4]) Stuttgart 1903, Greiner & Pfeiffer.

Digitized by Google

Erinnerung, sowie die „Lieder eines Elsässers“, die hier unter dem Titel „Heimat“ erscheinen. Lienhard ist durch seine außerordentliche Fruchtbarkeit, seine wagemutige Persönlichkeit, sein kräftiges allemanisches Deutschtum rasch bekannt und bei vielen beliebt geworden. Mir geht es mit seinen Gedichten wie mit seiner Polemik; bald muß ich ja, bald muß ich nein sagen, aber immer flößt mir das Wesen des Poeten, sein lauteres Wollen hohe Achtung ein. Lienhard war es zuerst, der im „Literaten“ wieder den „Menschen“ entdeckte; und so einfach das klingt, es war doch eine Tat. So dürfen wir denn auch in seinen Liedern nicht den Artisten suchen; aber es steckt ein tüchtiger „Kerl“ darin.

Die Philister.

Wie Frösche hockt ihr stillzufrieden
Im Sumpf, vergnügt und sorgenfrei.
Die höchste Seligkeit hienieden
Ist euch das graue Einerlei.

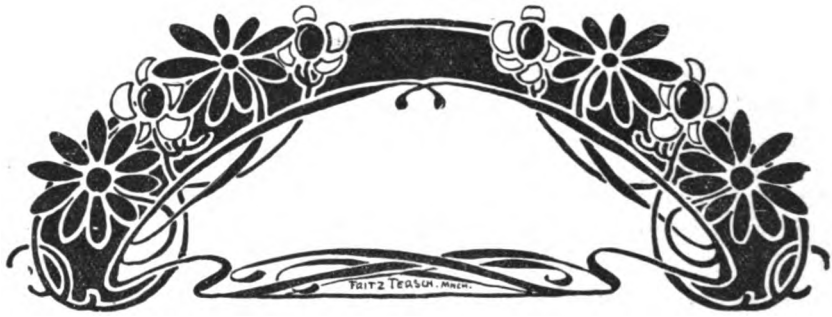
Und wem ihr eure Gunst wollt schenken,
Muß, wie ihr, wohnen im Moraſt;
Er darf beileib' nicht streben, denken,
Sonst wird er eurer Schar verhaßt.

Doch wer aus sand'ger Geistesöde
Keck aufwärts klimmt durch Stein und Dorn,
Wie glotzt ihr auf den Kühnen blöde
Und wackelt mit dem Kopf voll Zorn!

„Der Kerl bricht sich noch Hals und Glieder
Auf unerreichbar-steilen Höh'n.
Komm, Tollkopf, steig zu uns doch nieder!
Im Sumpf, im Sumpf nur lebt sich's schön!“

München. A. Dreyer.

Digitized by Google



Fata Morgana.

Von Friedrich Kroff in München.

Kinder, morgen wollen wir einmal früh aufstehen," sagte Dankelmann zu seinen Freunden. „Am Morgen ist es im Englischen Garten am schönsten, und ihr werdet sehen, womit wir uns heute einen Tag plagten, das kriegen wir morgen in ein paar Stunden klein."

Beide waren damit einverstanden.

Sie waren alle drei Juristen, strebsame junge Leute, denen es mit ihrem Studium ernst war. Lemmer, der Jüngste, lebhaft und leicht begeistert, Marcius, der Älteste, etwas behäbig, bedächtig und energisch. Zwischen beiden Dankelmann, der geborne Gelehrte, voll eindringenden Fleißes und unermüdlicher Ausdauer, sozusagen der wissenschaftliche Vorarbeiter von den dreien und Schrittmacher ihres Strebens.

Am nächsten Morgen um sechs Uhr riefen sie einander an und wandelten durch die stillen, kaum erwachten Straßen hinaus nach dem Englischen Garten.

Als eine grüne, undurchdringlich scheinende Wand schloß er die letzte Straße ab. Wenn man aber näher kam, führten lauschige Schattenwege hinein in das Frühlingsparadies unter dem blauen, weißwolkigen Himmel.

Eine gar köstliche Luft wehte kühl, und wo die Sonne hereinschien, hob sich ihr warmer Blick noch deutlich ab von dem taufeuchten, erdduftenden Schatten.

Die Vögel sangen. Im üppigen Grasland der weiten Lichtungen blühten und glühten hundertfältig Halme und Blumen.

Dankelmann ging zwischen seinen Freunden, hielt die Hände mit einem dicken, grünen Büchlein: „Civilprozeßordnung" auf dem Rücken und blickte mit dem kleinen, bebrillten Gesicht fast unverwandt zu Boden. Er hatte in seinen Gedanken bereits den Faden zur Fortsetzung des gestern unterbrochenen Pensums wieder aufgenommen.

Die beiden andern hatten das grüne Buch tief in der Tasche. Mit leuchtenden Augen sahen sie umher.

Digitized by Google

„Herrgott!“ rief Lemmer überwältigt und hieb mit seinem Stock durch die Luft.

Marcius atmete tief die Morgenkühle und brummte: „Großartig, großartig!“

Sie gingen ein gutes Stück hinein in den grünenden Park, bis sie eine Gegend fanden, die noch nicht einmal die wenigen Frühaufsteher belebten. Auf einer Bank ließen sie sich nieder, und Dankelmann nahm sogleich das Büchlein vor.

„Also, Kinder, los!“ mahnte er ungeduldig, weil man doch den ganzen Weg nichts „zur Sache“ gesprochen hatte.

„Los!“ echoten die andern tonlos und starrten ins Grüne, ohne sich zu regen.

Dankelmann brachte eine Art Resumé über den Teil des Kapitels „Zwangsvollstreckung“, den sie sich bereits angeeignet hatten.

Als sie aber zu einem weiteren Paragraphen übergehen sollten, wurde er auf seine Freunde aufmerksam. Marcius saß vorgeneigt, zeichnete in den Sand und hörte offensichtlich mehr auf den Gesang der Vögel als auf Dankelmanns Redefluß. Der andere schaute angelegentlich einer Bachstelze zu, die am Wasserrand nach Futter äugte und regsam mit dem Schwänzchen wippte.

Eine energische Mahnung weckte beide. „Es ist eine verdammt schwere Sache da außen,“ meinte der eine und beide zogen seufzend das Buch aus der Tasche.

Nun hatte Dankelmann mit seiner zähen Energie die anderen bald in das Gewirr von Paragraphen verstrickt.

Das grüne Gehäuse, die hellen Blumen, der sonnenbekringelte Bach, alles war weg. Und die Grasmücke, die im nächsten Weißdorn saß, mühte sich mit ihrem süßen Liedlein vergebens.

Nach einer Weile begann es auch dort belebt zu werden. Die Stadt war aufgewacht. Zuerst einzelne Wandler, drüben auf der Straße ein Reiter in fröhlichem Trab, dann plaudernde Paare, helle Kleider, leuchtende Augen und klingendes Lachen.

Die Gefährten wurden wieder unaufmerksam. Sie machten ungehörige Bemerkungen. Dann verschwanden, wie auf Verabredung, die zwei Bücher sachte wieder in den Taschen.

Dankelmann räsonnierte unverdrossen weiter.

Da sprang Lemmer auf. „Ich schlage vor, wir gehen irgendwohin Kaffee oder Milch trinken.“

Wie erlöst stimmte ihm Marcius bei und erhob sich rasch.

Dankelmann sah ärgerlich durch seine Brille. „Ich dachte doch, wir wären zum Arbeiten herausgekommen.“

„Wir haben ja. Es ist doch gar zu schön.“

„Na, ich geh' nicht mit.“

„Und wenn ich ein Jahr später dafür Minister werde, heute kann ich nicht,“ rief Lemmer lachend.

Digitized by Google

Ein Weilchen beredeten sie sich. Dankelmann blieb fest.

„Also weißt du was," sagten die beiden, „du knobelst einstweilen hier die Sache aus, und wir ordnen uns, wenn wir wiederkommen, einfach deiner Weisheit unter."

Sie gingen fröhlich davon.

Dankelmann versank rasch wieder in sein Studium. Nichts konnte ihn stören als manchmal überlaute Fröhlichkeit der Vorübergehenden. War es dann ein zärtliches, verliebtes Paar, so sah er ihm durch seine scharfe Brille verdrießlich nach und lächelte mit überlegenem Sarkasmus.

* * *

Vierzig Jahre Arbeit — niemand, der sie vor sich hat, ahnt, wie kurz sie sind. Dankelmann war auf der Leiter seiner Karriere rasch und ununterbrochen emporgestiegen, hatte alles erreicht, was er erstrebt hatte.

Die Freunde ließ er weit hinter sich — irgendwo draußen in der Provinz. Er lebte und wirkte fast die ganze Zeit in der Residenzstadt, wo er einst studiert hatte.

Längst war er einer der höchsten Gerichtsbeamten des Landes, eine Autorität in Fragen des Zivilprozesses und Mitschöpfer so manches Gesetzes, war „von Dankelmann" und besaß viele Orden.

Gelegentlich hatte er auch eine Frau genommen.

Das war sehr gut. Denn nun begann das Alter sich geltend zu machen. Seine beste Kraft hatte er vergeben. Die Bedeutung seines Lebens fing an, hinter ihm zu liegen. Dabei wollte es ihm scheinen, als ob man ihn neuestens etwas vernachlässigte. Vielleicht war es nur das Mißtrauen des Alters. Aber es that doch weh. Er hatte den bequemsten Dienst dabei — und gleichwohl.

Da führte ihn sein Weg eines Tages zufällig in die Universität.

Es war ein eigen Gefühl — nach vielen, vielen Jahren. Bedächtig schritt er durch die langen, hallenden Gänge. In allen Tonarten klangen die Stimmen der Dozenten aus den Hörsälen.

Eine der Flügelthüren stand offen, denn es war ein heißer Tag. Von Erinnerung übermannt blieb er ungesehen in der Nähe stehen und horchte ein bißchen.

Er traf es gut. Just ein Thema des Zivilprozesses wandelte man ab. Und er horchte doppelt aufmerksam.

Plötzlich trafen ihn wie ein Blitz die lauten klaren Worte einer noch jungen Stimme: „Der Kommentar von Dankelmann, an sich eine tüchtige Arbeit, ist heute — teilweise durch die neuere Gesetzgebung — schon veraltet, unbrauchbar und auch überholt durch die Arbeit von . . . ."

Wie zerschmettert schlich der alte Mann weg. So sprach man gerade von seinem Besten, von seinem Lebenswerk.

Wie er ins Freie kam, wohin er ging, wußte er nicht. Er ging nur immer zu.

Da fand er sich plötzlich im Englischen Garten.

Digitized by Google

Es war noch das alte Paradies, üppiges Grün voll von bunten Blumen und hellem Vogelsang unter dem sonnenheitern Himmel.

Fast gar nichts hatte sich verändert, und die Jugenderinnerungen konnten sich an ihren altgewohnten Stätten, wie so oft, beleben. Das war die Bank, wo er Kirchenrecht studiert, dort hatte er sich in Pandekten verloren, drüben mahnte das Plätzchen an Zivilprozeß und einen schönen Frühlingsmorgen.

Er ging immer weiter, bis er in eine ganz stille, entlegene Gegend kam. Dort ließ er sich auf eine Bank, abseits vom Weg in Buschwerk versteckt, ermüdet nieder.

Er sann und sann an seinem Leid. Wie das so weh that! —

Da kamen Tritte und fröhliches, gedämpftes Geplauder auf dem Weg draußen. Es war ein hübsches, jungendfrisches Paar. Er hatte sie mit dem Arm umfaßt und hielt sie nahe an sich. Aus seinen Augen leuchtete das Glück. Sie ging in geschmeidigem Wiegen ihrer Glieder und blickte verschämt auf den Boden.

Überwältigt erfaßte er ihren lieblichen Kopf und küßte sie auf den Mund. Sie schien wie entflammt, und als er sie wieder küßte, küßte sie ihn auch. So in zärtlicher Seligkeit entrückt, verloren sie sich in die Ferne des Weges.

Solange sie sichtbar blieben, sah ihnen der Lauscher zu, und heute plötzlich, als wäre er erwacht, rührte es an sein Innerstes, was er sah.

Alles ward sein. Nur eines hatte er vergessen, versäumt: Glücklich zu sein für des Alters Jungbronnen — Erinnerung.

Aufseufzend aus tiefster Brust erhob er sich und wanderte zurück in die dumpfe Stadt.

Abend im Gebirge.

Und der Fichten lange Schatten
Ziehen dunkel übers Tal,
Malen auf die grünen Matten
Gitterstäbe, lang und schmal.

In der Sonne letztem Blute
Schwimmen noch die Berge rot
Und mir ist so still zu Mute,
Meine Seele liegt wie tot.

Wie der Klippen bleiche Male
Ruht sie still, versteint im Schmerz.
Nur am letzten Sonnenstrahle
Hängt verblutend noch mein Herz.

Wien. Franz Eichert.

Digitized by Google

Anton Schott.

Eine literarhiſtoriſche Studie von Wilhelm Koſch in Prag.

An dem an Bayern und Oberöſterreich angrenzenden deutſch-tſchechiſchen Sprachgebiet erhebt ſich, gleichſam ein Wall von der Natur errichtet, der Böhmerwald. In ſeiner ununterbrochenen Einheit ſcheidet er zwei Nationen. Aber während ſein Anteil im Süden ein Landſchaftsbild lieblicher Anmut gewährt, iſt die Gegend im Weſten wild und zerriſſen, mehr gewaltig als reizend, eine natürliche Unkultur. Außer der breiten üppigen Wäldermaſſe verrät nichts den inneren Zuſammenhang dieſes Naturbilds, denn auch die Bewohner unterſcheiden ſich von einander nach dem Charakter ihrer engeren Heimat.

Im vergangenen Jahrhundert hat der Böhmerwald drei namhafte Dichter hervorgebracht: Adalbert Stifter, Joſeph Rank und Joſeph Meßner. Der erſte iſt der intereſſanteſte und auch heute noch am meiſten beliebte. Stifter (1805—68) darf nicht als Volksſchriftſteller im landläufigen Sinne aufgefaßt werden, er iſt Künſtler; und wenn er auch als Maler in Farben ſtets Dilettant blieb, ſeine maleriſche Poeſie und ſein eigenartiger, vollendeter Kunſtſtil ſicherten ihm eine immer mehr wachſende Bedeutung. So erkannte Nietzſche, der formgewandte Sprachmeiſter einer neuen Zeit, Stifters ſtiliſtiſches Genie als für ihn einflußreich an. Der Dichter der „Bunten Steine“ und „Studien“ iſt ein Nachgeborner der Romantik, und obgleich das ihm von der Literaturgeſchichte lange genug beigelegte Prädikat „Fanatiker der Ruhe“ allmählich einer tieferen Erkenntnis ſeines Begriffs von der Leidenſchaft Platz macht, läßt ſich nicht leugnen, daß alle ſeine Erzählungen auch inhaltlich etwas von der natürlichen Politur der Heimatberge an ſich haben. Sie ſtehen da als unbewegliche Zeugen der vorangegangenen Weltkataſtrophen, die an der unerſchütterlichen Gewalt der Felſen ſcheitern mußten. So ſind auch Stifters Helden alle in ihrem Weſen bereits vollendete, nicht mehr ringende, keine ſich erſt entwickelnden, ſondern bereits in

Digitized by Google

sich abgeschlossene Charaktere. Erschütternde Ereignisse ziehen an ihnen vorüber, sie ergreifen zwar, aber überwinden sie nicht mehr. Stifter heimatlich am nächsten steht der frische, flotte, aber dabei tiefinnerliche Verfasser der „Handwerksburschen", Paul Meßner (1822—62)[1]. Er stammt aus Prachatitz, also aus dem noch Österreich zugehörigen Teile des Böhmerwalds. Meßner geht bereits mehr auf das Volksmäßige in der Darstellung zurück, schildert mehr die alten Gebräuche, ist mit einem Wort weniger Künstler, als der uns Stifter erscheint. Auch ist ihm jede Art von Glätte und Pedanterie verhaßt, von der Stifter trotz seiner innigen Beziehungen zur Romantik einige Züge aufweist. Dagegen ist Meßner oft verworren, phantastisch, wie er denn auch im Leben das dreifache Elend der romantischen Dichter teilte. Er blieb bei aller seiner großen Herzenssehnsucht dennoch bis ans Ende ehe-, berufs- und heimatlos.

Ein ewiges Wechseln von Wohnort und Beruf bedeutet auch das Leben Joseph Ranks (1816—96)[2], der unweit von Neuern bereits in der nächsten Nähe der bayerischen Grenze geboren ward. Auch bei ihm erscheint der Realismus des Volkslebens im Böhmerwald wirksamer verwertet als bei Stifter, freilich bloß der äußere in der Darstellung der Sitten und Anschauungen seiner Landsleute, denn in der psychologischen Treue bleibt Stifter unerreicht.

Noch zwei Namen sind jenseits der österreichischen Grenze zu nennen. Sie dürfen in der Geschichte der volksmäßigen Erzählung des 19. Jahrhunderts nicht übergangen werden: Maximilian Schmidt (geb. 1837)[3] und Otto von Schaching (eig. Dr. O. Denk, geb. 1853)[4]. Die Wirksamkeit beider Dichter läuft in der Gegenwart fort. Trotzdem ihre Heimat ganz nahe der österreichischen Grenze liegt, offenbaren sich ihre Naturen als spezifisch bayerisch. Der Österreicher hat einen im Grund schwermütigen Charakter. Das leichtlebige Wienertum ist für ihn nicht bezeichnend und höchstens eine Art Firniß für sein mehr elegisch gestimmtes inneres Wesen. Ich will hier nur an seinen größten Vertreter, Franz Grillparzer, erinnern. Bayerisch aber ist der sieghafte Humor. Und dieser Humor drückt sich charakteristisch in den Volksgeschichten Schmidts und Schachings aus. Eine interessante Gemeinsamkeit besitzen jedoch die fünf genannten Schriftsteller des Böhmerwaldes in ihrer merkwürdigen Vorliebe für den großen historischen Roman. Stifters „Witiko" ist mißlungen, Meßners „Primator" heute so gut wie vergessen, Ranks Prosa-Epos „Die Freunde", das in der napoleonischen Zeit spielt, auch in Österreich unbekannt. Auch Schmidts und Schachings Be-

[1]) Vgl. die Studie „Drei deutsche Böhmerwalddichter" von Paul Meßner, Prachatitz 1902, die ein charakteristisches Lebens- und Schaffensbild des Dichters enthält.

[2]) Vgl. Joseph Rank, Erinnerungen aus meinem Leben. Herausg. von Prof. Sauer, Prag 1896.

[3]) Vgl. Max. Schmidt, Meine Wanderung durch siebzig Jahre. Reutlingen 1902.

[4]) Vgl. Otto von Schaching, Studie von E. M. Hamann in den „Dichterstimmen der Gegenwart" 1903, S. 169 u. ff.; ferner „Wiener Kultur" IV. S. 51 u. ff.

Digitized by Google

deutung wurzelt mehr in ihrer Darstellung der heimatlichen Gegenwart als in der vergangener Zeiten. Das gleiche gilt auch bis heute von Anton Schott, den jüngsten Erzähler des Böhmerwalds.

Unweit den Geburtsorten Ranks und Schmidts, nahe der österreichischen Bezirksstadt Neuern, erhebt sich noch zu ihr gehörig auf einer Anhöhe die kleine Waldgemeinde Hinterhäuser. Im Umkreis des Bergkönigs Arber ruht das Örtchen, einem hochgelegenen Alpendorf ähnlich, noch heute einsam und abgeschieden wie am 8. Februar 1868, als der arme Häusler Schott seinen Sohn Anton bekam. Vom Vater lernte der begabte Junge Lesen, Rechnen und Schreiben und, wie er selbst einmal erklärte, Freude haben an der Schönheit der Natur. Dann besuchte er die damals in Hinterhäuser bestehende und von einem alten, nicht studierten Lehrer geleitete Winterschule, die von Woche zu Woche in einem anderen Haus des kaum dreißig Nummern zählenden Dorfes abgehalten wurde. 1877 wurde eine öffentliche Volksschule errichtet, die der Knabe noch zwei Jahre besuchen konnte. Im Herbst 1879 folgte er dem steten Drängen des dortigen Lehrers und ging mit der Erlaubnis seines Vaters nach Pilsen, um an der Realschule seine Weiterbildung zu erhalten. Doch die Erlaubnis der Eltern nützte ihm wenig, da weder sie noch er für die Erziehungskosten aufkommen konnten. Den Besitz der einzigen Kuh hatte der bedrängte Vater geopfert, allein vergeblich. Schon 1881 mußte der arme, seiner schönsten Hoffnungen beraubte Sohn endgültig heimkehren. Den weiten Weg von Pilsen bis Hinterhäuser legte der kaum Dreizehnjährige zu Fuß und ohne einen Bissen Brot zurück.

Darauf kam Schott zu einem Advokaten nach Neuern als Tagschreiber, dann im Januar 1883 als provisorischer Aushilfs-Unterlehrer nach Rotenbrunn, später nach St. Katharina im Böhmerwald. 1887 legte er, als Autodidakt vorgebildet, in Prag die staatliche Lehramtsprüfung ab und wirkte von da an bis 1896 als Lehrer im Kaplitzer Schulbezirk. Anfeindungen und Kränkungen von seiten der „Kollegen", die seinen unregelmäßigen Bildungsgang als minderwertig und Schott darum als unberechtigten Eindringling in ihre Stellung ansahen, verleideten ihm den ohnehin schweren Beruf eines Landschulmeisters im Gebirge. Sein minimales Kapital wandte er nun dazu auf, sich im Heimatsort eine kleine Wirtschaft zu erwerben. Umgeben von einer zahlreichen, blühenden Familie lebt er denn heute, Gemeindevorsteher, Ortsschulrat, Bauer und Dichter in einer Person, fern von aller städtischen Kultur auf eigenem Grund und Boden zu Hinterhäuser.

Seine ersten schriftstellerischen Versuche erschienen bereits 1880 in der Böhmisch-Leipaer-Vereinszeitung. Die „Österreichische Jugendbibliothek" und Kastners „Böhmens deutsche Kunst und Poesie" enthalten weitere Jugendarbeiten Schotts. Von da an ruhte seine literarische Tätigkeit bis etwa 1890. In mannigfachen Studien verbrachte er die Zeit. Die klassischen Sprachen, vor allem aber die Wissenschaft der Botanik, erregten seine Lieblingsneigung. Er wurde korrespondierendes Mitglied der botanischen Gesellschaft in Kopenhagen und

Digitized by Google

betätigte sich als solches durch rege Forschungen. Die „Deutsche botanische Monatsschrift“ zu Arnstadt in Thüringen, die naturwissenschaftliche Zeitschrift „Lotos“ in Prag und die „Allgemeine botanische Zeitschrift“ zu Karlsruhe i. B. zählten Schott zu ihren Mitarbeitern. Der nunmehr verstorbene Prager Universitätsprofessor Willkomms durchforschte mit ihm die Flora des Böhmerwalds. Diese eingehende Beschäftigung mit der Pflanzenkunde erklärt manche diesbezügliche Eigentümlichkeit in seinen poetischen Schriften, so wenn er etwa in seiner Erzählung „Auf Irrwegen“ einen philosophierenden Botanikprofessor einführt, oder in anderen Büchern eine seltene Blume nennt und erklärt, wie dies überüberhaupt mit seiner großen Liebe für die Natur zusammenhängt.

1890 entdeckte die „Kölnische Volkszeitung“ Schotts Dichterseele. In den Jahren 1891 und 1893 brachte sie die kleinen Geschichten „Schwarzblattl“ und „Am Scheidewege“; dann die folgenden „Aus der Art geschlagen“, „Der Hüttenmeister“ und „Der Königsschütz“, die letzten drei erschienen auch in Buchform bei J. P. Bachem in Köln. Kurz vor Ranks Tod wandte sich Schott brieflich an seinen in Wien lebenden bedeutenden Landsmann, der damals die Stelle eines Sekretärs am k. u. k. Hof-Operntheater versah. Zugleich sandte er eine Probe seines dichterischen Schaffens ein. Am 14. Februar 1893 schrieb Rank die Antwort, worin es hieß: „Ich habe sie mit großer Teilnahme gelesen und mit Vergnügen gefunden, daß Sie bereits mit ungewöhnlicher Gewandtheit die Feder führen und mit Geschmack Ihren Stoff zu wählen und durchzuarbeiten verstehen.“ Es wäre jedoch verfehlt, wollte man aus dieser Anerkennung literarische Einflüsse Ranks auf Schott folgern. Schon der äußere Bildungsgang läßt ihn als Autodidakten in einem völlig anderen Licht als alle unsere Kunstdichter erscheinen. Wenn man überhaupt einen Einfluß auf Schotts erste literarische Tätigkeit feststellen will, muß man sich fast ausschließlich auf die vielerlei Kalendergeschichten beschränken, die neben der christlichen Handpostille und der Bibel die einzige Lektüre des Böhmerwäldlers bilden. Als die frühesten Dichtungen Schotts erschienen, kannte er von der deutschen Literatur außer den großen Klassikern fast nichts. Und auch später blieb seine Kenntnis der Poesie des 19. Jahrhunderts auf einige wenige Werke Scheffels, Roseggers, Ranks und Max. Schmidts beschränkt. Das war ein bedeutender Vorteil, aber auch wieder ein Nachteil für ihn. Er konnte einerseits seine Originalität am leichtesten bewahren, mußte sich jedoch andererseits in der Technik der Dorfgeschichte als rückständig erweisen. Bauerngeschichten im engern Sinne sind seine ersten Erzählungen eigentlich nicht. Sie spielen zwar auf dem Lande, aber die dargestellten Charaktere sind halb städtisch, zum mindesten gehören die meisten den gebildeten Klassen an. Daß dementsprechend auch die Sprache nicht volksmäßig sein kann, ist natürlich. Dialektische Wendungen finden sich selten. Merkwürdigerweise entwickelt sich die Handlung ebenfalls nicht in der engeren Heimat des Dichters, sondern im Bayerischen Wald. Dieser äußere Umstand könnte die Vermutung nahebringen, daß Schotts Jugendarbeiten unter dem Einfluß Max. Schmidts entstanden seien. Sicher ist jedoch eine Einwirkung Scheffels

Digitized by Google

in der bereits erwähnten Erzählung „Der Königsschütz“ nachzuweisen. Das mittelalterlich klösterliche Milieu, vor allem aber das naive Liebespaar Leutfried und Walpurgis rufen uns das Kloster St. Gallen, Audifax und Hadumoth aus dem „Ekkehard“ ins Gedächtnis.

In Schotts folgender Arbeit, dem 1895 vollendeten und demnächst auch in Buchform erscheinenden kulturhistorischen Roman aus dem Mittelalter „Unter dem Banner von Bogen“[1]), werden sich jedenfalls ähnliche Spuren von Scheffels Einfluß auffinden lassen.

Hatte Schott in seinen Erstlingen „Aus der Art geschlagen“ und „Der Hüttenmeister“ nach Art der Kalendergeschichten die Fabel um der Fabel willen erzählt und damit eine ausdrücklich hervorgehobene moralische Tendenz verknüpft, so lernte er bei seinen historischen Erzählungen auf das Milieu achten und wurde bewußt Kulturschilderer seiner Heimat. Um sein Ziel, Leben und Treiben der ihn umgebenden Bauernwelt des Böhmerwaldes möglichst scharf zu erfassen und getreulich darzustellen, um dieses Ziel erreichen zu können, mußte die erste eigene Epoche seiner Entwicklung ihm den Blick von der Vergangenheit auf die Gegenwart lenken. Und nun schrieb Schott noch im Jahre 1895 den „Wildhof“[2]), den er schlicht als „Erzählung aus dem Walde“ bezeichnete. Zwei Prinzipe kämpfen um ihre Entfaltung: im Wildhofer der eiserne Fleiß der Arbeit, das Recht, die Ehrlichkeit, im Steinreuter das rastlose Streben der Habgier und des Hasses, Meineid und Tücke. Schott sucht hier Bauerncharaktere zu schaffen, die unbeugsam und grundsatztreu im Wahren und Falschen bis ans Ende ausharren. Dabei verrät er eine entschieden dramatische Begabung, die an Anzengruber erinnert. Im „Wildhof“ kann man ohne weiteres die „Schürzung und Lösung des Knotens“ in ihren einzelnen Phasen aus der straffgebauten Handlung zergliedern, und doch ist das Buch ein Werk aus einem Guß.

1897 entstanden zwei weitere Erzählungen Schotts „Auf Irrwegen“[3]) und „Das Glücksglas“, von dem zwei Fassungen existieren. Nur die zweite, eine völlige Umarbeitung aus dem Jahre 1901, erschien in Buchform[4]). Eine stark sozialpolitische Tendenz bildet von nun an den Stimmungsakkord so ziemlich aller Geschichten und Romane. „Auf Irrwegen“ charakterisiert sich bereits als bewußt demokratisch-bäuerliches Charaktergemälde. „Der Adel ist unser Feind, unser größter Feind“ sagt der alte Roder, der, selbst aus altem Adel entsprossen, diesen nicht führt, weil er ein Bauer ist. Zum ersten Male sucht Schott rein städtische Elemente in die Handlung einzuführen: den selbstbewußten, trotzigen Grundbesitzer vom Lande, den durch strenge Tüchtigkeit emporgekommenen Bauernstand, dem entnervten, unfähigen Kulturmenschen in seinem wirtschaftlich reaktionären Typus, dem verkommenen Adeligen gegenüberzustellen. „Nun ja, Müßiggeher,

[1]) Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co.
[2]) Köln, J. P. Bachem.
[3]) Kevelaer, Butzon & Bercker.
[4]) Freiburg i. Br, Herder.

Digitized by Google

das Leben von Gott, das Essen von den armen Leuten", meint der Trotzkopf vom Dürrsteinhof, der unverbesserliche Bauerndemokrat, und der Dichter gibt ihm durch die Entwicklung der Handlung recht.

Wie in Uhlands Ballade „Das Glück von Edenhall" Glück und Unglück eines Geschlechts mit seinem wunderbaren Pokal in Verbindung gebracht wird, liegt auch Schotts „Glücksglas" eine ähnliche Familienmeinung zu Grunde. Allein kein blindwaltendes Geschick, sondern persönliche Tatkraft soll das Los des Wolfseckerhofs bedingen. Aus Wirrnis und Nöten ringt sich sein Besitzer zur Klarheit und zum Frieden mit sich selbst empor. Wohlstand und Glück kehren wieder bei ihm ein. „Das Glück kann eins nicht in ein Glas oder in eine andere Sach' hineinzaubern und hineinsperren, das muß da drinnen in der Brust sein. Wenn eins alleweg das Gute um des Guten willen tut, nachher kommt es von selbst. Und wenn die Leut' leben mitsammen, wie es Christus befohlen hat, wenn sie den Herrgott und einander so recht von Herzen lieben und all' ihr Tun und Lassen nach dem Wegzeiger richten, nachher kommt es wie im Traum und läßt auch im Winter Rosen blühen."

Schott schreibt nie reinen Dialekt, doch liebt er mundartliche Wendungen, die denn auch das Natürliche seines Sprachausdrucks wirksam beleben. Im „Glücksglas" macht er hievon reichlichen Gebrauch und verdeckt so manche Mängel der infolge ihrer zerstückten Entstehung wenig einheitlichen Komposition.

1898 schrieb Schott drei Erzählungen. „Der Bauer im Gefield" ist in Buchform bisher noch nicht erschienen. „Die Einöder" [1]) und „Der letzte Richter" [2]) sind kulturgeschichtliche Novellen aus der Vergangenheit des künischen Waldes. Den historischen Hintergrund dieser Erzählung bildet der Kampf um die freiheitlichen Gerechtsame der Freibauern im reichsunmittelbaren Gebiete Hwozd, das zum Böhmerwald gehört.

Im großen Revolutionsjahr wird auch hier mit allen Sonderrechten aufgeräumt. Der Hüttenbauer, von den noch am alten Recht und an ererbter Väterfitte hangenden Gaugenossen zum Richter erwählt, waltet als der Letzte seines Amtes. Eine neuerungssüchtige Partei steht ihm gegenüber. Allein er widersteht allen Anfeindungen zum Trotz, der Typus eines deutschen Mannes. Doch als seine Liebe zu einer armen Innhäuslerstochter unüberwindlichen Ränken einer verschmähten reichen Bäuerin zum Opfer fällt und so seine persönlichste Seite, seine innerste Seele zum Tod verletzt wird, als endlich auch er den bedrängten Freisassen ihre Freiheit nicht mehr wahren kann und einer stärkeren äußeren Macht nachgeben muß, verzichtet der letzte Richter auf Haus und Hof und verläßt bezwungen, aber nicht besiegt, den Schauplatz seiner Kämpfe.

„Die Einöder" wieder führen in das beginnende 19. Jahrhundert zurück. Ihre Schicksale bilden eine erschütternde Familientragödie, die nur das

[1]) Kevelaer, Butzon & Bercker.
[2]) Köln, J. P. Bachem.

Digitized by Google

Gewand der Erzählung abzustreifen brauchte, um bühnenfähig zu werden. Die alte Einöderin hat aus Liebe zu ihrem jüngeren Sohn, der, zuerst ein Tunichtgut, allmählich zum Verbrecher wird, den älteren biederen Veri um sein väterliches Erbe gebracht. Er geht zum Militär und wird indes auch von seiner Braut verlassen, die jetzt den wohlhabenderen Bruder heiratet. Ihre Liebe wandelt sich zum heimlichen Haß, und als Veri zurückkehrt, bricht das Verhängnis herein. Die von Weib und Mutter geschürte Leidenschaft des Einödbauern gegen seinen verstoßenen älteren Bruder richtet sich nun auch gegen diese selbst. Er wird zum Giftmischer und endet auf dem Weg zum Gefängnis durch Selbstmord. Sein Weib stirbt reumütig an den Folgen des vergifteten Trunks, seiner Mutter bricht der Gram das Herz, das auch Veri, der selbstlos edel allen verzeiht, nicht mehr aufrichten kann. „Die Einöder" gehören zu dem Besten, was Schott bisher geschaffen hat. Die äußeren Konflikte sind innerlich vertieft, kein Charakter ist konstruiert, jeder bloß natürlich gewachsen. Auch die Nebenfiguren sind mit Liebe und Sorgfalt ausgeführt, und eine Salopphеit, die Karl Storck noch an der Sprache „Des letzten Richters" getadelt hat,[1]) fällt hier nirgends störend auf. Der Schriftsteller Schott ist nunmehr zum Dichter geworden. An dieser Tatsache kann auch der Rückschlag nach einer früheren schwächeren Epoche seiner Entwicklung, wie ihn die 1899 beendeten „Geierbuben"[2]) aufweisen, nichts mehr ändern.

Was „Die Einöder" für die steigende Darstellungskraft Schotts versprochen hatten, haben gleich „Die Seeberger"[3]) redlich gehalten. Mit Recht wurden die Vorzüge dieser Erzählung von allen Kritikern anerkannt. Die Kinder des oberen Seebergerhofes, der im Mittelpunkte der Handlung steht, bewähren sich in ihrem Ringen nach zeitlichem Glück als vollgültige Charaktere. Jeder ist in seiner Art ein ganzer Mann, kein Tugendbold, aber einer, der auf die Stimme des Gewissens hört. Darum scheitert auch moralisch niemand von ihnen. Auf der Gegenseite wird in der Christin eine Brünhildnatur voll Kraft und Leben, aber auch voll Haß und Übermut, der ihren Gatten in den Tod treibt, dargestellt. Allein die harte Schule des Lebens läutert auch ihren Trotz. Der versöhnende Abschluß der Erzählung, in dem der Friede zu den zerrütteten Familien wiederkehrt, ist psychologisch begründet und vertieft.

In den folgenden Jahren 1900 und 1901 wandte sich Schott dem großen Roman zu. War er in seinem ersten umfangreicheren Werke „Unter dem Banner von Bogen" Einflüssen Scheffels nicht entgangen, so suchte er jetzt völlig auf eigenen Füßen zu stehen. Vielleicht hat der Novellist den Schritt zum Romanschriftsteller der Gegenwart zu früh getan; allein er mußte einmal geschehen, weshalb es unbillig wäre, die ersten Romane, die Schott gewagt, mit demselben Maß zu messen wie seine letzten ausgereiften Novellen.

---

[1]) Vgl. Literarische Warte. 3. Jahrgang S. 625.
[2]) Freiburg i. Br., Herder.
[3]) Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co.

Digitized by Google

Ein starke, wenn auch unaufdringliche Tendenz tritt nunmehr immer deutlicher hervor. „In falschen Geleisen" behandelt nationale, „Der Bauernkönig" agrarpolitische, „Gottestal" soziale Ideen.

Tatsächlich vorhandene Mißverhältnisse, die sich im gegenwärtigen Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, in der einmütigen Forderung aller deutschen Katholiken Böhmens nach sprachlich ungeteilten Bistümern loslöst, bilden den dramatisch bewegten Hintergrund für Schotts überaus aktuellen Roman „In falschen Geleisen"[1]). Eine fast ausschließlich deutsche Gemeinde im Böhmerwald braucht, da der alte deutsche Seelsorger bereits gebrechlich ist, einen Hilfspriester. Die Stelle wird mit einem jungen Geistlichen besetzt, dem sein tschechisches Volk mehr gilt als seine Kirche. Dementsprechend sucht er die deutsche Sprache, soweit sie in der Seelsorge verwendet wurde, durch die tschechische zu verdrängen. Dieses Vorgehen erregt natürlich böses Blut. Die Hitzköpfe werden von der „Los von Rom"-Bewegung ergriffen, die besonnenen und gereiften Männer wissen sich nicht mehr zu helfen, und auch die Herzen der Treugesinnten überkommt die Versuchung, zu trotzen. Da entschließen sich die alten Bauern zu einem energischen Schritt. Im Verein mit ihrem edlen Pfarrherrn erlangen sie vom Konsistorium die Versetzung des tschechischen Kooperators. Der harte Winter ist überstanden. Am Ostersonntag feiert der greise Priester die Auferstehung auch seiner Gemeinde, die wieder nur in ihrer Muttersprache zu beten braucht. Die Verirrten kehren zurück, und Frieden und Eintracht befestigen von neuem Geist und Gemüt der wackeren Bauern im alten Glauben.

Jeden, der die traurigen kirchlichen Verhältnisse in den Sudetenländern aus eigener jahrzehntelanger Erfahrung kennt, wird die tiefe Lebenswahrheit, mit der Schott dieses österreichische Zeitbild entworfen hat, mit voller Anerkennung für des Dichters hervorragende Gestaltungskraft und Naturtreue erfüllen. Das unkünstlerisch Tendenziöse, das in einem derartigen Roman nur allzuleicht überwuchern könnte, ist überall ausgeschaltet. Schotts starke Persönlichkeit äußert sich in elementarer Weise. Als Mensch und als Dichter tritt er hier wie in seinen folgenden Romanen „Der Bauernkönig" und „Gottestal" bewußter denn früher hervor.

„Der Bauernkönig"[2]) ist nicht bloß ein politischer, sondern auch ein Bildungsroman, wie er seit Goethes „Wilhelm Meister" in Deutschland beliebt ist, von dem Schotts Werk in Anlage und Entwicklung, Sprache und Technik natürlich völlig verschieden ist. Kernig und wurzelfest steht die Heldenfigur des Romans, des protzigen, egoistischen Reichenbauers einziger Sohn Gallus Weber, vor unsern Augen, wie er sein freies, offenes, hilfbereites Herz auch dann bewahrt, da er aus den Bergen des Böhmerwalds als Abgeordneter nach Wien kommt und hier, trotzdem seine Geradheit oft strauchelt und fällt, nicht zum unehrlichen

[1]) Wien, Österreichische Verlagsanstalt.
[2]) München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Digitized by Google

Manne wird; er verzichtet lieber auf seine Würde, um wieder ein rechter, richtiger Bauer zu sein. In der Erkenntnis seiner bisherigen Schwäche liegt die Stärke des Bauernkönigs, der seine volle Charaktergröße erst am Schlusse offenbart, wo er der Verpflichtung einer ersten Liebe und der Ehre seines Namens die schwersten Opfer bringt. Das Leben hat aus dem trotzigen, aber nicht genug widerstandsfähigen jungen Mann einen unbeugsamen und fürderhin makellosen Charakter geschaffen.

Wenn Schott in diesem Roman Wien und das Praterleben zu schildern sucht, ohne es zu kennen, kann ihm dies von kritischer Seite nicht genug ausgestellt werden. Ein Ehrenzeugnis für seine Phantasie und seinen Wagemut, offenbart es in diesem Falle eine Schwäche des Buches, das im übrigen frisch und lebendig geschrieben, trotz seines Umfanges nirgends ermüdet und Schotts Schaffensdrang nach einer neuen Richtung beleuchtet.

In dem von der Deutschen Literatur-Gesellschaft preisgekrönten Roman „Gottestal“ [1]), der die Verwirklichung eines sozialen Programms auf Grundlage des wechselseitigen Verhältnisses zwischen Recht und Pflicht, Gewinnst und Arbeit, im Sinne des Christentums mit stark nationalem Einschlag darstellen will, finden sich Anklänge an frühere Erzählungen. Wie in Schotts Jugendarbeit „Der Hüttenmeister“, ergeben sich auch hier Verwicklungen in einem Glaswerk. An die Stelle des Einzelnen mit seinen persönlichen Interessen ist in „Gottestal“ die ins Unrecht gesetzte Masse getreten. Den Ausgleich führt des Fabriksherrn zweite Gattin, die ehemalige Kellnerin Lore, die mit der armen Müllerstochter in der Erzählung „Auf Irrwegen“ namens- und wesensverwandt ist, freilich erst nach seinem Tode, herbei. Lenhart, der Hauptheld des Romans, ist ihr dabei Rat und Stütze. Sein Charakter, der, meisterhaft geschildert, von Stufe zu Stufe steigt, prägt sich auch äußerlich in seinem sozialen Friedensprogramm aus, das aus dem alten Teufelstal, zu dem die Gemeinde geworden war, ein wirkliches Gottestal schafft. Sein Herz, das längst aufgehört hat, persönlich zu fühlen, opfert sich im Dienste der Allgemeinheit auf. Wie „Der letzte Richter“ zieht sich auch Lenhart, als er sein Werk vollbracht sieht, in die Einsamkeit zurück.

Trotz der mannigfachen Beziehungen dieses Romans zu früheren Dichtungen Schotts ist nirgends ein Nachlassen der Phantasie zu verspüren. Im Gegenteil, etwas weniger Ideenreichtum und Gedankenfreiheit hätte die bisweilen utopischen Theorien auf ein realeres Maß zurückgeführt.

Mit den genannten Werken ist nun Schotts poetische Tätigkeit keineswegs erschöpft. Von den anderen nicht in Buchform erschienenen Erzählungen seien „Die Fährmannskinder“ hervorgehoben, die 1899 als Novelle verfaßt, 1902 für den „Deutschen Hausschatz“ zum Roman umgestaltet wurden. Wiederum sind es die Bauern seiner Heimat, denen Schott prächtige Charaktere für seine Handlung entnimmt. Die im unkultivierten Volke schlummernden ästhetischen

[1]) München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Digitized by Google

Triebe erwachen in einem begabten Waldler, dem Raffel, dessen Urwüchsigkeit an den berühmten Fergen im „Nibelungenlied", dessen naive Bärenhaftigkeit an Romaias in Scheffels „Ekkehard" erinnert.[1]) Minder gelungen ist die Zeichnung des Stadtfräuleins, wie denn überhaupt Schott der Rat gegeben werden muß, auch das städtische Milieu zu verinnerlichen und sich nicht mit Äußerlichkeiten zu begnügen. Allerdings müßte er sich dann entschließen, die engere Heimat für einige Zeit zu verlassen, er dürfte auch den Sumpf der Großstadt nicht scheuen, kennen zu lernen. Dies hätte für ihn den doppelten Vorteil, daß seine Romane in der richtigen Gegenüberstellung von Stadt und Land die unschuldige Größe der weltabgeschiedenen Waldbewohner nur noch besser zur Geltung brächten, außerdem aber auch Schotts dramatische Ader vielleicht Anregung zu einem Bühnenwerk empfänge. Denn Schott hat manche Anlage mit Anzengruber gemein und kann bei seinem verhältnismäßig jugendlichen Alter — er zählt heute fünfunddreißig Jahre — auch auf einem anderen Gebiete, als dem von ihm bisher bebauten, Hoffnungen erfüllen.

Wird nun Anton Schott dem beginnenden zwanzigsten Jahrhundert ersetzen, was Anzengruber, Rosegger und Hansjakob, jeder in seiner Art, dem ausgehenden neunzehnten Jahrhundert in unserer Literatur gewesen waren? Niemand, am wenigsten der Germanist, kann diese Frage beantworten. Schotts Entwicklung steht bei ihm. Wird er seinen übersprudelnden Drang nach rascher Produktion zu zügeln wissen und von der Technik der Dichter seit Goethes Tod, die er fast gar nicht kennt, auch nur etwas lernen, was ihn, ohne seiner Originalität zu schaden, in jene allgemeine Entwicklungsreihe unserer Poesie brächte, von der kein Schriftsteller auf die Dauer ungestraft abseits stehen kann, wird er mit einem Wort den technischen Forderungen eines Kunstwerks mehr als bisher entsprechen, dann muß sein bedeutendes Talent zu hervorragenden Werken reifen und von nachhaltendem Einfluß begleitet werden. Denn Schott besitzt in reichstem Ausmaß sprachliche Kraft, Phantasie und Gemüt, und diese machen den Dichter.

[1]) Vgl. A. Schott, ein Heimatkünstler, von F. X. Schrönghammer in den „Dichterstimmen der Gegenwart" 1903, S. 204.

Digitized by Google

Drei neue Dramen.

Von Carl Conte Scapinelli in München.

Drei unserer bedeutendsten Dramatiker sind soeben mit neuen Dramen vor die Öffentlichkeit getreten, Hermann Sudermann mit seinem „Der Sturmgeselle Sokrates", Max Halbe mit dem Drama „Der Strom" und Gerhart Hauptmann mit seiner „Rose Bernd".

Hermann Sudermann hat sich diesmal wieder dem heiteren Genre zugewandt und uns in seinem Sokrates eine vieraktige Komödie beschert, in der ein alter Achtundvierziger die komische Hauptrolle spielt. Ein Teil der Berliner Kritik, mit der Sudermann etwa vor Jahresfrist arg abgerechnet hatte, ist über den Autor hergefallen und hat ihn des politischen Gesinnungswechsels geziehen, weil er, der Demokrat, sich über alte Achtundvierziger lustig mache. Abgesehen davon, daß es doch ein himmelweiter Unterschied ist, ob man eine Idee oder deren altersschwache, verrannte, gegen Windmühlen anstürmende Vertreter als komische Helden, als Don Quixotes, hinstellt, hat der Dramenkritiker in erster Linie das Stück auf seinen literarischen Wert oder Unwert zu prüfen, in zweiter die Frage zu beantworten, ob der Autor wenigstens, falls er nicht den Ansprüchen der Literatur gerecht geworden, denen des Theaters entsprochen hat. Vorerst wollen wir den Inhalt des Stückes kurz durchgehn.

Der alte Albert Hartmeyer ist seit Jahrzehnten Zahnarzt in einem kleinen Städtchen im äußersten Osten und frettet sich als solcher ganz leidlich durchs Leben. Er wäre alles in allem ein biederer Alltagsmensch und Provinzler, trüge er nicht in seinem Herzen noch die Ideen der Achtundvierziger mit sich, die Revolution, die Volksherrschaft, Dinge, die nach Siebzig, nach Bismarcks Politik, gar keine Bedeutung für den praktischen Werdegang der Politik haben. Die Zeit ist über ihn, über seine Genossen, über seine Freiheitsideale, hinweggegangen! Aber trotz der veränderten Zeit versammeln sich wöchentlich um Hartmeyer seine „Sturmgesellen", ein Geheimbund alter Achtundvierziger. Diesem Bund soll neues Blut zugeführt werden, und das erhofft Hartmeyer von seinen beiden Söhnen und des Rabbiners Dr. Markuse Sohn Siegfried. Um die Alten nicht zu kränken, sind sie

Digitized by Google

bereit, mitzutun, trotzdem sie anderer Ansicht sind: Reinhold, der jüngere Hartmeyer, ist Korpsstudent, Fritz, der ältere Sohn, ist auch Zahnarzt und Demokrat, aber ein moderner! Freilich macht ihnen der Landrat einen Strich durch die Rechnung, und fast wäre es dem Bunde schlecht gegangen, wenn nicht Fritz sich für den Vater geopfert hätte und den Wunsch des Landrates erfüllte. Der alte Hartmeyer ist darüber furchtbar aufgebracht und verstößt seine Söhne, läßt sie wieder aus dem Sturmgesellenbund ausschließen, der sich von selbst auflöst, und bekommt vom Landrat — o Ironie des Schicksals — einen Orden!

Literarisch sind an dem Stücke die Charaktere, die Figuren; sie sind prächtig geschildert und psychologisch fein durchgeführt. Wie immer, zeigt auch hier Sudermann seine Charakterisierungsgabe, durch die er die anderen Dramatiker weit überragt; jede Figur, die nebensächlichste Episodenrolle — wie etwa die „blonde Ida" oder Hartmeyers bescheidene Frau — steht lebendig vor uns da.

Freilich nützt diese feinere Charakterisierungsgabe wenig, wenn man die Handlung dafür plump und derb werden läßt, einzig, um sie wirksam zu machen.

Und dies ist der Fall in den beiden Szenen, da der Landrat von Hartmeyer verlangt, er möge das Zahngeschwür des fürstlichen Hundes einmal ansehen, und da Hartmeyer den Orden bekommt. Beides ist doch zu grotesk!

Am Theater, da man beim Zusehen weniger nachdenkt und sich mehr hinreißen läßt, mögen diese beiden Szenen speziell wirksam erscheinen und das Lachen herausfordern.

Eines ist sicher. „Der Sturmgeselle Sokrates" ist kein Buchdrama, er ist für die Bühne geschrieben und braucht als Lebenslicht — Rampenlicht.

Von tiefem Lebensernst ist dagegen Max Halbes „Der Strom" getragen, der durch und durch literarisch, aber trotzdem überwältigend wirksam ist. Seit Jahren sucht und ringt Halbe nach einer Form, nach einem Ausdruck; seit seiner „Jugend", die ihm durch die leichte, naiv sichere Jünglingsart gelang, hat er kein Drama schreiben können, das ihm den alten Erfolg wieder zurückerobert hätte. Mit diesem reifen, geschlossenen Werk, mit dem „Strom", ist ihm dies gelungen! Bei ihm waren die Ideen, die Probleme, die Grundstimmungen, immer stärker als die Personen, als die Handlungen, sie fügten und schmiegten sich diesen nicht genügend an. Diesmal hat er sie in Einklang zu bringen gewußt.

Des Deichhauptmanns Peter Doorns Haus steht am Damm des Stromes. Dort braust er seit Jahrzehnten vorüber, überwacht von diesem. Es ist keine kleine Arbeit, das Ungetüm zu zähmen, und auch jetzt, da der Südwind ins Land kommt, da der Eisgang erwartet wird, erinnert sich manch' einer daran. Im Hause des Hauptmanns herrscht Zwietracht und Haß. Er, der Egoist, der Tatenmensch, herrscht seinen jüngeren Bruder Jakob wie einen Knecht an, denselben Bruder, den er durch Unterschlagung des väterlichen Testamentes um sein Erbteil gebracht hat. Mit seiner Frau lebt er in Unfrieden, sie ist in Wirklichkeit nicht mehr sein Weib, seit er ihr an den Leichen seiner im Strom umgekommenen Kinder seine Schuld gegen die Brüder gestanden. Sie bittet und

Digitized by Google

beschwört ihn, die Sache gut zu machen, aber er lacht nur — — es ist zu spät. Auch sein Bruder Heinrich kommt nach Hause, er ist als Strombaumeister von der Regierung hergesandt. Er hat einst Renate als Mädchen geliebt und von ihr einen Korb erhalten. Im Kampfe der Gefühle, in der Angst um ihr Leben, in der Angst vor dem brutalen Peter, verrät sie das Geheimnis, Peters Schuld. Aber er leugnet, nun da er überwiesen ist, und weist er seine Brüder einfach aus dem Hause. Hier ist er Herr, er ist der Deichhauptmann, der Eisgang ist im Gang, er läßt seinen Posten nicht. Aber sein Bruder Jakob hat über das Unrecht seine Besinnung verloren, er macht sich daran, den Damm durchzugraben, um alle, die ihn so schändlich betrogen, zu verderben — Peter, der das Land retten will, ringt und kämpft mit ihm, und beide stürzen engverschlungen in die tobenden, brausenden Wellen.

Mit seltenem Geschick hat Max Halbe diesmal verstanden, durch meisterliche psychologische Motivierung die Handlung zu komprimieren, alle Konflikte so zu steigern, daß ein Kunstwerk daraus wurde. Der reiche Stimmungsgehalt, der Druck, den der Kampf der Natur, der Elemente draußen, auf die Handlung im Hause des Deichhauptmanns ausübt, erhöht die Wirkung. Dann diese wirksame und lebenswahre Figur Peters: ein Verbrecher und doch ein Held!! Nur manchmal scheint mir Halbe in seinen alten Fehler zu verfallen, allzuviel Stimmungsmalerei und allzuviel Vergleiche und Bilder, allzuviel Anzeichen und Erinnerungen, zusammenzutragen.

Wie gewöhnlich bei Gerhart Hauptmann folgt auch diesmal auf ein weltfremdes, romantisches, poesievolles Stück, auf den „armen Heinrich", ein krasses, naturalistisches, die „Rose Bernd", ein Schauspiel in fünf Akten.

Unerquicklich und widerlich ist das Sujet, unerquicklich und widerlich die Durchführung. In das ganze Stück fällt kein Strahl von Sonnenschein, kein freudiges Aufleuchten; es ist schwarz in schwarz gehalten, trotzdem eine sonnige, fruchtbare Landschaft, ein rauschender Wald, in die Handlung hineinspielt. Aber der Naturalist, der sonst Natur und Mensch auf einen Ton zu stimmen sucht, hat diese beiden diesmal nicht in Einklang bringen können.

Rose Bernd ist ein hübsches, fleißiges Mädchen, das für drei schaffen kann, das bis jetzt auch brav und unschuldig dahingelebt. Aber auf einmal ist in ihrem Herzen die Liebe zum Gutsbesitzer Flamm erwacht, einem kernigen, kraftvollen Menschen, dessen Frau seit Jahren gelähmt ist, und sie hat sich ihm hingegeben. Könnte er's, er heiratete das Mädel. So aber hat sie den Anträgen des frommen Buchbinders August Keil nachgegeben und will diesen heiraten. Er ist ein rechtschaffener, kränklicher Mensch, — der Religion im Herzen hat, was Hauptmann unsympathisch zu sein scheint; denn er karikiert diesen Zug bei August.

Der Maschinist Streckmann, der Dorf-Don Juan, hat zufällig eine der Zusammenkünfte Roses mit Flamm belauscht und hat nun gegen diese ihrem Bräutigam gegenüber etwas in der Hand, und das nützt er weidlich aus; er

Digitized by Google

verfolgt Rose so lange, bis sie, wie ein gehetztes Wild, nicht mehr auskann, bis er sie in seine Krallen bekommen hat. Aber das ist ihm nicht genug, er beleidigt und mißhandelt auch den Bräutigam der Rose, und so kommt die ganze Sache vor Gericht. Rose leugnet, jemals etwas mit Flamm oder Streckmann gehabt zu haben, aber die Schwüre der beiden anderen sprechen dagegen. Sie hat einen Meineid geschworen, aus Scham und Angst, aus Angst für sich, für ihr Kind, das sie unter dem Herzen trägt. Denn ihre Beziehungen sind nicht ohne Folgen geblieben. Und als das Kind das Licht der Welt erblickt, da erwürgt sie's im Walde.

Das ist kurz die Handlung des Stückes, aus der man ersehen kann, wie trostlos widerlich, wie pessimistisch sie ist.

Hauptmann wollte die Konflikte künstlich heben; er hätte Flamm, dem ehrlichen, sinnlichen Naturburschen, einfach August, den kränklichen, frömmelnden, braven Menschen gegenüberstellen können, aber er holte sich noch jene Bestie, jene blonde Bestie: Streckmann. Er hätte sich mit dem Meineid der Rose Bernd vollauf genügen können, aber er ladet ihr noch den Kindsmord auf, und zwar ist gerade dieses furchtbare Verbrechen nicht genug motiviert. Frau Flamm war ihr entgegengekommen, hatte sogar versprochen, für sie zu sorgen; August ist ein gutmütiger Mensch, das zeigt sich deutlich zum Schluß, da er ihr verzeiht. Er hätte ihr früher auch schon verziehen.

Und das ist ein grober Fehler des Stückes; der August des ersten Teiles ist ein Mucker, ein Frömmler, — der August des zweiten ein sympathischer, seelenguter Mensch; die Rose des ersten Teiles ist ein braves, aber verliebtes Mädchen, der man es nicht glauben mag, daß sie sich dem Streckmann hingibt, der man einen Meineid, einen Kindermord nicht zutraut.

Die Exposition des Stückes ist gut, aber aus ihr hätte Hauptmann ungleich mehr hervorholen können. Die Konflikte sind dicht gesät in dem Stück, aber sie gehen nicht auf; was aufsprießt und auf einmal allzu stark hervorwuchert, das ist — die Sucht nach Katastrophen. Schade um die prächtige Figur des Flamm, schade um die des Christoph Flamm, schade um die junge Bernd, schade um ihren Vater! Aus diesen Figuren hätte eine andere Handlung wachsen müssen; der ehrliche, gesunde Geist in Flamm und in Rose Bernd ist doch so stark, daß er hätte zum Durchbruch kommen müssen.

Man könnte über dieses Thema noch viel sprechen, es reizt zum Widerspruch; aber das ist wenigstens ein Zeichen, daß Hauptmann echte, rechte Menschen schafft, eine gute Exposition gibt, — der Mangel des Stückes liegt im Knüpfen und Lösen des Knotens. Denn den Knoten, den Hauptmann hier knüpft, der wird nicht gelöst, sondern nur durch Gewaltmittel (durch Meineid, durch Kindsmord) durchgehauen.

Digitized by Google

Fünf Gedichte von Paul Verlaine.

Übersetzt von Otto Hauser in Wien.

Vorbemerkung.

In fünf Gedichten, fünf seiner Sammlungen entnommen, das ganze Leben des pauvre Lelian, wie er sich nannte, — das traurig-ironische Anagramm seines Namens. Sein Glück in der jungen Liebe, da er nur von dem Guten sang (La bonne chanson), die Zeit, da er als poetischer und moralischer Vagabund mit dem unruhigen Rimbaud, dem Unheil seines Lebens und dem Heil seiner neuen Kunst, Frankreich und Belgien und England durchstreifte (Aquarelles), seine Rückkehr zum Christentum als der alleinigen Zuflucht aus den Stürmen seiner Seele, die rechte Philosophie, zu der er sich bekehrte (Sagesse), die Nebenströmung, die jene Hauptströmung begleitete, noch immer aufgeregt, voll Reue und neuer Versuchung (Parallèlement) und der endliche volle Friede, den er in der Liebe Gottes gefunden (Amour), ihr ganz willenlos hingegeben, jetzt auch nicht mehr der „Weise" (le sage), sondern der „Gute" (le bon), der zuletzt völlig zum Kinde ward, das er in seiner Seele immer gewesen.

Aus La bonne Chanson.

Auf Wegen, dunkel, ohne Ende . . .

Auf Wegen, dunkel, ohne Ende,
Schritt ich durch Sünde hin und Pein;
Du reichtest mir die lieben Hände.

Am fernen Horizont allein
Erglänzte matter Hoffnungsschimmer;
Dein Blick war dieser Morgenschein.

Den eignen Schritt nur hört' ich immer,
Entmutigt sank ich fast dahin;
Du aber sprachst: „O raste nimmer!"

Mit bangem Herzen, düstrem Sinn
Sah ich auf all mein Leid zurücke;
Liebe, die holde Siegerin
Hat uns vereint in ihrem Glücke.

Digitized by Google

Aus Aquarelles.

Green.

Blumen und Früchte hier, laß sie, mein Lieb, dir spenden
Und noch mein Herz dazu. Es schlägt für dich allein.
Bitte, zerreiß es nicht mit deinen weißen Händen,
Mag das Wenige dir doch wohlgefällig sein!

Ich komme noch im Tau, den mir von Strauch und Bäumen
Der leichte Morgenwind kühl an die Stirn geweht.
Laß meine Müdigkeit zu deinen Füßen träumen,
Träumen von Liebesglück, darin sie bald vergeht.

Laß an die junge Brust traulich mein Haupt sich neigen,
Das mir von letzthin noch von deinen Küssen braust,
Laß mir den holden Sturm sanft sich wieder geschweigen,
Laß mich schlummern, indes du auf mich niederschaust!

Aus Sagesse.

Leer war die Seele der Antike . . .

Leer war die Seele der Antike,
Unfühlsam, sah im Schmerz allein
Harte Schickung der harten Dike
Und nur die körperliche Pein.

Dieses zwiefache Schmerzerschüttern
Zeigt uns, ihr hellster Spiegel sie,
Die Kunst in jenen zweien Müttern,
Denen sie höchstes Leid verlieh.

Die greise Königin der Troer:
Hundert Söhne vom Schwert zerfleischt —
Aber am Meer nur irrt ihr roher
Tierischer Schmerz und heult und kreischt.

Am Ufer läuft sie, Geifer speiend
Wider die Flut, von Gischtschaum schwer,
Wahnwitzig tollend, tobend, schreiend,
Die reine Hündin und nichts mehr.

Dann Niobe, die mit Entsetzen
Auf die köstlichen Fliesen starrt,
Wie Schatz auf Schatz von ihren Schätzen,
Kind auf Kind ihr entrissen ward.

Digitized by Google

Der Atem stockt auf ihrem Munde,
Sie stirbt in grausem Katalept —
Nur eine Statue ist's im Grunde,
Furchtbar, wer weiß, woher? geschleppt.

Christlicher Schmerz doch ist unendlich,
Er wie selbst das menschliche Herz;
Er leidet still und unabwendlich
Zieht er des Weges — gotteswärts.

Schweigend steht er, nur voller Tränen,
Auf Golgatha, der Statt des Hohns,
Und eine Mutter ist's gleich jenen,
Nur welche Mutter welches Sohns!

Sie nimmt teil an dem Todesleiden,
Das alle Welt erlösen soll;
Ihr Mitleiden macht das Verscheiden
Milder, weniger schreckensvoll.

Und wie alle Trüben und Armen
Auf Erden ihre Söhne sind,
Ist es nun, daß alles Erbarmen
Aus ihren sieben Wunden rinnt.

Und kommt der Tag, da weit und offen
Der Himmel steht zu seinem Preis,
Wird in Glaube, Liebe und Hoffen —
Bis auf den, der von Gott nichts weiß —

Die ganze Schar zu Zions Hügeln,
Zu der ewigen Freudenflur
Sich erheben auf sel'gen Flügeln,
Wie sie einst selbst gen Himmel fuhr.

Aus Parallèlement.

Die Rache der Toten.

Die Toten, die man im Grabe läßt bluten,
Vergeben nicht mehr.
Weh dem, den sie peitschen mit ihren Ruten,
Das rächende Heer!
Viel besser, man läge da selbst begraben,
Oder nie das Leben gekannt zu haben,
So lang ist die Zeit und ihr Schlag so schwer.

Digitized by Google

Lebende, die man zu Tränen verwundet,
Was ist ihre Wut?
Die Toten nur quälen — ich hab's erkundet —
Uns bis auf das Blut.
Drum besser von wilden Bären zerrissen
Und besser erstickt von Othellos Kissen,
Der hänfene Strick hundertmal so gut!

O fürchte den Vampyr an deinem Herzen,
Den Würger, und glaub:
Der Tag ihres Grimms wiegt auf alle Schmerzen
Und tritt dich in Staub.
Dieser jüngste Tag, der schwerste von allen,
Wird, wie den Mörder der Mord, überfallen,
Wie der Räuber sich stürzen auf den Raub.

Aus Amour.

Gleichnisse.

O Herr, der in dieser Zeit voll Torheit und Zwist
Zum Christen mich machte, nimm den Dank, den ich zolle!
Doch gib mir die Kraft auch, die starke, ruhevolle,
Daß ich stets dir treu wie ein Hund nun sei als Christ,

Das Lämmlein sei, das dem Hirten zu jeder Frist
Wie seiner Mutter folgt, nur daß er's lieben solle,
Ob es auch weiß, daß es einst ihm, nach seiner Wolle,
Sein Leben muß lassen, so es sein Wille ist,

Der Fisch sei, als Monogramm des Sohnes gepriesen,
Das Eselsfüllen, das er in dem Flecken sucht,
Ja, im Fleisch, dieses Heer Säue, das er verflucht.

Denn das Tier, besser als Mann und Weib in diesen
Zeiten der Auflehnung und Falschheit, treu und schlicht
Tut es voll Willigkeit seine bescheidne Pflicht.

Digitized by Google

Wallachische Weihnachtslieder.

Von Edg. Lichtenburg in Trier.

Ein rumänischer Gelehrter unserer Tage, Marianu Marienescou, der sich um die Sammlung siebenbürgischer Volkssagen und Gebräuche schon mannigfache Verdienste erworben hat, gibt uns wallachische Weihnachtslieder von höchst merkwürdiger Eigentümlichkeit und Schönheit. Je mehr die Sitte der Weihnachtsumzüge allmählich schwindet, desto eher glaubt er es an der Zeit, die nach und nach gänzlich verhallenden Klänge dem Grabe der Vergessenheit zu entreißen, Literatur und Kulturgeschichte seiner Nation auch nach diesem Gesichtspunkte festzulegen.

Alle diese Lieder gehen nicht aus der lyrischen Form in die dramatische über, wie man es nach den Erscheinungen Westeuropas wohl erwarten dürfte, wo aus den Weihnachtsliedern die Weihnachtsspiele entstanden; sie gehen vielmehr in die epische Form über oder gestalten sich wenigstens romanzenförmig und enthalten förmliche Legenden, in denen zum Teil noch ein älterer, heidnischer Mythus durchschimmert.

Marienescou nennt seine Weihnachtslieder „Colinda", ein Ausdruck, der wahrscheinlich vom lateinischen calendae herstammt.

Wie in den übrigen Schöpfungen, so entfaltet sich auch in den Weihnachtsliedern die angestammte dichterische Begabung und der reiche Geist des Volkes, und wie die Volksdichtung überhaupt, so sind auch diese überreich an Klängen aus längst entschwundenen Zeiten, deren Untersuchung für den Altertumsforscher höchst interessant ist. Hier kann man in der Tat und Wahrheit von echter Volksdichtung sprechen. Es ist für die Poesie nachteilig, daß ihre wenigen Blüten unter der Masse von Blattwerk nicht immer ins rechte Licht treten, bisweilen kaum zum Vorschein kommen. Eine unermeßliche Konkurrenz von Mittelmäßigkeit drängt sich herbei und hemmt und stört den Genuß des einzig Genialen. Gilt das von allen Zweigen der Dichtung, so kann die Volksdichtung am wenigsten davon ausgenommen sein. All dieses Selbstlob, dieses sich Selbstbeschreiben, dieses langweilige Ankündigen „wir wollen singen und sagen und fröhlich sein" ist unpoetisch, handwerksmäßiges Machwerk von Schwachköpfen und himmelweit verschieden von einer naiven Poesie des echten, alten Volksliedes, wie sie sich in unsern Weihnachtsliedern manifestiert. Alle Züge dieser Lieder, wie sie aus der beschränkten Anschauungsweise ihres Zeitalters hervorgegangen sind, atmen in fröhlicher Unbefangenheit eine unnachahmliche Naivität, welche anderen Zeiten gänzlich abgeht. Sie gewähren daher einen eigen-

Digitized by Google

tümlichen Reiz, aber auch ein gelehrtes Ärgernis; und darin hat die Kunst geirrt und das Kunsturteil verwirrt. Die Beschränktheit selbst ist kein Moment, das dem sonstigen poetischen Werte an sich Eintrag tut, sie ist ein fast allgemeines Übel aller Zeiten, selbst unserer, die sich in hochmütiger Weisheit spreizt. So also spricht man dem Volksliede wenigstens praktisch jede Poesie ab, und das hohle Auge moderner Kritik trägt seine eigene Tagesblindheit in die Volkspoesie hinein, um in ihr nur Stille und Finsternis zu sehen. Das Geschreibe solcher Kritiker ist in der Regel nur haltloses Geistesmachwerk, und wenn auch der Geist darin schwindelnde Höhen zu erklimmen scheint. Daher ärgern wir uns an der Beschränktheit der Volksdichtung auch durchaus nicht und lassen sie um so lieber in ihrer Unbefangenheit gewähren, als der Dichter wahrhaft uneigennützig voll tiefen Ernstes die Stimmungen des frommen Erdenpilgers trefflich, wenn auch altertümlich, ausdrückt, ein sehr vorteilhafter Gegensatz zu der hochmütigen Beschränktheit, mit der das moderne „Ich" schon Tabak und Tee preist. Letzteres ist ganz modern und gemein und darf mit einem alten, naiven Volkston in keinen Vergleich treten.

Zur näheren Einführung in den durch den Titel angekündigten Gegenstand möchte ich mit einer Szene beginnen, die vielleicht nicht so sehr wegen ihrer Originalität — soweit nämlich die Christenheit reicht, finden wir eine ähnliche Feier des heiligen Abends — als vielmehr wegen ihrer einzigen Naivität anspricht.

Ein Dialog soll uns in das Leben des Wallachen am hl. Abend einführen:

Ist der heilige Abend da,
Sind auch die Christburschen nah.
Kommen sieben oder vier,
Singen unterm Fenster dir.
Tisch voll Backwerk, Kreuz im Haus;
Die Bojarin tritt hinaus,
Spendet Wurst und Bretzelein;
Münzen reicht die Hand vollauf,
Alles nimmt ihr Gürtel auf.
Bleibe stets gesund, Bojar!
Christ sei mit dir immerdar!

So erschallt es draußen unter den Fenstern; die Burschen wandern singend und Gaben sammelnd durch die Gassen des Dorfes. Drinnen aber sitzen die Hausleute um den schön gedeckten und mit Speisen schwer belasteten Tisch im Kreise herum. Sie erwarten Christus den Herrn, ob er nicht mit seinem treuen Wandergefährten Petrus oder Johannes bei ihnen Einkehr nehme.

Es antwortet der Hausvater den fragenden Sängern:

Sie sind meine Gäste heute;
Speisen mit uns allebeide!
Daß sie nicht mit Grund uns grollen,
Wart' ich mit dem Tisch, dem vollen;

und von draußen lautet die Erwiderung:

Freu' dich, guter Christ, zum Schmaus,
Treten hohe Gäste in dein Haus.
Betend fallen wir vor ihnen nieder;
Doch dir singen wir die Weihnachtslieder!

Digitized by Google

Die nun folgenden Weihnachtslieder sind teils geistlichen, teils weltlichen Inhalts. Der Zyklus geistlicher Kolinden hebt an mit der Wanderung Marias und Josefs nach Bethlehem und schließt mit dem Opfertode Christi. Als Legenden gruppieren sich diese Lieder um die Hauptmomente im Leben und Leiden Christi als ebensovielen Mittelpunkten. Inhaltlich können wir alle Schattierungen von der bloßen Sage durch den biblischen Stoff mit sagenhafter Ausschmückung hindurch bis zu dem rein evangelischen Berichte genau unterscheiden. Ganz natürlich wächst die kulturgeschichtliche und archäologische Bedeutung der Weihnachtslieder in demselben Grade, als sich die Schilderungen mehr und mehr von den anerkannten Quellen des christlichen Glaubens entfernen.

Hier einige Proben: In dem ersten Zyklus treffen wir den neugeborenen Heiland auf dem Hofe des Christmannes (Kretschun) in dem Stalle, wo ihn Maria geboren. Müde von der beschwerlichen Reise suchte die Gottesmutter auf dem Wege dahin unter einem Pappelbaum Erquickung.

Allein:

Pappel schwankt im Winde,
Daß der Schatten schwinde;
Sonne brannte schwül.
Pappel sei verflucht!
Niemals bringe Frucht,
Wachse aufwärts bloß;
Ließest schattenlos!

so sprach der heilige Josef und segnete bald darauf den Apfelbaum, der, seine Äste ausbreitend, willig die gesuchte Kühlung gewährte.

Wie hier mit Pappel und Apfelbaum, so ergeht es Maria, nachdem sie ihren heiligen Sohn geboren, mit den Pferden und Ochsen im Stalle, wohin sie der hartherzige Christmann, ihre flehende Bitte:

Guten Abend, Christmann dir!
Bitte, wollst ein Plätzchen mir
Hinterm Ofen drinn gewähren;
Sieh', ich soll den Herrn gebären!

ungläubig ablehnend, gewiesen hatte. Während jene fortwieherten und mit den Hufen stampften, überließen diese schweigend und ungestört ihre Krippe den Fremden.

Seid verflucht, rief er, ihr Pferde;
Bis zum Himmelfahrtstag werde
Niemals Gras euch zur Genügen, —
Dann auch sollt ihr wenig kriegen.

Aber

Heil euch, Ochsen, liebend hält
Euch in Ehren alle Welt,
Euch geb' ich, mein heil'ger Sohn
Und der Herrgott, großen Lohn.

Ein anderes Lied erzählt, wie das hartherzige Ehepaar, das die bittende Gottesmutter abgewiesen, zur Erkenntnis seiner Sünde kommt. Zwei ungetaufte Knaben, die von den Juden zur Anbetung des Kindes geschickt sind, dürfen sich nicht

Digitized by Google

nähern; an deren Statt knieen zwei getaufte Kinder von ferne nieder und singen anbetend.

Die Frau Kretschuns bemerkt dies und ruft ihrem Manne zu:

Mann, zum Heil sind wir erkoren,
Bei uns ward der Christ geboren!

und die glückliche Mutter des Kindes ruft sie um Verzeihung an.

Doch jene entgegnet:

Bitte, sprach sie, meinen Sohn;
Er ist Gott und Herr, und sein
Und des Vaters ist die Macht allein.

Ein Legendenkreis beschäftigt sich mit der Art und Weise, wie die Heiligen Kunde von der Geburt des Welterlösers erhalten. Nach einem Berichte ist es der heilige Gabriel, der von Maria den Befehl erhält, in Eile sein Roß zu satteln und die Botschaft zu verkünden.

Eine andere Legende hebt also an:

Droben, wo am Himmelstor
Quillt der Sonnenborn hervor,

sitzen alle beisammen. Eine sichere Ahnung sagt ihnen:

Daß zur Erd' vom Himmelsthron
Sei gekommen Gottes Sohn;
Doch kein Heiliger hat ihn gesehn;
Keiner weiß, wo es geschehn.
Wo sein Stern ist, wo sein Land,
Das ist allen unbekannt.

Sie suchen ihn deshalb gegen Sonnenaufgang, doch in finsteres Gewölk hüllt sich der Osten, und daraus hervor tritt:

Eine blonde Siniora[1]),
Schön und lieblich wie Aurora,

und spricht zu ihnen:

Ihr sprecht viel und flüstert gern
Und erinnert euch des Herrn;
Aber wo er ist, das wisset ihr
Nicht, — ich sag's — was gebt ihr mir?

Einen Sonnenstrahl erhältst du gleich,
Und ein Blümlein aus dem Himmelreich;
Glänzend wie ein Stern zu sehn,
Bleibst du ewig jung und schön,

erwidern die Heiligen; und nun erzählt sie ihnen ganz voll Entzücken, daß der Herr in dem Hofe des Christmanns sei,

[1]) Siniora ist Koseform von Sina und wird von manchen mit der römischen Diana identifiziert.

Digitized by Google

Hab' das Kindlein selbst gesehn;
Wie ein Engel wunderschön!
Liegt's in Windeln ganz von Seide,
An dem Saum mit Goldgeschmeide.
In der goldenen Wiege ruht
Es in saubern Windeln gut;
Und die Wiege schwankt und schaukelt,
Von dem Luftzug sanft umgaukelt.
Trägt den Mond in seiner Hand;
Mit der andern webt's ein Band
Sich aus kleinen Sternelein
Und flicht Morgensterne drein.

Die Gegenüberstellung von Segen und Fluch, wie wir ihr schon im ersten Zyklus unserer Lieder begegneten, wiederholt sich sehr oft in dieser Poesie. Es ist das ein Stück soziales Leben, wie es sich in dem scharfen Gegensatz von Arm und Reich offenbart; — ein eigentlicher Mittelstand ist nicht vorhanden — es ist die Klage über erlittenes Unrecht, die nur im frommen Glauben an Gottes weise Vorsehung Linderung findet.

So tritt uns die Gegenüberstellung wieder entgegen in einer Legende vom schlafenden Christkinde:

Kamen Schwalben angeflogen,
Schwarze Schwalben, schöne Schwalben,
Weihnachtslieder laut sie sangen.
Kindlein blieb vom Schlaf umfangen.
Fort darauf die Schwalben flogen,
An des Meeres Ufer hin sie zogen;
Sammeln Tropfen auf die Federn, bringen
Kleine Steinchen unter ihren Schwingen.
Kamen zu dem Kindlein wieder,
Netzten an die Augenlieder,
Warfen Steinchen auf die Glieder.
Und das heil'ge Kind ward wach
Und verwünschte sie und sprach:
Schwalben, wo's am schlimmsten, dort
Werde eures Nestes Ort,
Unterm Dach von armem Manns Gemach,
Am Gebälk vom Wetterdach,
Daß der Rauch es peitsch' und quäle,
Wie der Gram des Mädchens Seele,
Wenn es Zeit, sich zu vermählen,
Und erwünschte Freier fehlen.

So eine der sinnigsten aller Kolinden.

Die Muttergottes erscheint in den Kolinden öfters mit den Attributen der uralten Sonnengöttin, als Sonnenborn (Brunnen des Lichts und Gebärerin überhaupt, entsprechend der deutschen Göttin Perchtha) und als Spinnerin aller Lebensfäden.

Ehe wir die Charakteristik derjenigen Lieder weiterführen, die die Ver-

Digitized by Google

herrlichung des menschgewordenen Gottessohnes zum Gegenstande haben, schalten wir hier eine Marienlegende ein. Ihre Form ist zu schön und ihr Inhalt für das Verständnis rumänischer Mythen zu interessant, um da übergangen zu werden, wo die heilige Geschichte wie von selbst auffordert, auch die Apotheose der Gottesmutter im Volksglauben kennen zu lernen.

In dieser Legende tritt die Gottesgebärerin als Spinnerin auf:

Wo ein grüner Steig
Führt zum Himmelreich,
An das Paradiesestor,
Saß die heilige Maria.
Aus der Kunkel zog
Gold'ne Fäden sie,
Drehte zart und fein
An den Fädelein.
Wie sie nun so spann,
Flogen Jägerfalken,
Räuberische Falken,
Unversehs'ns heran.
Faßten an den Faden,
Flogen hoch hinauf,
Flogen fern darauf
Zu des Meer's Gestaden.

Da ruft Maria den heiligen Johannes:

Rüste dich und ziehe
Dort hinan zur Höhe,
Fernhin über Land
An des Meeres Strand.
Dann im Fluge schwinge
Aufwärts dich und bringe
Mir das Nest der Falken.
Gib das Nest dann mir,
Und die Jungen halte dir.
Sieh, die Falken stahlen
Mir den goldnen Faden,
Als mit Müh' und Qualen
Ich, den heil'gen Sohn zu kleiden,
Wollt' ein schön Gewand bereiten.

„Mutter, alles in der Welt
Tue ich, was Dir gefällt!

erwidert darauf der Heilige,

Aber, was du jetzt geschafft,
Das geht über meine Kraft.
Denn die Falken flogen
Mit dem gold'nen Faden
Hoch zum Himmelsbogen,

Digitized by Google

Webten künstlich dann daraus
Eines schönen Nestes Haus,
Ihn, den Mond mit gold'nem Licht
Und mit glänzendem Gesicht.
Nirgends sind die Jungen mehr,
Denn aus ihnen ward der kleinen,
Lichterfüllten, reinen
Himmelssterne Heer.
Und es strahlt in heitrer Nacht,
Auf daß Gottes Erde
Schöner durch sie werde,
Wie am Tag der Garten
Durch der schönen, zarten
Blumen reiche Pracht,
Deren süßer Duft erquickt,
Deren Farbenspiel entzückt!"

Einfach, rührend, voll christlicher Wärme, atmen in gleicher Weise alle Marienlegenden eine naive Innigkeit, die zeigt, wie jene alten Völker mit der Mutter am Wiegenfeste ihres Kindes gleichsam selbst wieder zu Kindern wurden. Der unbefangene Betrachter, der in sinnender Seele das freudenreiche Geheimnis der Menschwerdung durch Maria erwägt, vernimmt in dieser Dichtung den himmlischen Jubel, womit jene Zeiten am Weihnachtsfeste die alte und doch ewig neue Kunde begrüßten, daß in der Menschheit erschienen sei das Wort, der Eingeborene des Vaters, der Göttliche als Menschgewordener in der Absicht, die Menschen göttlich zu machen. Jedem wird sich diese herzinnige Poesie erschließen, der sich nicht gerade mit dem Lichte philosophischer Blendlaternen ihr naht. Wer sich von diesem Vorhaben unbefangen erhält, wird lauschen an dem Quell übersprudelnder Ideen; wird das Zarte und Rührende, das Kindliche, Rechte und Schlechte, die Innigkeit, das Feuer, die unnennbare Sehnsucht, den überirdischen Drang religiöser Empfindungen anstaunen: eine wahrhaft enthusiastische Verehrung durch Lieder und poetische Lobpreisungen, wie sie hier der heiligen Jungfrau, dieser durch und durch poetischen und doch so grundhistorischen Gestalt, zugewendet wird, — jedenfalls ein erhabenerer Stoff als die Freiheitsidee, welche mit allem Prunke der Dichtkunst aufgetakelt, von gar manchem unserer jungen Poeten abgöttisch angebetet wird.

Wie bisher, so mag es auch bei dem Liederkreise, der das Leiden des Heilandes umfaßt, erlaubt sein, alles, was als bloße Wiederholung der evangelischen Geschichte erscheint, ganz zu übergehen. In der Tat hat die Erzählung vom Verrat und Ende des Judas kaum einen andern als den geringen Wert metrischer Einkleidung des biblischen Textes, während eine andere Kolinde durch die mythische Motivierung des Hasses der Juden gegen den Heiland mit dem biblischen Berichte kaum etwas mehr, als den dort bildlich, hier in dem eigentlichen Sinne gebrauchten Ausdruck „Schafe" gemein hat und die volle Aufmerksamkeit des Forschers auf sich zieht. Es ist die eigentliche Legende von der Bildung der Sterne.

Vom Himmel herab stieg der Herr mit seinen Schafen auf die Wiesen Judas, sie dort zu weiden und zu stärken:

Digitized by Google

Keine Menschenseele sah
Und verwehrte, was geschah.
Nur ein Judenmädchen sieht's und eilt
Hin zu ihrem Vater unverweilt;
Doch der Vater geht zu dem Pilat
Und erzählet ihm die Tat.

„Wißt," sagt Pilatus zu den Juden,
„Wißt, des Herren Schafe grasen
Stets auf eurer Wiese Rasen;
Eilt, bringt ihn gebunden her,
An dem Kreuze hange er!"

Die Juden kommen dem Befehl des Landpflegers nach. Doch als sie auf den Wiesen angelangt waren, da rief der Herr:

Auf, ihr meiner Schafe Herden,
Sterne sollt ihr alle werden,
Und ihr, arme Widder hier,
Morgensterne werdet ihr!
Da vom Himmel rief des Herrn Beschluß
Eines schweren Wetterregens Guß.
Wie die Wolken dicht sich ballten,
Und die Donner widerhallten,
Leuchteten des Blitzes Gluten,
Da zerstreuten sich die Juden,
Lagen tot vom Feuerregen,
Käfern gleich, auf allen Wegen.

Weit näher steht dem evangelischen Berichte die Klage Mariens um den gefangenen Sohn. Die Teilnahme einer Kaiserin, welche sie gehört hat, an ihrem Leide erinnert unwillkürlich an die warnenden Worte der Gattin des Pilatus: „Mache dir nichts zu tun mit diesem Gerechten! Denn viel habe ich heute im Traumgesichte gelitten seinetwegen." Allein so einfach und ergreifend ist diese Stelle in dem Weihnachtsliede, daß wir uns nicht versagen können, sie vollständig mitzuteilen:

Und Maria — heißt es in dem Liede, —
— wandert fort und singt,
Schmerzensfeuer sie durchdringt;
Klaget laut um ihren Sohn,
Ob ihr Trauerlied er hört,
Ob er hört, was sie beschwert? —
Aber eine Kaiserin
Höret es von edlem Sinn,
Tritt in Eile hin zu ihr,
Und spricht: Frau, nicht klage hier
So voll Wehmut und so schwer,
Daß es nicht der Kaiser hör',
Er, mein Fürst und mein Gemahl,
Und mich selber fortan hasse,
Seine Kinder ganz verlasse,
Weil dein Schmerz sein Herz ihm stahl.

Digitized by Google

Laß mich klagen, wie ich will,

antwortet die weinende Mutter,

Nicht dem Kaiser sing' ich, nein,
Nur der Erde ganz allein,
Und dem Himmel klagt den Schmerz
Um den Sohn das Mutterherz.

Als äußerst merkwürdige Episode schließt sich an die Darstellung des Leidens Jesu eine Kolinde an, welche uns von dem Himmelsraub des Verräters Judas erzählt. Bekanntlich waren schon im Mittelalter die Attribute des Donnergottes auf den Propheten Elias übertragen, weil dieser in einem feurigen Wagen gen Himmel gefahren ist. Das bringen die Kolinden in einen originellen Mythus:

Auf den Bergen Galiläas war
Unser Herr und seiner Heil'gen Schar.
Den Erzengel Michael
Sahn sie fern zu Rosse schnell
Fliegen durch den weiten Raum
Und sein Roß ganz weiß von Schaum.

Wie vor ihnen er erschien,
Fragte unser Herrgott ihn:
Engel, sprich! wo kommst du her?
Was bringst du für neue Mär?
Daß du nie dir Ruh' und Rast
Gönnest, und in wilder Hast,
Wie der Sturm, dein Renner flieht
Und vor Hitze brennt und glüht?

„Üble Botschaft bring' ich," sprach
Michael. „weh' uns und ach!
Eingenickt war Petrus; sieh' da kam
Judas, und den Himmelsschlüssel nahm,
Schlich in Himmel sich hinein,
Steckte, was von Wert er da fand, ein:
Mondesscheibe, Sonnenball,
Morgenrot, die Strahlen all,
Und des Weltenrichters Thron,
Und das Taufgefäß vom Sohn,
Das Basilienkraut[1]), die Blumen all,
Kreuz und Chrysam allzumal.
Alles hat zur Hölle er gebracht,
Und sie glänzt in voller Pracht;
Doch im Himmel ist es Nacht."

[1]) Aus Basilienkraut werden in der orientalischen Kirche die Weihwedel verfertigt.

Digitized by Google

Wie der Herr das höret, fragt
Er die Heiligen: Wer von euch wagt
Alles, was er hat gestohlen,
In den Himmel mir zu holen?
Alle Heil'gen schwiegen lang;
Allen war vor Judas bang.

Sieh, da kam Elias, trat
Zu dem Herrn hinan, und bat:
„Herr, mein Gott, erhöre
Mich, gib mir, was ich begehre;
Alles will ich ab ihm ringen,
Und zum Tod den Judas bringen.
Einen Donner, einen Blitz, gib mir!"

Bist zu jung, gern gäb' ich's dir,
Wirst dir weh' tun, dies Gewicht
Ist für deine Jugend nicht.
Aber traust du Kraft dir zu,
Wähle nur, was brauchest du!

Und Elias nahm nach eigner Wahl
Donner sich und Blitzesstrahl.
Unten in der Hölle Nacht
Macht' er auf den Judas Jagd.
Seine Flammengeißel knallte,
Blitze flogen, Donner hallte.
Wie ihn Judas hörte, ward
Auf der Stelle er erstarrt.
Und Elias packte ihn,
Schlug in Eisenfesseln ihn,
Band an eine Säule ihn.
Freudig sah'n es die Gerechten,
Schrecken faßte alle Schlechten.

Und Elias kam zurück,
Brachte alles wieder mit,
Tat in Himmel es hinein,
Und der Himmel wurde hell,
Und die Hölle finster schnell.

„Brav, Elias, bist ein ganzer Held!"
Sprach zu ihm der Herr der Welt,
„Donnerkeil und Blitzesglut,
Steh' fortan in deiner Hut!"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Noch einmal die Gründung einer Zeitschrift für bildende Kunst.

Von Hch. Z. Gonski in Köln.

Nachdem mir die Redaktion der „L. W." nochmals bereitwilligst in der obigen Angelegenheit ihren Raum zur Verfügung gestellt hat, sei es mir gestattet, auf die Ausführungen des Herrn Möller in Brenken zu antworten.

Von der unliebsamen Verwechslung seines Namens mit dem ähnlich klingenden Namen Müller, die mir übrigens aufrichtig leid tut, auf die Flüchtigkeit, mit der ich die ersten Ausführungen des Herrn Möller gelesen haben soll, zu schließen, ist eine kühne Behauptung. Mich hat eben die Materie so sehr in Anspruch genommen, daß ich leider auf den Namen weniger Aufmerksamkeit verwendet habe. Ist es aber auch schließlich nicht gleichgültig, ob ich zu Herrn Möller oder Müller gesprochen habe?

Ebensowenig wie diese Schlußfolgerung des Herrn M. hat mir seine Variante vom Hunger nach Mammon imponiert; zwischen Hunger nach Kunst und solchem nach Mammon liegt eine tiefe Kluft, die zu überbrücken ich mich als Realist, im Gegensatz zu den Idealisten, bemühen will. Ich nehme bestimmt an, daß Herr M. in der Literarischen Beilage der Köln. Volkszeitung die Artikel über „die belletristischen Zeitschriften im kathol. Deutschland seit dem Kulturkampf" gelesen und gesehen hat, wie viele Leichen wir im Laufe dieser Jahre zu Grabe getragen; will Herr M. deren Zahl noch vermehren? Ich gebe weiter zu bedenken, daß, vor der im Jahre 1900 gegründeten Zeitschrift „Haus und Welt" von mehreren Seiten sich ein wahrer Hunger nach einer Zeitschrift für die kathol. Frauen fühlbar machte — Herr Wulff hat's gewagt, den Hunger zu stillen — es ist bekannt, welchen Dank er für seine Arbeit erntete. Und die eben erwähnte Zeitschrift war in Bezug auf Ausstattung und Inhalt mustergültig!

Anschließend an diese Tatsachen halte ich die augenblickliche Zeit für die denkbar ungünstigste, um die fragliche Zeitschrift ins Leben zu rufen.

Ich habe schon in meinem vorigen Aufsatz auf diesen Punkt hingewiesen, und ich muß es noch einmal tun, wie ich überhaupt ganz uninteressiert meine praktischen Bedenken gegen diese Idee nicht unterdrücken kann, weil ich fürchte, daß durch eine neue Zeitschrift, die bestehenden, die alle noch der Unterstützung des

Digitized by Google

katholischen Publikums bedürfen, leiden werden! Ich fürchte auch andererseits eine Zersplitterung unserer wissenschaftlichen Kräfte. Klipp und klar weist Herr Möller nach, daß die 4000 Mitglieder der „G. f. chr. K." einen Jahresbeitrag von 40,000 Mk. aufbringen, wofür man statt der Mappe eine Zeitschrift den Mitgliedern geben kann. Herr M. bedenkt aber nicht, wie durch diese event. Umwandlung die hohe Zahl der Mitglieder der „G. f. chr. K." aufs Spiel gesetzt wird! Die Mitglieder, abgesehen davon, daß sie sich so etwas nicht gleich gefallen lassen werden, sind mit Abonnenten einer Zeitschrift nicht zu identifizieren. Ein Mitglied eines Kunstvereins ist in der Regel eine passive Person, der Abonnent einer Zeitschrift in den meisten Fällen eine aktive! Man wird Mitglied eines Kunstvereins, vielfach, weil es zum guten Ton gehört, man zahlt seinen Beitrag, bekommt jährlich ein paar schöne Bilder und sieht obendrein noch seinen Namen als Mitglied einer solchen vornehmen Gesellschaft gedruckt. Ganz anders benimmt sich der Abonnent einer Zeitschrift. Er verlangt von ihr das, was sie ihm versprochen hat; er wird jeden Monat beim Erscheinen eines Heftes daran erinnert, daß er Teil nimmt an der Unterhaltung der Zeitschrift, er folgert dann daraus das sehr natürliche Recht, an ihr Kritik zu üben, und wenn sie ihm öfters Grund zur Unzufriedenheit gibt, dann kündigt er ihr den Dienst! Die Mitglieder der „G. f. chr. K." würden mit der von Herrn M. geplanten Änderung in die Kategorie der Abonnenten treten und so verfahren, wie ich oben erwähnte! Der Düsseldorfer und Kölner Kunstverein hat zehntausende von Mitgliedern, sie nehmen an solchen nie ab, sondern stets zu, und wenngleich manche von ihnen mit den Prämienblättern vielleicht ihre ganze Wohnung tapezieren könnten, so treten sie doch nicht aus, weil es — so bequem ist — und es gehört zum guten Ton! Wie ganz anders sieht es aber bei einer Zeitschrift aus! Die Zahl der Abonnenten gleicht einem Termometer, und immer von neuem müssen Anstrengungen gemacht werden, die Abonnenten nicht nur zu vermehren, sondern auch zu halten! Ganz und garnicht gefällt mir weiter, daß Herr Möller die Mitglieder der „G. f. chr. K." zu einem „Boykott" auffordert! Gibt es denn wirklich keinen andern Ausweg? Ist es nicht sehr bedenklich, eine so wichtige Sache auf diesem Wege zu erzwingen?

Wenn ich noch zum Schlusse bezüglich der „Gesellschaft für christliche Kunst" eine Änderung herbeigeführt sehen möchte, so wäre es die, daß sie statt der Mappe ein „Jahrbuch der G. f. chr. K." herausgäbe, das einen gesamten Überblick über die Entwickelung der bildenden, sowie der christlichen Kunst des letzten Jahres bieten würde. Reich ausgestattet, in Folio-Format, sollte das „Jahrbuch" ein Prachtwerk, das auch praktischen Wert hat, bilden und auf diese Weise das eine mit dem andern verbinden; die Gesellschaft könnte so ihre Mitglieder behalten und neue erwerben — bis eine günstigere Zeit kommt, die die Gründung der Zeitschrift hier oder dort leichter macht.

Digitized by Google

IV.

Die in Köln erscheinende Zeitschrift „Die Kultur" ist nach kurzem Bestehen eingegangen. Ihr Schicksal könnte vor Neugründungen warnen. Einer anderen Kölner Zeitschrift „Das neue Jahrhundert" erging es vor längerer Zeit ebenso. Von der erstgenannten Revue war es unpassend, den Titel „Die Kultur" zu wählen, da die von der österreichischen Leo-Gesellschaft herausgegebene Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur und Kunst bereits diesen Titel trug[1]). Diese Zeitschrift verfügt anscheinend über einen großen Redaktionsstab mit vorzüglichen Fachmännern, da sie auf allen Gebieten Vortreffliches leistet. Für Politiker besonders interessant sind die zur Zeit darin veröffentlichten Erlebnisse und Erinnerungen des Freiherrn Josef von Helfert, der auch als Historiker großes Ansehen genießt.

Den ersten Rang auf dem Gebiete der Erforschung mittelalterlicher Kunst nimmt noch immer die bereits im 16. Jahrgange stehende und von dem Kölner Domkapitular Professor Dr. Schnütgen herausgegebene „Zeitschrift für christliche Kunst" ein[2]). Auch dem mit nur laienhafter Kenntnis der mittelalterlichen Kunst ausgestatteten Leser bietet die Zeitschrift vielfache Anregung und leicht zu bewältigenden Wissensstoff. Man lese beispielsweise den flott geschriebenen Aufsatz von Alfred Tepe: „Kunstfahrt der Utrechter St. Bernulphus-Gilde im Jahre 1900 nach Löwen, Villers, Brüssel."[3])

Koloman Kaiser bespricht in der nunmehr von Wilhelm Schrieser allein herausgegebenen Zeitschrift „Das literarische Deutsch-Österreich" die „Neuen Lieder und Mären" von Martin Greif[4]). Er nennt den allverehrten Dichter mit Recht einen unserer bedeutendsten Lyriker. Vielen wird Greif wohl überhaupt

[1]) Wien und München, Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung.
[2]) Düsseldorf, L. Schwan.
[3]) Heft 7.
[4]) Heft 6.

Digitized by Google

der sympathischste und damit der erste Lyriker der Gegenwart sein. Der ehemalige bayerische Artillerieoffizier ist ein moderner Mann, aber frei von allen Mängeln und Absonderlichkeiten, die besonders modernen Lyrikern anhaften. Er ist eben eine harmonische Natur, deshalb auch charaktervoll. An Goethe und dem Volksliede hat er sich gebildet, und er ist diesen Vorbildern stets treu geblieben. Bei Greif „gibt es keine sezessionistischen Flausen und Finessen, keine bizarren, erlogenen Ulkverse, sondern alles ist echt und recht und gesund". Wer sich und anderen eine reine Freude bereiten will, der gedenke dieses Sängers von hohen Gaben[1]).

Sehr reichhaltig sind stets die lyrischen Beiträge in den „Dichterstimmen der Gegenwart"; sie sind häufig auch wertvoll. Besonders finden dort die intimen Reize der Natur feinsinnige Poeten. In kleinen, bescheidenen Gedichten verbirgt sich oft eine Fülle von Stimmungszauber. Die kritische Seite der Zeitschrift ist im Inhalt wie im Umfang minimal; unbedeutend auch die novellistische. Der liter. Weihnachts-Anzeiger der „Köln. Volksztg." der den „Dichterstimmen" die erste (!) Stelle unter den schöngeistigen katholischen Zeitschriften einräumt, ist daher von einer höchst merkwürdigen Befangenheit des Urteils nicht freizusprechen. Nanny Lambrecht (Al. Ruth) schildert in einer biographisch-literarischen Skizze das Leben und Schaffen von Elisabeth Schilling[2]). Unter dem Namen Ernst Lingen wurde die Erzählerin durch die preisgekrönte Novelle „Vergib und Vergiß" allgemein bekannt. Auch so manche andere Gabe Lingens hat viele Leser erfreut. Von ihrem letzten Novellenbande „In den Ardennen" war die erste Auflage in wenigen Wochen vergriffen. Er sei als Weihnachtsgabe allen empfohlen, die von der Dichtung Erhebung über die Sorgen und Lasten des Alltags verlangen.

Temperamentvoll und anregend wie immer entwirft E. M. Hamann ein Lebensbild von Antonie Haupt, sowohl der Poetin wie der Geschichtschreiberin[3]). Im Jahre 1853 zu Trier geboren, blickt Antonie Haupt auf Jahrzehnte fleißiger und erfolgreicher Arbeit zurück. Zwar der große Wurf ist ihr nicht gelungen, wie die Kritikerin in unparteiischer Würdigung ihrer Befähigung sagt, aber innerhalb seiner Grenzen, die nicht zu überschreiten ein Beweis von hoher Klugheit war, hat Antonie Haupts Talent erfrischend und segensreich gewirkt. Wenn sie in Zukunft die Fehler vermeidet, die E. M. Hamann nach der formellen Seite hin mit sicherem Blicke herausfindet, werden ihren Büchern noch mehr Auflagen, als bisher schon, blühen. Wir empfehlen ihren Roman „Die Tochter des Alemannenkönigs", die Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege „Hexe und Jesuit", die Erzählung aus Niedersachsens Vorzeit „Bernward von Hildesheim", die Serie „Redende Steine" und das rein historische Werk „Tapfere Frauen der Reformationszeit", das kürzlich erschienen ist.

Freudig begrüßt der Senior unter den katholischen Kritikern, Franz Hülskamp, das Erscheinen einer illustrierten Geschichte der deutschen Literatur für Katholiken[4]). Als Hülskamp vor vierzig Jahren den „Literarischen Handweiser" ins Leben rief, hatte er den Mangel einer Geschichte der deutschen Nationalliteratur vom christ-

[1]) Leipzig 1903, Amelangs Verlag.
[2]) Heft 11.
[3]) Dichterstimmen der Gegenwart, Heft 12.
[4]) „Literarischer Handweiser" Nr. 779.

Digitized by Google

katholischen Standpunkte zu beklagen. Die Protestanten hatten Vilmars Handbuch. Im Jahre 1866 erschien dann des Pfarrers Wilhelm Lindemann Literaturgeschichte; späterhin die Norrenbergsche und darauf die Baumgartnersche Geschichte der allgemeinen Literatur. Aber die reich illustrierte Geschichte der deutschen Literatur katholischen Geistes fehlte immer noch. Deshalb freut sich Hülskamp und mit ihm viele andere, daß diese Lücke endlich durch Professor Anselm Salzers Werk ausgefüllt wird. Von den Anfängen des Unternehmens ist er durchaus befriedigt[1]).

Sehr dankbar müssen wir J. Andwein für die Bemühung sein, uns die Bekanntschaft mit dem vlämischen Dichter und Sprachforscher Guido Gezelle zu vermitteln.[2]) Die Sympathien für unsere belgischen Stammesgenossen sind in Deutschland allgemein, aber von ihrer Literatur wissen wir, von dem nie alternden Hendrick Conscience abgesehen, doch nur wenig. Und Maeterlinck hat uns die Ansicht beigebracht, daß die Vlamen Obskuranten und Literaturfeinde seien. Guido Gezelle entstammt einer alten westflandrischen Bauernfamilie und wirkte im Volke als Priester und Lehrer. Vor vier Jahren ist er in Gent gestorben. Gezelle ist ein Volksdichter und hat als solcher für die Wiederbelebung vlämischer Sprache und Kultur mehr getan als alle parlamentarischen und sonstigen Akteure. Es wäre wünschenswert, wenn sich ein Übersetzer der Werke Gezelles fände, damit wir neben den Romanen Conscients das Vlämische auch in der Lyrik schätzen lernen.

Beachtenswerte Betrachtungen über Tolstoi und über Nietzsches Zarathustra finden wir im „Zwanzigsten Jahrhundert“[3]). Die über Tolstoi bestätigen in der Hauptsache unsere an dieser Stelle ausgesprochenen Ansichten über den russischen Anachoreten. Er steht der Kultur feindlich gegenüber und ist in seiner Weltanschauung Anarchist, wenn auch nicht gerade im nihilistischen Sinne. Die allgemeine Verbreitung seiner Werke müssen wir deshalb für schädlich halten. Selbst auf stärkere Geister haben seine Ideologien verwirrend gewirkt. Die „Gedanken zu Nietzsches Zarathustra“ sind von ungewöhnlicher Tiefe und bekunden das redlichste Bemühen, neue Wege zum Verständnis „eines Buches für die wenigsten“ zu weisen.

Freunde einer lebensvollen fröhlichen Kunst verweisen wir wieder auf die prächtige Zeitschrift „Die Rheinlande“[4]), die der Künstlerstadt Düsseldorf, wo sie erscheint, alle Ehre macht. Das uns vorliegende Doppelheft (10/11) behandelt die Kunst der deutschen Schweiz in Bild und Wort. Wir lernen alle bedeutenden deutschschweizerischen Künstler kennen, zumal Ernst Stückelberg. Unter den Abhandlungen erwähnen wir: Adolf Frey, Arnold Böcklin und Gottfried Keller; Ed. Platzhoff-Lejeune, Die Schweiz als Kulturboden, und Adolf Vögtlin, Über neuere deutschschweizerische Literatur. Auch die Dichter haben dies Sonderheft, das deutsch-schweizerische Art in helles Licht stellt, mit wertvollen Gaben ausgestattet. Die Schweiz ist doch — trotz dem Protest der Berner — eine deutsche Geistesprovinz. Diese Bezeichnung tut ihr wahrlich keinen Eintrag.

Mit dem Liederbuch für stille Menschen „Du und ich“ von Th. Herold geht

---

[1]) München 1903, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

[2]) „Die Wahrheit“, herausgegeben von Armin Kausen, München. Heft 9.

[3]) Nr. 40, 41, 42. Diese Wochenschrift, früher „Freie deutsche Blätter“, erscheint im St. Bernhards-Verlag, München.

[4]) Düsseldorf, Fischer & Franke.

Digitized by Google

der Jesuitenpater Hermann Wiesmann etwas strenge ins Gericht.[1]) Nach den angeführten Proben allerdings mit Fug und Recht. Es sind der Trivialitäten sehr viele, die wir da zu verkosten bekommen. Besonders rügt Wiesmann die auffallenden, ja grellen und phantastischen Farben in Wort und Bild, die gewöhnlich Zeichen einer sinkenden Literatur sind und die beweisen, daß unsere Zeit blasiert ist, da sie das Bedürfnis danach hat. Genau so wie der nervenschwache Mensch am heftigsten nach Alkoholismen giert. Herold leidet an dem Fehler, den wir in der letzten Zeitschriftenschau nach einer Bemerkung Grillparzers den deutschen Schriftstellern im allgemeinen zum Vorwurf machten. Dabei möchten wir die Worte Grillparzers, die wir letzthin nach dem Gedächtnis anführten, genau wiedergeben. Sie lauten „Es ist das Unglück der Deutschen als Schriftsteller, daß keiner sich mit seiner eigenen Natur hervorwagt. Jeder glaubt, er müsse mehr sein als er selbst." C'est la rage!

P. Wiesmann bespricht auch mit sichtbarem Wohlwollen in der Zeitschrift seines Ordens die Gedichte Heemstedes, „Höhenluft"[2]). Heemstede gehöre nicht zu den Modernen, sondern arbeite im Geiste der besten Romantik. Er habe eine hohe Auffassung von der Sangesgabe. Seine Naturbilder hätten nicht viel Eigenartiges, einige seien aber doch recht gut. An anderen Stellen fehle Frische und Farbe und manchmal werde die nüchterne Prosa hart gestreift. Auch finde man zuweilen mehr Rhetorik als abgeklärte Poesie. Aber Wiesmann verweist auch auf viele Leistungen, die warmes Lob verdienen: sie zeigen, daß der Verfasser ein wahrer Dichter ist, voll fruchtbarer Gedanken und Empfindungen; er ist vor allem ein Meister der Form; seine hohe Lebensauffassung, in deren Mittelpunkt das Ewige, das Göttliche steht, beherrscht sein ganzes dichterisches Schaffen und hebt es in reine „Höhenluft" empor.

„Noch etwas von der schlafenden Zensur"[3]) erzählt ein erfahrungsreicher Sortimentsbuchhändler. Die Witzblätter mit erotischem Grundton seien erst eine Errungenschaft der letzten 10—20 Jahre. Der „Simplizissimus" wird als übelriechende Pflanze bezeichnet. Die erotischen Schriften würden heute mehr verbreitet als jemals sonst in den letzten 100 Jahren; die Art ihres Auftretens sei raffiniert und unverfroren zugleich. Ähnlich seien die Zustände in Frankreich am Vorabende der großen Revolution gewesen. Besonders auffallend ist die Ähnlichkeit mit jener Zeit in bezug auf das Umsichgreifen der konträrsexuellen Literatur. Deshalb wird auch wieder der Sadismus ausgegraben. Das bedenklichste Symptom liegt darin, daß sich heute Frauen an der Herstellung und Verbreitung dieser skandalösen Erzeugnisse beteiligen. Insofern sind die Zustände heute noch schlimmer als um 1780.

In der Literarischen Beilage der Kölnischen Volkszeitung[4]) wird ferner eine von der Verlagsbuchhandlung von J. Habbel in Regensburg veranstaltete Neuausgabe der Romane angezeigt, die Gräfin Ida Hahn-Hahn nach ihrer Konversion schrieb. Die Ausgabe enthält auch eine Biographie der Hahn-Hahn, verfaßt von Dr. O. Denk. Die interessante Frau, ein stark problematischer Charakter, wird als geistreiche Schriftstellerin sicher auch heute noch viele Leser finden. Sie hat

[1]) Stimmen aus Maria-Laach, 8. Heft.
[2]) Heiligenstadt 1902, F. W. Cordier.
[3]) Literarische Beilage der Kölnischen Volkszeitung Nr. 38.
[4]) Nr. 41.

Digitized by Google

ja auch ein gewisses „Cachet". Dieses Fremdwörtlein ist heute epidemisch. In Damenromanen spielt es eine verfängliche Rolle und in der Anzeige der Kölnischen Volkszeitung kommt es auch vor. Dort gibt der Aufenthalt in Irland einem Roman der Gräfin viel von seinem „Cachet". Zufällig lesen wir heute in einem Feuilleton, welches kulinarische Lebensgenüsse schilderte, daß die in Blumenschmuck versteckten Weinflaschen und Trinkgläser der Tafel ein reizendes „Cachet" gaben. Dieses Fremdwörtlein scheint also recht vielseitig zu sein und jedem etwas zu geben.

Eine naturwissenschaftliche Monatsschrift auf positiv-gläubiger Grundlage ist die vom Kgl. Lyzealprofessor Dr. J. E. Weiß in Freising herausgegebene und bereits im 6. Jahrgange stehende Zeitschrift „Natur und Glaube"[1]). Das uns vorliegende Heft 9 enthält eine Plauderei von Peter Busch über den Vulkanismus: „Die Mächte der Tiefe"; sodann eine Abhandlung von Leo Fink über Geschichte und heutigen Stand der Witterungsbeobachtung; B. Tümler beschreibt die Schutzfarben bei den wirbellosen Tieren; sehr anmutend berühren die Ausführungen von Adolf Reiners über „Blumen und Pflanzen im Volksleben und im Leben einzelner großer Geister". Mitteilungen über Propaganda für den Darwinismus und über die Fortschritte in der Mikroskopie beschließen das Heft.

Eine neue „Zeitschrift für Jugend und Volk" trägt den Titel „Natur und Kultur"[2]). Sie macht einen trefflichen, gediegenen Eindruck. Sie hat den Zweck, der Jugend und dem Volke eine wissenschaftlich unanfechtbare und gleichzeitig unterhaltende Belehrung durch Wort und Bild über Fragen aus allen Gebieten der Natur und Kultur, welche die Gegenwart beschäftigen und in Spannung erhalten, zu geben. Nach den bisherigen Leistungen zu urteilen, wird die Zeitschrift diesen hohen Zweck auch vollkommen erreichen. Wir hoffen, daß sie recht weite Verbreitung finden wird. Richtige naturwissenschaftliche Anschauungen tragen am meisten zur Klärung des Verstandes bei und rüsten ihn am besten für den Lebenskampf aus.

In der Wissenschaftlichen Beilage zur Germania[3]) finden wir eine Besprechung des soeben erschienenen Romans „Lukas Delmege"[4]) von Patrick A. Sheehan. Letzterer sei als tüchtiger Erzähler in Deutschland kein Unbekannter mehr. Seinen Arbeiten hafteten keine der üblen Eigenschaften anderer englischer Erzähler an, vielmehr entspreche seine Darstellungsweise inhaltlich wie formell unseren modern-verfeinerten Erwartungen durchaus, ja überträfen sie in vieler Hinsicht. Seine neueste Arbeit stelle den großangelegten Versuch dar, die psychologische Entwickelung eines edlen Priestergeistes zu geben, der in herben und schweren Kämpfen sich zum endlichen Siege durchringe. Ein besonderer Vorzug des Romans sei die hervorragende, durch Humor verklärte Charakterisierungskunst, welche die Lektüre des Werkes für den gereiften Leser zu einem Genuß erhöhe. Wir können dieses Urteil nach eigener Prüfung bestätigen.

Die Beilage zur Augsburger Postzeitung bekämen wir gern häufiger zu Gesicht. In der uns vorliegenden Nummer 37 wird zunächst der Dom-

[1]) Leutkirch, Jos. Bernklau.

[2]) München, Adalbertstraße 10.

[3]) Nr. 41.

[4]) Ein moderner Seelsorgerroman. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Anton Lohr. München 1903, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Digitized by Google

schule zu Speyer „ein historischer Versuch“ gewidmet, aus dem die Bedeutung dieser alten Bildungsstätten anschaulich hervorgeht. Sodann veröffentlicht H. Binder eine sehr sympathische literarische Skizze über Eduard Mörike. M. Promberger stellt Shakspere-Hamlet in Parallele; wir erfahren manches Neue über Francis Bacon. Eingehende Rezensionen und Notizen beschließen die Beilage.

In einer Zeitschriftenschau, die alle Erscheinungen zu berücksichtigen hat, ist es schwer, dem überreichen Inhalt einer Halbmonatsschrift, wie es „Das literarische Echo“[1]) ist, stets gleichmäßig gerecht zu werden. Ein Hauptvorzug dieses mit umfassender Sachkenntnis redigierten Blattes liegt in der Umschau, die es über die literarische Entwickelung fast aller europäischen Völker gewährt. Wir haben die Berichterstatter im Laufe der Zeit fast durchweg als wirkliche Kenner schätzen gelernt. Wer beispielsweise die belgische und holländische Literaturentwickelung verstehen will, darf „Das literarische Echo“ nicht unberücksichtigt lassen. Es bietet aber auch in jeder anderen Hinsicht beachtenswerte Arbeiten.

Auf katholischer Seite berücksichtigt die von Prof. Hoberg herausgegebene „Literarische Rundschau“ zumeist wissenschaftliche Erscheinungen, besonders auf theologischem und philosophischem Gebiete[2]). Umfassender ist der Inhalt des „Allgemeinen Literaturblatts“, das von Dr. Franz Schnürer mit Geschick und Erfolg geleitet wird. Wir finden alle Gebiete darin vertreten: Theologie, Philosophie und Pädagogik, Geschichte, Kunstwissenschaft, Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte, Länder- und Völkerkunde, Rechts- und Staatswissenschaften, Mathematik und Naturwissenschaften, Medizin, Technische Wissenschaften und auch die schöne Literatur. Eine Inhaltsangabe aus Fachzeitschriften und ein Bücherverzeichnis beschließen jede Nummer[3]).

Nicht überall befriedigend wirkt ein Aufsatz in der „Literarischen Beilage der Kölnischen Volkszeitung“[4]) über die „Katholische Kritik in Vergangenheit und Gegenwart“. Er macht einen etwas schwächlichen Eindruck. Schwächlich ist die Entschuldigung für die Gleichgültigkeit, mit der die katholische Kritik fast während des ganzen vorigen Jahrhunderts den literarischen Erscheinungen gegenüber gestanden hat. Mochten diese auch stellenweise noch so unsympathisch sein, man hätte dazu Stellung nehmen müssen. Was ist die Folge davon gewesen? Der größte Teil der gebildeten Katholiken ist zur Gegenseite übergegangen und muß nun erst mühsam wieder zurückgewonnen werden. Das Schicksal der katholischen Zeitschriften, das kürzlich in der Kölnischen Volkszeitung geschildert wurde, liefert den besten Beweis dafür, wohin man kommt, menn man sich neuzeitlichen Entwickelungen von vornherein ablehnend und feindlich gegenüberstellt. Man steht schließlich allein da. Die Herausgeber und Verleger jener Zeitschriften können schmerzvolle Liedlein darüber singen. Leo Tepe verurteilte Paul Lindau, teilweise mit vollem Recht. Aber die „vortrefflichen Monatsrosen“, in denen er dies tat, sind längst entschlafen, Lindaus Zeitschrift „Nord und Süd“ dagegen besteht noch und wird von vielen Katholiken gehalten und gelesen, Tepes „Dichterstimmen“, die ja ihre Gedichte auch nicht hono-

[1]) Berlin, Egon Fleischel & Co.
[2]) Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.
[3]) Herausgegeben durch die Österreichische Leo-Gesellschaft.
[4]) Nr. 40.

Digitized by Google

rieren, aber nicht in dem von ihm gewünschten Maße. Julius Wolff ist von August Buschmann im „Literarischen Handweiser" als Eintagsfliege charakterisiert worden. Mit seinem Erfolge jedoch kann er sehr zufrieden sein, und katholische Kreise haben ihm auch dazu verholfen. Neben Wolff haben Scheffel, Baumbach und andere ähnliche Erfolge errungen, und die gebildeten Katholiken haben sie ihnen gleichfalls ermöglicht. Wir besitzen nur den einen Weber. „Ebers, Dahn — wo sind sie hin, die „großen Dichter" jener Tage?", heißt's in dem genannten Artikel. Nun, sie konnten zufrieden sein und können's auch jetzt noch sein, denn sie werden immer noch viel gelesen. Welche Romanschriftsteller haben auf unserer Seite auch nur annähernd ähnliche Erfolge errungen? Da heißts denn zur Erklärung: „Kindern schmeckt's immer am besten in fremden Häusern." Dann müßten aber katholische Dichter viel gelesen werden — oder bloß die Katholiken Kinder sein! Es wäre zweckmäßig, das katholische Lesepublikum etwas weniger als kindisch zu behandeln. Die vielen Warnungstafeln nützen ja, wie der Beweis lehrt, doch nichts. Auch vor Sienkiewicz hat man warnen zu müssen geglaubt. Aus Prüderie! Zum Glück ohne Erfolg. Nicht abseits soll die katholische Kritik stehen oder immer nur warnen, sondern zur geistigen Reife und Widerstandsfähigkeit soll sie das Publikum erziehen, damit die kräftigen Talente, die es auch unter uns gibt, sich durchsetzen können. Für literarische Limonaden und Hafergrützen ist unser Magen nicht mehr geeignet. Davon werden wir nicht mehr satt. Wir verlangen nahrhaftere Kost.

Heidenberg.

Bergsturz.

Du ließ'st einst mächt'ge Adler horsten
Auf deinen Schultern, Bergkoloß;
Nun ist dein Felsenleib geborsten,
Der aus Titanenstamme sproß.

Nun sank vom Wolkenthron hernieder
Dein stolzes Haupt zu Dorn und Wurm;
Nun sind zerstückt die Riesenglieder,
Die oft getrotzt dem Wettersturm.

Doch aus dem Tod keimt neues Leben
Und mildert den Zerstörungsfluch.
Die Zeit wird auch dir langsam weben
Aus jungem Grün — ein Leichentuch.

München. A. Dreyer.

Digitized by Google

(Eine Verpflichtung zur Besprechung eingesandter Bücher, sowie zur Rücksendung nicht besprochener Bücher wird nicht übernommen.)

Romane und Novellen.

Wassermann, Jakob. **Der niegeküsste Mund. — Hilperich.** Zwei Novellen. München 1903, Albert Langen.

Jakob Wassermann ist durch seine „Juden von Zirndorf" zu einem bekannten Namen gekommen und hat durch die „Geschichte der jungen Renate Fuchs" diesen Ruf sich nur noch befestigt. Der Grundzug seines Wesens ist ein düster-sentimentaler, ein still-romantischer. Er sucht für seine Erzählungen sich ein stilles, altes Städtchen aus, und dort leben auch jene Menschen, von denen er uns erzählt. Ihre Seelen haben immer von ehedem einen Riß, einen tiefen Sprung, der ihnen den hellen Ton beim Anschlagen nimmt. Ein solches Wesen ist die junge, traurige Myra im „Niegeküßten Mund", ein solches Wesen, halb Sonderling, halb vergrämter Alltagsmensch, der Provisor der Apotheke, ein solches Wesen jener komisch-sentimentale Siebengeist. Eigentliche Charaktere sind das nicht, es sind Rätselmenschen, deren Taten und Gedanken wir erst ganz verstehen, wenn wir jenes Sprunges in ihrem Inneren ansichtig geworden sind — es sind Menschen der Resignation. Über die ganze Erzählung liegt auch hier etwas wie ein düsterer, trauriger Nebel, hinter dem wir gleich schwarzen Schatten die handelnden Figuren daher schleichen sehen, und dieser ist es, der den Leser gefangen nimmt. Eines bleibt uns Wassermann meistens schuldig, die vollständige, exakte Lösung und Entwirrung seiner geheimnisvollen Geschichten. Hilperich ist auch so eine bizarr-sentimentale Geschichte. In diesen kleinen Novellen zeigt sich seine Eigenart am deutlichsten, die bei den Romanen meist in Konflikt mit der großangelegten Handlung kommt.

München. Carl Conte Scapinelli.

Wichert, Ernst, **Geschichten im Schnee.** Dresden und Leipzig, Karl Reißner.

Eine Reisegesellschaft, die aus den verschiedensten Menschen besteht, wird auf ihrer Tour durch eine Alpengegend in einem gemütlichen Gasthofe eingeschneit, und die einander fremden Menschen erzählen sich diese acht Geschichten, die das Bändchen ausmachen. Nicht alle sind gleich gute Erzähler, nicht alle wissen uns etwas neues und seltsames zu erzählen. Mir gefiel die erste Geschichte, die geschlossen und knapp ist und uns echte, rechte, knorrige Charaktere zeigt, am besten. Aber über allen liegt ein gewisser

Digitized by Google

Stimmungsgehalt, der geschickt von dem umgebenden Winterbild auf die Erzählungen einwirkt.

München. Carl Conte Scapinelli.

Seidel, Heinrich, **Leberecht Hühnchen.** Gesamtausgabe. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H.

„Leberecht Hühnchen" von Seidel liegt jetzt in einer neuen Gesamtausgabe vor. Das hohe Lied des gemütlichen Philisters, der sich trotz allem grauen Alltag eine Menge Festtage gewahrt hat, dieses hohe Lied spießbürgerlicher Lebenskunst entzückt einen immer wieder. Es ist so recht das Buch, das man nach des Tages Arbeit zur Erholung, Erfrischung und oft selbst zur Aufmunterung liest.

München. Carl Conte Scapinelli.

Lyrik.

Saar, Ferdinand von, **Gedichte.** Dritte Auflage. Kassel 1904, Georg Weiß.

Aus Anlaß des siebzigsten Geburtstages Ferdinand von Saars erscheint dieser Band Gedichte in dritter, vermehrter Auflage. Die Grundstimmung in Saars Wesen, das Düstere, Resignierte, kommt auch hier klar und ganz zum Ausdruck. Er meistert die Form vollends, bei der er sich meist streng an klassische Muster hält. Eines der schönsten Gedichte der Sammlung ist wohl S. 125: „Beati possidentes". Der typischste Zyklus sind dagegen die Gedichte „Aus schweren Tagen". Will man Saars Grundstimmung, die immerwährende Grundidee seines Gemütes, erfassen, da wird man wohl, als Paradigma, seinen „Unmut" zitieren müssen:

Freilich, freilich, alles eitel,
Alles Trug und Schein!
Ach, wie bald ergraut der Scheitel,
Und du stehst allein!

Deine Hoffnungen und Taten
Hat die Zeit gefällt,
Und du siehest neue Saaten
Ohne dich bestellt.

Und du fragst zuletzt mit Grollen:
Hab' ich nur gelebt,
Um der rauhen Hand zu zollen,
Die die Gräber gräbt?

München. Carl Conte Scapinelli.

Primitien. Von Julia Virginia. Berlin-Charlottenburg, Verlag Kontinent (Theo Gutman).

Es tut mir leid, diese Erstlingsverse ganz ablehnen zu müssen. Julia Virgina, wie sich die Autorin schon im Namen kokett und beziehungsvoll nennt, ist ein Talent, das allerdings mit den vorliegenden Versen auf dem unrechten Wege ist. Ein solches Liebäugeln mit der „Sünde", mit der weißen Glieder schwellenden Pracht, mit den Freunden, die alle „etwas" von ihr wollen, ja sogar das Betonen ernsterer Regungen und die Verbeugungen vor sogenannten Idealen kann man in der Art, wie die Verfasserin davon spricht, nicht für quellende Dichtung, sondern nur für sehr verstandesmäßige Reflexion und unkünstlerisch wirkende Spekulation auf gewisse entgegenkommende Zeitrichtungen halten. Ja gewiß: zuerst kam Marie-Madelaine, dann Dolorosa und nun Julia Virginia, — und der Thee wird immer dünner. Dabei möchte ich aber betonen, daß das vorliegende Buch durchaus eine gewisse Talentprobe darstellt, ferner, daß ich es nicht seiner Richtung wegen allein ablehne, sondern in erster Linie wegen seiner unkünstlerischen oder vielmehr überkünstlichen Mache. Was früher die verliebten Jünglinge bis zum Überdruß in Butzenscheibenlyrik geleistet haben, — und sie blieben wahrhaftig dezenter als diese Damen — das leisten jetzt die Vagantinnen; mehr ist literarisch an der ganzen Sache kein Haar. Möge Julia Virginia

Digitized by Google

ihre Versgewandtheit bald anderwärts versuchen; wir wollen dann auch an ihre Glut glauben — wenn wir können.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Dramen.

Wichmann, Fritz, Bonaparte und Bourbon. Historisches Drama in 5 Akten aus der Zeit Napoleons I. Braunschweig 1903, Richard Sattler.

In einer Vorrede fordert Wichmann für das neue deutsche Drama „große Gesichtspunkte, große Menschen, große Leidenschaften, ein großes Schicksal". Ausschließlich psychologische oder soziale Probleme zu behandeln, stehe dem Künstler schlecht an. Wir sollen uns „in den Bann des gigantischen Schicksals begeben, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt." Besiegelt werden diese mit starker Fanatik gesprochenen Worte mit der Unterschrift des Doktor Fritz Wichmann, unerfüllt aber läßt sie das Drama des Dichters Wichmann.

Als ob man nur Geschichtskenntnisse zum Dichten eines historischen Dramas mitbringen müßte! Nicht die res gestae interessieren uns auf der historischen Bühne, sondern die res humanae, ausgeprägt in geschichtlichen Persönlichkeiten und Völkern. Philosophie der Geschichte wollen wir sehen. — In langen Tiraden schwelgend, führt uns Wichmann einen Napoleon, einen Godoy, einen Talleyrand vor und beweist in jeder Zeile seine höchst kleinliche Auffassung dieser Männer. Als nietzscheschen Übermenschen läßt er Napoleon „jenseits der allgemeinen Begriffe" wandeln, — aber nur in den Phrasen, die sein Welteroberer von der Bühne donnert. Wichmanns Napoleon fehlt jede Größe, auch jene Größe, die uns kalt läßt. Die Hofmannsrolle Godoys ist plump, ohne jeden feinen Zug, dazu geschichtlich nicht ganz treu, was in noch höherem Maß für Talleyrand gilt, der in Wirklichkeit gegen die Operationen Napoleons in Spanien ist. Eine individuelle Gestalt ist er bei Wichmann ebensowenig, als die weiteren fünf Feldherrn, die auftreten. Was der eine sagt, könnte auch der andere sagen. Der zweite Titelheld, Ferdinand, proklamiert in langen Reden seine Leiden und seine revolutionären Ideen; doch sie gehen uns nicht zu Herzen, wir glauben sie ihm nicht. „Ach, mich zerbrach mein Schicksal!" ruft er aus, indem er seiner bourbonischen Abstammung die Schuld an seinem Unglück gibt: Schicksalstragödie, die vielleicht den Satz illustrieren soll: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht". Ferdinand kommt nicht zum Ziel und auch Napoleons Pläne scheitern; woran, wird nicht gezeigt. Doch ja, man muß verstehen — das Schicksal, das Schicksal! Oder tragische Schuld? Poetische Gerechtigkeit? Es ließe sich so etwas aus Wichmanns Drama heraus wittern, aber das Mißlingen der Pläne Napoleons und Ferdinands ist damit noch nicht motiviert. Hier hätte Herr Dr. Wichmann seine Geschichtskenntnisse besser anbringen können! — So ist „Bonaparte und Bourbon" als ein verfehlter Versuch zu betrachten. Manches hat der Autor angelernt, aber alles läßt sich eben nicht erlernen.

München. Max Ebar.

Philippi, Felix, Das dunkle Tor. Schauspiel in 4 Aufzügen. Breslau 1903, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Das Stück ist zweifellos gut „gemacht", aber es ist oberflächliche, konventionelle Theatermache, hohle Effekthascherei. Viel Pathos, viel papierne Leidenschaft findet sich, aber wenig aufwühlende, erschütternde Kraft. Selbst in der Liebesszene des 2. Aktes ist die Leidenschaft zumeist in den

Digitized by Google

szenischen Bemerkungen untergebracht. Was einer eben nicht hat, kann er nicht geben, und der Künstler — hier besser der Artist — kann uns nicht erwärmen, solange nicht der Mensch hinter ihm steht. Das Rezept zu derlei Dramen ist ziemlich einfach. Man nimmt etwas Grauen (vgl. Schuster Hihi), etwas zum Lachen, ziemlich viel Rührung und eine Portion Edelmut, gibt dazu „einen Künstlerkopf mit genialem Gepräge" und eine „auffallend schöne" Kellnerin „mit prachtvollen, lose gesteckten Haaren", ist freigebig mit „vornehm und bedeutend aussehenden Männern" und macht schließlich den so gewonnenen Theaterbrei mittels einer Dosis Effekt dem Titl. Publikum mundgerecht. Die Charakterisierung wirkt oft gesucht, stellenweise ist sie einer Fastnachtsposse würdig; so kennzeichnet Philippi den Wirt als Geizhals durch dessen Worte: „Fünfzig Pfennig würde ich gleich drum geben .... (sich über sich selbst entsetzend), na also, natürlich zehn Pfennig würde ich gleich drum geben, wenn ich wüßte, was es da ...." Die Personen des Wirtes und der Briefbotin beweisen übrigens, daß der Hanswurst auf der deutschen Bühne noch nicht ausgestorben ist.

Das Sujet des Stückes weist der Idee nach eine entfernte Ähnlichkeit mit Ibsens „Volksfeind" auf. Geheimrat Wandenberg widmet Geld und Arbeit dem Bau eines großartigen Eisenbahntunnels. Sein Oberingenieur Falkenried ist indessen zur Überzeugung gelangt, daß die Fortsetzung des Baues eine Lebensgefahr für die Arbeiter bedeute, während sein Wohltäter, der Geheimrat, und die Arbeiter selbst der Arbeitseinstellung sich widersetzen. Daraus entwickeln sich die Konflikte. Der wahnsinnige Schuster „Hihi", der offenbar zu diesem Zweck als Nebenperson durch das ganze Drama hindurchgeschleppt wird, sprengt schließlich als eine Art deus ex machina das „dunkle Tor" in die Luft, — eine billige, aber etwas gewaltsame Lösung. Man erinnert sich unwillkürlich an das triviale: „Schlußtableau mit Knalleffekt".

Man muß immerhin Philippis theatralisches Können im allgemeinen anerkennen; schade, daß er kein ernststrebender Künstler ist.

München. M. Behr.

Literaturgeschichte.

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H.

Von dieser trefflichen Ausgabe, deren erste Bände wir im vorigen Jahrgange (S. 546 und 698) besprochen haben, liegen drei weitere Bände vor. Otto Pniower bietet uns im 8. Bande die Singspiele Goethes und zeichnet dabei in der Einleitung und den sehr guten Anmerkungen Goethe's Bestrebungen, die deutsche Oper textlich zu heben; daß viele reizvolle Bemerkungen Goethes über das Verhältnis zwischen Librettist und Komponist dabei angezogen werden, sei ausdrücklich erwähnt. Richard M. Meyer bietet uns im 23. und 24. Bande den zweiten und dritten Teil von Dichtung und Wahrheit. Die Anmerkungen belehren wieder bestens über die Auffassung dieses Werkes als Kunstwerkes, nicht als bloße Autobiographie, was es nicht ist noch sein will; für flache Goetheverächter könnte das sehr lehrreich sein — wenn sie es läsen. Auf die Schwächen der Komposition wird ohne starre Bewunderung ebenso hingewiesen wie auf die sich bietenden Schönheiten. Wenn Goethes religiöse Anschauungen dabei besprochen werden, die ja vielfach ganz erheblich von den unseren abweichen, ja abweichen müssen, ist der objektivste Ton eingehalten, so daß einer schon ein rechter Schwachkopf sein muß, wenn er sich einbildet, sie zu den seinigen machen zu müssen. Ein Fehler ist unseres Erachtens die Identifizierung des aus zwei Dreiecken

Digitized by Google

zusammengesetzten Vierzeichens mit dem Pentagramma im Faust, wie dies Bd. 24, S. 301 zu 209, 29 geschieht. Letzteres kann seinem Namen nach nur aus fünf Linien bestehen und ist die bekannte Figur, die von den Diagonalen des regulären Fünfecks gebildet wird und um deswillen eine besondere magische Bedeutung gewann, weil ihre Linien ineinander laufen und in einem Zuge ohne Absetzen gezogen werden können. Dies also ist der Drudenfuß, nicht aber jenes Vierzeichen, das eher ein Hexagramm hieße. Wir erlaubten uns diese Bemerkung, weil uns der nämliche Irrtum schon wiederholt entgegentrat. Natürlich hindert solche Einzelheit nicht, die Ausgabe neuerdings warm zu empfehlen.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Stümcke, Heinrich, Hohenzollernfürsten im Drama. Ein Beitrag zur vergleichenden Literatur- und Theatergeschichte. Leipzig 1903, Georg Wigand.

Man mag über dies Buch urteilen wie man will, eines wird man ihm unter keinen Umständen absprechen dürfen: den ganz außerordentlichen Fleiß, der darin steckt. Nur wer selber in ein paar Kleinigkeiten mithelfen konnte, das Material, das hier verarbeitet ist, zusammenzubringen, hat einen Begriff von den Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden waren. Absolute Vollständigkeit soll man keinem Buche nachrühmen, denn sie ist ein Unding; aber relativ dürfte sie hier erreicht sein. Es werden die Bühnenstücke, die vier Hohenzollernfürsten: den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, den ersten Preußenkönig Friedrich, dann den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. und seinen Sohn, den alten Fritz, behandeln, zum ersten Male nach stoffgeschichtlichen und dramaturgischen Gesichtspunkten zusammengestellt und kritisch betrachtet. Die Bibliographie (S. 279 ff.) weist über 250 Dramentitel auf und zwar nicht nur deutsche, sondern auch solche französischer, italienischer, englischer, holländischer Herkunft; die Erscheinungsjahre bewegen sich zwischen 1683 und 1903. Das sind Zahlen, die dem Kenner literaturgeschichtlicher Forschung Respekt abnötigen.

Die kritische Würdigung der Stücke im Einzelnen ist knapp und im allgemeinen recht gut geraten, wichtigere Arbeiten sind entsprechend ausführlicher behandelt. Über die Anordnung kann man vielleicht an manchen Stellen etwas anderer Meinung sein als der Verfasser. Das IX. Kapitel „Friedrich der Große bei Lebzeiten als dramatis persona" erschöpft z. B. nicht seinen Stoff; bei dieser Fassung der Überschrift hätte manches aus dem XIII. Kapitel hineingehört. Auch ist nicht recht ersichtlich, warum der Kronprinz Friedrich und damit auch sein Vater erst nach dem Sieger der schlesischen Kriege behandelt wird. Doch reiht sich auch so Gruppe an Gruppe ohne gewaltsame Verbindung.

Druckfehler finden sich vereinzelt, so wenn S. 87 vom 4. Akte eines Stückes gesprochen wird, das S. 85 als zweiaktig bezeichnet wird, oder wenn auf den Seiten 97, 107, 109 der Plural von Jesuitenpater einmal Pater, dann Patres, dann Patern (Dativ) gebildet wird; jetzt dürfte der lateinische Plural durch stillschweigendes Uebereinkommen als der richtige gelten. Da ich gerade bei den Jesuiten stehe, muß mir der Herr Verfasser eine sachliche Bemerkung erlauben, und ich glaube, er wird es auch, da er mich als objektiven Mann kennt, dem jede konfessionelle Gehässigkeit ferne liegt. Er sagt S. 56: „Es kann vom dichterischen Standpunkte auch als erlaubt gelten, den Pater Wolff, der nach einer Mitteilung des damaligen brandenburgischen Gesandten in Wien beim Kaiser am meisten durchzusetzen vermochte, „weil er sich keine Schätze zu sammeln trachtet", als einen Mann hinzustellen, der diesen Schein aufrecht erhält, aber sich insgeheim zur

Digitized by Google

Moral des non olet bekennt." Dem muß ich widersprechen, und zwar nicht allein vom Standpunkte Lessings aus, nach dem die Charaktere dem Dichter weit heiliger sein müssen als die Fakta, sondern einfach vom Standpunkte der Ehrlichkeit und Gerechtigkeit, die ich auch dem Gegner gegenüber unverletzt sehen will. Der Verfasser sagt S. 117 f., daß die Dramatiker dem Könige den Fall Gotzkowski nicht als Lorbeerblatt in den Ruhmeskranz winden dürfen und spricht S. 246 von dem „schiefen Bilde", das manche Stücke vom Charakter König Friedrichs gaben. Wahrt er hier die Rechte der Geschichte, so meine ich, er sollte es jederzeit tun, auch wenn der Mann, um den sich's handelt, zufällig ein Jesuit ist. Moralvorwürfe gehören nicht in die Theatergeschichte, zumal, wenn sie implicite einer ganzen Gesellschaft, die noch besteht, berufsmäßige Heuchelei ohne Begründung andichten. Auch das Märchen von Dauns geweihtem Hute sollte die Theatergeschichte nicht mehr als „tatsächlich" aus einer tendenziösen Geschichtsbaumeisterei herübernehmen. Es tut mir leid, diese Bemerkung machen zu müssen, aber die Wahrheit erfordert es. Und ich bedaure diese Notwendigkeit um so mehr, als ich im übrigen das Buch nur empfehlen kann. Es ist bei aller Fülle des Materials doch keine bloße Materialiensammlung geblieben. Die Schreibart ist frisch und anregend, was nicht wenig anzuerkennen ist, da die ganze Anlage einer solchen Arbeit nur sehr geeignet ist, formale Wiederholungen zu zeitigen.

Sehr gut ist das Schlußwort, das den preußischen Zopf, der es verbietet, verstorbene Personen des Hohenzollernhauses ohne speziell ministerielle Genehmigung auf die Bühne zu bringen, und seine Folgen mit großer Ruhe bespricht. Daß in Deutschland nach allem ein großes historisches Schauspiel nicht möglich ist, kann man beklagen, aber ändern kann man es nicht. Daß Wildenbruch aber ganz gewiß nicht der Mann ist, uns ein solches zu geben, scheint mir ausgemacht; ich habe die ganze Frage schon im Augustheft 1900 der „Wahrheit" (S. 337 ff.) einmal im Zusammenhange behandelt und muß auf diesen Aufsatz verweisen.

Ansätze zu großer historischer Dramatik sind in den Hohenzollernstücken, die unser Buch behandelt, äußerst spärlich zu verzeichnen, aber es ist nicht nur literatur- und theatergeschichtlich, nein, auch kulturgeschichtlich interessant, wie die großen historischen Erscheinungen dem Dichter und neben ihm den dramatischen Kleinhandwerkern Arbeit geben. Und dies hat uns Stümcke an seinem Stoffe prächtig gezeigt und ehrlichen Dank damit verdient.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Stauf von der March, Ottokar, Literarische Studien und Schattenrisse. I. Reihe. Mit vier Bildnissen. Dresden 1903, E. Piersons Verlag.

Das Buch erregt beim Lesen zwiespältige Empfindungen. So oft man Stauf von der March zustimmen kann — er trifft häufig den Nagel auf den Kopf, und die Grundstimmung seines Wesens ist deutschgesund —, so oft sind gelegentliche Einschiebsel da, die zum Protest reizen. Der Titel „Schattenrisse" könnte noch ergänzt werden durch die Bezeichnung „literarische Bosheiten"; so müßte man unter anderem die im Kapitel „Die gestreifte Safranblümleinweiß" getätigte Verhohnübelung der Holzianer nennen, die in ihrer drolligen Komik unbezahlbar ist. In der Bewertung mancher Literaturgrößen geht der Verfasser wohl zu hoch, und der Panegyrikus auf Karl Bleibtreu streift hart an die Grenze, wo zu viel bewiesen nichts beweist. Aber wenn man hier und anderwärts anderer Meinung ist, so läßt man sich doch gern von Stauf von der March einmal die gegensätzliche Seite des Themas beleuchten. Nicht überall geht

Digitized by Google

der Verfasser tief genug auf seinen Gegenstand ein, wie dies z. B. bei „Décadence", „Realismus und Möglichkeit" geschehen ist; manches ist doch nicht mehr als gelegentlicher Feuilletonismus, der nur den Appetit anregt und eine böse Leere läßt, oder es taumelt ein kritisches Schwänzlein an einer langen, vielversprechenden Berichterstattung trübselig hinterdrein. Über die unausgeglichene Vortragsweise der Beiträge wäre etwas mehr zu sagen. Die seltsame, nervöse Sprache, da und dort burschikos, interessant, aber auch abgehackt, maniriert, hätte einer Feilung wohl bedurft. Nur zu oft hat man das Gefühl, daß der Ausdruck dem Gegenstande nicht angemessen ist, und wenn man schon die guten Gedanken anerkennt, so wird man doch nicht gern Austern in ganz gewöhnlichem Zeitungspapier serviert mögen. Stauf von der March ist ein frisch zugreifender Literaturkenner; man liest ihn trotz allem gern; möge er auch höhere Geschmacksansprüche in weiteren Veröffentlichungen befriedigen.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Geschichte.

Landmann, Karl Ritter von, **Napoleon I.** Mit 119 Abbildungen. München 1903, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung.

Napoleons Leben gleicht jetzt schon einer Mythe, die, ähnlich einem halb sagenhaften Heldengedichte, ein schicksalsvolles Drama in sich schließt. Mitten im Sturm der Revolution taucht plötzlich seine providentielle Gestalt auf, von der Hand des Schicksals aus der dunklen Menge hervorgezogen. Der Artillerieoffizier, der in Toulon die Kanonen gegen die eingedrungenen Engländer und die ihnen verbündeten Royalisten richtet, ist bereits der ganze Napoleon. Von da an wird in Frankreich nichts mehr ohne ihn geschehen, wenn auch noch der Gehorchende, ist er in der Tat doch fortan der Befehlende. Zum Generalmajor befördert, säubert er bald darauf die Straßen von Paris, als die Aufständischen den mutlosen National-Konvent bedrohen. Dafür Divisionsgeneral geworden und zum Oberkommando der Armee von Italien berufen, besiegt er die vereinten Österreicher und Piemontesen, indem er ihre ausgedehnte Stellung durchbricht, und sein Sieg bei Montenotte begründet seinen Feldherrnruhm. Der junge General handelt wie ein alter Schlachtenmeister: trotz der schwachen Zahl seiner Truppen besitzt er stets am entscheidenden Punkt die Übermacht in überlegener Stärke. Mit Erzherzog Karl, der am Main und am Rhein die ins Deutsche Reich eingedrungenen Feinde geschlagen hat und jetzt, in der Not dahin geschickt, den Oberbefehl im Süden führt, schließt er zu Campo Formio Frieden, und was er dem zaudernden Gegner abringt, zeigt den geborenen Feldherrn als durch sein Genie nicht minder großen Staatsmann. Zu Land herrschte nun Frieden, aber England wollte den Krieg fortgesetzt haben und stützte sich dabei auf seine mächtige Flotte. Die Expedition Napoleons nach Ägypten sollte jenem aber die Herrschaft im Mittelmeer entreißen. Kaum war sie auf sein Betreiben beschlossen, so sehen wir ihn schon seinen so berühmt gewordenen Kriegszug dahin unternehmen. Die Vernichtung der französischen Schiffe im Hafen von Abukir durch Nelson konnte den Führer der dadurch vom Mutterland abgeschnittenen Armee in seinem Siegeslauf zunächst nicht hemmen, und die Schlacht bei den Pyramiden machte ihn zum gefürchteten Sieger bei den Mameluken. Mit beispielloser Kühnheit begann er nach Palästina vorzudringen; aber die Pest und die unübersteiglichen Mauern von St. Jean d'Acre nötigten ihn, trotz der Niederlage der Türken zur Umkehr. Damit war diese an das Wunder streifende Episode des Heldengedichtes be-

Digitized by Google

endet. Aber ein neuer Gesang hob an. Das die Regierung der Republik führende Direktorium hatte sich in einen neuen Krieg mit Österreich eingelassen, dem Rußland sich angeschlossen, während Preußen seine Neutralität bewahrte, doch dieser Krieg hatte einen unglücklichen Verlauf genommen in Deutschland sowohl als in Italien: die durch Napoleon gemachten Eroberungen waren verloren gegangen. Jetzt bedurften die eitlen Gewalthaber daheim in der Not seiner wieder, dessen unbezähmbarer Herrschergeist ihnen Sorge eingeflößt hatte, und sie gingen selbst daran, ihn heimzuholen. Aber der Mann der Zukunft hatte nicht erst auf ihren Ruf gewartet, sondern er hatte Kleber den Oberbefehl übergeben und sich mit wenigen Begleitern eingeschifft. Den ihn verfolgenden Schiffen der Engländer entgangen, erschien er plötzlich, zu Toulon gelandet, unverhofft als Retter der Nation von dem äußeren wie inneren Feinde. Der Sturz des Direktoriums nach Sprengung des Rates der Fünfhundert durch die Bajonette seiner Grenadiere verschaffte ihm die höchste Gewalt, und so ersehnt als unerwartet stund er an der Spitze Frankreichs als erster Konsul gemäß der von ihm selbst geschaffenen Verfassung. Damit war die Revolution beschlossen, und nun galt es, Ordnung in das Chaos zu bringen, was aber auch die Beendung des inzwischen wieder ausgebrochenen Krieges gegen Österreich zunächst erforderte und allem vorangehend die Herstellung der Schlagfertigkeit der vernachlässigten Armee. Massena, der in Genua eingeschlossen worden, zu befreien, stieg Napoleon über den St. Bernhard und schlug, fast allzukühn und daher nur durch die Hilfe Dessaixs Sieger geworden, bei Marengo blitzschnell erschienen, den Gegner auf das Haupt. Mit Jubel in Paris empfangen, bot er, nachdem auch in Deutschland Moreau bei Hohenlinden gesiegt hatte, Österreich den Frieden an, der zu Luneville zustande kam, und da auch England, das seinen Pitt hatte fallen lassen, müde geworden war, das Kriegsfeuer weiter zu schüren, ward zu Amiens auch zwischen beiden Rivalen der Friede besiegelt. Napoleon hatte sich zu dem Namen des Kriegshelden den des Friedensstifters erworben. Nunmehr ging er an das Werk, Frankreich auch staatlich zu verjüngen. Was andere dabei getan, verschwindet gegen das, was er durch seines Geistes Macht verrichtet, und seine Werkzeuge hat er auch alle selbst erwählt. Für ihn gab es keine Partei, er stand über allen. Die Wiederherstellung der christlichen Religion war dabei seine erste Sorge, und damit gab er auch dem Volke die Grundlage seiner Moral zurück. Die Verwaltung des Landes, die er eingeführt, hat sich bis heute trotz aller Umwälzungen im Innern erhalten. Alles, auch das kleinste, ward durch ihn geregelt. Er brachte wieder Geld in die leeren Kassen, indem er die versiegten Steuerquellen, doch ohne Abgabendruck, erschloß. Es gab keine Hungersnot mehr: der Bauer und der Bürger hatten zu leben; Handel und Wandel hob sich, der Wohlstand nahm zu. Die Gleichheit der Stände wurde zum Gesetz, da sie vorher nur eine Mode zu sein schien. Der Unterricht der Jugend ward gesichert und gleichmäßig auf freilich militärischer Grundlage gegründet. Die Vertriebenen und Ausgewanderten kehrten zurück, und der alte Erbadel vermischte sich mit dem jungen des Verdienstes am Hofe der Tuilerien, den das zum Selbstherrscher gewordene erwählte Oberhaupt der Nation bezog. Aber auch die benachbarten Fürsten erschienen bereits daran oder ließen sich durch ihre Abgesandten vertreten. Die im Frieden zu Luneville mit Rußland beschlossene Säkularisierung der deutschen Stifte, deren Verteilung beginnen sollte, lockte sie heran. Die Nachbar-Republiken nahmen die Ver-

Digitized by Google

fassung der Muster-Republik an, um später mit ihr ganz sich zu verschmelzen. Die italienische wählte Napoleon zu ihrem Haupt, und die auf ihre Unabhängigkeit stets eifersüchtige Schweiz ließ sich ihn als Protektor gefallen. Dieser Vergrößerung Frankreichs im Frieden setzte sich England allein entgegen, das ihm nach kurzer Waffenruhe neu den Krieg erklärte. Mitten im Bau der französischen Flotte trat das große Ereignis ein, angesichts dessen Napoleon den Plan einer Landung in England bald auch begrub. Die Idee der Kontinentalsperre stieg in ihm auf, und sofort begann er sie zu verwirklichen: er ließ Hannover wegen der Mündung der Weser und Elbe besetzen. Gleichwohl erschien sowohl dem französischen Volke als auch den übrigen Staaten auf dem europäischen Festland die von dem Senat beantragte und von dem gesetzgebenden Körper bewilligte Verwandlung der Republik in die Form der Monarchie als Gewähr des Friedens. Als Kaiser Napoleon in der Notredame-Kirche sich selbst und darauf seine Gemahlin, vom Papste gesegnet, gekrönt hatte, hörte man ihn seinem neben ihm stehenden Bruder Josef ins Ohr flüstern: „Wenn uns jetzt unser Vater sähe!“ Daß sich aber die an seine Erhöhung geknüpften Friedenshoffnungen nicht erfüllt, hatte vielleicht Napoleon selbst nicht vorausgesehen. Da England die anderen Mächte mit Hilfe seines Geldes aufwiegelte und sich Rußland wie Österreich rüsteten, kam er dem Angriff nur zuvor, als er plötzlich seine an der Küste und Boulogne versammelte Armee nach Deutschland in Marsch setzte und nach deren völliger Umgehung die Österreicher unter ihrem unfähigen Führer Mack zur Waffenstreckung zwang. Auf den Sieg von Ulm aber folgte die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz gegen die vereinigte Armee der beiden Gegner, die diesen kurzen Krieg mit einem Schlag beendete, dagegen den Keim zu dem nächsten, den gegen Preußen legte, das heimlich mit Rußland verbündet war, aber ohne rechtzeitig loszubrechen. Die territoriale Vergrößerung Frankreichs und sein weiterer Machtzuwachs durch den nach Auflösung des alten Deutschen Reiches gegründeten Rheinbund reifte den Gedanken in Napoleon an eine Wiederaufrichtung des Reiches Karl des Großen, und so ward er durch die herausfordernde Haltung der anderen Mächte und das eigene Waffenglück auf die Bahn des Eroberers gelenkt, die er nun nicht mehr verließ und die ihn als Sieger bei Jena und Auerstädt auch dem deutschen Norden nach seinem Einzug in Berlin als Bezwinger erscheinen ließ. Aber bei Preußisch-Eylau wurde ihm auf dem schneebedeckten Schlachtfeld zum ersten Mal die Kraft der deutschen Kolben fühlbar, und bei Friedland leuchtete erst sein Glücksstern in vollem Glanze wieder. Dort wandelte er auch durch seine Überredungskunst den eitlen Zar Alexander zum Freund sich um, und auf dem Tag zu Erfurt gediehen seine Pläne weiter. Das Feld seiner Taten wurde aber zunächst Spanien, in dessen innere Geschicke sich einzumischen, ihm der Zwiespalt im Königshause nahe genug legte. Durch den Sieg bei Burgos, den er, mit seiner Hauptmacht dort erschienen, ein paar Monate darauf erfocht, wurde die spanische Krone auf dem Haupte seines Bruders Josef befestigt, wie er die des neugeschaffenen Königreichs Westfalen zuvor schon seinem unkriegerischen Bruder Jerome aufgesetzt hatte. Aber kaum nach Paris zurückgekehrt, ward er mit Österreich, das wieder den angreifenden Teil bildete, in einen neuen Krieg verwickelt, den er durch die gemeinsam mit den Bayern und Württembergern geschlagenen Schlachten bei Abensberg, Regensburg, Landshut und Eggmühl erfolgreich einleitete, der ihm aber auch die erste verlorene Schlacht, jene bei Aspern erleben ließ, doch der freilich bei Wagram eine durch Blut

Digitized by Google

in Menge gewonnener Sieg bald genug folgte. Sein Stern schoß keine so roten Strahlen mehr und begann schon zu bleichen. Aber seine Macht war noch stets im Wachsen begriffen, was am sichersten daraus hervorging, daß ihm Kaiser Franz seine Tochter Marie Louise ohne Widerstreben vermählte. So stand er auf der vollen Höhe seiner nur noch durch England bestrittenen Weltherrschaft, und Europa gehorchte willenlos seinem Willen. Aber plötzlich türmten sich neue Kriegswolken vor den bangen Blicken der Völker auf: Rußland war seiner Bevormundung durch ihn müde geworden. Der Krieg zwischen Kaiser Napoleon und Zar Alexander brach als unvermeidlich aus. Letzterer wollte ihn an der Oder eröffnen, aber da er mit seinen Rüstungen nicht fertig ward, wurde der russische Boden zum Kriegsschauplatz, den die aus den Kontingenten aller Länder zusammengesetzte „große Armee" bald auch, den unüberwindlichen Imperator an der Spitze, betrat. Wie dieser Kriegszug verlief und endete, hat die Geschichte in ihren Tafeln so tief eingegraben, daß nur der Name des kleinen Flusses, der Beresina, genannt zu werden braucht, um uns dessen schreckvolles Bild mit dem Brande Moskaus im Hintergrunde erscheinen zu lassen. Mit ihm war auch Napoleons Tatenlauf eigentlich beschlossen, denn so mächtig auch sein Ringen um die Selbsterhaltung war und so sehr er sich selbst als unvergleichlicher Feldherr dabei bewährte, die Hand des Schicksals hatte sich von ihm abgewendet, und daher schlug auch, was er unternahm, in das Gegenteil ihm aus; nur Täuschungen waren seine Siege bei Lützen, bei Dresden und zuletzt bei Leipzig, vollends aber die auf französischem Boden in meisterlicher Verteidigung gewonnenen Gefechte bei Laon, Montmirail, Bar sur Aube, die vom Standpunkt der Feldherrnkunst mit seinen ersten Taten und Wundern verglichen wurden. Sie fruchteten ihn nichts mehr, er hatte die ihm von dem Lenker aller Geschicke zugeteilte Rolle zu Ende gespielt. Auch als er sich, von seinen Treuen umgeben, nach der Rückkehr von Elba, den neubestiegenen Thron zu behaupten, gegen die zunächststehenden Heere Blüchers und Wellingtons wandte, war es nur ein blutiger Traum, als er bei Ligny die tapferen Preußen schlug, und es war das Grab seiner Macht, das er bei Waterloo unter dem Gebrüll der Geschütze und dem Todesächzen seiner geopferten Legionen fand.

Die hier angeführten Gedanken haben wir obengenannter, kürzlich erst erschienener Biographie Napoleons entnommen, die in ihrer gedrängten und dabei höchst gründlichen Darstellung uns die weltgeschichtlichen Bedeutung des außerordentlichen Mannes im Lichte unparteiischer Beurteilung vorführt und dabei uns die Kriegskunst des Gewaltigen in kundigster Weise darlegt, sodaß wir Belehrung und Genuß gleichmäßig daraus zu schöpfen vermögen.

München. Martin Greif.

Lindl, Ernest, **Cyrus.** Mit einer Karte und 98 Abbildungen. München 1903, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung.

Die Einleitung gibt als Zweck des Buches an: „In wenigen, aber doch karakteristischen Strichen soll ein Bild der antik orientalischen Welt, ihres religiösen, künstlerischen, literarischen und sozialen Höhepunktes, des jeweiligen Auf und Nieder im mannigfachen Völkergewoge ältester politischer Staatenbildung im Zweistromgebiet des Euphrat und Trigris wie im Niltale entworfen werden ... Entsprechend der ganzen Anlage dieser „Weltgeschichte in Karakterbildern" wurde als ein der größeren Allgemeinheit bekannteres Titelwort gerade der Name desjenigen orientalischen Herrschers gewählt,

Digitized by Google

nämlich Cyrus, der alle diese Staaten, die sich meist unabhängig von einander zu Kulturzentren entwickelt hatten, für längere Zeit zu einem großen Weltreiche zu vereinigen oder wenigstens durch die Gründung der persischen Weltmonarchie den ersten Grundstein zur Vereinigung zu legen verstand."

Wir wollen mit dem Autor über diesen Haupttitel seines Buches nicht rechten; die Hauptsache ist, daß die Aufgabe des allein entsprechenden Untertitels „Entstehung und Blüte der altorientalischen Kulturwelt" von ihm in vorzüglicher Weise gelöst worden ist. In minutiösen, aus den Quellen geschöpften und mitgeteilten Einzelnachrichten führt der Verfasser den Leser in eine neue Welt ein und läßt ihn die Freude erleben, daß vor ihm nach und nach das Bild derselben wie eine Mosaik ersteht. Verschiedene Steinchen sind uns ja aus der Bibel noch wohl bekannt und es gewährt nun dem Gläubigen einen Reiz von besonders befriedigender Art, zu sehen, wie sich diese Teilchen dem Ganzen einfügen und wie sie vielfach von eigenem Wert und Glanz sind. Dabei werden nicht in apologetischem Interesse gewaltsame Verbindungen geschaffen, sondern die noch vorhandenen Lücken gezeigt oder die Ergänzung hypothetisch versucht.

Durch vier Epochen der altorientalischen Geschichte führt uns das Buch von 2300 etwa bis 539 vor Christus und zeigt, wie hier babylonische, assyrische und ägyptische Geschichte und Kultur sich gegeneinander und ineinander schieben und wie das Volk Israel dazwischen auf- und niedergeht. Die Gründung der persischen Weltmonarchie bildet den Abschluß. Ein kulturgeschichtlicher Rückblick faßt die gewonnenen Ergebnisse zusammen und ergänzt sie nach großen Gesichtspunkten.

Zur Orientierung in den durch die Bibel- und Babelliteratur in weitere Kreise gedrungenen Fragen bietet das vorliegende Buch eine wertvolle positive Zusammenfassung der wirklich gesicherten Forschungsresultate. Die reproduktiv vorzüglich herausgekommenen Bilder geben das notwendige Anschauungsmaterial dazu.

München. Dr. F. X. Thalhofer.

Landmann, Karl Ritter von, **Napoleon I.** Mit 119 Abbildungen. München 1903, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung.

Wenn zu den Zielen der „Charakterbilder" auch dies gehört, die Nichtwissenden in den Geist einer Zeit kurz einzuführen, so erfüllt der vorliegende Band seinen Zweck sehr gut. Ich möchte fast sagen, es ist ein ausgezeichnetes Buch für die reifere Jugend. Es soll damit kein Tadel ausgesprochen, sondern nur die Grenze bezeichnet werden, bis wohin der Verfasser seinen Leser führen will oder kann. Der in der Einleitung ausgesprochene Zweck des Buches ist, „mit einfachen Worten eine kurze Darstellung der Zeit im Rahmen einer Darstellung des Mannes und seiner Taten zu geben". So werden wir denn auch in klarer, leicht übersichtlicher Weise über die bedeutungsvolle Zeit unterrichtet. Obwohl der Verfasser nirgends tiefer gräbt, die Probleme, mit Ausnahme der kriegstechnischen im letzten Abschnitt, nicht eingehend behandelt, so hat man doch das Gefühl, daß hinter der Arbeit ein Mann steht, der die Dinge etwas nüchtern, aber doch mit scharfen Augen, gesehen hat, der mit sicherer Hand das ihm Klare hinzusetzen und anzuordnen versteht. Daß im einzelnen auch in den dem Autor besonders naheliegenden kriegstechnischen Partien Berichtigungen möglich sind, ersehen wir aus der sachkundigen Besprechung des Buches durch Bleibtreu (Hochland, Heft 2). Nichtsdestoweniger wird die Arbeit unter den angegebenen Einschränkungen mit Nutzen mannigfache Verwendung finden können.

München. Dr. F. X. Thalhofer.

Digitized by Google

Kirsch, Prof. Dr. J. P. und **Luksch**, Prof. Dr. V., **Illustrierte Geschichte der Katholischen Kirche**. Hrsg. von der Österreichischen Leo-Gesellschaft. München, Allgem. Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Mit herzlicher Freude begrüße ich dies Werk. An Kirchengeschichten an sich ist ja kein Mangel; um aber ein Werk dieser Art ins Volk zu tragen, ist der Bilderschmuck unentbehrlich. Und der wird hier in vollendeter Weise geboten. Es ist nötig, heute mehr als je, daß auch der Gebildete, der der Fachwissenschaft ferne steht, in die Geschichte seiner Kirche eingeführt werde, und das will dies Werk und wird es, den Anfängen nach zu urteilen, auch in vorzüglicher Weise erreichen. Prof. Kirsch in Freiburg i. d. Schweiz ist ein vortrefflicher Führer, uns hineinzugeleiten in „die Kirche in der antiken Kulturwelt". Schon diese Überschrift des ersten Teiles beweist, daß der richtige Gedanke zu Grunde liegt, die Kirche und ihre Geschichte klar und bestimmt in die jeweilige Kultur der Zeit hineinzustellen und der Bilderschmuck ergänzt und vertieft das Wort, wie man es besser nicht wünschen kann. Die Reproduktionen — z. B. die Einbanddecke der Trierer Ada-Handschrift — sind ebenso vollendet, wie die Auswahl der Bilder glücklich ist. Das Werk wird und muß den durchschlagenden Erfolg haben, den es voll verdient.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Varia.

Der **„Stern der Jugend"**, eine für Studierende berechnete Zeitschrift (Auers Verlag in Donauwörth), bringt in Nr. 25 einen Artikel über „die Anlage einer Bibliothek" für gebildete Katholiken, also nicht etwa nur für Gymnasiasten, in dem es heißt:

„In der schönen Literatur sind wir Katholiken superior, wenngleich das Gegenteil von anderer Seite behauptet wird. Woran es fehlt, ist lediglich, daß wir unsere Erzeugnisse nicht so marktschreierisch bekanntgeben, wie es anderswo geschieht".

Dann heißt es weiter:

„Für die Bibliothek erwerbe man von der deutschen Literatur die Werke der Gräfin Ida Hahn-Hahn, Bolandens (!!), Consciences (Blame!), Spielmanns und Alban Stolzs. Ferner Riehls Familie, Deutsche Arbeit, Kulturstudien und Novellen; Webers ‚Dreizehnlinden' und ‚Goliath'; Knies ‚Geistesblitze'; Eicherts ‚Kreuzlieder'; Willrams ‚Kiesel und Kristall'; Helles ‚Die Schöpfung' und ‚Jesus Messias'; Keilmanns ‚Polla Toa' (!); Cüppers ‚Der Psalter' (Warum nicht auch seine andern, z. T. besseren Werke?); Berberichs ‚Tannenburg' (!!); Hansjakobs sämtliche Werke; Diels ‚Novellen'; Schotts ‚Glücksglas' und ‚Geierbuben' (also gerade die unbedeutenderen Werke!) Also, Auswahl genug!"

Wir wollen dem „Stern der Jugend" gern den Glauben lassen, die Katholiken seien in der schönen Literatur superior. Wir möchten ihm nur raten, erst dann ein Urteil über die schöne Literatur der deutschen Katholiken abzugeben, wenn er sie einmal kennt. Nach der obigen Liste scheinen seine Kenntnisse in der von ihm als „superior" belobten Literatur sehr mäßige zu sein. Oder sollte er noch nie etwas von Ferdinande von Brakel, H. Dransfeld, M. v. Ekensteen, Hans Eschelbach, Martin Greif, M. Herbert, Paul Keller, E. v. Pütz u. a. gehört haben? Dr. L.

Eine Romanfrage. Die „Köln. Volkszeitung" schreibt unter dieser Überschrift in Nr. 987:

„Von Zeit zu Zeit taucht zwischen den Zeitungen und Zeitschriften und ihren Lesern eine „Romanfrage" auf, welche sich zu Briefen z. B. folgender Art verdichtet:

„Sehr geehrte Redaktion!

Ihr Roman „Durchgekämpft" fängt an, arg bedenklich nnd beängstigend zu werden

Digitized by Google

Ich fürchte, es kommt bald zu einer schlimmen Entgleisung. So etwas scheint mir keine passende Lektüre für die Leser und Leserinnen Ihrer Zeitung zu sein, welche hierdurch ihre bewährten Grundsätze zu verleugnen droht. Ich würde mich sehr freuen, wenn sich meine Befürchtungen als unzutreffend erweisen sollten.

Ihr alter, treuer Freund
(folgt Unterschrift)."

Der Fall ist jedenfalls der „K. V." selbst passiert, denn in ihrem Feuilleton erscheint gegenwärtig ein Roman „Durchgekämpft". Der Redakteur wehrt sich nun gegen eine solche Engherzigkeit und verteidigt seinen Standpunkt, indem er ausführt:

„Die Erzählung behandelt einen tieferen menschlichen Konflikt, den der Schriftsteller im Sinne christlicher Lebensauffassung ernst und befriedigend gelöst hat. Der Konflikt ist jedoch dem modernen Leben entnommen, und deshalb müssen im Laufe der Erzählung auch die Schattenseiten dieses Lebens vorgeführt werden, was schon des Gegensatzes halber und zur Charakterzeichnung unentbehrlich ist. Der Roman enthält nichts Schlüpfriges, nichts Pikantes, anstößige Szenen sind streng vermieden; die Charaktere sind genau als das gekennzeichnet, was sie sind: gut oder bös. Man könnte den Roman seinem Stoffe nach ein hohes Lied der Ehe nennen, und zwar der unauflöslichen katholischen, und des soliden, ehrbaren Lebens im Gegensatz zur Verderbtheit der heutigen sogen. Lebewelt. Zwar hat dem Redakteur bei der ersten Prüfung verschiedenes nicht gefallen, er hat es dem Schriftsteller zur Umarbeitung vorgeschlagen, derselbe ist auch darauf eingegangen, die endliche Redigierung hat auch noch nachgeholfen — und nun doch der Konflikt mit einigen Lesern?"

Diese Frage ist eigentlich überflüssig. Das katholische Publikum ist fortwährend daran gewöhnt worden, auch die Belletristik nur vom Seelsorgsstandpunkt, nur vom erzieherischen Werte aus zu beurteilen. Wenn nun ein Schriftsteller, zwar unter voller Wahrung seines katholischen Standpunktes, einen Stoff wahrheitsgetreu dem Leben entnimmt und ihn einigermaßen künstlerisch behandelt, so muß er natürlich mit vielen katholischen Lesern in Konflikt kommen. Hat ja doch der Haß gegen alles Künstlerische und die Scheu vor jeder objektiven Welt- und Menschendarstellung erst jüngst gelegentlich der Falkenberg-Broschüre wahre Orgien gefeiert. Nachdem aber nun die besseren Feuilletonredaktionen einsehen, daß mit bloßer Kinderlektüre auf die Dauer nicht auszukommen ist, wenn man die paar wirklichen katholischen Künstler nicht mundtot machen oder anderswohin treiben will, ist vielleicht doch Hoffnung auf eine bessere Zukunft vorhanden. Wir würden es freudig begrüßen, wenn die „K. V." immer, und nicht nur, wenn sie in Mitleidenschaft gezogen ist, auf dem Plane wäre, für die künstlerische Hebung des katholischen Publikums und die Abwehr kunstfeindlicher Vorstöße einzutreten. Doch wir danken ihr auch schon dieses Eintreten für das Recht eines Autors, „auch tiefgehende Konflikte des Lebens zu behandeln". Die „K. V." hat letzthin für ein literarisch tiefstehendes, voll „ungesunder Küchenromantik" steckendes Werk („Refugium peccatorum" von Ossip Schubin) starke Worte des Lobes gefunden; möge sie höherstehende belletristische Arbeiten katholischer Autoren, die Probleme und tiefgehende Konflikte des Lebens behandeln, nicht schlechter behandeln! Auch hierin kann sie viel zur Lösung der uns allen am Herzen liegenden Frage beitragen.

M. Dr. L.

Welt-Jahrbuch 1904. Berlin C 2, Verlag der Germania A.-G.

Dieses vornehm und gediegen ausgestattete Jahrbuch mit Kalendarium für 1904

Digitized by Google

bietet reichillustrierte Artikel aus der Geschichte des letzten Jahres und mancherlei Wissensgebieten. Die Kunst ist durch einige gut gewählte Reproduktionen passend vertreten. Auch die Literatur kommt zu ihrem Rechte. Ein Artikel „Drei Dichterinnen" behandelt M. v. Ekensteen, Antonie Jüngst und M. Herbert, die dann alle drei auch mit belletristischen Beiträgen vertreten sind.

M. Dr. L.

Symposion. Zeitschrift für Dichtkunst und Kritik. Erscheint dreiwöchentlich mit Beigaben von Miniaturwerken deutscher Dichtung. Verantwortlich **Hermann Kiehne.** Nordhausen, Symposion-Verlag.

Eine Miniaturzeitschrift, die vornehmlich der Lyrik gewidmet ist. Als Beilage findet man in den vorliegenden 5 Nummern in noch kleinerem Format „Wandern und Weiten, Neue Gedichte von H. Kiehne", ganz nette, stimmungsvolle Sachen in romantischer Art. Die Beiträge im „Symposion" sind zum Teil hübsch; aber auch viel Spreu ist dabei. Die Übersetzung von Carlo Dossi, „Erste Liebe", erinnere ich mich, schon 1887 oder 88 gelesen zu haben. Jede Nummer hat acht Miniaturseiten. Der Preis für 8 Nummern = 64 Seiten ist mit 2.50 Mk. merkwürdig hoch.

L. K.

Eingelaufene Bücher,

Für die Besprechung in der „Literarischen Warte" nicht geeignet:

1. **Wolff,** Louis, **Ich.** Liedeskunst. 5. durchges. u. verm. Aufl. Dresden 1903, E. Piersons Verlag.

2. **50 ausgewählte katholische Kirchenlieder** für alle Zeiten des Kirchenjahres. Zum Schulgebrauch dreistimmig bearbeitet von Richard Kügele. Berlin, L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius).

3. **Freimut,** Ernst, **Spitzwegerich.** 200 vierzeilige Geschichten. Dresden 1902, E. Piersons Verlag.

4. **Nordische Zauberringe.** Von Gräfin M. A.-Z. Illustriert von Gräfin H.-A. H. Passau, Kommissionsverlag der M. Waldbauerschen Buchhandlung.

5. **Wurmb,** Erwin, **Pfiff und Rauch.** Roman in Gedichten. Wien und Leipzig 1903, Verlag neuer Literatur und Kunst.

6. **24 Kindergebete und Lieder.** Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.

7. **Alte und neue Weihnachtslieder** für Schule und Haus. Gesammelt von Caroline Wichern. 13. Auflage. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.

8. **Ribera,** P. Franz de, S. J., **Leben der hl. Theresia.** Ins Deutsche übertragen von Pfr. J. J. Hansen. Paderborn 1903, Bonifazius-Druckerei.

An die Mitglieder der „Deutschen Literatur-Gesellschaft".

Als erste und zweite Nummer der neuen „Belletristischen Bibliothek der Deutschen Literatur-Gesellschaft" wird Anfang Januar 1904 ein Bändchen Gedichte von Laurenz Kiesgen erscheinen und den Mitgliedern gratis zugehen.

Der Schriftführer der „Deutschen Literatur-Gesellschaft".

Herausgeberin: Deutsche Literatur-Gesellschaft in München. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Anton Bohr in München; für den lyrischen Teil: Carl Conte Scapinelli, München. — Verlag Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

5. Jahrgang 1. Februar 1904 Heft 5

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten.

Wo stehen wir?

Randglossen von L. v. Roth.

Unter der Überschrift „Was wir lesen" bespricht der Grazer Professor A. E. Schönbach im 8. Heft des 4. Jahrgangs der Wiener „Kultur" verschiedene literarische Erscheinungen der letzten Jahre des deutschen Büchermarktes. Es liegt ihm auch „eine ziemliche Reihe" von Büchern katholischer Autoren vor, die er aber anstatt einer Kritik mit folgenden Bemerkungen abtut: „Seit längerer Zeit mühen sich begabte Schriftsteller und tüchtige Buchhändler (ich nenne gern die Allgemeine Verlags-Gesellschaft in München), eine katholische Romanliteratur hervorzubringen. Das Unternehmen ist gewiß sehr löblich, aber auch nicht leicht, und ich habe den Eindruck, als ob die Nächstbeteiligten sich über die besonderen Schwierigkeiten nicht ganz klar geworden wären. Die Bände dieser Romane sind immer vortrefflich ausgestattet, oft sehr gut illustriert (mit Vorliebe in der Art Ludwig Richters), die Darstellungen sind von der besten Tendenz erfüllt, die Werke eignen sich für den Familientisch und die Schülerbibliotheken. Wenn aber die Absicht gilt, das große Publikum der Lesenden für eine katholische Literatur zu erobern, dann werden diese Romane ihr Ziel schwerlich erreichen. Denn sie sind beinahe ausnahmslos (selbst das eigenartige Talent Enrika von Handel-Mazzettis in ‚Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr' verfällt diesem Vorwurf) mit einer unbehilflichen und ganz veralteten Technik gearbeitet. In den dreißiger bis fünfziger Jahren des vorigen Säkulums schrieb man so, wie diese neuen katholischen Romane geschrieben sind.

Digitized by Google

Ihr Aufbau ist von einer fast platten Schlichtheit, die Charaktere werden nach längst abgebrauchten Modellen gestaltet, die Stimmung ist undeutlich, Gespräch und Handlung bewegen sich schwerfällig, bisweilen durch gute Einzelheiten gehoben — nichts ist preiswürdig daran als die Moral. Nun, die Sittlichkeit ist gewiß eine Sache allerersten Ranges, und wenn sie durch irgend jemandes Wirken gefördert werden kann, so gilt mir das mehr als ein ganzer Stapel vorzüglicher Dichtwerke. Allein, will man durch die Kunst an die Menschen herantreten, so muß das auch mit Kunst geschehen. Die gute Gesinnung hilft dabei gar nichts: man kann alle Haupttugenden in großer Vollkommenheit besitzen und dabei ein elender Schriftsteller sein. Allerdings läßt sich kein katholischer Goethe aus der Erde stampfen, auch katholische Spielhagen oder Raabe wachsen nicht auf der flachen Hand. Aber wissen muß man, was fehlt, und daß man durch Studium der Kunst dem künstlerischen Vermögen nachzuhelfen hat. Wer sich heute als Erzähler vorzustellen wünscht, der muß sich die Technik seiner Kunst aneignen, er muß von den Meistern lernen, und zwar von den modernen Meistern, nicht allein von Christoph von Schmid, so trefflich dieser Kinderlehrer gewirkt hat."

Die allgemeinen Bemerkungen, die Schönbach da vorbringt, unterschreibe ich fast vollständig. Auch die „Literarische Warte" hat seit ihrem Bestehen immer wieder darauf hingewiesen, daß der gute Wille allein zum Schriftsteller noch nicht ausreiche, sondern daß auch noch eine tüchtige, künstlerisch beanlagte Persönlichkeit, sowie die Aneignung moderner Technik, hinzutreten müsse. Daher kommt ja auch die rührende Gegnerschaft, die alle unentwegten „Alten" der „Literarischen Warte" entgegenbringen. Schönbachs Bemerkungen bringen also höchstens für manche Leser der „Kultur" etwas Neues; im Interesse der Sache wäre es daher besser gewesen, wenn Schönbach sich die Sache nicht so leicht gemacht, sondern die von ihm gerügten Fehler auch an den ihm vorliegenden „katholischen Romanen" nachgewiesen hätte. Auch bei einem Professor sind mir Beweise lieber als bloße „Bemerkungen", namentlich dann, wenn ich die Anwendung dieser Bemerkungen auf die genannten Romane als eine nicht zutreffende bezeichnen muß. Ich gehe sogar so weit, im Gegensatze zu Schönbach zu behaupten, daß, mit Ausnahme von Hebentanz-Kämpfers „Taubenflug" und vielleicht von Barrys „Zauberknoten", kein Roman der letzten zwei Jahre aus dem Verlage der „Allgemeinen Verlags-Gesellschaft" unter dem allgemeinen Niveau der jetzigen Romantechnik steht. Gefeierte Romane, wie Frenssens „Jörn Uhl" mit seiner Schwerfälligkeit und Langweiligkeit, Holländers „Der Weg des Thomas Truck" u. a. stehen technisch unter vielen Romanen katholischer Autoren. Bei Heykings „Briefen, die ihn nicht erreichten", Beyerleins Tendenzroman „Jena oder Sedan?" und besonders bei Bilses Werk ist das noch mehr der Fall. Der Herr Professor täuscht sich denn auch sehr, wenn er glaubt, daß es lediglich der Mangel an künstlerischen Qualitäten ist, warum diese „katholischen Romane" das große Publikum nicht für sich erobern. Das große Publikum wird überhaupt nicht durch Kunst er-

Digitized by Google

obert, sondern durch das gerade Gegenteil, durch grobe und gröbste Effekte, durch Sensation und ganz gewöhnliche Mache. Beweis: die großen Buch-erfolge der letzten Jahre. Auch die offenen Bekenntnisse des Routiniers Arthur Zapp seien Schönbach zur Kenntnisnahme empfohlen. Der Geschmack unseres deutschen Publikums, des katholischen wie protestantischen, ist eben gründlich verdorben; schuld daran ist die Mehrzahl der Familienblätter, namentlich aber Giftpilze wie „Simplicissimus" usw. Wenn daher die „begabten Schriftsteller" Schönbachs plötzlich lauter mustergültige, rein künstlerische Schöpfungen zutage förderten, so würden sie mit nichten das „große Publikum" erobern, sondern nur eine verhältnismäßig kleine Gemeinde. Allerdings läßt sich auch „kein katholischer Goethe aus der Erde stampfen". Das wäre überdies auch recht unnötig, da wir mit dem einen, der Gemeingut des Volkes, auch der Katholiken, trotz des Klassikertöters Falkenberg, ist, schon ganz zufrieden sind. Spielhagen und leider auch Raabe bedeuten der Gegenwart wenig mehr; besonders der erstere ist bereits arg in der Versenkung verschwunden. Die „neuen katholischen Romane" können daher auch nicht mit jenen Vertretern einer älteren Generation, sondern nur mit der jetzigen Belletristik verglichen werden. Aber neben den Frenssen, Heer, Holländer, Jensen, Lauff, Perfall, Polenz, Stegemann, Straß, Zapp u. a. können sich unsere Cüppers, Eschelbach, Hansjakob, P. Keller, O. v. Schaching und A. Schott ganz gut sehen lassen. Bei den Frauen steht es sogar in mancher Hinsicht noch besser. Die Brakel, M. v. Buol, Ekensteen, Handel-Mazzetti, Herbert, E. v. Pütz u. a. sind den Andreas-Salome, Bülow, Eysell-Kilburger, Ilse Frapan, Janitschek, Toni Schwabe, Schulze-Smidt entschieden ebenbürtig; nur die etwas ältere Ebner-Eschenbach, Ricarda Huch und vielleicht noch Clara Viebig halte ich für be-deutender. Dagegen stehen die so viel gelesenen Adlersfeld-Ballestrem, Eschstruth, H. v. Kahlenberg, Ernst Georgy („Berliner Range") gewiß literarisch unter den eben genannten katholischen Schriftstellerinnen. Auch die gefeierte Wilhelmine v. Hillern, Ossip Schubin und all die Vertreterinnen der seligen, rührsamen Marlitt-Heimburg-Schule stehen technisch mit ihrer romanhaften, pseudoroman-tischen Art hinter den „neuen katholischen Romanen" zurück, wenn Schönbach auch meint, in den dreißiger bis fünfziger Jahren des vorigen Säkulums schrieb man so, wie diese letztgenannten Romane geschrieben sind. Vielleicht hat Schön-bach diese neuen katholischen Romane nicht so genau angesehen; er wollte ja auch bloß „einige Bemerkungen" statt einer Kritik geben. Vielleicht hat er aber auch an Romane à la Edhor gedacht, die zwar immer noch eine Rolle spielen, aber kaum zu den „neuen katholischen Romanen" gerechnet werden dürfen. Diese neuen katholischen Schriftsteller lernen auch kaum „allein" (!) von Christoph v. Schmid, wie Schönbach offenbar in einem Anfall von bedeutendem Humor meint, was schon daraus hervorgeht, daß der Prüfungsausschuß des von der fortschrittlicheren Richtung herausgegebenen „Literarischen Ratgebers" den „treff-lichen Kinderlehrer" nicht einmal mehr in sein Verzeichnis empfehlenswerter Jugendschriften aufgenommen hat. Wir haben's doch schon weiter gebracht als

Digitized by Google

Herr Schönbach meint. Die Forderung, man solle „allein" von Chr. v. Schmid lernen, traue ich, offen gestanden, nicht einmal mehr dem Kaplan Falkenberg von Mehlem am Rhein zu, so sehr dieser katholische Literaturinquisitor auch den seelsorgerlichen Standpunkt vertritt und die Klassiker verdonnert.

Herr Schönbach hat den Eindruck, „als ob die Nächstbeteiligten sich über die besonderen Schwierigkeiten nicht ganz klar geworden wären". Vielleicht dürfte eine genauere Sachkenntnis diesen Eindruck etwas verwischen. Im Verlaufe unserer Ausführungen haben wir bereits früher gesagt, warum die „neuen katholischen Romane" nicht das große Publikum durch Kunst für sich erobern können. Es kann das deshalb auch gar nicht die Absicht der „Nächstbeteiligten" sein; ihre Absicht geht vielmehr dahin, lediglich das katholische Lesepublikum durch stets bessere künstlerische Leistungen zu feinerem ästhetischen Empfinden heranzubilden und so einer Aufwärtsentwicklung die Wege zu ebnen. Daß die „neuen katholischen Romane" noch keine erstklassigen Kunstwerke sind und sein können, liegt in der Natur der Sache. Die Natur macht keine Sprünge, und die Allgemeingültigkeit des Entwicklungsgesetzes steht heute so ziemlich fest. Auch in der Literatur wird Herr Schönbach sein Vorhandensein nicht bestreiten wollen. Nach dem bisherigen Elend in der Belletristik der deutschen Katholiken wäre ein urplötzliches Emporschnellen des künstlerischen Wertes der Produktion ein wirkliches Wunder gewesen, bei dem das katholische Publikum nicht mitgetan hätte. Sind ihm doch die von Schönbach als so veraltet bezeichneten „neuen katholischen Romane" großenteils schon zu modern und zu künstlerisch. Ein großes Fiasko der „begabten Schriftsteller" wäre die Folge gewesen. Die künstlerischen Fortschritte, die seit einigen Jahren an den „neuen katholischen Romanen" zu bemerken sind, dürften einstweilen zufriedenstellen. Schon machen sich katholische Schriftsteller an größere Probleme, behandeln tiefere Konflikte und bilden sich nach und nach vollständig aus. Selbst markantere Künstlerindividualitäten beginnen sich bereits zu entwickeln. Daß dieser Fortschritt gerade rasch genug ist, beweist auch die wütende Reaktion, die in letzter Zeit gegen alle künstlerische Hebung und Fortbildung eingetreten ist. Ich brauche nur an den schon genannten Kaplan von Mehlem am Rhein zu erinnern, der, obwohl nach eigenem Geständnisse ein kranker Mann, dennoch wie ein zweiter Goliath mit gewaltigem Rüstzeug, ausgiebigen Stimmwerkzeugen und unter dem Beifallsgeschrei aller Philister mit und ohne Zipfelhauben, gegen den schüchternen, kleinen David des jungerwachten Interesses an der Literatur zu Felde zog. Und das war nur eine, wenn auch ungewöhnliche, Episode aus dem Kampfe der vielverzweigten Reaktion! Herr Schönbach findet doch noch wenigstens die Moral der neuen katholischen Romane preiswürdig; die Reaktion setzt aber gerade da noch eine Menge aus. Sogar die Verherrlichung des Priestertums ist von überempfindlichen Seelsorgern schon beanstandet worden. Der Hauptgrund, warum die belletristische Literatur der Katholiken keinen schnelleren Aufschwung nehmen kann, ist ohne Zweifel die übertriebene Engherzigkeit des katholischen Publikums. Dafür kann man aber die Autoren doch nicht verantwortlich machen!

Digitized by Google

Herr Schönbach hätte daher entschieden besser getan, statt „mißmutig tadelnd" Bemerkungen zu machen, in Anbetracht der schwierigen Verhältnisse die „neuen katholischen Romane" mit ihren unleugbaren künstlerischen Fortschritten gegen früher angemessen zu besprechen und in erreichbarer Ferne auf ein noch höheres Ziel hinzudeuten. Wir Katholiken dürfen unsere begabten Schriftsteller doch nicht kopfscheu machen, wenn sie sich mit Erfolg mühen, künstlerisch Wertvolles zu leisten. Sonst besteht die Gefahr, daß die besseren Kräfte abschwenken und für katholische Verlage und Zeitschriften nicht mehr arbeiten oder in die alte, platte Art, in der katholische Autoren früher mühelos Anerkennung erzielten, zurücksinken. Übrigens fängt man auf akatholischer Seite in letzter Zeit an, vielfach die von Schönbach so überlegen in Bausch und Bogen abgelehnten „neuen katholischen Romane", zum Teil sogar warm, anzuerkennen.

Und noch eins: Herr Schönbach spricht von einer „katholischen Romanliteratur" und von einer „katholischen Literatur" schlechthin. Wir vermeiden diese Ausdrücke, weil sie irreführend sind. Was meint Schönbach damit? Meint er damit eine Literatur, bei der das Typische und Primäre das Katholische ist, das Künstlerische aber das Nebensächliche? Eine versifizierte oder in die Form eines Romans gekleidete katholisch-konfessionelle Erbauungsliteratur? die nach religiösen, nicht nach künstlerischen Gesichtspunkten beurteilt wird? Oder aber: meint er eine Literatur, die nur mit künstlerischen Mitteln zu arbeiten sucht und nur insoweit von literarischem Wert ist, als sie eben künstlerische Qualitäten besitzt, die aber deswegen „katholisch" heißt, weil ihre Schöpfer Katholiken sind, und die eben deswegen, weil sie ihre Persönlichkeit ganz und voll in ihrer Kunst ausleben, auch ihren Werken einen katholischen Stempel aufdrücken? Sollte Schönbach dieser letzteren Ansicht sein, so können wir uns ihm vollständig anschließen. Wir würden aber dann die Bezeichnung „die Literatur der Katholiken" oder eine ähnliche Benennung vorziehen.

Damit können wir schließen. Der Anfang zum Besseren ist gemacht trotz der „mißmutig tadelnden" Bemerkungen Schönbachs. Die Entwicklung wird weitergehen und vielleicht zu einem schönen Ziele führen. Daß sie nicht zu schnell vor sich gehe, dafür sorgt eine kräftige kunstfeindliche Reaktion. Aber auch das muß schließlich zum Nutzen ausschlagen: durch sie vertieft und läutert sich die Bewegung. Freilich ist bis zur Stunde nur ein geringer Bruchteil auch der gebildeten katholischen Kreise zu künstlerischem Genießen reif geworden. Aber es ist doch schon besser geworden und wird besser werden — trotz der Nörgeleien Schönbachs.

Digitized by Google

Neue Erzählungsliteratur.

Von Dr. A. Dreyer in München.

Ueber ein Dutzend neuer Romane und Novellen liegen vor mir. Ich las sie, wie sie mir der Zufall in die Hand spielte. Dabei drängte sich mir unwillkürlich ein alter, oft gebrauchter Vergleich auf: Mit den Büchern ist es wie mit den Menschen. Von den trefflichen, gediegenen trennt man sich nur ungern, und der Scheidegruß: Auf Wiedersehen! ist keine leere Höflichkeitsphrase, sondern quillt aus der Tiefe unseres Herzens; von den leichten, oberflächlichen kann man nicht schnell genug fortkommen, und von einer absichtlichen Wiederbegegnung ist durchaus nicht die Rede.

Auch unter den zu besprechenden Büchern finden sich einige, die der Leser, wenn er sie einmal durchflogen hat, nicht achtlos bei Seite legt, sondern mit Freude noch einmal hervorholt und den künstlerischen Genuß der ersten Lektüre erneuert und vertieft. Bei anderen bedauerte ich aufrichtig die verlorene Zeit und die verblendeten Autoren, die ihre Kraft, die sich vielleicht auf einem andern Gebiete fruchtbringend erwiese, völlig nutzlos vergeuden. Die Ärmsten finden freilich immer wieder eine dankbare Leseschar unter Vettern und Tanten und einen braven Kritikus, der ihren Ruhm in alle Welt hinausposaunt.

In diese Kategorie rechne ich zunächst die Novellensammlung von Sophie Schulz-Euler: „Die schöne Gritt und andere Novellen“ [1]). Die Verfasserin bekundet im Erfinden spannender Titel für ihre Geschichten große Virtuosität; doch wer sich durch das glänzende Aushängeschild verlocken läßt, wird schmählich enttäuscht. Wie albern ist beispielsweise nur die Novelle „Dreizehn“! Etwas höher stehen die beiden Novellen von B. Schulze-Smidt: „Alimin“ und „Das Problem“, die unter dem merkwürdigen Gesamttitel „Im finsteren Tal“ [2]) vereinigt sind. Schon sprachlich erscheint dieser Titel nicht gerechtfertigt,

[1]) Dresden 1903, E. Pierson.
[2]) Dresden 1903, Karl Reißner.

Digitized by Google

da es sich nicht um ein Verweilen im Reiche des Todes, sondern vielmehr um ein Hinabsteigen in es handelt. Ein echt tragischer Vorwurf; doch die Ausführung ist nicht glücklich zu nennen. Die Verfasserin analysiert zu viel; sie verliert über der Schilderung von Einzelheiten den Blick auf das Ganze. Auch die Helden ihrer Geschichten können uns nicht so recht begeistern; einerseits die Schauspielerin, die sterblich in den todkranken „Nubierprinzen" verliebt ist und schließlich als Krankenschwester seine Pflegerin wird; andererseits die lebsüchtige Weltdame, die am Vorabend vor ihrer schweren Operation offiziell Abschied von der Gesellschaft nimmt.

Nicht erwärmen kann uns auch der Roman aus dem Lehrerleben „Mein Dornenpfad"[1]) von Hans von der Schwarzau, die Leidensgeschichte eines jungen österreichischen Lehrers, der durch Chikanen seiner Kollegen und Vorgesetzten schließlich zur Auswanderung nach Amerika gezwungen wird. Starrköpfigkeit und krankhaft gesteigertes Selbstbewußtsein tragen die Schuld an dem ganzen Unglück des Helden; deshalb vermag er unser Mitleid nur in geringem Grade zu erregen.

Sonnige Berufsfreude durchflutet Adam Langers Selbstbiographie „Erinnerungen aus dem Leben eines Dorfschullehrers"[2]), kulturhistorisch wertvoll durch die naturtreuen Schilderungen des Glatzer Dorflebens und des schlesischen Lehrerlebens. Der Autor bekundet sich auch durch ein paar Proben aus seiner Gedichtsammlung „Aus Heimat und Fremde" als ein beachtenswertes lyrisches Talent. In seinen „Schlesischen Biographien"[3]) setzt er verdienten Männern seiner Heimat, darunter drei Volksschullehrern, würdige Denksteine.

In der Literatur der Gegenwart spukt nicht mehr das Zerrbild des ausgehungerten, demütigen, alle Welt um Entschuldigung bittenden Dorfschulmeisters, wie es noch Gustav von Putlitz in seinem Lustspiele „Das Schwert des Damokles" auf die Bühne brachte. Die modernen Dichter, Sudermann („Die Schmetterlingsschlacht") und Hauptmann („Hanneles Himmelfahrt") voran, zeichneten ideale Lehrertypen, und Otto Ernsts satirische Komödie „Flachsmann als Erzieher" versetzt uns mitten in die Freuden- und Sorgenwelt des Jugenderziehers. Ernsts Lorbeeren ließen unsern begabten Hans Eschelbach nicht schlafen; im Wetteifer mit seinem berühmteren Berufsgenossen schuf er die packende Schulgeschichte „Die beiden Merks"[4]). Auch hier fehlt weder die getreu der Wirklichkeit abgelauschte Lehrerratssitzung noch die scharfe, satirische Charakteristik der „lieben Kollegen", der ganz und gar prosaisch veranlagten Jugendbildner, die ihren Beruf als Handwerk ansehen, das seinen Mann recht und schlecht nährt, und die Kontrastfigur zu diesen, das Idealbild eines Lehrers, heißt hier

[1]) Iglau 1903, Aug. Illing.
[2]) Großlichterfelde-Berlin 1903, E. Runge.
[3]) Landeck in Schlesien 1903, im Selbstverlag.
[4]) Köln 1903, Albert Ahn.

Digitized by Google

nicht Flemming, sondern Königsdorf. Doch sind diese Ähnlichkeiten rein äußerlich, und Eschelbachs Werk ist kein Lehrerroman, sondern eine Schulgeschichte. Mit unbarmherzigem Realismus schildert er das tiefe Elend der Großstadtjugend, und die Besserung der beiden verkommenen Jungen und ihres trunksüchtigen Vaters wird in warmherzigem Tone erzählt, der seine Wirkung auf zartbesaitete Gemüter nicht verfehlt. Für seine derber gearteten Lehrergestalten scheint er die Modelle aus seiner nächsten Umgebung genommen zu haben; dies geht daraus hervor, daß die Köln. Volkszeitung, die s. Z. mit dem Abdruck der Erzählung begonnen hatte, ihn nach der dritten Fortsetzung mit der Motivierung einstellte, daß man in den darin vorkommenden Pädagogen in Köln lebende Persönlichkeiten bestimmt zu erkennen vermöge. Herr Eschelbach wird also gut daran tun, künftig in der Wahl seiner Modelle vorsichtiger zu sein.

Eschelbachs Novelle ist ein dünnes, schmächtiges Buch gegenüber dem dickleibigen zweibändigen Roman von Frieda Freiin von Bülow „Allein ich will!“[1]) Der Titel ist Goethes Faust (I. Teil) entlehnt. Faust will das, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, in seinem innern Selbst genießen. Auf den Vorhalt Mephistos, daß das Ganze nur für einen Gott gemacht sei, hat Faust bloß die Entgegnung: „Allein ich will!“ In dem Helden ihres Romans, in dem jungen protestantischen Pfarrer Bacha von Wüstenkaltheim (nomen et omen!), wollte die Verfasserin auch eine Art faustischer Natur zeichnen, einen seltsamen Grübler und schwärmerischen Träumer, der in dem törichten Wahn befangen ist, die Welt nach seinem Willen umgestalten zu können. Wie Faust wird auch er ein „Sklave seiner Lüste“, als ihm ein unschuldiges Naturkind, Gunne, in den Weg tritt. Es kommt zur Verlobung zwischen beiden; doch schon im nächsten Augenblick bereut Bacha diesen Schritt und reißt sich von Gunne los. Die Zeichnung des egoistischen Bacha ist mißraten; eine überaus glückliche Figur dagegen bleibt Gunne, dessen Verlobte.

Mit einer Herzensgeschichte verbindet Fritz Bley die Erzählung von dem Küstenaufstand in Deutsch-Ostafrika (1888) in seinem Roman „Die Schwestern von Mbusini“[2]). Der Autor, seit Jahren Stationschef in Usungula, kennt den dunklen Erdteil wie seine Heimat; seine Schilderung von Land und Leuten ist daher durchaus echt, farbenfrisch. Schlecht in diese moderne, prächtige Umrahmung paßt jedoch sein Bild aus der Wertherzeit: die Liebelei des Stationschefs mit einer Ordensschwester in Mariahilf.

Einen kräftigen, kecken Ton schlägt Gustav Wild in der „Karlsbader Reise der leibhaftigen Bosheit“[3]) an. Die „leibhaftige Bosheit“ nennt sich ein Zollkontroleur a. D. Knagsted, der von Kopenhagen über Berlin und Dresden zur Kur nach Karlsbad reist. Knagsted ist ein lachender Philosoph,

[1]) Dresden 1903, Karl Reißner.
[2]) Dresden 1904, E. Pierson.
[3]) Stuttgart 1903, Axel Juncker.

Digitized by Google

mit scharfem Blicke für die Schwächen der ihn umgebenden Welt und einer köstlichen Offenherzigkeit, die leider auch ein paarmal die Grenzen des Anstandes und der guten Sitte in bedenklicher Weise überschreitet. Seine Philosophie, der auch ein leiser elegischer Zug nicht fehlt, erscheint freilich auf den ersten Blick etwas wunderlich; es sei hier nur das Paradoxon erwähnt: „Kinder sind glücklich und Tiere und Frauen, aber wir Menschen sind es nicht." Sein unzertrennlicher Begleiter, der Oberlehrer Klausen, ist ein Idealist von reinstem Wasser. Wilds ergötzliche Satire auf politische und soziale Verhältnisse trifft oft den Nagel auf den Kopf.

Von den mir bekannten neuen Künstlerromanen ist weitaus am bedeutendsten „Leonardo da Vinci"[1]) von Dmitry Sergewitsch Mereschkowski (deutsch von Carl von Gutschow). Es ist kein Roman im strengen Sinne des Wortes, sondern eine mit umfassender Kenntnis der Kunst-, Kultur- und politischen Geschichte Italiens um die Wende des 15. Jahrhunderts geschriebene Biographie des großen Meisters, die Wahrheit und Dichtung in gelungener Weise miteinander verwebt. Es sind glänzende Mosaiksteine, die in ihrer Gesamtheit ein lebenswahres Bild des hervorragenden Künstlers und des grübelnden Forschers geben. Der Dichter läßt uns tiefe Blicke in Leonardos Seele tun; er zeigt uns seine hochfliegenden Pläne und seine getäuschten Hoffnungen und lehrt uns, ihn aus seiner Zeit heraus zu verstehen. Die Charakteristik der verschiedenen historischen Persönlichkeiten ist außerordentlich treu, oft von erbarmungsloser Ironie durchsetzt. Das Werk, das Professor Muther als „die beste Arbeit über Leonardo" bezeichnet, ist eine Quelle reinsten künstlerischen Genusses und reichster Belehrung.

Ein würdiges Seitenstück dazu ist der Roman „Glänzende Laufbahn"[2]) von David Chr. Murray (deutsch von A. Schultze), der sich durch straffe Einheit der Komposition und plastische Kraft der Schilderung auszeichnet. Der Schauplatz der Handlung ist teils London, teils die Heide von Warnock Chase. Das Sujet (die Ausbildung zweier armer Dorfkinder zu berühmten Künstlern) ist keineswegs neu; doch die Durchführung ist originell und spannend. Die beiden Hauptgestalten der Personen erscheinen freilich mitunter in allzu rosigen Farben.

In Dänemark spielt ein anderer Künstlerroman: „Henrik Ette"[3]) von Carl Hansen. Der Titelheld ist (wie Willy Janikow in „Sodoms Ende" von Sudermann) ein übersättigter Lebemann, der von einer Mädchenblume zur andern gaukelt. Hansen ist es weniger um Handlung als um die psychologische Vertiefung seiner Figuren zu tun. Am Schlusse des Romans versiegt die Erfindungskraft des Dichters ganz: Erik, der Freund des Helden, verschwindet

[1]) Leipzig 1903, Schultze & Co.
[2]) Köln 1903, J. P. Bachem.
[3]) Dresden 1904, E. Pierson. Vergl. S. 647 des vorigen Jahrgangs!

Digitized by Google

sang- und klanglos von der Bildfläche und ein Motiv (Henriks Ehe und der Tod seiner Gattin) kommt gleich zweimal nacheinander.

Bei der Armut unserer Zeit an eigenartigen Talenten greift man gerne wieder auf alte Autoren zurück und bringt sie durch neue Ausgaben ihrer Werke dem Publikum wieder in Erinnerung. Dies geschah vor kurzem mit dem Münchener Volksschriftsteller L. Aurbacher, den Wilh. Scherer auf gleiche Stufe mit J. P. Hebel, den Brüdern Grimm und Chr. v. Schmid stellt. Aus den Schriften und dem Nachlaß des Autors gab dessen rühmlich bekannter Biograph, Jos. Sarreiter, 161 „Kleine Erzählungen und Schwänke“[1]) (darunter 21 ungedruckte) nebst einem trefflichen Vorwort heraus. Die Ausgabe ist geeignet, uns die Vorzüge dieses Schriftstellers lebendig vor Augen zu führen: hohen sittlichen Ernst, seltene sinnliche Frische und jenen schalkhaft-naiven Volkston, den auch der Gebildete gerne vernimmt.

[1]) Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes von O. Hendel, Halle. (Nr. 1708 u. 1709.)

Kleine Lieder.

1.

Drum blühn im Wasser weiße Blumen,
Daß die Libelle rasten kann;
Die halten sie beim Wellenwiegen
In ihrem feuchtumsprühten Bann.

Ich will mit meinem Kahn vorüber,
Da faßt auch ihn das Nixenhaar,
Und in den dunkelgrünen Tiefen
Ward mir ein altes Märchen klar.

2.

Wie all das Leben, das mich rings umschwillt,
Ward auch mein Lied in Sonnenglut gekocht,
Und ob es auch der Abendschatten stillt,
So fühl ich doch, was ihm im Herzen pocht.

Wie muß es gähren, bis die Knospe springt,
Die Rose aber blüht und duftet stumm;
Denn nur die Kraft, die sich ein Sein erzwingt,
Setzt sich in einen wahren Frieden um.

Beuron. P. Ansgar Pöllmann O. S. B.

Digitized by Google

Mutter und Tochter.

Ein Großstadtbild von Ad. Jos. Cüppers in Ratingen.

Es ist Aschermittwoch, ein trüber Februarmorgen.

Die Nacht hindurch hat es geschneit, und noch immer rieseln feine Flocken langsam an den Dächern und zwischen den kahlen Bäumen herab in die Straßen.

Dunstig schimmern die Gaslaternen durch das öde Grau des Morgens, ein matter Lichthof zieht sich um jede Flamme.

Still ist es in den Straßen. Nur da und dort huscht eine vermummte Gestalt über den beschneiten Damm. Unter den dunklen Hüllen birgt sich allerlei bunter Flitter. Der Zauber, den er im hellen Glanz des Ballsaales ausgeübt, versagt in der nüchternen Öde des anbrechenden Tages, scheu versteckt er sich.

Von fern her schlägt eine Glocke mit dumpfen Schlägen die siebente Stunde. Langsam ziehen die ernsten Klänge über die stille Stadt, wie ein Grabgeläute der Freude.

Arbeiter kommen mit Schaufeln und Besen heran, um die Straßen vom Schnee zu säubern. Sie verteilen sich und beginnen stumm ihr Geschäft. Auch ein älteres Weib naht mit einem Besen. Sie hat den Kopf mit einem dunkelroten Tuch umwunden; ein anderes von unbestimmbarer Farbe kreuzt sich über die Brust, die Füße stecken in groben Holzschuhen.

Neben ihr trippelt ein Kind von etwa vier Jahren. Es ist vom Kopf bis zu den Füßen in einen zerfetzten Mantel gewickelt, aus dem nur das schmale, blasse Gesichtchen herausschaut. Zwei große dunkle Augen stehen darin. Aber aus diesen Augen leuchtet nicht der heitere Frohsinn einer glücklichen Kinderseele, sie reden von Elend und Jammer.

Digitized by Google

Vor einem hohen Hause bleibt die Alte stehen. Es ist ein vornehmer Gasthof. Sie lehnt den Besen an die Mauer, fährt in die Tasche ihres schmutzigen Kleides und zieht eine Flasche hervor. Langsam hebt sie die Flasche gegen die Laterne über der Türe, zieht dann den Pfropfen ab und riecht daran. Über die welken, durchfurchten Züge geht ein behagliches Grinsen, die matten Augen glänzen.

Sie setzt die Flasche an den Mund und trinkt. Die großen dunkeln Augen des Kindes verfolgen ängstlich jede ihrer Bewegungen.

Nun beugt sie sich herab zu der Kleinen.

„Da, trink auch einmal, das macht warm!"

Aber das Mädchen wendet den Kopf weg.

„Willst du wohl trinken, du infamichte Kröte!"

Sie faßt das Kind im Nacken an und drückt ihm die Flasche an den Mund.

Das Mädchen öffnet die zitternden Lippen und trinkt, aber in den dunkeln Augen schwimmen Tränen.

Die Alte drückt das Kind in die Ecke neben dem hohen Portale des Gasthofes.

„Da bleibst du stehen!"

Das Kind schmiegt sich an die kalte Mauer, und die Alte greift zum Besen. Sie fegt den Schnee vom Damme in die Straße, von der Straße nach den Bäumen hin, die auf der andern Seite einen dunklen Kanal begrenzen. Von Zeit zu Zeit hält sie inne, greift in die Tasche, trinkt und arbeitet weiter.

Nun ist sie fertig. Sie stützt sich auf den Besen und blickt hinauf zu den grauen Wolken. Nur wenige Flocken fallen noch, und sie nickt befriedigt.

Da rollt ein Wagen heran und hält vor dem Gasthof.

Der Kutscher springt vom Bock und öffnet den Schlag, aus der Türe des Gasthofes tritt ein Kellner mit verschlafenem Gesichte.

Aus dem Wagen steigt ein Herr in reichem Pelzmantel. Er wendet sich zurück, ein rosafarbener Schuh senkt sich aus einem Gewölk von Spitzen auf den Tritt, eine Dame stützt sich auf den Arm des Herrn und gleitet zur Erde. Sie ist jung und schön, nur ein wenig blaß und übernächtigt. Aber das dunkle Auge hat einen seltsamen Glanz, und um die vollen Lippen kräuselt sich ein feines Lächeln, als der Herr sich über ihre Hand beugt.

Nun schaut sie auf. Gerade ihr gegenüber auf dem Damme steht

Digitized by Google

die Alte. Sie stützt sich auf den Besen, über ihr aufgedunsenes Gesicht zieht ein eigentümliches Lächeln beim Anblick der schönen Dame.

Diese wendet den Kopf, ein Schatten huscht über ihre Züge.

Da greift die Alte in die Tasche, zieht die Flasche hervor, hält sie ihr entgegen und lallt: „Da, Döchterken, trink einmal, dann wirst du munter!“

Der Herr wirft dem unverschämten Weib einen wütenden Blick zu und zerrt die Dame gegen die Türe.

Dort steht das Kind. Es schaut mit seinen großen dunkeln Augen auf die vornehme Dame. Seine Wangen sind blaß, seine Lippen blau. Es hat die Händchen fest in den zerlumpten Mantel gewickelt und zittert vor Kälte.

Die Dame schaut das Kind an. Heiße Röte fliegt über ihre bleichen Wangen. Es ist ihr Kind. Einen Augenblick ist's ihr, als müßte sie das arme Wesen umfangen und an ihre Brust drücken, aber nur einen Augenblick.

Sie sieht das Auge des Herrn auf sich gerichtet; schnell hat sie sich gefaßt und rauscht an seinem Arme die steinernen Stufen hinan an dem Kinde vorbei.

Die Alte steht und schaut ihr nach. Sie murmelt etwas Unverständliches, dann setzt sie die Flasche an den Mund.

Das Kind in der Ecke aber blickt der vornehmen Dame aus seinen großen dunkeln Augen scheu und fröstelnd nach.

Der Gotthardtunnel.

Im tiefen Bergesschoß
Ein Rollen, ein Rädern, ein Rasseln,
Ein Pochen, ein Poltern, ein Prasseln,
Als wär' die Hölle los!

Welch Wunder nur geschah!
Im Kranze von schimmernden Blüten
Empfängt mich der lachende Süden.
Mir scheint der Himmel nah.

München. A. Dreyer.

Digitized by Google

Religiöse Stimmungen in neuen Dramen.

Von Dr. P. Expeditus Schmidt in München.

Wie Heines Tannhäuser im Venusberge nach Bitternissen schmachtet, so schmachtete unsere Bühnenkunst, als sie übersättigt war am Naturalismus, nach neuen Stimmungen religiöser, mystischer, symbolistischer Art. Dies Schmachten entsprang sehr verschiedenen Quellen. Ehrlich unbefriedigt waren die einen, die da fühlten, und ahnten das tiefere Leben, das im Menschen pulst, die da glaubten oder zu glauben wünschten an des Menschen unsterbliche Seele. Andere waren zufrieden, wenn ihnen die neue Richtung neue Beifalls- und Kassenerfolge brachte; ich bin so frei, Herrn Gerhart Hauptmann hierher zu rechnen. Ein dritter Teil, die Schar der unheilbaren Skeptiker, benützte den Symbolismus zu ausgeklügelten Experimenten, indes die vierte Gruppe, der dritten näher verwandt als man gewöhnlich denkt, den religiösen Stoff „menschlich", d. h. platt rationalistisch zu erklären sucht, was allzeit bei seichten Köpfen Anklang findet.

Dieser letzteren Art ist das Drama von Hans Walter: „Christus"[1]). Der gute Heiland muß sich in neuester Zeit viel von den Poeten gefallen lassen. Dies Opus mit seinen gereimten jambischen Fünffüßlern, die von Poesie wenig spüren lassen, gehört zu diesen Leistungen, die Sünden gegen die Kunst, die Geschichte und die religiöse Empfindung zusammen sind. Der Heiland wird ungefähr vom Beginn seiner Lehrtätigkeit bis zum Beginn seines Kreuzweges geführt — von der Auferstehung ist keine Rede mehr, wie denn überhaupt die Bibel nach Belieben verstümmelt wird. Wir setzen die Schlußworte hierher, die dem Judas in den Mund gelegt sind:

„Ihr Toren! Das ist eures Schützers Lohn?
Er ist ein wahrer Held trotz Spott und Hohn!
Das war ein Mord —
(gen Himmel blickend)
Zur größern Ehre Gottes! —"

Sie kennzeichnen des Werkes künstlerische Höhe, wie seine einseitige, flache Tendenz mehr als genügend.

[1]) Wien 1902, Adolph W. Künast.

Digitized by Google

Fritz Karstedts dramatisches Gedicht in drei Akten „Im Anfang“[1]) bringt etwas mehr poetische Stimmung auf, an innerem Gehalte ist es kaum reicher. Am mysterium iniquitatis haben sich schon größere Geister versucht als dieses Stückes Schöpfer. Er hilft sich dadurch, daß er die Engel in männliche und weibliche scheidet, was noch mysteriöser ist als der ganze Sündenfall, wie ihn die Kirche lehrt. Karstedt dichtet sich frei nach Klopstock einen reuigen gefallenen Engel, den aber vor allem die Sehnsucht nach seiner standhaft gebliebenen Engelin auf Rückkehr zum Himmel denken läßt. Das geht nun nicht, aber da das gütige Engelsfräulein auch ihn noch liebt, werden sie beide auf die Erde geschickt, wo der Gefallene eine neue Prüfung bestehen soll. Die eifersüchtige Teufelin, die ihn in ihre Netze gezogen hatte, redet der guten Engelin ein, sie könne ihren Geliebten nur zu sich emporziehen, wenn sie erst zu ihm hinabsteige in die Schuld. Sie tut es — Donnerschlag, Ohnmacht, Ansprache des Herrn, dann wachen sie auf im Tierfellröcklein als Adam und Eva; was sie erlebt, war alles Traum; von Schuld ist an dem folgenden Liebesgespräche nichts zu merken, über ihrem Kusse fällt der Vorhang. Das Rätsel ist „gelöst“! So weit ganz nett, aber platt, sehr platt.

Da packt Wolfgang Madjera in seiner Tragödie „Ahasver“[2]) das Mysterium denn doch viel tiefer an. Ahasver kommt in das Haus eines reichen Kaufmanns als müder Wanderer und findet Aufnahme. Eine gewaltige mitternächtige Visionsszene schildert des Gekreuzigten Fluch über den hartherzigen Juden, aber ein Gespräch des rastlosen Pilgers mit des Hauses jüngerer, engelreiner Tochter zeigt uns, daß dieser Fluch kein unbedingter ist; sie meint:

„Gott ist barmherzig, wenn der Mensch nur will,
Daran hab' ich gedacht. Er, der vom Kreuze
Für seine Spötter um Verzeihung bat —
Soll einen Menschen so verfluchen können,
So ohne jede Gnade? Aber dieser,
Der Ahasver, der wird nicht wollen, denk' ich.“

Die reine Seele empfindet richtig, Ahasver gesteht:

„Er hat den Donnerfluch auf mich geschleudert,
Bis laut'res Mitleid einstens mich erlöst,
Und selbstgewollte Reinheit mich befreit!
Ich aber habe nie gewollt, nie, nie —
Ich weiß ja nicht einmal, was er gemeint —“

Maria hat Mitleid mit ihm, sie wird sein Weib, ihn zu erlösen in keuscher Ehe, in selbstgewollter Reinheit. Man glaubt, das Motiv des fliegenden Holländers werde sich wiederholen. Aber es kommt zum Umschlag: Ahasver kann sich auf die Dauer in die Leidenschaftslosigkeit nicht finden; mit der Gattin

[1]) Dresden 1900, E. Pierson.
[2]) Wien, Österreichische Verlagsanstalt.

Digitized by Google

Schwester, die ebenso symbolisch Eva heißt und durch und durch Leidenschaft ist, zieht er in die weite Welt; Maria, die ihn zurückhalten will, stößt er in den Abgrund: er *will* nicht erlöst sein. Einiges Episodenwerk rankt sich um diese ernst erfaßte und glücklich durchgeführte Handlung.

Auch Fritz Lienhard bietet eine Tragödie des Titels „*Ahasver*“[1]). Eigentlich sind es ihrer zwei: „Ahasver in Jerusalem“ (in einem Aufzuge) und „Ahasver am Rhein“ (in zwei Aufzügen). Ich schätze in Lienhard den ehrlichen Vorkämpfer eines überzeugten Idealismus. Aber im Drama kommt man mit bloßem Idealismus nicht zum Ziele, hier ist Verstandesarbeit unentbehrlich, so gut wie beim Architekten, dem alle Kunst nichts hilft, wenn sein Werk den Gesetzen der Statik nicht entspricht. Ibsen, gegen den Lienhard im „Hochland“ (2. Heft) seine Bedenken äußert, ist ein Meister dieser dramatischen Statik und dabei doch ein Dichter trotz Lienhards Bedenken; denn nur ein Dichter kann Menschen schaffen wie Tante Julle, wie Doktor Stockmann und seine Tochter Petra, wie Agnes Brand, die leidverzehrte, und Ulrik Brendel, den verlotterten Lebenskünstler. Daß viel Konstruiertes bei Ibsen zu finden, leugnet keiner, der ihn kennt; aber um deswillen sollte ihn nicht *der* Mann hinausweisen wollen aus dem Tempel der Dichtung, der selber zum Problem-Tragöden wird, wie Fritz Lienhard im „Ahasver“. Ein wenig mehr Ibsenische Konstruktionsfestigkeit wäre dem Werke nur nützlich gewesen.

Der erste Teil spielt am Todestage Christi auf dem flachen Dache des Hauses Ahasvers. Daß er ihm Veronika und Johannes zu Kindern gibt, wollen wir dem Poeten nicht verbieten. Aber ganz falsch dünkt es uns, wenn er den Juden zum Vertreter des Materialismus stempelt; gewiß, er hat Recht, wenn er ihn beten läßt um Macht für Israel, aber er durfte den ganzen gewaltigen alttestamentlichen Idealismus nicht verkennen, der darin liegt — ein Idealismus freilich, der in der Irre geht, aber doch ein Idealismus. Vom Dache herab flucht der Jude dem Heiland und höhnt ihn, da er — für den Zuschauer unsichtbar — an seinem Hause vorbei nach Golgotha geführt wird, von unten herauf trifft ihn der verdammende Blick, und als Veronika des Heilandes Antlitz auf dem Schweißtuche ausbreitet, stürzt er davon: „Und ob es gleich währe tausendmal tausend Jahre — *leben will ich*, bis ich *aus eigener Kraft* mir errungen habe *Macht, Macht, Macht!*“

Und Ahasver am Rheine ringt ebenfalls nach Macht als deutscher Professor auf dem Wege naturwissenschaftlicher Forschung, natürlich im atheistisch-materialistischen Sinne. Seinen Sohn hat er erzogen, sein Nachfolger zu werden, zu vollenden, was der Vater begonnen. Aber dieser Sohn kommt zurück von einer überseeischen Forschungsreise und bringt ein Frauchen mit, eines Missionars Tochter, gläubig und voll Idealismus. Hildegard ist natürlich Veronika und Erich ist Johannes. Es kommt — wie im ersten Teile — zum Bruche zwischen Kindern

[1]) Stuttgart 1903, Greiner & Pfeiffer.

Digitized by Google

und Vater, der sich beim Anblicke der beiden immer längst vergangener Dinge zu erinnern meint, aber merkwürdigerweise gar nicht weiß, daß er Ahasver ist. Das muß ihm erst „Frau Lorelei (Hildegard)" — so schreibt der Dichter — direkt sagen. Dann stürzt er sich in den Rhein: „Doch morgen komm' ich wieder! Ewig wieder! Ich bin Ahasver!" Seinen Assistenten reißt er mit in die Tiefe; so mordet der Materialismus seine Jünger, er selbst aber kommt ewig wieder.

Man sieht das künstlich Konstruierte. Ahasver ist für Lienhard der Materialismus, der immer wieder sein Haupt erhebt, aber neben dem Idealismus die traurigste Rolle spielt. Daß dabei die Sagengestalt des Juden völlig über den Haufen geworfen wird, ist etwas, was sich gerade der Dichter der Volks- und Heimatkunst nicht erlauben sollte. Technisch ist der erste Teil besser als der zweite, auch in der lebensvollen Charakteristik der Sprache. Im zweiten Teile tritt der konstruierte Gegensatz zwischen idealistischer und materialistischer Weltanschauung, dem die Personen dienen müssen, doch zu gekünstelt heraus, namentlich in der Loreleiszene, die ganz plötzlich hereingeschneit kommt, so daß man für den Augenblick wirklich nicht weiß: handelt sich's um ein ehrliches Gespenst oder um eine Maskerade Frau Hildegards? Wir haben eine Arbeit voll ehrlichen Wollens vor uns, aber namentlich dem zweiten Teile fehlt die dramatische Statik — da wäre bei Ibsen zu lernen gewesen.

Mit dem Ahasver zugleich kam mir ein anderes Drama Lienhards zu, der erste Teil einer Wartburg-Trilogie mit dem Titel „Heinrich von Ofterdingen"[1]), die zwar nicht ganz unter dieses Aufsatzes Überschrift paßt, aber ob ihrer Berührungspunkte mit dem Ahasver mit zu besprechen ist. Auch der Ofterdingen ist ein Problemdrama, das die Volkskunst, die echt nationale, der wälschen höfischen Kunst siegreich gegenüberstellt. Ofterdingen erscheint als der Nibelungendichter, ähnlich wie in Julius Wolffs armseligem Tannhäuserepos, aber die Verknüpfung ist weit besser und natürlicher, der Charakter des Helden weit geschlossener und fester. Daß die Ofterdingen-Hypothese wenig realen Wert für sich hat, sei nebenbei erwähnt; der Dichter hatte volles Recht, sie zu nutzen. Es steckt viel Studium in dem Werke und viel Poesie ist aufgeboten, dichterisch von des Problems Richtigkeit zu überzeugen. Ob das bei einer Aufführung gelingen wird, muß ich aber bezweifeln, schon weil das Drama für Ausfechtung solcher Streitfragen der allerungünstigste Boden ist. Man muß Wolframs und Walters Gedichte, vor allem aber die Nibelungen kennen, soll man den Dichter ganz verstehen; und so viel darf man leider bei unserem Theaterpublikum nicht voraussetzen. So ist bei aller Begeisterung des Dichters, bei aller Fülle seiner poetischen Farben — ähnlich wie im Ahasver — das künstlich Konstruierte des ganzen Aufbaus zu deutlich fühlbar, als daß das Drama als organische künstlerische Einheit wirken könnte.

[1]) Stuttgart 1903, Greiner & Pfeiffer.

Digitized by Google

Die anderen beiden Glieder der Trilogie sollen nach der — übrigens nicht sehr künstlerischen — Umschlagszeichnung und nach Klingsors Prophezeiung (S. 23) die hl. Elisabeth und Dr. Luther zu Helden haben. Wir nehmen es dem Protestanten nicht übel, daß er auch diesen hereinzieht; er darf es uns aber nicht verdenken, wenn uns die Zusammenstellung ein Lächeln ablockt ob der Prophezeiung ex eventu, und wenn wir Klingsors Worte von „jenem Mann, deß Donnerwort mit Götterlachen Wahn in Scherben schlägt", nicht als zutreffende Charakteristik anzuerkennen imstande sind. Das befreiende Götterlachen vermochte ich bei Luthers Donnerworten nie zu finden, so bereit ich wäre, um seinetwillen ihm sehr, sehr viel zu verzeihen. O daß er nichts als Wahn in Scherben geschlagen hätte! —

Mit Ahasver am Rheine berührt sich im Vorwurfe das beste der Stücke, die ich heute zu besprechen habe — leider ist es nicht deutschen Ursprungs. Der Italiener Enrico Annibale Butti ist sein Verfasser und „Lucifer"[1]) sein Titel; Otto Erich Hartleben und Ottomar Pilz gaben das deutsche Gewand.

Vier Akte zählt das Stück, die ohne tieferen Grund mit den Namen der Jahreszeiten bezeichnet sind — eigentlich wären es fünf, aber der vierte fehlt; was er enthalten sollte, wird im Schlußakte nachgetragen. — Professor Alberini, ein apostasierter Priester, hat seinen Sohn „frei" erzogen, d. h. ohne alle und jede Religion, ohne Taufe, ohne das kleinste Gebet. Da wird ein Studienfreund des Professors, der aus Familienrücksichten längere Zeit vor der Weihe aus dem Priesterseminare ausgeschieden, an das gleiche Gymnasium versetzt, an dem Alberini wirkt. Alberinis Sohn und Senardis Tochter lernen sich lieben, ohne daß sie Kenntnis von der Lage der Dinge hat, ja, ohne daß ihr Vater, den sie nach wie vor mit Alberini befreundet glaubt, von ihrem Verkehre in dessen Hause weiß. Alberini ist ehrlich und mahnt sie, nicht ohne ihres Vaters Vorwissen sein Haus zu besuchen. Zu spät. Die Herzen der jungen Leute haben sich gefunden; es kommt zur Aussprache. Senardi wie sein Freund, der Pfarrer von St. Sylvester, der unter den Händen der Übersetzer wohl etwas zu viel deutschpastorale Salbung erwischt hat, bemühen sich redlich, dem Mädchen die Unmöglichkeit dieser Ehe klar zu machen; sie scheint nachzugeben, aber in einer letzten nächtlichen Unterredung erklärt sie dem Geliebten, daß sie den Mut haben werde, die Ketten zu brechen, um ihm anzugehören. Damit schließt der dritte Akt. Der vierte müßte doch wohl eigentlich die Trennung des Mädchens von ihrem Vater enthalten, die jetzt denn doch nicht genügend psychologisch begründet ist, namentlich bei einer Seele, die vorher als durch und durch religiös gezeichnet war. Aber das fällt unter den Tisch, der vierte Akt bringt sofort die Katastrophe. Wir bekommen die Arme gar nicht mehr zu Gesicht; wenn sich der Vorhang zum letzten Akte hebt, liegt sie, erkrankt an Lungenentzündung, sterbend im Nebenzimmer — nach drei Monaten jungen Eheglückes, wie wir so langsam berichtet werden.

[1]) Berlin 1904, S. Fischer.

Digitized by Google

Ihr junger, in „Freiheit" erzogener Gatte ist fassungslos, dem Schmerze gegenüber hält seine Erziehung nicht stand; er erkennt mit der Sterbenden eines höheren Richters strafende Hand, und des Vaters Philosopheme des Unglaubens greifen nicht mehr an, weinend wie ein Kind sinkt er dem Pfarrer zu Füßen, der aus dem Sterbezimmer tritt, und selbst der Apostat, der sich so sicher fühlte in seinem Atheismus, „steht mühsam aufgerichtet, wie betäubt vor dem Fenster" und murmelt auf des Pfarrers Worte: „Sie ist glücklicher — als wir" nichts als: „Ja — wer weiß? Wer weiß?" Da klingen die Osterglocken, die ersten Sonnenstrahlen fallen auf ihn. Ist das auch für ihn ein Auferstehungstag? Bestimmte Antwort wird uns nicht, aber der Atheismus liegt am Boden.

Wie mag es wohl gekommen sein, daß Otto Erich dies Stück übersetzt hat? Nun, wie immer — freuen wir uns seiner Arbeit, denn das Stück ist gut in Technik und Charakteristik — abgesehen vom fehlenden vierten Akte. Und da Hartlebens Name auf dem Titelblatte steht und S. Fischer in Berlin sein Verleger ist, wird es hoffentlich trotz seiner religiösen Stimmung auf die Bühnen kommen, wie auch nur recht und billig ist.

Noch einen „Lucifer"[1]) mußte ich lesen, den ein sonst unbekannter Herr Franz Bachmann vor Gott und Welt zu verantworten hat. Das beste daran ist der nicht übel gezeichnete Umschlag, der Inhalt — blutiger Dilettantismus! Ich mußte meine ganze kritische Gewissenhaftigkeit aufbieten, die vier Aufzüge zu Ende zu lesen, die sich aus den disparatesten Motiven zusammensetzen, ohne zur künstlerischen Einheit zu werden. Hier ein Faustgedanke, dort hört man die versunkene Glocke anschlagen, und dazu mittelmäßige Verse — was doch alles gedruckt wird!!

Endlich noch ein schwereres Werk, die dramatische Dichtung „Aufschwung"[2]) von Paul Thiem, in zwei Teilen: I. Der Dichter (Dramatische Dichtung). II. Der Prophet (Ein Drama). Die Zwecke dieser Sonderbezeichnungen sind mir nicht aufgegangen, wie denn überhaupt eine etwas gesuchte Mystik das ganze Werk beherrscht. Es fehlt nicht an Poesie, z. B. gleich im Chorliede der ersten Szene, aber alles erscheint zu stark von des Gedankens Bläße angekränkelt, weshalb kein rechtes dramatisches Leben gedeihen kann. „Aufschwung in Demut" klingt aus dem ersten Teile heraus — wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen, steht aber dennoch schief darum. Der Prophet des zweiten Teiles verkündet den Atheismus Zarathustras, aber das letzte Wort hat „der Alte" — soll ich ergänzen: Glaube? — mit einem tiefempfundenen Gebete zu Gott. Leider ist die Gestalt des Alten in all dem barocken Durcheinander der Vorgänge zu sehr in den Hintergrund getreten, um den Faden recht erkennen zu lassen, an dem sich die Handlung entwickelt, soweit von einer solchen die Rede sein kann. Schade, daß des Verfassers Name nicht schon berühmter ist, seine

[1]) Dresden 1903, C. Tittmann.

[2]) Berlin 1902, L. W. Siedenburg.

Digitized by Google

Arbeit ist ein Prachtstück für Exegeten; so aber wird man sich nicht genug Mühe geben wollen, sie zu verstehen.

Zum Schlusse muß ich noch hinweisen auf eine kleine Broschüre von Karl Dunkmann, „Das religiöse Motiv im modernen Drama“[1]). Sie ist auf ihren 62 Seiten sehr reich an Inhalt. Der Verfasser gibt, nach ganz kurzem Rückblick auf das antike Drama und auf Shakspere, eine gute Übersicht über die Entwicklung des religiösen Motivs im Drama seit Goethe und findet schließlich des Übels Kern in der allgemeinen Annahme des Determinismus, der Willensgebundenheit, die keine Schuld gelten und damit keine klare und echte Weltanschauung aufkommen läßt. Das Büchlein ist äußerst lesenswert, wenn man auch hie und da mit einem ästhetischen Urteile nicht ganz einverstanden sein mag. Solch offene Aussprache ist immer dankenswert; denn sie hilft manchem, sich langsam wieder durchzuringen zu dem fast entschwundenen Verständnisse dessen, was Religion und religiös im tieferen Sinne heißt und ist.

[1]) Berlin 1903, Schwetschke & Sohn. — Leider viele Druckfehler!

Verschlafen sonnt sich — —.

Verschlafen sonnt sich auf der Düne
Ein satter, sommermüder Tag,
Und wie der Puls der Mutter Erde
Wogt sacht und sanft der Wellenschlag.

Im stillen Gleichmaß ebbt das Leben
An meinem Herzen fern vorbei, —
Es liegt so jenseits, erdentfremdet,
So sehnsuchtsmatt und schicksalsfrei.

Doch in der Seele keimt ein Sehnen
Und wächst empor titanengroß,
Ist wie ein Schiff auf weitem Meere,
Ist steuer-, ziel-, und segellos.

Und heult und brüllt in Qualenwehen
Wie Donnerglockenerz vom Turm
Und schluchzt und schreit in wilden Lauten
Nach einem Sturm — nach einem Sturm.

Klosterneuburg. Rud. Jul. Lehner.

Digitized by Google

Das Werden.

Essay von Ferd. Gruner in Trautenau.

Meine Arbeitsstube blickt mit ihren Fenstern auf die Berge. Ein gewaltiger Kegel und rechts und links die kleineren Berge, aus denen sich ein Tal öffnet, in dessen Mitte ein Bach rauscht. Um den Gürtel dunkle Fichtenwälder, dann Wiesen und nicht weit von den Fenstern ein paar Häuser. Und in der Stube etliche Blumen, ein Vogel, der bisweilen hell zwitschert, dann wieder tagelang schweigt. An den Wänden die Bücher. Ach, es werden von Woche zu Woche mehr. Weiß Gott, was alles Einlaß heischt in meine stille Klause.

Das ist die Werdestube, die Werkstätte. Just so, als ob ein Amtsschreiber darin hauste. Es fehlen nur die Akten, die nach einer alten Tradition ja bestaubt sein müssen. Ein Mann, der mir ehrlich-freundlich gesinnt ist, weil ihm irgend etwas, das ich geschrieben, eine zufriedene Stunde gemacht, kam einmal, um mir die Hand zu schütteln. Sah der sich überall um, höflich verstohlen natürlich, wie sichs für einen Freund geziemt. Und als ich fragte, was er vermisse, lächelte er ein bißchen verlegen. Nicht eben etwas, er hätte sich eine Werkstätte für geistiges Schaffen nur ein klein wenig anders vorgestellt . . .

So mag's wohl da und dort ergehen. Vielleicht, daß einer eine Presse sucht, aus der die Gedanken gepreßt werden, oder er meint die Poesie sich verkörpern zu sehen auf der Stirn des Denkenden. Auch an eine festtägliche Kleidung mag mancher denken. Weil das Dichten doch etwas Hohes, Feiertägliches ist, auch heute noch!

Nichts von alledem! Das kommt zu geheimer Stunde, wenn man es am wenigsten ahnt, und klopft an das Herz. Flieht der Schlaf die Augen, wandern die Gedanken bunt durcheinander. Von dem und jenem kommt einem etwas in den Sinn. Man dämmert so dahin, erinnert sich dessen, was der Tag gebracht, was man gesprochen und gelesen, was getan und was versäumt. Kein Dichten ist's, kein Haschen nach originellen Ideen, nein, das lag nicht in dem Sinn. Aber da plötzlich in der Mischung von Alltäglichem ein Wort, das sich in die Gedanken gräbt, nichts anderes als ein Wort, das tausendmal aus-

Digitized by Google

gesprochen ward und durch das Hirn ging, wie irgend ein anderes gleichgültiges. Doch nun ist es anders. Es ist, als ob es durchflammt wäre von Ungewöhnlichem. Ein Krystall, das nie mehr ganz untertaucht. Es verschwindet vielleicht tage-, ja wochenlang aus dem Erinnern, doch es kommt wieder, und dann hat es, scheint es, etwas mit sich. Man bringt es nicht aus dem Kopf. Es beschäftigt nun schon die Gedanken, doch die Stunde des äußerlichen Werdens ist noch nicht gekommen. Ein anderes Krystall ist daneben aufgetaucht, es sieht aus, als ob es helleren Glanz hätte. Doch der verblaßt auch früher. Es überfallen Einen Stunden, die eine endlose Leere in sich schließen. Die machen müde, gießen Zweifel in die Seele und erzeugen eine hastende Unruhe, die nicht von außen gekommen ist und auch schwieriger zu besiegen ist, als jene, die das Leben gebracht, das um uns brandet. Diese Stimmung macht unzufrieden, sie stimmt das Bewußtsein des Könnens tief herab. Sie verwundet die Seele mit dem Stachel des Vorwurfes des Stümpertums. Da ist die Sonne düster und jede milde Mondscheinnacht voll tiefer Finsternis. Das pocht in den Schläfen, nagt im Hirn und will nicht enden.

Das ist die Prüfungsstunde für den Schaffenden. Wohl dem, der sie empfunden. Sie bleibt keinem fremd, dem die Musen gütig gesinnt sind. An Kärrnern geht sie vorüber. Doch sind sie deshalb nicht glücklich zu preisen. Denn ihnen ist auch die Süße des Werdens, des echten Schaffens versagt. Nach Stunden des Zweifels, der Furcht, steigt aus dem Herzen wie durch ein Wunder, was so lange in den Tiefen geruht. Das Wort ist geworden. Was nun die eilende Feder auf das Papier hinwirft, das ist nur ein Spiegelbild des Innern, oft allerdings ein schwaches Bild des innerlich Gesehenen und Erlebten. Den Ganzgroßen allein ist die Gewalt gegeben über das Wort. Deshalb nicht selten nach dem Rausch der Schöpfungsstunde, da alles hoch gestimmt ist, das Leben in seiner nie versiegenden Freude braust, die wehmütig-resignierte Unzufriedenheit, die sich niemals zufrieden geben will mit der Form. Was für ein wundersames Instrument ist doch die Sprache! Sie bietet all den Regeln, in die sie wohlmeinende Lehrhaftigkeit bannen will, Trotz. Ach, das ist vergeblich Beginnen. Denn sie ist das Leben, in ihr spiegelt sich alles wieder. Und jede Stunde sieht Neues, das sich mit Ben Akibas Wort nicht bescheiden will. Der Sprache Meister sind die Dichter. Denn sie erzielen mit ihr die größten Wirkungen, und das ist eine hohe Kunst. Muß das Wort doch malen wie ein Maler, den Meißel ersetzen, rauschende Musik vor unseren Ohren tönen lassen und das dumpfe Geknatter der Gewehrsalven kämpfender Armeen vergegenwärtigen. Weinen und lachen machen kann des Dichters Kunst. Es ist fürwahr etwas Großes darum, weit mehr als die kühle Schulmeisterkritik ihr zuerkennen will, die mit dem Seziermesser der Analyse den Gedanken nachspürt. Als ob man damit die Seele aufspüren könnte! Das ist ja das große Geheimnis jeder Kunst, daß die Ausdrucksmittel auch jedem Laien geläufig sind und doch zur Höhe nur die Auserwählten steigen.

Digitized by Google

Wenn es gelang, darum die Freude, die nichts weiß von eitler Ruhmredigkeit. Freilich hinter den Scheffel stellen, ist auch unklug. Denn der Kunst letzter Zweck ist und bleibt, daß sie nicht nur ihren Schöpfer beselige, sondern alle, die wunden Herzens sind oder sich erheben wollen.

Wenn es nicht gelang! Wenn das Wort nicht gemeistert wurde, sodaß das äußerliche Bild zu matt blieb! Dann Einkehr halten und Weiterstreben. Nicht erzwingen wollen, weil das doch unmöglich ist. Mitten in der Arbeit, da oder dort kommt wieder einmal ein Augenblick, der die Schöpfung vorbereitet, durchblitzt ein Gedanke das Hirn, der eine Tat gebären wird. Nur was aus dem innersten Herzen geboren, hat Ewigkeitswert . .

Ich suche dich.

Ich suche dich auf allen Wegen
In Angst und Not,
Ich geh' dir tränenvoll entgegen
Bis in den Tod.

Hab' deine Spur einmal gefunden
Zur Maienzeit,
Doch ist sie meinem Blick entschwunden
Im Sturm und Streit.

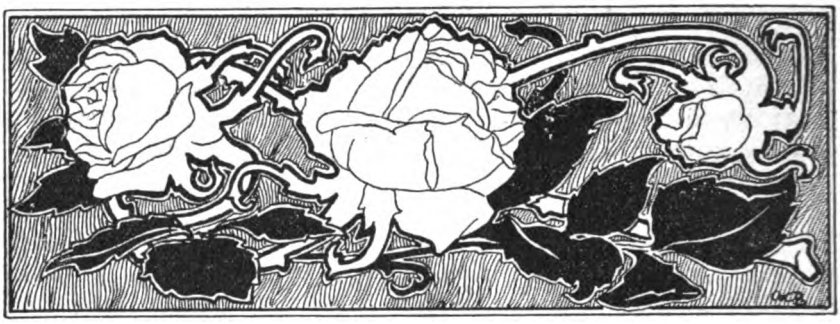
Sah einmal winken dich von ferne
In Herrlichkeit,
Doch warst du höher als die Sterne —
Unendlich weit.

Du gabst ein Sehnen mir zu tragen,
So unermessen!
Drum kann ich über allen Tagen
Dich nie vergessen!

Ich suche dich auf allen Wegen
In Angst und Not,
Ich geh' dir tränenvoll entgegen
Bis in den Tod.

Tübingen. Max Kienningers.

Digitized by Google



Schlesische Dichter der Gegenwart.

Von Dr. J. G. Wahner in Neisse.

III.

Paul Albers.

Vom fröhlichen Romantiker, der heimischen Volksweisen und mittelalterlichen Minneklängen nachdichtete, zum realistischen Schwarzseher, der im Anwaltberuf und als Gutsherr inmitten polnischer Bevölkerung manchen Blick in die Nachtseite des Menschenlebens warf und ihn ohne Schönfärberei, aber dennoch meisterhaft schildert, — das ist, kurz gesagt, der künstlerische Entwicklungsgang des Poeten Albers. Ihm gleicht leider auch der von ernsten Erfahrungen, von herbem Leid bezeichnete Lebensweg dieses hochbegabten schlesischen Sängers.

Als Sohn eines gräflich Schaffgotschen Oberförsters westfälischer Herkunft und einer Schlesierin, erbte er, wie er selbst in dem Gedichte „Oberschlesien" gesteht, neben dem heitern Sinn der Mutter vom Vater den westfälischen Trotzkopf, erbte er, obwohl ein Kind des reizlosen oberschlesischen Industriebezirkes, jene begeisterte Liebe zur Natur, jene an Eichendorff erinnernde Sehnsucht nach Waldeszauber, wie sie aus vielen seiner Poesien spricht.

Im Forsthaus Blutow stand des Dichters Wiege, aus der er als echter Oberschlesier hervorging:

Mit Bauernkindern hab' ich
Als Knabe oft gespielt,
Ich lernte ihre Sprache
Und hab' wie sie gefühlt:
Drum lieb' ich Volk und Leute
Und oberschlesisch Land. . .

Des alten Schrotholzkirchleins seines Heimatsdorfes Bujakow in der Südwestecke des ehemaligen Beuthener Kreises erinnert er sich in seinen Wanderjahren angesichts der Marmordome Italiens, und die schlichten Melodien seiner Lands-

Digitized by Google

leute summen ihm in den Ohren, als er nach Absolvierung des Gymnasiums zu Gleiwitz, das er gegen das Beuthener eingetauscht, an der heimischen Universität Breslau sein juristisches Fachstudium mit mancherlei philologischen, insbesondere germanistischen Vorlesungen verzierte; von ihnen singt er in dem Gedicht „An meine Heimat“:

O Liederborn, so hell und reich!
O Oberschlesiens Lieder!
Wie tönt ihr melancholisch weich
Das Leid des Volkes wieder!
Ihr steigt mir bis zum Herzensgrund,
Ihr wunderbaren Weisen,
Drum wird, solang er kann, mein Mund
Die teure Heimat preisen.

Kein Wunder, daß ein gut Teil seiner beiden Gedichtsammlungen „Klänge und Reime aus unpoetischer Zeit“ [1]) und „Singvogel sing“ [2]) als poetische Fassungen ihrer Volkssagen und Verdolmetschung ihrer Volkslieder der oberschlesischen Heimat gelten.

Seine sinnige Veranlagung führte den als Rechtsanwalt und Stadtverordnetenvorsteher in Ratibor Tätigen zunächst der Romantik in die Arme. Mittelalterlicher Minnezauber und Rittermut erfüllt ganz die beiden Hauptwerke des Dichters, die lyrischen Epen „Herr Gerwin“ [3]) und „Eginhard und Imma“,[4]) deren letzteres mit seiner prächtig illustrierten Ausstattung in zahllosen Tagesblättern und Zeitschriften glänzende Besprechungen fand und Albers in weiten Kreisen bekannt machte.

Der Minnesang „Herr Gerwin“ erinnerte in seinem Motiv ein wenig an Redwitz' Amaranth, nur daß ihn nicht deren viel bespöttelter Weihedust umschwebte, vielmehr die lose Grundstimmung Wielandscher oder Baumbachscher Schwänke und der kräftige Vagantenton der carmina Burana, deren Maccaroni sich freilich im Munde von Gerwins Burgkaplan derb genug ausnimmt. Aber die stofflich nicht eben sehr originelle Aventiure aus dem Ruhrtale bewies des Dichters außerordentliche Sprachgewandtheit und Verskunst, die der Julius Wolffschen nicht viel nachgibt und dabei doch nicht, wie bei Wolff, auf Kosten des Zeitkolorits gepflegt ist.

Mit den Vorzügen der Form, einer edlen Sprache, fließender Darstellung und abwechslungsreichem Strophen- und Versbau verbindet das Hauptwerk, die Heldendichtung „Eginhard und Imma“ ein gehaltreiches, liebliches Thema aus der Karlssage; es ist die anmutige Mär von dem Kaiserlichen Rat und Biographen Eginhard oder Einhard und der schönen Tochter des großen

[1]) Ratibor 1888, Franz Lindner. 2. Aufl. Leipzig 1889, Gustav Wolf.
[2]) Dresden, 1896, E. Pierson.
[3]) Großenhain, Baumert & Ronge.
[4]) Berlin, J. Harrwitz' Nachfolger (E. Th. Kehrbach).

Digitized by Google

Herrschers, die jenen ob seiner herrlichen Geistesgaben liebt und ihrer Neigung Rang und Reichtum opfert, um mit dem Geliebten in jahrelanger Waldeinsamkeit unter harten Entbehrungen zu hausen und sich so die Einwilligung und Verzeihung des Vaters zu erringen. Von plastischer Wirkung ist die sorgfältig gezeichnete Erscheinung Karls des Großen, unnachahmlich geschildert die Seelengröße der Fürstentochter; zu breit dagegen und nicht gleichmäßig ansprechend die der Ausgestaltung von Eginhards Charakter dienende Erzählung alter Göttersagen. Ähnlich steht es mit einigen der eingestreuten Liebeslieder, deren größere Mehrzahl jedoch wahre Perlen echter Lyrik sind, gleich zart in Empfindung und Ausdruck. Indem der Dichter dabei weite Ausblicke in die Zukunft des deutschen Reiches eröffnete, führte er den Leser geschickt durch alle Entwicklungsphasen germanischen Lebens, durch die Götter- und Heroenwelt, die christliche Kultur des aufblühenden Reiches, den Niedergang und das Wiedererwachen Deutschlands hindurch.

So schien Albers inmitten des Unrats moderner Schmutzsujets ein berufener Hüter des alten Schönheitsbegriffes, ein getreuer Ritter der Romantik, mit ihrer blauen Blume im Wappen, bleiben zu wollen. Aber gingen auch die neuen Strömungen der Literatur fast spurlos an ihm vorüber, so nicht das Leben mit seinem Ernst; die Ironie des Schicksals wandelte ja schon manchem Sänger das rührende Gebilde seiner Phantasie um in der Wirklichkeit erschütternde Tragik.

Kann es da Staunen erregen, daß die realistische Ader, die wenigstens im Lyriker Albers schon während seiner Romantikerzeit sich regte, — viele seiner „Klänge und Reime aus unpoetischer Zeit" z. B. sind dichterische Verklärungen von Alltagserfahrungen — allmählich sein ganzes Können durchdrang? Ihren Pulsschlägen begegnen wir neben den realistischen Skizzen von Karl Klings in der Zeitschrift „Oberschlesien", naturwahren, meist düsteren Bildchen aus dem heimischen Volksleben, wie sich deren eines von allgemeinerer Geltung in rhythmischer Fassung schon unter dem Titel „Der abgedankte Johann" in der genannten Gedichtsammlung vorfand.

Am wenigsten originell, obgleich sicher einem tatsächlichen Anlasse entsprungen, erscheint „Die Exnereiche", mehr anekdotenhaft „Die große und kleine Marianne"; wirkungsvoller schon „Die letzten zwölf Stunden" eines Mörders. Viel bedeutender sind „Franz und Marie", ein oberschlesisches Gegenstück zu Gottfried Kellers „Romeo und Julie auf dem Dorfe", ohne dessen versteckte Sinnlichkeit, „Die Wunderquelle" und „Gewerbefreiheit", nur daß der in allen drei zum Selbstmord führende Ausgang nicht nur schematisch wirkt, sondern auch allzusehr der Moral modernen Unglaubens entspricht. Leider scheint diese Vorliebe auch mit einer Wandlung in des Dichters religiösen Anschauungen zusammenzuhängen, wie sie bedauerlicherweise in der letzten jener Skizzen, in der von Heinseschen Lüsternheit und Frivolität erfüllten „Müller Elsbeth" zum Ausdruck kommt. Ist „Gewerbefreiheit" nicht ohne kulturgeschichtlichen Wert, so knüpft „Die Wunderquelle" an die lokale Legende an und enthält eine

Digitized by Google

Schilderung einer der schönsten Gegenden Oberschlesiens, der südlichen Hälfte des Rybniker Kreises, wo des Dichters Heim liegt: „Dicht von der österreichischen Grenze her zieht sich das oberschlesische Hügelland, reich an Abwechselung und innigen Reizen. Bewaldete Anhöhen wechseln mit duftiggrünen Wiesen ab; dunkle Nadelwälder säumen den Horizont. Feldhäuser liegen zerstreut umher und geben der Landschaft das Kolorit. Aus blauer Ferne erzählen die Beskiden von den Wundern der Karpathen, die sich hinter ihnen zur Wolkenhöhe auftürmen und weiter wälzen bis hinunter zum schwarzen Meere . . . . In dieser Gegend liegt mein Haus und mein Gut, an dem ich hänge mit meiner ganzen, schwermütigen Heimatliebe."

Albers' dichterisches Können scheint noch im Wachsen begriffen zu sein.

Philo vom Walde.

Viel früher, von der Wiege an, mit dem Ernst der Wirklichkeit, mit der Not des Lebens bekannt und daher den modernen Strömungen des Naturalismus und Realismus zugänglicher, zeigte sich Philo vom Walde, der augenblicklich noch, von Romandichtern abgesehen, neben Gerhard Hauptmann Schlesiens bedeutendster Poet genannt werden kann.

Als Sohn blutarmer Häuslersleute 1858 zu Kreuzendorf bei Leobschütz in Deutsch-Oberschlesien geboren, lernte Johannes Reinelt das soziale Elend der untersten Volksschichten, der Armen und Ärmsten im Dorfe, wie kein anderer kennen. Die harte Jugendzeit des armen Weberhansel in seinem Hauptwerke „Leutenot" stellt in vielen Zügen des Dichters eigene Kindheitsgeschichte dar. Die Aufnahme des mittellosen Knaben ins Kloster der Franziskaner und seine Ausbildung zum Bettelmönch ward verhindert durch die Verweisung des Ordens. Eine günstige Laune des Schicksals bewahrte ihn auch vor dem prosaischen Schuhmacherhandwerk und erfüllte seinen Wunsch, Lehrer zu werden. Als solcher war er nach der Absolvierung des Lehrerseminars zu Zülz in Bielau und Nowag, Kreis Neisse, und dann lange Jahre im schlesischen Rom selbst tätig, bis er, wohl unter dem Eindruck seines mit vielem Beifall aufgenommenen Epos, an einer Stadtschule Breslaus einen angemesseneren Wirkungskreis und größere Anregung fand. Hier redigiert er die Zeitschriften „Der Naturheilarzt" und „Der Osten", das Organ der Breslauer Dichterschule, und gibt als Nachfolger von Max Heinzel den Kalender „Der gemittliche Schläsinger" heraus, der unter seiner Leitung viel reichhaltiger geworden ist.

Philo vom Walde ist ein begabter, äußerst vielseitiger und fruchtbarer Schriftsteller, der in dem durch Nietzsche-Lektüre genährten Überbewußtsein seines Könnens sich auch auf Gebieten versucht, auf denen ihm von fachmännischer Seite schon oft mit gutem Grunde die erforderliche Vorbildung abgesprochen wurde. Wir haben es indessen hier nicht mit seinen umfangreichen Studien zur Naturheilmethode (Vinzenz Priesnitz, Jos. Schindler als Nachfolger von Vinzenz Priesnitz 2c.) und zur Volkskunde (Schlesien in Sage und Brauch) zu tun.

Digitized by Google

Dem Poeten bot scharfe Beobachtung, gesundes Urteil und eifrige Lektüre wenigstens teilweisen Ersatz für die historische Betrachtungsweise, wie sie andern systematisches Studium gewährt.

Mit mundartlichen Gedichten und Dorferzählungen burlesken Genres, einer in Schlesien lange Zeit vorherrschenden Gattung, hatte Philo noch seine Erstlingswerke „Aus der Heemte" (1882) und „A schläsches Bilderbüchel" (1884) erfüllt. Aber schon das nächste „A Singvägerle" (1886)[1]) brachte ihm unvergänglichen Ruhm, sicherte ihm eine Bedeutung auf dem Gebiete der schlesischen Dialektdichtung, die nicht Geringere denn der Altmeister schlesischer Sprachforschung, Karl Weinhold, und der als Ästhetiker ewig jugendliche Rudolf Gottschall anerkannt haben; letzterer in den Blättern für literarische Unterhaltung mit den Worten: „Philo vom Walde bezeichnet mit seinen Dichtungen eine vollständig neue Epoche in der Dialektpoesie, oder vielmehr, er hat die wahre schlesische Dialektpoesie erst geschaffen, und die zahlreichen Nachahmungen zeigen, daß seine Ideen rasch Schule gemacht haben.... Die kleine Sammlung (A Singvägerle) schlägt alle Töne der Empfindungen an und vermeidet, wie es scheint, grundsätzlich die selbst bei Reuter überwuchernde bloße Schnurre und Anekdote mit vielem Takt und damit zugleich einen Hauptfehler unserer Dialektdichter." „A Singvägerle" lieferte zum ersten Mal den Beweis, daß auch das schlesische Idiom mit seiner verschrieenen Schwerfälligkeit und behaglichen Breite Wohllaut und Schmiegsamkeit besitzt, herzige Frische und Urwüchsigkeit, ganz geeignet für Weisen, die mit dem Volksliede Einfachheit und Innigkeit teilen. Darum ging denn auch der Wunsch eines Rezensenten nach berufenen Komponisten für diese Lieder Philos so bald in Erfüllung; Paul Mittmann, der schlesische Koschat, hob ihrer bereits eine ganze Anzahl ins Reich der Töne. Daß manches von ihnen übrigens sich wie ein Kunstpoem ausnimmt, dem nur aus Liebhaberei das Dorfmäntelchen der Mundart übergeworfen ward, tut ihrem Gefallen kaum Eintrag.

Überhaupt liebt es der Dichter, seine Schöpfungen in ein nicht immer ganz deckendes Übergewand zu stecken oder ihnen einen mehr nebensächlichen Zweck unterzuschieben, wo doch ihr bloßer Kunstcharakter schon genug einnimmt. So vereinte er 1887 unter dem romantischen Titel „Vagantenlieder" einen bunten Strauß Gedichte, für deren einzelne allerdings die Bummelpoesie Scheffels, Baumbachs und Julius Wolffs die Muster geboten hatte, während viele andere sich als Blüten ganz moderner Realistik erweisen.

Daß die schlesische Mundart auch für die epische Dichtungsart sich eigne, um das zu veranschaulichen, will Philo auch sein Hauptwerk, die „Leutenot" geschaffen haben, als ob dessen wertvolles Kulturproblem und lebenswahre Charakteristik ihm nicht allein schon bleibenden Wert verliehen und einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur sicherten. Hält

[1]) Wie die meisten Bücher Philos, erschienen bei Baumert & Ronge in Großenhain.

Digitized by Google

man dazu die Fülle heimischen Volkstums, das die in den Hauptzügen vom Verfasser erlebte Dichtung birgt, wie erst jüngst im Oktoberheft der Zeitschrift „Oberschlesien" von Wilhelm Kammer bis ins einzelne nachgewiesen wurde, so erklärt sich in der Zeit der Heimatkunst die begeisterte Aufnahme, die sie gefunden, trotz mancher Mängel in der Komposition und Form. Vermißt man doch bisweilen den inneren Zusammenhang, zumal breite lyrische Partien, Kinderlieder und Volksweisen, die einzelnen Begebenheiten der Handlung allzuweit auseinandersprengen, ähnlich wie in den Aventiuren der Romantiker. Nicht diesen, wohl aber dem fin de siècle-tum, entstammen die formellen Mängel, jene sprachlichen Roheiten, die kein guter Realist, sondern nur der exaltierte Naturalismus zur lebenswahren Zeichnung seiner Gestalten für notwendig erachtet. Mögen immerhin gerade derlei Auswüchse Beifall im Lager der Naturalisten und Sozialschwärmer gefunden haben; im sozialen Epos sind sie bei aller realistischen Treue noch entbehrlicher als im sozialen Drama. Der Naturalismus ist heute schon abgetan, und die auf seinen Trümmern erstandene Heimatkunst hält es wieder mit den unvergänglichen Schönheitsgesetzen unserer klassischen Ästhetiker Lessing und Schiller. Das möge der kritikempfindliche Dichter beherzigen, wenn er sich über den verhältnismäßig schwachen Absatz seiner „Leutenot" wundert! Unzweifelhaft aber bezeugt das Werk Philos herrliches Talent für die realistische Erzählungsform, und seine diesbezüglichen jüngsten Prosaskizzen dürfen hoffentlich als Vorboten größerer Schöpfungen auf diesem Gebiete angesehen werden.

Eine ebenso reiche Fundgrube volkstümlicher Lebensanschauungen, Gebräuche und Ausdrucksweisen ist die dreiaktige Bauernkomödie „Die Dorfhexe" (1891), jedenfalls vor den „Webern" Gerhard Hauptmanns das bedeutendste im schlesischen Dialekt geschriebene Drama. Trotzdem hat es, wohl wegen der geringeren Tiefe seines Gegenstandes und mancher Unwahrscheinlichkeit und schwachen Begründung im szenischen Aufbau, keinen dauernden Erfolg zu erringen vermocht.

Wie in diesem Stücke, wenn auch nur nebenbei, das Evangelium der Naturheilmethode verkündet wird, so sind ganz in deren Dienst gestellt die sechs kleineren Lustspiele, die unter den Titeln „Hygienische Volksbühne" 1892 und „Sonderlinge" 1895 erschienen. Philo selbst will diese Tendenzdramen nicht für Kunstleistungen gehalten wissen, sondern nur für Gelegenheitsdichtungen, die der Erheiterung dienen und dazu beitragen sollen, „daß gesündere Ideen auf dem Gebiete der Lebenslehre und Lebenskunst sich Bahn brechen".

Digitized by Google

Heidesonne.

Skizze von M. Günder in Erding.

Rot blühte die Heide. Darüber lag das Sonnenlicht wie ein goldener Schleier.

Wo das Waldesdickicht allmählich in blühendes Heideland überging, blieb Lene Dirk stehen. Langsam löste sie das Tragband, das ihr den schweren Karren ziehen half, von den Schultern. Mit langen Zügen sog sie die heiße Luft ein.

Und dabei legte sie die Hände über die Augen, weil das Lichtgefunkel sie blendete, und sah lange hinein in die goldflimmernde Weite vor sich.

Es war merkwürdig, daß sie erst heute sah, wie schön dies alles war, und sie ging doch täglich den gleichen Weg — — über die roten, wilden, sonndurchglühten Heideblumen hinweg.

Täglich, — seit sie damals vom Birkenhofe kam. Sie war dort Magd gewesen — — jung und arbeitsfroh, und — — der Bauer sah sie gern. Das war wahr, — — sonst aber war nichts an der Leute Gerede. Sie hätte leichtes Spiel, weil die Birkhofbäuerin siech und krank wäre, hieß es, — da schnürte sie ihr Bündel und ging.

Und sie ging zu ihrer Schwester. Die stand da in Sünde und Elend, und Lene Dirk nahm sich ihrer an. Weil die Armut in ihrer Schwester Haus so groß war, gab sie ihre Ersparnisse her, und weil niemand da war, der Brot schaffen konnte, arbeitete sie. So kam es, daß sie nie Zeit fand, die Sonne zu sehen.

Und heute — da lag diese mit einem Male vor ihr, glänzend und strahlend, in leuchtender Glut. Lene Dirk schloß wie geblendet die Augen. Sie wußte, weit draußen, in unsehbarer Ferne lag der Birkhof. Dort war der Platz leer geworden, den die Bäurin eingenommen.

Und nun waren die Tore geöffnet für sie, — sie brauchte nur über die Schwelle zu gehn, und dann — — war das Leben gar nicht zum Ausdenken schön.

Digitized by Google

Wie herrlich das sein mußte! Sich nicht sorgen von heute auf morgen, — nicht kämpfen müssen um das tägliche Brot und nicht hungrig sein müssen, weil es für alle reichte. Und wie sie arbeiten wollte! Sie war ja noch jung und kräftig und die Arbeit gewohnt. Keines sollte es ihr gleich tun. Und niemand würde mehr wagen, mit Fingern auf sie zu deuten, — sie war dann von allen geachtet, als Birkhofbäuerin.

Wie Lene Dirk dies dachte, fiel ihr Blick auf den Karren, der vor ihr stand. Darauf lag ihrer Schwester Kind. Das weinte, denn es war hungrig.

Und zu Hause hinter halbblinden Fenstern lag noch jemand, krank und hilfsbedürftig und ausgestoßen von den andern. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Langsam legte Lene Dirk das Tragband um die Schultern. Dann ging sie heimwärts. Sie wußte, was sie zu tun hatte. Nur mühsam kam sie vorwärts; denn die Sonne lag heiß über der Heide.

Das Lied.

Ich ging an eines Waldes Rand
An blumigem Wiesensaume.
Es klang ein Lied so hell ins Land
Aus schattendüstrem Baume.

Ich kam an einen grünen Sumpf,
Drin Frösche vom Alltag quaken.
Es fiel mein Stab aufs Wasser so dumpf,
Die Frösche all' erschraken.

Doch kaum war getan der zornige Schlag,
Begann das alte Rumoren.
Die Frösche stimmten an ihr — Quak,
Da ging das Lied verloren.

Liebau. Richard Kranz.

Digitized by Google

Kritische Gänge.

Von Dr. Anton Lohr in München.

I.

Die Simplizissimus-Debatten im bayerischen Landtag.

In der Spezialdiskussion über den Etat des Innern forderten mehrere Redner des Zentrums die Zensurbehörde zu energischerem Vorgehen gegen Volksschädlinge, wie „Simplizissimus", „Auster" und „Jugend", auf. Namentlich Landgerichtsrat Abg. Lerno fand mannhafte Worte ehrlicher Entrüstung über den „Simplizissimus". Die markantesten Stellen seiner Rede vom 14. Januar seien nach dem Berichte der „A. P." wiedergegeben:

„Abg. Lerno verliest hierauf einen Artikel aus den „Hamburger Nachrichten", in welchem ein Buchhändler ein äußerst abfälliges Urteil über den „Simplizissimus" fällt. So wird u. a. in diesem Artikel gesagt, daß der „Simplizissimus" den Geist und den Körper der Jugend vergifte, degeneriere, sie unwahrhaft mache. Er untergrabe das Schamgefühl und die Autorität. Es sei himmelschreiend, was vom „Simplizissimus" gegen Sitte und Anstand gesündigt wird. (Sehr richtig! rechts.) Aber, weil das unter der Maske der Kunst geschieht, läßt man die Sache gehen. Das sagt ein Buchhändler, ein Mann, der auch etwas vom Geschäft versteht. Ferner hat der „Rheinische Kurier", ein nationalliberales Organ, folgendes geschrieben: „Wir haben schon zu verschiedenen Zeiten und verschiedenemale auf die verderbliche Wirkung dieses „Witzblattes" (Simplizissimus) hingewiesen und dabei hervorgehoben, daß das Blatt eigentlich gar keinen Witz hat, (Sehr wahr! rechts), sondern lediglich den Mut zur Unanständigkeit. Die frechsten, dümmsten und zynischsten „Witze", die auch der liberalste Stammtisch nur flüsternd seinen Eingeschworenen erzählt, bringt der „Simplizissimus in klobiger Sprache oder in klobigen Karikaturen. Das ist kein Witz mehr, der durch künstlerische Form wirken soll, das ist die nackte, freche Zote, die sich jedes feineren Gefühles für Würde des Stoffes und der Form entäußert hat. Ein Strom von künstlerischer und sitt-

Digitized by Google

licher Vergiftung geht von diesem Blatte aus. Der Ton desselben ist der eines verblüffend einheitlichen Zynismus, der vor nichts zurückschreckt, der alles angreift und nur vor der Sozialdemokratie Halt macht. (Sehr wahr! rechts.) (Sehr liberal! Bei den Sozialdemokraten.) Wer liest denn überhaupt den „Simplizissimus"? Das Volk nicht, höchstens hie und da ein sozialdemokratischer Arbeiter. Die Leser des „Simplizissimus" rekrutieren sich aus dem Eisenbahnpublikum und den vornehmen Kasinos. In keinem besseren „Klub" fehlt der „Simplizissimus", und wir glauben ein Recht zu der Annahme zu haben, daß die Leutnants — selbstverständlich die jüngeren — die eifrigsten Leser dieses „Witzblattes" sind. Das gebildete Publikum, vor allem die Offizierskreise und die ihnen attachierten Schichten sollten diese Kost von sich weisen, das wäre die wirksamste Waffe gegen den „Simplizissimus". Wir haben es ja oft erlebt: jeder ist solange ein Freund des „Simplizissimus", als die „Anderen" heruntergerissen und beschweinigelt werden: geht's ihm selbst oder seiner Kaste 'mal an den Kragen, dann ist der „Simplizissimus" natürlich ein Schweineblatt. Wenn sich's der „Simplizissimus" heute beikommen ließe, in derselben ordinären Weise antiliberal oder gar antisozialdemokratisch zu werden, dann hätte er die Protektion vom „Vorwärts" und der „Frankfurter Zeitung" gar bald verloren. (Sehr richtig! rechts.) Daß der „Simplizissimus" hoch kommen konnte, ist ein Zeichen der Zeit insoferne, als es beweist, wie tief der künstlerische Geschmack der gebildeten Klassen gesunken ist (Abg. Dr. v. Daller: Sehr wahr!), wie wenig Selbstzucht die führenden Schichten haben, wie unfähig sie sind, sich gegen irgend ein Moment der Verärgerung mit den Waffen der Logik und Gerechtigkeit zu verteidigen. Es ist keine Kunst und kein Verdienst, alles witzig herunterzureißen; das kann der dümmste Kerl — sagt der „Rheinische Kurier", nicht ich, bitte! — Wird dieses Schmähen, Begeifern und Herunterreißen aber zum System und Sport, kommt es dem Satiriker nicht darauf an, durch Humor und Witz zu befreien, die künstlerische Seite, die jede menschliche Angelegenheit hat, auszulösen — will er nur schweinigeln, verlästern und verhöhnen, um sich und anderen einen Kitzel zu verschaffen, dann wird er ein Schädling für Staat und Gesellschaft, für Sitten, Sittlichkeit und guten Geschmack. Dann müssen wir gegen ihn einschreiten."

So sehr ich aber nun das Vorgehen des bayerischen Zentrums im Interesse der Volksgesundheit und der wahren Kunst freudig begrüße, so kann ich andererseits doch meine lebhaften Zweifel über die Wirksamkeit dieser Attacke nicht verhehlen. Das Ganze wird auf eine riesige Reklame für den „Simplizissimus" hinauslaufen. Schon jetzt wird die konfiszierte „Zentrumsnummer" in Berlin, wohin sie in Tausenden von Exemplaren trotz Überwachung gelangt sein soll, zum festen Preise von 1.50 Mk. pro Exemplar verkauft, das sonst 15 Pfg. kostet. Auch von einer neuen lex Heinze, die über kurz oder lang wieder kommen wird, ist nicht viel zu erwarten. Eine Fassung, die nur die Auswüchse der Kunst, das Obszöne und Pornographische, nicht aber die Kunst selber trifft, ist schwer zu finden. Im übrigen haben wir ja an Bilses Roman und anderen Werken klassische Beispiele, wie Verbot und Konfiskation auf den Absatz eines Buches wirken.

Digitized by Google

Der Polizeiknüppel kann wohl die ärgsten Auswüchse und Mißstände beseitigen, aber die Panacée, das Allheilmittel gegen die Unsittlichkeit in Kunst und Literatur, kann er nicht sein. Wenn es besser werden soll, so muß der Anstoß dazu von der öffentlichen Meinung, von einer allgemeinen Hebung des künstlerischen Geschmackes ausgehen. Nicht die Freiheit verdirbt die Sittlichkeit; im Gegenteil. Ich bin voriges Jahr längere Zeit in London gewesen; ich habe dort in keiner einzigen Buch-, Kunst- oder Schreibwarenhandlung Nuditäten ausgestellt gesehen, wie sie hier in München in Dutzenden von Läden zu erblicken sind. Ebenso fand ich es mit der Schmutzliteratur bestellt. Ein Blatt wie der „Simplizissimus" wäre in England direkt unmöglich, weil es keine Leser fände. Und dabei gibt es in England praktisch keine Zensur, keine Konfiskationen, keine Majestätsbeleidigungen!

Der tiefgesunkene künstlerische Geschmack des größeren Teiles unseres gebildeten Publikums muß wieder gehoben werden. Und darin könnten auch die katholischen Abgeordneten und die Presse sehr viel leisten, umso mehr, als die literarische Unkultur beim katholischen Publikum eine erschreckende ist. In den Parlamenten wird zwar über gute Kunstzeitschriften nicht gesprochen; wie ja auch bekanntlich diejenige Frau als die beste gilt, von der man am wenigsten redet. Aber auf Katholikentagen und bei vielen sonstigen Anlässen bietet sich für die Herren Abgeordneten reichlich Gelegenheit, für echte Kunstbestrebungen einzutreten und sie zu empfehlen. Leider geschieht in dieser Beziehung so viel wie nichts; auch der Preßverein hat für Literatur und Kunst kaum etwas übrig. Dadurch, daß man durch Landtagsdebatten Reklame für den Gegner macht und der Pflege der Kunst in den eigenen Reihen entweder teilnahmslos oder gar ablehnend gegenübersteht, wird die eigene Position kaum gestärkt.

Wie verständnislos ein großer Teil der katholischen Publizistik der Kunst gegenübersteht, beweist die Tatsache, daß so viele, auch bessere, Tageszeitungen einfach den Waschzettel der Falkenberg-Broschüre abdruckten oder das traurige Elaborat sonst belobten. Die Broschüre mußte die katholische Literaturkritik vor ganz Deutschland lächerlich machen mit ihrem Hasse gegen alle Klassiker und ihrer Forderung reiner Milchsuppenliteratur. Bezeichnenderweise waren es aber das „Korrespondenz- und Offertenblatt für die gesamte katholische Geistlichkeit Deutschlands" und das „Korrespondenzblatt für den katholischen Klerus Österreichs", die ganz besonders dem Mehlemer Kaplan heimleuchteten, während die Tagespresse versagte. Falkenbergsche Prüderie und Hysterie, und Zynismus und Roheit à la „Simplizissimus", sind zwar scheinbar Gegensätze, aber les extrêmes se touchent, und in einer Periode, wo der eine auftritt, muß sich auch der andere zeigen. Rückkehr zur echten Kunst ist das Heilmittel gegen beide.

Disharmonisches.

Unsere Zeit beherrscht eine wahre Jubiläumswut. Und die Geschichte wird immer noch schlimmer. Selbst der Vernünftigste kann sich der allgemeinen

Digitized by Google

Ansteckung nicht mehr erwehren und muß mit den Wölfen heulen. Die Literaten, eitel wie sie nun einmal sind, stellen natürlich ein stattliches Kontingent zu den Jubiläumsfexen. Vom 40. Lebensjahre an — manchmal auch schon vorher — wird jedes vollendete Dezennium mit Festartikeln, Jubiläumsversen, Festessen usw. gefeiert. Auch der 25., 40. und 50. Jahrestag des denkwürdigen Ereignisses, daß ein Poet den ersten Vers reimte oder ein mehr oder minder gelungenes Prosawerk zum ersten Male verbrach, wird jetzt schon von vielen gefeiert. Unsere M. Herbert läßt man aber nicht einmal so lange warten, sondern feiert schon ihr zwanzigjähriges Schriftstellerjubiläum. Ein junger lyrischer Bombastus hat in all seiner studentischen Begeisterungsfähigkeit fulminante Festartikel zur Verherrlichung der Dichterin in verschiedene katholische Blätter lanciert. Das ist zwar alles recht nett und liebenswürdig, aber zur Erhöhung des literarischen Rufes der Jubilarin dürfte dieser Festjubel kaum beitragen. Auch möchten wir nicht, daß solche Festivitäten bei uns zur Gewohnheit werden.

Den Mißton in dieses Festkonzert brachte das „Magazin für Literatur" in seinem 15. Hefte. Es veröffentlichte nämlich folgende ungezogene Besprechung des neuen Gedichtwerkes „Einsamkeiten" von M. Herbert:

„Ein stattlicher Gedichtband. Das ist aber auch alles. Konvention. Übelste Konvention. Im Rhythmus, im Reim, in der Stimmung, in den Gedanken. Letzte Jugend, Gedenken, Lieb und Leid usw. Paten: Geibel, Bodenstedt, Freiligrath und andere gute alte Herren. Dazu noch eine Hand voll Frömmigkeit. Überaus erhebend und entzückend für alte Tanten, junge Nonnen und kleine Schulmädchen, die in Posemuckel fein züchtig auferzogen worden sind. Auch dürften Männer, die von der Kunst so viel verstehen, wie Elefanten vom Singen, ihre helle Freude an diesen Einsamkeiten haben. „Peperl, mach den Deckel zu!"

Es gibt halt eben noch eine Menge literarischer Krähwinkel in Deutschland, die eine rein objektive künstlerische Würdigung der Geistesprodukte Andersdenkender nicht fertig bringen. Eine literarische Schädigung hat ja eine solche Leistung nicht weiter im Gefolge. Darauf kann M. Herbert Gift nehmen. „Peperl, mach den Deckel zu!"

Eine Literaturgeschichte, wie sie nicht sein soll, stellt der „Kunstwart" in Heft 2 des laufenden Jahrgangs mit Recht an den Pranger. Er schreibt: „Vor mir liegt die „Geschichte der deutschen National-Literatur", die Professor Dr. Hermann Kluge „zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten" jetzt erst wieder, im Jahre 1903, bearbeitet hat. Das bedeutet: für ihre vierunddreißigste Auflage. Da mich diese Tatsache über die Verbreitung des Buches belehrt, spreche ich, nun ich's kennen gelernt habe, ruhig die Behauptung aus: es trägt an der Erbärmlichkeit der literarischen Unkultur bei unsern sogenannten Gebildeten eine Mitschuld. — Ich habe hier keine Kritik des Buches zu geben — müßte ich's tun, ich wüßte nicht, wo anfangen und wo aufhören, denn an dem Wesentlichen, am Verständnis für die geistigen Werte der Dichter und Schriftsteller, gebricht es dem Verfasser so, wie mir's

Digitized by Google

trotz aller Leistungen darin doch noch bei keinem anderen Buche mit gleichen Ansprüchen vorgekommen ist. Wo die Vorarbeiten versagen, wo aber anderseits wegen der Verpflichtung gegen die Mitlebenden das Bestmögliche am allerdringendsten zu wünschen ist, da wird's bei Kluge am allerschlimmsten. Nicht etwa, daß er für die Neueren überhaupt nur wenig Raum übrig hätte; Dichterlingen wie Baumbach, ja wie Otto Weddigen, wird je rund eine halbe Seite der „Charakteristik" zugewiesen. Es wird aber noch viel schöner. Ein Georg Ebers, der mit wahrer Begeisterung gepriesen wird, erhält gut anderthalb Seiten, d. h. mehr Raum, als Friedrich Hebbel, Otto Ludwig, Theodor Storm, Gottfried Keller, Klaus Groth, K. F. Meyer und Eduard Mörike, kurz, als alle Großen unserer neueren Literatur zusammen. Gewiß, man muß das sehen, um's für möglich zu halten. Es ist förmlich auszumessen: je bedeutender einer ist, je mehr schrumpft er bei Kluge zusammen. Mörike bekommt einschließlich des Biographischen zwölf, Gottfried Keller acht, Otto Ludwig sechs Zeilen."

Der unbedeutende Julius Wolff erhält in Garmondschrift eine lange Würdigung, während Gerhart Hauptmann mit der Notiz: „Gerhart Hauptmann, geboren 15. Dezember 1862 in Salzbrunn, Dichter der Dramen: „Die Weber" — „Hannele" — „Einsame Menschen" — „Die versunkene Glocke", in kleinster Schrift abgetan wird. Eine Schmach für alle „höheren Unterrichtsanstalten", wo dieser „Schmarren" noch nicht beseitigt ist. —

„Die Bibliothek des Gebildeten." Prälat Kernstock hat vorgeschlagen, den Kaplan von Mehlem am Rhein „zum Generalgroßinquisitor und obersten Buchrichter des katholischen Erdkreises" zu ernennen. Nachdem dies die kirchliche Behörde noch nicht getan hat, spielt sich Herr Falkenberg einstweilen selbst als solcher auf. Er gibt nämlich „die Bibliothek des Gebildeten" heraus, worin jedem Gebildeten genau vorgeschrieben ist, was er lesen darf. „Über Aufnahme einer Schrift entscheidet nur das Urteil des Herausgebers," heißt es in Falkenbergs Zirkular. Das genügt. Mit Zittern senden unterdessen die katholischen Verleger, wie wir hören, dem sachverständigen Kaplan ihre Kataloge ein.

Digitized by Google

Geschichten zum „Giften“.

Unter diesem Titel veröffentlicht der durch sein „Zwingergärtlein“ weiteren Kreisen vorteilhaft bekannte Dichter Ottokar Kernstock, Chorherr des Stiftes Vorau und Pfarrer der steirischen Gemeinde Festenburg, in Nr. 20 des 22. Jahrganges des „Korrespondenz-Blattes für den katholischen Klerus Österreichs“ eine mannhafte, nur zu berechtigte Kritik der berüchtigten Falkenbergschen Broschüre „Katholische Selbstvergiftung“. Der Herr Prälat schreibt über diese bedauerliche Literaturinquisition:

„Endlich, endlich ist er gekommen, der große Worfler, der mit unerbittlicher Wurfschaufel die Spreu von dem Weizen sondert — nein, der Vergleich trifft nicht ganz zu! Erschienen ist der starke Herakles, der mit fernhin treffender Mistgabel den Augiasstall der katholischen Presse säubert. Es handelt sich um eine Reihe von Attentaten, welche gewissenlose Seelenmörder gegen die moralische Gesundheit des katholischen Volkes verübten. Seit Jahren schon treiben diese Unheimlichen ihr giftmischerisches Handwerk und niemand hat's gemerkt. Die Fürsten der Kirche, die Priester, die Publizisten — alle haben geschlafen; nur der Kaplan Heinrich Falkenberg zu Mehlem am Rhein hat, gottlob, nicht geschlafen. Seinen Späherblicken entging es nicht, daß katholische Blätter und katholische Buchhandlungen Werke empfehlen und verschleißen, die geeignet sind, die Milch frommer katholischer Denkungsart in gärend Drachengift zu verwandeln. Und da er weiß, daß Vergiftungserscheinungen nur durch Brechmittel wirksam bekämpft werden können, ordiniert er uns ein drastisches Vomitiv, welches den Titel führt: „Katholische Selbstvergiftung. Ein Beitrag zu der Frage: Was soll der gebildete Katholik lesen?“ Zu haben bei Butzon und Bercker in Kevelaer.

Das Traktätlein zerfällt in zwei Teile. Im ersten wird gezeigt, was für verwerfliche Autoren, zumal in katholischen Weihnachtsanzeigern, empfohlen werden. Mitleidlos metzelt Elias-Falkenberg die 450 Baalspfaffen der deutschen Literatur von Lessing bis auf Frenssen nieder. Diese Partie der Schrift ist ein

Digitized by Google

grausiges Schlachtengemälde à la Wereschtschagin. Nur Leser von erprobter Tapferkeit werden es ohne Nervenzufälle ansehen können. Im zweiten Teile der Broschüre kämpft Falkenberg einen homerischen Zweikampf — bei diesem Epitheton denke ich aber nicht so sehr an die homerischen Gefechtszenen als an das homerische Gelächter — mit dem von der „Literarischen Warte“ edierten „Literarischen Ratgeber“ aus. Diese kriegerische Episode interessiert uns weniger; wir wollen uns nur mit der Hauptschlacht beschäftigen.

Zunächst werden, wie billig, die Köpfe der literarischen Hydra, die deutschen Klassiker abgetan. So „liederliche“ Menschen hätten nach der Ansicht des Herrn Kaplans überhaupt nicht geboren werden sollen. Da sich aber diese Kalamität leider nicht mehr rückgängig machen läßt, möge wenigstens durch eine scharfe Präventivzensur gesorgt werden, daß die Werke dieser Belialssöhne so wenig Schaden wie möglich anrichten. Ein Katholik soll von den „sogenannten“ Klassikern nur das lesen, „was klassisch ist und keine Gefahr bringt“. Dieser Ausspruch ist entschieden klassisch. Skrupulose Gemüter werden ängstlich fragen: Ja, um himmelswillen, was ist denn an den Klassikern klassisch und was ungefährlich? Das hätten Sie ausführlicher erörtern sollen, bester Herr Falkenberg! Mit uns dummen Deutschen, die wir noch dazu durch fortgesetzte Selbstvergiftung geistig umnachtet sind, muß man eine deutliche und kräftige Sprache führen. Sie hätten beispielsweise sagen können: Einer der abgefeimtesten Sittenverderber ist der seinerzeit infam kassierte Regimentsmedikus Friedrich Schiller. Daß jeder Mensch, der auf Anstand hält, die Jugenddramen dieses Pornographen niemals nennt, ohne ein „salva venia“ vorauszuschicken, ist ja selbstverständlich. Aber auch seine übrigen Theaterstücke sind ebenso unklassisch wie gefährlich. Darf man einem züchtigen deutschen Mägdlein das Ehebruchsdrama „Maria Stuart“ oder die blutschänderische „Braut von Messina“ in die Hand geben? Muß einer besorgten Mutter nicht das Herz zittern, wenn sie bedenkt, ihr unschuldiges Töchterlein, das noch gar nicht weiß, was ein Leutnant ist, könnte über den „Wallenstein“ geraten und dort erfahren, wie ein Fräulein aus den besten Kreisen bei nachtsschlafender Zeit einem jungen Offizier der Gardekürassiere nachläuft? Daß besagter Offizier schon Todes verblichen, ändert an dem Skandale nichts. Und erst der vielgepriesene „Wilhelm Tell“! Gewissenlose, freimaurerische Unterrichtsverwaltungen entblöden sich nicht, dieses Schauspiel als Schullektüre zu empfehlen, offenbar in der Absicht, die Keime der Tugend schon in den zarten Herzen der Gymnasiasten zu ersticken. Das sittenlose Stück beginnt mit zweideutigen Schnaderhüpfeln, die angeheiterte Schweizer Bauern zum besten geben. Gleich darauf erzählt Baumgarten eine lüsterne Badegeschichte. Der freche Dorf-Don Juan, Arnold von Melchthal, brüstet sich coram publico mit seinen unzüchtigen Abenteuern beim „Fensterln“ und prahlt:

Eine Dirn des Schlosses ist mir hold,
Und leicht betör' ich sie, zum nächtlichen
Besuch die schwanke Leiter mir zu reichen.

Digitized by Google

Und was soll man erst von Tell, dem braven Biedermanne, sagen, der mit geradezu beispiellosem Cynismus dem Boten, den er an Frau Hedwig sendet, erklärt:

Ihr werdet meinen Schwäher bei ihr finden
Und andre, die im Rütli mit geschworen.

Selbst den ehrwürdigsten Stand läßt der schamlose, antiklerikale Dichter nicht unbesudelt. Er verdächtigt den Pfarrer Rösselmann, „den frommen Diener Gottes“, daß er einer „großen Frau zu Zürich vereidet“ sei. Auch die lyrischen Sachen dieses „sogenannten“ Klassikers strotzen von Unziemlichkeiten. Das einzige Poem, welches allenfalls zur Lektüre für das katholische Publikum empfohlen werden könnte, ist die Ballade „Willst du nicht das Lämmlein hüten“, obgleich auch in diese sonst korrekten Verse die beschmutzte Phantasie des Dichters hineinspielt und ihn von „der Felsen nackten Rippen“ sprechen läßt.

So hätten Sie zu uns katholischen Deutschen reden sollen, allerwertester Herr Kaplan und Moralretter! Dann hätten wir gewußt, woran wir sind, hätten an die Brust geschlagen, die alten Lesesünden bereut und wären bessere Menschen geworden.

Nach Abschlachtung der klassischen Größen geht Falkenberg mit bluttriefenden Händen daran, auch den Diis minorum gentium den Garaus zu machen. Wir Österreicher hatten gemeint, auf Landsleute wie Anzengruber, Ebner-Eschenbach, Grillparzer, Lenau, Rosegger, Mariot stolz sein zu dürfen. Wir haben schüchtern gehofft, wenigstens einiges aus den vielen Publikationen dieser Autoren werde uns Katholiken zu lesen und zu empfehlen gestattet sein; aber nein! der grimme Hagen kennt kein menschliches Erbarmen. Er hat, dem Mädchen von Orleans vergleichbar, mit der Firma Butzon und Bercker einen „furchtbar bindenden Vertrag“ geschlossen, „mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das ihm der Schlachtengott verhängnisvoll entgegenschickt.“ Haufen von Schriftstellerleichen bedecken die Walstatt — ihre Seelen überantwortet der Rächer der beleidigten Moral dem Teufel, ihre Leiber den Raben, ihre Bücher dem verzehrenden Feuer. „O schaudervoll! o schaudervoll! höchst schaudervoll!“

Mit besonderem Elan attackiert Ritter Falkenberg den Verfasser des von unerhörtem Erfolge begleiteten Moderomans „Jörn Uhl“, den protestantischen Pastor a. D. Gustav Frenssen. Feuerspeiend, wie seinerzeit Dietrich von Berne, angetan mit der ehrwürdigen Waffenrüstung des edlen Ritters von der Mancha, stürmt der Kaplan auf den Pfarrer ein, in der festen Zuversicht, sämtliche Schwadronen der katholischen Presse reiten hinter ihm. Doch als er sich umblickt, gewahrt er mit Zähneknirschen, daß ihm kein Mensch gefolgt ist. Selbst die Zentrumsblätter stehen friedlich abseits und zeigen gar keine Lust, die abenteuerliche Attacke mitzumachen. Die „Kölnische Volkszeitung“ bemerkt: „Alles in allem ist „Jörn Uhl“ ein tüchtiges Buch, das die Verbreitung, die es gefunden, verdient.“ Die „Katholische Haus- und Privatbibliothek“, herausgegeben in Dortmund, meint: „Ein katholischer Leser, sofern er zu den Reiferen gehört,

Digitized by Google

wird sich tief und dankbar freuen an dem Ewigkeitsgehalte, den das Herz und die Kunst des Autors bietet.“ Das „Allgemeine Literaturblatt“ der Leo-Gesellschaft endlich versteigt sich sogar zu dem Ausspruch: „Jörn Uhl“ sei keusch, ja, soweit es der obligate Liberalismus gestattet, fromm. So eine Unverschämtheit! Sofort versetzt Drachentöter Falkenberg dem „Literaturblatt“ eins mit seinem Nachtwächterspieß und erklärt, dümmeres als das genannte Referat habe er noch nie gelesen. So weit kommt's, ruft er aus, wenn den Katholiken „die so nötige Korrektheit, die Kenntnis der katholischen Prinzipien“, oder sagen wir einfach, „der christlichen Moral, abgeht“. Die Wiener werden sich wundern, wenn sie eines schönen Tages sämtliche Vorstandsmitglieder der Leo-Gesellschaft in Büßerhemden, mit brennenden Kerzen in der Hand, vor dem Portale der Stephanskirche werden Buße tun sehen.

Ich persönlich halte den Verfasser des „Jörn Uhl“ für einen vortrefflichen Menschenschilderer, der seine Dithmarsen von innen und außen gründlich kennt, und habe in seinem Buche nichts gefunden, was das sittliche oder religiöse Gefühl eines Katholiken, der, wohlgemerkt, stets im Auge behält, auf welchem Fleck Erde die Geschichte spielt, verletzen könnte. Für meinen Geschmack allerdings ist der Roman, um ein Wort Goethes zu brauchen, etwas gar zu „sachdenklich“. Das ist eine hübsche Umschreibung für langweilig. Wenn nun ein Katholik den Wunsch hegt, über diesen in gebildeten Kreisen besprochensten Roman der Neuzeit ebenfalls mitzusprechen — soll der Buchhändler, an den er sich wendet, etwa sagen: Verehrtester, wollen Sie sich gefälligst wo anders hin bemühen! Ich bin ein katholischer Sortimenter und führe nur Kinderkatechismen und solche Bücher, die Herr Heinrich Falkenberg gutgeheißen hat?

Den katholischen Bücherverschleiß im Ernste einer so engherzigen und kindischen Zensur unterwerfen wollen, wie der Kaplan von Mehlem sie wünscht, hieße einfach den katholischen Buchhandel vor der Welt diskreditieren und geschäftlich ruinieren. Die heutigen katholischen Buchhandlungen im großen Stile würden sich binnen kurzem fast ausnahmslos in ärmliche Gebetbücherverschleißbuden verwandeln, wie wir sie vor 40 Jahren hatten. Das wäre allerdings eine katholische Selbstvergiftung der schlimmsten Art.

Übrigens stelle ich, Verehrern der lex Falkenberg zulieb, folgende Amendements: Die Congregatio Indicis wird abgeschafft und der Kaplan zu Mehlem am Rhein wird zum Generalgroßinquisitor und obersten Buchrichter des katholischen Erdkreises ernannt. Jeder Buchhändler ist verpflichtet, für sämtliche Werke, die er verschleißen will, das Imprimatur dieser höchsten Zensurstelle einzuholen. Die deutschen Klassiker dürfen an Frauen gar nicht, an Männer nur dann verkauft werden, wenn diese durch Beibringung eines pfarramtlichen Taufscheines nachweisen können, daß sie das siebzigste Lebensjahr überschritten haben. In Romanen darf vom gesellschaftlichen Verkehre beider Geschlechter keine Rede sein. Überhaupt braucht das katholische Lesepublikum nicht zu wissen, daß es zwei Geschlechter gibt; daher ist es wünschenswert, daß in Erzählungen entweder ausschließlich

Digitized by Google

Männlein oder ausschließlich Weiblein auftreten — ein Verfahren, welches orthodoxe Dramatiker schon längst in löblicher Weise in Anwendung gebracht haben. Sollte sich ein Buchhändler unterfangen, die Zensurgesetze zu verletzen, so wird er als Giftmischer behandelt und zur schwersten Leibesstrafe verurteilt, die die Geschichte der Kriminalistik kennt: er soll gehalten sein, die Werke, die der Herr Heinrich Falkenberg geschrieben hat oder jemals schreiben wird — zu verlegen.

Bald hätte ich eine Notiz auf Seite 6 übersehen. Dort äußert sich der Entdecker der katholischen Selbstvergiftung, er habe durch Herausgabe seiner Schrift „den strikten Anordnungen seines Arztes entgegen gehandelt“. Ja, das merkt man! Es kommt nie etwas Gescheites heraus, wenn ein schwächliches Organ, dem der weise Arzt absolute Schonung verordnet hat, mutwillig strapaziert wird.“

Wir haben dem nur hinzuzufügen, daß es uns freut, gerade im Klerus die Leute anzutreffen, die sich noch einen offenen Blick für die Kunst gewahrt haben und von einer hysterischen Literaturinquisition nichts wissen wollen.

Erinnerung.

Denkst du noch an den Frühlingstag,
Da wir gingen am Strome,
Wo in den Lüften ein Klingen lag
Wie Osterläuten vom Dome?

Das Wildhuhn lockte. — Wir waren allein,
Um Lippe an Lippe zu saugen.
Fern sank die Sonne. Ihr Widerschein
Strahlte aus deinen Augen.

Denkst du noch an den Weidenbusch,
Wo die Maikäfer schwärmten?
Und ein Häslein sprang, husch — husch — husch,
Zum Teich, wo die Frösche lärmten.

Die Frösche sangen in vollem Chor,
Wo Liebe und Maienprangen;
Dieweilen ist segnend durch Ried und Rohr
Das Glück und die Liebe gegangen.

Köln a. Rh. Hans Eschelbach.

Digitized by Google

Wallachische Weihnachtslieder.

Von Edg. Lichtenburg in Trier.

(Schluß.)

Ein weiterer Legendenkreis faßt diejenigen Weihnachtslieder zusammen, die das Weltgericht und dessen Folgen für Gut und Bös zum Gegenstande haben. Mit Übergehung dessen, was bloß als volksmäßige Auffassung christlicher Dogmen erscheint, beschränken wir uns auf dasjenige, wo die Legende den christlichen Boden verläßt, oder aber christliche Lehren in das Gewand der dichtenden Sage einkleidet, um sie so dem Verständnisse des Volkes näher zu bringen.

Hierher gehören vor allem die Gemälde von Himmel und Hölle:

Nie — heißt es von dem Hades (rom. Jadu) des Volksglaubens —

Nie da drunten gegen Abend sehen
Wir die Sonne an dem Himmel stehen.
Da ist Nacht — mit schwarzem Grund
Gähnt ein grauenvoller Schlund.
Berge speien Feuergluten,
Wilde Meere überfluten
Dort die garst'ge Höhle, wo Balauern[1]),
Sie bewachend, grinsend lauern,
Und sich Schlangen kreisend kauern.
Draußen an der Pforte hütet Niemand,
Wem's beliebt, der kann hinein,
Aber gern tritt keiner ein,
Drinnen aber hüten Drachen und
Lassen keinen aus dem Graus
Wieder in die Welt hinaus.

Und gleichsam aus der erschreckten Seele des Zuhörers heraus kehrt dann periodisch immer wieder:

Herr, behüte uns, daß nie die Grauen,
Die dort unten sind, wir schauen.

Dem grauenvollen Gemälde der Hölle stellt die Kolinde das liebliche Bild des Paradieses gegenüber:

Wie ein Garten,

rufen die Sänger dem horchenden Kreise zu,

[1]) Balaur ist ein drachenähnliches Ungetüm des Volksglaubens.

Digitized by Google

Wie ein Garten ist das Himmelreich,
Immer klar der Tag dem Tage gleich,
Hell die Nacht, und unser Los:
Alles Elends ewig bar und bloß!
Blumenvoll sind da die Wälder,
Grün die Berge, grün die Felder,
Munt're Vögel singen,
Klare Quellen springen,
Und der Tod bleibt ewig fern!

Ein anderer Gegenstand in diesem Zyklus ist die strenge Gerechtigkeit des himmlischen Richters. Um sie dem Volke in einer Welt, wo Recht und Pflicht sich allzu oft vor Rücksichten beugen müssen, in eindringlichem Bilde anschaulich zu machen, opfert die Legende Eltern und Schwester des Petrus unbarmherzig der strengen Unparteilichkeit des Himmelsrichters und nimmt keinen Anstand, von ihrem Wandel auf Erden Dinge zu erzählen, die ihren Ausschluß aus dem Paradiese rechtfertigen sollen. Es ist dieses eines der umfangreichsten Lieder, ein Zwiegespräch zwischen Petrus und dem Herrn; wir wollen uns auf einen Hauptpassus beschränken.

Im Bewußtsein rücksichtsloser Strenge kann der Apostel auch den warnenden Vorwurf, den ihm der Herr in den Worten machte:

Sprach ich nicht: dir sei es gleich,
Ob, wer kommt, arm sei, ob reich.
Wer ein Sünder war auf Erden,
Dem darf nicht geöffnet werden.
Wie ich wollte, laß ins Paradies,
Wer die Nackten niemals nackend ließ,
Wer die Durstigen getränkt,
Speise Hungrigen geschenkt,
Und getröstet, wen die Welt gekränkt;

mit Entschiedenheit ablehnen:

„Wie du sprachst," hub Petrus an,
„Habe, Herr, ich stets getan!"

Die weltlichen Kolinden, die Marienescou mitgeteilt hat, sind teils Liebeslieder der reinen Gattung, teils Sagen. Für ethnologische und mythologische Forschungen haben die ersteren natürlich nur einen untergeordneten Wert. Wir übergehen sie daher und heben auch aus der Reihe der Sagen nur eine hervor, deren mythische Grundlage unverkennbar ist.

Es kommt eine goldene Wiege über das wildflutende Meer geschwommen, die von einem Stier mit goldenen Hörnern gezogen ist In der Wiege sitzt

Maria schön,
Wie ein Stern ist, der am Himmel
Den geliebten Burschen leuchtet,

Sie spinnt und singt:

Nicht den Bergen klagt mein Lied,
Daß ich von den Eltern schied,

Digitized by Google

Nicht dem Tannenwald es tönt,
Weil's sich nach den Brüdern sehnt;
Nur dem Sturme klagt mein Herz
Um den Bräutigam den Schmerz.

So klagt sie. Der Bräutigam hört den Gesang. Mit aufgestreiften Ärmeln springt er sofort in die Wellen, packt die Wiege und hebt die Jungfrau aus ihr heraus. Und diese wird nun, so schließt die Ballade,

— — seine Braut,
Wird nun seiner Eltern Schnur,
Wird der Brüder Schwägerin,
Wird nun seiner Nachbarn Stern
Und der jungen Burschen Mond.

Von rührender Einfachheit ist endlich ein Weihnachtslied, das uns, ohne jedoch irgend eine mythische Beimischung zu haben, in das nomadische Hirtenleben des Volkes versetzt. Müde und grau geworden durch die langjährige Anstrengung des Hütens und Wanderns, nimmt der Hirte Abschied von seiner Herde.

Lämmchen hört es und erscheint
Gleich vor ihm und weint:
Halte, fleht es, deine Herde,
Daß sie nicht dem Wolfe werde.
Dulde bis zum Frühling doch,
Bring uns durch den Winter noch.
Bleibe bei uns, noch einmal
Überwintre uns im Stall.
Schau, wir machen dir ein Kleid,
Bis zum Boden lang und weit.
Deinen Lohn verdoppeln wir,
Schenken außerdem noch dir
Dann auf Ostern unbeschwert
Auch ein Lämmlein wohlgenährt;
Auf St. Georg ist ausersehn
Dir ein Hammel stark und schön;
Auf den Himmelfahrtstag geben wir
Einen großen Klotz von Käse dir,
Und sind wir an Pfingsten hier,
Ist die Herde doppelt schier.

Sehen wir hier auf die gegebenen Proben zurück, so eröffnet sich schon in diesem wenigen Material der wissenschaftlichen Forschung ein sehr weites und lohnendes Feld. Hier mögen nur einige flüchtige Bemerkungen und Winke Platz finden.

Daß in den Weihnachtsliedern uns vollständige Mythen oder größere Fragmente von Mythenkreisen begegnen, deren Zusammenhang mit hellenischem und römischem Kultus unverkennbar ist, befremdet nicht, wenn wir in den Wallachen nicht reine Abkömmlinge der Römer erkennen. So ist, um einen sicheren Beleg anzuführen, die Grundlage der Kolinde vom Himmelsräuber Judas unstreitig in dem hellenischen Mythus von Prometheus zu suchen, der „das Licht vom Himmel"

Digitized by Google

der Erde verkaufte. Daß nun an die Stelle dieses Judas und an die des Zeus oder Jupiter Elias getreten, begreift sich leicht. Unter allen christlichen Völkern treffen wir Sagen, in denen Personen des christlichen Ideenkreises die Rolle heidnischer Götter übernommen haben. Einzelne heidnische Überlieferungen dauerten fort, und mit verändertem Namen wurde auf Christus, Maria und die Heiligen angewandt, was vorher von den Göttern erzählt und geglaubt wurde (J. Grimm, Deutsche Mythol. 2. Aufl. S. 5). Es war eine kluge Maßregel der Bekehrer, in der Periode des Übergangs roher Völker von dem tief wurzelnden und sinnenschmeichelnden Heidentume zu dem neuen und geistigen Christentume zu dulden, was nicht zu ändern war, und jenen Vorstellungen und Gebräuchen durch ihre veränderte Auslegung wenigstens einen Teil ihrer Schädlichkeit zu benehmen. Wir wissen wohl, daß der Romäne, die Hand aufs Herz gelegt, gestehen muß, er habe vieles, was er wegwerfen sollte. „Warum aber sollte er gerade mit der Kolinde den Anfang machen, die doch ein alter, unschuldiger und frommer Volksgebrauch ist?“ — sagt der romänische Schriftsteller Aaron. (Zeitschrift: Telegraful.)

Wurde bei solcher Übertragung an Stelle des Prometheus der Verräter des Herrn gesetzt, so war dazu durch den gottverhöhnenden Egoismus, womit dieser das „Licht der Welt“ geopfert hatte, Anlaß genug gegeben. Verfolgen wir die Idee eines solchen Zusammenhanges weiter, so ist es wohl gar nicht gewagt, Anklänge hellenischer und römischer Mythen in den meisten dieser Lieder mit Sicherheit zu erkennen. Daß überall christliche Elemente einfließen, wird der denkende Leser ebenso natürlich finden, als den Anachronismus, der von Heiligen vor Christus spricht; alles das gehört ja zum Wesen der in Durchgangsperioden gebildeten Sage.

So lockend auch die Gelegenheit ist, gerade bei diesen Parallelen länger zu verweilen, so wollen wir ihr doch standhaft aus dem Wege gehen.

In der Reihe der Erörterungen, auf die eine kritische Zergliederung der Weihnachtslieder führt, gehört unstreitig auch die Untersuchung ihres Zusammenhangs mit den zahlreichen Mythen und Sagen, die die Sonnenwende zum Gegenstande haben, und die mit ihr verbürgte Rückkehr des Sommers unter allerlei Bildern des Kampfes, des Erwachens aus langem Schlafe in Märchen, Sagen und Liedern. Was in der Zeit so nahe zusammenfällt, wie die Menschwerdung des geistigen Lichtes der Welt und das Wiedererwachen der erstarrten Natur zu Licht und Leben, hat zu allen Zeiten Anlaß zu Vergleichen gegeben, und wir dürfen uns daher nicht wundern, neben andern Anklängen in christlicher Sitte und Legende, Attribute und Taten, die Personen jener symbolischen Darstellung entlehnt sind, auf den Besieger der geistigen Nacht übertragen zu sehen.

In den Zusammenhang mit dem Sagenkreise der Wintersonnenwende gehört auch unzweifelhaft die Erweckung des Kindes aus dem Schlafe durch die Schwalben. Seit uralter Zeit ist gerade die Schwalbe bei vielen Völkern, was sie schon bei den Griechen gewesen, — der Frühlingsbote (Grimm, Deutsche Mythol. 723), und wenn wir daran erinnern, daß die Idee des schlafenden Sommers dem romänischen Märchen nicht fremd ist, so dürfen wir keinen Anstand nehmen, diesen auch in jener Mythe in dem Christkinde zu erblicken. Nur tritt hier die christliche Anschauung wie einlenkend dazwischen, und nimmt, was diesem geschehen, als Vergehung an jenem, der die Strafe auf dem Fuße folgt. Wer die apokryphen

Digitized by Google

Evangelien gelesen, der weiß es sehr wohl, wie oft der Knabe Jesus von seiner Allmacht da einen furchtbaren Gebrauch macht, wo er sich beleidigt hält. Vielleicht daß auch andere Kolinden mit diesen Evangelien in Verbindung stehen, die bei ihrer Erklärung jedenfalls nicht außer acht gelassen werden dürften.

Wir schließen hiermit diese Proben, — nicht ohne lebhafte Begeisterung. Unter dem unermeßlichen lyrischen Geklimper und Gezimper, das so vielfach nur von Sinnenlust, Natur- und Selbstlob widerhallt, nimmt sich dieser tiefe Ton aus der Höhlung altertümlicher Ruinen sehr gut aus. Es darf an dieser Poesie nicht einmal eine Fensterische modernisiert werden, ohne ihrem ehrwürdigen Charakter Eintrag zu tun, denn im Fracke der Neuzeit wäre selbst Cäsar nicht mehr Cäsar. Wenn auch unbeabsichtigt, wahrte sich der Wallache diesen Charakterzug; und wir gestehen: es hat uns von jeher ein geheimes Schauern angewandelt, wenn wir immer wieder hören mußten, diese noch halbbarbarischen Völker könnten nicht eher glücklich werden, als bis ihnen aller Glaube und Unglaube ab- und ausgequetscht, bis aus jedem wilden Stamm des Waldes ein Balken für Fabrikgebäude zugehauen wäre. Wenn der Wallache auch etwas schwerfällig und langsam ist, so hat er doch, was er braucht: er ist bei seiner Herde glücklich; und es wäre eine gänzliche Verkennung der menschlichen Rechte und Bestimmung, wenn man Völker, die noch naturwüchsig und in ihrer naiven Einfalt glücklich sind, im Namen des Fortschritts zum Jammer unseres durch die Industrie ebenso verarmten als durch die Presse entchristlichten Proletariats verdammen wollte. Es sollte vielmehr darauf ankommen, jenen Naturvölkern ihre gute Natur zu belassen, diese nur zu veredeln, ja die besseren Elemente, die wir noch darin erhalten finden, uns selbst wieder anzueignen. Sie haben noch etwas von dem ursprünglichen Organismus vorgeschichtlicher Entwickelung, der als weise Veranstaltung Gottes und unmittelbare Fortsetzung der weisen Naturgesetze noch nicht gestört ist durch subjektive Willkür, eigenmächtige Theorie und Schulsophistik despotischer Herrscher und oppositioneller Sekten. Sie zehren heute noch von dem Kapital des Natursegens, der ihnen nicht entgeht, weil sie mäßig sind; darum sind sie auch reich in ihrer Armut. Zwar kommt der Schmerz hierüber, wie in der schon oben erwähnten Gegenüberstellung von Segen und Fluch, so noch mehr in den weltlichen Kolinden zum Ausdruck. Doch es ist ein heroischer Schmerz, der nicht, wie leider oft unsere Lyrik, widerhallt von einem Gewinsel in längst bekannter Monotonie, ohne Adel, ohne Genialität, immer mit den nämlichen Exklamationen bejammernd verschmähter Liebe, Untreue und Trennung.

Wenden wir zum Schlusse der Wanderung durch diese Gefilde einer kernhaften Volkspoesie den Blick zum Ausgangspunkt zurück und fassen wir den durchmessenen Raum in einem Blick zusammen, so müßten wir uns einer Verblendung schuldig bekennen, wollten wir das Ganze schon für etwas Vollendetes ausgeben. Etwas diesem Begriffe Nahekommendes erreicht zu haben, darf sich nur ein goldenes Zeitalter rühmen. Wenn nun unsere Ästhetik vorzugsweise auf letzterem sich weidet, so darf sie nicht in undankbare Vergessenheit stellen, daß die Stufe zu jenem Gipfel auch ihre Rechte beansprucht, und sie wird auch der Volkspoesie eine größere Anerkennung zu zollen geneigt sein.

Digitized by Google

V.

Die von der Allgemeinen Verlags-Gesellschaft herausgegebenen Romane werden fortgesetzt besprochen. Eine der selbständigeren Kritiken finden wir in der „Kölnischen Volkszeitung“[1]). Zuerst wird Patrick A. Sheehans „Lukas Delmege“ bewertet, und zwar in einer Weise, die sowohl den Verfasser wie den Übersetzer in hohem Grade befriedigen kann. Conte Carl Scapinelli gibt uns in seinem Bezirkshauptmann von Lerchberg „ein aus genauer Kenntnis der österreichischen Verhältnisse geschöpftes Lebens- und Sittenbild“. Ton und Stil des Romans werden jedoch bemängelt. Der Verfasser sei überhaupt „ein Schriftsteller ohne dichterische Ader“. Ich habe Scapinellis Buch gelesen; mich hat es interessiert und belehrt, stellenweise gefesselt. Deshalb habe ich es genau gelesen, ebenso den „Lukas Delmege“, obwohl ich mich sonst aus Mangel an Zeit damit begnügen muß, Romane zu durchfliegen. Ich habe die „dichterische Ader“ in Scapinellis Buch nicht vermißt. Die realistische und objektive Kraft seiner Fähigkeit zu schildern half mir über diesen Mangel hinweg. Es ist mit der „dichterischen Ader“ in Romanen überhaupt eine eigene Sache. Josef Lauff, dessen „dichterische Ader“ in seinen ersten Romanen förmlich überquillt, habe ich oft geradezu ärgerlich beiseite gelegt, dagegen den beinahe nüchternen Wilhelm von Polenz immer wieder gern gelesen.

Die Kritik an dem Gesellschaftsroman „Der Taubenflug“ von L. v. Hebentanz-Kaempfer müssen wir als berechtigt anerkennen. Komposition und Charakterschilderung leiden in der Tat an Verschwommenheit. Der Kunstwert des Romans ist sehr gering; dennoch werden ihm viele Leserinnen Sympathien entgegenbringen. Die Verfasserin besitzt Phantasie und ein starkes Fabuliertalent, aber sie muß beide in eine strenge Zucht nehmen, um den Anforderungen, die man heute mit Recht an die künstlerische Technik des Romans stellt, zu genügen.

Bezüglich des Romans „Gottestal“ von Anton Schott wird anerkannt, daß der Verfasser sich wieder als ein tiefer Kenner seines heimatlichen Bodens und seines Volkes bekunde. Er sei durch die Originalität seiner Anschauung, die Fülle seines Sprachschatzes und seine echt christlichen sozialen Ideen, vor allem jedoch durch warme Liebe zum Volke berufen, ein Volksschriftsteller zu werden. Nur müsse

[1]) Literarische Beilage Nr. 48.

Digitized by Google

er sich vor Überarbeit hüten, was ihm auch in der „Literarischen Warte" schon wiederholt ans Herz gelegt wurde.

Im „Zauberknoten" von William Barry spiele das Märchenhafte, Unwahrscheinliche und Fernliegende eine zu große Rolle. Deshalb könne man dem Buche kaum den Titel Roman geben, mit dem man heute den Begriff der Aktualität verbinde. „Weit entfernt von dem schlichten, ernsten Wirklichkeitssinn, mit dem der irische Roman Lukas Delmege verfaßt ist, stürzt uns dieses Buch in ein dem englischen Romanschriftsteller seit Scott geläufiges Abenteuer." Aber es habe auch große Schönheiten. Die Natur- und Sittenschilderungen seien prächtig gelungen, auch weise der Roman tiefgehende psychologische Bemerkungen auf. Wir empfehlen ihn allen, die das in so mancher Hinsicht ebenso beklagenswerte wie schöne und interessante Irland interessieren. Beim Durchblättern dieses Buches klangen die schwermütigen „Irischen Melodien" des Thomas Moore in unserem Herzen wieder. Die blaue Blume der Romantik zog uns in ihren Zauberkreis.

Einer etwas boshaften Bemerkung der „Kölnischen Volkszeitung", daß nicht alle diese Romane auf der von der „Literarischen Warte" erstrebten Höhe ständen, gegenüber muß bemerkt werden, daß erstens die „Literarische Warte" doch für die Nova der „Allgemeinen Verlags-Gesellschaft" nicht verantwortlich ist, und daß zweitens seit ein paar Jahren kein katholischer Verlag bessere belletristische Gesamtleistungen aufweist als die „Allgemeine Verlags-Gesellschaft".

Eine schöne, durchweg erfreuliche Gabe ist wieder die neueste Arbeit Paul Kellers, „Die Heimat", ein Roman aus den schlesischen Bergen. Keller ist unbedingt ein vortrefflicher Volksschriftsteller und ein warmherziger Poet. Deshalb wundern wir uns auch nicht, daß ihm der alte Felix Dahn mit einem herzlichen Glückwunsch bestätigte, dieser Roman sei echte Heimatkunst. In Besprechungen wird er den Dorfgeschichten Berthold Auerbachs an die Seite gestellt. Das scheint uns eine unzutreffende Parallele zu sein. Wir haben alle Dorfgeschichten von Auerbach gelesen, aber von seinen Gestalten haben wir nur sehr wenige in der Erinnerung behalten. Ihnen fehlte die Naturwahrheit. Kellers Menschen aber leben; sie sind von einem Dichter gezeichnet, der mit und in ihnen lebt.

Diesmal hat sich auch eine französische Zeitschrift auf unseren Tisch verirrt: L'art décoratif, revue mensuelle d'art comtemporain[1]). Sie enthält Bilder von einer Eleganz, wie sie nur wenige deutsche Zeitschriften besitzen. Die Franzosen sind für uns in dieser Hinsicht doch noch immer vorbildlich. Gustave Soulier schildert die Malerei in den Salons mit so feinsinnigen Bemerkungen, wie sie etwa ein Richard Muther zu machen versteht. Für die französische Kunstentwickelung sehr beachtenswert sind noch die Aufsätze ‹L'école de Nancy› und ‹A travers les expositions›.

Förmlich exotisch mutet uns die Zeitschrift „Ost-Asien"[2]) an, die erste Monatsschrift eines Japaners in Europa. Sie umfaßt Handel, Industrie, Politik, Wissenschaft, Kunst ꝛc. Wer mit Japanern zu verkehren Gelegenheit hat, wird sich nicht genug über die Intelligenz dieses äußerlich so wenig ansehnlichen Volkes wundern können. Allerdings sind die Vertreter, die Japan hierher schickt, wohl besonders

[1]) 5 année, num. 56. Administration: 95 rue des Petits-Champs, Paris.

[2]) Chefredakteur Kisak Tamai aus Japan. Verlag: Berlin SW. 11, Kleinbeerenstraße 9.

Digitized by Google

kluge Exemplare ihrer Rasse. Sie erlernen in so kurzer Frist die deutsche Sprache, daß es uns wohl schwer fallen würde, in demselben Zeitraum das japanische Idiom zu beherrschen. Sie interessieren sich für alles, aber nicht aus naiver Neugier, sondern aus Wissensdurst. Und das Beste: sie schwärmen für Deutschland und bewundern seine geistigen Leistungen und materiellen Einrichtungen. Wir lernen aus der Zeitschrift die Zahl der in Deutschland sich aufhaltenden Japaner kennen. Die meisten umfaßt der „Nippon-Klub" in Berlin. Freiherr A. v. Siebold veröffentlicht „Reisebriefe auf einer Fahrt nach Japan". Uns interessiert besonders ein Aufsatz über Professor Wilhelm Grube's Geschichte der chinesischen Literatur, die bei den vielfachen Beziehungen zwischen Deutschland und China allmählich ein Bedürfnis geworden war. Von dem Kritiker wird Professor Grube bestätigt, daß er seine Aufgabe vorzüglich gelöst habe. Das Werk könne nicht nur allen denen, die sich für China interessieren, sondern überhaupt allen Gebildeten empfohlen werden, die ihren geistigen Horizont erweitern wollten. Schon die Namen Confucius und Laotse regen zur Beschäftigung mit diesem Werke an.[1]) Im Anschluß daran möchte ich alle, die sich für das eigenartige japanische Inselreich, das vielleicht bald in der Kriegsgeschichte eine Rolle spielen wird, auf ein Büchlein aufmerksam machen, welches mir dieser Tage von einem japanischen Gelehrten übergeben wurde: Buschido, die Seele Japans. Eine Darstellung japanischen Geistes von Prof. Dr. Inazo Nitobé. Ins Deutsche übertragen von Ella Kaufmann. Tokyo, Japan 2561 (1901). Jeder Leser dieses Buches wird die Intelligenz und den ethischen Takt der Japaner schätzen lernen.

Das „fahrende Volk" hat von jeher kulturhistorisches Interesse erweckt. In letzter Zeit tritt dies wieder in verstärktem Maße hervor. Ist es vielleicht auf Gorkis Einfluß zurückzuführen? Der Russe ist jedenfalls in seiner Art ein Zauberer. Er fesselt die Leser seiner Geschichten und die Zuschauer seines Nachtasyls mit magischer Gewalt. Und weshalb? Weil er von allen zeitgenössischen Schriftstellern der Wahrheit, der Wirklichkeit am nächsten kommt. Er verdient es deshalb auch, der berühmteste zu sein. Und er ist es über Nacht geworden. Nicht wegen seiner „dichterischen Ader", sondern weil er der strengste Realist ist, weil er das Bild der Wirklichkeit in Natur- und Menschenleben mit einer Treue wiedergibt, die bisher noch nicht dagewesen ist. Und weil er nur das schildert, was er selbst erlebt hat. Denn eigentlich kann und sollte man nur Selbsterlebtes schildern. Gorki hat mit den russischen Vagabunden gewalzt, geschnapst und hinter dem Zaun gelegen, mit ihnen der Menschheit ganzen Jammer durchlitten, deshalb kann er ihn auch schildern.

Fahrendes Volk: „Zigeuner und Roßkamm, Köhler und Büttel" lernen wir in der kulturhistorischen Skizze von Adolf Keßler „Zwischen Halde und Heerweg"[2]) kennen. Die Skizze ist wegen ihres geschichtlichen Materials wertvoll.

Der historische Roman „Feuer und Schwert" von Sienkiewicz, den zur Zeit die „Alte und neue Welt" veröffentlicht, ist wieder in mancher Hinsicht eine Leistung. Die charakteristischen Bilder, z. B. der Studienkopf Chmielnicki, vermehren noch seine Anziehungskraft. Jedenfalls haben die Polen bisher noch keinen Romancier gehabt, der ihrer rassigen Eigenart so gerecht geworden ist, wie Sienkiewicz. Uns

[1]) Leipzig 1902, C. F. Amelang.

[2]) Alte und neue Welt. Heft 6 und 7.

Digitized by Google

Deutsche mutet sie häufig allerdings wenig angenehm an. Weit mehr noch als heute steckte früher in diesem Volke ein barbarischer Fanatismus, der durch dessen spezifische Frömmigkeit nicht gemildert, sondern verstärkt wurde.

Die Zeitschrift für Jugend und Volk „Natur und Kultur" können wir wieder nachdrücklich empfehlen. Unter den allgemein interessanten Aufsätzen des dritten Heftes erwähnen wir die von Johann Kleiber, Guglielmo Marconi (Erfinder der drahtlosen Telegraphie); Paul Wagner, Altes und Neues über den Sitz vulkanischer Kräfte; Adolf Streuer, die Erbauer der Kreidelager am Meeresgrunde; Johann Kleiber, Unterseebote. Eine Experimentier- und Beobachtungsecke, eine Bücherschau und Umschau am Himmel beschließen das inhaltreiche Heft. Über 200 Männer der Wissenschaft und der Praxis, Gelehrte, Professoren und Erfinder sind Mitarbeiter dieser Zeitschrift, welche die Kenntnis eines der allernützlichsten Wissenszweige weiteren Kreisen in ansprechendster Form zugänglich macht.[1])

Neu erstanden ist „Das Magazin für Literatur". Es ist jetzt umfangreicher als früher und, wie uns scheinen will, auch vielseitiger. Das Ausland wird vielfach berücksichtigt. Leider fehlt es aber an kritischer Objektivität, und der pikante Ton von früher ist noch stärker geworden. Man lese nur die Skizze „Der kalte Leutnant"[2]) von Ellen Walter. Die Damen sind ja zur Zeit in diesem Genre besonders erfindungsreich. Woher mag wohl Frau Ellen Walter-Breslau ihre Erfahrungen im Messalinentum haben? Falls sie ihre Skizzen dieses Genres erfindet, könnte sie ihre Phantasie nützlicheren Dingen zuwenden. Das Talent dazu hätte sie. Stefan Zweig macht uns mit dem belgischen Dichter Lemonnier bekannt, der kürzlich unter der Anklage stand, sich durch sein Buch ‹L'homme en amour›[3]) gegen die Sittlichkeit vergangen zu haben. Ebenso George Eckhoud. Beide wurden aber freigesprochen. Stefan Zweigs Artikel trägt zur Kenntnis des „jungen Belgien" manches bei. Im selben Heft des Magazins bespricht Adele Schreiber die Poesie verlorener Leute, der heutigen Vaganten. Ihr Dichter ist Hans Ostwald, der „Lieder aus dem Rinnstein" veröffentlicht hat. Der Titel ist nicht sehr verlockend und der Inhalt stellenweise nicht anmutig, aber ein Dichter ist der Verfasser. Und er hat ein warmes Herz für seine „Vagabonden", ebenso wie Gorki. Durch seine Bekämpfung der Landstreicherei hat er sich auch praktische Verdienste erworben. Ostwalds Bemühen, das Interesse und Mitleid für die Beklagenswertesten unter den Armen zu erwecken, ist jedenfalls anzuerkennen.

„Entwicklung" ist der Titel für die Monatshefte der österreichischen Verlagsanstalt[4]). Letztere ist vor drei Jahren gegründet worden und befaßt sich ausschließlich mit der Herausgabe der Werke heimischer Schriftsteller und ist bestrebt, sie vor allem dem Volke bekannt zu machen. Die Anstalt hat die ersten Jahre harten Kampfes für ihre Ziele überstanden. Nun sollen diese weiter hinausgetragen werden, und dies ist der Zweck der neuen Zeitschrift. Die Frage ist wohl angebracht, ob die Zeitschrift Originalbeiträge veröffentlicht und dafür Honorare bezahlt oder bloß, wie es scheint,

[1]) München, Deutscher Zeitschriften-Verlag, Adalbertstr. 10. Monatlich 2 Hefte.

[2]) Heft 13.

[3]) Das wirklich gräßlich ist, aber durch seine Anklagen gegen die heutige Erziehung trotzdem einen kleinen Kern der Berechtigung in sich schließt. D. Red.

[4]) Linz, Landstraße 59/61.

Digitized by Google

Stichproben aus den Verlagswerken zum Zwecke der Reklame veröffentlicht. In letzterem Falle würden wir eine solche Neugründung für nicht ganz einwandsfrei halten.

Eine Neugründung sind auch die Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur „Hochland“[1]). Meines Wissens besaß die von Karl Muth herausgegebene Zeitschrift das Vorrecht auf diesen Titel. Es war deshalb unstatthaft, ihn für jene Blätter zu wählen. Die Herausgeber Paul Friedrich und Kurt L. Walter sind uns sonst nicht bekannt. Einige Beiträge in der Zeitschrift sind ansprechend. Sie genügen aber noch nicht zu einem abschließenden Urteil. Wie wir hören, ist die Zeitschrift inzwischen schon wieder eingegangen.

Auf die „Borromäus-Blätter“, Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen, die wir bisher eben nur angezeigt haben, müssen wir ausführlicher zurückkommen. Im Oktober erschien das erste Heft. Die „Borromäus-Blätter“ haben den Zweck, der minderwertigen, oft geradezu unsittlichen Literatur einen Damm entgegenzusetzen und dafür die Verbreitung gediegener Werke zu befördern. Um dies Ziel zu erreichen, wird die neue Zeitschrift in Aufsätzen und Referaten diejenigen Autoren besprechen, deren Werke in katholischen Kreisen verdienen, gelesen zu werden. Außerdem soll die Frage Beantwortung finden, wie diese Literatur dem Volke am leichtesten zugänglich gemacht werden kann. Die Zeitschrift soll in keiner Weise ein Konkurrenzunternehmen irgend eines anderen katholischen Organs sein. Das erste uns vorliegende Heft enthält lesenswerte Aufsätze von K. Macke, Hans Eschelbach, H. Falkenberg, E. M. Hamann, Anna Hilden und H. Herz. Doch können wir mit Macke nicht darin übereinstimmen, daß es nicht die gesündesten Zeiten seien, in denen Romane gedeihen. Auch läßt sich die griechische und römische Romanschriftstellerei mit der modernen gar nicht vergleichen. Trotz des allzu engherzigen Standpunktes, den einzelne Referenten vertreten, empfehlen wir die „Borromäus-Blätter“[2]) *nochmals* allen Interessenten für Bibliotheks- und Bücherwesen, auch sonstigen Literaturfreunden, besonders in Volkskreisen.

Der auf so manchen Gebieten verdienstvolle Herausgeber der „Wahrheit“[3]), Armin Kausen, setzt den Kampf gegen die „Unzuchtsseuche“ in einer gewissen Literatur fort, wofür wir ihm zu großem Dank verpflichtet sind. Kausens erster Vorstoß im Oktoberheft der „Wahrheit“ hat allseitige Zustimmung gefunden. Besonders wertvoll ist der Beifall von Pädagogen und Ärzten. Sie legen den Finger in die schlimmste Wunde, die durch die Unzuchtsseuche mit verursacht wird, die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten, die heute unsere Volksgesundheit mehr als je bedrohen. Durch die Obszönität in Wort und Bild wird eine Schamlosigkeit erzeugt, die sich selbst von der allerschlimmsten Gefahr nicht mehr zurückschrecken läßt. Und damit gehen ganze Geschlechter zugrunde. Denn von dieser Krankheit gilt das biblische Wort: Der Väter Sünden werden gerächet bis ins siebte Geschlecht. Diese Nachtseite der menschlichen Natur offen aufzudecken, sichert der „Wahrheit“ den Dank jedes gesund und vernünftig Denkenden. Daß sie mit ihrem Kampfe dem Duckmäusertum in Literatur und Kunst Vorschub leisten will, kann nur die Frivolität behaupten.

---

[1]) Dresden, E. Pierson.
[2]) Köln, J. P. Bachem.
[3]) Leutkirch, Jos. Bernklau.

Digitized by Google

Die von P. Ansgar Pöllmann herausgegebene Monatsschrift für religiöse Dichtkunst „Gottesminne“[1]) ist nunmehr in den zweiten Jahrgang eingetreten. Bei ihrem Erscheinen behauptete ein Kritiker der „Literarischen Warte“, daß der Geschmack des Volkes durch das, was die frommen Zeitschriften an Poesie und verwandter Kunst zu bieten pflegten, arg verdorben sei. Er sprach den Wunsch aus, daß die „Gottesminne“ hier einsetzen und Besserung schaffen möge, damit dem Volke wieder der Begriff der Kunst eröffnet werde. Man darf wohl sagen, daß dieser Wunsch erfüllt worden ist, und daß die Monatsschrift damit ihren hohen Zweck erreicht hat. Pöllmanns Leitung und seine im großen und ganzen treffliche Mitarbeiterschaft boten ja auch die nötige Bürgschaft dafür. Die Monatsschrift hat nicht nur dilettantische Spielerei vermieden, sondern in mancher Hinsicht originelle Leistungen von langer Wirkungskraft zutage gefördert. Auch die rein literarischen Beiträge waren häufig fesselnd und anregend. Wir wünschen der Zeitschrift von Herzen weitere erfreuliche Fortschritte und die nötige Unterstützung in allen kunstfreudigen Kreisen, besonders in den Reihen der Ordensleute und Priester, für die es geradezu eine moralische Verpflichtung ist, dies Unternehmen zu unterstützen. Den Dank der Literaturfreunde würde sich Ansgar Pöllmann durch weitere Erschließung der mittelalterlichen und niederdeutschen Schätze an religiöser Poesie erwerben. Auf die „Bordesholmer Marienklage“ (ca. ann. 1475) im Januarheft seien Literaturhistoriker hiermit aufmerksam gemacht. Heidenberg.

[1]) Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung.

Du träumst noch immer in die Ferne . .

Du träumst noch immer in die Ferne,
Als säheſt du in ihrer Wunderweite
Den goldnen Vogel Glück dein Haupt umflügeln . .

Und unterdes zerrinnt in deinen Händen,
Was du an Sonnenschein am Weg gesammelt,
Und achtlos läßt du's auf die Erde gleiten . .

Bis du erwachst und hinter dir den Weg
So schön, wie du ihn nie gesehen, liegen siehst,
Mit Sonnenblinken zwischen Blumensträuchen . .

An seinem Ende, scheint es, fliegt ein Vogel
Mit flatternd-ungewissem Flügelschlagen,
Der immer kleiner wird, ganz klein, und nun zerrinnt . .

Vor dir der Weg läuft grau und trübe weiter . .
Du aber schlägst die Hände vors Gesicht
Und müde weinst du deinem Glücke nach . . .

Hildesheim. Albert Antoni.

Digitized by Google

Eine Verpflichtung zur Besprechung eingesandter Bücher, sowie zur Rücksendung nicht besprochener Bücher wird nicht übernommen.

Romane und Novellen.

Schayer, Gertrud, Der Hässliche. Ein Tagebuch. Hannover 1903, Verlag der Berenbergschen Buchdruckerei, Schwede & Wenzel.

Eine gute, sogar recht gute Novelle darf dies Werkchen heißen, wenn man nur Technik und Charakteristik beurteilt. Ein Häßlicher, dem Elternliebe und wahre Freundschaft nie zu teil geworden, wird gehoben durch die Liebe, geistig und seelisch. Um so gewaltiger ist der Zusammenbruch, als der Liebe des Weibes die Treue fehlt. Der Häßliche wird an der Geliebten zum Mörder, stellt sich dann selber dem Gerichte und wird einem Arzte zur Beobachtung seines geistigen Zustandes anvertraut. Da er als verantwortungsfähig erklärt werden soll, und zehn bis fünfzehn Jahre Zuchthaus winken, geht er in den Tod: „Bald mach ich nun leise das Fenster auf, daß niemand mich hört, springe hinunter zur Erde, eile durch den Garten, steige über den hohen Zaun, gehe dann wieder durch einen Garten und bin am Ziel. Vor mir liegt der Fluß . . .“ Das kommt mir nun wenig realistisch vor; einem Mörder, der auf seine Zurechnungsfähigkeit hin beobachtet werden soll, wird man die Flucht kaum so bequem machen. Ein paar feste Eisenstangen fehlen vor dessen Fenster sicher nicht. Im übrigen entwickelt sich alles streng und folgerichtig in diesen Tagebuchblättern, die freilich eine Selbstdurchforschung zeigen, die entschieden etwas Pathologisches an sich hat. Um deswillen wünschte ich auch im Titel ein Wort geändert: „Ein Häßlicher“ wäre richtiger, denn als Typus des Häßlichen kann der Held dieser Blätter nicht gelten. Es gibt Häßliche genug, die in der Arbeit, sei es in der stillen Forschungstätigkeit, sei es in aufopferndem Schaffen für andere, ihre Befriedigung finden, oder aber die am Stabe der Religion sich emporrichten und geistig und seelisch wachsen über ihre irdische Mißgestalt hinaus. Dieser Häßliche ist doch etwas zu viel Selbstling, um als allgemeine Wahrheit gelten zu können; und von Gott weiß er gar nichts. Wir wundern uns unter diesen Umständen nicht ob seines Schicksals, es *mußte* so kommen. Aber wir können in dem Manne eben darum *einen*, aber nicht *den* Häßlichen erkennen. Gott sei dank, fehlt nicht bei allen, die von Mutter Natur so stiefmütterlich bedacht sind, diese ethische Grundlage, nicht alle mußten sie, wie dieser, der Elternliebe entbehren. Darum sind sie auch nicht alle so

Digitized by Google

morose Einsiedler. Es gab und gibt häßliche Männer genug, die durch ihre Geisteskraft die körperliche Mißgestalt vergessen ließen: solche Charaktere wirken befreiender als dieser Jünger des grauen Pessimismus.

Die Ausstattung ist gut. Des Bildes Bedeuten auf dem Umschlage war mir nach des Büchleins Lesung so schleierhaft wie zuvor; wenn nur der Titel einigermaßen dargestellt werden sollte, so ist das nicht schlecht gelungen.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Berlepsch, Goswina v., **Jakobe.** Eine Gestalt und Geschichte aus dem Zürich von ehedem. Zürich, Artist. Institut Orell Füßli.

Liebevolle Beobachtung läßt ein Werk von künstlerischem Wert noch nicht erstehen. Ein solches Werk sollte aber doch das Ziel der Schriftstellerin v. Berlepsch sein. An ihr neues Produkt „Jakobe" — zweite Auflage ohne Jahreszahl — kann man einen künstlerischen Maßstab nicht anlegen. Nicht als ob die Geschichte ganz zu verwerfen wäre; „höhere Töchter" mögen sie ja unbeschadet lesen, wenn sie das schöngebundene Buch auf dem Weihnachtstisch vorfinden. Denn von ungesunder Sentimentalität hält es sich frei. Die beigegebenen Illustrationen erhöhen noch den Eindruck der Geschenkliteratur.

München. Max Ebar.

Schlicht, Freiherr v., **Der kleine Gerd.** Humor.-militärische Erzählung. Berlin 1903, Otto Janke.

Ein „neuer Schlicht" bedeutet kein Ereignis in der Literatur. Aber man würde dem schriftstellernden Freiherrn unrecht tun, wollte man ihm das Schreiben verbieten. Gelesen wird er, sogar viel gelesen; schließlich — was schadet's? Ernst genommen wird er nicht. „Der kleine Gerd" ist übrigens keineswegs das schlechteste Werk unter Schlichts Militärhumoresken. Es ist alltäglich in jeder Zeile, aber eine gewisse Routine der Erzählung läßt sich doch nicht verkennen.

München. Max Ebar.

Vanzype, Gustave, **Claire Fantin**, Roman. Nr. 18/19 von Seemanns kleiner Unterhaltungsbibliothek. Autorisierte Übersetzung von Cath. Brenning. 2. Auflage. Leipzig, H. Seemann Nachf.

Der Stoff dieser Novelle — die Bezeichnung „Roman" auf dem Titel ist dafür zu pomphaft — ist recht zeitgemäß. Claire Fantin, eine junge hübsche Frau, die in behaglichen Verhältnissen lebt, an ein wahres Juwel von einem Gatten verheiratet ist und drei reizende, gesunde Kinder besitzt, fühlt sich unbefriedigt und unglücklich. Warum, weiß sie eigentlich selbst nicht recht. Sie ist neidisch auf eine scheinbar glücklichere Freundin, möchte Reisen machen und ein großes Haus geben wie diese. Eine Sehnsucht nach Veränderungen, nach einem Sinnenrausch erfaßt sie, dem sie einmal fast zum Opfer fällt. Nachdem sie aber das Unglück ihrer früher beneideten Freundin, eine Krankheit ihres jüngsten Kindes und der Vergleich mit ihren armen Nachbarn mürbe gemacht, gelingt es zum Schlusse ihrem Gatten scheinbar, sie durch eine wohlgesetzte Rede wieder ganz zur Pflicht zurückzuführen. Glaubhaft wirkt die Wandlung allerdings nicht recht, wie überhaupt die ganze Gestalt dieser gelangweilten Frau einer größeren Vertiefung fähig gewesen wäre. Einzelne, etwas zu pikant wirkende Szenen aus dem Eheleben Claires hätten dagegen abgeschwächt oder ausgeschieden werden sollen. Dann hätte man das Werk, über dem viel Stimmungszauber liegt, auch für den Familientisch empfehlen können. Bemerkt sei noch, daß auch das heute so beliebte soziale Element in das Buch mit hereinspielt.

München. Dr. Lohr.

Digitized by Google

Lyrik.

Hartleben, Otto Erich, **Der Halkyonier.** Ein Buch Schlußreime. Berlin 1904, S. Fischer.

Bergmann, J., **Sprüche und Stiche.** Ravensburg, Dornsche Buchhandlung.

Halkyone sah des Gatten Keyx Leichnam auf den wilden Wellen treiben. Die Göttin aber verlieh ihr Mövenschwingen und ließ auch den Gatten als Möve emporflattern. Die Halkyonen schweben, ewig unruhig, über der nimmerruhenden Meerflut; nur zur Winterbrütezeit fesselt Äolus die Winde und gönnt seinem jammernden Kinde sonndurchhellte Tage der Ruhe. Diesen Zeitpunkt wählt der Halkyonier, um seine in Stürmen des Lebens erprobte Weisheit zu künden. Das ist die Genesis des etwas gequält weit hergeholten Titels. Hartleben ist ein feiner Künstler, zweifelsohne. Was er sagt, trägt er in angenehmer, vollendeter Form vor. Vom Angelus Silesius, den er sehr mit Unrecht einen „polternden Zeloten" nennt, lieh er sich die Form für seine epigrammatischen Einfälle, und in der Tat eignet sich der Alexandriner in seiner klapperigen Trockenheit für diesen Zweck ganz vorzüglich.

Du siehst im kleinsten Vers
Die Linie meiner Stirne:
Wie selbst auf Kupfergeld
Noch des Monarchen Birne.

Dies Beispiel mag, als für Hartlebens Weise bezeichnend, hier Platz finden. Mit dem Inhalt der Schlußreime wird man nicht überall im Einklang sein, besonders was ethische Auffassung der Welt angeht.

J. Bergmann tritt mit seinen Sprüchen und Stichen vom katholischen Standpunkte der Welt gegenüber. Schade, daß die Form nicht jene vornehme Glätte wahrt, die auch einen oft ausgesprochenen Gedanken wieder im reizvollen Gewande präsentiert. Schade ferner, daß absolute Nichtigkeiten nicht entfernt wurden. Sogar die vor Jahren so viel verhohnübelten Schwiegermütter stehen noch einmal auf. Daß Bergmann ein scharfer Beobachter der Welttorheiten ist, zeigt sich allenthalben, und seine Laune ist frisch und kerngesund. Auch das Formale überwindet er, wenn er will, mit großem Geschick.

„Wie kommt's denn, Vater!" fragte ihn sein Kind,
„Daß Wetterfahnen so hoch oben sind?"
„Man stellt sie hoch, weil sie's verstehn,
Nach jedem Windhauch sich zu drehn!"

Im ganzen trifft auch Bergmann sehr gut die Boshaftigkeit, die dem kleinen Sprühteufel Epigramm Geist und Leben gibt.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Walden, Franz, **Aus dunklen Talen.** Verse. Erfurt 1904, G. A. Brodmann.

Das Buch ist ein Zeichen von Talent. Allein das Talent macht noch nicht den Dichter. Es gehört auch so etwas wie festes Stehen in der Welt dazu. Der Liebestaumel entschädigt uns nicht für den Mangel einer männlich ruhigen, gefesteten Weltanschauung. Hier vermochte das Talent nicht den künstlerisch nötigen Ausgleich zwischen den erdichteten oder wirklichen Tatsachen und deren Darstellung zu finden. Wir lesen darum die sehr überflüssige Beichte irgend eines verliebten Jünglings, der sich in lächerlich wirkenden Übertreibungen gefällt, statt daß wir literarisch zu bewertende Gedichte erhalten, die uns Franz Walden hätte bescheren können. Ein paar Verse gestatten diese Vermutung.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Möller, Heinz, **Grossstadtlyrik.** Buchschmuck von Ludwig Sütterlin. Leipzig, R. Voigtländer.

Wie bei den übrigen Bändchen des Unternehmens, das sich „Neue Buchkunst"

Digitized by Google

nennt, ist auf die Ausstattung in Druck und Illustration die größte Sorgfalt gelegt worden. Der Zeichner L. Sütterlin hat zu einigen Gedichten vorzügliche, ideenreiche Bilder geliefert. Die Auswahl der Verse konnte bei dem überreichen Material, das die moderne Lyrik gerade für die Großstadt mit ihrer grobzügigen Poesie hervorbrachte, sich nur auf beste Künstler und charakteristische Proben beschränken. Vertreten sind Avenarius, Dehmel, Ernst, Fulda, J. Hardt, Haushofer, Henckell, Hofmannsthal, Jacobowski, Hedwig Lachmann, Liliencron, Morgenstern, Reicke, F. v. Saar, Scharf, Schlaf, Schur, Seidel und Wille. Die Gedichte mit dem Grundzug der Unzufriedenheit und des Grolles überwiegen; doch fanden Seidel und Avenarius auch friedliche Töne. Man hätte dergleichen mehr gewünscht. Denn auch die Großstadt kennt den Frieden und die beglückende Nächstenliebe, von der die meisten der hier vereinten Dichter nichts wissen oder nach der sie mit Sehnsucht suchen. Stoffe bedenklicher Art sind vermieden. Das Büchlein verdient als originelle Anthologie Empfehlung.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Dressely, Anton, **Grabschriften, Marterl-, Bildstöcke- und Todtenbrett-Verse, dann Hausinschriften, Wohn- und Trinkstuben-Reime, Geräte-Inschriften u. a.**, gesammelt, geordnet, sowie mit einer einleitenden Abhandlung versehen und herausgegeben von —. Zweite vollständig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Salzburg 1903, Anton Pustet.

Für den „Liter. Ratgeber" lief das Werkchen leider zu spät ein, so soll es hier Besprechung und Empfehlung finden. Der Titel, der etwas breit geraten ist, zeigt gerade darin den großen Fleiß des Sammlers und Herausgebers, der ein gewaltiges Material zusammengetragen, das nicht nur dem Kulturhistoriker und dem Forscher der Volkskunde vieles bietet, sondern jedermann eine Fundgrube reicher Unterhaltung wie Anregung sein kann. Zu bedauern ist für den Historiker, daß die Jahreszahl bei den einzelnen Nummern so oft vermißt werden muß, wenn er auch die Gründe der etwas sehr ausführlichen Vorrede (S. 10) im allgemeinen wird anerkennen müssen. Es wäre z. B. interessant zu wissen, aus welcher Zeit die oberbayerische Bettlade stammt, die den Spruch Nr. 1170 trägt, der sich bis auf einen einzigen Dialektausdruck bei Goethe wiederfindet. Vielleicht hätte der Fachmann noch mehr feststellen können. Den fleißigen Sammler, der trotz Ausscheidung apokrypher Inschriften 1247 einzelne Sprüche zusammengetragen, machen wir auf die Reime aufmerksam, mit denen Abt Knüttel von Schönthal sein Kloster bis in den Keller hinunter freigebig ausgestattet; sie finden sich zusammengestellt in der Beschreibung von Schönthal, die der dortige Pfarrer Kröll 1877 in Waldshut erscheinen ließ.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Literaturgeschichte.

Ritter, Albert, **Jones Very**, Der Dichter des Christentums. Linz 1903, Österreichische Verlagsanstalt.

Das vorliegende Werk besteht aus einer 35 Seiten langen Einleitung über Jones Very und aus 60 Seiten Übertragungen Verysher Gedichte. J. Very (1813—1880) war ein protestantischer Geistlicher, der den größten Teil seines Lebens in Salem, Massachusets, zubrachte. Er war eine sehr liebenswürdige, mystisch-religiöse Natur, wie man sie nur selten antrifft. Sein Freund, R. W. Emerson, gab 1839 zuerst eine Sammlung von 50 Sonnetten nebst

Digitized by Google

einigen Essays von Very heraus. Drei Jahre nach des Dichters Tode erschien dann nochmals eine Ausgabe seiner Gedichte von Andrews. In vorliegender Übertragung sind 92 Stücke enthalten; sie lesen sich flüssig wie Originale. Verys Dichtung berührt sympathisch. Gott und Natur sind ihre beiden Pole, von denen sie inspiriert ist. Dabei liegt etwas wie eine große, reine Kindlichkeit über allen Gedichten. Populär wird Very aber bei uns so wenig werden, wie er es je in seinem Heimatlande war. Dazu bietet er zu wenig Abwechslung in seiner Poesie und dazu wendet er sich zu wenig an das allgemeine menschliche Gefühl. Sein Lieblingsversmaß ist das freie Shaksperesche Sonett. Der Christ Very drückt sich in den Gedichten besonders in einem Gefühl der Abhängigkeit und Hingabe an Gott aus; etwas genaueres läßt sich aus dem gegebenen nicht mit Sicherheit feststellen. Die Art, wie ihn Albert Ritter im Vorworte für seinen „neuen Glauben", der die „persönliche Unsterblichkeit und ein außerweltliches Jenseits" verwirft, zu verwerten sucht, obwohl er ihm noch den Standpunkt des „positiven" Glaubens zuerkennt, hat mich — milde ausgedrückt — befremdet. Stände Very mit seiner „Vernunftansicht" wirklich auf Seite Ritters, so wäre er nichts weniger als „der (!) Dichter des Christentums", denn dieses neue „reine" Christentum sieht dem Buddhismus so ähnlich wie ein Ei dem andern. Jedenfalls ist Ritters Urteil, daß „unter allen Namen, welche die Geschichte der christlichen religiösen Dichtung aufzählt, keiner würdig ist, dem Verys an die Seite gestellt zu werden", eine grobe Überschätzung eines liebenswürdigen, bescheidenen Talentes, das anscheinend weder ein großer Dichter, noch ein tiefer Religionsphilosoph war.

München. Dr. A. Lohr.

Bahr, Hermann, **Rezensionen** [Wiener Theater 1901—1903]. Berlin 1903, S. Fischer.

„Wenn die Leute glauben, ich wäre noch in Weimar, dann bin ich schon in Erfurt." Diese Zeilen Goethes setzt Bahr seiner Rezensionensammlung voraus und charakterisiert sich besser, als es jeder Kritiker tun könnte. Ja, Bahr ist der kokette, nimmermüde, ewig junge, agile, anschmiegsame Schriftsteller. Er erhält sich und seine Sachen jung und frisch, weil er immer mithält, immer weitereilt. Die „Ismen" hat er so ziemlich alle, sowohl als streitbarer Kritiker als auch als Poet, mitgemacht. Jetzt, da er warm und behaglich in einer Redaktion sitzt, ist er ein gütiger, einsichtiger, milder Beurteiler geworden. Er schreibt S. 26 u. 27, und diese Stelle ist für seine Art der Kritik, die er jetzt pflegt, typisch:

„Die deutsche Kritik hat sich nach und nach ganz in die Negation verrannt. Wer einmal lobt, muß sich beinahe schämen: Urteilen ist zum Schmähen geworden. Nun will ich das ja niemanden wehren, wenn es ihm Vergnügen macht. Er darf nur nicht meinen, damit etwas zu leisten" ...

Und weiter unten:

„Damit wird nur zerstört, nichts geschaffen. Ludwig Speidel hat die Kritik einmal die ‹scharfe Magd der Produktion› genannt. Sie täte gut, das nicht zu vergessen. Sie mag scharf sein und ihrer Frau schon einmal die Meinung sagen, aber mit der Bescheidenheit einer Magd, die weiß, daß sie zu dienen hat. Wir stehn im Dienste der Literatur, zur Verständigung des Publikums. Schimpfen kann dieses allein. Es braucht uns nicht, um die Fehler zu bemerken. Wir sollen ihm helfen, die Schlauheiten einzusehen, die seinem Leichtsinn entgehn."

Damit charakterisiert Bahr sich selbst und seine Rezensionen. Es sind nichts als

Digitized by Google

Auslassungen eines geistreichen Schriftstellers, Gedanken, Ideen, die ihm bei Gelegenheit einer Erstaufführung kamen. Es sind seine Feuilletons, in einem Bande vereint. Flüchtig, unzuverlässig, aber geistreich und anregend, vielleicht fördernder als die negierenden, gründlicheren, sachlichen Kritiken.

München. Carl Conte Scapinelli.

Kunstgeschichte.

Fäh, Dr. A., **Geschichte der bildenden Künste.** 2. verb. Auflage. Mit 1 Titelbild, 36 Tafeln und 990 Textillustrationen. Freiburg, Herder.

Seit wir die ersten beiden Lieferungen angezeigt, liegt das Werk vollendet vor. Wenn wir im folgenden für eine hoffentlich recht bald notwendige Neuauflage einiges zu bedenken geben, so wollen wir damit den hervorragenden Wert dieses vortrefflichen Handbuches nicht herabdrücken und noch weniger dessen Verfasser das Zeugnis versagen, daß er über Vieles sehr gut orientiert. Heutzutage ist niemand unter den Lebenden, der das Gebiet auch nur der europäischen Kunst ganz beherrschte; es kann deshalb für den Autor einer allgemeinen Kunstgeschichte kein Mangel sein, wenn andere aus Gebieten, die ihnen vertrauter sind, dies und das für eine Verbesserung beizusteuern sich bemühen. — Wir vermissen eine Charakteristik der hellenistischen Kunst als Ganzes wie ihrer Besonderheiten. Hier war die Malerei das Bedeutendste. Wenn wir auch davon nichts mehr besitzen, so finden wir doch ihre starken Reflexe in der malerischen Behandlung der Plastik. Vor allem wichtig aber ist der Wechsel im Auftraggeber und damit das Entstehen des Genre, die Bedeutung des Portraits, der Zug in das Idyllische. Ganz neue Motive tauchen auf; ein Wandel in der Allegorie, Umbildung der Götter mehr in das Menschliche, das Hereinragen der Literatur und vieles andere macht sich geltend. Ähnlich ist in der römischen Kunst der Umschwung unter Augustus nicht betont; alles was sich auf die pompejanische Malerei bezieht, beruht auf nicht autoritativen oder neuesten Quellen. Nebenbei sei erwähnt, daß die Cloaca maxima viel jünger ist und die berühmte Chimäre in Florenz ein bedeutend älteres und nicht etruskisches, sondern in Etrurien nur mit einer Inschrift versehenes Werk der griechisch-archaischen Kunstepoche. Bei der Vasenmalerei mußte der große Fortschritt, den der rotfigurige Stil um das Jahr 500 brachte, doch wenigstens angedeutet sein, wie ein Hinweis auf die tektonischen Reize dieser köstlichen Schöpfungen unerläßlich ist. Das Publikum weiß in den Sammlungen damit meist gar nichts anzufangen. Der Kameenschnitt ist nicht römisches, sondern wahrscheinlich alexandrinisches Produkt. Bei dem Alexandersarkophag in Konstantinopel war die Polichromie nicht nebensächlich zu erwähnen, sondern ausdrücklich zu betonen, weil dies im Grunde das einzige antike Denkmal ist, wo man die Bemalung ausreichend beurteilen kann. In den Details wird man überhaupt vielfach anderer Ansicht als Dr. Fäh sein. Für die japanische Kunst hätte die Benützung des grundlegenden Opus von Gonze: L'art japonais zugleich eine aktuellere Betonung der neueren Kunst dieses Stammes ermöglicht. So ausgezeichnet die stilistische Charakteristik der romanischen Bauart ist, so wenig Klarheit über die Entwicklung des Stiles erhalten wir. Der Plan von St. Gallen und damit der Einfluß der Benediktinerkirchen, die Bedeutung Clunys, die populäre Wirksamkeit von Hirsau, das andersartige der Bischofskirchen und dazu erst die lokalen Einflüsse — all diese Momente treten nirgends hervor. Für den Übergang aus der Gotik

Digitized by Google

in die Renaissance wäre der hochinteressante Fortschritt festzustellen, wie nun die Kunst, zumal in Deutschland, immer weitere Kreise erfaßt. So hoch uns Dürer steht, ist doch die Behauptung gewagt, daß nach ihm die deutsche Kunst abnimmt. Holbein d. J. bedeutet im rein Malerischen sogar ein Übertreffen des Nürnbergers. Holbein ist überhaupt nicht bewältigt. Er leitet eine neue Zeit ein und zwar im Gegensatz zu Dürer. So hervorragend Rubens behandelt ist, so unzureichend empfinden wir uns über Rembrandt beraten. Das Rokoko ist viel zu kurz gekommen und vor allem nicht entwicklungsgeschichtlich aufgezeigt. Die moderne Kunst wird vom Verfasser selbst nur als „Versuch" bezeichnet. — Wir wollten nur wirklich Einschneidendes erwähnen. Dazu gehören aber auch die anpassenden Illustrationen des Laokoon und Apollo Belvedere; sie müssen in Autotypien gegeben werden. Überaus erfreulich ist namentlich in der Malerei das weitherzige und tiefeindringende selbständige Urteil Fähs, das ihn weit über Frantz erhebt. Ich kann das Werk als eines der allerbesten Handbücher warm empfehlen; Bilder und Text sind gleich sorgfältig, gediegen und anregend. Im wesentlichen wie in vielen Einzelpartien hat Fäh seine Aufgabe mustergültig gelöst. Wie er sie erfaßte — und das ist für ein derartiges Unternehmen das einzig Richtige, aber auch sehr Schwere — das möge, zugleich als Einladung zur Lektüre und Studium, er selbst uns sagen:

„Unsere „Geschichte der bildenden Künste" richtet sich hauptsächlich an Studierende und an jene Gebildeten, die dem Kunstleben der Vergangenheit nur soweit ihre Aufmerksamkeit zuwenden, als ihr andern Zielen gewidmeter Beruf es erlaubt. Diese Bestimmung verlangt nicht eine Fülle von Namen und Daten, auch nicht eine erschöpfende Berücksichtigung aller Werke eines Meisters oder einer Schule, sondern scharfe Charakterisierung der Epochen und ihrer Richtungen. Daher darf sich die Darstellung nicht in eine Reihe von Einzelbildern verlieren, sie muß vielmehr ihr Hauptgewicht auf die nie unterbrochene Tradition der gesamten Kunstbewegung legen."

München. Dr. J. Popp.

Meier-Graefe, Jul., Der moderne Impressionismus. Mit 1 kolorierten Kunstbeilage und 7 Vollbildern. Berlin, Jul. Bard.

Dieses Bändchen der von R. Muther gut angelegten Sammlung „Kunst" ist wohl das schwächste aller bisher erschienenen. Stil und Inhalt erheben sich nirgends über eine geschraubte, geistreichelnde Journalistik. Das Buch ist voll von Unklarheiten und Widersprüchen; willkürliche Kombinationen umranken das Wesentliche bis zur Verwirrung. Wir hätten von diesem Autor etwas ganz anderes erwartet und durften gerade über dies Thema etwas viel Besseres fordern. Wer sich darüber gründlich unterrichten will, dem empfehle ich Heilbluts „Impressionisten". Er setzt allerdings ziemlich viel voraus.

München. Dr. J. Popp.

Signac, Paul, Von Eugen Delacroix zum Neo-Impressionismus. Krefeld, G. A. Hohns Söhne.

Eine sehr interessante und gründlich orientierende Arbeit über die neueste Malart, die Pointilliistik! Es ist dies jene Technik, die seit etwa 12 Jahren in Frankreich Anhänger wirbt und seit einiger Zeit auch in anderen Ländern, besonders in Belgien und Deutschland, an Verbreitung gewinnt. Nach dieser Auffassung und Darstellung geschieht die Mischung der Farben nicht auf der Palette, sondern die Farben werden so zerlegt auf dem Malgrund aufgetragen, daß sie sich im Auge des Beschauers selbst verbinden. Es

Digitized by Google

ist nicht zu leugnen, daß dadurch manchmal überraschend feine Wirkungen herauskommen; aber das Ganze bedeutet doch nur ein besonderes technisches Raffinement, das als solches schon wegen seiner unglaublichen Mühseligkeit nicht populär unter den Künstlern wird. Sicher aber wirkt es befruchtend auf deren Farbensinn. Es ist und bleibt l'art pour l'art. P. Signac, der einer der Miterfinder ist, legt uns das geschichtliche, ästhetische und handwerkliche Material vor, auf Grund dessen sich jeder selbst ein Urteil bilden kann. Für ein weiteres Publikum hat die Schrift trotzdem keine Bedeutung.

München. Dr. J. Popp.

Varia.

Harnack, Adolf, Augustins Konfessionen. 3. Auflage. Gießen 1903, Ricker.

Ein höchst merkwürdiges Büchlein. Auf der einen Seite offener Blick für die Bedeutung Augustins und seiner Bekenntnisse, und auf der anderen Seite die Höherstellung Luthers gegenüber Augustin; einerseits feinstes Verständnis für die literarische Großtat des Bischofes von Hippo, als er schonungslos sein inneres Ringen schilderte, und andrerseits die Auffassung, daß der von Augustin als verfehlt beweinte und beklagte Weg, den er vor seiner Bekehrung gegangen war, der richtige gewesen sei. Wohl selten treffen die Gegensätze in des Verfassers Auffassung vom Christentum im allgemeinen, wie vom Katholizismus und Protestantismus im besonderen, auf so kleinem Raume so scharf zusammen, wie hier. Ganze Seiten liest man mit Entzücken und folgt mit Begeisterung den Ausführungen des fein- und scharfsinnigen Verfassers und dann kommt ein kaltes Sturzbad von „alttestamentlichen Fabeln" oder ähnliches. Harnack steht allen Problemen religiöser Natur nur als kalter Gelehrter oder als Ästhethiker gegenüber; sein Herz hat augenscheinlich gar keinen Anteil an allen diesen Dingen. Und wenn hie und da ein herzlicherer Ton einmal anzuklingen scheint, so sorgt der negierendkritische Teil in der Veranlagung Harnacks gar bald für das Gegengift. Das hindert aber nicht, daß Harnacks Art, in großzügiger Weise auch die schwersten Fragen zu behandeln, unverhohlene Bewunderung und Anerkennung verdient, selbst wenn man häufig zu schwerem Widerspruche gereizt wird. Eines ist mir und auch vielen anderen völlig unverständlich, daß Harnack, der der göttlichen Offenbarung gegenüber so scharf verneinend vorgeht, noch nie den Mut gefunden hat, auch nur die Hälfte seines kritischen Vermögens Luther und der Reformation gegenüber rücksichtslos zur Anwendung zu bringen. Der Grund hiefür möchte manchem naheliegend genug erscheinen. Ich bescheide mich aber damit, die Tatsache angeführt zu haben, die auch in der angezeigten Schrift an mehreren Stellen scharf zum Ausdruck kommt.

C.

Baernreither, F. C., Electa der Wahrheit. Gedanken über Bildung, Wissenschaft und Religion für die gebildete Frauenwelt von F. C. Baernreither. Münster 1904, Alphonsus-Buchhandlung.

Ein Buch für Frauen von einer Frau, und zwar ein gutes, gesundes Buch, das in jeder Frauenbibliothek seinen Platz finden sollte. Es zeichnet sich sowohl durch vorzügliche Ausstattung wie durch inneren Wert aus und bietet gebildeten Frauen Belehrung, Anregung und Klarheit auf den Gebieten der Bildung, Wissenschaft und Religion, ohne in den trockenen Gelehrtenton zu verfallen; auch vermeidet die Verfasserin in anerkennenswerter Weise den Ballast der Fachausdrücke. In 14 Essays, die in fließendem Konversationston geschrieben sind, werden Religion und

Digitized by Google

Wissenschaft, Geologie und Genesis, Abstammung und Entwickelung des Menschen, Wunder, Menschen- und Tierseele, Bibelwahrheit, die Person des Heilandes, Beten, Beichte, Fasten usw. an der Hand zahlloser Beweise behandelt, durch eingestreute Zitate und treffende eigene Bemerkungen belebt und durch Belege erläutert. Am Schluß des Buches gibt ein „Namensverzeichnis der angeführten Persönlichkeiten und deren Aussprüche" mit seinen 400 Namen einen Beweis von dem Fleiße, mit dem die Verfasserin diese Beweise und Zeugnisse für die christlichen Wahrheiten zusammentrug.

München. K. v. Juliat.

Das Los des Lyrikers. Einen betrübenden Beitrag zu diesem nie ausgesungenen Liede liefert die „Deutsche Dichtung" (Berlin, Concordia, Redakteur **Karl Emil Franzos**) in ihren Einsendungsbedingungen. Es heißt da u. a.:

„Einsendung kurzer, lyrischer Gedichte kann jederzeit erfolgen, jedoch werden wir solche nur dann prüfen, wenn dieselben deutlich geschrieben sind, und wenn uns nicht mehr als drei kürzere Gedichte zugleich vorgelegt werden.... Auch bitten wir alle P. T. Einsender solcher Beiträge, in ihrem eigenen Interesse jedenfalls Abschriften zurückzubehalten, da Rücksendung unsererseits nicht stattfindet. Die Beifügung von Briefmarken bitten wir, weil zwecklos, unterlassen zu wollen. Unser Bescheid über Annahme oder Ablehnung von Beiträgen erfolgt stets durch die „Korrespondenz der Redaktion." ... Wir beurteilen die Beiträge in der Reihenfolge des Einlaufs und geben den Bescheid baldmöglichst. Vor Ablauf eines Monats vom Tage der Absendung wolle derselbe jedoch nicht erwartet werden; bleibt er länger als zwei Monate aus, so möge daraus geschlossen werden, daß wir von diesen Beiträgen zu unserem Bedauern keinen Gebrauch machen konnten. Beiträge in metrischer Form werden **nicht** honoriert; auch behalten wir uns, um den oft an uns herantretenden Wünschen der Tagespresse um Abdruck von Proben aus der „Deutschen Dichtung" entsprechen zu können, das Recht vor, den Abdruck der in unserer Zeitschrift erscheinenden kürzeren Gedichte (bis zum Umfange von zwei Seiten der „Deutschen Dichtung") je einer Tageszeitung unter Quellen-Angabe und Nennung des Autornamens einräumen zu dürfen, und bitten uns, derartige Einsendungen nur dann zu machen, wenn der Autor mit dieser Bedingung einverstanden ist; ein Honorar hierfür gewähren wir nicht. Bei anderen als metrischen Beiträgen ist der Honorar-Anspruch bei Einsendung des Manuskripts zu nennen; nachträglich geäußerte Ansprüche könnten wir nicht anerkennen.... Die „Deutsche Dichtung" bringt nur bisher Ungedrucktes."

O „Deutsche Dichtung", was haben dir die armen teutschen Dichter getan, daß du sie solchermaßen im Tone eines Polizeikommissars anfährst? Du mußt arg von ihnen gequält worden sein; denn deine langstilige Verordnung schmeckt nach nervösem Ärger! — Doch setzen wir einmal den Humor an der Sache beiseite und sehen uns die Vortrefflichkeit dieser Bedingungen an. Rücksendungen gibt's nicht; direkte Antworten noch weniger. Entscheid erfolgt auf dem Umschlag der Hefte. Was wird nun so ein neugieriger Lyriker tun, wenn er wissen will, was aus seinen eingesandten Versen wird? Er wird — abonnieren, denkt die „Daitsche Dichtung", und das ist's ja gerade. Sie erleichtert sogar den Mitarbeitern den Bezug durch Gewährung eines Mitarbeiter-Abonnements zu „herabgesetzten" Preisen. Dafür sind, wie es in einem Begleitschreiben hieß, dreihundert ausgewählte Adressen vorgemerkt; man denke, welch kolossale Ehre dieser Elite widerfährt. Sie darf

Digitized by Google

die „Deutsche Dichtung“ zur Hälfte des Preises beziehen und darf sogar Gedichte einsenden; denn die Mitarbeit dieser Elite würde der Redaktion sehr angenehm sein, wie das Schreiben weiter besagt.

Nun ist ja Versemachen so etwas wie Übermut. Dafür verdiente man „wie ein übermütiger Esel“ Hiebe; die „Deutsche Dichtung“ ist milder. Sie gibt keine Hiebe; sie druckt sogar die Verse ab, wenn sie gut sind, oder wenn sie ihr gefallen; aber weiter gibt sie wirklich nichts. Honorar? „Beiträge in metrischer Form werden nicht honoriert“; hierin liegt die ganze unsagbare Verachtung des deutschen Bierphilisters vor dem lumpigen Versemacher ausgedrückt. Die „Deutsche Dichtung“ — wirklich eine sorgliche Revue für deutsche Dichter — tut dies natürlich aus ideellen Gründen. Wer könnte das hohe Kunstwerk des Gedichtes in schnödem Geldwert bemessen? Die Dichter, die von Begeisterung und Wasser leben, sollen auch so ideal denken. Oder gilt die Verordnung nur für die auftretenden Talente? Hat man für Mitglieder des bekannten Lyriker-Kastells, die wenigstens 0,50 Mk. Honorar pro Zeile wünschen, nicht diese idealen Bedenken? Otto Julius Bierbaum z. B. könnte uns darüber Auskunft geben; denn er ist mehrfach in der „Deutschen Dichtung“ verteten.

Glücklicherweise ist der ganze Umweg über die „Deutsche Dichtung“ nicht nötig, um in Deutschland ein bekannter Lyriker zu werden. Aber bezeichnend für die Schätzung der Verskunst im Anfang des 20. Jahrhunderts bleibt diese bemerkenswerte Behandlungsweise doch. Martin Greif sagt über deutsches Dichterlos[1]) wehmütig und leider richtig:

„Für den Dichter gibt's kein Brot,
Eh' er an der Himmelspforte —
Endet nimmer ihm die Not.
Was er bietet auch an Gaben,
Nicht wird ihm gedankt dafür,
Und er bleibt, bis er begraben,
Bettler an des Reichen Tür.“

Und das geschieht ihm, solange Blätter wie die „Deutsche Dichtung“ auch nur noch einen Vierzeiler „für die Ehre“ veröffentlichen können, eigentlich durchaus mit Recht! L. K.

[1]) Leipzig, Amelang, Neue Lieder und Mären, S. 274.

Auszeichnung. Dr. Otto Denk (O. v. Schaching), dem bekannten Volksdichter und Redakteur des „Deutschen Hausschatzes“ in Regensburg, wurde zu Neujahr der Titel und Rang eines Kgl. Rates verliehen.

Aufruf zur Errichtung eines Stifter-Denkmals in Oberplan.

Aus dem Moldautale steigt gegen Norden eine Berghöhe an, die auf ihrer schützenden Lehne Stifters Geburtsort Oberplan trägt. Von der Höhe grüßt das alte Wallfahrtskirchlein zum „Guten Wasser“ ins Tal und in die weiten Wälder. Den stillen Kirchhof umrauschen die Wipfel uralter Linden, und junger Laubwald bekränzt die Kuppe des Berges bis vor die Dächer des Städtchens zu seinen Füßen. Vor dem Blick liegt mit Feld und Auen das offene Tal, aus dem die Moldauwasser blitzen, und weiterhin spannen dunkle Waldesbogen ihren düsteren Rahmen um das friedlich helle Bild.

Stehst du an dieser Stätte, so sprich den Namen Stifters aus — und wie auf ein Zauberwort belebt sich dir das stille Gelände.

Aus dem wüsten Steingewirr der „Milchbäuerin“ hebt spähend der Böse sein unheimlich Haupt. Aber er muß weichen vom Berge, denn unfern vom Felsen springt unterm Spatenstreich eines Blinden ein Brünnlein auf, dessen wundertätige Wellen über ein hölzern Muttergottesbild rieseln.

Digitized by Google

Bald umfängt ein Kirchlein das Gnadenbild, und Glockenton schallt segnend und weihend über den Berg. Der Muttergottes vom Guten Wasser wandert der fremde Pilger zu, ihr schickt der Holzknecht in fernen Wäldern seinen Gruß. Und sie tröstet und hilft.

Siehst du den Waldrücken, der gegen Mitternacht zieht? Dort steht irgendwo auf der Höhe der „beschriebene Tännling", unter dem Hans der Holzknecht auf der Lauer lag mit geschliffener Axt. Überm Tannenbaum stand der Mond. In sein Licht starrte der leidgehetzte Mann, bis ihm die Augen zufielen. Und nun sah er's erst: es war *nicht* der Mond, sondern das lichtumflossene Gnadenbild vom Gutwasserberg, das ihn mit ruhig ernsten Augen ansah, unverwandt, bis alle Racheglut seines Herzens verglommen war.

Wende dich gegen Morgen, wo die mächtige Buche den Bergrand überragt. Dorthin liegen die „Dürrschnäbel", wo den Doktor Augustinus nicht Himmelshilfe, aber ein liebreiches Freundeswort zurückhielt von unseliger Tat. Auf den angrenzenden Wiesen loderten einst die Pestfeuer, als die furchtbare Seuche raste, gegen die kein Arzt helfen konnte, bis der Waldvogel auf der Drillingsföhre sein Heilsprüchlein sang. Und dann regte sich wieder mutig das Leben im öden Tal und der Köhlerjunge führte das Edelfräulein heim. Hinter den Pestwiesen taucht der „Roßberg" empor, wo der Heideknabe träumte, und weiterhin, über den Kirchturm von Untermoldau, zeichnet sich gegen den Himmelsrand ein Würfel ab: Die verfallenen Mauern von Wittinghausen. Bei diesem Namen schweift dein suchendes Auge gegen Abend, dem Hochwald zu, wo ein heller Streifen das dunkle Waldband schneidet; es ist die „Seewand", hinter deren steinernem Tore der Heidenschatz glüht. Zu ihren Füßen schläft der verzauberte See und träumt von Klarissa und dem blonden Königssohn . . . .

So zieht ein Schattenreigen vertrauter Gestalten durch deinen Sinn. Sage und Dichtung fließen ineinander; Felsen und Wald, Baum und Berg beginnen zu raunen und zu reden mit dem Munde des Dichters, der dies einsame, liebliche Tal sein Leben lang im heimattreuen Herzen trug.

Wenn irgendwo in weiter Welt, so ist hier die Stätte, wo Stifters gedacht werden soll.

Oberplan rüstet sich, dem großen Sohne zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages auf dem Gutwasserberge ein Denkmal zu weihen. Das sinnige Plätzchen mag ein neues Pilgerziel werden für die große Gemeinde des Böhmerwaldpoeten, für jeden, der einmal „in Dichters Lande" will.

Der Heimatsort des zu Ehrenden wird sein Möglichstes tun, das begonnene Werk zu vollenden. Doch ist er, weil mit Glücksgütern nicht eben gesegnet, kaum imstande, diese Dankesschuld des deutschen Volkes allein abzutragen.

Es ergeht daher an alle, die zu diesem Ehrenmal für einen der Edelsten unseres Volkes eine Spende beisteuern wollen, die Bitte, sich an den unterzeichneten Denkmal-Ausschuß zu wenden.

Oberplan im Böhmerwald, 1903.

Der Stifterdenkmal-Ausschuß:

Mod. Dr. Moritz Herrle, Obmann. — **Karl Gabriel,** Bürgermeister, Obmann-Stellvertreter.

Josef Keininger, K. K. Kanzleidirektor i. R., Kassier. — **Andreas Bojar,** K. K. Steuereinnehmer, Schriftführer.

Erklärung.

Wie ich aus Zeitungsnotizen und häufigen Zuschriften ersehe, scheint in der Öffentlichkeit die Ansicht zu herrschen, ich sei der **literarische Beirat** der „Allgemeinen Verlags-Gesellschaft m. b. H." Dem gegenüber erkläre ich, daß diese Ansicht **völlig irrig** ist. Ich habe auf die Annahme oder Ablehnung von Verlagswerken durch die

Digitized by Google

„Allgemeine Verlags-Gesellschaft" keinerlei Einfluß und erfahre sogar die Publikation neuer Belletristika nicht früher, als andere Leute auch. Dr. Anton Lohr.

Eingelaufene Bücher,

die sich zur Besprechung nicht eignen:

1. **Perger,** August, S. J., **Predigten auf die Festtage,** auch als Lesung von Laien zu benutzen. Paderborn 1901, Bonifazius-Druckerei.

2. **Ommer,** E. M., **Selbstliebe—Egoismus.** Bozen 1903, Verlag der Buchhandlung „Tyrolia".

3. **West,** Jul. H., **Offener Brief an Seine Majestät Zar Nikolaus** von Rußland. Berlin 1903, F. Siemenroth.

4. **Helmes,** Walter, **Das rote Gespenst.** Münster i. W., Verlag von „Kreuz und Schwert".

5. **Hennes,** Ernst, **Was bedeutet der Vegetarismus und wie läßt sich derselbe einführen?** Dresden 1904, E. Pierson.

6. **Boetius,** A., **Die unbegrenzten Möglichkeiten organisierter Volkswirtschaft.** Dresden 1903, E. Pierson.

7. **Anthropos, Civilisation und Weltfriede.** Dresden 1903, E. Pierson.

8. **Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek.** 7. Bändchen: J. Bendel, Wetterpropheten, Nr. 8: H. Bals, Das Staatswesen und Staatsleben im Tierreiche. Nr. 9: J. Bendel, Vogelwanderleben. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Zur gefl. Beachtung! Um Verzögerungen und Mißverständnisse irgend welcher Art zu vermeiden, wird gebeten, alle auf den Inhalt der „Literarischen Warte", mit Ausnahme des lyrischen Teils, bezüglichen Zuschriften und Einsendungen an Herrn Dr. Anton Lohr in München, Bothmerstraße 16/I, die für den lyrischen Teil bestimmten Zusendungen an Herrn Carl Conte Scapinelli, München, Schlottauerstr. 14, die auf den Verlag und die Expedition des Blattes bezüglichen Mitteilungen, sowie die zur Rezension bestimmten Bücher an die Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München, Hasenstraße 11, und alles, was für die „Deutsche Literatur-Gesellschaft" bestimmt ist, ausschließlich an den Schriftführer Herrn Carl Conte Scapinelli in München, Schlottauerstr. 14, zu adressieren.

Für unverlangt eingesandte Rezensions-Exemplare übernimmt der Verlag keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte die Schriftleitung nur dann Gewähr, wenn Rückporto beiliegt.

Herausgeberin: Deutsche Literatur-Gesellschaft in München. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Anton Lohr in München; für den lyrischen Teil: Carl Conte Scapinelli, München. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

5. Jahrgang 1. März 1904 Heft 6

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten.

Das Bücherkaufen.

Von Dr. Hans Schmidkunz in Berlin-Halensee.

Seit ungefähr einem Jahre sind die am Buchwesen beteiligten Berufe lebhaft bewegt durch einen Streithandel um Bücherpreise, und was damit zusammenhängt. Der Philosoph Professor Friedrich Paulsen hat in Artikeln der „Nationalzeitung“ und der Volkswirtschaftslehrer Professor Karl Bücher hat in seiner Schrift „Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft“ schwere Angriffe gegen den Buchhändlerstand gerichtet, insbesondere gegen die Abschaffung des sogenannten Kundenrabattes (wir bekommen jetzt beim Kauf eines Buches nicht mehr 5% bis 10% Ermäßigung, sondern nur weniger oder meist gar nichts). Daraufhin erschien nun eine stürmische Masse von Entgegnungen und von verschiedentlichen Schlachtrufen. Der „Börsenverein für den deutschen Buchhandel,“ der schon bisher, allerdings unter dem forcierten Drucke gewisser Gruppen seiner Angehörigen, die Zentrale der Bewegung gegen den Kundenrabatt war, rüstete zur offiziellen oder offiziösen Abwehr, und selbst hervorragende Vertreter des Verlegerstandes beteiligten sich am Streite; so hat speziell gegen Paulsen der bekannte Göttinger Verleger Ruprecht gleich damals das Wort ergriffen. Nachdem der Schreiber dieser Zeilen anderswo die früheren Stadien des Kampfes verfolgt und sich über dessen Hauptpunkte — vorwiegend zu Gunsten K. Büchers — ausgesprochen, ist es ihm daran gelegen, die später hervorgetretenen Stimmen, die ja leicht vor Abspannnng der Zuhörer überhört werden, zu ihrem Rechte kommen zu

Digitized by Google

lassen und noch deutlicher, als es früher sein konnte, zu zeigen, daß die hauptsächliche Entscheidung jenseits der streitenden Parteien zu suchen ist.

Das geht nun leider nicht ohne eine etwas anspruchsvolle Breite und ohne polemische Einzelheiten ab. Allerdings tröstet uns darüber der Umstand, daß der jetzige Stand des Streites lehrreiches Neue von grundsätzlichem Werte hinzubringen kann. Nur nebenbei möchte ich eine Zeitungsnotiz erwähnen, die mir im Verlauf des Streites zu Gesichte kam. Der erwähnte Börsenverein gibt nämlich eine periodische Liste der sogenannten Schleuderer, d. h. der mit höherem Rabatt Verkaufenden, heraus. Eine Berliner Firma klagte wegen ihrer Aufnahme in die Liste auf Verbot dieser Aufnahme bei Strafe von 3000 Mk., wurde in den ersten zwei Instanzen abgewiesen, erzielte jedoch beim Reichsgericht eine partielle Zurückweisung des Urteils an die zweite Instanz. Für uns, d. h. für das Publikum, bedeutet dies nicht nur einen Beweis, wie sehr durch diese leidige Sache Kräfte vergeudet werden, mit denen Besseres geleistet werden könnte, sondern auch die Hoffnung, der Börsenverein werde endlich einsehen, daß auf diesem Wege, gelinde gesagt, die Sache nicht ordentlich vorwärts kommt.

Wichtiger jedoch erscheint uns einige Literatur, die seit den Tagen der ersten Aufregung veröffentlicht worden ist. So sind die schon erwähnten Artikel und Gegenartikel von Paulsen und Ruprecht, je zwei an Zahl, in einem Sonderabdruck aus der Nationalzeitung zusammengefaßt worden, gratis zu beziehen vom Börsenverein. In gleicher Weise gibt dieser als einen Sonderdruck aus seinem „Börsenblatte" die dort erschienenen Artikel des Berliner Buchhändlers R. L. Prager heraus, unter dem Titel: „Die ‚Ausschreitungen des Buchhandels'". Kurz vor diesem neuesten Beitrag zu dem vorliegenden Thema kam eine „Denkschrift der deutschen Verlegerkammer", betitelt: „Wissenschaft und Buchhandel. Zur Abwehr", und verfaßt von dem bekannten Verleger in Straßburg i. E. Dr. Karl Trübner, unter Mitwirkung des derzeitigen Vorsitzenden jener Kammer, Dr. Gustav Fischer in Jena, dessen Verlag denn auch die Broschüre ausgibt.

Letztere scheint uns das beachtenswerteste Stück aus dem Streit über K. Bücher zu sein, vor allem wegen des kommerziellen und ethischen Ranges ihres Verfassers, sodann aber, weil sie klarer als andere Stimmen erkennen läßt, daß der springende Punkt des Streites weder an der einen noch an der andern Stelle, sondern über den beiden zu suchen ist. Trübner sagt wiederholt (S. 77, 78, 80): „Die Autoren wären die eigentlichen berufenen Richter über uns, deren Urteilsspruch wir uns gern unterwerfen würden"; „mögen sie aussagen und feststellen, ob wir ihres Vertrauens würdig sind". Wenn es nun dem Schreiber dieses, der seit zwei Jahrzenten als Buch- und Journalautor nicht ohne manigfaltige Erfahrungen arbeitet, gestattet ist, diese Frage zu beantworten, so darf er folgendes sagen: Würdig unseres Vertrauens sind einzelne Männer oder Firmen, und zwar nicht nur als Individuen, sondern auch wegen ihrer hier überall wieder betätigten Fürsorge für die Vertrauenswürdigkeit ihres Standes. Selbst diesen als Ganzes möchten wir nicht vom Vertrauen ausschließen; und das Prinzipielle seiner Kampf-

Digitized by Google

stellung, wenn auch nicht deren Art und Weise, würdigen wir so, daß wir es uns selber als Vorbild empfehlen. Im übrigen aber können wir mindestens über einen großen Teil der fraglichen Verhältnisse oder Personen nur entschieden ungünstig urteilen, und zwar von Erfahrungen her, die nicht etwa mit einem Auswurf des Standes, sondern mit Firmen von einem Range gemacht worden sind, wie es Herr Trübner wohl nicht ahnt. Nur scheint uns dies alles lediglich ein Spezialfall der Hauptsache zu sein, nämlich des Pariatums überhaupt, dem gewöhnlich jeder geistig höher Interessierte, wenigstens oder selbst in Deutschland, ausgeliefert ist.

Was mag das mit dem Kundenrabatt zu tun haben? wird man fragen. Nehmen wir ein Beispiel, das zugleich daran erinnern soll, daß unsere relativ hohen Bücherpreise noch immer ein schwerer Schaden sind, und daß (abgesehen von den tiefergreifenden Heilmitteln, über die später) ihre Herabsetzung wichtiger ist, als ihre Erhöhung oder bestenfalls Belassung durch Aufhebung jenes Rabatts. Von dem besten Kenner der Geschichte Pommerns, Prof. M. Wehrmann in Stettin, erschien vor kurzem der, bis 1525 reichende, erste Band seiner Geschichte dieser Provinz. Der ziemlich dünne Band kostet 5 Mk. Nun steht ein Bücherfreund, von dessen Jahreseinkommen dieser Preis vielleicht 1/10 oder 1/3 Prozent ausmacht, davor und sagt sich, daß er bei viel Opferwilligkeit und Entsagung nach der materiellen Lebensseite hin etwa 3, höchstens 4 Mk., für dieses ihm nicht unentbehrliche, doch interessante, Buch anlegen kann, keinesfalls aber 5 Mk. Der Sortimenter fühlt nun den stillen Gedankengang des Zweifelnden nach und sucht einen Kontakt durch einen ergänzenden Gedankengang: „Ich erreiche so weder einen Geschäftsvorteil für mich und für den Verleger, noch einen Idealvorteil für das Geistesleben, will also von dem Meinigen etwas ablassen und dem erhofften Käufer um 50 Pfg. entgegenkommen; möge dieser ein Gleiches tun!“ In diesem Sinn interpretiert denn auch dieser das Angebot des Kundenrabattes und sagt sich: „Bringt jener ein Opfer, so bring' ich's auch und entziehe noch einmal 50 Pfg. meinem übrigen Bedarf, zahle demnach 4 Mk. 50.“ Das schneidet zwar beiden ins Fleisch, aber in einer zur Not noch erträglichen und das Geistesleben, ganz besonders jedoch den Verleger, fördernden Weise; und ohne jenes Entgegenkommen des Sortimenters würde der Käufer eben nicht vorwärts gegangen sein — auch wenn jener Anreiz mehr nur psychisch und ethisch als logisch ist.

„Der Deutsche hält im allgemeinen fest die Hand auf dem Beutel, wenn nach Befriedigung der leiblichen Notdurft überhaupt noch Raum bei ihm für literarische Bedürfnisse ist“, sagt Trübner (S. 21). Das „im allgemeinen“ müßte anders heißen. Tatsächlich tun hier gerade die den Beutel auf, denen es wegen ihrer leiblichen Not am ehesten zu erlassen sein würde. Und zwar kaufen diese wohl eher die teurere und in weniger Exemplaren gehende Literatur, während die billigere und verbreitetere mehr von den günstiger gestellten und den Buchhandel ungünstiger stellenden Kreisen gekauft zu werden scheint.

Aber nun noch ein ganz besonders verwunderlicher Tatsachenirrtum Trübners! Er scheint zu glauben, daß der Gelehrte (den er hier wohl in einem ziemlich

Digitized by Google

weiten Sinne meint) von den Sortimentern nur so auf Händen getragen werde. „Ganz besonders sind Gelehrte und Bibliotheken — wenigstens in den Universitätsstädten außer Berlin und Leipzig — so sehr daran gewöhnt, alle Neuigkeiten täglich auf ihrem Tische vorzufinden, daß wir uns nicht vorstellen können, wie der hierdurch bewirkte Bücherabsatz auf andere Weise ebenso bewirkt werden könnte" (S. 23). Zur Ergänzung dieser Stelle gehört noch die in der vorliegenden Literatur häufig wiederkehrende Klage, daß von den Ansichtsendungen ins Haus gewöhnlich etwa vier Fünftel ungekauft zurückwandern. Also: Die Gegner gehen von der Annahme aus, der Gelehrte, d. h. doch wohl: alle Gelehrten mit wenigen Ausnahmen, habe genug Mittel, um etwa ein Fünftel der Ansichtsendungen, die „alle Neuigkeiten" (!) umfassen sollen, zu kaufen. Aber verehrter Herr Trübner! Auf welchem Planeten leben Sie denn? Ihre eigene persönliche Größe scheint Sie — ich spreche hier ganz ernst — blind zu machen gegen die Tatsachen; und wenn führende Männer so blind sind, dann hat den Vorteil davon in erster Linie die — Sozialdemokratie, für die ja Büchers Werk auch wieder Wasser auf die Mühle war.

Allerdings machen Sie mit Recht eine Einschränkung: „außer Berlin und Leipzig". Nur könnten Sie diese etwas schärfer betonen und sie nicht wieder später (S. 117) versäumen. Ich kenne kaum eine Stadt, in der einem das Mitgehen mit der Literatur so erschwert ist, wie in Berlin. Daran sind u. a. die beklagenswerten Unvollkommenheiten des hiesigen Bibliothekwesens und die Lässigkeit der Sortimenter schuld; außerdem kommt noch die Erschwerung des Daseinskampfes in dieser Weltstadt hinzu. Demnach können wir auch den ganzen Streit überhaupt nicht so hoch werten. Wenn die Leute kein Brot zu essen haben, darf man ihnen nicht nach dem berühmten Ausspruch einer Infantin Kuchen vorschlagen. Wenn der Geistesarbeiter vor Not nicht einmal eine nennenswerte Budgetquote für Bücherkauf ansetzen kann, dann wird Trübners Preisung des „jetzigen Zustandes" (den er S. 28 noch lieblicher als vorher schildert), doch auch dieser oder jener Gegenvorschlag recht wertlos, jedenfalls aber der Wegfall der letzten Linderung, des Kundenrabattes, verhängnisvoll.

Damit, daß die Gegner den Ausführungen K. Büchers manches Unrecht antun, zumal in dem Vorwerfen von Widersprüchen, wo Bücher lediglich Verschiedenes gegeneinander abwägt, dürfen wir hier nicht die Aufmerksamkeit des Lesers und unsere eigene Kraft noch weiter in Anspruch nehmen. Aus dem gleichen Grunde können wir uns nicht in ein Aufzählen jener Erfahrungen mit Verlegern und mit anderen für den Autor ähnlich in Betracht kommenden Stellen einlassen. Will einer der Gegner unsereinem einmal die Freundlichkeit eines Besuches erweisen, so läßt sich derlei mündlich besser erledigen. Hieher gehört nun auch die Bemerkung Trübners (S. 38): „Alltäglich ergießt sich noch heute eine Flut von Bettelbriefen über den deutschen Verlagsbuchhandel um Überlassung von Freiexemplaren unter den nichtigsten Vorwänden oder um Gewährung von Rezensionsexemplaren, selbst von Werken, die seit 20 Jahren bestehen." Ich darf

Digitized by Google

wohl mein Eingehen auf diesen Punkt damit rechtfertigen, daß ich weder zu solchen Briefstellern noch zu den um Rezensionen bittenden Autoren gehöre, wie ich denn im übrigen von Dingen spreche, an denen ich nicht in extremer Weise beteiligt bin. Und da muß ich sagen: berechtigt ist jenes Bettelbriefstum keineswegs, aber großenteils sehr begreiflich und verzeihlich wegen der Schwierigkeit, Bücher zu kaufen, ja manchmal auch nur kennen zu lernen. Dazu kommt noch, daß Rezensionen leider — ein großes Übel — meist nicht bezahlt, sondern „ums Buch" geschrieben werden. Jener Flut jedoch steht eine andere Flut gegenüber: die der Rezensionsexemplare, Probehefte, Prospekte, Kataloge usw., die sich über unsereinen ergießt, und die sich hauptsächlich dadurch auszeichnet, daß einem gerade das am wenigsten zugesendet wird, das einem am meisten passen würde, ja daß man selbst Dinge, die zur Gratisabgabe bestimmt sind, oft nur schwer bekommt. Was Wunder, daß bei jener Freigebigkeit jemand glaubt, er komme dem oder jenem nur erwünscht, wenn er ihm seine Bereitschaft zum Empfangen und eventuellen Fördern seines Produktes melde!

Trübner gibt (S. 41) eine Berechnung von Einbußen in der letzten halbjährigen Bücherrechnung von 15 Universitätsprofessoren: er führt die Gesamtsummen an, welche sie für früher rabattierte und für auch früher nicht rabattierte Werke ausgeben, berechnet die 10, die 5, die 2 Prozente und schließlich die Differenzen zwischen 10 und 5, 5 und 2, 10 und 2 Prozenten. Ich ergänze diese Rechnung, indem ich die Durchschnitte ziehe, was Trübner leider versäumt hat. Danach gaben jene Professoren in dem einen Halbjahr durchschnittlich aus: 117 Mk. 22 Pf. für rabattierte, 83 Mk. 31 Pf. für nicht rabattierte Werke, zusammen also 200 Mk. 53 Pf., das ist im Ganzjahr 401 Mk. 6 Pf. Die durchschnittliche Einbuße beträgt nun, wenn statt 10% nur 5% gewährt werden: 5 Mk. 84 Pf.; wenn statt 5% nur 2% gewährt werden: 3 Mk. 49 Pf.; und wenn statt 10% nur 2% gewährt werden: 9 Mk. 33 Pf. (und wenn gar nichts gewährt wird: 11 Mk. 67 Pf.). Das ergibt fürs Ganzjahr Summen von 11 Mk. 68 Pf., 6 Mk. 98 Pf., 18 Mk. 66 Pf. (und 23 Mk. 34 Pf.). Und das nennt Trübner geringfügig, mit dem an Bücher gerichteten Vorwurfe der Übertreibung! Außerdem meint er, es komme von der Gesamtausgabe drei Viertel, „und sei es auch nur die Hälfte", auf Unrabattiertes. Nein: vielmehr zeigt obiges, daß von 200 Mk. 53 Pf. Gesamtausgabe nur 83 Mk. 31 Pf. auf Unrabattiertes kommt; das ist kaum mehr als $^2/_5$ oder $41^1/_2$%. Ich vermute jedoch sehr, daß diese Rubrik der Periodica, Exotica und Antiquaria bei den meisten übrigen „Gelehrten", sagen wir: Käufern wissenschaftlicher Literatur, noch beträchtlich geringer ist (bei mir jedenfalls).

Lebhaft interessiert uns die Tatsache, daß jene (doch wohl wahllos herausgegriffenen) Professoren durchschnittlich mehr als 400 Mk. jährlich auf Bücher usw. ausgeben. Das ist also der Deutsche mit der festen Hand auf dem Beutel! Nun hat Trübner hier allerdings gutgestellte Leute herausgesucht; bei dem Gros der Gelehrten kann von 400 Mk., also dem Drittel oder Zehntel eines Lehrer-

Digitized by Google

einkommens und manches Professoreinkommens, keine Rede sein. Das scheint nun Trübners „Geringfügigkeit" zu bestätigen. Wenn jemand nur ein Zehntel von jenem Aufwande macht (und wie viele Geistesarbeiter können in manchem Jahre nicht einmal das), dann beträgt auch seine Einbuße nur ein Zehntel. Allein abgesehen davon, daß kleinere Bücherverkäufer wohl noch weniger mit Unrabattiertem zu tun haben, was speziell auf Lehrer zutreffen dürfte, so ist in der Regel ein geringes für Unbemittelte gewichtiger als ein größeres für Bemitteltere. Und wenns nur eine Mark ist — dem Armen wird sie zuviel; und wenn 1000 Arme den Kauf eines Buches um 1 Mk. unterlassen, so wird der Buchhändler seinen verlorenen Tausender ganz wohl spüren.

Weiterhin bedauert Trübner (S. 81) die von Bücher erwähnte Angelegenheit eines rücksichtslosen Verlagsvertrages und beansprucht die von Bücher zugunsten einer Minderheit von Verlegern gemachte Erklärung für die Gesamtheit des „wissenschaftlichen Verlages": „Wer nicht nach diesen Grundsätzen handelt, den haben wir nicht zu vertreten." Trübner meint hier gewiß nicht nur die von Bücher an der betreffenden Stelle beschriebene, sondern jede nötige Rechtlichkeit und Anständigkeit. Er hat aber eben keine Ahnung, welche Firmen er dann von den „Vertretern" ausschließen müßte. Er denkt auch noch in dem Stil des volenti non fit injuria, wenn er (in Sperrdruck) fortfährt: „Wie kommt aber ... ein deutscher Professor dazu, den ... Vertrag zu unterschreiben, wenn er nicht glaubt, seinen Vorteil dabei zu finden? Wenn ein deutscher Universitätsprofessor eine zusammenfassende Darstellung aus dem Gebiet seiner Wissenschaft zu veröffentlichen wünscht, braucht er wahrlich nicht lange nach einem Verleger zu suchen. Er hat reichliche Auswahl und kann seinerseits die Bedingungen vorschreiben." Es ist besser, diese Worte überhaupt unerwidert zu lassen. Der ehrenwerte und im guten Wortsinn naive Idealismus, der darin steckt, verdient es. Gleiches mag auch gelten von anderen Worten, die Trübner zugunsten des wissenschaftlichen Verlagsbuchhandels spricht, z. B. bezüglich der Überproduktion. Gegenüber den Dingen, deren sich dieser Handel annehmen sollte, besteht geradezu eine tiefe Unterproduktion. Ihr entspricht allerdings auch eine teilweise Unterkonsumtion. Aber sie ist nicht Schuld von uns Autoren und Käufern und nur zum Teil Schuld von Verlegern und Sortimentern. Wie viele sind es denn überhaupt, die einen solchen zu Ansichtsendungen veranlassen können?! Ein Fünftel von dem Betrag, um welchen ein Sortimenter die Neuigkeiten eines Faches vorlegt, haben eben die Wenigsten zur Verfügung — beispielsweise etwa von den mehr als 100 000 Lehrern im Deutschen Reich vielleicht keine 1000. Bücherkäufer sind sie aber doch alle, wenigstens potentiell. Und da sagt Trübner (S. 117), in Deutschland sei jeder (!) Bücherkäufer durch die Unermüdlichkeit des Sortiments so verwöhnt usw.! Und auf einem Kongreß in London (S. 123) meinte ein dortiger Verleger, in Deutschland würde der Laden eines intelligenten Sortimenters zu einer Art Rialto, wo jedermann (!) hingehe und das Neueste und Beste vom Büchermarkt sehen könne, selbst wenn er nichts kaufen wolle. Wahrlich: Trübner

Digitized by Google

hat mit seinem (schon 1897 in dem sympathischen Vorwort zu seinem Verlagskatalog ausgesprochenen) Rühmen des deutschen Verlegeridealismus mehr recht, als er und andere glauben. Deshalb sprechen er und seine Mitstreiter und Gegenstreiter, einschließlich K. Bücher, auch immer nur davon, wie deutsche Gelehrte ihre Bücher kaufen, nicht wie sie sie — verkaufen. Daß man sich bei letzterer Tätigkeit in keiner schlechten Gesellschaft befindet, weiß Trübner wohl aus der Biographie Lagardes. Jedenfalls nehmen wir von ihm mit der durchaus nicht etwa ironisch gemeinten Versicherung Abschied, daß auch manche seiner Einwendungen, die wir hier unberührt gelassen, das Rechte treffen, und daß es wohl tut, in einem solchen Streit einem solchen Manne zu begegnen.

Weniger Aufenthalt beansprucht jene Broschüre Paulsen-Ruprecht. Sie hat jetzt mehr nur noch historische Bedeutung. Die guten psychologischen Notizen Paulsens über Motive des Käufers, die praktischen über rascheres Vorwärtskommen der Literatur bei geringeren Preisen, über Zusammenschluß der Autoren usw., die unpraktischen über das Honorar, für das er die dem Berufsschriftsteller bereits als meist unhaltbar erkannte Tantièmenform vorschlägt, die mehrfachen optimistischen Lieblichkeiten („auch der draußen auf dem Land sitzende Arzt oder Pastor kommt alle Augenblicke in die Großstadt und hat hier Gelegenheit, auch seine literarischen Bedürfnisse zu befriedigen", S. 11 — doch wohl nicht auf Paulsens Kosten?): all das können wir übergehen. Ruprecht bringt u. a. die schon erwähnten deutsch-englischen Preisvergleichungen, tritt für feste Autorenhonorare ein und bringt manches sonstige, das wir dem Spezialleser überlassen müssen.

Die Pragersche Broschüre fordert, noch dazu als das vorläufig letzte Wort im Streit, wieder zu größerer Beachtung heraus. Zwar ist es nicht möglich, jeden der im allgemeinen bekannten Irrtümer über literarische Produktion usw. einzeln zurückzuweisen; so wenn Prager z. B. (S. 19) tut, als lägen die vortrefflichen Lehrbücher nur so dutzendweis herum. Auch daß er mit seiner Ansicht (S. 52), die Schleuderei nach dem Auslande sei eine Folge der Aufhebung der Schleuderei im Inlande, die eigene Sache schädigt, sei nur nebenbei erwähnt. Wichtiger ist schon sein Seitenstück zu den Trübnerschen Berechnungen der Einbuße (S. 69). Er rechnet auf Unrabattiertes nur $^1/_3$ bis $^1/_2$ des Ganzen und bei 400 Mark jährlich auf Einbuße von 10 bis 21 Mark. Die jährliche Ausgabe von Büchern scheint ihm bei Leuten „mit bescheidenen Einkommensverhältnissen" „kaum 100 Mark zu übersteigen". Und ein so bücherliebendes Volk soll also weiter besteuert werden? Der Glaube an eine herrliche Welt führt den Verfasser weiter zu rosigen Aussichten auf bereitwillige Verleger und uneigennützige Autoren (S. 74), zu einem gemütlichen Hinweggehen über das Los der Schlechtgestellten (S. 84 f.), und zu einem Rat, am Autorhonorar zu sparen (S. 101). Das ist die alte Verlegerweisheit: kein anderer Teilnehmer an der Herstellung eines Buches läßt sich's gefallen, seine Leistung unter dem fürs Existieren voraussichtlich mindestens hinreichenden Satze bezahlt zu bekommen; nur der wichtigste, der Autor, muß es sich gefallen lassen. An seine Un-

Digitized by Google

eigennützigkeit wird appelliert, nicht an die des Papierhändlers usw., obwohl gerade er's meist am wenigsten leisten kann und gerade er unter Rechtlosigkeiten und Unbilligkeiten zu leiden hat, wie sie anderswo kaum jemand sich ohne allgemeinen Protest gestatten dürfte.

Da Prager (S. 107) aus meiner Kritik Büchers einige Sätze heraushebt und zwar so, daß sie für Bücher günstiger erscheint als sie ist, so muß ich darauf zurückkommen. Ich hatte damals („Berliner Tageblatt" 8. August) die Frage angedeutet, ob Verfasser und Verleger des Bücherschen Werkes „niemals die ihnen dargebotene Gelegenheit versäumt haben, in der wissenschaftlichen Arbeitswelt für Recht und Gerechtigkeit einzutreten" usw.; und dadurch erhält mein damaliger Schlußsatz von der Hoffnung, daß auch der „Akademische Schutzverein" in jeder Weise für Recht und Gerechtigkeit eintreten werde, einen anderen Sinn als in seiner isolierten Zitierung bei Prager. Doch dieser trifft bald nahe an das Rechte heran. Er weist (S. 131) darauf hin, „daß nicht die absolute Billigkeit einer Ware den Ausschlag gibt, daß es viel wichtiger ist, die Konsumenten zahlungsfähiger zu machen, als die Waren ein paar Pfennige billiger abzugeben. Darin liegt der Kernpunkt der Sache, daß weite Schichten der Bevölkerung, gerade in den gebildeten und gelehrten Kreisen, kein Geld zum Bücherkaufen übrig haben. Es sind dies nicht die schlechtesten Elemente und gerade die, die gute Bücherkäufer werden könnten".

Auf diesem höheren Standpunkt scheint uns der Streit zu einer Versöhnung führen zu können. Dazu muß aber jeder das Seinige beitragen: der Verleger (auch der Journalverleger und sein Redakteur) durch Anwendung der überall sonst selbstverständlichen Rechts- und Moralgrundsätze auf den Verkehr mit den Autoren; der Staat durch eine würdigere Ausbildung und Besoldung seiner verschiedentlichen Lehrer, deren jetzige Situation schon dadurch bedenklich erscheint, daß unsere Bücherstreiter von ihren größeren Massen kaum Notiz nehmen; und die Glieder der sozusagen wissenschaftlichen Hierarchie durch gerechte Behandlung der eine solche verdienenden Leistungen und Personen. Dies gilt auch von dem hinter K. Bücher stehenden „Akademischen Schutzverein"; seine jüngste, zu friedsamem Verständnis mahnende Erklärung läßt eine fruchtbare Verständigung erhoffen. Sodann aber brauchen wir unbedingt noch zwei Förderungen unseres Geisteslebens. Erstens eine Vermehrung, Bereicherung und lebhaftere Bewegung der Akademien der Wissenschaften und ähnlichen gelehrten Anstalten. An ihnen hat der deutsche Verlag weniger Rückhalt als der ausländische; u. a. weist Trübner (S. 110 f.) scharf darauf hin. Zweitens müssen wir aus unserem (von dem Schreiber dieser Zeilen mehrmals dargelegten) Bibliothekenelend herauskommen. Die vorhandenen Büchereien sind großenteils unrichtig behandelt und jedenfalls nicht zureichend für den Bedarf; die wenigen pädagogischen Bibliotheken führen ein mindestens relativ erbarmungswürdiges Dasein. Heute könnten alle Beteiligten, ebenso wie Paulsen (S. 13) und wie die Bibliothekare, wissen, daß eine Vermehrung der öffentlichen Bücherssammlungen das Buchgeschäft nicht schädigt, sondern fördert. Wir brauchen ein

Digitized by Google

ganz energisches Vorgehen nach dieser Richtung, wie es auch Dr. Borgius bei seiner Rezension über Bücher in den „Volkswirtschaftlichen Blättern“ (II/10) verlangt. Dazu genügt aber nicht, daß ein paar Volksbücherbuden mehr als bislang aufgetan werden; dazu gehört eine systematische Durchsetzung Deutschlands mit Bibliotheken verschiedentlicher Art: also mit Stadtbibliotheken, wie eine sogar in Berlin noch fehlt; mit Studentenbibliotheken, wie sie noch außer den Universitäts- und den paar Seminarbibliotheken nötig sind; mit mehrfachen Volksbibliotheken; und ganz besonders mit mannigfachen Schul-, Schüler- und Lehrerbibliotheken, einschließlich derer für die verschiedentlichen künstlerischen, gewerblichen und sonstigen Schulen, und einschließlich pädagogischer Allgemein- und Spezialbibliotheken. Außerdem aber bedürfen wir zweckmäßig angelegter Handbüchlein, die uns als Führer und eventuell Ratgeber durch die Bibliotheken dienen. Schließlich muß auch, was bisher noch gar nicht recht beachtet ist, die Technik des Anlegens von Privatbibliotheken im Gegensatze zu der des Anlegens von öffentlichen ausgebildet werden, damit man nicht für seinen privaten Bücherkauf zu einer Kraftvergeudung kommt, die sich dann wieder am Buchwesen rächt.

Der Tod.

Du klagst, daß alles sinke in die Todesnacht,
Was je zu frohem Erdenleben aufgewacht.
Du nennest grausam die Natur und furchtbar hart,
Weil allen Wesen solch' ein herbes Schicksal ward. —
Mit Unrecht klagst du, Freund! Denk nur einmal den Fall,
Daß keines stürbe von den tausend Wesen all'.
Brächt' nicht ein Leben aller allen Hungertod?
— Drum liegt hochweise Güte in dem Machtgebot!
Es wollte die Natur nur diesen Zweck erfüllen:
Sie schuf den bitt'ren Tod des süßen Lebens willen.

München. Johann Ev. Schweiker.

Digitized by Google

Johannes Weber.

Von Heinrich Federer in Zürich.

Langsamer als die Übrigen ging er aus dem Konzert heim. Er war schlank gewachsen, an den Hüften und Schultern sehr schmal und ließ ein üppiges rotes Haar und einen schier noch rötern Krausbart um sein hübsches junges Gesicht hangen. Auch seine Brauen und Wimpern waren rot und selbst in den heiterbraunen kleinen Augen schimmerte etwas Rotes, als glühte tief innen ein dunkler, heißer Wein. In dieser feinen, festlichen Farbe machte er den Eindruck eines Sonntagsmenschen.

Johannes Weber hieß er. Das ist ein furchtbar gemeiner Name, und darum glaubte er, sei auch sein Schicksal so gar nicht sonntäglich, wie man seinem Gesicht nach etwa urteilen könnte.

Die Musik hallte noch in seinen Ohren nach. Besonders die Geigen, diese blutigen Instrumente, und noch mehr die Oboe, welche wie ein Messer so scharf ins Spiel fährt, die arbeiten noch immer in seiner Seele fort. Da war besonders eine Chopinpolonaise gewesen. Chopin ist sicher ein kranker, unheimlicher, ansteckender Gesell; woher käme es sonst, daß Johannes jetzt so schwermütig heimgeht? Er will in Zukunft Watte ins Konzert mitnehmen und sich davon in die Ohren stopfen, sobald ein Stück von Chopin kommt.

Es regnet sanft und gleichmäßig vom Nachthimmel nieder auf die Straße, auf die Bäume, auf den Hag und den armen Professor Johannes Weber. Er hat den Regen früher gerne besungen. Besonders schwärmte er für den süßen, weichen Sommerregen, der am späten Nachmittag in die reifen Ährenfelder tropft, daß sich leise die gelben Köpfe biegen und

Digitized by Google

sich dabei allerlei kleine, innige Geheimnisse ins Ohr tuscheln. Ja, er hatte ... das Dezemberheft der „Neuen Musik“ ist Zeuge ... von einem solchen warmen Juniregen behauptet, daß sein heimliches Rieseln und Träufeln wie das Tasten einer träumerischen Hand aufzufassen sei, die vom Himmel lange und auf Erden Liebe suche. Er weiß noch ganz gut, wie viele lobende Zuschriften ihm auf diesen Artikel zuflogen, Zuschriften, geschmückt mit den Schnörkeln einer Frauenhand und duftend von dem Odem eines Frauenstübchens. Besonders eine, die sich bescheidentlich Soeur heliotrope hieß, gestand, wenn sie seine Regentropfen-Mazurka höre, dann übernehme sie die Gewalt seiner Naturpoesie und es fange auch bei ihr an zu regnen vom Tau heiliger, keuscher Ergriffenheit.

Aber heute gefiel dem Johannes dieser milde Regen nicht. Das schienen böse, harte Tropfen, unter denen die Gräser zusammenschwankten, nicht um von Liebe zu flüstern, sondern um ein falsches Raunen und Zischeln zu beginnen, wie wenn zwei grämliche Tanten ihre alten, verschrumpften Gesichter zusammenhalten und Verleumdung über Verleumdung auf ein gutes, schönes Mündel schütten, dann wieder verstohlen nach ihrem unschuldigen Opfer schauen und neuerdings und noch gistiger keifen.

„Das ist er! das ist er!“ schien dieses gleichmäßige Geräusch, dieses Hin- und Herschwanken der Halmen, dieses Erschauern des Obstlaubes zu sagen: „Ja, das ist er! — so einer, denkt euch, so einer! Seine Frau so jung, so sanft, so gut und ... nun ja ... gesegneten Leibes! Und er läuft weg und vergnügt sich ... ach, sagen wir lieber nicht wie! nein, nein, nein, so etwas!“

Eben hat der Straßenwärter eine Gaslaterne ausgelöscht. Nur der Draht glimmt noch leise. Wie ein höhnisch zwinkerndes Katzenauge kommt ihm dieses Licht vor, das da auf ihn herunter spottet. „Was haben sie denn alle gegen mich?“ dachte Johannes. „Bin ich verhext oder sind es die andern?“

Jetzt ging er in der Vorstadt, in die schon neugierig das Land mit seinen Wiesen und seinem Heuduft hineinguckt. Der Weg lief einer Hecke entlang, durch deren Stäbe man in einen Bauplatz hinein sah, in sein dürftiges Gras, in seine halbdürren und nun vom Regen tropfenden Bäume und weiter hinten an ein Baugerüste, das unbekleidet und unbeseelt wie ein Gerippe aussah. Und da, zehn Schritte vor Johannes, lehnt sich eine dunkle Gestalt, welche die Kapuze über den Kopf gezogen hat, an den Hag.

Zuerst meinte er, es sei ein an den Zaun gelehnter Balken, wie ja da viel Holz auf dem Platze wegen der Baute zerstreut herumlag ...

Digitized by Google

dann eine Vogelscheuche, weil ganz nahe einige junge Kirschbäume standen, dann ein entlaubter und entkrönter Baum selbst, wie er deren öfter nachts getroffen und jedesmal ein Weilchen für Menschen gehalten hatte. Aber rasch sah er den Formen des Mantels an, daß es nichts anderes als ein Mensch sein könne.

Johannes hat hier schon oft Leute getroffen, Leute, die den Fuß über den Balken hoben und so sich bequem die Schuhe schnürten, andere, welche sich eine wilde Blume von der Hecke rissen und wieder andere, die ein bischen stille standen und von der Last, die sie dahertrugen, verschnaufen wollten. Auch einzelne Gestalten wie diese da, die nichts wollten als schweigsam dastehen, sah er etwa. Dennoch fühlte er sogleich, daß dieser Mensch etwas ganz anderes sei als die bisherigen. Er trug einen Mantel wie andere, stülpte die Kapuze auf, wie jeder, der den Regen haßt, schien von Mittelgröße wie die meisten Menschen zu sein, und in seiner Haltung lag nichts als die Absicht zu warten. Aber Johannes hatte das deutliche Bewußtsein, daß diese Gestalt seinetwegen dasein müsse, daß sie schon lange auf dem Fleck auf ihn gewartet habe, er sah es ihr förmlich an, daß sie, wenn er nur noch fünf Schritte tue, den Hag verlassen und sich ihm anschließen werde. Woher er das wußte, hätte er nicht sagen können, er wußte es auch eigentlich nicht, er fühlte es nur.

Er dachte nicht entfernt, daß es ein Dieb sei, der auf seinen Beutel, oder ein Feind, der auf seinen Schaden, oder gar ein Mörder, der auf sein Leben losgehen wolle. Aber vor solcher dreifachen Gefahr hätte ihm nicht mehr gegraut als vor dem Mann da im grauen Regenmantel. Der, meinte Johannes, trage noch viel Schlimmeres gegen ihn im Sinne.

Sollte er die fünf furchtbaren Schritte tun? oder umkehren? Ja, umkehren, dachte er zuerst. Aber dann würde dieser Unbekannte ihn im Rücken fassen, ganz sicher würde er, und das wäre noch viel schrecklicher.

„Nein, mutig vorwärts!" sagte sich Johannes und fühlte gleichzeitig, wie seine Stirne vor Angst schwitzte. „Lieber vorwärts und sehen, was kommt."

Mit dem Mut der Furcht rennt er vor.

Eins, zwei, drei, vier, fünf .... halt!

Wer hatte Halt gerufen? Niemand! Aber die Gestalt hatte sich, wie seine Angst es genau geweissagt, beim fünften Schritt lautlos, als bestände sie aus Luft, vom Hage gelöst und war an ihn herangetreten. Johannes sah ihr Gesicht nicht wegen der Kapuze, aber wieder fand er, sie sei nicht groß, nicht klein, nicht dick und nicht dünn, nicht schnell und

Digitized by Google

nicht langsam, oder besser sie sei bald das eine und bald das andere, alles und nichts.

„Guten Abend!“ sagte Johannes beklommen.

„Guten Abend!“ kam es zurück und im gleichen Schritte bewegte sich der Schatten neben ihm. So gingen sie eine Weile schweigend neben einander, als müßte das so sein, als hätten sie das gleiche Ziel und als wäre jede Frage nach woher und wohin gegenseitig durchaus überflüssig, wie zwischen zwei Reisekameraden, die ihren Marsch längst ausgemacht haben.

Johannes sah von ferne das Licht seiner Stube über die Wiesen schimmern. Wie eine goldene Nadelspitze stach es sich durch die Dunkelheit. Dort hatte er diesen Abend seine Frau im Überdruß verlassen, seine Frau, die unter der ersten süßen Hoffnung, Mutter zu werden, so mühselig und bange litt. Er liebte leidenschaftlich die Musik und sie hatte kein Ohr dafür; sie ertrug das Klavier nicht, sang nie, und nach und nach in der kurzen Zeit der Ehe war ihm vorgekommen, ihr ganzes Wesen habe keine Melodie, es fehle der Klang in ihrer Seele, jenes Höhere, welches in die allgemeine prosaische Stube des Lebens noch ein poetisches Sonderstübchen, in die große Kirche für alle Menschen noch eine besondere Kapelle für die Eingeweihten baut. Und nun war diese Frau noch so unschön geworden, so formlos, so mißfärbig, so launisch und gebrechlich. Sie wollte Leben geben und schien nahe daran, das eigene zu verlieren. Dagegen sträubte sich das Schönheitsgefühl des Johannes, der als Professor der Musikakademie und als angesehener Komponist beständig in einer Welt der Harmonie und Schönheit schwelgte. Wie das Kraut Rührmichnichtan beim Tasten einer rohen Hand, so zog sich die Seele des Professors mit ihren tausend zarten und empfindlichen Fühlern schöner Kunst unter diesen Berührungen des häuslichen Ehelebens feindselig zusammen. Immer kälter wurde sein Benehmen gegen sein Weib, immer mehr Ablehnung und Entfremdung wuchs zwischen ihm und ihr. Heute Abend hatte er seinen Studenten den prickelnden Zauber der Straußmusik erläutert, und wie er nun aus solcher schönen Fröhlichkeit heimkehrte zum aufgedunsenen Gesicht, den großen aber glanzlosen Augen und den fahlen, gelblichen Wangen seiner jungen Gattin, da ward er so vom Ekel benommen, daß er trotz der schweigenden Bitte Marias und trotz der vorwurfsvollen Blicke der treuen Hausmagd Klemenze den eben aufgehängten Hut wieder vom Nagel riß und ins Konzert lief, um sich dort „das häusliche Elend abzubaden“.

Digitized by Google

Jetzt aber beim Anblick seines fernen, goldhellen Fensters sehnte er sich mächtig zurück in den Frieden seiner Stube und in die Sicherheit jener Lampe. Nicht gerade nach der Frau, aber wenigstens nach der Häuslichkeit seiner Frau verlangte ihn. Denn es war so unheimlich neben dem grauen Weggenossen da.

„Welch' ein häßlicher Regen!" sagte Johannes endlich halblaut, nur um etwas zu sagen. Er freute sich an seiner Stimme, sie hatten doch die Totenstille gebrochen.

„Finden Sie?" erwiderte der andere mit einer so bekannten Stimme, daß sie Johannes gerade darum erst recht unbekannt wurde.

„Aber gestern," fuhr diese Stimme fort, „hat Sie doch dieser Regen sehr gefreut."

„Gestern? dieser Regen? mich?" stotterte Johannes.

„Oder vorgestern."

„Ich weiß von nichts."

„Ach, umso besser! Also ein Märchen, das Sie noch nicht kennen. Gestatten Sie, daß ich es erzähle, der Weg ist so langweilig und wir haben noch so weit."

„Wir?" dachte Johannes verblüfft.

„Vorgestern . . . oder vor Jahren . . . im Märchen bleibt sich das gleich . . . da regnete es eines Abends gerade so langsam und so vergnüglich wie heute. Der alte Herr Dr. Magus mit seinen zwei weißen Strähnen, die er immer um die Ohren gewickelt hatte und mit je einer ungeheuren Musikmappe unter den Armen begab sich zum Münster hinauf, um ein Notenblatt für den Morgen herauszusuchen, das er in beiden Heften nicht gefunden hatte: das Largo von Händel. Haben Sie den kleinen straffen Herrn mit dem Vogelgesicht und den unendlich flinken Händen und Lippen gekannt?"

„Ja," sagte der Gefragte beklommen.

„Ah, gekannt! . . . Der Mann hatte Gewalt über zwei große Schätze: die Orgel und ein wahres Veilchen von Tochter. Am Tage, da das Mägdlein zur Türe hereinkam, ging sozusagen die Mutter zur selben Türe hinaus. Es mischte sich Leichengeruch und der süße Duft eines jungen Lebens im Hause des braven Dr. Magus."

„Am Grabe spielte die Musik das Largo von Händel und ihm, der am gleichen Tage Witwer und Vater geworden war, dünkte das Stück im Doppelgefühl von Schmerz und Freude unvergleichlich angemessen. Sie kennen das Stück?" fragte der Erzähler und blieb wartend stehen.

Digitized by Google

Ob er es kannte! Gott, welche Frage! Johannes nickte und als die Gestalt immer noch wartend still stand, als ob ihr eine stumme Bejahung nicht genüge, zwang er ein schmerzliches Ja heraus.

„Das habe ich mir gedacht," bemerkte der Mann im Regenmantel und summte ganz leise das Largo vor sich hin. Aber Johannes hörte nicht bloß die oberste Stimme, er vernahm auch die zweite, auch den wunderbar schreitenden, feierlichen Baß. Es war, als summten vier verschiedene Kehlen oder als trage der Unbekannte eine sehr feine Musikdose in der Tasche, welche das Stück so beweglich als innig spiele.

„So, nicht wahr?" schloß der Fremdling die Weise.

„Ja, so!"

„Das war nun", sprach der Mann unter der Kapuze hervor, „des Dr. Magus Eigenheit, alljährlich, wenn das Gedenken an jenen düstern Sarg und an jene helle Wiege wiederkehrte, das Largo von Händel zu spielen. Mit der halb flehenden, halb dankenden Feierlichkeit dieses Stückes wollte der Gute sich den Doppelsinn des Tages festhalten und so den Lebenden und Toten unparteiisch die Ehre geben.

An jenem Abend nun ging er das zwölfte Mal, um das Notenblatt aus dem Münster nach Hause zu holen. Es regnete auf sein unbeschirmtes Haupt und was ihm mehr leid tat, auf seine Kataloge nieder. Da kam ein zwölfjähriger Knabe des Weges. Jak — — Jos — — ach, wie hieß er auch nur?"

„Johannes Weber", versetzte der junge Mann unter einer innern Nötigung mit tonloser Stimme.

„Wie?"

„Johannes Weber."

„Ah, gut, dieser Johannes Weber trug einen Schirm und bot ihn artig dem Organisten an. Da aber der Doktor keine Hand frei hatte, so hielt der Junge den Stock des Schirmes so hoch, indem er auf die Zehen stand, und so sorglich, daß auch nicht ein Tröpfchen auf das Haupt oder die Musikalien des Meisters fiel. So gingen sie mitsammen zur Kirche, wo der Knabe am Portal auf den Doktor wartete."

„Dr. Magus hatte das Stück schnell gefunden, und da die Orgel gerade offen stand, so konnte er der Versuchung nicht widerstehen und spielte das Largo."

„Er hat alles meisterlich gespielt, aber das Largo hat er nicht gespielt, sondern das hat er sozusagen auf den Tasten erlebt und jeden, der Ohren hat zu hören, erleben lassen." .... Hier hielt der unheimliche

Digitized by Google

Plauderer ein wenig inne, als wäre er müde oder als besänne er sich auf das folgende. Er schüttelte den Mantel genau wie weiland der selige Dr. Magus dies getan hatte. Johannes erschauderte davor.

Johannes Weber erinnerte sich in diesem Augenblick sehr gut, wie er unter dem Orgelspiel in eine Bank hineingekniet und in der Musik, die so einfach, groß und seelenvoll ist, gleichsam wie in einem Meer untergetaucht war. Schwere, majestätische Wogen hörte er unaufhaltsam dahinwallen und darüber, dünkte ihn, fahre ein Schiff, in welchem innige, gläubige und doch wieder leise zagende Menschen sitzen und zwischen dem ruhigen Himmel und dem tiefen regelmäßigen Wellengang ihr Lied bald bittend, weil das Meer so groß wogt, bald mutig trauend, ja sogar dankend singen, weil der Himmel über ihnen so blau, so treu und so hilfreich leuchtet. Ach, er hätte auch mitfahren und mitsingen mögen. Er verträumte sich in dieses musikalische Bild so stark, daß er es nicht merkte, als die Tasten nicht mehr klangen und der Meister über das holperige Stieglein herunter kam.

Nun hob der dunkle Erzähler wieder an:

„Dr. Magus fand den Jungen im hintersten Bänklein kauernd und meinte, er sei eingeschlafen. Als er aber das Knabenauge voll Tränen und auf sein Befragen, wie ihm das Spiel gefallen habe, das Bürschlein unfähig fand, einen rechten Bescheid zu geben, da rührte das den sonst trockenen Meister. Auf dem Rückweg spannte Johannes wieder den Regenschirm auf und schweigend gingen sie so die enge Gasse hinunter. Plötzlich fragte Dr. Magus so ganz leichthin, was sich der Junge denn unter dem Stück vorgestellt habe. Da stotterte dieser etwas von einem Schiffe und von taktfest rollenden Wellen; dann wurde er lebhafter und schilderte den Himmel, den er dabei sah, und die Menschen im Schiffe und deutete an, warum sie bald bittend, bald ermutigt und bald sogar dankend, wie für Empfangenes, gesungen hätten. Dem Magister wurde eng, er riß am steifen Riesenkragen und zerrte an den Manschetten. Das war so seine Art, wenn ihn etwas ergriff. Gerade so hatte er am Kragen und an den Hemdbesätzen gezerrt, als man sein liebes Weib in die Gruft senkte und ebenso als er zum erstenmal sein Töchterchen in die Arme nahm und mit seinen Tatzen, welche die gewaltige Orgel bändigten, das zerbrechliche Geschöpfchen streicheln sollte, ohne es zu schädigen."

„Unter der Doppeltüre seines altmodischen, aber reichen Hauses bedankte sich der Greis für den Regenschirm wie einem Erwachsenen gegenüber. Dann forschte er beinahe ängstlich: »Bub', hätteſt du Freude an der Musik?«

Digitized by Google

„Dabei blickte er absichtlich über das Gesicht des Knaben hinaus, um ihm nicht weh zu tun, wenn ihm das Weinen wieder nahe stehen sollte."

„Mehr mit Geberden als mit Worten sagte der Knabe Ja."

„Von nun an sah man den Jungen jeden Tag mit einem blauen Heft unter dem Arm" —

„Mit einem braunen," berichtigte Johannes.

„Mit einem braunen Heft unter dem Arm in das Haus des Organisten gehen."

Der Mann im Regenmantel rastete wieder ein wenig, aber Johannes konnte in der so heftig aufgewühlten Vergangenheit nicht plötzlich inne halten.

Ja, jeden Nachmittag um vier Uhr, er wußte es noch genau, zog er die Klingel am alten Tor des Magus-Hauses und hörte das Getrippel rascher Mädchenfüße über die Stiege herunter und das Zerren kleiner Finger am großen eisernen Riegel, bis die beiden Kinder sich endlich grüßen konnten, worauf dann der Bursche zuerst demütig, später mit der Ruhe der Gewohnheit, endlich mit dem Stolze der Überlegenheit am Töchterchen vorbei und voraus über die Hausflur zum Musikzimmer schritt. Und jeden Tag marschierte er ein gutes Stück auf der fünfzeiligen Notenstraße bald in der behaglichen Mitte, bald schon auf den gefährlichen Seitenwegen der gestrichenen Noten vorwärts und ließ sich immer mehr Kreuzchen und dickbäuchige Mollzeichen aufhalsen. Er schritt so altklug im Zweiviertel-, hüpfte so keck im Dreiviertel-Takt, hob die ganzen Noten, welche schwer wie Felsblöcke auf der Linie lasten, leicht, wie ein Athlet seine Zentner in die Höhe und wirbelte die Zweiunddreißigstel so munter Ball um Ball und fing sie so sicher auf, daß der beste Tausendkünstler es mit seinen Kugeln nicht besser macht.

Man nahm die alten Meister durch, ehrte Bach, bewunderte Händel, genoß Mozart, verbeugte sich vor Beethoven, liebte Weber, küßte Schubert, tändelte mit Mendelssohn und grübelte mit Schumann, aber dann, als müßte er sich zurückgesetzt fühlen, kehrte man nochmals zu Händel zurück und gab ihm alles doppelt, was man den andern gegeben hatte. Hie und da beim Überschlagen eines Blattes sagte der alte Lehrer unwillig: „Den übergehen wir, das ist ein Gaukler! Nur keinen Tingeltangel, wie Tanz und Marsch es zumeist sind! Ernste Musik, Choral, Fuge!" Dann sah Johannes mit Verachtung über diese Lanner, Strauß, Millöcker, Offenbach hinaus und hob seinen roten Haarschopf und seine roten Wimpern und weinroten Augen wie ein Held gen Himmel und schwur, er wolle kein solcher Zwerg in der Musik werden, sondern den Riesen nachwandeln

Digitized by Google

wolle er, bis er ihr Schrittmaß habe und seine Füße ganz in ihre großen Stapfen paßten. Und der Doktor riß gewaltig am Kragen, daß es mindestens zwei Knöpfe kostete.

Johannes erinnert sich lebendig an diese schönen Stunden, da er auf dem emporgeschraubten Stuhle saß, so hoch und noch ein so kleiner Mann, daß er mit den Füßen den Boden nicht erreichte; ja, er empfand gerade jetzt wieder deutlich den Geruch von Tabak und Greisenhaftigkeit, den der Lehrer neben ihm jeweilen verbreitet hatte.

In der Fensternische, wo fette Geranien standen und die Fuchsia ihr violettes, gefülltes Köpfchen senkte, dort strickte oder nähte die Tochter Maria. Wenn er hinüberschielte, nachdem er eine Fuge besonders gut gespielt hatte, um nach dem schon etwas verbrauchten Lob des Alten auch einmal das junge des Töchterchens zu hören, dann sah er immer nur ihren braunen Scheitel mit dem dicken, zweimal um den Wirbel geschlungenen Zopf und die schattige kleine Nasenspitze, welche sich über die schneeig helle Nähterei neigte. Wie verdrießlich, daß dieses Mädchen nichts für ihn übrig hatte!

Aber einmal, als er mitten im Spiel abbrach und hurtig zu ihr hinüberblickte, war ihm die schönste Entdeckung gelungen. Er ertappte das Mädchen, wie es unbeweglich den Finger mit der Nadel in der Höhe hielt und am Spieler mit einem so verliebten Blicke haftete, daß er genug wußte. Er lächelte sie an und nun erst ließ sie ihr Köpfchen erschreckt sinken. Es war gerade, wie wenn ein schöner Schmetterling sich stark in eine Blume vernascht hat, so daß er den Knaben nicht bemerkt, der ihn fangen will, und erst, wenn der Schatten der feindlichen Hand über ihn fällt, aufschreckt, mit knapper Not entschlüpft und wirr und trunken davonflattert. Seitdem glaubte er sie zu lieben. Sie war nicht schön durch die Bildung ihrer Formen, aber sehr schön durch das treue, große Auge und durch eine gütige Einfalt, die überall wie ein verborgenes Feuer aus ihrem Gesichte hervorschimmerte. Man mußte ihr auf den ersten Blick gut sein.

Und wieder fiel Johannes ein, wie der Magister oft während der Stunde ihn an beiden Schläfen faßte, die grauen kurzsichtigen Augen in seine jungen versenkte, als wollte er darin wie in einem Notenblatte lesen und dann mißtrauisch bemerkte: „Johannes, große, starke, gesunde Musik! Nicht wahr? Nur nicht dieses Geplapper der Neuern, diese Hanswurststücklein, dieses Dissonanzgeraffel und dieses Knirschen und Quieken mit allem möglichen und unmöglichen Durcheinander von Instrumenten, als

Digitized by Google

wäre ein Musikstück immer auch eine Ausstellung alles blas-, streich- und schlagbaren Schallwerks!" Und immer heftiger und maßloser schüttelte er dann seinen Schimpf über die Neuern aus dem Ärmel: „Nur nicht diese Wagnerei, diese Tonmalerei oder Tonbildhauerei, als wäre die Note ein Pinsel zum Klexen oder ein Hammer zum Dreinschlagen, so wie diese Musikflegel in München und Berlin jetzt damit handwerken. Johannes, bleibe mir treu den ganz Großen und ganz Gesunden und noch immer Unerschöpften! Händel, vor allem Händel!"

Dann spielte er wohl das Largo vor und auf's neue bezaubert streckte Johannes die Schwörfinger empor und gelobte den Klassikern ewige Treue. (Schluß folgt.)

Der heilige Quell.

In Sünde und giftiger Fehle
War mir das lichte Gewand,
Das schimmernde Kleid meiner Seele
Beschmutzt und verbrannt.

Mit wunden, schmerzenden Füßen
Sucht' irrend ich den Quell,
Das fleckige Kleid zu begießen,
Zu bleichen es hell.

Auf winterstarrer Aue
Taucht' tief in Schnee ich's ein,
Es wusch unsre liebe Fraue
Voll Mitleid es rein.

Es träuft' aus fünffachen Wunden
Darüber des Heilandes Blut:
Der heilige Quell war gefunden,
Drin alles ward gut.

Nun leuchtet, gereinigt von Fehle,
Mir wieder das lichte Gewand,
Geläutert strebt aufwärts die Seele
Zum Heimatland.

München. M. von Ekensteen.

Digitized by Google

Kritische Gänge.

Von Dr. Anton Lohr.

II.

Moderne Kunstauffassung und katholische Literaten.

Der Sieg der Renaissance über die mittelalterliche Welt bedeutete zugleich auch einen Sieg des Individualisierungsprozesses der europäischen Menschheit. Dante, der zwar noch ganz im Milieu mittelalterlicher Bildung aufwuchs, aber doch bereits den Werken der Alten als Mensch, Denker und Künstler unendlich viel verdankte, ist der letzte große Repräsentant der mittelalterlichen Weltanschauung und zugleich der Begründer der modernen, persönlichen, individualistischen Dichtung. Wohl kaum hat der Individualismus je einen großartigeren Ausdruck erhalten als in den stolzen, wahrhaft dantesken Worten:

ond' io te sopra te corono e mitrio.

Und das Werk der Einsetzung der Persönlichkeit in ihre Rechte setzten zwei ganz Große fort: Calderon und Shakspere. In ihnen feierte die christliche Weltanschauung in Verbindung mit den neugewonnenen Bildungselementen der Renaissancezeit ihre höchsten Triumphe.

Dieser Individualisierungsprozeß schuf auch in Francis Bacon und René Descartes die Begründer der neueren Philosophie. Aber auch die Reformation ist sein Kind, weshalb auf katholischer Seite eine Reaktion gegen diesen Umschwung eintrat, die an sich vollständig am Platze und berechtigt war, aber die Führung in der Literatur und auf manchen anderen Gebieten an die Vertreter des Individualismus, die Protestanten, übergehen ließ. Calderon ist der letzte große katholische Dichter. Zwar schien es, als ob die Romantik nach den Stürmen der großen napoleonischen Ära die ungeheuren dichterischen Schätze des Katholizismus wieder heben wolle, aber die ganze Bewegung, die so vielversprechend schien, ebbte bald wieder ab, ohne Großartiges geleistet zu haben. Trotz ihrer unschätzbaren Verdienste um die Volkskunde und die Sprachforschung bedeutete die Romantik doch keinen dichterischen Fortschritt. Um behandelbare Stoffe zu finden, eilten die Dichter in ein zeitloses Mittelalter zurück, anstatt unter Verwertung des literarischen Erbes ihrer Väter ihre eigene Zeit, deren Ideale und

Digitized by Google

Seele zum Ausdruck zu bringen. Auf dem Eigenpersönlichen, Individuellen beruht nun aber einmal die moderne Literatur, und darüber kommen wir nicht hinaus. Es müssen daher die katholischen Schriftsteller, wollen sie es den andern an künstlerischer Betätigung gleich tun, ebenso nach innerer Wahrheit des Dargestellten, psychologischer Vertiefung und vollendeter Technik streben.

Es sind liberale Ideen, gegen die der Katholizismus zu Anfang sich feindlich stellte, die den heutigen Parlamentarismus ins Leben riefen. Und heute hat der Katholizismus gerade durch diesen Parlamentarismus in Deutschland seine dominierende Stellung erobert. Stellen sich die Katholiken einmal auf den Boden der modernen individualistischen Kunstauffassung, so können sie auf dem Gebiete der Kunst die gleichen Eroberungen machen wie in den Parlamenten. Und es ist schwer zu sagen, welche Betätigungen auf die Dauer am meisten wirksam sein werden. Ein Dante und ein Calderon läßt sich nicht so mir nichts, dir nichts, hervorzaubern, aber um vorhandene Talente überhaupt zur Entwicklung gelangen zu lassen, muß ein fruchtbarer Boden vorhanden sein. Der fehlt aber auch heute noch. Als vor sieben Jahren die Inferioritätsdebatte die Geister erregte, suchte man in allen Winkeln nach großen katholischen Literaten, fand aber fast nur die Brackel und den vielgefeierten — Karl May. Leider haben sich die Bedingungen seither weniger als die Schriftsteller gebessert, dank der katholischen Kritik und dem von ihr geleiteten Publikum.

Die Kritik katholischer Blätter hat im allgemeinen von den Errungenschaften der letzten zwanzig Jahre gar nichts gelernt, und die Inferioritätsdebatte hat nur sehr wenig gebessert. Die Nachromantik, wie sie in den Familienblättern in den sechziger und siebziger Jahren mit der Marlitt an der Spitze ihr Unwesen trieb, scheint heute noch, obwohl sonst von aller Welt belächelt, das dichterische Ideal sehr Vieler unter den katholischen Kritikern zu sein. Hohles Theaterpathos, Mondscheinserenaden, wacklige Coulissen, Drahtpuppen und Sentimentalität, viel Sentimentalität, diese längst überwundenen Geschmacklosigkeiten finden heute mehr denn je das Gefallen gewisser Kritiker. Und Schriftsteller, die in ihrem Kreise längst abgehaust haben, bedenkt die katholische Presse, die doch sonst gegen Andersdenkende nicht so liebenswürdig ist, ihrer pseudoromantischen Art wegen mit reichlichem Lob. Ich erinnere nur an die lange und liebevolle Besprechung, die z. B. erst jüngst der Roman „Ein Sklave der Freiheit" von W. v. Hillern mit seiner kleinlichen Auffassung von Freiheit und seiner abgeschmackten, innerlich unwahren Romantik in den „Stimmen v. M.-Laach" erfuhr, oder an das Lob, das eine bekannte Zeitung Ossig Schubins „Refugium peccatorum" zollte. Diese entschiedene Vorliebe für die aller innern Wahrheit entbehrende Marlittschule ist bisher zum großen Teile das einzige Zeichen größeren Interesses deutscher Katholiken an der Literatur gewesen. Auf der anderen Seite bewies die katholische Kritik im allgemeinen eine ganz ausgeprägte Abneigung gegen alle modernen Naturalisten und Realisten, auch gegen die, denen man im Punkte Religion und Moral nichts vorwerfen konnte. Selbst

Digitized by Google

ein Coloma — das sei hier wieder gesagt — konnte keinen katholischen Verleger finden. Weder Kritik noch Publikum ist eben bis jetzt zur Überzeugung gekommen, daß seit der Renaissance die moderne Kunstauffassung den Reiz und Wert der Dichtung im Persönlichen, Individuellen, in der Psychologie sucht. Will daher die katholische Weltanschauung wieder ihren Einzug in die Nationalliteratur halten, so müssen auch katholische Künstler von ihren Wolkenthronen herabsteigen und das wirkliche Leben studieren, sich auf den Boden der modernen Kunstauffassung stellen und ihre dichterische Tradition dem um sie pulsierenden Gegenwartsleben wieder näher bringen.

Die „Liebe" in den Erzählungen.

In Nr. 10 des „Augustinusblattes", 7. Jahrgang, werden zu Nutz und Frommen der Schriftsteller und Feuilletonredakteure u. a. folgende Zitate aus P. Kleutgens Schrift: „Die Ideale und ihre wahre Verwirklichung" zur Beachtung empfohlen: „Du wirst dich aber erinnern", sagt in der Schrift, welche die Form eines Dialogs hat, der Onkel zum Neffen, „wie du mir einst von den Dichtungen, welche die menschliche Liebe zum Gegenstande haben, geredet hast. Mit Wahrheit sagtest du, daß jene, worin diese Liebe als unbefleckt erscheint, aber darum auch als eine nicht bloß beseligende, sondern auch veredelnde Leidenschaft gepriesen wird, verderblicher sein können, als die leichtfertigen Lieder und schlüpfrigen Erzählungen, welche zum sinnlichen Genusse reizen. Diese wird der noch nicht verderbte Jüngling entweder gar nicht lesen oder, wenn er sich dazu verleiten läßt, von seinem Gewissen alsbald gestraft werden; er weiß, daß er fehlt und geht darum leichter in sich. Aber jene Schilderungen der Liebe, welche sie die platonische nennen, reißen ihn wie mit süßem Zauber hin und locken ihn in das Netz der Leidenschaft, während er den besseren Trieben der Natur zu folgen wähnt."

Also, die Liebesgeschichten, in denen die Liebe „unbefleckt" erscheint, können noch „verderblicher" sein als die „leichtfertigen" Werke! Was soll der katholische junge Mann dann lesen? Augenscheinlich am besten gar nichts. Da aber selbst katholische Provinzblätter ein Feuilleton haben mit einer obligaten Liebesgeschichte, wie sie nun einmal das liebe Publikum wünscht, so muß eben diese „Liebe" in der Geschichte weder „unbefleckt", noch verführerisch, sondern ganz „neutral" geschildert werden. In diesen Geschichten „kriegen" sich zwei Leute und wissen gar nicht wie. Man merkt die „Liebe" gar nicht, genau wie gar oft im Leben. Wie mir schon von vielen Schriftstellern mit Entrüstung erzählt wurde, werden da von ängstlichen Redaktionen alle, auch die keuschesten, Liebesszenen gestrichen, nicht einmal bei der Verlobung ist ein Kuß erlaubt; zuweilen dürfen sich die Brautleute gar nicht einmal die Hand reichen. Schon das ist verpönt. Da nun aber die Ehe einmal einer der wichtigsten Schritte ist, die ein Mensch in seinem ganzen Leben unternehmen kann, so wäre es doch vielleicht nicht so übel, wenn die Brautleute auch etwas von „unbefleckter Liebe" wüßten, statt blind

Digitized by Google

in eine oft aus rein materiellen Beweggründen geschlossene Ehe hineinzustürzen. Es scheint manchmal geradezu, als ob bei gewissen Leuten eine Herzensneigung, ein Seelenbund, eine Ehe herunterziehe, während doch erst die geistige und seelische Vereinigung die körperliche zu adeln vermag. Es wäre gewiß sehr zu begrüßen, wenn heutzutage mehr Ehen „im Himmel geschlossen würden". Übrigens ist es ein Krebsschaden unserer Feuilletons, daß fast alle Belletristika sich um die Liebe drehen müssen; es gibt doch eine Unmasse anderer interessanter Stoffe auf der Welt, die eine dichterische Behandlung wert wären, als fortwährend die ewige Geschichte von Hansel und Gretel. Freilich gibt es aber immer Leute, die sich beschweren, wenn ein Schriftsteller es wagt, auch „tiefere Konflikte des Lebens" darzustellen. Das große Publikum will sich eben mit Vorliebe wie ein Kind behandelt wissen.

Literarische oder seelsorgerische Kritik.

Der katholische Lyriker Franz Eichert schreibt am Schlusse seines Artikels „Gibt es eine katholische Kunst?" im Februarheft der „Gottesminne": „Der ganze Streit, der seit Jahren im katholischen Lager über den Betrieb der Kritik geführt wird und zwei heftig an einander prallende Strömungen hervorgerufen hat, dreht sich nach meiner Ansicht hauptsächlich um eine mehr oder weniger einseitige Auffassung der Pflichten des Kritikers. Die einen lassen zu laut den Kunstkenner, die anderen den Seelsorger sprechen. Meine Ansicht ist, daß beide zu sprechen haben, wenn etwas Rechtes herauskommen soll. Spricht der Seelsorger zu laut, so mag das im Interesse der künstlerischen Entwicklung unserer Literatur, besonders aber im Interesse der schaffenden Künstler, die dem Streben nach reiner, hoher Kunstübung entfremdet werden, sehr zu beklagen sein. Spricht aber der Kunstrichter zu laut und ausschließlich und glaubt er die Sorge für das Heil der Seelen seinen Kunsttheorien unterordnen zu müssen, dann werden übernatürliche Güter gefährdet, dann wird das „eine Notwendige" in Frage gestellt." Soweit Eichert. Auch ich bin seiner Ansicht, daß die beiden dargelegten Standpunkte bei der Literaturkritik mitzusprechen haben. Die Kunst darf nie und nimmer die Veranlassung werden, daß jemand an Glauben oder Moral Schaden leidet; sie soll im Gegenteile, wie für alles Schöne und Edle, so besonders für das Sittlich-Schöne und das Gute empfänglicher machen. Bei der Besprechung eines für Religion und Moral schädlichen Literaturerzeugnisses soll daher auch diese Schädlichkeit, genau in dem Maße, in dem sie vorhanden ist, für die Leser gekennzeichnet werden. In einem Werk eines katholischen Autors dagegen, das den christlichen Moralprinzipien entspricht, soll die künstlerische Seite, die bei einem Kunstwerk doch das Wesentliche ist, vor allem bei der Wertung in Betracht kommen, da die moralische ja von vornherein korrekt ist. Leider macht aber diejenige Strömung, welche von Kunst nichts wissen will und nur nach seelsorgerlichen Prinzipien kritisiert, noch 90% der katholischen Tageskritik aus, während eine Strömung, die nur nach Kunsttheorien kritisiert, ohne Rück-

Digitized by Google

sicht auf die Schädlichkeit eines Werkes für Glauben und Moral der Leser zu nehmen, überhaupt auf katholischer Seite nicht existiert. Herr Eichert möge doch nach solchen Kunstrichtern suchen! Er wird zweifelsohne keinen finden. Daß manchmal — und das immer nur gebildeten Leuten gegenüber — die künstlerische Seite besonders betont wird, kann nur der als verfehlt betrachten, der einen krummgewachsenen Baum nicht dadurch gerade machen will, daß er ihn auch einmal auf die andere Seite biegt. Zu einem Kunstwerk gehört nun einmal Kunst, wie ein Hase zu einem Hasenpfeffer; da kann denn die Betonung der künstlerischen neben der moralischen Seite für jeden Vernünftigen kein Fehler sein. Herr Eichert darf sich daher bezüglich des „einen Notwendigen" getrost beruhigen.

Wohin man mit rein seelsorgerischen Kritikern kommt, davon einige Beispiele. Die „Borromäusblätter" sehen es, wie sie bei der Kritik des „Lukas Delmege" sagen, überhaupt nur sehr ungern, daß ein Seelsorger in einem Roman behandelt wird. Und doch hat Sheehan vom Papste für dieses und andere Werke den Titel eines Doktor der Theologie erhalten. War diese „seelsorgerische" Kritik, die päpstlicher als der Papst ist, nun berechtigt? Der Grazer „Literarische Anzeiger" nimmt daran Anstoß, daß Priester den Ausruf „Beim Zeus!" gebrauchen, und beklagt es, daß einige irische Landpfarrer ganz nach dem Leben gezeichnet sind und nicht „etwas getragener, etwas über das gewöhnliche Niveau des Alltagslebens hinaus" gehalten sind! Also seelsorgerische Kritik mit Tadel künstlerischer Vorzüge. Das kölner Pastoralblatt bedauert die Beichtszene im gleichen Roman, obwohl sie die Würde des Sakramentes durchaus wahrt. Das schlesische Pastoralblatt schreibt: „Das Ganze ist von einem oft (? wo denn nicht? D. V.) warmen religiösen Hauche durchweht, aber an einzelnen Stellen scheinen uns kleine Seitenhiebe (!) auf die Art und Weise der Ausbildung unserer Theologen oder wenigstens auf die Art und Weise der Aneignung dieser Ausbildung und der Geltendmachung derselben im öffentlichen Leben enthalten zu sein." Vom künstlerischen Wert des Romanes ist natürlich keine Rede. Die Erwähnung „kleiner Seitenhiebe" ist unangebracht, da sie ein falsches Bild gibt. Einem so begeistert für die kirchliche Lehre und Autorität überall eintretenden Mann wie Sheehan „Seitenhiebe" nachzusagen, ist übrigens fast lächerlich. Er muß eben doch objektiv bleiben und kann nicht alles vollkommen finden, was der Besserung noch bedarf. Also nicht einmal ein von Liebe zur Kirche durchglühter Geistlicher kann's diesen Kritikern recht machen! Und solche Beispiele aus jüngster Zeit könnten ins Ungemessene vermehrt werden. Wenn die seelsorgerische Kritik einfach darauf hinausgeht, die jedem Künstler notwendige Freiheit zu unterbinden und seine Persönlichkeit zu unterdrücken, so sollte sie kurzweg das Streben nach künstlerischen Leistungen direkt verbieten. Dann wüßte wenigstens alle Welt, woran man wäre, und das Aschenbrödel literarische Kritik könnte ganz aus dem Hause geschafft werden. —

Digitized by Google

Alte Bekannte.

Lyrische Nova, besprochen von Laurenz Kiesgen in Köln.

Alte Bekannte wieder zu treffen, ist gewöhnlich ein Vergnügen. Man plaudert ungezwungener in ihrer Gesellschaft, und darf es auch ganz ohne Rückhalt wagen, ihnen die Wahrheit zu sagen: Alte Bekannte nehmen so leicht nichts krumm. Wir sind ja so zart und rücksichtsvoll. „Die Wahrheit sagen," eigentlich Pflicht und Schuldigkeit jedes anständigen Menschen, münzte der Sprachgebrauch fast wie eine Formel zur Kennzeichnung einer Frechheit, sobald nämlich die Wahrheit unbequem werden würde. Sollte im Laufe der Unterhaltung so etwas vorkommen, nun, alte Bekannte vertragen dergleichen.

Humorvoll und anheimelnd wirkt die Lektüre der „Gedichte" Heinrich Seidels (Gesamtausgabe)[1]. Kein Klügeln, kein Quälen, keine Abnormitäten: sogar keine Nervosität verraten diese liebevoll gefeilten, prächtigen Verse. Heinrich Seidel kann man sich kaum anders vorstellen, als wie er sich selber hier und da schildert, im Lehnstuhl bei einem guten Trunk sitzend oder frei aller Pflicht schweifend am Meer oder in grüner, blühender Landschaft. Der Salon mit seinem Flirt ist ihm fremd. Eine tiefe Innigkeit treibt uns hier und da Tränen der Rührung in die Augen. Wer etwas ungemein Zartes, Inniges, fast Vollendetes in dieser Art lesen will, der muß sich in das reizende Idyll „Aus sonnigen Tagen" versenken. Wie greifbar stellen uns diese einfachen Trochäen das Jugendglück vor Augen! Man möchte es mit besonderem Akzente „deutsche" Innigkeit nennen, was Seidel hier so kunstvoll in Worte bannte. Die gleiche Tiefe spricht aus den Abteilungen „Bilder und Idyllen" und „Lieder". Seidel ist der Dichter des Idylls. Man charakterisiere solche Begabungen nicht mit dem Worte kleinlich. Die Freude am Unscheinbaren und Kleinen, die Poeten wie Seidel an den Tag legen, führt ihre Dichtung zu Bildchen echten Humors, der mehr das Zarte als das Derbe liebt. Seidel hat aber auch Gedichte mit weitem Ausblick geschrieben; in „Nachdenkliches und Beschauliches" findet sich mehr als eine Probe davon. Am bekanntesten sind seine drolligen „Geschichten, Mären und Schwänke", so besonders die Geschichte vom Bauern, mit dem sich der Teufel kratzen wollte; ergötzlich

[1]) Stuttgart 1903, Cotta. gr. 8°. 344 S. 3.— [4.—].

Digitized by Google

wirken die in „Fabeln, Satiren und Sinnsprüchen" gesammelten trefflich gezielten Pfeile auf moderne Ungehörigkeiten, namentlich literarische Auswüchse. Der Kannibale, der den „Naturalismus-Dichter" zum Fraße in seine Höhle schleift, ihn aber mit den Worten „dich laff' ich schießen, du bist nicht zu genießen!" laufen läßt, ist ein Bursche mit echt Seidelschem Humor. Wenn Seidel auch nicht immer so grotesk ist, er ist doch immer so schlagfertig. Und wer kann so schöne Schüttelreime machen wie Seidel?

Was nennt man einen Wanderbund?
Wenn man sich läuft selbander wund
Die Zehen und die Hacken,
Wenn man gemeinsam kraxelt auf
Die Höhen und die Zacken.

Diese Reimkünste, die sich weiter in köstlichen Sprachscherzen wie: „Im Tal, wo sich durch Uferwände winden, und lieblich sich des Baches Bogen biegen" usf. betätigen, erfreuen bei Seidel durch eine überraschende Ungezwungenheit. In der Tat ist diese Gesamtausgabe der Gedichte, die auch einen großen Abschnitt mundartlicher Verse bringt, so recht geeignet, von dem liebenswürdigen und jedenfalls bedeutenden Poeten Seidel ein rechtes Bild zu geben.

Seidel widmet in seinem Buche verschiedene Gedichte dem einige Jahre älteren Freunde Johannes Trojan. Von diesem liegt ein Band Verse: „Neue Scherzgedichte"[1]) vor. Im allgemeinen bricht auch hier der harmlose Humor und die Freude an behaglicher Kleinmalerei siegend hervor; aber so innige Töne wie Seidel findet Trojan doch nur an wenigen Stellen. Die Verse verlegen sich ja, dem Titel gemäß, vorwiegend auf den Scherz; aber es ist doch sogar einem Trojan schwer gefallen, z. B. über ein so wässeriges Thema, wie es der verregnete Sommer ist, mehr als zwei oder drei erträgliche Scherze zu machen. Die übrigen Gedichte, die diesen Stoff behandeln, kommen etwas frostig heraus. Mit der Behandlung anderer Stoffe steht es nicht günstiger. So viele Scherze geeignet sein mögen, den guten Ruf des Dichters zu erhöhen, so viele möchten in dem Buche gefunden werden, die zu seinem Ruhme nichts beitragen werden. Wenn wir hier an den früher erwähnten M. G. Schuler und seine Bände „Etwas für Dich", „Balladen und Burlesken" denken, so gefällt mir manches Lied und mancher Scherz von diesem besser, als Trojans „Neue Scherzgedichte".

Gegen solch leichte Ware nehmen sich die beiden Bände des Prinzen Emil von Schoenaich-Carolath mit ihrer schwerblütigen, leidenschaftlichen Lyrik seltsam ernst aus. Der 7. Auflage der „Dichtungen" ist ein Band „Gedichte"[2]) an die Seite getreten. Es ist ein Lied von gewaltiger Liebe, das aus allen diesen Strophen klingt, keiner Liebe, die sich mit Seufzern und scheuem

[1]) Stuttgart 1903, Cotta. 8°. 267 S. 2.50 [3.50].

[2]) Leipzig 1903, Göschen. „Dichtungen". 7. Aufl. gr. 8°. 296 S. 3.— [4.—] „Gedichte". gr. 8°. 198 S. 3.— [4.—].

Digitized by Google

Gruße begnügt, sondern eine lodernde Flamme, die in glutroter Pracht das Leben erhellt und — es verzehrt.

Es steht in Deutschland eine Lind'
Auf einen Friedhof mitten,
In diese alte Linde sind
Zwei Herzen eingeschnitten.

Sie liebten sich, weiß stand der Klee,
Ihr Glück war kaum zu fassen:
Doch als die Schwalbe sang ade,
Da mußten sie sich lassen.

Das eine lebt noch auf der Welt,
Tut singen, lachen und wandern,
Und beten, daß es bald beigesellt
Dem andern.

Aus solcher Grundstimmung heraus wächst Prinz Schoenaich-Carolaths Lyrik, die uns etwas krank, müde, auf das Schwüle und Dämmerige gerichtet, vorkommt, die aber jeden in ihren Bann zieht. Er ist ein großer Gestalter, und Charaktere wie Angelina in dem gleichnamigen Gedicht, oder Guy in „Die Sphinx" sind festumrissene, unvergeßliche Persönlichkeiten. Daß ein Poet mehr das Glühende und Leidenschaftliche liebt, könnte man ihm höchstens dann zum Vorwurfe machen, wenn seine Kraft zur Bewältigung, zur künstlichen Fixierung seines Gebietes nicht ausreichte: das ist aber hier keineswegs der Fall. Schoenaich-Carolath ist kein Poet für Familienansprüche, obschon er, wie jeder echte Künstler, nirgends die Schicklichkeitslinie aus den Augen verliert. Wenn er für unreife Köpfe nicht paßt, weil hier oder da seine Vorwürfe solcher Art sind, daß „Bedenken" entstehen könnten, so ist damit kein Werturteil über sein Schaffen gefällt, sondern sein Publikum begrenzt: Schoenaich-Carolath wird vielleicht nicht ins Volk, in die große Menge dringen. Für einen Dichter von solcher Kraft und Bedeutung ist das freilich schade. Das Melancholische steigert sich bei ihm oft zum Weltschmerz, der nicht schal und trostlos die Dinge in Grau taucht, sondern in übermütiger, oft fast verzweifelter Lebenskraft gegen die düsteren Gedanken sich anstemmt, oder in symbolischer Überwindung als frohe Bejahung des Guten und Starken triumphiert. Selten ist das dem Dichter so rein und schön gelungen wie in „Sulamith". Was nun, von diesen größeren Dichtungen abgesehen, die kleinen Lieder des Prinzen angeht, so sind die meisten von ihnen wahre Muster kristallklarer, mächtig wirkender Lyrik. Man berauscht sich an den immer fein und apart gebauten Strophen, an der schlichten Schönheit des Wortes. Aus ihnen müßte sich ein köstlicher Band „für weitere Kreise" auswählen lassen!

Die Vorliebe des Prinzen für den Süden, die alte deutsche Sehnsucht nach den Wundern des unverändert blauen Himmels, klingt auch durch in der bekannten Dichtung von Eduard Grisebach, „Tanhäuser in Rom"[1]), die

[1]) Stuttgart 1904, Cotta. 9. Aufl. 8°. 139 S. 4.—.

Digitized by Google

in 9., durchgesehener und vermehrter Auflage vorliegt. Das Lied selbst, sein Ursprung sowohl wie die moderne Bearbeitung sind zu bekannt, als daß man sich noch des längeren darüber aufhalten müßte. Nur sei hervorgehoben, daß einem der Entschluß des modernen Liebessängers, gegen den „Papst und den Vatikan" zu kämpfen, notabene nachdem er, übersättigt in der Freude, ein bißchen in frommer Mystik gemacht hat, uns heute mehr denn je wie eine arg deplazierte Kateridee vorkommt, die in dem Stücke selbst der künstlerischen Motivierung durchaus entbehrt. So nett einzelnes geschildert ist und so unbekümmert frisch der ganze Vortrag uns anmutet, so gefällt doch der alte Sünder Tanhäuser, der vom Venusberg über Rom wieder ins Joch der Teufelinne zurückkehrt, besser; denn er bekommt wenigstens nicht so unvermittelt staatserhaltende Gedanken, wie der neuerstandene Herr, der dadurch fast zur Karrikatur eines Assessors gewandelt erscheint.

Auch die Dichter machen Wandlungen, nicht etwa bloß der Tanhäuser. Eine der merkwürdigsten Wandlungen, wenigstens in seinem äußeren Leben, machte Karl Henckell. Wer hätte dem literarischen Kämpfer aus dem Anfang der neunziger Jahre, der seine Strophen so selbstherrlich und keck in die Welt hinausschmetterte, damals die Entwicklung zum Verlagsbuchhändler prophezeit? Aus seinen mancherlei Gedichtbänden hat er nun Auswahlsammlungen veranstaltet: „Mein Liederbuch" und „Neuland" [1]), so heißen die beiden vorliegenden, schön ausgestatteten und billigen Ein-Mark-Bände. Henckell ist vor allem ein Wortfinder. Eine ganze Menge neuer glücklicher Bildungen, die sich zum Teil schon in der deutschen Sprache eingebürgert haben, ließen sich aus seinen Dichtungen zusammenstellen. Bewies er damit schon schöpferische Poetenkraft, so zeigt er sie zwingender noch in manchem Liede, das Minne und Glück preist, sowie in anderen, die im Ton zorniger Anklage soziale Mißstände rügen. Mit ein paar Worten läßt sich der reiche und vielseitige Inhalt der engbedruckten Bändchen nicht näher bezeichnen. Wir wollen das deshalb auch gar nicht versuchen. Stets wird die Literaturgeschichte, die mit einem ganz bestimmten Charakterzuge aufwarten muß, in Karl Henckell den Dichter des Sozialismus sehen, und ihn als solchen in ihren Kompendien etikettieren. In der Tat leistet er auch darin ganz Vorzügliches, und wem er in diesen harten Tönen zu weit geht, der mag ruhig den Rat des Dichters befolgen:

„Dies Buch singt nicht von Rosengärten.
Von süßer Liebe Lust und Pein,
Fliehst du die Kanten und die Härten,
So laß' es ungelesen sein!
Dies Buch singt nicht von Rosengärten."

Hier offenbart sich auch die ganze auf Hieb und Stich, auf ätzend scharfen Spott gerichtete Seite seines Wesens, die einen kaum vermuten läßt, wie sanft, zart und weich dieser Lyriker anderswo sein kann. Er besitzt so viel, daß er mit

[1]) Leipzig und Berlin o. J., K. Henckell & Co. 200 u. 161 S. 8°. 1.—.

Digitized by Google

seinem Überfluß noch ganz gut ein paar andere Dichterlein vom Kopf bis zu den Füßen ausstaffieren könnte. Aber auch in der Weihestimmung übermannt ihn oft der Schalk; ergötzlich ist z. B. die Schilderung des Regens in „Interlacken“:

Der Regen trieft. Die „Jungfrau“ hat verhangen
Den Hermelin mit schmutzig-grauem Flor.
Die Töchter Albions, meist Hopfenstangen,
Flieh'n hochgeschürzt, ein Eumenidenchor.
Im Busen zischen der Erbitt'rung Schlangen,
Schaumblasen wirft der Rinnstein weiß empor,
Verzweifelt wird zum „Konfiseur“ gegangen,
Die mag're Miß vertilgt ein Eierrohr.

Währenddes erwartet der Schalk die Liebste, und ihm ist die Welt „ein Sonnengarten“. Es war vielleicht das Klügste, daß Henckell die beiden Seiten seiner Dichtung, die soziale und die rein liederklingende, zu trennen versuchte. Aber noch vielmehr „Auswahl“ hätte er vornehmen müssen, wenn wir vom Lyriker Karl Henckell ein reines, ungetrübtes Bild bekommen sollten, dem alle Augenblicks- und Zufälligkeitsverselei fehlten.

Die zweite Auflage der „Gedichte“[1]) von Agnes Miegel, die auch an dieser Stelle bei ihrem ersten Erscheinen freundlich begrüßt wurden, sei hier nur kurz erwähnt. Namentlich die epischen Bilder sind originell und stark in der Auffassung. Während dieses Büchlein bis zur Neuauflage nur zwei Jahre nötig hatte, gebrauchte Falkes — wohlgemerkt Gustav Falke — „Zwischen zwei Nächten“[2]) dazu volle neun Jahre. Wie lange würde es wohl noch mit diesem prächtigen Buche gedauert haben, wenn Falke nicht gerade jetzt durch den Ehrensold des hochherzigen Hamburg „aktuell“ geworden wäre? All die feinen und zarten Gedichte, die seitdem in Rezitationen und Anthologien den „weiteren Kreisen“ so bekannt geworden sind, so z. B. „Das Mohnfeld“, Begegnung“, „Frühling“, „Vor Tag“, „Am Himmelstor“ und viele andere fanden sich bereits in dieser Sammlung. Man möchte besonders Falke mit Lessing wünschen, daß er weniger gelobt und mehr gelesen werde! Die schnell nötig gewordene Neuauflage der Gedichte A. Miegels scheint fast eine vermehrte Aufnahmefähigkeit für gute Verse anzuzeigen.

Eine Auswahl seiner „Gedichte“ veranstaltete auch der als Kritiker und Dramatiker wohlbekannte Wilhelm Weigand. Es sind Verse aus den Sammlungen „Gedichte“ (1890), „Sommer“ (1894) und „In der Frühe“[3]) (1901). Des letzteren Bandes, dem die größere Hälfte des Buches entnommen ist, wurde in dieser Revue bei seinem Erscheinen ausführlich gedacht; eine ungemein zarte Stimmung nach den Höhen, nach dem Frieden seliger Sternennächte lebt in den wenigen Liedern, die Weigand aus seinen beiden früheren Veröffentlichungen

[1]) Stuttgart 1903, Cotta. 2. Aufl. 8°. 132 S. 3.—.
[2]) Hamburg 1903, Janssen. 2. Aufl. 8°. 115 S. 3.—.
[3]) München und Leipzig 1904, Georg Müller. 8°. 140 S. 1.50.

Digitized by Google

noch herübergerettet hat. Wenigstens ein „Fragment" benanntes Perlmutterstückchen dieser schmucken Lyrik wollen wir hierhin setzen:

Zuweilen aber schlugen
Die Nachtigallen fern,
Die Finsternisse trugen
Goldblinkend Stern an Stern.

Des Mondlichts Schimmerspuren
Auf allen Hügeln weit
Mir aber war's wir fuhren
Durch lichte Ewigkeit.

„Bunte Beute"[1]) nennt Detlev von Liliencron sein letztes Versbuch und deutet damit in etwa das Bunte des Inhalts an, persönliche Erlebnisse, ein halbes Schock Sizilianen, Mundartliches und in der Hauptsache Balladen. Gerade in der Balladendichtung ist Liliencron groß, und seine neuen Stücke lassen nichts von der alten Kraft vermissen. Das ist alles vom Dichter mit einem kühnen Griff gefunden und prasselt nun in dramatischer Lebhaftigkeit auf uns nieder, kein Erzählen, keine Flickstellen, ein bewunderndes Schauen. Die persönlichen Bilder entbehren nirgends der Frische und Liliencronschen Unbekümmertheit; Ph. Witkop hat einmal Liliencron treffend mit einem Reitersmann verglichen, der gestiefelt und gespornt von der Jagd, von Rüden umbellt, im Salon erscheint, aller Etikette zum Hohn. Indessen kann auch dies auf die Dauer verstimmen und manche der Liliencronschen Intimitäten machen einen etwas peinlichen Eindruck. Das Burschikose kann auch forciert werden und wirkt dann langweilig. Natürlich kann jeder so bleiben, wie er ist; aber nicht jeder Einfall ist so bedeutend, daß man von ihm Notiz nehmen müßte, selbst wenn er von Detlev von Liliencron wäre. Sein Ruf steht allerdings so fest, daß ihn auch eine Handvoll Papierschnitzel nicht zu beeinflußen vermag.

Als ein letzter Bekannter meldet sich für diesmal Börries Freiherr von Münchhausen, dessen markige „Balladen" noch in aller Erinnerung sind. Heute gibt er uns seine Lieder. Das „Ritterliche Liederbuch"[2]) ist vornehm in seiner typographischen Ausstattung. Ebenso glutvoll wie die früheren Verse ist der Dichter hier in Stimmungsbildern, in Liebesversen und prächtigen Studentenliedern. Man hat ihm irgendwo nachgesagt, er ließe sich zuweilen gehen und sei deshalb für jüngere Leser nicht uneingeschränkt zu empfehlen. Das mag ja sein; es ist aber auch nicht jedermanns Geschmack, für bestimmte Leserkreise zu schreiben. Börries von Münchhausen ist ein Künstler, als solcher bringt er die Welt seines Innern zum Ausdruck; sehr leicht möglich, daß viele Leute anders denken als er. Das wollen wir ihm nicht als Mangel buchen. Selbstbewußt, stolz auf seinen Adel, in allem aber ehrlich um den künstlerischen Ausdruck ringend, erscheint der Dichter uns als eine vornehme und beachtenswerte Kraft der gegenwärtigen Lyrik, die von ihm noch manche gute Gabe erwarten darf.

[1]) Berlin 1903, Schuster & Löffler. 8°. 225 S. 3.— [4.]
[2]) Goslar o. J. F. A. Lattmann. 8°. 109 S.

Digitized by Google

Wohltätig.

Skizze von M. v. Ekenſteen in München.

Hell klingt die elektriſche Glocke. Wie ein leiſer Vogeltriller dringt der Ton durch die ſchweren, nilgrünen Portièren in das Boudoir der Baronin.

Aufmerkſam lauſchend hebt ſie den Kopf von dem kleinen abgegriffenen Buch in blauem Umſchlag, auf deſſen Rücken nur eine Nummer verzeichnet iſt.

Die dicken Läufer auf dem Korridor dämpfen jeden Schritt; aber jetzt unterſcheidet ſie ein beſcheidenes Pochen an der Tür.

„Herein!“

In einfaches Grau gekleidet, ſchmale Leinwandſtreifen am Halſe und Handgelenk, ein weißes Häubchen auf dem glattgeſtrichenen Scheitel, bleibt die Kammerzoſe ehrerbietig an der Türe ſtehen.

„Frau Baronin, die Toilette von Kullmann und Rosner iſt da.“

„Ah!“

Wie elektriſiert ſpringt die Baronin auf. Lang ſchleift die fliederfarbene Schleppe ihres Sammtkleides über den Smyrnateppich nach.

In ihrem roſaverhangenen Schlafgemach läßt ſie die glitzernde Pracht aus den Kartons ausbreiten. Schwerer Brokat kniſtert und rauſcht unter echten Spitzen; glühgelbe Pracht iſt's, wie der ſtrahlend verſinkende Sonnenball.

Im Vorzimmer harrt auf der Baronin Befehl der Bote des Hoflieferanten.

Sie durchquert den behaglich durchwärmten Korridor und tritt in des Barons Stube: „Bitte, lieber Freund, einen Tauſender! Meine Toilette zum Armenbazar iſt gekommen. Schön und duftig wie ein Traum, ſage ich dir.“

Digitized by Google

Der grauhaarige Baron reicht ihr aus seinem Portefeuille den blauen Schein und drückt einen Kuß auf ihr blühweißes Handgelenk. — —

Wieder liest die Baronin in dem abgegriffenen Buch. Auf dem Titelblatte steht: „Ein Leben" von Guy de Maupassant.

Die fahle Februarsonne glänzt über die Empiremöbel und die schwere Goldtapete. Leise tickt die alte Uhr auf dem grünen Marmorkaminsims, und schwer zittert der Duft blühender Hyazinthen umher.

Hell klingt die elektrische Glocke.

Aufhorchend hebt die Baronin den Kopf. Der dicke Läufer auf dem Korridor dämpft jeden Schritt.

Ein Pochen an der Tür.

„Herein!"

Der Kammerdiener in braungoldener Livree überreicht auf silberner Schale eine Karte. Die Baronin liest. Ein leichtes Erröten färbt ihre Wangen: „Führen Sie den Herrn Legationsrat in den kleinen Salon."

Sie tritt vor den hohen Pfeilerspiegel und ordnet ihren Wellenscheitel; dann träufelt sie aus einem langen, schmalen Flacon einige Tropfen in die Hände, die sie leise reibt. Der süße Duft der Rosen von Schiras geht schwer von ihr aus.

Der kleine Salon im Jugendstil ist diskret in Dämmer gehalten; mattrote Tönung geht von den seidenen Stores aus.

Der Legationsrat küßt der Baronin die Hand, genau wie ihr greiser Gatte getan. Er hat wundervolle Rosen in der linken Hand, im ganzen Raum duftet es schwül danach.

„Es soll heute Abend nach dem Souper getanzt werden; ich konnte mir nicht versagen, Frau Baronin um den ersten Tanz zu bitten!"

Sie lächelt über seine Verlegenheit: „Aber gewiß, gern!"

Hell schrillt die elektrische Glocke. Wie klirrende Glassplitter dringts in den kleinen Salon.

„Wer kommt nun schon wieder?" murmelt die Baronin und ihre Augen flimmern unfroh.

Gedämpftes Stimmengewirr tönt herein; dann ein zaghaftes Pochen.

„Herein! Was gibts?"

Der Kammerdiener ist verlegen: „Verzeihung, gnädigste Baronin! Ein Weib ist draußen, das sich nicht abweisen läßt."

„Pardon, Herr Legationsrat. — — — Was will das Weib?"

„Sie bittet um Hilfe und Unterstützung; ihr Kind läge im Sterben,

Digitized by Google

sie sei ohne Geld, ohne Feuer, ohne Brot, und Frau Baronin sei als so wohltätig bekannt."

Die Baronin lächelt kühl: „Sagen Sie der Frau, sie solle zum Komitee des Armenbazars gehen und da ihre Klagen vorbringen."

Der Diener ist mit tiefer Verneigung verschwunden. Die Baronin sitzt dem Legationsrat gegenüber und spielt mit einem Fächer, der im Auf- und Abwogen von Juwelen blitzt.

„So unverschämt zudringlich ist die Armut! Heute allein kostet mich die Toilette tausend Mark, ohne all das andere drum und dran. Ich gebe das Jahr hindurch Unsummen aus für Armenball, Armenbazar und wie all die Armenveranstaltungen heißen, und der Plebs respektiert nicht einmal mein Haus und mein Ruhebedürfnis!"

Der Legationsrat sieht staunend in das Gesicht der Baronin. Wie gealtert und unschön sie ihm heute dünkt! Zwei winzige Falten ziehen sich von der Nase abwärts zum Munde und geben dem Ausdruck etwas Herbes, Unweibliches.

Er vergißt es ganz, ihr die Rosen zu reichen. Etwas unvermittelt erhebt er sich und verneigt sich steif.

„Wie, Sie wollen schon aufbrechen?"

„Vergebung, aber — das arme Weib — ich möchte es einholen. — Uns Herren wird das Wohltun leichter gemacht, wir brauchen keine Toiletten — — —"

Leise schließt er die Tür.

„Shocking!" Die Baronin ist empört; gepreßt lacht sie auf. „Legationsrat und so unfair!"

Wieder klingt die elektrische Glocke.

„Vom Hofjuwelier!" meldet der Kammerdiener dem Baron. Wenige Minuten später lacht die Baronin versöhnt.

„Wie gut du bist! Der Opalschmuck, mein sehnlichster Wunsch! Du süßer, lieber Verschwender! Ein kleines Vermögen hängt daran!"

Der greise Baron küßt seiner jungen Frau huldigend die blühweiße Hand.

Digitized by Google

Neue Versdramen.

Besprochen von Dr. P. Expeditus Schmidt in München.

Das Versdrama steht heutigentags in schlechtem Rufe, und es gibt Leute genug, die es für einen überwundenen Standpunkt halten. Ich muß gestehen, daß ich diese Meinung nicht teile. Der Umblick in die Kunstwelt lehrt mich das Gegenteil; denn die verschiedenen Künste erwachsen aus dem Boden der gleichen Kultur und haben darum in den verschiedenen Stilperioden innerliche Beziehungen zu einander, die nur leider beim heutigen Betriebe der Kunst- wie der Literaturgeschichte zu wenig beachtet werden. Und doch ist für den Historiker wie für den Ästhetiker aus diesen Beziehungen viel Licht zu gewinnen.

Ähnliche Gedanken kamen mir wieder, als ich jüngst auf des Züricher Ästhetikers Adolf Frey neues Buch über Arnold Böcklin aufmerksam gemacht wurde. Der große Poet der Farbe, der selber des Hungers Nagen gefühlt, hat dennoch nie ein Elendsbild gemalt, ja, von den realistischen Niederländern konnte er sagen: Das ist alles nichts! Und gar das Lob, daß eines seiner Bilder eine Landschaft wunderbar richtig wiedergebe, konnte ihn gewaltig aufregen. Die bloße Beobachtung des Lebens war ihm nichts — Schöpferkraft, Geist, Gefühl: das war ihm die Kunst; aus dem Geiste heraus Neues schaffen, hervorbringen, gestalten, das soll nach des Meisters Meinung der echte Künstler. Böcklin wußte also sehr wohl, warum er in seinen Bildern nie „in Prosa" sprach.

Und Gerhart Hauptmann, der immer wieder einen Anlauf nimmt, ein Werk dieser Art zu schaffen, um nur immer wieder zu beweisen, daß er virtuos zu beobachten und prangende Verse zu schreiben, aber nicht von innen heraus geistesmächtig zu gestalten vermag — er liefert zu Böcklins Kunstanschauung den apagogischen Beweis.

Ich glaube also an die Zukunft des Versdramas, wenn ich auch sagen muß, daß von den Werken, die mir eben vorliegen, der größere Teil die pessimistische Meinung rechtfertigen könnte. Den hergebrachten Jambus hält unsere gebildete Welt für ein gar zu simples Metrum und jeder glaubt ihn mißhandeln zu dürfen, ob nun wirklich ein Dichter in ihm steckt oder nicht. Darin liegt mit des Versdramas Unglück.

Digitized by Google

Ein deutliches Beispiel dafür ist „Massinissa und Sophonisbe“[1]), Tragödie in fünf Akten von Karl Hardt. Der Stoff erfreut sich eines ehrwürdigen Alters, und nicht nur in der Geschichte, sondern auch in der Literatur, schon das 17. Jahrhundert kennt eine Tragödie gleichen Titels und andere folgten bis auf Geibel herunter, der mit seiner „Sophonisbe“ einen gewissen Abschluß für diesen Stoff bedeutet. Hardt hat Geibels Werk gekannt, die Übereinstimmung in den Namen einiger Nebenpersonen, die also nicht der historischen Quelle entstammen, liefert dafür den urkundlichen Beweis, wenn man auch die Übereinstimmung einzelner Motive minder scharf betonen will. Warum mußte nun ein neues Werk geschrieben werden? Ich vermute, Geibels Drama war Herrn Hardt nicht historisch genug. Bei Geibel ist alles ins Heroische gezogen, das Werk läuft hinaus auf ein verstecktes Liebesspiel zwischen Scipio und Sophonisbe mit unbedingter Bewunderung der gegenseitigen Heldengröße und obligater Selbsterdolchung der Heldin am Ende. Massinissa spielt dabei eine ziemlich klägliche Rolle. Den setzt nun Hardt wieder in seine Rechte ein, bringt die ganze Verlobungsgeschichte in sentimentaler Ausführlichkeit und den historischen Giftbecher zur Lösung im fünften Akte. Der Geschichte ist genügt, aber die Kunst trauert, zumal auch die Verse, die sich durch schauerliche Perioden hindurchwinden müssen, eigentlich alles zu wünschen übrig lassen. Nur eine kleine Probe:

„Und das tat sie doch
Die Vielumworbene, für unsre Liebe
So vollbewußt! Denn was von Hasdrubal
Auch angestellt, daß Keiner, außer ihm,
Um seine wahre Lage wiss', wie gut
Verstand sie doch zu lesen in den Mienen
Derer, die kamen oder gingen. Und
Wie richtig fügte Alles sie in Eins!“ (S. 52.)

Das sollen Verse sein! — —

Ungefähr auf gleicher künstlerischer „Höhe“ stehen zwei in einem Bande vereinigte Stückchen von Albert August: „Die Schwestern“, ein Singspiel und „Der bedeutsame Ball“[2]), ein Lustspiel. Der Verfasser legt sich zwar einen männlichen Namen bei; aber ich kann das erste Stückchen nicht besser charakterisieren, als wenn ich sage: so ungefähr „schafft“ eine höhere Tochter, die Goethes Claudine von Villa Bella gelesen und nun meint, sie könne es grade so gut wie der Altmeister — eine Meinung, die männiglich als betrüblichen Irrtum anzuerkennen nicht umhin kann. Und das zweite Stückchen paßt vorzüglich zum ersten.

Einige Stufen höher steht das Trauerspiel in fünf Aufzügen „Heinrich von Kleist“[3]) von Elisabeth von Berge. Zum wenigsten sind die Verse

[1]) Hamburg 1903, Pontt & v. Döhren, kl. 8°. 160 S. Als Manuskript gedruckt.
[2]) Dresden und Leipzig 1902, E. Pierson. 8°. 108 S.
[3]) Ebenda 1902. 8°. 156 S. Mk. 2.—.

Digitized by Google

viel besser, wenn auch etwas kalt und ohne persönliche Note. Daß sich Heinrich von Kleist besonders gut zum dramatischen Helden eignet, wird nun freilich niemand behaupten wollen, der sein Leben kennt. Daran krankt auch dies Werk, das sonst die wichtigsten Züge aus des Dichters Leben mit äußerlich-technischem Geschick zusammenfaßt; aber „das titanische Wollen und Ringen dieses hamletisch problematischen Geistesmenschen", von dem der Waschzettel so schön zu reden weiß, kommt doch nur mangelhaft zur Darstellung. Daß Adam Müller, so wenig man sich für den Mann begeistern mag, „den Untergang eines der Edelsten unserer Nation auf dem Gewissen" habe, ist gleichfalls Waschzettelphrase. Weshalb der gemeinsame Doppelselbstmord am Schlusse in zwei voneinander getrennte Einzeltaten aufgelöst wurde, ist nicht recht klar; psychologisch erklärlicher scheint mir die historische Wahrheit und ein schiefes Licht braucht aus ihr durchaus nicht auf den unglücklichen Dichter zu fallen.

Für Ferdinand Blancs dreiaktiges Schauspiel „Auf dem Erbgute"[1]) ist der Vers zum Unglücke geworden. Das Stück — eine Erbschleichereigeschichte — zeigt mannigfache gute Ansätze in Charakteristik und Szenenführung; aber unglückseliger Weise preßte der Verfasser sein Kind in den Panzerschnürleib des gereimten Fünffußes, der eine freie charakteristische Entfaltung der Sprache fast unmöglich macht. Selbst die Feinheiten die da und dort in der Zeichnung der Personen hervorknospen, werden vom Reimvers in dieser Form meistens erstickt, ehe sie ganz aufblühen können. Ich wünsche dem, der dies Experiment gewagt, auf anderem Felde wieder zu begegnen.

Eine feine Arbeit ist das dreiaktige Lustspiel „Die schiefmäulige Almuth"[2]) von Friedrich Bartels, vielleicht etwas zu fein für die rauhe Zeit, in der es spielt, und ganz sicher viel zu fein für den größeren Teil der gewöhnlichen Theaterbesucher. Ein bremischer Junker will friesische Ochsen rauben, wird aber dabei vom freierkorenen Land- und Strandvogte gefangen und soll nun nach altem Friesenrechte gehängt werden. Aber die Frau Vogt bringt ihren reckenhaften Mann dazu, daß er dem Todeskandidaten Gnade verspricht, wenn er ihr ältestes Töchterlein — sie ist schon sechsundzwanzig! — freien will. Der Junker weist das höhnisch ab, wie das Mädchen anfangs auch. Aber sie liebt ihn wirklich; und in einer fein entwickelten Szene tritt sie zu ihm in den Kerker, ohne daß er sie kennt, und die Liebe zu der vermeintlichen Magd keimt ihm im Herzen empor und macht ihm nun das Sterben schwer. Der Schlußakt bringt dann die glückliche Lösung. Reiches bäuerliches Episodenwerk windet sich voll guten Humors um die Handlung, die in schlichten aber flüssigen Jamben dahinzieht.

Flüssig im besten Sinne sind auch die Reimverse, in denen Marx Möller sein „Dornröschen"[3]) geschrieben, das auf dem Umschlage als Märchenspiel,

[1]) Münchener Verlags-Institut (H. Kutzner) 1902. 8°. 61 S.

[2]) Leipzig 1903, Hermann Seemann Nachfolger 8°. 98 S.

[3]) Berlin 1901, Otto Elsner. 8°. 116 S.

Digitized by Google

auf dem Titelblatte als Legende bezeichnet ist. Diese jedenfalls ungewollte Doppelfirma zwingt förmlich zu näherer Untersuchung, welche der beiden Bezeichnungen denn nun eigentlich die richtige ist und man findet schließlich, daß man einen Zwitter aus beiden vor sich hat. Die naive Zeitlosigkeit des Märchens ist zugunsten des religiösen Problems der Legende zerstört und der historische Hintergrund des Ringens zwischen Heidentum und Christenglauben in der nordisch-germanischen Welt verträgt sich schlecht mit dem Märchenzauber. Der Gang der Handlung entspricht dem alten lieben Märchen, aber nicht der Fluch einer Fee bringt das Unglück, sondern die Feindschaft der heidnisch gebliebenen Königin, von der man nicht recht weiß, ob sie der Menschenwelt oder dem Geisterreiche angehört. Sie benutzt auch nur den Fluch, der an der Spindel haftet, ohne daß man seinen Ursprung kennt. Der Kaplan, also die Kirche, zeigt sich bei all dem weder sympathisch noch sonderlich klug. Einzelne Szenen sind sehr gut gebaut, so die prächtige Lustspielszene im 3. Akte, wo die alte Dienerin der verstoßenen Heidenfürstin die Prinzessin und ihre Jungfrauen zur Neugier nach der verbotenen Spindel reizt, die dann das Unglück herbeiführt. Etwas opernhaft wirkt die Schlußszene des vierten Aktes, wo der Prinz auf Mariens Fürbitte und in Kraft des Kreuzes die Dornenhecke durchdringt; die dabei gesungene Litanei, das „große Marienlied", ist zwar nicht sehr liturgisch. aber darüber soll nicht gerechtet sein. Trotz allem muß die Szene durch die Überzeugungskraft des Glaubens und der Reinheit ihre entschiedene Bühnenwirkung haben. Der fünfte Akt fällt leider beträchtlich ab; die naive Verwunderung der Burgbewohner ob des siebenjährigen Schlafes wirkt wie ein Reif auf die religiösen Blüten des vorigen Aktes, und des Einsiedlers Schlußrede zeigt noch einmal des Stückes Zwitterwesen. Wäre es ganz nach der einen oder andern Seite hin, es müßte bei den einschmeichelnden Versen ein prächtiges Werk sein, so ist es leider ein Stückwerk geblieben.

Sicherer erreicht Heinz Tomaseth sein Ziel in dem Drama in drei Aufzügen: „Die Sinkenden"[1]). Es ist als erster Teil der „Tragikomödie der Furchtlosen" gedacht; wie der oder die anderen Teile sich anschließen, läßt sich nach diesem ersten nicht vermuten. Eine vulkanische Insel im Ozean ist der Schauplatz. Der gute König ahnt nichts von der sozialen Rebellion, die in den Kreisen des niederen Volkes den Erbgesessenen gegenüber herrscht. Seine Hofschranzen halten alle Wahrheit von ihm ferne. Mitten im Karneval während des Hofballes bricht der Sturm los. Der Schiffsbaumeister, der mit seinen neuen Schiffen den Enterbten zu Hilfe kommen will, den Steigenden, wie er sie nennt den Erbgesessenen, den Sinkenden gegenüber, kommt durch der Prinzessin Charitas Verwendung — ihr Name ist ihr Charakter — vor den König, der ihm alle Unterstützung verheißt. Zu spät. Der Alte vom Feuerberge, der Tod erscheint in der Hofgesellschaft: Der König stirbt, nachdem er noch seines Volkes

[1]) Wien 1902, Carl Konegen. 8°. 114 S.

Digitized by Google

Elend mit eigenen Augen gesehen. Die Rebellion rast weiter. Die verführten Massen lassen ihren Helfer im Stich, bis der rote Tod vom Feuerberge her alles vernichtet, die Erbgesessenen wie das niedere Volk, das in seiner Wut die rettenden Schiffe verbrannt hat — Sinkende sind sie alle! Nur Charitas und der Schiffsbaumeister werden auf schwankem Kahne gerettet und fahren neuem steigenden Leben entgegen.

Ein Dichter hat dies Werk geschrieben. Sind auch nicht alle Einzelheiten völlig klar und plastisch gelungen, so zeigt doch der rasche, energische Fortschritt die glückliche Hand des Schöpfers. Das Volk wird mit realistischer Treue, die Hofgesellschaft mit satirischem Humor behandelt; aus beiden Kreisen heben sich die Hauptgestalten scharf und charakteristisch ab. Vor allem der Tod vom Feuerberge, der als „Fastnachtseher" unter der Menge erscheint, wächst förmlich vor des Lesers Augen in seiner grausigen Erscheinung, der Totentanz im letzten Akte ist ein Bild von schärfster Kontrastwirkung. Daß das Volk wienerisch spricht, könnte man vielleicht vom sprachpsychologischen Standpunkte bemängeln. Zwischen Weltmeer und Hochgebirge pflegen rauhere Zungen zu tönen; aber dem Dichter wollen wir's nicht verübeln, daß er den Dialekt wählte, den er beherrscht; und noch einmal sag' ich's: ein Dichter ist es, der dies Werk geschaffen.

Ein Dichter ist es auch, der das — zunächst wörtlich gesprochen — größte der Werke schuf, die mir heute zur Besprechung vorliegen: Gabriele d'Annunzio; das Drama heißt „Francesca da Rimini"[1]). Der Band präsentiert sich in seinem Quartformat mit reichem Titelblatte und vorzüglichem Drucke schon dem Auge aufs angenehmste. Für das Auge in erster Linie scheint das ganze Werk geschaffen zu sein. Es verhält sich zu der berühmten Episode in Dantes Inferno ungefähr wie das Münchener Hotel Terminus zur Frauenkirche. Die Farbe scheint es vor allem zu sein, die dem Dichter seine Leitlinien vorzeichnet. Eine unfein empfundene Szene im ersten Akte, in der ein Spielmann auf allen Vieren den Hund spielt und den Frauen „schnüffelnd zwischen die Röcke springt", läßt sich überhaupt nur durch die Farbenwirkung der beim Ausweichen und gleich darauf im Reigentanze umherwirbelnden Frauenkleider einigermaßen künstlerisch rechtfertigen. Auf das farbige Bild also sind die Szenen komponiert, und mehr als eine Kette von Einzelszenen denn als geschlossenes Ganze tritt uns das Drama entgegen. Die szenischen Vorschriften sind denn auch bis auf den zweispitzigen Kopfschmuck der Frauen der Francesca sehr eingehend, und die Regisseure werden eine schwere, aber auch dankbare Aufgabe haben, das Drama zu inszenieren. Was die Farbenakkorde irgendwie zu stören geeignet scheint, wird hinter die Kulissen gedrängt; nur so kann ich mir's erklären, daß weder Francescas noch ihres Gatten Vater auf der Szene erscheint — der graue Alte hätte das Bild gestört. Die psychologische Entwicklung kommt dabei nicht ganz auf ihre Rechnung und der Schluß ist von fast brutaler Kürze, aber Leichen

[1]) Berlin 1903, S. Fischer. 4°. 179 S. geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6,50.

Digitized by Google

bieten eben kein schönes Bild. Daß Paolo nur deshalb seinem rasenden Bruder in die Hände fällt, weil sich sein langes prächtiges Kleid an einem Nagel verfängt, wäre höchst trivial, wenn nicht eben des Schlusses Notwendigkeit und des Kleides prächtiger Faltenwurf dies erklärten. Die Verse sind von gleicher Farbenglut; nur scheint der Übersetzer mitunter ganz unwillkürlich aus dem akzentuierenden deutschen Metrum in die Silbenzählung der italienischen Prosodie geraten zu sein. Das Stück trägt die Widmung: Alla divina Eleonora Duse — ein weiterer Beweis, daß es weniger der Literatur als dem Theater, der Wirkung für das Auge gehört.

Vollmoeller ist des Übersetzers Name. Von ihm erscheint zugleich eine eigene Arbeit mit dem langatmigen Titel: „Catherina Gräfin von Armagnac und ihre beiden Liebhaber“[1]). Um es kurz zu sagen: ein Eifersuchts- und Dirnenstück, dessen Clou in einer auf die Nerven gehenden Liebesszene zwischen der Heldin und ihres Geliebten abgeschlagenem blutendem Kopfe besteht — ohne „Salome“ wäre das Werk kaum geschrieben. Die Verse sind gut, aber mehr prickelnd als edel — auch hier wie bei d'Annunzio eine Kunst für blasierte Nerven, aber nicht für ein fühlendes Herz. Daß des Buches Ausstattung. wenn auch nicht so reich wie die des vorgenannten Werkes, nichts zu wünschen übrig läßt, braucht kaum gesagt zu werden. —

Bunt war die Reihe, die wir passiert, von unbeholfener Naivität des Dilettanten, der mit abgemessenen Zeilen zu zehn und elf Silben auch schon Dramatiker zu sein glaubt, bis zu d'Annunzios und seines Jüngers prickelndem Raffinement. Mir ist bei all dem eines wieder klar geworden: der Dichter, der uns das wirklich erfolgreiche Versdrama schaffen soll, muß nicht nur ein Meister des Verses, nicht nur ein gestaltungskräftiger Schöpfer sein; nein, er muß vor allem ein warmes aber auch ein edles Herz haben. Und dies schöne Dreigestirn kommt leider nicht oft zusammen.

[1]) Berlin 1903, S. Fischer. kl. 4°. 74 S. — Seinen Vornamen nennt der Verfasser weder hier noch auf der Übersetzung im Titelblatte.

Merkspruch.

Willst du glänzen in der Welt,
So laß dir etwas sagen:
Verschaffe dir ein Häuflein Geld,
Doch ohne dich zu plagen!
Sonst aber laß das Denken sein,
Und fahre nur mit Schimpfen drein!
Und sieh: weitum im Ureise
Bist du allein der Weise.

Langerringen. Fr. X. Deibler.

Digitized by Google

Das Jahr 1903 in der pädagogischen Literatur.

Von B. Clemenz in Liegnitz.

Professor Dr. M. Lazarus schrieb vor zwei Jahrzehnten an den Herausgeber der „Wiener Allgemeinen Zeitung“ folgende Zeilen: „Vergleicht man die gegenwärtige Zeit aller gebildeten oder nach Bildung strebenden Völker Europas mit irgend einer früheren bei irgend einem alten oder neuen Volke, so findet man, daß, mit alleiniger Ausnahme etwa des goldenen Zeitalters athenienſiſcher Kultur, niemals und nirgends die Sorge um Erziehung des nachgewachſenen Geſchlechts ſo breit und ſo tief geweſen iſt wie heute. Die Familie und der Staat, die Kirche und die Künſte, die wiſſenſchaftlichen Fächer und die induſtriellen Berufsarten, ſind alle reich an Inſtituten, eifrig in der Verbeſſerung der Methoden, um den Kulturbeſitz zu erhalten und zu mehren, und dieſer allſeitigen praktiſchen Erziehungstätigkeit geht eine Literatur zur Seite, welche an Fruchtbarkeit alle Vermutungen übertrifft. Ich bitte Sie, nur einen flüchtigen Blick in Hinrichs Kataloge über die geſamten literariſchen Erſcheinungen des deutſchen Büchermarktes oder in Bächtemanns „Repertorium“ zu werfen, und Sie werden finden, daß ſeit einem Menſchenalter kein Zweig geiſtigen Schaffens auch nur entfernt ſo viele Bücher, Broſchüren, Zeitſchriften, Karten und Illuſtrationen aller Art aufzuweiſen hat als derjenige, der die Erziehung betrifft.“ — Das war vor 22 Jahren! als es noch kein Fürſorge-, Erziehungs- und kein Kinderſchutz-Geſetz, keine Kunſt-Erziehungsbewegung und keine allgemeinen Erörterungen über Bildung und Sittlichkeit gab! Lazarus würde dem oben Geſchriebenen heute etwa hinzufügen können: Was er 1881 geſagt, ſei ſchon ein Superlativ geweſen, der wenig Steigerung zulaſſe; die Erſcheinungen von damals ſeien nur die Anfänge einer großen pädagogiſchen Strömung geweſen, die jetzt ſchon in ungeahnte Breiten ausgedehnt ſei.

Und doch iſt alles noch zutreffend; Hinrichs Kataloge würden um ein Viertel zu kürzen ſein, wenn die pädagogiſche Literatur wegfiele, und nach Inhalt und Technik iſt die pädagogiſche Preſſe von damals ein Kind im Vergleich mit dem heutigen Stande. Sogar illuſtrierte und internationale Organe der Pädagogik gibt es jetzt in Deutſchland, und „Die Pädagogiſche Woche“ iſt ſchon zur Tat geworden. Es iſt nunmehr keineswegs abgeſchmackt, über die Erziehung der Jugend in der Geſellſchaft zu reden, und es gibt ſchon eine ganze Anzahl guter Revuen, die ein ſtändiges pädagogiſches Revier haben. Ich nenne nur die neue Zeitſchrift „Hochland“, in der von vornherein derartige Fragen trefflich erörtert werden; ſo auch im „Türmer“, der „Deutſchen Zeitſchrift“ u. a. m. Mehr noch zeugt die Tat-

Digitized by Google

sache von der pädagogischen Stimmung unserer Zeit, daß einige Organe geradezu gedrängt wurden, sich über diese soziale Seite des Kulturlebens zu äußern. Infolgedessen findet man auch in den „Jahrbüchern", die seit 3—4 Jahren pilzartig aufsprossen, Abteilungen für Erziehung, Unterricht, Psychologie und Verwandtes.

Wenn nun auch die „Literarische Warte" die „Pädagogik" an der Hand führt, so ist das kein bloßes Mode-Mitmachen, sondern ein verständnisvolles Eingehen auf den Zug der Zeit. Wo ein pädagogisches Bedürfnis vorhanden ist, müßte man sie vermissen, und wo es noch mangelt, darf sie doch hoffen, kein Kind aus der Fremde zu sein. Inwiefern ein großes, allgemeines Interesse hiefür den Geist unserer Zeit bestimmt und wie notwendig dieser Zug ist, das wird im folgenden zu beleuchten sein.

Es hat mit chronischen Erscheinungen ein eigentümliches Bewenden. Jedermann kennt die Redeweise, der Krieg sei nie ferner, als wenn am meisten von ihm gesprochen werde; umgekehrt gelte dies ebenfalls. Danach müßte es mit der Erziehung am schlechtesten bestellt sein, jetzt, da so viel über sie geschrieben wird. Ja, Peter Rosegger setzt sogar die Ursache, daß wir nie unkünstlerisch, kränkelnd und ungezogen geworden sind, in die Vielrederei von Kunst, Gesundheit und Erziehung, was Dr. Ludwig Gurlitt, der Verfasser des viel besprochenen Buches „Der Deutsche und sein Vaterland" umkehrt, indem er Ursache und Folge bei Rosegger vertauscht. Aber auch er sieht nur Schatten in der heutigen Erziehung und findet die moderne Pädagogik „über die Maßen geschwätzig, gekünstelt", „es fehle ihr an Schlichtheit, Beweglichkeit und der heitere Sinn".

Das ist alles nicht schwer zu behaupten und man erregt damit manchmal Aufsehen; denn es klingt doch ganz anders als das Gutheißen und Loben. Auch muß es doch ein Weiterblickender sein, der im Gegensatze zur großen Menge der Pädagogen, die sich jedes geringen Fortschrittes freuen, das Ganze mit einem Worte verurteilt.

Ganz ruhig überlegt, wird man aber doch wohl diesen Standpunkt billigen können: Nicht ist die heutige Pädagogik tadelnswert, weil sie unzulänglich; nicht wird viel geredet von Dingen der Volkserziehung, weil wir „krank, unkünstlerisch und ungezogen"; noch weniger sind wir durch das Reden und Erwägen so unpädagogisch geworden: sondern die neue Zeit stellt erhöhte Anforderungen an ein Volk als solches; die Bedürfnisse in erziehlicher Hinsicht sind demgemäß größer geworden, und es muß *daraus* erklärt werden, daß das heutige Bildungssystem, zum teil noch in früher geschaffenen Bahnen wandelnd, bald hier, bald dort Mängel zutage treten läßt!

Geht man aber dem kühnen Aufschwunge der modernen Kultur in seinen Ursachen nach, so wird man gar nicht tief zu pflügen brauchen; denn erst seit dem Eintritt der Kulturvölker in die Epoche der Weltkultur — und dies Ereignis wuchs langsam in den letzten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts — datiert jenes großzügige Schaffen und Wollen, das schnelle Überholen des Gestrigen, das uns so schnell veralten und steril werden läßt. Erziehung und Bildung, wie sie unsere Väter besaßen und gaben, sie können heut nicht mehr modern sein; die ältere Pädagogik — sie muß uns heut schwach und matt erscheinen, sonst verständen wir ja unsere eigene Zeit nicht. Das Geschlecht, das die Grundlagen für die jetzige Bildung schuf, konnte uns nichts Besseres geben, weil es nur das geben konnte

Digitized by Google

was es hatte. Und wohl uns Jetzigen, wenn spätere Generationen die Einsicht finden, unser heißes Bemühen um das Morgige, unser Suchen nach dem Wege, der in Zukunft mündet, anzuerkennen und aus dem, was wir gebildet, mit Schonung und Pietät das dereinst Notwendige zu gestalten trachten! Nicht allein zum Maßstab machen: Was wollen wir werden! — sondern auch: Woraus sind wir geworden! — ist das rechte Bemessen des Augenblicks. Verpflichtet sind wir wohl der Zukunft zu Ansporn unserer Kräfte, auf daß wir wenig zurücklassen an erkannten Schuldigkeiten — verpflichtet sind wir aber auch der Vorzeit, die uns auf die Gegenwart hob und uns schenkte, was wir nicht verdammen sollen!

Der Bruch mit der Vergangenheit ist nicht speziell pädagogisch. Er ist symptomatisch für unsere Zeit — die Zeit der Nietzsche-Kultur. Der Modephilosoph hat Schopenhauer in der Negierung des Daseins, des Bestehenden, der Welt, überhaupt alles Lebens weit überboten. Zum Übermenschen! — lautet das Ziel der Kultur nach Nietzsche. Alles Dagewesene muß bewußt beiseite geschleudert werden, damit Raum werde für das gänzlich Neue. Die Stellung Nietzsches zur Geschichte und die Verdammung des Seienden, Jetzigen fallen nicht zufällig nebeneinander. Nietzsche weist der kritischen Geschichte, die er neben der monumentalischen und der antiquarischen aufstellt, am meisten Wert fürs Leben zu: Von Zeit zu Zeit müsse der Mensch die Vergangenheit vor den Richterstuhl fordern, peinlich inquirieren und die Kraft haben, mit ihr zu brechen. Er bekennt allerdings, daß dies immer eine gefährliche Aufgabe sein werde, und daß Menschen und Zeiten, die derart dem Leben dienen, immer gefährliche Menschen und Zeiten sein werden. Demgemäß findet er es auch krankhaft, daß unser Zeitalter so „historisch gebildet" sei. Die Griechen seien in der Periode ihrer größten Kraft durchaus unhistorisch gewesen! —

Zugegeben werden kann die Wahrheit der Beobachtung, daß alle Neuerungen nur im Gegensatze zum Veralteten Bahn gewinnen können und müssen, dagegen ist zu betonen — und zwar namentlich auch hinsichtlich der von Nietzsche angezogenen griechischen Kultur —, daß es kein wahres Nationalgefühl gibt ohne gemeinsame Erinnerungen, also nicht ohne Geschichte. Die Geschichte ist eine Lebenskraft, das beweisen die Erscheinungen in sämtlichen Okkupationsländern und andrerseits die staatlichen Neubildungen in Amerika.

Erscheint sonach der Weckruf zum Sturze und zur Revolte gegen das Traditionelle als ein allgemeiner Zug der Zeit, so darf man sich doch den verständigen, von hoher Liebe zur Sache getragenen Reformplänen nicht verschließen, weil sie seit der Jahrhundertwende in einem weit gewaltigeren Stile auftauchen als je. Mehr wie früher sind hervorragende Männer mit wertvollen Projekten und einschneidenden Plänen hervorgetreten; weit das Dagewesene hinter sich lassend, gewinnt die Pädagogik das Ansehn einer die Gesamtkultur, die materielle und geistige Volkswirtschaft bedingenden und bestimmenden Wissenschaft.

Und das ist das Sonderbare an dieser Wissenschaft: nicht in eng umzirkten Kreisen von Fachleuten bewegt sich der Tanz der Ideen, vielmehr überspringt er alle ständischen und beruflichen Grenzen, Volksmänner, Gelehrte aller Richtungen, Politiker, ja alle Gesellschaftsklassen hinlenkend auf das punctum saliens: Wie erziehen wir unsere Jugend!

Digitized by Google

Der große Bildungshunger aller Klassen hängt damit aufs innigste zusammen. Wo immer der Vorrang der Bildungsgrade im Leben bemerkbar wird, da erzittern alle Un- und Halbgebildeten, halb in Eifer und halb in Neid und stimmen ein in den Chor: Gebt uns mehr Bildung!

An diesem Ende setzt nun geschwind die Reaktion mit dem Nachweis ein, daß Bildung nicht Sittlichkeit sei, daß vielmehr beide in ganz verschiedenen Graden neben einander bestehen können, ja, daß die ursprüngliche, unschuldige und harmlose Naivität mit der Zunahme der Bildung abgestreift werde.

Diese Argumentation weist notwendig auf eine gründliche Verständigung über das Wesen der Bildung hin und hier, muß man zugeben, ist befriedigende Klarheit nicht geschaffen worden. Denn die meisten Arbeiten dieser Richtung vermieden diese gefährliche Stelle entweder ganz oder begnügten sich mit einer bescheidenen Zitierung, die möglichst genehm lag, darauf zu bauen.

Wer Bildung als innere Gestaltung auffaßt, muß verlangen, daß die bildenden Instrumente nicht allein am Kopfe angesetzt werden. Bildung ist jeweils Teilbildung, also einseitig, wenn sie nicht bis zu einem gewissen Niveau Erhebung des ganzen Menschen bedeutet. Feinere Formung aller Anlagen, Fähigkeiten, Talente und geläutertes Empfinden und Handeln sind die Elemente eines Zustandes, für den der Name Bildung paßt. Deshalb darf nicht verkannt werden, welche Gefahren die Halbbildung in sich trägt; zunächst nimmt die bloße Intelligenz zu all und jedem im Leben einen verdrehten Standpunkt ein, indem sie jeweils nur die eine Frage stellt: ist das klug? Wir wissen, daß das klügste Tun nicht immer das vollkommene in ethischer Hinsicht ist, wie beispielsweise jede Diskussion in puncto Ehre beweist, da man bald das christliche Dulden, bald das peinliche Hüten des guten Rufes in den Vordergrund schieben kann. Den Einklang in der jedesmaligen Lage wird der wahrhaft Gebildete nach den hierarchisch subsumierten Handlungsmotiven herstellen können, — nimmer aber der Halbgebildete, worunter ja meist der mit Wissen Überladene verstanden wird. Egoismus und die selbstheilig zugewiesene Berechtigung, andere Tieferstehende zu übervorteilen, nicht selten auch Eitelkeit und heuchlerische Devotion mit künstlich verhaltenem Stolz — das sind die Charakterzüge der heutigen Halbbildung!

Diesen Typus zu kultivieren, kann aber die echte Pädagogik nicht wollen, denn ihr Ideal ist die Erhebung der Menschheit, und ihr Grundsatz: ein Quäntchen sittliche Besserung ist besser als ein Quantum Wissen, gut freilich gleiche Maße von Geist und Sittlichkeit!

Damit brechen wir die Erörterung derjenigen Frage, die uns als die tiefste erscheint, ab. Wünschen wir, daß hinfort weniger über den Charakter der Zeit als über den Charakter der Menschen gesprochen werde! Möchten alle, die sich für gebildet halten oder Bildung pflanzen, beherzigen: Nicht bloß gut und gebildet scheinen, sondern auch gut und gebildet sein!

Spielen sich diese, auf den Geist der Erziehung gerichteten Bewegungen mehr hinter den Kulissen der Bücher und Zeitschriften ab, so schlagen die Drommetenklänge des Schulkrieges einem jeden einmal ans Ohr: das Thema Schulgesetzgebung ist der chronische Ärger aller Zeitungsleser! Immer und immer dasselbe Klagen und Verlangen: auf der einen Seite: Freiheit von Bildung und Wissen-

Digitized by Google

schaft, auf der andern Ausnahmen und Einschränkungen, die unserem furchtlosen Bismarck-Zeitalter wahrlich nicht wohl anstehen. Bezeichnend ist, daß die meisten Staatsregierungen dem Trubel ruhig zuschauen, ohne selbst eine prinzipielle Kundgebung hinauszusenden. Wahrscheinlich sieht man die ganze Schulbewegung noch in Anfangsstadien begriffen. Daher denn im Publikum ein allgemeines Lauschen, und die geringsten Anlässe befruchten die Prophetengabe derer, die gern mit Zukunftsplänen vor das Volk treten. Einzelne Vorgänge der letzten Zeit waren allerdings dazu angetan, die Frage zu erörtern: Wem gehört die Schule? Wer politisch-pädagogische Betrachtungen dieser Art zu lesen wünscht, der sei auf Gurlitts Buch „Der Deutsche und sein Vaterland“[1]) nochmals verwiesen.

Wir müssen uns beeilen, das Gewirr der Fäden, die das pädagogische Zeitbild zusammensetzen, weiter zu vereinzelnen und zu charakterisieren.

Nächst der Schulverfassungsfrage interessieren die Allgemeinheit besonders die sogenannten Schulprogramme, besser Bildungsprogramme. Sie treten im Zusammenhange mit politischen Bestrebungen, mit dem Wandel der Weltanschauungen und dem mehr äußeren Bildungsgeschmacke auf. Drei Richtungen haben hierin Bedeutung gewonnen. Die ästhetische Bewegung scheint zuerst Boden gewinnen wollen, indem Kunstunterricht, Wandschmuck, geläuterter Geschmack ohne große Umwälzungen den festen Bildungs- und Lehrplänen einzufügen sind. Die Folge dieser harmlosen Bewegung ist eine gesteigerte Nachfrage nach informierenden Büchern über Ästhetik, — ein Gebiet, über das noch nicht viel Grundlegendes geschrieben worden ist. Vielleicht befriedigt Theodor Lipps' „Grundlegung der Ästhetik“[2]), deren erster Teil kurz vor Weihnachten erschien; ein Werk, das vom psychologischen Standpunkte aus die allgemeinen ästhetischen Formprinzipien, die Naturschönheit, die Raumästhetik, Rhythmus, Farbe, Ton, Wort, die Modifikationen des Schönen erörtert (die ästhetische Betrachtung wird erst der zweite Band behandeln). Erst wenn die ältere Generation befähigt sein wird, Schönheitssinn zu predigen, darf auf allgemeine Hebung der ästhetischen Bildung gerechnet werden. Inzwischen werden die stummen Lehrer, Bilder, Werke der Tonkunst, Architektur und Plastik, das Beste tun müssen.

Eine zweite Bewegung, vorläufig auf einige Lehrerkreise und politische Parteien ausgedehnt, kann die Gemüter weit heftiger entflammen: ob nämlich Religion Lehrstoff bleiben dürfe oder nicht, ist mit vollem Ernst und großem Apparat schon in mehreren pädagogischen Zeitschriften untersucht worden. Hat doch eine Stimme gefordert, an Stelle des bisherigen Religionsunterrichtes die Kantsche Philosophie auf den Oberstufen zu lehren! Es bedarf wohl hier nur des Hinweises auf die Norm des Heilandes, der unser Evangelium lehrend in die Welt brachte. Recht vielseitig beleuchtet Dr. Carl Braun in dem Werke „Zeitgemäße Bildung vermittelt durch die Volksschule und ihre Lehrer“[3]) gerade diese Frage, wenn auch hinzugefügt werden muß, daß der Verfasser nicht immer zwischen vereinzelten und allgemeinen Erscheinungen scheidet.

Am frühesten gewann die sogenannte nationale Schulbewegung an Anhang. Pochte sie doch mit wirksamen Mitteln auf deutsche Treue und Vaterlands-

[1]) Berlin 1903, Wiegandt & Grieben. 6. Aufl.

[2]) Hamburg 1903, L. Voß. I. Bd. Mk. 10.—.

[3]) Mainz 1902, Fr. Kirchheim. Mk. 12.—.

Digitized by Google

liebe — und konnte schon deshalb nicht verhallen! Ihr Inhalt lautet kurz: Weg mit den zeitraubenden Sprachforderungen zugunsten tieferer vaterländischer Bildung. Die höheren Schulen haben dieser Richtung zum Teil Rechnung getragen durch die Lehrpläne von 1901; Gurlitt behauptet jedoch, er wisse davon nur vom Papier, in der Schule selbst habe er noch nichts gemerkt!

Gleichzeitig versucht die naturwissenschaftlich-technische Bildung einen dominierenden Platz im Rate der Unterrichtsfächer zu gewinnen. Diese Richtung verwirft unsere höhere Schulbildung ganz und gar, da sie statt auf Naturwissenschaft und Kunst — natürlich „einseitig"! — auf Sprachen gestellt sei. Nicht die Formen, als welche doch die Sprachen nur anzusehen seien, sondern die Inhalte der alten Kulturen müsse man vermitteln und das Zukunftsprogramm müsse lauten: Naturwissenschaft und Kunst!

So verschieden nun auch die einzelnen Programme beschaffen sein mögen, alle wenden sich bewußt gegen das Alte, Hergebrachte und ersehnen ein glücklicheres Zeitalter mit einer glücklicheren Menschheit: Nicht verständnislos sollt ihr Lastträger der Gesellschaft mehr hineinrennen in euer Leben, sondern ihr sollt teilnehmen am Wissen der Welt! denn Wissen ist Welt- und Selbsterkenntnis — höhere Güter sind vorläufig allhier nicht zu vergeben!

Und ihr, die ihr noch Schmutz und Unrat als ein notwendiges Übel eurer Umgebung ansehn, ihr sollt gesäubert, gekämmt und geschminkt werden, und ihr werdet eure Auferstehung feiern zu einem ästhetischen Leben!

Ihr alle aber, ob arm oder reich, hoch oder niedrig, ihr sollt die Wunder der Natur und Technik, die man euch so lange vorenthält, anstaunen, und in sie eindringen mit verständnisvollem Blick! Legt ab die toten Formeln und Formen, Schemen und Dogmen, trinkt lebendiges Wasser am Born der Wissenschaften, die der Zukunft Herren sein werden! Verlaßt die alten Gleise und folgt uns Modernen!—

Das ist der Gesang über den Schulen! In den Schulen geht freilich noch vielfach alles seine gewohnten Straßen. Die höheren Lehranstalten klagen zwar über Mangel an Stabilität der Lehrsysteme, und die niederen erzittern nur dann und wann im Fieber der Neuerungssucht! Aber Übergänge da und hier! Soll man des langsamen Tempos, über welches die Rationalisten und die Naturwissenschaftler zetern, klagen, oder den Wandel aus Liebe zum Traditionellen überhaupt bedauern?

Wir halten daran fest, daß das Ziel der Schulbildung eines sein muß mit dem Ziel der christlichen Lebensweise überhaupt. Was dann in peripheren Stoffen an die Jugend herangebracht wird, soll — das darf wohl auch unterstrichen werden! — nicht zurückbleiben hinter dem Gange der Entwicklung des Weltwissens. Außen mögen neue Bauten entstehen, wenn nur die Türme des Innern nicht erschüttert oder gar verlassen werden. —

Bewegungen, zielbewußt und ernst, erfordern ferner unsere Aufmerksamkeit auf den Gebieten der Lehrerbildung! Universität und Volksschullehrer — sie rücken sich geistig und praktisch immer näher! Seit Jahren strömen die Bäche akademischer Bildung in die Volksschulliteratur, und alljährlich suchen viele tausende Lehrer das, was ihnen — tatsächlich oder vermeintlich! — zum ganzen, zum modernen Gebildeten fehlt: größeren Gesichtskreis und größeres Wissen an den Universitäten — freiwillig!

Digitized by Google

Freiwillig! — hat man schon je ein solches Stürmen auf die Gelehrtenburgen gesehen! Hier nützt doch das Zaudern nichts: Bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!

Gönne man uns Lehrern den Idealismus! Wir brauchen seinen Glanz und Schimmer, denn wir sind Doppelwesen, die den Einfältigen und den Wissenden angehören müssen!

Man hat über die Überproduktion an pädagogischer Literatur gespottet, gelacht, — Schund! Erblicken wir doch darin einmal das Gute, den Optimismus, die Schaffenslust und vor allem das Arbeitsquantum, das damit geleistet wird. Die Wässerlein rinnen zu Hauf, und das viele Holz, das dem Verwesungsprozeß der Vergessenheit überlassen wird, es liefert den Humus für himmelanstrebende Palmenriesen! Je dichter die Scharen derer, die uns etwas sagen wollen, desto höhere Leistungen sind zu erwarten; denn Alltagswasser findet keinen Verdrang!

Schaffen, Streben, Wandeln sind die Tagesgestirne des pädagogischen Himmels! Und, wenn es auch wahr ist, daß unter solchen Zeichen Versumpfung, Stagnation und Erstarrung ausgeschlossen sind, so haben wir doch einen Anlaß, unser Zeitalter zu loben.

Die Anforderungen an den „Lehrer von heute" sind wahrhaftig keine geringen, auch wenn man in den eigensten Schranken des Berufes bleibt. Von der wissenschaftlichen Bildung für den Unterricht ganz abgesehen, ist das Verlangen, den Jugendlehrer als den Impfmeister alles Guten, Praktischen, Sozial-Brauchbaren zu gewinnen, von fast allzuvielen Seiten derartig groß, daß auch der für sein Lehramt ausschließlich Interessierte mit mannigfachem Wissen in Berührung kommt. Heut bestehen soziale Gesetze, wie Kinderschutz-, Fürsorge-, Erziehungs- und Arbeiter-Gesetze, die nur derjenige im Sinne der Gesetzgeber verstehen und anwenden kann, der sich tief in ihr Wesen eingearbeitet hat. Von rechts und links tönt es dem Lehrer ins Ohr: Sei Volkslehrer, nicht nur Schullehrer: Stelle dich mitten ins Volksleben hinein, fördere das Vereins- und Bildungswesen des deutschen Volkes, beteilige dich an Politik, Charitas und Gemeindeleben! Und der Staat, die stärkste der sozialen Bindegewalten für ihn, zeigt mit mahnendem Finger und ernstem Gesicht auf die überall jüngst verschärften Prüfungsordnungen, damit über dem Nebenher doch die eigensten Bezirke und die mit ihnen eng verbundenen Personalverhältnisse nicht vergessen werden.

Wenn es gestattet ist, im Volksschullehrer den Repräsentanten der Pädagogik zu sehen, so dampfen wir mitten im Fahrwasser der jahrelang ersehnten Sozialpädagogik, denn nunmehr sind die verschiedensten gesellschaftlichen Verbände pädagogisch geworden und haben praktische Werke für Jugenderziehung, Lehrerschaft und Schule hervorgebracht.

Es sei hier noch an das Thema „Volksbildung" erinnert, das einerseits die Stände aller Grade lebhaften Diskussionen aussetzte und den Volkslehrer — der hier wieder einmal Apostel des sozialen Ganzen werden sollte — inmitten des Volkslebens stellte. Gemach sind in der Tat viele Lehrkräfte in das große Lehramt des Volkes eingetreten, eingedenk ihrer sozialen Zwischenstellung zwischen Staat, Kirche und Gemeinde! — —

Noch manches kritische Wort ließe sich zur Pädagogik der Gegenwart sagen, sind doch hier nur die unumgehbaren Hauptsachen herausgehoben und Nebenfragen

Digitized by Google

ganz beiseit gelassen worden. Wie immer auch die Sache der Schule und der Jugenderziehung sich in Zukunft gestalten werde, das eine ist zweifellos, daß die Pädagogik nie mehr in eine Nebenrolle hinabgleiten wird. Läuft unsere gesamte Kulturentwicklung geradeaus, dann muß die Wertschätzung des gesamten Erziehungsprozesses, den Hofrat Otto Willmann so treffend den der sozialen Erneuerung nennt, noch gewaltiger zunehmen, als es im Verhältnis mit den letzten Jahrzehnten jetzo geschehen ist. (Schluß folgt.)

Die Sorge.

Ich floh das Tal, wo dumpf und schwer
Die Sorge brütet auf den Hütten.
Mich trieb's hinauf, ins Wolkenmeer
Den Schmerz der Seele auszuschütten.

Das war ein Gang! Durch Föhn und Nacht
Empor, empor zum höchsten Gipfel!
Fanfaren schmetternd fuhr mit Macht
Der Sturmwind durch die Eichenwipfel.

Im Schein der Blitze, flammenrot,
Gähnt' mir der Abgrund jäh zur Seite,
Ein Weggenosse nur — der Tod,
Gab auf der Fahrt mir das Geleite. —

Der Tag erblüht. Im Morgenglast
Die lichtumblitzten Gletscher glühen. —
„Wirf von dir nun des Alltags Last
Des nied'ren Tales Qual und Mühen!"

Doch sieh, auf höchster Felsenwand,
Da steht mit Wangen, kummerblassen, —
Reicht mir zum Morgengruß die Hand,
Die Sorge, die im tiefen Land
Im Qualm des Tales ich gelassen.

Münster i. W. H. Jos. Brühl.

Digitized by Google

Eine Krisis in der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst.

Diese Überschrift entspringt nicht der Lust nach Sensationsnachrichten, sondern bezeichnet nur die tatsächlichen Verhältnisse. Unsere Leser sind hinreichend unterrichtet, wie dringend zahlreiche Mitglieder der Gesellschaft von deren Leitung eine Kunstzeitschrift wünschen, und wie sehr auch andere Desiderata nach Erfüllung verlangen. Diese Ursachen und noch zahlreiche andere, welche nur einem engeren Kreise Wissender bekannt sind, haben die Vorstandschaft genannter Vereinigung veranlaßt, der letzten Generalversammlung eine Vorversammlung vorauszuschicken, welche aber dem einigermaßen Kundigen nur erwies, wieviel Zündstoff in den letzten Jahren sich aufgehäuft hatte — bei den Künstlern, Kunstfreunden und sonstigen Interessenten der Gesellschaft. Deshalb hat auch die Verteidigung, welche Herr Stiftsvikar Staudhammer auf der Generalversammlung in majorem gloriam der Vorstandschaft verlesen hat, die Gemüter nicht beruhigt — sondern noch mehr erregt. Die Kommissionsverhandlungen über die Zeitschrift haben das ihrige noch beigetragen zum Akutwerden der gegenwärtigen Krisis.

Die „Germania“ hat das hohe Verdienst, daß sie durch Möller auf eine Reihe schwerer Mißstände wiederholt hinweisen ließ. Inzwischen ist einer unserer allerersten Künstler, Fugel, aus dem Vorstande ausgetreten — und wie seinerzeit Möller deutlich und energisch betonen konnte, daß „eine nicht kleine Zahl Anerkennungen von hervorragenden katholischen Gelehrten und Fachmännern“ ihn ermuntert hätten, fortzufahren in seinen Bemühungen um neues Leben innerhalb der Gesellschaft, so erklärt der neueste Verfechter einer Sanierung: daß er im Sinne hervorragender Vertreter der Münchener christlichen Künstlerschaft spreche. Es ist dies der Münchener Privatdozent Dr. E. Drerup.

Die Ausführungen, welche er in Nr. 7 der Wissensch. Beilage der „Germania“ gibt, besitzen außer dem Gewicht ihrer guten Gründe einen besonderen Wert darin, daß ihr Autor Mitglied der Vorstandschaft der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst ist.

Schon die Einleitung läßt tief blicken: Dr. Drerup wendet sich gegen einige Mißstände, „deren Abstellung durch private Einwirkung unmöglich erscheint.“ Wir können diese Mitteilung ergänzen und damit noch mehr bestätigen: Auf das be-

Digitized by Google

stimmteste wissen wir, daß ähnliche Bedenken, wie der nun folgende Artikel bringt, dem I. Präsidenten, Dr. Freiherrn v. Hertling, schriftlich von verschiedener Seite nahegelegt worden sind, ohne daß Remedur geschaffen wurde. Der Schritt in die Öffentlichkeit ist also nicht bloß entschuldigt, sondern geradezu Pflicht geworden! Wir danken es deshalb der „Germania", wie Dr. Drerup, daß sie in idealem Drange das Odium, welches mit dergleichen immer verbunden ist, furchtlos auf sich genommen haben! Auch wir wissen uns von aller persönlichen Rancune frei, wenn wir sagen: wir können alles unterschreiben, was die „Germania" bringt; ja wir können ihr sogar weiteres Material zur Verfügung stellen.

Zunächst betont Dr. Drerup seine Bedenken gegen die Möglichkeit einer christlichen Kunstzeitschrift. Die finanzielle Schwierigkeit läßt er aber fallen, wenn Mappe und Zeitschrift vereinigt werden. Die Gründe hiefür sind den Lesern der „Literarischen Warte" bekannt und wir konstatieren mit Freuden, daß damit unser Plan einen neuen Freund gefunden. Neu ist der Vorschlag der Vorstandschaft: Die Zeitschrift durch die „Gesellschaft für christliche Kunst" — das Geschäft in München (Karlsstr. 6) — herstellen zu lassen, wofür aber ein eigener, für Mitglieder allerdings ermäßigter Beitrag von 5—6 Mk. geleistet werden soll.

Das geschieht, um die Vorstandschaft möglichst außer Verantwortung zu stellen und zugleich um das genannte Unternehmen, das aus verschiedenen Gründen nicht rentiert, zu heben. — Eine besondere Fürsorge für die Mitglieder kann man das beim besten Willen nicht nennen; nicht wenigen sind die 10 Mk. Jahresbeitrag schon ein Opfer. Der Beschluß der Vorstandschaft wird aber geradezu bedenklich dadurch, daß sie für jedes Mitglied — also auch für jene, welche die Zeitschrift nicht abonnieren, — je 2 Mk. d. h. zusammen 8000 Mk. an die Karlsstraße bezahlt. Nachdem die Rentabilität einer Zeitschrift im Preise von 12 Mk. höchst unwahrscheinlich ist, — noch dazu wo „Hochland" uns neue, wenn auch angenehme, Verpflichtungen auflegt — erscheint diese Summe sehr riskiert.

Dazu kommt, daß die Gesellschaft an der Karlsstraße in ihrer gegenwärtigen Verfassung so materiellen Interessen dient, das Geschäft so anstaltsmäßig geleitet und betrieben wird, daß ihr weder die Reputation noch ein Vermögensteil der „Deutschen Gesellschaft" anvertraut werden sollte. Darauf hat Möller schon hingewiesen; die vermeintlichen Berichtigungen im „20. Jahrhundert" haben leider nur gezeigt, daß der betr. Korrespondent die Verhältnisse nicht genügend kennt oder deren Tragweite sich nicht bewußt ist. Bedauerlich bleibt es überdies, daß gerade das „20. Jahrhundert", welches das Wort von der „Verbuschung" der „Deutschen Gesellschaft" geprägt, nun auf einmal seinen Kurs ändert. Dr. Drerup behandelt die leidige Angelegenheit also:

„Leider ist die „Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H." bei ihrem Programm nicht stehen geblieben. Aus der Kunstausstellung ist eine Kunstanstalt und Kunstbuchhandlung, aus der Vermittlungsstelle ein Verlagsunternehmen geworden, das durch schwere Mißgriffe in bedenkliche Finanzkalamitäten geraten ist. Die teuren illustrierten Werke „Eichstätts Kunst", „Gedächtniskapelle für König Ludwig II.", „Prachtkalender bayerischer und schwäbischer Kunst", „Die Weihnachtskrippe", haben die Hoffnungen nicht gerechtfertigt, mit denen man ihren Verlag übernommen hatte: ihr Lagerbestand mag in den Büchern der „Gesellschaft" als vollwertig geführt werden, für den Buchhandel ist er, zum Teil wenigstens, Makulatur.

Digitized by Google

Die Heiligenbildchen des Verlags sind z. T. technisch so minderwertig, daß sie sich selbst neben den Erzeugnissen sogenannter Kunstgeschäfte kaum sehen lassen können. Zudem ist die Herstellung dieser Bildchen, wie besonders der Postkarten mit religiösen Motiven, manchmal mit so hervorragendem künstlerischen Ungeschmack geleitet worden, daß ihr finanzieller Mißerfolg ein wohlverdienter war. Ich stehe nicht an, die Ausstellungen Möllers (in dieser „Beilage" 1903 S. 403) — trotz der lahmen Berichtigung der „Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H." (1904 S. 16) — in allem Wesentlichen zu unterschreiben und ich erkläre, daß ich hiermit im Sinne hervorragender Vertreter der Münchener christlichen Künstlerschaft spreche.

„Nicht minder bedauerlich, als solche geschäftliche Mißgriffe, deren nachteilige Wirkung durch die m. E. viel zu kostspielige Verwaltung der „Gesellschaft" verdoppelt wird, ist die nur zu oft allen künstlerischen Anforderungen hohnsprechende künstlerische Leitung des Unternehmens. Die Kunstausstellung ist trotz der Jury, deren Anordnungen aber nicht selten durch einen Machtspruch des obersten Leiters annulliert werden, manchesmal zum Erbarmen geringwertig, wie man sie in keinem ernsthaften Münchener Kunstsalon findet. Bezeichnend ist es, daß hervorragende Künstler sich weigern, ihre Werke in dieser Umgebung auszustellen."

Für diese schweren Anklagen bringt Dr. Drerup dann die Beweise, auf Grund deren er mit vollem Recht die Tätigkeit der „Gesellschaft für christliche Kunst" einen „Faustschlag" ins Gesicht der künstlerischen Prinzipien der „Deutschen Gesellschaft" nennt.

Man frägt sich unwillkürlich: Wie konnte das alles soweit kommen? Darauf Dr. Drerup:

„Wer trägt die Verantwortung für diese Dinge? Ich wage zu antworten: vor allem und in erster Linie der II. Präsident der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst", der Leiter der „Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H.", Prof. Georg Busch. Soweit die internen Verhältnisse der „Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H." hier in Betracht kommen, bei denen immerhin dies oder jenes vom Schuldkonto Buschs gestrichen werden mag, steht es mir nicht zu, warnend und anklagend meine Stimme zu erheben. Aber die „Gesellschaft" steht innerhalb der „Deutschen Gesellschaft" und wurde von der letzteren bisher mit allen Mitteln gefördert; und so lange zumal die Personalunion des Leiters der „Gesellschaft" und des intellektuellen Leiters der „Deutschen Gesellschaft" fortdauert, muß die „Deutsche Gesellschaft" notwendig von den Mißgriffen und Mißerfolgen der „Gesellschaft" in Mitleidenschaft gezogen werden; ja es steht zu befürchten, daß infolge der bezeichneten Personalunion die „Gesellschaft" wie ein Polyp an die „Deutsche Gesellschaft" sich anhänge und sie aussauge, von der Diskreditierung der „Deutschen Gesellschaft" nicht zu reden, die ihr durch die unkünstlerischen Geschäftsmachereien der „Gesellschaft" erwächst.

„Die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst" braucht einen energischen, untadeligen, nach keiner Richtung gebundenen künstlerischen Leiter, der mit voller Objektivität die Fühlung mit allen beteiligten Künstler- und Laienkreisen bewahrt und durch das Ansehen seines Namens für die christliche Kunst ein Programm bedeutet. Ich behaupte und werde es vertreten, daß in allen diesen Beziehungen Prof. Busch den Anforderungen seines Präsidentenamtes nicht gerecht wird und ich sage das nicht, um Busch absichtlich zu verletzen oder zu nahe zu treten, da

Digitized by Google

ich seit Jahren mit ihm persönlich befreundet bin. Meine Worte gelten allein der Sache! So liegt es mir auch durchaus fern, den guten Glauben Prof. Buschs zu bezweifeln, der für die Begründung und Ausgestaltung der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" außerordentliche Opfer an Zeit und Arbeitskraft gebracht und sich damit unvergängliche Verdienste um die Sache der christlichen Kunst erworben hat. Prof. Busch ist der innersten Überzeugung — und ich erkenne das ohne alle Hintergedanken an —, seine ganze Kraft im Interesse der christlichen Kunst einzusetzen und damit auch in der richtigsten und förderlichsten Weise seines Vorstandsamtes zu walten. Seine zahllosen Mißgriffe entspringen im letzten Grunde aus seiner selbstherrlichen, eigensinnigen, jedem Freundesrat seit Jahren unzugänglichen Natur, die entweder alles allein machen will oder jede Mitwirkung versagt.

„Prof. Busch hat dadurch die Fühlung mit weiten — und gerade den besten — Kreisen der christlichen Künstlerschaft völlig verloren: damit ist Mißtrauen unter der Künstlerschaft gesät und infolge der Mißstände in der von Busch geleiteten Verkaufsstelle hoch emporgewachsen. Die autokratische Natur von Busch läßt keinen in die Verwaltungsgeschäfte der „Deutschen Gesellschaft" hineinsehen; im Vorstande selbst, der in den meisten Fällen zum Jasagen zusammenberufen wird und fast niemals einen völligen Einblick in die Lage der Dinge erhält, ist die Diktatur von Busch oft drückend empfunden worden und man fragt sich mit etwas übertriebener Ängstlichkeit, was dann werden solle, wenn Busch einmal nicht mehr mittue. Unbequeme Elemente im Vorstand hat Busch mehrfach hinauszudrängen versucht und durch die Schroffheit seines Wesens — die gerade die Zeitschriftkommission bedenklich zu fühlen bekam: der letzte ausführliche Kommissionsbericht über die Zeitschriftfrage ist in der entscheidenden Vorstandssitzung nicht einmal verlesen — ist ihm das vor einigen Jahren beim ersten Schriftführer Rechtsanwalt Rumpf, vor wenigen Wochen wieder bei dem vortrefflichen Fugel, dem Vorsitzenden der Zeitschriftkommission, gelungen; ein Versuch auf mich, der drei Tage nach den Vorstandswahlen der letzten Generalversammlung unternommen wurde, hat mich kalt gelassen."

Wir haben hiezu eine wichtige Ergänzung zu geben! Obwohl also in der Vorstandschaft das Referat der Zeitschriftenkommission nicht einmal verlesen wurde, hat diese dennoch in ihrem Schreiben an die Kommission erklärt: „Der Vorstand hat sich mit der Denkschrift in seiner Sitzung vom 19. ds. Mts. beschäftigt und hat die ganze Angelegenheit nochmals reiflich erwogen." —

Weiteres in dieser speziellen Angelegenheit versparen wir uns für später!

Dr. Drerup fährt fort:

„Als Geschäftsleiter der „Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H." und als II. Präsident der „Deutschen Gesellschaft" hegt Prof. Busch zwei Seelen in der Brust, von denen die ideale Seele des Präsidenten der „Deutschen Gesellschaft" manchesmal vor der sehr materiell gerichteten Seele des Geschäftsleiters der „Gesellschaft" erliegt; wir haben es in einer Vorstandssitzung erlebt, daß der II. Präsident der „Deutschen Gesellschaft" hinter „Geschäftsgeheimnissen" des Leiters der „Gesellschaft" sich verschanzte! Ja selbst die Unantastbarkeit der künstlerischen Jury ist vor den diktatorischen Maßnahmen des II. Präsidenten der „Deutschen Gesellschaft" nicht mehr sicher; in der allerjüngsten Zeit hat Busch sich erkühnt,

Digitized by Google

auf der von der Vorstandschaft der „Deutschen Gesellschaft" vorgeschlagenen Wahlliste der Juroren einen Namen zu streichen und aus eigener Machtvollkommenheit einen anderen an seine Stelle zu setzen. Die Künstlerschaft ist erregt. Die Ehre, das künstlerische Ansehen der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" ist auf das schwerste gefährdet. Quousque tandem!

„Was die „Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H." beschließt, untersteht nicht meinem Urteil. Als Mitglied der „Deutschen Gesellschaft" aber erhebe ich laut den Ruf: Nur ein Rücktritt Buschs aus seiner Stelle als II. Präsident kann die Krisis beschwören, in der wir uns heute befinden! Den leitenden Persönlichkeiten scheint die Gefahr nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, daß es nur eines kräftigen Anstoßes bedarf, um eine Sezession und damit eine Spaltung oder gar Zertrümmerung der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" herbeizuführen. Der Zündstoff, vor allem in der Künstlerschaft, sodann auch in den Kreisen der am meisten um die christliche Kunst bemühten Laien ist gewaltig aufgesammelt. Soll der Funke in das Pulverfaß fliegen? — An die „Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H." aber richte ich, indem ich den allgemeinen Wunsch der letzten Generalversammlung der „Deutschen Gesellschaft" wiederhole, die dringende Aufforderung, ihren Namen zu ändern, der dem Titel der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" zum Verwechseln ähnlich sieht, damit nicht das bezeichnete Gebahren der Geschäftsstelle den guten Ruf der „Deutschen Gesellschaft" noch weiter kompromittiere."

Zu der vom Vorstand beschlossenen Zeitschrift bemerkt Dr. Drerup, ebenfalls aus dem Herzen und Sinn vieler:

„Der Plan der Zeitschrift war von Busch mit sonderbarer Eile bereits festgestellt, ehe die von der Generalversammlung gewählte Kommission ihre Arbeiten hätte beginnen können und durch die vorzeitige Festlegung des Vorstandes auf diesen Plan ist die genannte Kommission mehr als einmal brüskiert worden.

„Wer vermöchte nun an einen Erfolg der Zeitschrift noch zu glauben, die einzig und allein nach den Heften Buschs geleitet werden würde, wenn, wie beabsichtigt, die „Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H." ihren Verlag übernimmt? Und wer von christlichen Kunstschriftstellern möchte die Lust verspüren, an einem Unternehmen mitzuarbeiten, dessen nomineller Leiter — der sonst mir so werte — Hofstiftsvikar Staudhammer ganz im Banne und im Ideenkreise von Busch steht, der den Text der früheren Jahresmappen öfters mit rücksichtsloser Willkür korrigiert (!) hat? Ein Fiasko der Zeitschrift aber würde unmittelbar auf die „Deutsche Gesellschaft" zurückfallen, die zwar die Herausgabe der Zeitschrift der „Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H." überläßt, damit aber das ganze Unternehmen der Oberaufsicht ihres zweiten Präsidenten Busch unterstellt und zugleich ihren ersten Schriftführer Staudhammer als den von der Gesellschaft vorgeschlagenen Redakteur akzeptiert. Sicherung gegen unliebsame Zwischenfälle böte allein ein unabhängiges Redaktionskomitee. das — doch es ist nutzlos, mit detaillierten Vorschlägen post festum zu kommen, d. h. wenn der Vorstand bei seinem Beschlusse beharrt, die Herausgabe der Zeitschrift in der bezeichneten Form der „Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H." anzuvertrauen und bereits mit dem 1. Oktober dieses Jahres den ersten Jahrgang zu eröffnen. Die nächste Generalversammlung indessen dürfte in dieser Sache noch

Digitized by Google

ein Wörtchen mitzusprechen haben und — wenn mich nicht alles täuscht — die unter den gegenwärtigen Umständen verhängnisvolle Voreiligkeit des Vorstandsbeschlusses korrigieren."

Die Hoffnung auf die Generalversammlung teilen wir durchaus nicht! Wir haben in diesem Punkte keine guten Erfahrungen!

Sache der Mitglieder wird es nun sein: Durch Zuschriften an die Vorstandschaft Aufklärung zu verlangen; Sache aller einflußreichen Männer ist es, mit ihrem Namen für eine Sanierung beim Vorstand einzutreten!

Man kann und wird sich fragen: War es notwendig das persönliche Moment in dieser peinlichen Angelegenheit so stark zu betonen, als es hier geschehen? Wen die hiefür aus der Sachlage sich ergebenden Gründe noch nicht überzeugt haben, dem können wir versichern: daß Dr. Drerup in manchen Punkten noch gnädig war! Wir haben ähnliche Verhältnisse in der „Deutschen Gesellschaft", wie sie unter F. v. Lenbach in der Münchener Künstlergenossenschaft sich allmählich ausbildeten und lange herrschten. Schließlich erträgt man aber einen Autokratismus, der sich der Tyrannis nähert, auch an einer sonst tüchtigen Persönlichkeit nicht mehr; umsoweniger wenn diese selbst die Loyalität gegen die Kollegen verletzt!

Dr. Drerup war noch gnädig!

Wir warten die nächste Aktion der Vorstandschaft ab, bevor auch wir im ähnlichen Sinne über das gleiche Thema neues Material bringen. Hoffentlich ersparen uns dies aber Prof. Busch durch seinen Rücktritt und die Vorstandschaft durch eine Lösung, welche sie als frei von der Gewaltherrschaft eines Einzelnen erweist. — Wir werden dann in einem Schlußworte Vorschläge bringen, wie die bisherigen Statuten, die Generalversammlungen u. a. verbessert werden müssen und können.

Ein Wissender.

Der Gardasee.

Er scheint erwacht aus süßem Traume.
Wie mild sein blaues Auge lacht!
Es grüßt am grünen Ufersaume
Der Palme und der Pinie Pracht.

Doch wenn aus träger Ruh ihn rüttelt
Des grimmen Sturmes Kampfeslied,
Dann flieh den Löwen! Sieh, er schüttelt
Die Silbermähne zornerglüht.

Hoch bäumt er sich, sperrt auf den Rachen,
Fern tönt ein Schrei aus bleichem Mund.
Den Schiffer und den kleinen Nachen
Zieht er hinab zum tiefen Grund.

München. A. Dreyer.

Digitized by Google

VI.

Wenn man auf die zwölf Jahrgänge des von der österreichischen Leo-Gesellschaft herausgegebenen „Allgemeinen Literaturblattes“ [1]) zurückschaut, so muß man seinen Leistungen hohe Anerkennung zollen. Wir haben aus ihnen stets eine Fülle von Belehrung geschöpft. Ob das Blatt in Deutschland weit verbreitet ist, wissen wir nicht, aber für Österreich mag es wohl eine ähnliche Bedeutung haben, wie bei uns das „Literarische Zentralblatt“. Auch die schöne Literatur wird in der Zeitschrift der Leo-Gesellschaft berücksichtigt. Der scharfe Verstand kommt in den Kritiken dieses Teiles ebenso zur Geltung wie das Gemüt, soweit seine Forderungen berechtigt sind. Lediglich vom Standpunkt des letzteren aus beurteilt Laurenz Kiesgen, der gemütvolle Lyriker, dessen „Maisagen“ wir freudig begrüßt haben, Lina Schneiders „Großmutter-Lieder“ [2]). Es wäre auch wirklich nicht angebracht gewesen, an dieses Buch die rein ästhetische Sonde zu legen und mit kritischem Messer die unliterarischen Auswüchse unbarmherzig abzuschneiden. Die Liebe ist unkritisch und zumal die eines Großmütterchens. Die Liebe gleicht eben alles aus, wie Kiesgen sagt. Herzig und erquickend sind diese Lieder, und wir wünschen ihnen gern, daß sie in allen mit Kindern gesegneten Familien Eingang fänden. Sie sind ein richtiges Geburtstags- und Weihnachtsgeschenk.

Professor Ludwig Heiger bespricht [3]) eingehend das auch von dem „Literarischen Ratgeber“ der Deutschen Literatur-Gesellschaft empfohlene Buch „Sebastian Hensel. Ein Lebensbild aus Deutschlands Lehrjahren, mit einem Vorwort von Professor Paul Hensel“ [4]). Bei diesem Anlaß möchten wir einen Irrtum berichtigen, der für Freunde unserer Musikgeschichte vielleicht irreführend ist. Das von Sebastian Hensel herausgegebene Buch „Die Familie Mendelssohn“ ist nicht erst, wie wir im „Literarischen Ratgeber“ gesagt haben, in 2. Auflage erschienen, sondern liegt bereits

---

[1]) Wien, Josef Roth. Jährlich 24 Nummern. Bezugspreis 12.50.

[2]) Erlebtes und Mitempfundenes! München 1903, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. (V, 100 S. m. Portr.) geb. 3.—.

[3]) Das literarische Echo Nr. 4.

[4]) Berlin 1903, B. Behrs Verlag. gr. 8°. 419 S.

Digitized by Google

in der 11. Auflage vor. Dieser Erfolg beweist, welch ein vortrefflicher Schilderer Sebastian Hensel ist, und er müßte viele veranlassen, auch seinem „Lebensbilde" ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Einen wichtigen Beitrag zur Erkenntnis der Krankhaftigkeit mancher Dichterseele liefert der nach persönlichen Erinnerungen geschriebene Aufsatz Hermann Rollets „Wie Ferdinand Raimund starb"[1]). Dieser unglückliche Mann ist ein Opfer seiner überreizten Phantasie geworden. Sein Schicksal beweist, wohin es führt, wenn die Gemütserregung jede Gelassenheit des Geistes unmöglich macht. Diese Reizbarkeit ist heute ja beinahe ein allgemeines Übel geworden und unzählige Menschen leiden darunter furchtbar. Das Schicksal Raimunds möge ihnen zur ernsten Warnung dienen. Zugleich können diesen bedauernswerten Leidenden die letzten Worte Raimunds: „Gott anbeten", die er mit zerschossenem Munde stammelte, den Weg weisen, der allein zu der Ruhe des Geistes und Festigkeit des Gemütes führt, die wir brauchen, um alle Schicksalsschläge und, was noch tiefer verwundet, alle Bosheiten zu ertragen.

Der Beachtung unserer Leser empfehlen wir wieder die naturwissenschaftliche Monatsschrift auf positiv gläubiger Grundlage „Natur und Glaube"[2]), die von dem Freisinger Lyzealprofessor J. E. Weiß herausgegeben wird. Die Monatsschrift ist ebenso belehrend wie unterhaltend. In dem uns vorliegenden Heft 11 erörtert S. Weber „Die Konkurrenz der Zwecke in der Natur". Der Verfasser nimmt darin zu den von Haeckel und Weismann vertretenen Ansichten Stellung, die eine teleologische Determination des Naturlebens entbehrlich machen wollen. Dem gegenüber wird die Wirkung göttlicher Zweckbestimmung bis ins kleinste nachgewiesen. Dann folgen Aufsätze über die „Schutzfarben bei den wirbellosen Tieren", über den „Schlaf der Pflanzen". Für Gartenbesitzer außerordentlich nützlich sind die von dem Herausgeber der Monatsschrift erteilten Ratschläge zur Bekämpfung der tierischen Schädlinge der Obstbäume.

Auch die Zeitschrift für Jugend und Volk „Natur und Kultur"[3]) müssen wir wieder empfehlend berücksichtigen. Die Schriftleitung, die sich allerdings der Mitwirkung ganz hervorragender Fachleute erfreut, ist eine vortreffliche. Sie beweist in Auswahl, Gruppierung und Gestaltung der Abhandlungen einen sicheren Takt. Selbst sehr schwierige Themata werden dem allgemeinen Verständnis so nahe gebracht, daß die Zeitschrift sich mit aller Berechtigung an Jugend und Volk wenden darf. Wir heben die Aufsätze hervor: Kenntnis der Sternbilder von Richard Schröder, Aus dem Reiche der großen Zahlen von Heinrich Winleitner, Aus dem Binnenleben von Eduard Komprecht, Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft von Dronke, Sven von Hedin und die Erschließung Innerasiens von Günther, Die Fortschritte im Dampfmaschinenbau von Alexander Lang. Wir begnügen uns mit diesen Nennungen, ohne aber mit dieser Beschränkung irgendwie andeuten zu wollen, daß der übrige Inhalt der Zeitschrift nicht ebenso beachtenswert sei.

Das Schicksal der katholischen Zeitschriften seit dem Kulturkampf schildert ein

---

[1]) Das literarische Echo Nr. 5.

[2]) München-Leutkirch-Stuttgart, J. Bernklau, Hofbuchhandlung. Preis jährlich 3.—.

[3]) Heft 5 und 6. Monatlich erscheinen 2 Hefte. Preis für Vierteljahr 2.—

Digitized by Google

Aufsatz in der „Literarischen Beilage der Kölnischen Volkszeitung“[1]). Die Unternehmungen auf diesem Gebiete hatten vor 1870 mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die Verlust über Verlust nach sich zogen. Zu dem angegebenen Zeitpunkt gab es nur eine katholische Zeitschrift, die „Alte und Neue Welt“. Sie brachte es 1874 auf 70000 Abnehmer. Ein Jahr vorher war der „Deutsche Hausschatz in Wort und Bild“ ins Leben getreten, der bis heute in anerkennenswerter Weise standgehalten hat. Andere Zeitschriften wie die „Feierstunden im häuslichen Kreise“ und die von F. W. Helle herausgegebenen „Katholischen Familienblätter“ gingen bald ein. Dasselbe Schicksal hatte die österreichische „Katholische Warte“. Die groß angelegte unter der Ägide von G. Brugier und Fr. Alfr. Muth von Effing redigierte „Deutsche Heimat“ brachte es nur auf drei Jahrgänge. Gehalten hat sich die von der Missionsdruckerei Steyl herausgegebene „Stadt Gottes“, desgleichen die „Katholische Welt“ (seit März 1899 in Händen der Vallotiner-Kongregation in Limburg). Die von Dr. Joh. Moser begründete „Illustrierte Zeit“ existierte nur ein Jahr. Die ihr zugrunde liegende Idee wurde vom Germania-Verlag in der Wochenschrift „Die Welt“ aufgenommen und bisher mit Erfolg durchgeführt. Eine katholische Frauenzeitung boten uns 1900 M. Herbert und E. M. Hamann in „Haus und Welt“ (Dortmund, A. Wulff). Das Bedauern, welches die „Kölnische Volkszeitung“ über das schnelle Eingehen dieser „äußerst gediegenen, in Inhalt und Ausstattung vornehm illustrierten Zeitschrift“ ausspricht, wird wohl von vielen geteilt werden. Auch E. M. Hamanns „brillanter“ Familienalmanach (Stuttgart, Jos. Roth) konnte nur 1899 und 1900 in zwei Prachtbändchen erscheinen. Glücklicherweise fand diese so fleißige und tüchtige Schriftstellerin bald ein anderes Wirkungsgebiet in der Zeitschrift „Die christliche Frau“, die im zweiten Jahrgange bereits 5900 Abonnenten hatte. Gewiß ein ebenso bedeutender, wie verdienter Erfolg. Wir wünschen der im Charitasverlage zu Freiburg i. Br. erscheinenden Zeitschrift von Herzen weitere Anerkennung, damit allmählich auch der Illustration mehr Raum gewährt werden kann. Angaben über die „Dichterstimmen“, die „Literarische Warte“ und die neubegründete Revue „Hochland“ beschließen die Übersicht in der „Kölnischen Volkszeitung“ über unsere Zeitschriften und ihre Schicksale. Im allgemeinen sind diese nicht gerade erfreulich, und wenn man mit ihnen die Riesenerfolge auf der Gegenseite vergleicht, so wird man recht nachdenklich gestimmt.

Dazu veranlaßt uns auch die Rechtfertigung der „Kölnischen Volkszeitung“ [2]) bezüglich ihrer Veröffentlichung des Romans „Durchgekämpft“ von Marie Luise Freiin von Hutten. Wenn wir nicht irren, sind wir dieser begabten und temperamentvollen Schriftstellerin auch in der vorher genannten eingegangenen Zeitschrift „Haus und Welt“ begegnet. Wir haben mit sehr gut katholischen Männern und Frauen über den Roman „Durchgekämpft“ gesprochen und ein Lobenswertes darüber gehört. Allerdings sind es Männer und Frauen, die sich von den in unseren Kreisen weit verbreiteten Übeln Prüderie und Wirklichkeitsscheu freigemacht haben. Es ist sehr zu begrüßen, daß ein Blatt von der Bedeutung der „Kölnischen Volkszeitung“, das früher in seinem Feuilleton diese Richtung leider zum Schaden unserer Literatur begünstigte, sich jetzt die Bekämpfung dieser kindischen Übel angelegen sein

[1]) Nr. 49, 1903.
[2]) Nr. 1061, 1903.

Digitized by Google

läßt. Wir könnten allerdings nichts Verkehrteres, oder sagen wir einmal recht deutlich, Dümmeres tun, als „selbstzufrieden am Althergebrachten zu hängen und zuzusehen, wie die übrige Welt vorwärts schreitet oder konkret gesprochen: unseren Schriftstellern die neuen Wege zur Betätigung unserer Anschauungen zu verschließen, während die nichtkatholischen Zeitungen mit tagtäglich stärkerer Agitation in katholisches Gebiet einzubrechen versuchen." Ob diese Mahnung des Kölner Blattes allerdings viel helfen wird, steht dahin. Es gibt Leute, die sich lieber die Nase abschneiden lassen als daß sie auf ihre Vorurteile verzichten. Und mit Recht, denn löst man sie von der Kette dieser Vorurteile, so fangen sie an zu taumeln und fallen schließlich um. An den Erwachsenen ist nicht mehr viel zu bessern, aber man müßte in Zukunft die Quellen der Beschränktheit und Schwäche verstopfen, damit kommende Geschlechter nicht dadurch geschädigt werden.

„Hochland, Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst" [1]) entwickelt sich so, wie es von der sachkundigen Leitung Karl Muths zu erwarten war. Nach unseren Ermittelungen findet denn auch die Zeitschrift in gebildeten katholischen Kreisen viel Beifall. Die Sympathien, die man ihr von vornherein entgegenbrachte, beruhten wohl hauptsächlich auf den kritischen Schriften, die Karl Muth als Veremundus veröffentlicht hat. Sie waren im ganzen, mochten einzelne Ausstellungen daran auch noch so berechtigt sein, eine tüchtige Leistung. Als solche sind sie dann auch von vielen urteilsfähigen Lesern, die aber weder das Bedürfnis noch die Zeit haben, öffentlich hervorzutreten, anerkannt worden. Veremundus hatte viele stille Anhänger und Freunde; denn seine beiden Broschüren waren zu ihrer Zeit auch eine Tat, die ihm nachzumachen nicht viele die Kraft besitzen.

Wir haben im allgemeinen nur Lobenswertes über den Inhalt der bisher vorliegenden fünf Hefte gelesen und gehört. An der Erzählung von Bernard Wieman „Er zog mit seiner Muse" hatten wir manches auszusetzen. Zu unserer Beruhigung veranstalteten wir dieserhalb eine mündliche Umfrage bei Lesern des Hochlands, auf deren Urteil wir etwas geben. Sie waren derselben Ansicht wie wir. Sie anerkannten mit uns Wiemans Begabung, aber sie konnten seinem „Stimmungspotpourri" keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen. Vielleicht ist Wieman noch jung. Vielleicht beschert uns sein Talent in Zukunft noch manche Gabe, die auch reife Männer befriedigen kann. Wir hätten sie sehr nötig, denn viele Männer wollen von der katholischen Belletristik nichts wissen, weil sie in ihr das Leben nicht dergestalt finden, wie es ist. Und wenn Karl Muth anderen den Vorwurf eines rücksichtsvollen Lavierens zwischen rechts und links macht, dann sollte das „Hochland" doch in erster Reihe auf alle romantische Altertümelei und Gefühlsseligkeit verzichten und herzhaft den Sprung in den schäumenden Wildbach des Lebens wagen. Wir haben doch wohl Schwimmer, die sich nicht vor ihm fürchten.

Unter den literarisch wertvollen Aufsätzen des „Hochlands" erwähnen wir „Bedenken wider Ibsen" von Fritz Lienhard; „Eduard Mörikes Frau" von Eduard Eggert; „Gedanken über das Wesen der Poesie" von Philipp Witkop; „Viktor Hugo als Mensch" von A. Sleumer. Nicht zu vergessen die an poesievoller Schönheit reiche Betrachtung Mausbachs, „Das religiöse Leben — ein Hochland der Seele".

---

[1]) Josef Kösel'sche Buchhandlung. München und Kempten. Preis vierteljährig 4.—.

Digitized by Google

In künstlerischer Hinsicht anregend sind auch stets die Bemerkungen im „Hochland-Echo". Mit lebhaftem Interesse lasen wir die „Erinnerungen an Papst Leo XIII." von Friedrich von Werch, die Schilderung der Lebensarbeit Theodor Mommsens von Engelbert Drerup und die Würdigung Immanuel Kants von Klemens Bäumker.

Mit diesen Hinweisen, mit denen wir uns begnügen müssen, ist jedoch der reiche Stoff, den die Zeitschrift tatsächlich „für alle Gebiete des Wissens" schon jetzt geliefert hat, nicht entfernt erschöpft. Wir können mit Genugtuung feststellen, daß Karl Muth mit „Hochland" ein Werk gegründet hat, das den Vergleich mit seinem protestantischen Vorbilde, dem „Türmer", nicht zu scheuen braucht, ja diesen wohl überholt hat.

Sehr beachtenswerte, weil durchaus sachverständige Beiträge zur Erörterung der Kunstzeitschriftfrage, die allgemach aus dem Bereich des Wortstreites auf das Feld der Tat übertragen werden müßte, liefert E. Möller[1]). Er setzt sich besonders mit der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" auseinander, deren kritische Fähigkeit und Sachlichkeit ihm zu sehr durch das Bedürfnis nach Lob und Reklame beeinträchtigt zu sein scheinen. Außerdem hat Möller Veranlassung, sich gegen anonyme Anzapfungen im „Zwanzigsten Jahrhundert" zu wenden. Der dort angeschlagene Ton dürfte der so dringenden Kunstzeitschriftfrage allerdings wenig förderlich sein. Er berührt auch sonst unsympathisch. Wir können nur Möllers Wunsch teilen, daß sich die Dinge bald zum Guten wenden möchten. Das kann unseres Erachtens aber nur geschehen, wenn man auf seine Vorschläge eingeht.

Neuerdings hat der Münchener Privatdozent Dr. E. Drerup in der „Germania"[2]) in einem „Videant Consules" überschriebenen Artikel die Zustände, oder besser gesagt: Mißstände innerhalb der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" und der mit ihr durch Personalunion verbundenen „Gesellschaft für christliche Kunst m. b. H." mit bemerkenswertem Freimut, und sagen wir auch: Geschick, vollends in ihrer ganzen Trostlosigkeit bloßgelegt. Der Gesellschaft m. b. H. werden „geschäftliche Mißgriffe" und eine „nur zu oft allen künstlerischen Anforderungen hohnsprechende künstlerische Leitung des Unternehmens" vorgeworfen. Sie sei zum Range einer sogenannten Kunstanstalt herabgesunken und als eine im Rahmen der „Deutschen Gesellschaft" geschaffene Institution geradezu ein Faustschlag ins Gesicht der künstlerischen Prinzipien der „Deutschen Gesellschaft". Die Schuld an allen diesen und andern Mißständen, die näher bezeichnet werden, trägt in erster Linie der 2. Präsident der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" und Leiter der „Gesellschaft m. b. H.", Professor G. Busch, dessen Rücktritt zum Schlusse gefordert wird, da nur dieses Mittel die Krisis beschwören könne. Mögen diese unerquicklichen, aber notwendig gewordenen, Debatten der christlichen Kunst zum Heile gereichen.

Die Erinnerung an Herders hundertjährigen Todestag hat viele Federn in Bewegung gesetzt. Wir verweisen besonders auf drei Aufsätze von E. M. Hamann[3]), mit dem Ausdruck der Bewunderung, daß sich die Verfasserin in keinem wiederholt, sondern dem persönlichen und literarischen Charakterbilde Herders immer neue Züge abzugewinnen weiß, sodaß, wer diese drei Aufsätze gelesen hat, sich von der Per-

[1]) Wissenschaftliche Beilage zur Germania Nr. 51 (1903) und Nr. 3 (1904).

[2]) Wissenschaftliche Beilage 7.

[3]) Wissenschaftliche Beilage zur Germania Nr. 51 (1903). — Deutscher Hausschatz Nr. 11. — Die Wahrheit 1.

Digitized by Google

sönlichkeit des Gefeierten eine vollkommene Vorstellung machen kann. Insbesondere interessiert uns das erfolgreiche Bemühen E. M. Hamanns, die Quelle aufzudecken, aus der trotz aller äußeren Erfolge, die der ostpreußische Schulmeistersohn errang, die sein Leben vergiftende Unzufriedenheit, Zwiespältigkeit und bis zur Melancholie sich steigernde Grämlichkeit flossen. Gerade an diesem Geistesriesen bewahrheitete sich das Wort: „Es ist kein Heil, als nur im Kreuz zu finden."

Für den Mystizismus Paul Verlaines haben wir Verständnis und Empfindung. Er entstammt einem wunden Herzen, das bis zur Verzweiflung nach Erlösung rang und zugrunde ging, weil es den Weg zur Gnade doch nicht finden konnte. So wirkt Paul Verlaine als Mystiker ergreifend, weil er wahr ist. Aber eine andere Art von Mystizismus in Grund und Boden abzutun, war endlich Zeit. Es geschieht in der Beilage zum Literarischen Zentralblatt, „Die schöne Literatur" [1]), aus Anlaß einer Besprechung von Rudolf Kassners Gleichnissen „Der Tod und die Maske". Auf den neuesten Dekadenzsymbolismus mit seiner Kaffeehaus-Mystik könnten doch nur noch ganz harmlose Gemüter hereinfallen. Es sei kein ermunterndes Zeugnis für die literarische Bildung unseres deutschen Volkes, daß diese Schriftstellerei nicht von Anbeginn dem vernichtenden Hohngelächter der ganzen Nation verfiel. Die Maeterlinckarrheit hat auf sie verheerend eingewirkt und verseftammelnde Dunstköpfe möchten gern ihre Seichtigkeiten in der äußerlich nachgemachten Hymnenform alttestamentarischer Sprache als tiefgründige Weisheit dem zu einem erheblichen Teil recht urteilslosen Publikum, das sich ein Nietzscheses Air zu geben liebt, verkaufen. Es gibt doch viel nützlichere Beschäftigungen, als den in so vielen Köpfen brodelnden Unsinn bis zur Siedehitze zu bringen. Wenn diese Dichterlinge vierzehn Tage Holz hacken müßten, würden sie wohl von ihren mystischen Blähungen befreit sein.

Wie man in Paris über unsere neuesten militärischen Romane „Jena oder Sedan?" und „Aus einer kleinen Garnison" denkt, kann man aus der „Revue universelle" [2]) ersehen. Allerdings wird es wohl nur ein kleiner Kreis in Paris sein, der diese Bücher so sachlich und unvoreingenommen beurteilt, wie der treffliche Kritiker Henri Bornecque. Wir empfehlen seine Ausführungen der Beachtung militärischer Chauvinisten in Deutschland, die nach dem Vorbilde des Vogels Strauß glauben, nicht gesehen zu werden, wenn sie den Kopf in den Sand stecken. Auch im übrigen liefert die „Revue universelle" sehr lesenswerte Besprechungen und Abhandlungen, so die von Ossip-Lourié über Tolstoi und Dostojewski und die russische Idee der Gegenwart und von René Dollot über die staatsrechtliche Kuriosität Neutral-Moresnet, die in letzter Zeit so viel von sich reden macht.

Wer sich für die Entwickelung des Theaterwesens interessiert, den verweisen wir auf den Aufsatz Paul Legbands „Zur Geschichte des Theaters", in dem die Arbeiten von P. Expeditus Schmidt (Die Bühnenverhältnisse des deutschen Schuldramas und seiner volkstümlichen Ableger im 16. Jahrhundert), von Elisabeth Menzel (Das alte Frankfurter Schauspielhaus und seine Vorgeschichte), die Erinnerungen Ludwig Barnays, Josef Schreyvogels Tagebücher und andere einschlägige Werke besprochen werden. Wir vermissen in dieser Zusammenstellung Legbands die Schrift von Alfons Fritz über „Theater und Musik in Aachen zur Zeit der französischen

[1]) Nr. 8.

[2]) Paris, Librairie Larousse, 17 Rue Montparnasse. Halbmonatsschrift. Jedes Heft 0.75 Fr.

Digitized by Google

Herrschaft". Da diese Schrift infolge der umfassenden literarischen Bildung ihres Verfassers weit über den engen Kreis ortsgeschichtlicher Bedeutung hinausgeht und zur allgemeinen Entwicklung des Theaterwesens, besonders aber zur Geschichte des geistigen Lebens im Rheinlande wertvolle Beiträge liefert, sei sie der Beachtung weiterer Kreise empfohlen. Wir werden sie demnächst hier eingehend besprechen.[1])

In der „Zeitschrift für christliche Kunst"[2]) wird über die vorliegenden Hefte der „Illustrierten Geschichte der katholischen Kirche"[3]) von Professor Dr. J. P. Kirsch in Freiburg (Schweiz) und Professor Dr. B. Lukisch in Leitmeritz gesagt, daß die knappe und dabei ganz klare, objektive, aber warmherzige Darstellung hohe Anerkennung verdient. Keine Seite entbehre der ebenso gut ausgeführten, wie ausgesuchten Abbildungen, die den Text begleiteten. Die Ausstattung dürfe bis auf die etwas zu dunklen Initialen als musterhaft bezeichnet werden. Mithin seien alle Vorbedingungen geboten für reichen Erfolg.

In demselben Hefte der „Zeitschrift für christliche Kunst" wird auch das Lebensbild Papst Pius X. von Mgr. Dr. Anton de Waal[4]) angezeigt. Nur der ungewöhnlichen Rührigkeit und Gewandtheit des gerade auf diesem Gebiete so kundigen Verfassers sei die schnelle Fertigstellung dieses Werkes (in kaum zwei Monaten nach der Papstwahl) zu verdanken. Anton de Waal konnte dazu die amtlichen Berichte des früheren Bischofs und Patriarchen an den päpstlichen Stuhl benützen. Das Werk besitzt jedoch nicht nur geschichtlichen, sondern auch einen im besten Sinne des Wortes persönlichen Wert, der auf die vertraulichen Beziehungen des Verfassers zu Seiner Heiligkeit zurückzuführen ist. Dazu kommt die Wärme und Frische, mit der das Buch geschrieben wurde. Die durch Mgr. Dr. Paul Maria Baumgarten getroffene Auswahl der zahlreichen Bilder wird als eine durchweg vortreffliche bezeichnet. Deshalb vermag das Buch Geist, Gemüt und Geschmack in gleicher Weise zu befriedigen.

Die „Freistatt", die in ihrer Nr. 7 unsere Stellungnahme gegen den „Simpliziissimus" natürlich ganz verkehrt findet, leistet sich bei dieser Gelegenheit auch den Satz: „Dazu kam noch, daß mancher (?) junge Literat, der in der „Lit. Warte" seine ersten Sprünge machte (!), bald abschwenkte und das konfessionelle Mäntelchen auszog wie z. B. der zweifelsohne begabte Lorenz Krapp." Wir hoffen, daß die Antwort auf das „konfessionelle Mäntelchen" seitens des Angeschuldigten nicht ausbleiben wird.

Auf die alljährliche Umfrage des Literarischen Echo[5]) nach den meist gelesenen Büchern ergaben sich für das verflossene Jahr als bevorzugteste Autoren: Franz Adam Beyerlein (Jena oder Sedan?), Elisabeth von Heyking (Briefe, die ihn nicht erreichten), Gustav Frenssen (Jörn Uhl und Die drei Getreuen), Thomas Mann (Buddenbrooks), Clara Viebig und Georg Frhr. von Ompteda. Dies Ergebnis gibt mancherlei zu denken.

Heidenberg.

[1]) Das literarische Echo, Nr. 7.

[2]) Nr. 9 (1903).

[3]) Herausgegeben von der österreichischen Leo-Gesellschaft in Wien. Mit etwa 50 Tafelbildern und über 800 Abbildungen im Text. Allgem. Verlagsgesellschaft in München. Das Werk soll mit 20 bis 25 Kleinfolioheften (zu 1 Mark) vor dem Ende dieses Jahres seinen Abschluß finden.

[4]) München, Allgemeine Verlagsgesellschaft. Preis geb. 4.—.

[5]) Nr. 7.

Digitized by Google

Eine Verpflichtung zur Besprechung eingesandter Bücher, sowie zur Rücksendung nicht besprochener Bücher wird nicht übernommen.

Romane und Novellen.

Sewett, Arthur, Die Halbseele. Roman in zwei Büchern. Berlin 1903, Otto Janke. 8°. 227 u. 207 S.

Drei Klassen von Menschen stehen sich in unserer widerspruchsvollen Zeit gegenüber. Da sind einmal die Genußmenschen, welche die moderne Philosophie und Naturwissenschaft zu überzeugten Atheisten gemacht hat; die nach Gott, Himmel, Hölle, Satan, Seele und Ewigkeit den Teufel fragen, kein Gewissen und keine Pflicht kennen, und sich daher rücksichtslos durchsetzen können. Professor Westphal und Tony Glasgow in unserm Romane sind solche moderne Egoisten. In zweiter Linie kommen dann die „Halbseelen", die Jammermenschen, wie Dr. Walter Merten und Sanitätsrat Glasgow, die stets herumschwanken und am Alten, an der Religion und Sitte hängen und sich davon nicht frei machen können, während sie auf der andern Seite weder an Gott, Religion, Seele und Pflicht wirklich zu glauben vermögen. So kranken sie stets an einem Zwiespalt, über den sie nicht hinweg kommen. Zur dritten Klasse gehören die wahren Gläubigen, die Gott innerlich erleben und aus ihrer echten Religiosität Mut und Kraft schöpfen, um alle Mühsale und Leiden dieses Lebens zu überwinden. Sie leben einem freudigen Gottvertrauen und einer seligen Ewigkeitshoffnung. Die Vertreterin dieser gläubigen Christen ist Fräulein Klara Rutenberg. Der Roman zeigt nun, wie die erste Klasse, unbekümmert um das Wohl oder Wehe Anderer, ohne Gewissen und ohne Pflichtgefühl, sich rücksichtslos durchsetzt. Auch den Lichtgestalten der dritten Klasse kann die Welt nichts anhaben, weil sie ihr Vertrauen auf einen Höheren gesetzt haben. Die Halbseelen aber, die keinen festen Boden unter den Füßen haben, die zu feig zum Bösen wie zum Guten sind, die nicht glauben können und nicht ungläubig sein wollen, werden vom harten Schicksal zu Boden gerissen und vernichtet. Das ist's, was der Roman zeigen will. Er könnte es zwar in besserer Weise tun, aber man darf ihn trotzdem als tüchtige Leistung bezeichnen.

München. Dr. Lohr.

Strobl, Karl Hans, Der Fenriswolf. Ein Provinzroman. Leipzig, Hermann Seemanns Nachfolger.

Karl Hans Strobl, ein Brünner, hat durch seinen letzten Roman aus Österreich, „Die Baclavbude", in dem er den

Digitized by Google

Sprachenstreit in Österreich sich zum geschickten, kräftigen Movens seiner Handlung nahm, wenigstens in seiner Heimat Aufsehen gemacht. Nun schenkt er uns in dem „Fenriswolf" einen mährischen Provinzroman. Er ist in seiner Art zu schildern durch und durch modern und sensitiv, oft wird diese Art geradezu weitschweifig, oft vergißt er den großen, die Details zusammenfassenden Hintergrund. Die Menschen, die er schildert, sind dem Leben entnommen; in dem vorliegenden Roman sind speziell die drei Mitglieder des „Fenriswolf", dieser literarisch-künstlerischen Vereinigung in einem kleinen Städtchen, typisch und gut erfaßt. Besonders der junge Gymnasialprofessor, der hierher versetzt wird und dabei so ganz der fesche, tändelnde, liebenswürdige, begeisterungsfähige und trotz alledem schwache Wiener bleibt, ist prächtig geschildert.

Nur eines fehlt bei diesem Roman, der innere Zusammenhang. Diese Figuren mit ihrem Orte! Wir sehen den Gymnasialprofessor, den Gerichtsbeamten, den Postbeamten nie so recht in ihrem eigentlichen Berufe. Der Zusammenhang, der Gegensatz, die Arbeit — und die Ideen kommen nicht ganz zur Geltung. Die Handlung des Romanes betont der Autor weniger und läßt sie erst zum Schluß anschwellen, wo er sich auch als guter Schilderer und Techniker zeigt.

München. Carl Conte Scapinelli.

Helene Böhlau, „Die Kristallkugel". Eine altweimarische Geschichte; Berlin 1903. Egon Fleischel u. Co.

Eine sauber und bis ins letzte Detail ausgearbeitete Geschichte, bei der Helene Böhlau das Lokal- und Zeitkolorit mehr durch die Zierlichkeit der Sprache, durch das Empfinden, Denken und Handeln der Menschen, als durch langatmige Beschreibungen zu treffen weiß! Das Werden, Wachsen und Blühen eines Mädchens wird uns darin geschildert, die klar, rein, durchsichtig und leuchtend ist, wie eine Kristallkugel „vom Licht überschienen und durchleuchtet". — Jedes Wort fügt sich in den Text prächtig ein, alles ist ebenmäßig und künstlerisch abgerundet, in allem steckt ein Stück Weltweisheit und Lebensphilosophie. Stellen wie folgende sind in ihrem inneren Stimmungsgehalt, in ihrer ruhigen Weisheit, für Böhlau typisch:

„Und so kamen sie zusammen, wie Tausende und Abertausende von Liebe getrieben, gegen alle Vernunft. Sie führten ihre Ehe, wie eben eine Ehe geführt wird, wenn sie von jungen Tagen bis ins hohe Alter hineinreicht. Einander beglücken und enttäuschen, wohltun und peinigen, einander langweilen und gewöhnt werden. — Oft lag über weiten Strecken des Lebens wie bei allen Sterblichen, Dumpfheit, wie eine Decke dichtgefilzten Seegrases. Unter dieser Decke hatten die Lebenswellen sich schwerfällig bewegt, waren nicht ans Tageslicht gekommen, und nur eine mächtige Freuden- oder Schmerzenswelle war durchgebrochen und hatte gen Himmel gespritzt!"

Die Figuren sind mit wenigen Strichen plastisch und rund gezeichnet. Am klarsten aus all' den Alltagsmenschen tritt die des Kupferstechers und Brausekopfes Kosch, der einzige, der anders: das heißt der wirklich selbständig denkt.

München. Carl Conte Scapinelli.

Jaques, Hermann, Münchens Ende. Roman. Dresden 1903. C. Reißner. 8°. 232 S.

Ein wenig erfreuliches Buch. Die ärmliche Handlung spielt in der Zukunft, obwohl auf Personen und Zustände der Gegenwart einigemale mehr oder weniger deutlich angespielt wird. Ein junger Mann aus dem deutschen Norden kommt auf die Malerakademie nach München, um Künstler zu werden. In einer Pension nimmt er bei einem leichtlebigen Onkel

Digitized by Google

Wohnung und lernt da verschiedene Leute kennen, die fast alle moralisch defekt sind. Der Beste aus der Gesellschaft, ein Privatgelehrter, predigt der Sippschaft immer vom „Ende Münchens", wird aber nur ausgelacht. Schließlich, am Fastnachtsdienstag, inmitten ausgelassener Orgien wird seine Prophezeiung zur Wahrheit. Der Walchensee bricht zum Kochelsee durch und eine gewaltige Wasserflut wälzt sich das Isartal herunter, München begrabend. Alle finden in dieser Sintflut ihren Tod mit Ausnahme des „Professors" und des Helden Ewald, der die ganze schaurige Geschichte in einem Bilde verewigt. Technisch ist das ganze lässig komponiert; die Psychologie ist oberflächlich und die Entwickelung des Helden zu einer Art künstlerischer Lebensphilosophie verschwommen, ja platt. Ein eigentümlicher tiroler Kaplan, der dem Helden seine innerste Herzensgeschichte gleich an die Nase bindet, mag auch noch vermerkt werden. Es mangelt dem Autor an Gestaltungskraft, an Tiefe und Klarheit.

München. Dr. Lohr.

Kipling Rudyard, **Durchs Feuer** und andere indische Geschichten. 2. Auflage. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 127 S.

Fünf Skizzen aus dem angloindischen Beamten- und Soldatenleben. Sie zeigen, wie alle indischen Geschichten Kiplings, intime Kenntnis von Land und Leuten und auch den grimmigen, grotesken, ja grausamen Humor des Verfassers. Künstlerisch sind die Sachen wenig ausgearbeitet, wenn sie auch sonst frisch erzählt und mit Ausnahme des „lachenden Brunnens", eines sehr unbedeutenden Stückes, für europäische Leser in mancher Hinsicht interessant sind. „Nur ein Leutnant" weiß auch zu unserm Gemüte zu reden.

München. Dr. Lohr.

Varia.

Putz Olga, **Lichtstrahlen** aus Dr. Fr. Klasens Werken. Augsburg 1903. Lampart & Co. 8o. 55 S. 1.—

Vorliegendes Werkchen ist ein Akt dankbarer Pietät gegen den vor mehr als einem Jahre verstorbenen Münchener Prediger und Publizisten Dr. Franz Klasen. Mag man auch von der politischen Tätigkeit Klasens eine andere Ansicht haben, als Prediger und dramatischer Schriftsteller tritt er uns als edle, sympathische Persönlichkeit entgegen. Aus den Predigten und dramatischen Werken des Verstorbenen hat auch Olga Putz ihre „Lichtstrahlen" gesammelt und legt sie nun nebst einer pietätvollen Vorrede vor. Die einzelnen Aussprüche sind unter Rubriken, wie „Religion", „Seele", „Sittlichkeit" 2c., gebracht, die ihrerseits wieder alphabetisch geordnet sind. Die Freunde des Verstorbenen und auch andere werden der Verfasserin für ihre Mühe Dank wissen.

München. Dr. A. Lohr.

Karl Emil Franzos †. Der Schriftsteller Karl Emil Franzos ist am 28. Januar 1904 in Berlin gestorben. Er war am 25. Oktober 1848 in einem Forsthause Podoliens an der russisch-österreichischen Grenze geboren, wuchs in Czortkow auf, wo er die Klosterschule der dortigen Dominikaner besuchte. Später kam er dann ans Gymnasium nach Czernowitz in der Bukowina. Von 1867/71 studierte er in Wien und Graz Rechtswissenschaft. Da ihm wegen seiner politischen Gesinnung der Staatsdienst verschlossen schien, wandte er sich der Publizistik zu. Bekannt als Lyriker, Feuilletonist und Novellist, hat er besonders seine Heimat „Halbasien" und ihre Völkerschaften, wie die Ruthenen, Huzulen 2c., in die deutsche Literatur eingeführt. Er redigierte bis zu seinem Tode die „Deutsche Dichtung", über

Digitized by Google

die wir im vorigen Hefte der „Lit. Warte“ leider nichts Günstiges berichten konnten.

Seinen **70. Geburtstag** beging am 9. Februar Professor **Felix Dahn** in Breslau, der sich besonders auf dem Gebiete des historischen Romans in der Literatur einen Namen gemacht hat. Stadt und Universität Breslau feierten den Tag durch festliche Veranstaltungen. —

Preisausschreiben. Der Verlag der **„Woche“**, A. Scherl in Berlin, veranstaltet ein Preisausschreiben, um die Märchendichtung zu beleben. Es heißt da unter anderem: Geschichten, die wir für diesen Wettbewerb erbitten, sollen ganz der kindlichen Auffassung und Denkweise entsprechen, aber auch die Erwachsenen erfreuen. Preisrichter: Carmen Sylva, Frau Anna Ritter, Frau Adelheid Wette, Viktor Blüthgen, Paul Dobert, Heinrich Seidel, Johann Trojan. Preise: 3000, 2000, 1000 Mark. Die einzureichenden Märchen müssen Originalarbeiten sein, die noch nirgends im Druck erschienen sind. Sie sollen im Groß-Quartformat 4—8 Seiten einnehmen, d. h. aus etwa 7000 bis 14000 Silben bestehen. Die Manuskripte müssen ohne jede Mühe lesbar (wenn möglich in Maschinenschrift) und dürfen nur auf einer Seite beschrieben sein. Die 30 besten Märchen sollen als Sonderheft unter dem Titel „Neuer deutscher Märchenschatz“ veröffentlicht werden. Jedes für das Sonderheft angenommene Märchen wird, abgesehen von den Preisen, mit 100 Mark honoriert. Weitere geeignete Einsendungen werden ebenfalls erworben Die Märchen sind — wie üblich, mit Kennwort ꝛc. — bis spätestens 1. Mai d. J. der Redaktion der „Woche“, Berlin SW. 12, einzusenden. Die Veröffentlichung des Ergebnisses erfolgt im Herbst 1904.

Preisausschreiben für Operetten-Libretti. Der Verlag und Vertrieb der Direktion des Theaters a. d. Wien in Wien schreibt einen Preis von 5000 Kronen für Operetten-Libretti aus. Diese Summe wird auf zwei Preise und zwar auf einen ersten Preis von 3000 und einen zweiten von 2000 Kronen verteilt. Zugelassen werden nur dreiaktige Operetten und solche in zwei Akten und einem Vorspiel, die noch an keinem Theater eingereicht wurden. Der Direktion muß das Recht zustehen, den Komponisten für das Werk zu stellen. Die prämiierten Operetten werden in der Saison 1905/1906 aufgeführt; dem Librettisten und Komponisten bleiben alle usuellen Rechte auf Tantièmen gewahrt. Die Stücke sind bis längstens 1. September 1904 bei der Direktion des Theaters a. d. Wien einzureichen.

Münsterischer Musenalmanach 1904. Mit genannter Publikation tritt die dichterisch schaffende akademische Jungmannschaft Münsters zum erstenmale geschlossen auf den Plan. Der Herausgeber und ein großer Teil der Mitarbeiter (Brühl, Flaskamp, Gieben, Voigt) sind Mitglieder der Deutschen Literaturgesellschaft und lyrische Mitarbeiter der „Literarischen Warte“. Der Preis des Ende Februar ausgegebenen Almanachs beträgt ungefähr 1.50 Mk. Ein kritisches Referat wird in Bälde in der „Literarischen Warte“ erscheinen. —

Der bisherige „Musenalmanach Münchener Hochschüler“ soll im Herbste dieses Jahres in veränderter Gestalt als **„Freier Almanach deutscher Studenten 1904“** mit einer Abteilung „Studentenbrevier 1904“ (Lyrik und Prosabeiträge) herausgegeben werden. Interessenten mögen sich an den Redakteur Hanns Holzschuher, München, Ainmillerstraße 31/I, wenden.

Herausgeberin: Deutsche Literatur-Gesellschaft in München. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Anton Bohr in München; für den lyrischen Teil: Carl Conte Scapinelli, München. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

5. Jahrgang 1. April 1904 Heft 7

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten.

Deutschlands erste Dichterin.

Von Dr. P. Expeditus Schmidt in München.

Wer nur einmal in einer Literaturgeschichte geblättert hat, kennt die Nonne von Gandersheim, die im 10. Jahrhundert lateinische „Komödien" geschrieben — und doch kennt man damit recht wenig von dieser ganz eigenartigen Blüte in Deutschlands Dichtergarten.

Was wir überhaupt von ihr wissen, das erfahren wir aus ihren Werken. Auf der Münchener Kgl. Hof- und Staatsbibliothek liegt der Kodex, der sie fast alle enthält, und zwar in einer Zusammenstellung, die wohl größtenteils auf die Dichterin selber zurückgeht. Das Kloster St. Emmeram in Regensburg besaß die Handschrift früher. Hier fand sie in den Zeiten, da sich in Deutschland der Gelehrte seiner Muttersprache schämte, der Humanist und gekrönte Poet Konrad Celtis, der eine Geistesverwandte in der Gandersheimer Nonne witterte und ihre Gedichte der Welt nicht vorenthielt.

Nun, so ganz Humanistin im Sinne der Renaissance war sie nicht; aber eine hochbegabte Frau war sie sicher. Daß sie aber ward, was sie geworden, verdankt sie ihrem Kloster. Gandersheim bestand noch nicht allzulange, als die Dichterin dort eintrat. Ein Sachsenherzog aus Widukints Geschlechte hatte es gegründet, wie berichtet wird, auf Bitten seiner Frau. Drei Töchter des edlen Paares leiteten der Reihe nach als die ersten Äbtissinnen das fromme Haus, dessen Insassen sich aus den edlen Geschlechtern des Sachsenlandes ergänzten.

Digitized by Google

Hathumod, Gerbirg und Christina waren ihre Namen — der letzte mutet ganz seltsam an als Fremdling unter den echten Sachsennamen der frommen Frauen; es folgten nämlich als Äbtissin Hrotsvith, Liutgard, Wendilgard und Gerbirg II., eine Tochter Herzog Heinrichs des Reichen von Bayern.

Der letzteren Zeitgenossin war unsere Dichterin Hrotsvith — nicht zu verwechseln mit der genannten Äbtissin gleichen Namens, die aber auch eine gelehrte Dame gewesen sein muß, da sie — man denke! — ein tüchtiges Buch über die Logik geschrieben haben soll. Wenn dieser Bericht zutrifft, so bekommt man Respekt vor der Wissenschaft der Nonnen im Kloster Gandersheim; denn der Äbtissin Buch diente ohne Zweifel dem gelehrten Unterrichte innerhalb der Klostermauern.

In dieser gelehrten Luft wuchs Hrotsvith auf; denn alle Anzeichen deuten darauf hin, daß sie von Jugend auf dem Kloster angehörte. Geboren war sie „lange nach des Herzogs Otto Tode", aber etwas vor ihrer Äbtissin Gerbirg II.; da jener 912 gestorben, diese aber 941 schon geboren war, pflegt man der Dichterin Geburtsjahr auf 935 in runder Angabe anzusetzen. Ihr Leben fällt also in die Zeit der Ottonen, der sog. ottonischen Renaissance. Ist es wahr, was gelegentlich erwähnt wird, daß sie die Taten der drei Ottonen im Liede gefeiert, so müßte sie bis ins folgende Jahrhundert gelebt haben, und wir hätten etwa vor zwei Jahren das neunte Centennarium ihres Todes begehen können. Es läßt sich aber nur so viel mit Bestimmtheit sagen, daß sie das Jahr 967 überlebt haben muß. So weit reicht nämlich ihr uns bekanntes Gedicht, das Ottos des Großen Regierung schildert; und erst nach diesem schrieb sie noch das letzte Gedicht über die Gründung von Gandersheim. Man pflegt diese beiden Dichtungen jetzt als drittes Buch ihren übrigen Werken anzuhängen. Sie selber hat nur das erste und zweite Buch als solche bezeichnet. Jenes enthält eine Anzahl von religiösen Gedichten und Legenden, teils im epischen Hexameter, teils im elegischen Distichon geschrieben. — Dieses enthält die sechs Dramen, auf denen recht eigentlich der Dichterin Ruf und Ruhm beruht.

Die Legenden des ersten Buches sind ganz augenscheinlich zu Zwecken frommer Erbauung geschrieben. Über ihre Art und Weise zu schaffen, gibt sie in einer kurzen Vorrede Auskunft, in der sich nonnenhafte Bescheidenheit mit einem schlichten Bewußtsein ihres Talentes in prächtiger Weise vereint. Sie gesteht zu, daß manch Tadelnswertes an ihren Arbeiten sei, daß sie nicht immer ganz klaren Bescheid gewußt habe über Länge oder Kürze der Silben, daß sie ferner auch apokryphe Quellen benütze. Das sei nun eben die Folge mangelnder Wissenschaft, weil sie bei ihrem dichterischen Schaffen ganz auf sich selber angewiesen und überdies noch jung an Jahren und wenig unterrichtet war. Sie berichtet, wie sie erst ganz heimlich angefangen habe, ihre Gedichte zu schreiben, wie sie sich bemüht und wieder gebessert, um einen annehmbaren Text zustande zu bringen, so wenig die ganze Arbeit eigentlich nötig gewesen wäre. Mit Dank und Verehrung gedenkt sie ihrer Lehrerinnen in den Wissenschaften, deren

Digitized by Google

zwei sie nennt: Rikkardis und Gerbirg, die nunmehrige Äbtissin. Schließlich meint sie: „Wenn auch die Dichtung in metrischer Form — metrica modulatio — der weiblichen Schwachheit schwer und hart erscheinen mag, so hab' ich mich doch daran gewagt, immer und einzig im Vertrauen auf die Hilfe der barmherzigen Gnade, nicht auf die eigene Kraft, dieses Büchleins Lieder in daktylischem Versmaße zu singen, damit nicht das Talent der mir anvertrauten bescheidenen Begabung — ingenioli — in des Busens Dunkel vergraben, durch den Rost der Vernachlässigung zugrunde gehe, sondern geschlagen vom Hammer emsiger Andacht ein leises Tönen göttlichen Lobes von sich gebe. So kann dies kleine Talent, da es sonst keine Gelegenheit hat, Wucherzinsen zu erwerben, doch wenigstens ein Werkzeug geringen Nutzens werden."

In metrischen Dingen hat sie mitunter ihre eigene Meinung, die mit den prosodischen Regeln der Vergil und Horaz nicht ganz zusammenstimmt; aber doch kann man ihre Dichtungen nichts weniger als barbarisch nennen. Das Latein hat ja sicherlich so gut wie unser liebes Deutsch während seines langen Lebens manche Wandlungen der Aussprache durchmachen müssen, und im zehnten Jahrhunderte war es noch lange keine tote und damit erstarrte Sprache. So folgte die Dichterin dem Gebrauche ihrer Zeit, wenn sie die Elision der Silben nicht gerne gelten ließ und eine oder die andere Silbe in anderer Quantität brauchte, als die klassischen Dichter des alten Roms. Sie mußte sich auch in gewissem Sinne ihre Dichtersprache erst schaffen und das ist ihr im ganzen recht gut gelungen.

Die acht Legenden des ersten Buches sind in diesen Metren geschrieben und der Äbtissin Gerbirg gewidmet. Ein Marienleben ist das erste, was die fromme Klosterfrau bietet; der ganze Titel lautet: „Geschichte der Geburt und des preiswürdigen Erdenwandels der unberührten Gottesmutter, wie ich sie geschrieben fand unter dem Namen des hl. Jakobus, des Bruders des Herrn;" unter dessen Namen ging ein apokryphes Evangelium. An der Hand der legendarischen Vorlage erzählt Hrotsvith die Geburt Mariens nach langer Kinderlosigkeit der Eltern und das Leben Mariens unter beständigem Hinweis auf die Legende, wie auch auf die eigene schwache Kraft, bis zur Flucht nach Ägypten. In einem Preisliede auf Christum, vor dem die heidnischen Götter in Trümmer sinken, klingt die Dichtung aus.

Ein Gedicht auf Christi Himmelfahrt folgt und sechs Heiligenlegenden schließen sich an. Der innigste Glaube und die schlichteste Frömmigkeit sprechen aus diesen Versen. Manches wirkt für unsere Auffassung recht naiv, so die Strafe, die dem ungetreuen Weibe des hl. Gangolf zu teil wird. Sie hatte die Wunder an seinem Grabe verspottet und in derber, lästerlicher Weise mit gewissen Vorgängen an des Menschen Rückseite verglichen — und siehe, seit diesem Lästerworte konnte sie kein Wort mehr sprechen, ohne daß sich auch ihre Rückseite turpi modulamine hören ließ. Das wird mit allem naiven Ernste berichtet.

Digitized by Google

Am bekanntesten unter diesen Dichtungen ist der Theophilus geworden, den man mit der Faustsage zusammenstellt. Um irdischer Ehren willen hat sich Theophilus dem Teufel verschrieben und erreicht auch sein Ziel; bald aber packt ihn die Reue. Durch Mariens Fürbitte erhält er seine Verschreibung wieder und stirbt nach öffentlichem Bekenntnisse seiner Schuld eines seligen Todes. Die Faustsage in der Ausgestaltung des sechzehnten Jahrhunderts weiß bekanntlich nichts von der Errettung durch Maria, obwohl es auch beim Faust der Sage nicht an Ausbrüchen der Reue fehlt. Die Sage war in protestantischen Ländern neu belebt und mit dem Landfahrer Faust in Verbindung gebracht worden: hier fehlte die Fürbitterin, und zudem entsprach die recht exemplarische Strafe dem moralischen Zwecke, den man anstrebte, am allermeisten; die Hölle war hier so wenig zu entbehren wie in gewissen Sitten- oder Unsittenstücken der gleichzeitigen Dramatik. Wenn Lessing, freilich aus anderen Gründen, entschieden die Rettung Faustens zum Ziele nahm, so kommt er der Klosterfrau von Gandersheim unwillkürlich näher, wie er sich ja auch sonst in seinen theologischen Streitigkeiten gar nicht ungern in katholischen Begriffen bewegt. Goethe vollends, der die Himmelskönigin selbst erscheinen läßt, wandelt hier noch mehr auf alten Pfaden. Für Hrotsvith hat freilich die Befreiung durch Maria viel größere Wichtigkeit als die voraufgehende Sünde, wenn auch der Teufelspakt nicht einer gewissen Grausigkeit der Schilderung entbehrt. Er kehrt übrigens in der Basilius-Legende noch einmal wieder, nur mit dem Unterschiede, daß hier sinnliche Liebe den Sünder treibt und der hl. Basilius noch bei Lebzeiten nach schwerem Kampfe die Rettung bringt. Die plötzlich auf Satans Einfluß erwachende Liebe der Jungfrau, die noch dazu Gott geweiht ist, wird mit lebendigen Zügen geschildert — aber das Satanswerk dabei lauert deutlich im Hintergrunde und hindert trotz der lebendigen Schilderung alle verführerische Wirkung. Hrotsvith versteht es eben, ohne prüde zu sein, sinnliche Dinge, die häufig in ihren Dichtungen wiederkehren, mit aller Anerkennung ihrer natürlichen Seite und doch mit heiligstem Ernste zu behandeln, und könnte damit auch neueren Autoren ein Beispiel sein, denen oft genug entweder die Prüderie zu schaffen macht, die das Natürliche scheel ansieht, oder aber der Ernst fehlt, der bei Behandlung dieser Dinge nötig ist.

Hrotsviths Gabe zeigt sich auch in ihren Dramen, und in der Vorrede dazu spricht sie sich ausführlich über diesen heiklen Punkt aus. Sie sagt zunächst, daß von vielen Katholiken, die von anderen heidnischen Schriftstellern nichts wissen wollten, dennoch Terenz gern und häufig gelesen werde, „und während sie ihre Freude haben an der Eleganz der Sprache, beflecken sie sich durch die Bekanntschaft mit abscheulichen Dingen. Deshalb habe ich, der mächtige Ruf von Gandersheim (eine Übersetzung ihres Namens), mich unterfangen, ihn, den andere so gerne lesen, dichtend nachzuahmen, damit in der gleichen Dichtungsart, die dort häßliche Unzuchtssünden schlechter Frauen erzählt, hier die preiswürdige Keuschheit heiliger Jungfrauen nach Maßgabe meines bescheidenen

Digitized by Google

Talentes gefeiert werde. Das gab gewiß manche Gelegenheit, Scham zu empfinden und tief zu erröten, weil ich durch die ganze Dichtungsart genötigt war, die abscheuliche Tollheit derer, die unerlaubter Liebe nachgehen, und ihre giftig-süßen Gespräche, die wir nicht dem anpassen dürfen, was wir gerne hören möchten (quae nec nostro auditui permittuntur accodomari), beim Dichten im Geiste zu durchdenken und meiner schriftstellerischen Pflicht gemäß niederzuschreiben. Wollte ich diese Dinge verschämterweise bei Seite lassen, so würde ich weder meiner Aufgabe gerecht, noch könnte ich den Preis der Unschuld so voll, wie mein Talent erlaubt, verkünden; denn je geschickter die Schmeichelworte der Liebestollen auf die Verlockung hinzielen, um so erhabener ist auch der Ruhm des Helfers von oben, um so herrlicher bewährt sich der Sieg der Triumphierenden, zumal wenn weibliche Schwachheit den Sieg behält und männliche Kraft beschämt abziehen muß."

Das sind doch wahrlich kerngesunde Grundsätze und die fromme Dichterin kann ehrlich sagen, daß sie ihre Arbeit mit tiefster Ehrfurcht dem Geber ihres Talentes darbringe, sie braucht sich weder ihres Zieles noch der Art, wie sie es erreicht, zu schämen.

Sechs Dramen sind in diesem zweiten Buche vereint. Ob die Zahl sechs dem Vorbilde gemäß gewählt worden, bleibe unentschieden; jedenfalls haben wir hier den ältesten Terentius christianus vor uns, wenn auch erst das sechzehnte Jahrhundert diesen Namen fand.

Als Lektüre bietet Hrotsvith diese Dramen; an eine Aufführung hat sie ganz gewiß nicht gedacht, wie sie denn auch nur vom Lesen des Terenz zu sagen weiß, dem sie entgegentreten will. Die Szenen sind nicht bühnenmäßig gesehen, Zeit und Ort werden nach Belieben gewechselt, zwischen innen und außen fehlt jede Scheidung. Nach unseren Begriffen könnte man die sechs Dramen vielleicht am ehesten als Novellen in Dialogform bezeichnen. Nicht die dramatische, sondern nur die dialogische Form war am Terenz im Bewußtsein jener Zeit lebendig, wenn sie auch gewohnheitsmäßig den Namen „Drama" beibehielt. Auch über die Metrik des terenzischen und plautinischen Verses — denn auch den Plautus muß unsere dichtende Nonne gekannt haben, wenn sie ihn auch nicht ausdrücklich nennt — scheint sich Hrotsvith nicht klar geworden zu sein. Die Handschriften zeigen ja zumeist keine Abteilung des Textes in Verse, und leicht zu ergründen sind die iambischen und trochäischen Metren eben nicht. So hat unsere Dichterin den Vers, dessen Vorhandensein sie offenbar mehr fühlte als erkannte, durch eine Art gereimter Prosa ersetzt, womit offenbar die gehobene, dichterische Sprache ausgedrückt werden soll.

In ihr verkündet sie nun wirklich die Keuschheit heiliger Jungfrauen. Man fühlt in jeder Szene, daß die Dichterin begeistert ist für das jungfräuliche Leben, das immer den Sieg behält. Das männliche Geschlecht erweist sich zum teil als grimmigen Gegner, zum teil als fördernden Berater auf dem Pfade der Keuschheit. Heilige Männer sind es, die Maria, die tief Gefallene, und Thais,

Digitized by Google

die Buhlerin, aus den Höhlen des Lasters holen und zur Buße geleiten; ein liebestoller Mann aber ist es auch, der mit Blindheit geschlagen statt der begehrten Jungfrauen rußige Häfen und Pfannen umarmt und als ein Mohr aus der Kammer herauskommt, in die er in strahlendem Festkleide hineingegangen. Diese Szene im Dulcitius entbehrt trotz des ernsten Hintergrundes, der das winkende Martyrium zeigt, nicht eines wirksamen Humors.

Gallicanus, des ersten Stückes Held, verdankt seine Bekehrung der standhaften Jungfrau Constantia, die er zum Weibe begehrt und dann in höherem Sinne lieben lernt. Als standhafter Christ geht er lieber in die Verbannung, als dem neuen Kaiser Julian dem Apostaten nachzugeben, dessen christusfeindliche Tyrannei in einem fast selbständigen Nachspiele Constantias Diener, die hl. Johannes und Paulus dahinrafft, nicht ohne daß der Richter, der des Kaisers Werkzeug ist, darüber zum Christentum kommt: Sanguis martyrum semen Christianorum. Der Dialog lehnt sich stellenweise wörtlich an die legendarischen Vorlagen an.

Des Dulcitius Mißgeschick wurde schon erwähnt; des Stückes eigentlicher Titel heißt: Passio Sanctarum Virginum Agapia Chioniae et Hirenae — also ein von Wundern verklärtes Martyrium heiliger Jungfrauen ist sein Inhalt.

Das Lied von unerlaubter Liebe und ihrer Sühne erklingt auch im Calimachus. Sogar über den Tod hinaus, noch dem Leichnam der geliebten, keuschen Frau gegenüber lebt des Verblendeten Liebe weiter; hier an der Bahre erreicht ihn das Geschick: am Bisse einer Schlange stirbt er dahin. Aber er und die von ihm geliebte Drusiana werden zu neuem Leben erweckt, das ihm ein Leben der Sühne werden soll.

Der Abraham und Paphnutius werden gewöhnlich nach diesen beiden Männern genannt, die unter der Maske des sündigen Liebhabers zu dem gefallenen Weibe kommen, ihm Rettung zu bringen. Also zweimal das gleiche Motiv und doch nicht das gleiche Stück! Bei dieser Gelegenheit zeigt sich, wie fein die Dichterin im Nonnenkleide die Charaktere zu differenzieren versteht. Der alte besorgte Oheim Abraham, der immer seines Mitbruders Ephrem Rat erholt, und den vor allem die Liebe zu seiner Pflegebefohlenen leitet, ist eine ganz andere Erscheinung als der gelehrte Paphnutius, der in der ersten Szene das Quadrivium mit seinen Schülern traktiert — so mag man in Gandersheim gelehrt haben! — und dann aus reinem uninteressierten Seeleneifer sich auf den Weg macht, das große seelenmordende Ärgernis, das die körperlich schöne und doch so grundschlechte Dirne bietet, zu tilgen. Als Thais dann in ihre Bußzelle eingeschlossen wird, bedenkt sich die Dichterin gar nicht, die schaurigen Eigenschaften dieser Haft infolge der rein natürlichen Lebensäußerungen des menschlichen Körpers hervorzuheben. Sie hat offenbar mit dem ganzen Realismus ihrer Anlage über die Berichte der alten Legenden nachgedacht, und die bei solcher Einschließung notwendig mangelnde Reinlichkeit ist ihr als das allerschwerste an dieser Buße erschienen.

Digitized by Google

Das letzte der Dramen endlich bringt wieder eine Marterlegende der drei hl. Jungfrauen Fides, Spes und Charitas; nach der Mutter der drei wird das Stück gewöhnlich Sapientia genannt. Nur das Schwert bezwingt die Bekennerinnen Christi, indes die Elemente, namentlich das Feuer, ihnen gegenüber ihre Kraft verlieren.

Ein gewaltiger Preis der Jungfräulichkeit, der Reinheit, deren Verlust nur durch schaurigste Buße ersetzt werden kann, das ist es, was diese Dramen verkünden. Auch wo unreine Dinge berührt werden müssen, weil der Realismus der Handlung das verlangt, müssen sie der Grundidee dienen: der Verherrlichung der Jungfräulichkeit.

Die Sprache ist oft außerordentlich lebendig, namentlich in erregter Disputation; andere Stellen, die nur den Zweck haben, den Fortgang der äußeren Handlung zu berichten, wirken dagegen begreiflicherweise ziemlich matt. Das schwächste ist wohl die naive Schlachtszene im Gallicanus. Es wird eben vieles mehr nur angedeutet als eigentlich ausgeführt. Die Redeweise hat ebenso wie die Metrik ihre Eigentümlichkeiten. Klangvolle Worte — altithronus, celsithronus sind Epitheta Gottes, nostri serenitas sagt der Kaiser von sich selber — liebt die Dichterin, daneben braucht sie besonders gerne die zärtlichen Diminutivformen; so redet Sapientia ihre Töchter an: o dulces Filiolae, o carae pusiolae! Ihr eigenes Talent erscheint stets in bescheidener Form als ingeniolum.

Die Charaktere sind scharf umrissen, so knapp sie oft sind; das zeigt sich namentlich auch bei den Jungfrauen, bei deren Schilderung die Gefahr der Schablone besonders nahelag. So ist die Kaisertochter Constantia eine ganz andere Erscheinung als die jungfräuliche Gattin Drusiana, und Maria, die schon tief ins christliche Leben eingedrungen, dann aber gefallen war, weist manche andere Züge auf, als die Dirne Thais. Auch die beiden Schwesterngruppen im Dulcitius und in der Sapientia sind durchaus nicht völlig gleich, erstere sind mädchenhafter, diese weit siegesgewisser, auch ein bischen gelehrter als jene. Ueberhaupt drängt sich in den späteren Dramen, wie wir schon beim Paphnutius sahen, die Gelehrsamkeit stärker hervor; man hat daraus entnehmen wollen, daß sie nicht mehr wie die ersten in Heimlichkeit entstanden, sondern von Anfang an für weitere Kreise bestimmt waren, denen mit einiger Wissenschaft zu imponieren war. Das Zahlenspiel, das sich an die Zahl der Lebensjahre der drei Schwestern im letzten Stücke anschließt, ist dafür das bezeichnendste Beispiel.

Diese Legenden und Dramen bietet uns Hrotsvith selber als ihre dichterischen Werke; auf ihrer Äbtissin Befehl hat sie dann später die historische Dichtung gepflegt und in einem langen epischen Gedichte die Taten Ottos des Großen geschildert. Sie jammert im Vorworte, daß es ihr an schriftlichen Quellen gefehlt habe, so daß sie die einzelnen Berichte mühsam habe zusammensuchen müssen. Aber gerade darum ist das Werk geschichtlich wertvoll, während es im übrigen an den Vorzügen und Fehlern der Schreibweise und Metrik Hrotsviths teilnimmt. Fast dasselbe gilt von dem letzten Gedichte über die Anfänge des Klosters Ganders-

Digitized by Google

heim, das uns mindestens eines sagt: daß die Dichterin mit ganzer Seele an ihrem Kloster hing. Nach dem Tode ihrer geliebten Äbtissin Gerbirg II. soll es sehr schnell in Verfall geraten sein.

Wir aber schauen heute nach fast einem Jahrtausend auf die merkwürdige Erscheinung zurück. Hohe Begabung kann man Deutschlands erster Dichterin unmöglich absprechen und idealen Sinn noch weniger. Sie hat sich redlich bemühen müssen, die Sprache zu meistern, und hat sie dann als demütige Klosterfrau zu Gottes Ehre gebraucht. Ein gewisser Realismus der Beobachtung und Adel der Herzensreinheit paaren sich in ihr zu schönster Verbindung und zwingen uns, mit hoher Achtung und Verehrung den Namen Hrotsvith[1]) auszusprechen.

Wollte Gott, sie fände viele Nachfolger von gleicher Reinheit des Strebens beseelt, aber auch von gleicher, aller Prüderie abholder Ehrlichkeit den Erscheinungen der Welt und Natur gegenüber! Von Hrotsvith kann man auch heute noch lernen. Und das war der Gedanke, der mich diese Zeilen schreiben ließ.

[1]) So schreibt die Dichterin ihren Namen im Nominativ stets, während der Genetiv Hrotsvithae usw. lautet. Ähnlich Gerbirg, aber Gerbergae.

Liebesgruss.

Wenn du die Liebe siehst,
Nimm ihr die Tränen!
Sag ihr, an Weh und Trug
Litt schon mein Herz genug
Mit seinem Sehnen.

Wenn du die Liebe siehst,
Sink ihr zu Füßen!
Sag ihr, trotz Weh und Leid,
Kummer und Bitterkeit
Laß ich sie grüßen!

Aachen. Nanny Lambrecht.

Digitized by Google

Neue Belletristik.

II.

Von Dr. A. Dreyer in München.

Der naivere Teil des lieben Publikums — meine verehrten Leser und Leserinnen rechne ich selbstredend nicht dazu — stellt sich in seiner Phantasie den bösen Rezensenten vielleicht oft dar, wie er gerade meuchlings einige ahnungslose, lammfromme Autoren aufspießt und sich an den zappelnden Jammergestalten mit demselben grimmigen Behagen ergötzt wie etwa ein grundverdorbener Junge an den zuckenden Insektenleibern, durch die er kurz vorher eine Nadel gebohrt hat. Mag jedoch die vox populi im allgemeinen einer milderen Auffassung des Kritikerberufes zuneigen, die Tatsache läßt sich nicht wegleugnen, daß die meisten Schriftsteller, in erster Linie jene, die diesen Namen gar nicht einmal verdienen, in den Kritikern ihre schlimmsten Widersacher erblicken und sie für die verworfensten Kreaturen auf Gottes Erdboden erklären.

Nein, ihr trefflichen Poeten, wir sind weit besser als unser Ruf, und die Schadenfreude ist keineswegs eine Erbsünde der Rezensenten, wie ihr es urbi et orbi verkündet! Im Gegenteil — wir sind unendlich froh, wenn uns nach all dem unglaublichen Zeug, das wir Ärmsten über uns ergehen lassen müssen, wieder einmal eine wenigstens halbwegs genießbare literarische Kost aufgetischt wird.

Dieses — leider so seltene — Glück widerfuhr mir bei der Prüfung einer stattlichen Reihe neuer Erzeugnisse auf dem Gebiete der erzählenden Literatur, und ich kann mit großer Befriedigung konstatieren, daß ich diesmal gottlob mehr Treffer als Nieten zog.

Die zu besprechenden Novellen und Romane lassen sich wohl am besten in 4 Gruppen gliedern: in philosophische, historische, Heimatgeschichten (oder wie der geläufigere Ausdruck hiefür lautet: Dorfromane). Dazu gesellt sich noch eine 4. Klasse, die in keine der 3 vorhergehenden Spezies eingereiht werden kann, und diese mag den Reigen eröffnen.

Da nenne ich zuerst Achleitners neuesten Roman „Die Luftschiffer“[1]). Artur Achleitner, der sich in seinen Hochlandsgeschichten und Schwarzwalderzählungen als glücklicher Nachfolger (doch keineswegs als sklavischer Nachahmer)

[1]) Berlin 1903, Otto Janke. 378 S. Mk. 2.—.

Digitized by Google

Hermann von Schmids bzw. Berthold Auerbachs bewährte, versuchte sich in jüngster Zeit wiederholt im Salonromane und zwar, wie ich gerne hinzufügen will, nicht ganz ohne Geschick. Allein ich kann es nicht verhehlen: Mir gefällt der sinnlich-frische, derbwitzige Erzähler in der Lodenjoppe um ein gut Stück besser als der geistreichelnde, kühl-lächelnde Plauderer im Frack. In den „Luftschiffern" sucht er die Poesie dieses Sports in lebhaften Farben zu schildern; doch die künstlerische Einheit ist hier nicht strenge gewahrt und die Spannung des Lesers wird in künstlicher Weise durch allzu romantische Zutaten noch auf der Höhe erhalten.

Die Aeronauten werden dem Autor für diese Gabe ebenso viel Dank wissen als die Hubertusjünger Heinrich von Kadich für „Aus dem Tagebuche eines Sonntagsjägers"[1]). Der Titel ist allerdings irreführend; denn es handelt sich hier um die (frisch und anschaulich erzählten) Begebnisse eines richtigen Weidmanns und nicht eines Angehörigen jener Gilde von Jägern, die ständig reichsten Stoff für Witzblätter liefern und die der alte Kobell in seinem „Wildanger" drastisch als „Kreuzerschützen" bezeichnet.

Wie Kadich, so bietet auch Carl Busse „Erlebtes und Erlauschtes" in seinem Novellenzyklus „Federspiel"[2]). Es ist ein Strauß farbenfrischer Wiesenblumen, reizvoll durch seine Anmut. Der bekannte Lyriker Busse ist ein feiner Stimmungsmaler und weiß auch die einfachsten Alltagserlebnisse mit dem Schimmer echter Poesie zu vergolden.

Der Dilettantismus hält dies freilich nicht für notwendig und meint, die gute Tendenz allein sei völlig ausreichend. Wie sagt doch Geibel?

„Die schöne Form macht kein Gedicht,
Der schöne Gedanke tut's auch noch nicht;
Es kommt drauf an, daß Leib und Seele
Zur guten Stunde sich vermähle."

Die sittlich-reine Tendenz schafft noch lange kein Kunstwerk. Dies gilt zunächst von der Novelle J. Mayrhofers „Der Mutter Vermächtnis"[3]), die in der Komposition und Charakterzeichnung durchaus verfehlt ist. Mayrhofer moralisiert auch zu viel; ein bißchen weniger wäre mehr gewesen. Wie würden die Leute mit Recht den Kopf schütteln, wenn der Prediger auf der Kanzel nichts anderes zu tun wüßte als eine Stunde lang bloß zu erzählen? Doch ist dies nicht ebenso verkehrt, wenn der Erzähler zum Prediger wird?

Dies trifft auch zu bei M. von Greiffensteins Novellensammlung „Die Reiterin an der Römerstraße und andere Erzählungen"[4]). Die lehrhafte, löbliche Tendenz kann uns über die Schwächen dieser Novellen nicht

[1]) Dresden 1902, E. Pierson. 100 S.
[2]) Berlin 1904, Albert Goldschmidt. 394 S. Mk. 5.—.
[3]) Heiligenstadt (Eichsfeld), F. W. Cordier. 176 S.
[4]) Münster i. W. 1904, Alphonsus-Buchhandlung. 374 S.

Digitized by Google

hinwegtäuschen. Greiffenstein hat eine beachtenswerte lyrische Begabung in der Sammlung religiöser Gedichte „Weiße Narzissen" bereits bekundet, doch auf epischem Gebiete ist der Befähigungsnachweis erst zu erbringen.

Eine merkwürdige Auffassung von dem Schriftstellerberufe zeigt Martha André in der Novellensammlung „Wie das so ist"[1]). Ich habe nicht leicht ein abstoßenderes Buch gelesen als dieses. Die Verfasserin will um jeden Preis modern sein und wird dabei höchst lasziv. Allerdings mögen die Helden der 1. und 3. Novelle: hier ein abenteuerlustiger Ehemann, dort eine männertolle Frau ein pikantes Lesefutter für die Lebewelt bilden; andere Leute aber widern sie förmlich an. Für diese Sorte von Schriftstellerinnen (falls Martha André nicht doch das Pseudonym für einen hypermodernen Schriftsteller ist) passen Schillers Worte: „Da werden Weiber zu Hyänen!"

Julius Zeyer! Wie ganz anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Das ist wahre, kerngesunde, wenn auch manchmal allzu romantisch-mystische Poesie! Der tschechische Dichter ist bei uns bei weitem nicht so bekannt wie sein Landsmann Jaroslav Vrchlicky; die Übertragung seiner „Geschichten und Legenden"[2]) durch Paul Lokota und Paul Jos. Harmuth ins Deutsche (mit dem Bilde des Verfassers) ist daher zweifellos eine verdienstvolle Tat. Zeyer ist ein Romantiker durch und durch, der sich in der Wunderwelt der Märchen und Sagen am behaglichsten fühlt. Der Glanz seiner Sprache hat etwas Berückendes an sich wie die glitzernde Diktion Vrchlickys. Das „Heimweh der Romantiker nach der verlorenen Heimat", nach der katholischen Kirche, spricht sich in der schönsten seiner Erzählungen „El Christo de la Luz" deutlich aus.

Sein träumerischer Sinn gleitet gerne zurück in die Vergangenheit und — seiner jüdischen Abstammung gemäß — in den Orient; ein schwedischer Autor dagegen, der in Deutschland nun fast besser bekannt ist als in seiner Heimat, Alfred of Hedenstjerna, schöpft lieber aus dem frischen Born der Gegenwart. Was uns an seinen „Lebensbildern"[3]), die in der Übersetzung von Ernst Brausewetter vorliegen, besonders anheimelt, ist ein ungekünstelter, sieghafter Humor, der sich mitunter in wunderlichen Sprüngen gefällt und manchem ehrsamen, zopfigen Philister keck eine Nase dreht. Hedenstjerna ist ein lachender Philosoph, der unter einer heitern Miene die Tiefe seines Gefühls verbirgt.

In dieser Hinsicht gleicht er Wilhelm Raabe; doch steht dieser künstlerisch viel höher. Wir sind mit der Erteilung schmeichelhafter Attribute an unsere Schriftsteller ungemein freigebig. So nennen wir schon fast jeden Possenreißer einen Humoristen, und doch besitzt Deutschland nur sehr wenige Künstler des gottbegnadeten Humors. Wilhelm Raabe ist einer dieser wenigen Auserwählten

[1]) Dresden 1903, E. Pierson. 234 S. Mk. 2.50.
[2]) München, Dr. J. Marchlewski & Co. Mk. 1.50.
[3]) Berlin, Ulrich Meyer. Mk. 1.—.

Digitized by Google

und steht fast auf gleicher Stufe mit Jean Paul und — wenn wir die englische Literatur noch heranziehen — mit Charles Dickens. An erstern erinnert seine sprunghafte Komposition und seine Zeichnung wunderlicher Käuze, an letztern die Drastik seiner tollen Laune. Raabes prächtige Eigenart offenbart auch „Der Lar“[1]). „Eine Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrsgeschichte“ setzt der Dichter schalkhaft dazu und bezeichnet mit diesem seltsamen Untertitel die Zeit der Begebnisse seines Romans. Im Mittelpunkt steht natürlich wieder ein merkwürdiger Sonderling, der Kreistierarzt a. D. Schnarrwergk mit seinem „Pithekus“, einem ausgestopften Orang-Utang, ein Mann von köstlicher — bald hätte ich gesagt: altbajuwarischer — Grobheit, aber unnachahmlich echt.

Eine etwas in sich gekehrte Natur wie Raabe scheint auch Otto Spielberg zu sein. In seinen aphoristischen Skizzen „Der echte Weg ins Leben oder die neue Ethik“[2]), sucht der schwärmerische Pantheist für sein Naturevangelium gläubige Anhänger zu werben. Abgesehen von seinem törichten Eifern gegen jeden konfessionellen Standpunkt, kleidet er manche beherzigenswerte Lebenswahrheit in schöne poetische Form. Seine Satire auf Zeitverhältnisse ist mitunter recht zutreffend. Er ist ein entschiedener Gegner Nietzsches.

Ganz auf dem Boden des Naumburger Philosophen jedoch steht August Wick in seinem „philosophischen Romane“ „Neue Menschen“[3]). Diese „neuen Menschen“ sind nichts anderes als egoistische „Herrennaturen“, die ein intensives Ausleben der Persönlichkeit in Schaffen und Genuß gebieterisch fordern. Ein „Götterpaar“ verbindet sich miteinander „in freier Liebe“; doch ist er bereits dekadent; denn nach des Verfassers Anschauung muß für das Weib der Zukunft der Mann erst geboren werden. Die Quintessenz seiner Lebensphilosophie ruht in der Mahnung: „Mensch, leb', lieb' und stirb!“ Wie gut der Autor in der Kenntnis des Katholizismus beschlagen ist, zeigt der Satz, den ich ohne Kommentar wiedergebe: „Er küßte sie auf die Stirne, wie ein Priester sein Beichtkind küßt.“

Zu den Modernen im besseren Sinne zählt Prinz Emil von Schönaich-Carolath, der schon allein durch seine Lyrik hinlänglich bewiesen hat, daß er auch den Adelsbrief des Dichters besitzt. Seine Novellen-Trias „Der Freiherr, Regulus, Der Heiland der Tiere“[4]) spiegelt einen düstern Grundgedanken: den vergeblichen Kampf eines hochgesinnten Menschen um unerreichbare Ideale. Hier ist es das verzweifelte Ringen um die Liebe einer edlen Frauenseele, dort der tragische Untergang eines unglücklichen Freiheitsschwärmers von 1848 und in der 3. Erzählung der verbitterte, nutzlose Krieg gegen festeingewurzelte Vorurteile. Die letztere Geschichte ist mitunter etwas zu bizarr, ins Krankhafte gesteigert.

---

[1]) Berlin 1903, Otto Janke. 3. Aufl. 224 S.

[2]) Dresden 1903, E. Pierson. 240 S.

[3]) Berlin-Steglitz, Hans Priebe & Co. 199 S.

[4]) Leipzig 1903, G. J. Göschen. 2. Aufl.

Digitized by Google

Schönaichs Erzählung „Regulus" leitet uns hinüber auf das Gebiet des historischen Romans. Zeitlich und künstlerisch voran steht Martin Hellindens „Der Stern von Halalat"[1]) (mit prächtigem Buchschmuck von J. van Taak). Der Roman versetzt uns in die Zeit der babylonischen Gefangenschaft der Juden und ihrer Befreiung durch den Perserkönig Cyrus. Babylons Märchenpracht taucht vor unsern Augen auf, und eine Fülle plastischer Gestalten und bedeutsamer Begebenheiten fügt sich wie Mosaiksteine zusammen zu einem prunkvollen, lebenswahren, mit der Bibel und Geschichte im vollen Einklang stehenden Kulturbilde jener Tage. Im wirksamen Gegensatz zu dem ausschweifenden Nabuchodonosur und seinem Sohne, dem gottlosen Belsaruzzur tritt der schlichte, tatkräftige Kurusch (Cyrus), und den genußsüchtigen Babyloniern werden die in harter Knechtschaft seufzenden Juden gegenübergestellt — mit ihren Tugenden und Schwächen. Unter den Kindern Israels ragen besonders zwei Personen hervor: die liebliche Respha, die zur Fürstin von Juda emporsteigt, und die wie aus Erz gegossene Gestalt des Propheten Daniel. Kurz, das Werk bietet hohen künstlerischen Genuß und reichste Belehrung, letztere ohne jede Aufdringlichkeit.

Ein Hellinden nicht unebenbürtiger Rivale ist Gustav Adolf Müller, bekannt als Verfasser der romantischen Epen „Die Nachtigall von Sesenheim" und „Der Pfeifer von Dusenbach", beide von Martin Greif mit Recht gerühmt. Bei diesen und bei seinem neuen Roman „Das Grab am Rhein"[2]) ist wohl Scheffels Muse Pate gestanden. Doch soll damit keineswegs der Vorwurf blinder Nachahmung gegen den Dichter erhoben werden; denn gerade in der historischen Epik gab Scheffel für eine Reihe von Dichtern den Ton an, von denen manche sich zu einer kraftvollen Eigenart durchrangen. Gustav Adolf Müller ist auf dem besten Wege dazu und sein vorerwähnter Roman ist ein glücklicher Wurf. Die Handlung ist freilich einfach; es ist das Romeo und Julie-Motiv auf germanischen Boden und in die Zeit des Kaisers Hadrian übertragen. Doch hat der Verfasser in dem schwärmerischen Römerjüngling Burrus und in der hingebungsvollen Germanin Swanhilde ein paar treffliche Gestalten geschaffen. Die edle, reizvolle Sprache verrät den wirklichen Poeten.

Ein farbenreiches Bild aus dem unheilschweren Bauernkriege entrollt Felix Nabor in seinem Roman „Der Vogt von Lorch"[3]). Nur trägt der Dichter bei der Schilderung der durch die Bauern verübten Greuelszenen die Farben zu grell auf und spielt den Kampf ausschließlich aufs religiöse Gebiet hinüber, während doch die trostlosen sozialen Verhältnisse jener Zeit eine Haupttriebfeder der Empörung bildeten.

In die dem 30jährigen Kriege vorausgehenden Wirren führt uns auch die Augsburger Novelle von Max Radlkofer „Aus dem Reichstagsjahr

[1]) München 1904, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. 486 S. Mk. 4.— [5.—].
[2]) Bremerhaven 1903, H. Vangerow. 203 S.
[3]) Regensburg 1904, Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz. 309 S.

Digitized by Google

1582“[1]). Der Autor will mehr Historiker als Novellist sein, und im Gewande einer schlichten, doch anmutigen Erzählung stellt er einen auch für die Allgemeinheit interessanten Abschnitt aus Augsburgs Vergangenheit historisch so getreu dar, daß jeder Geschichtskenner seine Freude daran haben wird.

In ferne Zeiten versenkt den Blick auch Fritz Lienhard in seinem „Thüringer Tagebuch“[2]). Mit dem Auge des Künstlers schaut Lienhard die sagenumwobene Landschaft, und während er durch die blühende Gegenwart wandelt, taucht vor seinem Geiste die Ritter- und Sängerherrlichkeit des Mittelalters auf. Und selbst da, wo der Philosoph scheinbar den Dichter verdrängt, wo er über „Menschheitsfragen“ disputiert, bleibt sein Stil in hohem Grade bildlich und lebendig. Nur manchmal grübelt er zu viel und zu tief. Mit seiner kosmischen Weltanschauung, die dem Geiste des Christentums zwar nicht direkt widerstrebt, wird sich aber nicht jeder befreunden können.

Neigung zu ernsten Grübeleien, die nicht selten in eine wehmutsvolle Resignation ausklingen, erfüllt auch den als hervorragenden Erzähler längst bekannten Freiburger Stadtpfarrer Heinrich Hansjakob. Seine Tagebuchblätter „Stille Stunden“[3]), vom Januar bis Spätherbst 1901, gewissermaßen eine Fortsetzung seiner Autobiographie „Aus dem Leben eines Vielgeprüften“ sind voll geistreicher Reflexionen über Zeit- und Streitfragen, insbesondere auch über unsere Hyperkultur, und gestatten einen tiefen Einblick in des Dichters Weltanschauung. Allein der Glanzpunkt dieser novellistisch gefärbten Skizzen ist doch wiederum seine köstliche Zeichnung von Schwarzwäldertypen, von Liebichs Meisterhand verständnisvoll illustriert, sodaß (wie beim „Thüringer Tagebuch“) auch das Auge nicht leer ausgeht.

Hansjakob ist ein echter Heimatkünstler. Dieses Attribut paßt auf Viktor Fal nicht, dessen Erzählung „Wir von der Grenze“[4]) nur in geringem Grade die Sitte und Eigenart der Schlesier spiegelt.

Höher steht Fr. Wilh. Grimme in der Novellensammlung „Auf heimischer Scholle“[5]). Aus dem Nachlaß des 1887 verstorbenen sauerländischen Dialektdichters und Volks- und Jugendschriftstellers hat Freundeshand 5 Geschichten von verschiedenem Werte ausgewählt und veröffentlicht. Zwei derselben „Die alte Ursel“ und „Die Jungen von der Waldwiese“ gehören der 1868/69 veröffentlichten, s. Z. wenig beachteten Sammlung „Schlichte Leute“ an. Grimme lehnt sich in seiner Dialektdichtung an Fritz Reuter an. In der Novellistik wird ihm Eichendorff vorbildlich. Manchmal gerät er allzusehr in das Fahrwasser der Romantik und läßt seine Helden und Bösewichter nur in

[1]) Augsburg 1904, M. Rieger. 153 S.
[2]) Stuttgart 1904, Greiner & Pfeiffer. 199 S.
[3]) Stuttgart 1904, Adolf Bonz & Co. 375 S. Mk. 3.80.
[4]) Schweidnitz 1903, Georg Brieger. 395 S.
[5]) Paderborn 1904, Ferdinand Schöningh. 455 S.

Digitized by Google

Superlativen sprechen. Doch bleibt seine Art stets volkstümlich, wenngleich die lehrhafte Tendenz oft allzu deutlich in den Vordergrund tritt. Immerhin kann man seinen Gestalten eine auf scharfe Beobachtung sich gründende Naturtreue nicht absprechen.

Mit der Lebenswahrheit in der Gestaltung nahm man es in der Dorfnovellistik, namentlich in der süddeutschen, lange Zeit nicht genau. Man glaubte alles Ernstes, diese gefühlsduseligen, fad-witzelnden Salontiroler, die uns dieser oder jener „Hochlandserzähler" als naturecht vorzustellen beliebte, seien wirkliche Söhne der Geist und Körper stärkenden Alpenwelt und nicht leere Ausgeburten einer ungesunden Dichterphantasie. Das unkundige Publikum beklatschte sie mit kindischem Vergnügen, ähnlich wie sich weiland Herr von Strizow in läppischer Weise an den echten Älplern ergötzte. Man vergaß ganz darauf, daß der sogenannte Bauernpoet oder Volksschriftsteller eigentlich nur seine Leser abkonterfeite — natürlich im ländlichen Kostüm. Aus diesem verderblichen Gaukelspiel reißt uns gottlob der Ruf der Neuzeit nach wahrer „Heimatkunst". Eigentlich bedeutet diese Forderung nichts Neues, sondern nur die Rückkehr zu jenem urwüchsigen Realismus, dem schon Jeremias Gotthelf huldigte.

Solcher erquicklicher Naturwahrheit, die nur der genauesten Kenntnis von Land und Leuten der Heimat entspringt, begegnet man bei dem niederösterreichischen Dialektdichter und Erzähler J. G. Frimberger, namentlich in seiner Geschichte aus dem niederösterreichischen Weinland „Der Binder von Reinthal"[1]) (mit Buchschmuck von Marianne Frimberger). Das sind keine erträumten Phantasiegestalten, wie sie Frimberger zeichnet, das ist das schwerfällige, im engen Gesichtskreis sich bewegende, jeder Sentimentalität abholde Bauernvolk, wie es leibt und lebt. Dabei hält der Dichter das Lokalkolorit peinlich fest; seine Personen sind nicht nur durch die Mundart, sondern auch durch Sitte und Eigenart von den Bewohnern anderer Gebiete scharf unterschieden.

Eine hocherfreuliche Leistung auf diesem Gebiete ist auch Paul Kellers Roman aus den schlesischen Bergen „Die Heimat"[2]) (mit Buchschmuck von Philipp Schumacher). Paul Keller hat manche Vorzüge mit seinem berühmten Schweizer Namensvetter Gottfried Keller gemeinsam, vor allem ein unleugbares Geschick zur Detailmalerei; schon die fast ins Minutiöse gehende Schilderung des Kinderspiels zu Beginne seines Romans beweist dies. Ist auch die eine oder andere Situation, in der die handelnden Personen erscheinen, nicht ganz neu, der Dichter weiß sie doch so eigenartig zu geben, daß dieser Mangel dem Leser gar nicht zu Bewußtsein kommt. Zudem entschädigt der Autor durch die vortreffliche psychologische Vertiefung der Charaktere und durch die Kraft volkstümlicher Darstellung. Nur passen in diesen Rahmen nicht gut die ausgeführten Personifikationen von abstrakten Begriffen, wie der Einsamkeit, Reue u. a., so

[1]) Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. 300 S. Kr. 4.—.

[2]) München 1904, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. 337 S. Mk. 4.—[5.—].

Digitized by Google

gelungen sie auch an sich sind. Kellers Bildungsroman ist ein begeistertes Hohelied auf die Heimat, das jeder gerne vernimmt.

Einer der berufensten Nachfolger J. Gotthelfs und Gottfried Kellers ist auch der Sweizer Ernst Zahn. Nicht in der Lyrik, wie er ursprünglich glaubte, sondern in der Schilderung seiner bergumgürteten Heimat ruhen die Wurzeln seiner Kraft. Seine bisherigen Heimatgeschichten „Albin Indergand", „Der Jodelbub", „Ernst Behaim" u. a. errangen berechtigten Erfolg. Seine neueste Schöpfung „Schattenhalb"[1]), drei Erzählungen, kann getrost mit den besten Werken der Heimatkünstler der Gegenwart auf eine Stufe gestellt werden. Eine gestaltungskräftige und gestaltungssichere Hand und ein seltener psychologischer Scharfblick kommen ihm dabei ganz besonders zu statten. Sein herber Realismus gemahnt an den strengen Lützelflüher Pfarrherrn. Eines vermißt man schmerzlich bei Zahn: jenen kindlich-frohen Humor, der selbst die tragischen Seiten des Lebens mit mildem Lichte verklärt.

[1]) Stuttgart und Leipzig 1904, Deutsche Verlags-Anstalt. 368 S.

Betrachtung.

Wie ist unser Leben?
Wie ein Rosenstrauch:
Rosen hat's zu geben,
Doch trägt's Dornen auch.

Wie ist unsre Freude?
Wie ein Röslein rot:
Schmückt's die Brust uns heute,
Ist es morgen tot.

Wie ist unser Leiden?
Wie der Dorn am Strauch:
Bleibt uns, bis wir scheiden,
Bis zum Todeshauch. —

Tübingen. Max Kienningers.

Digitized by Google

Johannes Weber.

Von Heinrich Federer in Zürich.

(Schluß.)

Wenn Johannes dennoch einmal einen Gassenhauer oder eine Walzermelodie pfiff, so hörte er doch sogleich im Anblick des Magushauses auf. Man sah es diesem dunkeln, schweren und vornehmen Gebäude förmlich an, daß es keinen musikalischen Leichtsinn ertrug. Sein hoher, grauer Giebel glich dem würdevollen Perrückenschopf des Meisters Händel und, wie der Schöpfer des „Messias“ unter seinen Brauenbüscheln hervor, so sahen die großen dunkeln Fenster mit dem steinernen Kranzgesimse darüber in feierlicher Geringschätzung auf den gemeinen Gassenlärm hinunter, wo man freilich pfiff, trällerte und ungezogen schrie, ... das war eben Gasse!

„Ich fürchte, meine Geschichte langweilt Sie,“ unterbrach jetzt der Mann im Regenmantel den Träumer Johannes. „Sie hören mich ja gar nicht.“

„O bitte, erzählen Sie weiter!“ bat der Erwachte mit unfreiwilligem Drängen.

„Eines Tages,“ begann die wunderbar bekannte Stimme wieder, „klappte Dr. Magus das Klavier zu und sagte, indem Maria wie ein scheues Vögelchen zusammenzuckte, ‚Johannes Weber, wir sind fertig, du mußt auf das Konservatorium‘.“

Und der Jüngling knöpfte sein Bündel und verreiste nach der fernen, großen Hauptstadt. Der Alte hatte ihm noch die Tasche mit Goldstücken und Maria den Mund mit Rosinchen gefüllt. Bald darnach starb der

Digitized by Google

Organist und mit ihrer treuen Klemenze trauerte die Jungfrau über den Abschied des Vaters und fast noch mehr über jenen des Geliebten.

Flotte Burschen in Kniestiefeln und Mütze gingen vor den Blumenstöcken des schwermütigen Hauses her und hin und bettelten um Marias nickendes Köpfchen oder ein Kußhändchen. Sie blieb hinter den Geranien verborgen. Musik und Hochzeitswagen zogen unter ihr vorbei und alles reckte den Hals über die Gesimse verzweifelt weit hinaus. Sie aber blieb hinter den Fuchsien verborgen. Selbst als man das große Turnfest feierte und den Umzug an ihrem Hause vorbeiführte, guckte sie nur ganz leise zwischen einer Fuchsia und einer Geranienblüte hervor, nur weil Klemenze behauptet hatte, die Blume des Landes ziehe da vorüber, und nur um sich zu überzeugen, daß alle diese in Samtwams und weiße Hosen gekleidete Schönheit sich nicht entfernt mit dem Einen und Einzigen messen könne.

Wenn er einst käme, dann würde sie freilich die Blumenstöcke auseinander schieben und weit hinaus ihr heiterbraunes Schöpfchen strecken, damit er wüßte, daß sie gewartet, jeden Tag bis zu diesem Wiedersehen geduldig gewartet habe."

„Aber der arme Tropf Johannes!"

Erschreckt schaute der Zuhörer auf seinen Begleiter.

„Ja, wundern sie sich nur und verachten Sie ihn. Johannes hat in der großen Stadt nach und nach die ernste Musik und, als ob das damit zusammenhinge, seine Maria vergessen. Das heißt, es gibt kein Vergessen in solchen Dingen, aber vor dem pikanten, nervösen Musizieren der Moderne, vor diesem ausschweifenden Farbenmischen und diesem kapriziösen Getue der Operette war der alte Händel und der Schwur und der Magister und die stille Tochter zwischen Geranien und Fuchsien in den Hintergrund gerückt. Unser Johannes hatte Talent zum Komponieren und es waren ihm einige Mazurka und Polonaisen geraten, die einen geistreichen Humor und reichlich jenes heiße Blut besaßen, welches die Füße hebt und die Hüften schwingen macht. Tia tia tia rilili rilili rum! . . wissen Sie, so!"

Johannes Weber seufzte schwer und bänglich.

„Was ist Ihnen? Meine Geschichte greift Sie an! Sie haben diesen elenden Burschen wohl gekannt?" fragte der Unbekannte.

„Ja, ich kenne ihn!" stöhnte Johannes.

„Ah, natürlich!" machte der Fremde und zog wieder ein wenig seinen nächtigen Mantel zurecht und nun schien es dem Johannes, als ob er ihm selber aufs Kleinste gliche.

Digitized by Google

„In der Heimat war inzwischen," bemerkte dieser scheinbare Doppelgänger ruhig, „eine Musikakademie errichtet worden und einstimmig berief man den jungen Mann als Professor her. Seine Tänze und pikanten Tongemälde gefielen und er schien mit sich völlig zufrieden zu sein. Und doch . . wie kam es nur . . gestatten Sie, daß ich mich ein wenig besinne!

Johannes bedachte unterdessen, wie er doch nicht immer ruhigen Herzens gewesen sei. Zuweilen, besonders am Abend und beim Anblick des Magushauses, überkam ihn das Heimweh nach den alten großen Musikgenies. Er kam sich dann vor wie ein Wanderer, der sich vom Hochgebirge entfernt und immer weiter und weiter in die Gärten der Ebene verloren hat. Da irrt er nun im berauschenden Duft fremder Pflanzen, im Prangen südländischer Früchte, zwischen phantastisch gestutzten Taxushecken, Fächerpalmen und stacheligem, aber feuerblumigem Kaktus her und hin. Doch hie und da, wenn er einen Busch auseinander biegt, sieht er plötzlich aus unmeßbarer Weite die Umrisse der Alpen im blauen Dunst der Ferne durch die Lichtung hereindämmern. Sie grüßen ihn und da faßt ihn dann Heimweh und Reue.

In einer solchen Stimmung ging er zu Fräulein Magus. Wie heimelte ihn alles da an! Noch ist ihm ein Jegliches gegenwärtig, das schüchterne Grüßen, das stumme Sitzen Sessel gegen Sessel, die ausweichenden Blicke und nach gleichgültigen Worten ringenden Lippen, dann aber das leise Sichfinden, das heimliche Suchen nach süßen Anzüglichkeiten, das Versteckspiel der Gefühle, endlich die Offenbarung der Liebe zuerst scherzweise, dann mit ernsten und errötenden Mienen, endlich das seelenvolle Ja Marias, die Umarmung und — —

Und wieder, gestern war's . . . ach was sag' ich? . . . vor einem Jahre, da regnete es wie heute so leise, süß und begehrlich, und während dieses Regens saßen Johannes und Maria Arm in Arm beisammen. Wie das gekommen? Ich glaube durch seine rasche Laune und ihre brave Stetigkeit. Sie schwuren sich Treue und suchten im Kalender einen Tag heraus, der für die Hochzeit schön genug wäre. Ein Montag sollte es sein, mit dem die Woche frisch anfängt und auf dem noch der goldene Schatten des Sonntags ruht. Und bald, noch im Juni sollte es sein, wo die Tage kein Ende nehmen wollen und das Laub noch so grün und das Korn im Reifen ist. Und ein Tag endlich sollte es sein, für den der Wetterprophet keine Wolke, sondern nur Sonne und Himmelsbläue hat. O ja, die Zweie hatten sich ein herrliches Datum herausgesucht."

Digitized by Google

Der Mann tat, als wollte er die Kapuze zurückschieben, doch tat er's nicht und fuhr fort:

„Sie wollen fragen, ob Johannes den Schwur gehalten oder ob er ihn der Tochter gebrochen, wie einst dem Vater .... Doch was ist Ihnen? .. Beruhigen Sie sich doch! Was liegt denn an einem Märchen?"

Johannes Weber aber fing an zu schluchzen.

„So ermannen Sie sich doch! Na, besser, ich breche ab."

„Nein, erzählen Sie!" schrie Johannes und griff nach dem Ärmel des Unbekannten, der ihm jedoch wie ein Nebel entwischte, „erzählen Sie!" wiederholte er mit der Leidenschaft eines Menschen, der sich selber quälen muß.

„Auch seiner Frau wurde er untreu, wie jener Musik, die ihn einst im Münster so mächtig ergriffen hatte. Sie sang und spielte nicht, war nicht geistreich, sondern einfach und gut, und da kam sie ihm, dessen Blut nun einmal verdorben war, bald langweilig wie ein Choral vor. Den Sängerinnen läuft er nach, die mit verküßtem Munde ihre Triller schmettern, den Tänzerinnen, deren Seele so leichtsinnig ist wie ihre Sohle, aber die ernste, schlichte, treue Seele zu Hause läßt er sich in Harm verzehren. Hie und da eine verfliegende gute Stimmung, eine rasche Reue, dann aber ist er wieder der Alte, dann dürfen die Orgeln wieder lange schweigen und die Klassiker verstummen, wenn nur die Kastagnetten schlagen und die Fiedel schallt; dann kann sein unschönes, aber edles Weib sich lange grämen, wenn nur mit nackten, vollen Armen und tiefentblößter Büste recht lose Metzen der Wollust sich feil bieten."

„O wie furchtbar!" klagte der Zuhörer.

„Von allem, was groß und hehr ist, hat er sich losgesagt; er, der einst als Knabe sich regte, um ein Riese zu werden, bückt sich jetzt tief, um zu den Zwergen zu gehören. Vor aller ehrlichen Welt steht er da ...."

„Wie steht er da?" schrie Johannes, von einer unwiderstehlichen Sucht getrieben, sein Todesurteil zu hören. „Wie steht er da? Sagen Sie!" und wieder entschlüpfte ihm der Ärmel des Unheimlichen.

„Als ein Fälscher der Kunst und der Liebe!"

„Oooooo!"

Man stand vor dem Hause des Professors und ruhig zeigte der Unbekannte auf den Messingschild an der Türe: Johannes Weber-Magus, Professor der Musik.

„Da wohnt er."

„Und wer bist du?" keuchte jetzt mit einer Stimme, die ihn selber erschreckte, der verzweifelte Professor.

Digitized by Google

„Ich habe keinen Namen."

„Dein Geschlecht?"

„Keines."

„Aber," schrie Johannes, die Klinke ergreifend, um dem Entsetzlichen im nächsten Augenblick zu entfliehen, „wie nennen dich die Menschen?"

„Das Gewissen."

In diesem Moment sah sich Johannes allein, aber sonderbar, es fiel ihm gar nicht auf, ihn dünkte vielmehr, als ob er beständig allein gewesen wäre und mit sich selber gesprochen hätte.

Er hatte bemerkt, daß ein Schatten an den belichteten Vorhängen der Stube vorbei gehuscht war und jetzt, da er die Treppe emporstieg, rief Klemenze über das Geländer hinunter: „Schnell, Herr Professor, schnell!" Eine unbändige Lust, etwas Großes zu sagen, zuckte ihr mit allen groben Muskeln aus dem Gesicht, und noch ehe Johannes sie erreicht hatte, brach sie los: „Gratuliere dem glücklichen Vater!" Dazu jenes kecke und doch ehrerbietige Lachen, wie es nur alten vertrauten Mägden möglich ist.

Bei dem Worte Vater kam dem Johannes in diesem Augenblick absolut nichts in den Sinn. Dumm und unwissend rannte er durch die offene Türe in die Kammer seiner Frau. Gott, was war das?

Blaß und tief erschöpft ruht Maria mit geschlossenen Augen im Bett. Ihr Haupt liegt so leicht auf dem Kissen, daß es sich kaum in den Flaum eindrückt. Die Decke ist bis über das Kinn heraufgezogen und ein Wölklein von Essig und Karbol umgibt sie. Daneben steht breitschulterig und den Kopf mit der schwitzenden Stirne straff emporgereckt die Hebamme, und indem sie ihre großen, schönen Hände in die Hüften stemmt, lächelt sie dem Eintretenden zu, wie etwa ein Arzt nach einer schwierigen, aber glücklichen Operation die Ärmel zurückstülpt und zu den Verwandten des Patienten freundlich sagt: „Meine Verehrten, der Fall ist ausgezeichnet gelungen."

Aber was liegt da neben dem Bett? In einem blau und gelb geblümten Kissen zappelt etwas Rotes, Lebendiges, mit zwei winzigen Strampelfüßchen und zwei ebenso winzigen Handklötzchen herum. Alles bewegt sich an diesem kleinen Wesen, Hände und Füße, Finger und Zehen, was sich krümmen und drehen kann, krümmt und dreht sich an ihm. Und jetzt, da Johannes fassungslos näher tritt, sieht er ein rötliches, unruhiges Knabenköpfchen, mit der kleinen gerümpften Stirne, wenigem, rotem, nassem Haar, den blinzelnden Äuglein und dem kleinen, zahnlosen Mäulchen, durch welches man bis hinunter zum Halszäpfchen sieht. Es bewegt die feuchten Lippen, als ob es sie in einander verknüpfen wolle, so drollig! — und wie

Digitized by Google

der Schalk blinzelt, nein, so verschmitzt, als wäre er bereis hinter das Geheimnis des Lebens gekommen.

„Mein Kind?" sagt wie fragend der erschütterte Johannes.

„Ihr Kind," bestätigt mit der großen Miene einer Schenkerin die Hebamme. Mit dieser Miene mochten wohl einst die deutschen Kaiser ihre Fürsten belehnt und dem einen Franken, dem andern die Mark Brandenburg übergeben haben.

„Mein Kind!" antwortet Johannes, mehr mit der Seele als der Zunge, und das erste unsagbare Gefühl, ein Wesen von seinem Fleisch und Blut, einen Sohn, einen Erben, eine Zukunft seines Geschlechts zu haben, durchschauert ihn. Er sinkt in die Kniee, nimmt das Kind in die Arme, küßt es auf beide milchige Wangen und lacht und weint zugleich.

In diesem Augenblick öffnet die junge Mutter ihre großen, leidenden Augen. Sie sieht das Kind in den Armen des Vaters und eine innige Zufriedenheit verklärt ihre unschönen Züge. Sie will etwas sagen, aber die Schwäche und die Rührung verwehren es. Das hat der Gemahl bemerkt und auch den glänzenden Blick hat er gesehen, womit sie liebend und schon auch sorgend dem Kinde folgt, wenn er es in die Höhe hebt und nach rechts und links schwingt im unerfahrenen Glauben, ein eintägiges Menschchen lache schon. „Wenn er das Büblein nur nicht fallen läßt!" sagen diese schönen Augen.

Sie kommt ihm jetzt ganz anders vor, so feierlich, so groß, so verehrungswürdig nach dieser herrlichen Tat auf Tod und Leben. Er möchte sie gerne küssen, aber er getraut sich nicht, wie man in unheiligem Zustand nicht an Heiliges zu treten wagt. Marias Erschöpfung rührt ihn aufs Tiefste, ist sie doch die Folge eines so großen, heiligen Werkes, und die warme Mütterlichkeit, welche aus ihren Augen strahlt, läßt sie ihm so schön, so einzig erscheinen, daß er mit dem Kinde auf den Armen niederkniet vor ihr und flüstert: „Maria, verzeih' mir um dieses Sohnes willen!"

„Gerne, Johannes, gerne!" haucht sie und schließt müde und glücklich die Augen. Aber es blitzt eine Träne, wie sie noch keine süßere vergoß, durch die dünnen, braunen Wimpern hervor. Der Knabe aber, welcher schon im ersten Augenblick seines Lebens wie ein zweiter junger Heiland dieser kleinen Welt den Frieden gebracht hat, stößt jetzt im reinen Übermut einen hellen Schrei aus. Man weiß nicht, ist es die Freude, daß er lebt und ein so rasches, gesundes Schnäuschen hat, oder die Zufriedenheit, weil die Welt, in die er hinausgetrampelt ist, voll von Licht und voll von so guten und so großen Menschen ist, oder auch, weil er nun einmal nicht

Digitized by Google

immer geküßt und gekost sein mag und ins Kissen zurück begehrt: das weiß man alles nicht: aber eines weiß jetzt Johannes mit unfehlbarer Klarheit, daß dieser prächtige, helle Schrei ein Kind Apollos, einen Sänger von Gottes Gnaden verrät, denn ohne Mühe und ohne Tremolo hat er das viergestrichene C gesungen.

„Gebrüllt," sagte später Klemenze, wenn man auf dieses Wunder zurückkam.

„Geweint," meinte Maria.

„Gesungen," behauptete der stolze Vater.

Und wie junge Ehemänner, sobald sie Vater heißen, sich plötzlich ändern, ein solides Aussehen und um ihr väterliches Bild den Schimmer einer neuen irdischen Wichtigkeit bekommen, so wandelte sich nun auch Johannes völlig um, aber mehr nach Innen als nach Außen. Die Melodie, welche er früher nirgends zu Hause gefunden hatte, erfüllte auf einmal alle Zimmer und Ecken. Sie tanzte wie die Sonnenfunken, welche durch die Stickerei des Vorhangs blitzen, in runden goldenen Noten durch die Stube, über die Augen Marias und über die zinkweißen Zöpfe der Magd, über das Geschirr des traulichen Eßtisches, über die Tapeten mit ihren Veilchenmustern, über die Wiege und die Saugflasche des kleinen Schreihalses her und hin. Besonders aber war der Kleine selber, den man nach dem großen Hallenser Georg Friedrich taufte, die schönste Melodie, „fleischgewordene Musik", wie Johannes allerdings unter leiser Mißbilligung Marias in seiner Verzückung zu sagen liebte.

Doch als der Professor sich nach langem wieder zum ersten Mal ans Klavier setzte und Händels Largo spielte, da reckte und stupfte dieser jüngste Musikant der Welt mit den vordern und hintern Tätzchen und schrie so erschütternd und so genau um volle zwei Oktaven höher, daß nun auch die etwas zurückhaltende Magd und die nüchterne Mutter vor diesen zwingenden Beweisen des Genies sich demütig beugten.

Von nun an hatte der Professor keine Freude mehr an seinen alten Kompositionen. Nur das Regengemälde ließ er noch gelten, aber nicht wegen der Musik — man wird verstehen . . . Im übrigen wie nichtsnutzig kamen ihm diese losen, nervösen, prickelnden Tonsätze vor, wie unmännlich! Gar keine Tiefe, keine Größe, keine Herzlichkeit lag in ihnen. Das war alles Schaum, aber kein stärkender Wein gewesen.

Nun wollte Johannes zum lautern und labenden Wein zurückkehren. Er fing eine Symphonie an, die er zum voraus „Das Gewissen" taufte. Der Mann im grauen Regenmantel sollte in dunkeln Baßkonturen erstehen,

Digitized by Google

wie er durch die von Regen erfüllte, schwärzliche Landschaft schreitet und im Sünder auf der Straße die Bilder der Jugend weckt. Diese Bilder wollte Johannes in die weiche Form einer Kantilene bringen und über ihre Gefühle von Liebe und Begeisterung den Schatten der Wehmut hauchen. Zwischen hinein sollten hohe giftige Noten die Schlangenbisse der Reue und ein wahrer Krampf von verschlungenen düstern Klangfiguren das Ergrauen seiner Seele vor dem unheimlichen Plauderer darstellen. Die Frage: „Wer bist du?“ müßte den Höhepunkt des Schreckens bilden und die Antwort: „Das Gewissen“ dachte sich Johannes als eine mit allen Instrumenten ausgeführte Stelle, die unter Trommelschlag und unerbittlich vorrückendem Takt wie eine Offenbarung auf alle die verfluchte Sündenheimlichkeit der Welt losginge.

Jetzt käme ein Idyll mit Flöten und der süßen Triangel. Ganz feine Orgelbegleitung aus dem Hintergrund müßte das Gefühl der Heimat und jenes kindliche Glück auf dem schaukelnden Schoß der Mutter und den Knieen des Vaters schildern. Eine Oboe dürfte das übermütig helle Lachen des Wiegenbübleins hineinwerfen, und was zum guten Ende an Abbitte wegen des Bösen und an Dank wegen des Guten noch übrig bliebe, müßte im Largo Händels sich feierlich aussprechen. O, das sollte eine Symphonie werden! Papier her, Maria, vom schönsten und dicksten Notenpapier her, Papa will schreiben.

Allein so mächtige und rührende Ideen ihn beseelten, seine Feder gehorchte ihm nicht. Es war ihm unmöglich, jene Gestalten zu formen, die er doch so kräftig im Herzen trug. Immer wieder geriet er in Triolen, in hüpfende Kadenzen oder in den wiegenden Rhythmus eines Tanzes. Unwirsch warf er endlich nach einer ganz verklexten Blattseite die Feder von sich. „Das ist die Strafe,“ seufzte er, „ich habe die Gnade der Muse verscherzt, ich habe die rechte Stunde versäumt.“ Und er weinte wie ein Kind.

Aber leise nahm seine Frau die Feder auf, tunkte sie neuerdings in die Tinte und sagte freundlich: „Johannes, so versuch' es einmal mit einem Kinderlied, einem Scherzo oder wie ihr das Ding nennt! das ist auch was Gutes.“

„Welch ein gescheites Weibchen!“ lobte er, entzückt über den so naheliegenden Gedanken, der ihm, dem Kenner der Höhen und Tiefen, nie und nimmer gekommen wäre.

Er kehrte das Blatt um, und siehe, am Abend war schon ein drollig reizendes Liedchen fertig, aus dem man die Stille der Schlafstube, den

Digitized by Google

Atem des Wiegenkindes und das Summen einer gelangweilten Fliege um das Vorhängchen heraus zu hören meinte. In der Musikstunde spielte er die Komposition seinen Schülern vor und fragte mit etwas verdächtiger Miene, ob einer der Herren nach seinen bisherigen musikalischen Erfahrungen den Komponisten erraten könne. Sei es, daß das Lied wirklich so vollkommen war, sei es, daß man dem Professor schmeicheln wollte, alle rieten auf Mozart, Mendelssohn oder Schubert.

„Nein, ich," sagte voll stolzer Demut der errötende Professor.

„Sie?" staunten mit gut gespielter Bewunderung die jungen Priester der Frau Musika.

„Nun, was ist das?" erwiderte mit erkünstelter Nachlässigkeit Herr Johannes Weber; „keine große Sache, wenn man so einen kleinen Sänger und so ein musikalisches Weibchen zu Hause hat."

Da erhob sich mit seinem hübschen Milchgesicht und dem Flaum der ersten Männlichkeit Joseph Gamg, des Hauses bester Schüler und besonders im Kontrapunkt unvergleichlich. „Herren Kommilitonen!" rief er mit der Schneid seiner achtzehn Jahre, „es lebe die Frau Professor!"

„Sie lebe hoch!" brüllte der unbärtige Chor.

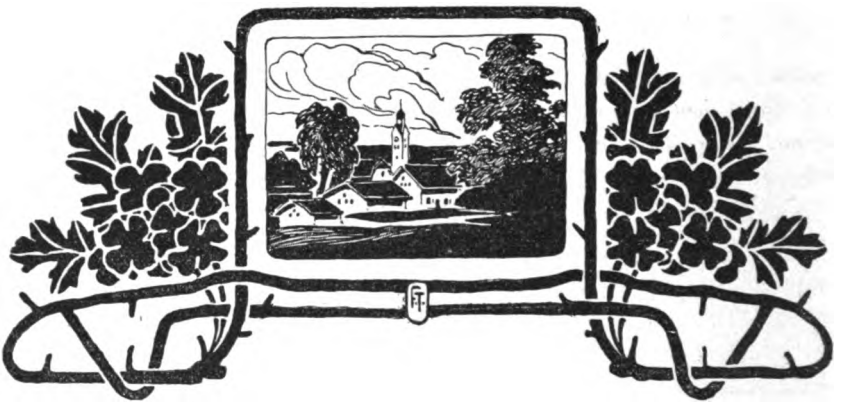
„Und mit ihr Herr Professor junior!"

„Er lebe! er lebe!"

Mit jener Miene, mit welcher ein Professor mißbilligen muß, was er eigentlich lieber loben wollte, stand der Herr Johannes der Ovation gegenüber, aber lächelte dann doch und sprach: „Meine Herren, ich schlage vor, wir nehmen heute das Kinderlied in der Musik durch. Die meisten von Ihnen", . . . hier blinzelte er durch seine roten Wimpern äußerst fein . . . „werden einmal als glückliche Papas . . . na, Sie verstehen mich wohl . . ."

„Wir verstehen, wir verstehen," donnerte es durch den Saal, daß die Porträts von Bach und Händel vor der Kraft dieses jungen Geschlechts erbebten.

Digitized by Google



Neue Dramen.

Besprochen von Dr. Erich Sieburg in Hattingen.

Jeder Autor verrät, eine wie selbständige und ausgeprägte Persönlichkeit aus seinen Werken auch sprechen mag, doch einigermaßen die Faktoren, die zu seiner literarischen Bildung beitrugen. Natürlich machen diese sich um so mehr geltend, je weniger er selbst zu sagen weiß, d. h. je kleiner das Talent ist, das wir vor uns haben. Ich darf wohl behaupten, daß Guido List in seinem fünfaktigen „Liebesdrama" „Das Goldstück"[1]) sich als ein recht kleines Talent offenbart, trotz der verhältnismäßig langen Reihe seiner am Schluß des mir vorliegenden Bandes angezeigten Werke; aber wo sollen wir ihn unterbringen? Nach zeitgenössischen Mustern haben wir für dieses in seinem Pathos langweilige, seiner Sentimentalität unwahre und in Motivierung und Überwindung technischer Schwierigkeiten einfach verblüffend zwanglose Drama kaum zu suchen, wenigstens sind günstige Beeinflussungen weder in Sprache noch Technik wahrzunehmen. Diese verweisen es vielmehr in jene Reihe schlimmer Volksstücke, für die Schillers „Räuber" oder Kleists „Käthchen" verhängnisvoll wurden, weil ihre Verfasser, die es jenen an Kühnheit der Gedankenführung und auch äußeren Ausgestaltung gleichtun wollten, den gröbsten psychologischen Unwahrheiten verfielen und sich die ärgsten Ungeschicklichkeiten zuschulden kommen ließen, ohne dafür von der Masse, deren Instinkt sie schmeichelten, zur Verantwortung gezogen zu werden. — Der Inhalt sagt schon genug: Ein Nobile von Ferrara zwingt den Verführer seiner Frau, diese wie eine Dirne mit einem Goldstück zu bezahlen. Täglich muß nun die Unglückliche, die längst bereut hat, das Sündengeld in der Hand ihres Gatten sehen, der sie auf diese Weise buchstäblich zu Tode quält. Jetzt ist die Reue auf seiner Seite. Verzweifelt durchirrt er zehn Jahre die Welt auf der Suche nach dem Räuber seines Lebensglückes. Im Augenblicke seiner Aufnahme in ein Kloster, in dem er Ruhe finden will, entdeckt er ihn in einem der

[1]) Wien und Leipzig 1903, Literatur-Anstalt Austria. 8°. 125 S. 2.—.

Digitized by Google

Brüder, und augenblicklich sind seine frommen Gedanken verflogen; er „wirft sich mit einem unartikulierten Wutschrei auf Frater Pietro, schlägt ihn mit der Faust nieder und gibt ihm noch etliche Fußtritte"! Daß er gleich darauf unter dem Bannfluche des Abtes ganz in sich zusammenbricht, ist mir unverständlich, wie denn überhaupt dieser letzte Akt in seiner barbarischen Plumpheit, die auch durch eine recht auffallende Anleihe bei Hebbel (Siegfrieds Tod V. 9) nicht gemildert wird, eigens dazu angelegt scheint, die in den früheren etwa erzielten Wirkungen aufzuheben. Solche Wirkungen sind dem Stück nicht ganz abzusprechen, wenn sie auch hauptsächlich im szenischen Apparat, Aufzügen, raffinierten Dekorationseffekten usw. zu suchen sind. Rechnen wir den Bombast der Sprache hinzu, der, so unerträglich er einem guten Geschmack auch sein mag, sicher von vielen als höchst poetisch empfunden wird, so ist ein Erfolg des Dramas auf einem Theater zweiten, dritten Ranges durchaus nicht unwahrscheinlich.

Erfolg hätte vielleicht auch das in seiner Haltung ungleich vornehmere, fünfaktige Trauerspiel „Kaiser Julian"[1]) von Maria von Najmajer, hätte es nicht die in diesem Falle wieder einmal übereifrige Zensur von der Bühne verbannt. Die Verfasserin hat recht, wenn sie in einem Nachworte betont, es würde einen andächtigen Eindruck hinterlassen: Julian erliegt in der Tat mehr der ideellen Macht des von ihm bekämpften Christentums als seinen äußeren Feinden, und auch dann hat die christliche Liebe, die sich hier in einer dem Kaiser in reiner Seelenneigung ergebenen Jungfrau verkörpert, ein verzeihendes Wort für ihn. Freilich hätte die Dichterin, die reichlich aus Ibsens „Kaiser und Galiläer" geschöpft hat, die Gestalt Julians, wie sie uns hier entgegentritt, nicht als Zerrbild bezeichnen und uns so einen Vergleich mit ihrem Helden aufnötigen sollen, dem dieser denn doch nicht gewachsen ist. Während bei Ibsen alles Entwicklung ist und sich in der Darstellung des Zeitbildes wie des Hauptcharakters nirgends eine Lücke zeigt, vollzieht sich hier alles sprunghaft; die in Betracht kommenden Ereignisse der Jahre 360—63 werden lapidarisch nacheinander erledigt, das innere Werden bleibt ziemlich dunkel. Wir wissen nur, wie Julian ist, nicht, warum er so wurde und haben so, um mit Otto Ludwig zu reden, einen ganz losen pragmatischen Zusammenhang und gar keinen Kausalnexus. Und auch die Behandlung des Tatsächlichen ist nicht einwandfrei; namentlich werden in der Zeichnung der die großen Gegensätze, Heidentum und Christentum, vertretenden Personen Kontraste verwandt, bei denen die Christen durchweg am schlechtesten bestehen. Erst gegen Schluß macht sich der versöhnende Ausgleich geltend, der auch für sonstige Mängel, namentlich die mitunter zu trockene, mitunter zu phrasenhafte Sprache, entschädigen möge.

Unter dem Gesamttitel: „Der Schleier der Maja"[2]) vereinigt F. Ritter von Feldegg drei „ernste Szenen". Die Dichtung will auf die großen

[1]) Wien 1904, Karl Konegen. 8°. 134 S. Kr. 2.—.

[2]) Wien 1904, Karl Konegen. 8°. 99 S. Kr. 2.40.

Digitized by Google

Fragen des Lebens antworten; sie befaßt sich mit alten, nie gelösten und sich stets aufs neue aufdrängenden Problemen, ohne auf ihre historische Einkleidung Gewicht zu legen — im Gegensatz zu dem eben besprochenen „Julian", dessen problematische Natur zum mindesten eine ebenso philosophische wie historische Erfassung verlangt hätte. — Maja, die Weltenmutter, lüftet ihren Schleier; der Dichter sieht in dem Spiegel, den sie ihm reicht, nicht nur ihr Antlitz: mit diesem Antlitz auch das „Ew'ge", das, was dem Leben Wert gibt. Das ist vor allem die Wahrheit. Wir sehen in der ersten Szene den sterbenden Sokrates, der seinem Volke eine Wahrheit geben wollte, für die es noch nicht reif war, weil es das Leben nicht grübelnd, sondern genießend nimmt, und so kommt auch der Dichter in einem als Zwischenspiel eingeschobenen Dialog zu der Frage, ob sich der Inhalt des Ewigen nicht besser im glühenden Gefäße des Herzens als in der Marmorschale des Geistes biete, ob dem Verstande die Liebe nicht vorzuziehen sei. — Er zeigt uns den größten Märtyrer der Liebe, Christus vor Pilatus. Wir wollen das, da die Szenen für die Bühne kaum in Betracht kommen und sich wohl nur an ein intimes Lesepublikum wenden, hinnehmen. Christus verliert nichts von der Würde, mit der ihn ein religiöses Empfinden umkleidet. Aber seine Liebe, die nicht von dieser Welt ist, versteht Pilatus ebensowenig wie seine Tochter Julia, die sich zwar, von seiner Hoheit bezwungen, ihm zu Füßen wirft, sobald sie aber nicht mehr im unmittelbaren Banne seiner Persönlichkeit steht, an eine ganz andere Liebe denkt, indem sie das Lied vom sinnenfrohen Eros der Griechen singt — das übrigens, wohl im Hinblick auf den Eroschor der Antigone geschrieben, in seiner weichen Rhytmik und schönen Anschaulichkeit den poetisch besten Teil des Buches ausmacht. — Wahrheit und Liebe (!) also erlösen nicht, der Dichter versucht es nun, trotzdem Maja ein erfolgloses Ende voraussagt, mit einem dritten, der Kunst: Ein Florentiner Meister hat einen herrlichen Kuppelbau vollendet; aber noch sind die stützenden Gerüste nicht weggenommen, wird er ohne sie nicht zusammenfallen? Dem bangen Zweifler erscheint eine Fremde, Maja, und verkündet den Untergang des Werkes. Trotzdem hat er genug gelebt, er ersticht sich mit ihrem Dolche, weil sein Glück im Schaffen, nicht in der Vollendung lag, und so bleibt es gleichgültig, wenn ihn, wie sich gleich darauf herausstellt, die Göttin täuschte und der Bau herrlich dasteht. Maja selbst ist verschwunden; ihr Schleier blieb in den Händen der Freunde des Meisters zurück. Was bedeutet er, wer war sie? In Zweifeln löst sich das Leben auf. Dieser dunkle Schluß ist wenig erfreulich, zumal der Dichter am Ende die Herrschaft über die zur Verwendung kommenden Symbole verliert und unklar wird, wie denn auch die die einzelnen Szenen erläuternden Zwischenspiele an einer gewissen Undurchsichtigkeit leiden, und man mitunter die Schwierigkeit des Übergangs herausfühlt. Auch der Vers dieser Partien ist öfters zu salopp; der in Goethes „Vorspiel auf dem Theater" herrschende Ton wurde nicht immer glücklich nachgeahmt. Doch das sind Schäden, die dem gedankenschweren und auch poetischen schönen Werke keinen Abbruch tun sollen; es sei zur Lektüre empfohlen.

Digitized by Google

Wenden wir uns aus der Renaissance ins Altertum zurück. Hugo von Hofmannsthal hat jüngst mit seiner „Elektra, Tragödie in einem Akt“ [1]), die er bescheiden als „frei nach Sophokles“ gedichtet bezeichnet, einen schönen, wohlverdienten Theatererfolg errungen, der ebensosehr auf die gänzliche Neuordnung der äußeren Stoffmotive, die er bei Sophokles vorfand, als auf das, was er von seinem Eigenen hinzutat, zurückzuführen ist. Und zwar hat er uns dieses Mal das Beste seiner Dichternatur geschenkt. Er versucht es nicht, uns wie sonst in den Bann seiner manchem gewiß nicht einwandfreien Lebensweisheit vom Genuß, vom Ausleben um jeden Preis zu zwingen; er bleibt allgemein menschlich und doch modern, indem er Sophokles uns mehr ehrwürdige als sympathische Tragödie mit neuem Gehalt erfüllt, die antike Starrheit beseitigt, seine Menschen aus Bedürfnissen handeln läßt, die in ihrem eigenen Wesen begründet liegen, nicht unter dem Druck eines über ihnen stehenden Schicksals und überhaupt da persönliche Leidenschaften entwickelt, wo wir bei den Alten nur die dumpfe Gewalt eines außer ihnen liegenden Gesetzes wahrnehmen. — Die Beseitigung des Chores ermöglichte größere Konzentrierung des Ganzen, die dramatische Spannung ist größer, der Vers, der fünffüßige Jambus, lebhafter. Aus diesen Versen spricht der Dichter, wie er uns sonst bekannt ist, am meisten, aber er übertrifft sich darin oft gegen früher, so wohlklingend sind sie, so entzückend ist die Bildlichkeit ihres Ausdrucks. Ihretwegen sei ihm auch der ins Pathologische gewandte Schluß verziehen, den man überhaupt das Werk nicht entgelten lassen soll, denn es ist sonst reif und schön und wahrhaft menschlich.

Das läßt sich auch von des Altmeisters Adolf Wilbrandt fünfaktigem Trauerspiel „Timandra“ [2]) sagen, wenigstens wunderte ich mich noch nachträglich über die Berliner Kritik, die ihm, soweit ich mich erinnere, nach seiner Erstaufführung im März letzten Jahres zwar mit Achtung aber kühl begegnete. Die ersten drei Akte müssen hinreißen. Wir haben eine dauernde bis zum Schluß des dritten Aktes zum Gipfel der Leidenschaft führende Steigerung: Timandra, das Weib eines andern, liebt den jungen Plato. Sokrates, der nicht will, daß dieser einer verbotenen Lust wegen sich selbst untreu wird, der den Plato dem Plato erhalten möchte, trennt die beiden und verfällt dadurch der Rache der sonst edlen, aber in ihrer Leidenschaft blinden Frau. Sie veranlaßt die ihm den Untergang bringende Anklage. Dann verlieren wir sie aus den Augen. Die große, fast den ganzen vierten Akt füllende, in Dialog und Rhetorik bewundernswerte Gerichtsszene, schiebt sich dazwischen; die innere Umwandlung Timandras, die nach der Verteidigungsrede des Sokrates plötzlich zur Einsicht ihres Unrechtes kommt, ist zu unvermittelt, ihr hätte der ganze vierte Akt, der in dieser Form, obschon dramatisch nicht unwirksam, doch die Stimmung stark abschwächt, gewidmet werden müssen. Hier also dürfte ein Tadel mit einigem Rechte einsetzen.

---

[1]) Berlin 1904, S. Fischer. 8°. 93 S. 2.—.

[2]) Stuttgart und Berlin 1903. J. G. Cottasche Buchhandlung .8°. 134 S. 2.—.

Digitized by Google

Der fünfte Akt macht allerdings vieles wieder gut. Nehmen wir jetzt die Timandra, wie wir sie verließen, die bereuende, auf alles verzichtende, die nur daran denkt, wieder gut zu machen und dann, da Sokrates, der ihr verzieh, die dargebotene Rettung ausschlägt, freiwillig den Tod wählt, so können wir ihr weder unsere Bewunderung versagen, noch unser Mitleid, weil sie einmal allzusehr Weib war. — Und dann die übrigen Figuren; wie fein individualisiert! — namentlich Sokrates, der zwar weise ist, aber nichts weniger als ein unbequemer Asket, der Mensch bleibt, mit den Fröhlichen trinkt und scherzt und die „Liebenswürdigkeit zur charakteristischen note personnelle" hat, wie der Dichter selbst.

Noch ein Stück aus dem Altertum: „Civilis"[1]). Ein Bataverfürst im Kampfe mit Rom. Drama in fünf Akten von Johann Streckenbach. Im Grunde verdient Streckenbach den Platz hinter Wilbrandt nicht, denn er ist ein Dilettant mit vielleicht bescheidenem Talent. Dilettantisch ist der Aufbau des Stückes, das die in das Jahr 69 n. Chr. fallenden Kämpfe der Römer mit Galliern und Germanen in schlecht verbundenen Episoden, innerlich noch zusammenhangsloser wie der oben besprochene „Julian", zur Darstellung bringt. Dieser Civilis ist kein tragischer Charakter, der uns in seinen Bann zwingt. Er handelt fast gar nicht, umsomehr redet er von Freiheit und klagt über seine saumseligen, tatenlosen Genossen. Er langweilt und verscherzt, nach dem er im vierten Akt, wo er nach einer Niederlage zufällig in eine Katakombe gerät, sich mit erstaunlicher Schnelligkeit zum Christen bekehrt, der fortan nur an den Frieden und seine Segnungen denkt, unsere Sympathie vollends; wenigstens glauben wir nicht mehr an seine innere Wahrheit. Es ist eine schwere Übereilung des Dichters, über die uns auch der Tod seines Helden, der von einem in letzter Stunde auftauchenden Intriganten ermordet wird und eine Art Märtyrertod erleidet, nicht weghilft. — Und die sonstige Haltung des Stückes stimmt nicht besser. Es ist zuviel Tirade darin, wir haben zwar fließende, aber recht dünne Jamben, und wenn manchmal versucht wird, durch Einführung naturalistischer Motive in Sprache und Handlung stärkere Eindrücke hervorzurufen, so sind leider nur Geschmacklosigkeiten schlimmster Art festzustellen. Das Gelage im dritten Akt z. B. ist einfach widerlich. Dann wieder entwickeln diese Germanen eine staunenswerte Redegewandtheit, sie triefen von mythologischer Weisheit, die zwar der Eddakenntnis des Verfassers Ehre macht, sich aber hier recht sonderbar ausnimmt. Ebenso unangebracht sind die eingestreuten Lieder, meist gereimte Vierzeiler — opernhafte Elemente, die nicht in das Zeitgemälde passen. Hier und da, meist in den an sich viel zu lang geratenen Monologen, bringt der Dichter namentlich in Sentenzenform, auch gute, originelle Gedanken, die für die Zukunft besseres von ihm erwarten lassen.

Unangenehm empfand ich den sentenziösen Ton, der sich in Georg Birnbaums „Komödiantenspiel, Lustspiel in vier Akten"[2]) geltend macht

[1]) Breslau, Schlettersche Buchhandlung. 8°. 140 S.

[2]) Dresden und Leipzig 1902, E. Pierson. 8°. 71 S.

Digitized by Google

und so in die ohnehin höchst unwahrscheinliche Handlung eine Langweile hineinträgt, die das Stück vollends verdirbt. Die billige Schlußweisheit: „Erst in der Komödie der Lächerlichkeit werden die Schranken der Vorurteile gesprengt", hätte jedenfalls viel amüsanter demonstriert werden müssen, wenn man über die ungeschickte Lösung: wie ein bornierter Gelehrter zum Eingeständnisse seiner verkehrten Welt- und Menschenbeurteilung, ein serviler Oberregierungsrat zur Anerkennung der Freiheit der Kunst gebracht wird, hinwegkommen will. — Im ganzen, ein anspruchsloses Werkchen, dessen sonstige Schwächen, namentlich die oft recht übel geratenen und zur Unzeit angebrachten Verse, daher übergangen seien.

Wilhelm Wainstabls Dreiakter — ebenfalls „Komödie" — „Der Stadtsee und die heil'ge Kirche"[1]) ist etwas besser und würde manchmal sogar unterhalten, wenn es dem Verfasser gelungen wäre, klarer im Bau seiner Handlung zu sein. Die Kleinigkeit weist eine Personenmenge auf, die oft die einfachsten Sachmotive verwirrt. Es handelt sich um die Frage: Soll der Stadtsee in den Besitz eines einzelnen übergehen und fortan dessen Privatzwecken dienen, etwa dem Betriebe seiner Sägemühle, oder soll er der Allgemeinheit erhalten bleiben. Die Geistlichkeit unterstützt, auf den Vorteil der Kirche bedacht, den reichen Privatmann, ein aufgeklärter Lehrer arbeitet ihr entgegen; es ergeben sich verschiedene, auch erotische Verwicklungen, in denen sich Vorbilder ziemlich deutlich bemerkbar machen: Ibsens „Volksfeind" und Otto Ernsts „Flachsmann", dessen sämtliche Schwächen übernommen sind. Überall begegnet man einer störenden Absichtlichkeit. Die mitunter guten Ansätze zu lebenswahrer Charakteristik arten in Karikaturen aus. Daß die Geistlichen am schlechtesten dabei fahren, versteht sich von selbst. Ein Dilettant sollte zahmer sein, um so mehr würde man ihm nachsehen.

Hugo Foral z. B. provoziert gar nicht, darum soll sein, wie er es nennt, „Schauspiel in drei Aufzügen" „Ende gut, alles gut"[2]) auch nicht unerwähnt bleiben. Er wird mit ihm freilich nur eine kleine Gemeinde finden, nur Freunde unfreiwilligen Humors, die aber wird er sicher zufrieden stellen.

Eine Arbeit, über die man schon nachdenken kann, haben wir in Adolf Pauls Komödie in drei Akten „Die Doppelgängerkomödie" vor uns;[3]) nur schade, daß eben das rein gedankliche Element zu schwer wiegt und das dramatische Interesse abschwächt. Und auch so ist eine einheitliche Idee kaum herauszuschälen. Will der Dichter in dem mit dem Könige verwechselten, aber bald der erlangten Macht überdrüssigen Geiger zeigen, daß das Glück des Menschen nur innerhalb der Grenzen seiner natürlichen Verhältnisse liege, wie etwa Grillparzer in seinem wundervollen Märchendrama? Will er einen witzigen Beleg zum Instinkt des Weibes bringen, dem nichts entgeht und an dem auch

[1]) Dresden und Leipzig 1903, E. Pierson. 8°. 80 S.
[2]) Wien 1903, Selbstverlag. Ufergasse 14. 8°. 37 S. Kr. 1.—.
[3]) Hamburg 1903, Alfred Janssen. 8°. 114 S. 2.—.

Digitized by Google

hier das angemaßte Königtum scheitert — oder endlich will er an dem von seinem Doppelgänger als Betrüger ins Gefängnis gesetzten Könige dartun, daß nur das Unglück dem Menschen die Augen für Schein und Wahrheit öffnet? Wir wünschen, er hätte sich über alles das etwas bestimmter geäußert. Sonst aber hat das Werk viel Gutes; es ist liebenswürdig trotz aller Ironie, scharf zwar in seiner politischen Satire, aber, weil es typische Zustände streift, nicht verletzend, mit einem Worte: amüsant, wenn es seine Lebensweisheit auch etwas deutlicher hätte aussprechen können.

Darin verdient Kurt Martens mit seinem „Kaspar Hauser, Drama in vier Akten“[1]) einen entschiedenen Vorzug. Er hätte zwar den seinem Drama zugrunde liegenden historischen Stoff, die Erzählung von Kaspar Hauser, etwas mehr herausarbeiten können; Name sowohl wie Geschichte des Helden, der im Jahre 1829 plötzlich in Nürnberg auftauchte, eine Zeitlang hochstehende Persönlichkeiten für sich interessierte, dann nach seiner 1833 erfolgten Ermordung von einigen für einen Betrüger, von andern für den Sohn des Großherzogs Karl von Baden gehalten wurde, und der bis heute noch zu den Rätseln der Geschichte gehört, werden den wenigsten bekannt sein. Vielleicht aber war dem Dichter das auch gleichgültig, nahm er die Geschicke jenes Unglücklichen nur symbolisch und formte ein Stück daraus, das in eine Weisheit ausklingen sollte, die auszusprechen es ihn drängte. Er hat eine Tragödie des Suchenden geschrieben, dessen, der weder weiß, woher er kommt, noch was er ist, noch wohin er geht, vom Dasein, das auch die zunächstliegenden Fragen unbeantwortet läßt und nur im Tode seine Erfüllung findet. — Wir müssen uns gedulden. — Sein Held hat diese Geduld nicht; er will Rätsel lösen nud findet den Tod. Es ist viel „Hamlet“ in diesem Drama, das, wenn auch in seiner Struktur etwas zu schleppend, um der Bühnenwirkung sicher zu sein, den Leser sicher nicht unerschüttert lassen wird.

E. v. Keyserling scheint in seinem fünfaktigen Drama „Peter Hawel“[2]) fast bewußt jedem szenischen Effekt aus dem Wege gegangen zu sein, so wundervoll einfach komponiert ist es, so knapp gehalten gerade da, wo es den tiefsten Eindruck macht. Einfach und durchsichtig ist auch die Natur des Helden, der, von Hamlet weit entfernt, den Typus des nur auf Arbeit und Pflichterfüllung bedachten ostelbischen Bauern darstellt, der von sich sagen darf: „Ich konnte noch jedesmal, was ich wollte“ — nur eins nicht: Er hat eine Frau, die nicht zu ihm paßt, die ihm einmal als „was ganz Teueres,“ als „so'ne feine Goldsache in die Hand“ gelegt wurde. Von ihr betrogen stößt er sie zwar von sich, verfällt aber nach erneuter Annäherung wieder ihrem Bann. Wir haben ein ähnliches Thema wie in Wedekinds „Erdgeist,“ jedenfalls ohne daß sich unser Dichter dessen bewußt wurde. Bei Wedekind sind wir am Ende starr und fragen uns, wie ist's nur möglich? Hier glauben wir unbedingt, denn wir müssen.

[1]) Berlin 1903, Fontane & Co. 8°. 133 S.
[2]) Berlin 1904, S. Fischer. 8°. 176 S. 2.—.

Digitized by Google

Den Höhepunkt bildet im dritten Akt der Dialog zwischen der Frau und Peter, der von dem unwürdigen und doch so heiß geliebten Weibe hören muß, daß sie ihn verachtet, weil er um ihretwillen schwach ist. Er hat keine Macht mehr über sie, er läßt es ja geschehen, daß sie von ihm weg — zu einem Stelldichein geht, er hat nur noch den einen dunklen Instinkt: „Zugrunde gehen an der — an der — nein" und bringt sie um. Dann wird er wieder als der Alte leben, arbeiten und Herr sein. Was geht's die Leute an, wie er mit seiner Tat auskommt und mit sich selbst Gericht hält. Aber das Ende kommt früher. Ein von ihm entlassener und ihm daher feindlicher Arbeiter war Zeuge seines Verbrechens, Peter ist in seiner Hand, das Gefühl der Abhängigkeit vom Niederen treibt ihn in den Tod. In der Tat ist es das Weib, an dem er zugrunde geht und so in rührender Eindringlichkeit einen alten, traurigen Erfahrungssatz bestätigt. — Ich sprach oben von literarischen Lehrmeistern und Beeinflussungen. Vielleicht ist Keyserling von Ibsen und auch Sudermann nicht ganz frei. Jedenfalls aber übernahm er nur ihr Bestes. Ibsens Prägnanz in Szenenführung und Dialog, die jede Ermüdung des Genießenden ausschließt, Sudermanns Meisterschaft in der Schilderung östlicher Landschaft und Menschentypen. Es weht scharfe, aber gesunde Luft in dem Drama; Erdgeruch! — Gibt es überhaupt eine Heimatkunst, so gehört dieser „Peter Hawel" sicher zu ihren besten Gaben.

Soll und Haben.

Das Soll und Haben harmonieren selten,
Und stimmten stets sie überein, dann wär'
Das Haben wahrlich keine große Ehr',
Weil ihm des Strebens Diamanten fehlten.

Die satt sind von dem Haben, die sind Toren —
Der Weise ringet rastlos nach dem Soll;
Aus Haben stets nur neuer Mut ihm quoll,
Der bis zuletzt das Soll nicht gibt verloren.

Böchendorf (Schlesien). Maximilian Wagner.

Digitized by Google

Neue Kunstliteratur.

E. Möller in Brenken i. W.

Das Anwachsen der Kunstliteratur, der Kunstgeschichten, Monographien und Bilderwerke ist in den letzten Jahren immer gewaltiger geworden. Auf der einen Seite der rastlose Betrieb wissenschaftlicher Forschung, auf der anderen wohl noch emsiger das Bestreben, von dem Schönen einen Hauch ins Volk zu tragen und vor allem durch gute Reproduktionen das Auge zum selbständigen Wahrnehmen, die Seele zum eigenen Empfinden des Schönen zu erziehen und so die Kunst zu einem lebendigen Faktor im Leben des ganzen Volkes zu machen. Diese letzte Richtung setzt in den letzten Jahren immer energischer und geschickter ein. Erfreulicherweise, denn unsere in der Wissenschaft und der Technik so hoch stehende Zeit ist im ganzen eine Periode der Geschmacklosigkeit geworden. Wechselnde Mode und Fabrikware sind an die Stelle der sicheren, künstlerischen Kultur getreten, Stilreiterei und Formenspiel statt des Prinzips der Zweckmäßigkeit und konstruktiven Klarheit, Schmuckverschwendung anstatt der Solidität und Einfachheit, die stets ein Merkmal der höchsten Schönheit bilden.

Wir weisen hier zunächst auf die verdienstvollen, im Kunstwartverlag in München erschienenen Schriften des Malers Schultze-Naumburg hin, die mit Recht ihren Titel „Kulturarbeiten“ führen. Vor einem halben Jahre trat zu den beiden ersten Bänden über „Hausbau“ und „Gärten“ ein dritter, der „Dörfer und Kolonien“ benannt ist. Diese reich mit Bildern ausgestatteten Bändchen (das letztere mit 250 S. und 164 Abb.) kosten ungebunden 3—4 Mk., und sie sind berufen, ein wahres Apostolat des guten Geschmackes im Volke auszuüben. Sie sollten vor allem in den Händen der Lehrer und Geistlichen in der Stadt und auf dem Lande sein und in der Bibliothek eines jeden, der mit dem Bauen irgendwie zu tun hat, und das ist ja schon bei jedem Hausbesitzer der Fall. Sie befassen sich meist mit der bürgerlichen Baukunst, lehren hier das gute Alte in seiner schlichten Schönheit und Echtheit schätzen und wollen ein Aufbauen auf den guten Traditionen. Eigentümlich ist dem Verfasser der schon von Pugin in den „Parallels“ befolgte Modus, neben die ästhetisch gesunde Lösung eines Themas ein ebenfalls der Wirklichkeit ent-

Digitized by Google

nommenes Zerrbild zu setzen. Bezeichnender Weise sind die meisten guten Vorbilder aus der Vergangenheit und die abschreckenden Beispiele neu. Hoffentlich findet die jetzt landschaftlich noch ziemlich begrenzte Aktion des Autors bald ihre Ergänzung in anderen Provinzen. Das Material dazu liegt wörtlich auf der Straße, und die Amateurphotographen haben hier Gelegenheit, sich große Verdienste zu erwerben.

Vor einem Jahre etwa trat Ludwig Volkmann, der Bruder des in Rom lebenden Bildhauers, mit einer Studie hervor, benannt „Naturprodukt und Kunstwerk“ [1]), worin er eins der wichtigsten Probleme der praktischen Ästhetik: das Verhältnis zwischen dem Naturvorbild und seiner Umwertung in der Kunst, in allgemeinverständlicher Sprache behandelte und so in die Weise des künstlerischen Schaffens einführte. Mit Recht schreibt Volkmann: „Das Naturprodukt ist dem Künstler das Rohmaterial, dessen er zwar bedarf, das er aber seiner inneren Vorstellung dienstbar macht,“ und „der Maßstab für die künstlerische Fähigkeit liegt nicht nur darin, wie gut er das Gesehene äußerlich reproduzieren kann, sondern mehr noch darin, wie er es sich innerlich zu eigen zu machen weiß.“ Noch wichtiger und interessanter ist des Verfassers neue Schrift: „Die Grenzen der Künste, auch eine Stillehre“ [2]). Hier haben wir wohl das anziehendste und bedeutendste Buch, das uns diese Richtung bisher gebracht hat. Außer der freien Kunst kommt auch die angewandte, neben der alten die neue zu ihrem Recht. Wie vorhin Naturvorbild und Kunstwerk, so werden hier bald gute und verfehlte Lösungen gleicher künstlerischer Aufgaben, bald dieselben Probleme in diesem und in jenem Material und Stil gegenübergestellt. Hier wird endlich das Hauptgewicht darauf gelegt, daß aus dem Innern heraus, daß dem Material entsprechend geschaffen werden muß, daß ungleich wichtiger die Unterscheidung des malerischen und des zeichnerischen, des plastischen und des architektonischen Stiles als die der historischen Stilformen ist, daß es ein Verderben für die Kunst ist, wenn in der Architektur das Gesetz der Tektonik der malerischen Wirkung geopfert, die Grenzen der Malerei und Plastik verwischt, die dekorative Einordnung eines Gemäldes oder einer Gruppe in die umgebende Architektur übersehen, über dem Schmuck die Konstruktion und die Gebrauchstüchtigkeit vergessen werden. Wie lange hat uns ein solches populäres Buch gefehlt! Da die Zeichnungen auf den Einbänden der beiden Volkmannschen Bücher von manchen nicht mit Unrecht als anstößig empfunden werden können, so raten wir, die Bücher eigens binden zu lassen.

Ein weiteres Charakteristikum unserer neueren populären Kunstliteratur ist die Monographie, in der Velhagen & Klasing vorangegangen sind. Von deren Künstlermonographien aus der letzten Zeit nennen wir mit Umgehung des künstlerisch bedeutungslosen Eberlein, dessen auf das Sinnlichge-

[1]) Dresden, G. Kühtmann. 116 S. 41 Abb. Mk. 6.—.

[2]) 256 S. m. 147 Abb. Verl. u. Pr. wie oben.

Digitized by Google

fällige ausgehende Kunst zur leeren Spielerei mit Formen und Allegorien wird, das prächtige, glänzend illustrierte Werkchen über Donatello[1]), einen der gewaltigen Renaissancekünstler. Der große Meister des Realismus, der Schöpfer einer neuen statuarischen wie physiognomischen und dramatischen Kunst in Stein und Erz, in Freifigur und Relief wird hier recht ansprechend von A. G. Meyer geschildert. Manche der oft nach Abgüssen aufgenommenen Detailphotographien frappieren geradezu. Über den schneidigsten deutschen Aquarellisten H. v. Bartels hat Prof. Heyck eine anziehende mit 104 Abb. und 10 schönen Farbendrucken geschmückte Würdigung verfaßt (Mk. 4.—). Unter den übrigen Monographien des Verlages verdienen hier noch Hervorhebung zunächst „Die Landschaft"[2]) von M. Haushofer. Ein ungewöhnlich bildendes, prächtiges Buch, das mit seinen schönen Schilderungen und abwechslungsreichen, klaren Bildern auch für den Familientisch paßt. In dem Bändchen „Reklamekunst"[3]) macht uns W. von zur Westen mit einem erst in den letzten 10 Jahren emporgeblühten Zweig der angewandten Kunst trefflich bekannt. Die Abbildungen sind glänzend, aber man hätte wenigstens den Ropsschüler Rassenfosse übergehen sollen; gehört doch ohnehin die Muse der Plakat- und Buchumschlagkunst, entsprechend dem Charakter mancher großstädtischen Vergnügungen und der modernen Literatur, zu den leichtgeschürzten.

Zu den populären Zwecken dienenden Büchern zählt auch das in demselben Verlage erschienene Buch von Löschhorn „Museumsgänge". Für 4 bzw. 6 Mk. kann man nicht mehr verlangen als über 260 gute Abbildungen und einen erläuternden kunsthistorischen Text. Nur meinen wir, um einzuführen sollte man auf alles Detail, sogar auf den geschichtlichen Zusammenhang verzichten und wirklich das „ideale Museum auf der Insel Utopia", von dem die Einleitung spricht, einrichten, indem man die Hauptwerke der Kunst in nicht zu kleinen Bildern in Gruppen vereinigt und in einem Auge und Herz beschäftigenden Text erläutert, wobei Vergleiche zwischen verwandten Werken schon die Sache zusammenhalten würden. Was nicht im Bilde gegeben ist, dürfte auch nicht erwähnt und besprochen werden. Biographische Notizen gehörten in einen Anhang. Die Überschriften dieses Buches leiden an innerer Unwahrheit, da z. B. unter dem Titel „Die Madonna mit dem hl. Sebastian von Corregio" noch die späteren Schulen von Bologna, Rom und Neapel untergebracht sind. Ferner müßte bei einem vorzugsweise für die Jugend bestimmten Werke die Pädagogik doch noch mehr Rücksicht bezüglich der unbekleideten Körper lehren.

Wir wollen hier Gelegenheit nehmen, einige recht bedenkliche Produkte der neuesten Kunstliteratur zu berühren, nämlich verschiedene Bücher, die die Schönheit des unbekleideten, jugendlichen und — was in anbetracht des vor-

[1]) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing. 130 S. m. 140 Abb. Mk. 3.—.
[2]) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, mit 108 Abb. und 6 Kunstbeilagen. Mk. 3.—.
[3]) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 161 teils farbige Abb. Mk. 4.—.

Digitized by Google

zugsweise männlichen Lesepublikums bezeichnend ist — meist des weiblichen Körpers zur Anschauung bringen. Sie geben zahlreiche Netzdrucke nach Aktphotographien, wobei dann der Text der an sich etwas anrüchigen Sache ein wissenschaftliches Mäntelchen umhängt. Wir wollen zugeben, daß manches von diesen Sachen den Medizinern, den Ethnologen und vereinzelt auch einem Künstler von Wert sein mag, aber diese Schriften dürfen keinen Anspruch erheben, in weitere Kreise eindringen zu wollen! Deshalb ist die Widmung dieser Bücher an „die Mütter, Eltern, Erzieher und Kunstfreunde" neben den Ärzten und Künstlern so deplaziert wie nur irgend etwas. Die meisten Abnehmer finden diese Bücher trotz ihres hohen Preises in den Kreisen unserer jungen Männerwelt. Auf diesen Leserkreis müssen sie demoralisierend wirken, einerseits durch die die Käufer lockenden Nuditäten, andererseits aber auch durch einen Text, der anscheinend mit Vorliebe die Entwicklung aller geschlechtlichen Merkmale und gewisse Schattenseiten des geschlechtlichen Lebens behandelt. Eine energische Kennzeichnung und Zurückweisung dieser Literatur tut um so nötiger, als derartige Publikationen sich mit jedem Jahre mehren. Wie groß der buchhändlerische Erfolg ist, der zu immer neuen Themen dieses Genres reizt, geht schon daraus hervor, daß eins dieser Werke in 6 Jahren 14 Auflagen erlebte! Wieviel Schaden müssen diese Bücher schon bei der deutschen Jugend angerichtet haben! Wir wollen den medizinischen Autor nicht der Spekulation auf niedrige Instinkte bezichtigen, aber das Empfinden eines Frauenarztes kann uns bezüglich des Schicklichen nicht als „normal" gelten. Auch der Verlag muß sich sagen, daß von 100 verkauften Exemplaren vielleicht eins in die richtigen Hände gelangt. Für Gesundheit, Körperpflege, zweckmäßige Kleidung, Dinge, die das Volk allgemein angehen, kann man in unverfänglicherer Weise eintreten, ohne daß die ohnehin genug gefährdete Sittlichkeit unseres Volkes so freventlich aufs Spiel gesetzt wird.

Eine neue Epoche der Künstlermonographien leitet die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart durch ihre „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben" ein. Hatten schon früher viele Künstlermonographien ihren Hauptwert in dem Bildermaterial, so will dieser Verlag eben nichts anderes als die Gemälde der großen Meister edieren, aber diesmal in wissenschaftlicher Vollständigkeit. Hierzu treten 3 Indices (je ein chronologischer, topographischer und sachlicher) und eine mit einigen der besten Handzeichnungen geschmückte, gut über das Leben des Malers orientierende Einleitung, die bisher Ad. Rosenberg verfaßt hat. Erschienen sind bis jetzt „Raffael"[1]) und „Rembrandt"[2]). Die Abbildungen sind von großer Schönheit und Klarheit, der Einband bei aller Eleganz solide, der Preis niedrig. Sind die meisten Werke des großen Urbinaten auch schon vielen bekannt, so bietet die lange Galerie der Rembrandtschen Bilder, von denen sehr zahlreiche Stücke im Privatbesitz verborgen sind, dem Kunst-

[1]) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 202 Abb. u. 34 S. Einl., geb. Mk. 5.—.
[2]) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 405 Abb. u. 26 S. Einl., geb. Mk. 8.—.

Digitized by Google

freunde fast Blatt für Blatt Überraschungen und Offenbarungen. Wir wünschen der gediegenen, auch die Wissenschaft fördernden Publikation, die ein Schatz für die Büchersammlung jedes Kunstfreundes ist, glücklichsten Fortgang!

Wir wollen es nicht unterlassen, an dieser Stelle auch hinzuweisen auf die äußerst noblen Museumsführer, die die „Union, deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart" vor 1½ Jahren unter dem Titel „Moderner Cicerone" herauszugeben begonnen hat. Bis jetzt liegen vor Florenz: Paul Schubring, I. „Pitti und Uffizien" 100 Abb. Mk. 2.50; II. „Bargello, Domopera, Akademie" u. a. 134 Abb. Mk. 2.50. Rom: O. Harnack, „Neuere Kunst seit der Renaissance" 159 Abb. Mk. 4.—. Wien: W. Suida, „Die kaiserl. Gemäldegalerie" 105 Abb. Mk. 3.—. Sämtliche Bändchen sind aufs feinste und solideste gebunden. Ebenso ist die Druckausstattung von künstlerischem Geschmack und die Abbildungen sind trotz ihrer meist geringen Größe klar bis ins kleinste Detail. Ist die Ausstattung eine Musterleistung, so erfüllt auch der Text seinen Zweck aufs beste, da die Autoren ihre Aufgabe richtig auffassen. Den Preis aber verdient Schubring für seine bei aller wissenschaftlichen Korrektheit und Knappheit höchst anregende Darstellung, und ihm zunächst steht wohl v. Scheffer, der für die Ausflüge in die Campagna, in das Sabiner- und das Albanergebirge und an die Seeküste einen herrlichen Begleiter stellt. Suida wird manchmal etwas breit und gespreizt, stimmt gelegentlich auch das Hohelied des Fleisches an. Wer also die genannten Museen oder landschaftlichen Punkte aufsucht, der greife zu diesem Cicerone. Er wird ihn auch in der Heimat noch lange erfreuen, nicht zum wenigsten durch seinen herrlichen, ausgewählten Bilderschmuck.

Eine Umwälzung in der Illustration der Malerei, ähnlich wie die Erfindung des photographischen Netzdruckes, beginnt in den letzten Jahren allmählich der Dreifarbendruck herbeizuführen. Was früher ein Dutzend lithographische Platten umständlich zu Wege brachten, das liefern jetzt getreuer 3 nach verschiedenen photographischen Aufnahmen geätzte Zinkplatten. Der Kunstverlag von E. A. Seemann in Leipzig hat vor allen anderen mit Energie und Ausdauer seit mehreren Jahren diese neue Technik gepflegt und den erlangten Erfolg ehrlich verdient. Das erste Sammelwerk „Alte Meister", von dem gegen 20 Lieferungen mit je 8 Bildern, die Lieferung zu Mk. 5.— vorliegen werden, hat sich in stets aufsteigender Linie bewegt, sodaß immer mehr deutsche Galerien (zurückgeblieben ist bis jetzt nur die Münchener Pinakothek!) dem Verleger gestattet haben, direkt nach den Originalen Aufnahmen zu machen. Einen erheblichen Fortschritt zeigte bereits das nunmehr fast vollständig erschienene Lieferungswerk „Hundert Meister der Gegenwart"[1]). Es ist nicht jedem möglich, Kunstausstellungen häufiger zu besuchen; hier kann er an guten Bildern in Nachbildungen, deren Treue und Schönheit von den betreffenden Künstlern selbst

[1]) 20 Folioheste mit je 5 Bildern nebst Text Mk. 40.—, einzelne Blätter Mk. 1.—

Digitized by Google

anerkannt sind, seinen Farbensinn bilden und die Eigenart der namhaftesten deutschen Maler kennen lernen und sich ihrer freuen. Die Defregger, Fr. Kaulbach, Leibl, Lenbach, Thoma, Dill, Achenbach, Gebhardt, Philippi, Kuaus, O. Engels, Slevogt, Vogel, Friese, die Worpsweder alle: es ist eine prächtige, im großen Ganzen recht gelungene Auswahl. Mit Erfolg war man bestrebt, freiere Bilder zu vermeiden. Nur religiöse Bilder fehlen hier fast ganz, noch mehr wie bei den lebenden Malern, und da wäre die Publikation: „Christliche Kunst“[1]), die von der Gesellschaft für christliche Kunst in München herausgegeben wird, berufen, eine Ergänzung zu bilden. Wenn die 3 ersten Hefte an Auswahl und Technik manches zu wünschen übrig ließen, so zeigten die beiden folgenden, ganz erheblich besseren, daß der Verlag fortzuschreiten bestrebt ist. Bis jetzt hat Seemanns Verlag an Klarheit und Frische der Farben, Gleichmäßigkeit des Auftrags und Exaktheit des Überdruckes, das Vorzüglichste geleistet. Das zeigen auch die größeren für den Wandschmuck hergestellten Blätter nach alten und modernen Meistern (ca. 12 Blatt zu 2—6 Mk.) Seit Januar d. J. erscheint ein neues Unternehmen „Meister der Farbe“[2]). Hier sind auch außerdeutsche Maler und farbige Skulpturen vertreten. Die beiden ersten Lieferungen sind eine glänzende Einleitung. Blätter wie Repins Rubenstein, Zorns Maja, Beths Mädchenporträt, Zuloagas Consuelo, Menzels Abfahrt König Wilhelms zum Kriegsschauplatz 1870 und Klingers Beethoven sind blendende Leistungen dieser Technik. Einzelblätter, die für Mk. 1.— zu haben sind, geben auf dem dunkelblauen Karton einen prächtigen Zimmerschmuck.

In der Schwarz-Weißkunst haben vor 2 Jahren Fischer & Franke (in Düsseldorf, früher in Berlin) ein Unternehmen begonnen, das unsere volle Sympathie verdient. Der „Teuerdank“[3]), Fahrten und Träume deutscher Maler, gibt Federzeichnungen namhaftester Künstler in getreuer Faksimilenachbildung wieder. Unter diesen Heften von 10—12 Blättern findet man neben einzelnen schwächeren Arbeiten wundervolle Sachen. Wir heben daraus hervor von dem bedeutenden Landschaftsradierer S. Hirzel die Cyclen „Stimmungen“, „Leuchtende Tage“, „Rügen“ von H. v. Volkmann, die meisterhaft einfachen „Eifelbilder“, Georg Jahns „Meeresstrand“, Blätter von wunderbarer Technik und großartiger Naturauffassung, Kuithans anmutsvolle „Träume und Erinnerungen der Kindheit“, die „Bilderchronik der Städte Berlin und Cölln“ von Barlösius und vor allem noch die geistvoll und groß gezeichneten „Allemanischen Bildnisse“ und „Dichter und Musiker“ von Ernst Würtenberger. Besseres als das Vorgenannte haben deutsche Zeichner in den letzten Jahren nicht gegeben.

Der Kunstwartverlag hat zu seinen musterhaften Künstlermappen, unter denen der über unseren größten deutschen Meister Dürer (Mk. 3.—) bisher die

[1]) Jede Lieferung mit 5 Blättern Mk. 3.— resp. Mk. 2.—.

[2]) Jährlich 12 Lieferungen zu 6 Folioblättern in feiner Mappe 24.— Mk.

[3]) Jährlich 12 Hefte zu Mk. 18.—, einzelne Hefte Mk. 2.— u. Mk. 2.50.

Digitized by Google

Krone zugesprochen werden muß, neuerdings von den gemütvollen, schönheitdurchtränkten Schöpfungen M. v. Schwindts die zwei schönsten Cyclen ediert: „Die schöne Melusine“[1]) und „Das Märchen von den 7 Raben“[2]) Von beiden Werken, die zu den herzerfreuendsten der ganzen deutschen Kunst gehören, gab es bisher nur teure Nachbildungen. Nunmehr wird hoffentlich diese edle Kunst in den billigen und ganz vorzüglichen Nachbildungen in alle deutschen Bürgerhäuser den Weg finden.

Wenden wir uns nun zu den kunsthistorischen Gesamtdarstellungen, die in letzter Zeit erschienen sind — über die treffliche Fähsche Geschichte der bildenden Künste hat Dr. Jos. Popp hier schon ausführlich referiert — so steht an der Spitze das alte, ausgezeichnete „Handbuch der Kunstgeschichte“[3]) Anton Springers. Der erste Band ist in seiner neuesten, durchgreifenden Umgestaltung und Erweiterung durch Prof. Michaelis unzweifelhaft die bedeutsamste, wissenschaftlichste Darstellung der antiken Kunst, die wir im Rahmen einer allgemeinen Kunstgeschichte haben. Text und Abbildungen haben gegen die erst vor 3 Jahren erschienene 6. Auflage um 100 Seiten bezw. Nummern zugenommen. Ein Literaturnachweis, der beigegeben wird, ist namentlich allen Studierenden willkommen. Beim dritten Band, der die Renaissance in Italien[4]) behandelt, sind Umfang und die Zahl der Abbildungen ungefähr dieselben geblieben, doch hat Prof. A. Philippi, wie eine Vergleichung bald ergibt, das Ganze sorgsam durchgefeilt, und das Bildermaterial ist verbessert. An Stelle der zweibändigen Geschichte der Architektur, die Lübke in demselben Verlage herausgegeben hatte, tritt jetzt eine vollständige Neuschöpfung durch die bewährten Kräfte Prof. Borrmann und Prof. Neuwirth. Band I „Die Baukunst des Altertums, der Sassaniden und des Islams“[5]) liegt bereits vor. Der das Mittelalter behandelnde Band ist unter der Presse. Borrmann, der an den griechischen Ausgrabungen selbst teilgenommen hat, bietet eine gediegene Arbeit, trotzdem die Verhältnisse wegen der überall in Fluß geratenen Einzelforschung und der dadurch bewirkten Erschütterung mancher bisherigen Ansichten für eine Zusammenfassung der Resultate jetzt nicht günstig lagen. Von einer „Geschichte der modernen Kunst“, die gleichfalls bei E. A. Seemann verlegt ist und zwar in einzelnen Bändchen, erschien vor kurzem „Französische Plastik und Architektur“[6]). K. E. Schmidt führt hier die glänzende Reihe französischer Bildhauer vor und beweist ein klares, ruhiges Urteil. Auffällig war uns, wie das Fehlen der Abbildungen bei Roty, so der Überfluß an solchen bei Carabin.

[1]) 11 Foliobilder mit Begleittext von F. Avenarius. Mk. 2.—.

[2]) 6 Bilder mit Text Mk. 1.50.

[3]) Leipzig, E. A. Seemann. 464 S., 783 Abb. u. 9 Farbendrucke. Geb. Mk. 9.—.

[4]) 312 S., 319 Abb. u. 16 Farbendr., Mk. 8.—.

[5]) 386 S. m. 285 Abb. Mk. 10.—.

[6]) 108 S. m. 100 Abb. geb. Mk. 3.—.

Digitized by Google

Geistvoller wie Richard Muther hat in Deutschland noch niemand über die moderne Malerei geschrieben, aber wegen der etwas zu flüchtigen Arbeit konnte man seiner „Malerei des 19. Jahrhundert" manche Vorwürfe machen. Neuerdings läßt Muther bei S. Fischer in Berlin über dasselbe Thema Einzeldarstellungen erscheinen und hat bisher die französische, die englische und die belgische Malerei behandelt unter vielfacher Korrektur und Klärung seiner früheren Anschauungen. Zweimal hat die englische Malerei einen Anlauf zu den höchsten Zielen genommen, zuerst unter Hogarth, Reynolds, Gainborough und Turner, dann bei den Präraffaeliten, als deren letztes Glied der alte Watts noch auf einsamer Höhe inmitten einer süßlich-sentimentalen, verflachten Epigonenkunst in unsere Tage hineinragt. Zwei konträre Wertschätzungen sind der englischen Kunst zu teil geworden: zuerst mißachtete man die „nüchterne" Weise des Inselvolkes, und schließlich trat vor wenigen Jahren eine überschwängliche Bewunderung bei uns ein, die vor allem auch dem Kunstgewerbe galt, das von den Präraffaeliten die stärksten Anregungen empfangen hatte. Jetzt beginnt man scharf zu scheiden — und so tut es Muther — zwischen Morris und den leeren Linienspielen Cranes, dem Genie Turners und der Modekunst der Glasgow-boys, dem hohen Geistesflug der Präraffaeliten und ihren schwachen Nachtretern („Geschichte der englischen Malerei")[1]. Bei der „Geschichte der belgischen Malerei"[2] ist Muthers Arbeit um so verdienstlicher, weil noch keine Darstellung über dieses Thema vorhanden war. Der naturwüchsige, farbenschillernde Charakter ist der belgischen Malerei seit Rubens geblieben, und ein Khnopff erscheint jedem Unbefangenen als Dekadent, der so seltsam berührt wie die Schreibweise seines Namens. Muther bewährt sich überall als geistvoller, anregender Schilderer, der Stimmung bringt, gelegentlich noch seiner alten Neigung zu Paradoxen nachgibt und S. 101 auch seine Phantasie in Maeterlinckscher Naivität und Perversität spielen läßt, aber seine Darstellungskunst ist nicht am wenigsten an solchen Stellen bewunderungswürdig. Die Illustrationen beider Werke sind gut ausgewählt und vortrefflich reproduziert.

Über „Kirchliche Kunstaltertümer in Deutschland"[3] erhalten wir nun, nachdem seit dem Erscheinen der letzten Auflage von Ottes bekanntem Werk fast 20 Jahre verflossen sind, eine neue systematische Darstellung, in der die umfangreichen, mannigfaltigen Resultate, die seit dieser Zeit in Zeitschriften, Inventarisationsarbeiten und Monographien niedergelegt sind, zusammengefaßt werden. Wiederum ist ein protestantischer Pfarrer, Dr. Bergner, der Herausgeber dieses Werkes, das katholische Kreise besonders interessiert und vom Chr. Tauchnitzschen Verlage in Leipzig in vortrefflichster Weise ausgestattet wird. Auf den kunsttopographischen Teil, der bei Otte fast die Hälfte des ganzen Werkes

[1]) Berlin, S. Fischer. 400 S. m. 154 Abb. geb. Mk. 14.50.
[2]) Ebenda. 106 S. m. 32 Bilderbeilagen, geb. Mk. 6.—.
[3]) 5 Lieferungen à Mk. 5.—, davon erschienen 2 Liefg. m. 224 S., 183 Abb. und 2 Farbentafeln.

Digitized by Google

füllt, hat B. verzichtet, um den systematischen Teil um so besser ausgestalten und auch die Renaissance behandeln zu können. Lücken und Irrtümer finden sich bei solchen Werken immer. Am auffälligsten war uns das Übersehen der bedeutenden Leistung, die uns Jos. Sauer in seiner „Symbolik des Kirchengebäudes" vor 1½ Jahren geschenkt hat.

Auch an hervorragenden Einzelforschungen des letzten Jahres ist kein Mangel. Wir heben nur einige Werke hervor, die neben ihrer Bedeutung für die Wissenschaft auch für weitere Kreise von Interesse sind. Berth. Daun gab über den Nürnberger bzw. Krakauer Bildschnitzer Veit Stoß die erste Monographie heraus,[1]) deren Abfassung wegen der Zerstreuung der Originalarbeiten, der oft fälschlichen Zuweisungen und wegen der großenteils in polnischen Zeitschriften veröffentlichten Forschungen, erhebliche Schwierigkeiten verursachte. Mit sorgsamer, feinfühliger Kritik werden die Arbeiten des Meisters von denen seines Sohnes Stanislaus und solchen des Wohlgemut u. a. gesondert, und die Fachgenossen werden ihre Zustimmung wohl kaum versagen können. Die klaren Abbildungen der sämtlichen Arbeiten der beiden Stoß verleihen dem Buche auch einen erheblichen Wert für die kirchliche Bildschnitzerkunst.

Francisko Goya gehörte längst zu den bekanntesten Namen der Kunstgeschichte Spaniens; er verdankte diesen Ruhm aber nicht so sehr der impressionistischen Technik seiner Malerei und der virtuosen Mache seiner Radierungskunst, als vielmehr dem satirisch-freien Inhalt seiner berühmten Radierungen. So entging er nicht dem Schicksale, als willkommenes Sujet für die Novellenschreiber zu dienen, unter denen sich der Gascogner Yriarte besonders hervorgetan hat, und schließlich wurde die Ansicht allgemein, daß Goya ein rabiater Freigeist, ein Revolutionär der Gesellschaft, ein Raufbold und Abenteurer gewesen sei. Dem hat nun Val. v. Loga in einem umfangreichen, gründlich gearbeiteten und von dem bekannten G. Groteschen Verlag in Berlin mit gewohnter Noblesse ausgestatteten Werk[2]) den Boden entzogen, und wir sehen jetzt Goya als eine ehrliche, hilfsbereite Natur, einen durchaus nicht ungläubigen Menschen, einen lauteren Charakter und unermüdlichen Arbeiter. Allerdings fließt heißes Blut in ihm, und die traurigen Verhältnisse der damaligen spanischen Gesellschaft, zumal des Hofes, legten ihm manche Satiren zu nahe. Es ist übrigens kein geringes Zeichen von Geistesfreiheit, daß Goya von Wiedervergeltungen des Hofes und der gefürchteten Inquisition verschont blieb.

Ein noch junger Forscher, ein Schüler Wölfflins, Fritz Kapp hat seiner früheren Studie über Piero di Cosimo eine umfängliche, jahrelange Vorarbeiten voraussetzende über „Fra Bartolomeo und die Schule von S. Marco"[3]) bald folgen lassen. Das gesamte, erhebliche Material ist hier fleißig verarbeitet und nicht nur sämtliche erreichbaren Bilder des Malers, sondern auch viele seiner

[1]) Leipzig, W. Hiersemann. 187 S. mit 89 Abb. Mk. 10.—.
[2]) 248 S. mit 82 Tafeln, geb. Mk. 24.—.
[3]) Halle, W. Knapp. 326 S. mit 122 Abb. Mk. 24.—.

Digitized by Google

glänzenden, großzügigen Handzeichnungen sind hier vortrefflich reproduziert. In Deutschland schätzt man B. meist nicht hoch genug, weil hier kein gutes Gemälde von ihm existiert. B. ist aber einer der bedeutendsten und ernstesten Geister, die in der religiösen Malerei aufgetreten sind, und er verdient unser höchstes Interesse. Er strebt nach Einfachheit und Größe in der Linienführung und durch Savonarola, der mit Recht die Verweltlichung der religiösen Kunst geißelte, angeregt, wurde er ein Erneuerer und Vertiefer der religiösen Malerei. Auf letzteres Moment legt K. zu wenig Gewicht, da es ihm vornehmlich um die Kunstform zu tun ist, und in seine hohe Bewunderung für die glänzenden Werke des Meisters mischt sich, an ein paar Stellen allerdings nur, ein Bedauern über mönchische Fesseln. Solche Beschränktheit ist bei dem Ordensgenossen Fra Angelicos aber wahrscheinlich nicht zu finden, wie schon Wölfflin anerkennt. Dieser geringfügige Mangel vermag den Wert des schönen Buches, das unseren christlichen Künstlern gewiß noch manche Erhebung und Anregung zu höherem Geistesflug bietet, nicht zu beeinträchtigen.

Wenn zu den Historikern sich der Künstler und der Mediziner als Schriftsteller gesellt, warum sollte da der Naturforscher fehlen? Daß er wertvolle Beobachtungen über den Naturalismus in der Malerei machen kann, weil er Spezialkenntnisse über Pflanzen und Gesteine besitzt, die den Kunstgelehrten abgehen, wird niemand bezweifeln wollen. So hat denn der Breslauer Naturforscher Felix Rosen seine seit Jahren vor italienischen und deutschen Bildern des Mittelalters und der Frührenaissance gemachten Wahrnehmungen auf Muthers Antrieb in einem stattlichen Bande von 344 Seiten mit 120 Abbildungen nach Kunstwerken und Naturaufnahmen unter dem Titel „Die Natur in der Kunst“ [1]) zusammengefaßt, und die Wissenschaft hat Ursache, ihm dafür dankbar zu sein. Widersprechen wird man sicher manchen seiner Folgerungen. Verfehlt erscheint es uns z. B., dem Giotto, weil er Terrain, Pflanzen und Gebäude vereinfacht, gleichsam symbolisch darstellt, „Unfähigkeit“ in der Darstellung des Details vorzuwerfen. Mögen diese Dinge auch einen Naturforscher erklärlicherweise an erster Stelle interessieren, der monumentalen Malerei sind sie Nebensache, da hier das ganze Gewicht auf der menschlichen Figur und der dargestellten Handlung ruht. Detailmalerei und Naturtreue wirken da nur ablenkend und schädlich, wie die Fehlgriffe vieler späterer Künstler überzeugend dartun. Überhaupt wäre der Genuß des Buches ungetrübter und sein Wert reiner, wenn der Autor es über sich gebracht hätte, sich auf die spezielle Seite seiner Forschung zu beschränken und Bemerkungen über den religiösen und kulturgeschichtlichen Charakter der alten Bilder und ihrer Zeit zu unterlassen, denn hier gibt er sich manche Blößen. Zu den wertvollsten Partien des Buches gehört wohl der Abschnitt über die Kunst der van Eyck. Die kunstgeschichtlichen Kenntnisse des Verfassers sind überhaupt ganz ansehnlich, seine Darstellung ist gewandt, wie das Thema anziehend.

[1]) Leipzig, B. G. Teubner. Mk. 12.—.

Digitized by Google

Das Jahr 1903 in der pädagogischen Literatur.

Von B. Clemenz in Liegnitz.

(Schluß.)

Da nun die werten Leser nicht nur Lektüre, sondern auch literarischen Rat hier suchen werden, so erübrigt es sich jetzt nur noch, auf einige Haupterscheinungen der pädagogischen Literatur hinzuweisen.

Das Werk, womit man sich in pädagogischen Kreisen noch eingehender wird beschäftigen müssen, wenn erst dessen zweiter Teil vorliegen wird, ist Brauns „Zeitgemäße Bildung", oben bereits einmal angezogen. Es geht, wenn auch meines Erachtens nicht systematisch genug, den sogenannten brennenden Fragen nach, sucht deren Ursprung und Wesen sowie auch die Hauptvertreter zu charakterisieren und den vom Standpunkte des Katholizismus irrigen Anschauungen mit Gründen und Vernunftbeweisen entgegenzutreten. Eine pädagogische Apologetik, die auch trotz der mehrfachen Übertreibungen und unberechtigten Verallgemeinerungen geeignet ist, Nutzen zu stiften.

Zur Begründung einer idealen Weltanschauung, die ja doch das Sehnen der Zeit ausmacht, kann kein Werk mehr empfohlen werden als Prof. Willmanns „Geschichte des Idealismus"[1]), sowie zur Einführung darein Prof. Seidenbergers „Grundlinien idealer Weltanschauung"[2]). Auf diesem tragfähigsten Unterbau ruht bekanntlich auch Willmanns „Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Sozialforschung und zur Geschichte der Bildung"[3]), die man jetzt — nachdem sie sich nach zwei jahrzehntelangem Ringen durchgebrochen durch das Eis des verständnislosen oder absichtlichen Schweigens — geradezu die Didaktik nennen kann. Die 3. Auflage von 1903 weist technisch und in der Ausstattung große Fortschritte auf.

Über den Verfasser und die von ihm begründete idealistische Sozialpädagogik sind in letzter Zeit rasch mehrere Arbeiten veröffentlicht worden, großenteils biographisch und empfehlend, so von Pötsch in der Zeitschrift „Erziehung und Unterricht", von Schreiber vorliegender Zeilen im „Katholischen Schulblatt" (Breslau), in der „Katholischen Schulzeitung für Mittel-Deutsch-

[1]) Braunschweig, Vieweg & Sohn. 3 Bde. Mk. 36.—

[2]) Braunschweig 1902, Vieweg & Sohn.

[3]) Braunschweig 1903, Vieweg & Sohn. 2. Aufl. 2 Bde. Mk. 14.—.

Digitized by Google

land", in der „Rheinisch-Westfälischen Schulzeitung" und in den „Pädagogischen Blättern"; neuerdings folgte „Der Schulfreund" mit einem besonderen Willmann-Heft (Nr. 1 des Jahrganges 1903/4), der eine Anzahl Arbeiten über Willmanns Persönlichkeit und Werke enthält. Der im Ruhestande lebende Pädagoge scheint übrigens nunmehr schneller bekannt zu werden, wozu seine Vorlesungen bei den im November 1903 zum erstenmal in Salzburg veranstalteten pädagogisch-katechetischen Kursen nicht zuletzt beitragen werden. Und das ist gottlob erfreulich! Man braucht nicht einseitig zu sein, man kann vieles verstehen und nachsehen, aber auf der Höhe der Zeit steht entschieden nicht, wer heut noch die schöne Frage stellt: Wer ist Willmann?

Den Wert der Weltanschauung für die Schule können nur die Ewig-Blinden noch übersehen, Leute, die verknöchert in tadelnswertem Bureaukratismus die paar Fragewörter und bestenfalls noch Zillers Formalstufen als das ausreichende Rüstzeug des Lehrers ansehen! Leute, die keinen Schimmer mehr haben oder noch nie gehabt haben, was es heißt, an einem Großen, Einheitlichen, das Leben und Schaffen erfüllen soll, sich erheben und, getragen von selbsterzeugtem Idealismus, Opfer zu bringen für Dinge, die man nicht schmecken, nicht riechen, nicht begreifen kann!

Gibt es solche Leute heut noch? — Sie sitzen in ihren Alltagsstuben und werkeln die Amtszeit mit müden Zügen ab; sie lächeln beim Gedanken an „Fortbildungskurse" und verbreiten knechtische Stimmung um sich her! — Mehr Licht! — —

Für eine dualistische Weltanschauung tritt auch ein im Berichtsjahre erst mit einem Bande herausgekommenes Werk ein, nämlich Gustav Portigs „Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes in den Reichen der Natur"[1]) und in desselben Verfassers „Grundzüge der monistischen und dualistischen Weltanschauung"[2]) (ein Sonderabdruck des noch zu erwartenden 2. Bandes), worin mit unheimlicher Belesenheit und naturwissenschaftlich-mathematischer Bildung der dualistische Zug in Mathematik, Physik und Chemie aufgezeigt wird.

Zur Auffassung der Pädagogik hat entschieden Ellen Key im „Jahrhundert des Kindes" den „fortschrittlichsten" Ton angeschlagen. Mir können diese Anschauungen durchweg auch nicht den geringsten Geschmack abgewinnen. Der „gefährlichste aller Mißgriffe der Erziehung" soll es da z. B. sein, daß man jetzt (?) den Kindern als absolute Wahrheit die alttestamentliche Welterklärung lehrt, der der naturhistorische und der historische Unterricht widerspreche! Daß man die Kinder lehre, die Moral des neuen Testamentes als absolut bindend zu betrachten! — —

Der Eifer Ellen Keys ist zu kraß, als daß er schädlich sein sollte. Übrigens scheint die sonst in der europäischen Literatur bewanderte Verfasserin die unter dem Titel „Bibel und Naturwissenschaft" herausgegebenen Gedanken und Bekenntnisse eines Naturforschers (von Dr. E. Dennert) nicht zu kennen, sonst könnte sie nicht über solche Momente klagen! Offene und selbständige Urteile, selbst aus den modernsten Lagern der Pädagogik, haben das anerkannt und außerdem entdeckt, daß in dem stark revolutionierenden Buche manch alte Façon mit neuem Aufputz erscheint!

---

[1]) Stuttgart 1903, M. Kielmann, I. Bd. Mk. 8.—.

[2]) Stuttgart 1904, M. Kielmann. Mk. 2.—.

Digitized by Google

In dem widerspruchsvollen Tone erinnern „Die Mütter“[1]), Beiträge zur Erziehungsfrage von Hedwig Dohm, an Key, und neben recht beachtenswerten Sätzen findet sich hier eben Übertreibung und Unmöglichkeit. Die Grundsätze einer Erziehung, die auf christlichen Füßen wandelt und doch keine Scheuklappen trägt, suchte Referent in der Schrift „Vernünftige Kindererziehung“[2]) darzulegen, während die anonym erschienene wertvolle Broschüre „Die gute und die schlechte Erziehung in Beispielen“[3]) ein Buch ist, das die Gesellschaft jedem Ehepaar auf den Tisch legen sollte mit der Verpflichtung, es gründlich zu lesen.

Tief in das Wesen der Erziehung dringt der Brief ein, den Professor Hilty in seinen „Briefen“[4]) der Kunst der Erziehung widmet (S. 1—182 des 317 S. starken Buches); hier findet eine gebildete Mutter einen von Christengeist und Idealismus getragenen Erziehungsplan. Über einzelne, meist schulpolitische Fragen der Erziehung handeln die „Pädagogischen Briefe“[5]) von Professor Lazarus, die soeben Dr. C. Leicht mit einem eigenen Vorwort herausgegeben hat, und den größten Mann des Jahrhunderts stellt Paul Dehn in dem Nachschlagebuch „Bismarck als Erzieher“[6]) vor, worin er eine große Anzahl Äußerungen des Staatsmannes über erziehliche Dinge systematisch zusammenstellt aus Reden, Briefen, Berichten, Werken. Diese 2000 Aussprüche werden sicherlich jedem Pädagogen und Vaterlandsfreunde interessant sein.

Ein rechtes Erzieherbuch ist Dr. Lorenz Kellners Aphorismenwerk „Zur Pädagogik der Schule und des Hauses“, das der Verfasser einst den „Schulaufsehern, Lehrern, Erziehern und Eltern“ widmete; jetzt liegt es in 16. Auflage vor, die Bildnis und Biographie Kellners enthält. Ein originales Werk ist dann Muthesius' „Goethe als Kinderfreund“; ein liebevolles Nachgehen den Spuren der pädagogischen Ansichten Goethes und ein literaturbeherrschendes Verständnis für die Wertung solcher Worte charakterisieren den Verfasser und sein wertvolles Buch.

Auf die Seite der Fachpädagogik neigt trotz des populären Titels Dr. E. v. Sallwürks inhaltreiches Buch „Haus, Welt und Schule“, worin er Grundfragen, nämlich das Wie und Was des ersten Unterrichts, Grundfragen der elementaren Volksschul-Erziehung vom Standpunkte der neueren Forschungen und Beobachtungen beleuchtet und darstellt. Das größte Ideal aller Erziehungspraxis stellt „Christus als Lehrer und Erzieher“ (eine methodische Studie von P. Severus Romme O. F. M.) dar, leider gemischt mit fanatischen Äußerungen zu Gunsten des klerikalen Erzieherberufes, dem als Seitenstück im Titel das anonyme Buch „Luther als Erzieher“ (Berlin 1902, Martin Warneck, 208 S. 8°) gefolgt ist, und auch der Praeceptor Germaniae, Philipp Melanchthon ist in einem mit philologischer Akribie gearbeiteten Buche von Georg Ettlinger (Berlin 1902, R. Gärtners Verlag) nach seinen Ansichten um die Bildung in einem Abschnitte des genannten Buches gewürdigt worden.

[1]) Berlin 1903, S. Fischer. Mk. 3.—.
[2]) Leipzig 1903, Jakobi & Zocher. Mk. 0.50.
[3]) Braunschweig 1903, Vieweg & Sohn. Mk. 1.50.
[4]) Leipzig 1903, J. C. Hinrichs. Mk. 3.—.
[5]) Breslau 1903, Schlesische Verlagsanstalt. Mk. 1.50.
[6]) München 1903, J. F. Lehmann.

Digitized by Google

Von den neuen Auflagen und Ausgaben oder Erweiterungen der sogen. pädagogischen Klassiker müssen wir hier absehen. Die Firmen Herm. Bayer & Söhne in Langensalza, Schrödel in Halle, Schöningh in Paderborn, Herder in Freiburg i. B. sind unermüdlich, hierin Gutes zu leisten.

So schnell können wir nicht an der Geschichte der Pädagogik vorübergehen. Wie auch in theoretischer Hinsicht hat diese Seite der Literatur namentlich in Herders Konversationslexikon (3. Aufl.) bedeutend an Berücksichtigung gewonnen. Man findet jetzt darin Namen, die man auch in den größten Enzyklopädien und Wörterbüchern, auch im Meyer oder Brockhaus, vergeblich suchen wird. Sonst kann mit Anerkennung nur das große Cottasche Unternehmen, die Schmidsche Geschichte der Erziehung, die nunmehr in fünf großen Bänden abgeschlossen vorliegt (wünschenswert ist ein jährlicher Ergänzungsband!) und die Publikationen der vielfach noch unbekannten „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte“ (die hiermit der Förderung allgemein empfohlen wird!), in denen jetzt Bayerns Schulgeschichte prävaliert (wo z. B. Dr. Thalhofer emsig in Archiven tätig ist, um im Auftrage der Gesellschaft eine Historik der katholischen Katechetik zu liefern).

Für die systematische Pädagogik hat Professor Dr. W. Rein einen bedeutungsvollen Schritt durch Herausgabe des 1. Bandes seiner grundlegenden „Pädagogik in systematischer Darstellung“ getan, eines Unternehmens, zu dem der Verfasser seiner vieljährigen theoretischen und praktischen Erfahrungen wegen wie nur wenige berufen erscheint. Wenn solche Werke in die Öffentlichkeit treten, hört man nicht selten die Frage: Warum haben wir ein solches, geradezu verlangtes Werk nicht schon längst? Von demselben Gelehrten müssen wir eine zweite hervorragende Leistung mit Ehren nennen, nämlich sein „Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik“, von dem bis jetzt der 1. Band in 2. Aufl. vorliegt. Andere Versuche — darunter ein vom katholischen Standpunkte aus vor Jahrzehnten unternommener, von dem man jüngst hörte, er solle durch einen berühmten Pädagogen erneuert werden! —, das pädagogische Wissen der Gegenwart lexikographisch zu ordnen und darstellen, sind inzwischen sämtlich eingeschlafen, so daß das Reinsche Werk nun das einzige seiner Art ist. Ein Lexikon der Schulhygiene wurde vom Pichler's Witweschen Verlage in Wien angekündigt. — Näheres können wir darüber nicht mitteilen, weil uns das Buch auf eine Bitte an den Verlag nicht zuging.

Für das historische Studium der wissenschaftlichen Pädagogik gibt es vorläufig keinen anderen gründlichen Weg als durch die philosophische Geschichte, für die „Überwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie“ sehr empfehlenswert ist. Denn trotz aller laut gewordenen Rufe nach einer zeitgemäßen Darstellung der Pädagogik als Theorie im Zusammenhange mit den kulturellen Gesamtbewegungen der Zeitalter ist — von Willmanns Didaktik abgesehen — kein Versuch in die Öffentlichkeit unternommen worden. Kuno Fischers umfangreiche „Geschichte der Philosophie“ dürfte namentlich größeren Bibliotheken nicht fehlen. Die bündige und viel genannte „Geschichte der Philosophie“ von Schwegler darf nur in Erinnerung gebracht werden.

Von den philosophischen Zweigdisziplinen hat die Psychologie eine wesentliche Bereicherung erfahren durch Seminarlehrer Habrichs „Pädagogische

Digitized by Google

Psychologie" (2 Teile; der 2. Teil bereits in zweiter Aufl.), die lange nicht so viel Anfeindung erfahren hätte, wenn sie nicht mit fast trutziger Bewußtheit Aristoteles und Thomas von Aquin gegen die Physio-Psychologen ausspielte, worüber denn namentlich Direktor Beetz, der Verfasser eines modern-psychologischen Werkes, scharfe Äußerungen brachte. Nur eines sei hier hervorgehoben: daß das Habrichsche Werk keineswegs auf die tatsächlich gesicherten Ergebnisse der modernen Wissenschaften verzichtet!

Zur Entwicklung der Psychologie sei auf das erste gründliche Werk von Rubot „Die experimentelle Psychologie der Gegenwart in Deutschland" mit Nachdruck hingewiesen, dann aber auf das Hauptwerk von Dessoir „Geschichte der neueren deutschen Psychologie", das leider noch nicht abgeschlossen vorliegt, und endlich auf den konzisen Überblick von Kemsies „Die Entwicklung der Pädagogischen Psychologie".

Mit einer prinzipiellen Untersuchung ist Dr. Otto Weininger hervorgetreten in „Geschlecht und Charakter", einem großen Werke, das auf die Tagesprobleme: Frauenfrage, Genie und Talent, Mann und Weib eigenartige, aus neu aufgestellten, empirisch und mathematisch erklärten Hypothesen kommende Lichter wirft. Der Verfasser endete vor wenigen Monaten durch Selbstmord (4. Oktober 1903). Daß sich in dem erst 23jährigen Verfasser, der erst am Tage seiner Promotion, 21. Juli 1902, vom Judentum zum protestantischen Christentum übertrat, ein tragisches Beispiel der fürchterlichen Nähe von Genie und Wahnsinn bekundete, zeigt erst die posthume Schrift „Über die letzten Dinge" (Von Dr. O. Weininger, mit einem biographischen Vorwort herausgegeben von M. Rappaport, Wien 1904, W. Braumüller). Zusammenfassendes und viel neues Material über die Psychologie des Kindes lieferte Compayré in dem Bande „Die Entwicklung der Kindesseele" (Übersetzt von Ufer). In der „Internationalen pädagogischen Bibliothek", der dieser Band angehört, kann ein ermunterndes Zeichen der universalen Ausbreitung unserer Wissenschaft erkannt werden.

Die Ethik ist kärglicher abgegangen: Dorners „Geschichte des sittlichen Denkens und Lebens" ist so ziemlich das einzige prinzipielle Neue aus der jüngsten Literatur. Das gleiche gilt von der Ästhetik, deren neuesten stilvollen Vertreter Lipps wir bereits mit besonderer Anerkennung nannten.

Ebenso darf sich auch die Didaktik rühmen, auf ein „noch nie Dagewesenes" stolz zu sein: die Art und Weise, wie der schnell bekannt gewordene Seminarlehrer Dr. Lay die Unterrichtslehre in dem bis jetzt erschienenen ersten Bande seiner „Didaktik" auf physiologisch-motorischen Funktionen — um das Neue herauszuheben! — gründet, ist allem Bekannten fremd und wird, sobald die extremen Wellen verlaufen sind, doch die Beachtung der Pädagogen auf die sinnlich-motorischen Momente im Unterrichte richten. Es ist nicht zu viel, wenn an dieser Stelle nochmals an Willmanns große „Didaktik" erinnert wird, zumal sie im Jahre 1903 in neuer (3.) Auflage erschien.

Hier darf auch ein gleich lange ungekannter Pädagoge, Eduard Milde, der edle Fürsterzbischof von Wien, genannt werden, dessen Leben und Werke Wotke in „Vinzenz Eduard Milde als Pädagoge" dargestellt hat. So mancher, der etwas mehr Liebe und Anerkennung verdiente, wäre noch zu vermerken; schlagen wir beispielsweise in Wiese's „Deutschen Briefen über

Digitized by Google

englische Erziehung" oder in dessen „Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen" nach, so zeigt es sich, daß von dem Guten, das ehedem über Zeit und Volk gesagt wurde, nur Geringes Wurzeln faßt.

Auf dem hochwichtigen Gebiete der Jugendlektüre wird von mehreren Seiten mit unverdrossener Anspannung gearbeitet; neben den Lehrer-Organisationen, deren Zentrale die „Jugendschriften-Warte" ist, und unter deren Veröffentlichungen das vom Verein katholischer Lehrer Breslaus herausgegebene „Verzeichnis von Jugend- und Volksschriften" eine angesehene Stellung einnimmt, sind die Arbeiten Dr. Thalhofers erst kürzlich öffentlich gewertet worden. Derselbe hat seine private Organisation zur prinzipiellen Prüfung von Jugendschriften gebildet, deren Ergebnisse die „Literarische Warte" veröffentlicht und hoffentlich Nutzen stiften werden.

Werfen wir noch einen Blick auf die pädagogischen Zeitschriften, so erkennen wir hier so recht das kraftvolle Sprossen dieser Wissenschaft. Der „Schulfreund" ist neu auferstanden und führt nun ein blühendes Dasein; aber auch die bedeutendsten der sonstigen Publikationen, wie die „Pädagogischen Monatshefte", die „Zeitschrift für Erziehung und Unterricht", die „Katholische Schulzeitung", die „Katholische Schulzeitung für Norddeutschland", die „Katholische Schulzeitung für Mitteldeutschland", die „Rheinisch-Westfälische Schulzeitung", die „Pädagogischen Blätter" (München), und noch so manche andere prosperieren. Unter den Organen für wissenschaftliche Pädagogik sind die „Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik", die „Deutsche Schule" und die „Pädagogischen Studien" mit aller Hochachtung zu nennen. Während diese Organe meist eine bestimmte konfessionelle oder wissenschaftliche Richtung streng verfolgen, hat eine 1903 gegründete Zeitschrift den Versuch gewagt, ein „Organ für die Bestrebungen der deutschen und weltpädagogischen Kultur" zu werden und ferner der Jetztzeit durch die Einstellung des künstlerischen Schmuckes und Bildes in den publizistischen Dienst gerecht zu werden. Diese Zeitschrift, „Archiv für Lehrerbildung", will der Ausdruck der pädagogischen Gegenwart sein und stellte sich die hohe Aufgabe, die pädagogischen Strömungen, sowohl die deutschen, als die ausländischen, zu fixieren, und darf damit den Zeitschriften-Typen: „Literarisches Echo" und „Kunstwart" oder „Literarische Warte" und „Hochland" zum Vergleich gegenübergestellt werden. Mehr zu sagen, verbietet wohl die enge Beziehung des Referenten zum „Archiv", dagegen darf erwähnt werden, daß der Leiter des weltpädagogischen Teiles der neuen Zeitschrift der Verfasser des umfassenden Werkes „Übersichtliche Darstellung des Volkserziehungswesens der europäischen und außereuropäischen Kulturvölker", Seminarlehrer O. Kobel ist.

Digitized by Google

A. v. Waldens „Christus“.

Sehr verehrter Herr Redakteur!

Ein theologisch gebildeter Mann, meinen Sie, der zugleich in der Literatur daheim ist, sei vor allem berufen, den „Christus“ [1]) von Arno v. Walden, alias Lor. Krapp, zu besprechen: darum soll ich diese Besprechung übernehmen.

Lange habe ich mich geweigert, weil ich befürchten mußte, eine streng tadelndes Urteil, das ich nach bester Überzeugung fällen muß, könnte mir, wenn der Verfasser einmal auch äußerlich den katholischen Kreisen den Rücken gewandt, den Vorwurf eintragen, meine Kritik hätte ihn hinaustreiben helfen. Nun, nachdem „Freistatt“ und „Gottesminne“ gesprochen, fällt diese Besorgnis weg, und ich kann ohne einen Vorwurf fürchten zu müssen, meiner seit langem feststehenden Überzeugung Ausdruck geben, daß ein innerliches und überzeugtes Christentum bei dem Verfasser des „Christus“ nicht vorhanden ist. In den Redaktionen des „Dtsch. Hausschatzes“, der „Gottesminne“, der „Allgem. Rundschau“, des „Regensb. Morgenblattes“ weiß man, zum teil schon seit länger als einem Jahre, daß ich überzeugt bin, die Prophezeiung, die Lessing dereinst dem jungen Wieland gemacht, könne man mit gleichem Erfolge auf Herrn Krapp anwenden; und in der Redaktionsstube der „Freistatt“, der man gute Witterung für ihresgleichen kaum absprechen kann, scheint man ebenso zu denken.

Was etwa noch fehlte, diese meine Überzeugung zu einer unerschütterlichen zu machen, hat eben das Gedichtbändchen, das mir vorliegt, ergänzt. Krapps „Christus“ ist der überzeugendste Beweis für die Hohlheit, an der das Christentum seines Verfassers leidet. Denn hier ist der Heiland einzig und allein mit wuchernder — nicht blühender — Phantasie erfaßt, und nicht mit dem gläubigen Herzen. Die Stelle, wo die Vereinigung zwischen Christus und der Seele liegt, die Eucharistie, hat denn auch der Verfasser gar nicht gesehen, geschweige empfunden. Aber wozu auch so viel Innerlichkeit? Wenn der Heiland, bald im weißen Kleid, bald im roten Mantel, bald mit goldenem, bald mit silbernem Gürtel die hohe Ehre hat, der Dichtergröße des Herrn Krapp zur phantastischen Staffage zu dienen, so erfüllt er damit alles, was der genannte Herr von ihm erwartet. Jede weitere Beziehung zwischen dem Heilande und seinem „einzigen Sänger“ fehlt absolut.

Ich für meinen Teil begreife darum die vielen lobenden Besprechungen der Gedichte in katholischen Organen, leider auch im „Dtsch. Hausschatze“, beim besten Willen nicht. Sie sind kein sehr bedeutendes Zeugnis für den kritischen Scharfblick

[1]) Mainz 1903, F. Kirchheim.

Digitized by Google

dieser Rezensenten. Oder ist man wirklich so unsagbar bescheiden, einen schon um deswillen für einen christlichen oder katholischen Dichter zu erklären, weil er einen christlichen Stoff be- oder mißhandelt? Bei Oskar v. Redwitz war es seinerzeit ähnlich; aber ich hatte geglaubt, man wäre gerade an diesem Beispiele zur Einsicht gekommen, daß das Vorkommen von Worten wie Kreuz, Heiland usw. in einem Gedichte noch lange nicht christlichen Geist bedeutet.

Der Verfasser hat in der „Gottesminne“ (1. Jahrg. S. 434 ff.) mit viel Berechtigung der religiösen Lyrik vorgehalten, es fehle ihr das „Monumentale“ und die Verinnerlichung. Den zweiten Vorwurf hat er in seinem „Christus“ als vollberechtigt erwiesen — ohne es zu wollen. Dem ersten suchte er geflissentlich auszuweichen und bemüht sich redlich, klangvolle Worte und farbenreiche Bilder zu poetischen Monumenten aufzubauen; nur sind es leider bloß Theatermonumente aus gebrechlichen Latten, Leinwand und Pappendeckel, die eine prunkende Schauseite haben und nichts dahinter.

Talent ist dem Verfasser ja nicht abzusprechen; einzelne Gedichte sind gut, der Vierzeiler „Heimweh“ (S. 101) sogar sehr gut — mit dem Titel des Buches hat der freilich nichts zu tun. Aber dies Talent läßt sich völlig genügen am tönenden Worte — aes sonans et cymbalum tinniens, tönendes Erz und gellende Schelle: das ist die knappste und richtigste Beurteilung dieses Talentes. Wer mit den aufdringlich lauten Klängen zufrieden ist, der mag den Sänger loben; wer Innerlichkeit sucht, dem wird der Schellenlaut zuwider. Man lese einmal die „Weltwanderung“ (S. 128), ob man die gellende Schelle nicht hört — viel Lärm und winzig wenig echter Gehalt.

Und dabei tönt alles um die Gestalt — nicht etwa Christi, nein, des Herrn Krapp herum. Er ist ja bescheiden genug, sich als des Heilandes „einz'gen Sänger“ vorzustellen. Wohlgemerkt: das Wort ist vom Dichter selber gesperrt — wahrscheinlich um den übrigen Mitarbeitern der „Gottesminne“ ein Kompliment zu machen. Daß der Lorbeer, der ihm schon früh den Scheitel bekränzte, wiederholt (S. 91, 103, 107) dem Leser vorgerückt wird, damit er weiteres Ruhmgemüse beischleppe, ist bei einem solchen Heros dann selbstverständlich.

Ein solcher Heilandssänger darf sich dann nicht nur erlauben, den Heiland zweitausend Jahre im Grabe liegen zu lassen (S. 116), nein, er darf auch so wunderschöne Verse schreiben, wie diese da:

„Der Sünden größte ist die Schmach des Leibs.
Fluch allen, die den lichten Leib entweihen!“
— — Da kam vom Säulengange eines Weibs
Gestalt und eilte durch der Gäste Reihen. (S. 13.)

oder:

Und er umschlang's und riß das Kreuzholz stumm
Vom Boden aus und wollte hoch es heben
Auf seine Schultern und sich wenden um
Und mit dem Kreuze zu dem Himmel schweben. (S. 24.)

oder:

Auf einem Kehrichthaufen lag ihr Haupt.
Ihr Kissen war ein Scheitwerk harten Holzes.
Und doch — das Königssiegel edlen Stolzes
Trug noch die Stirn, vom Efeukranz umlaubt . . . . .

Digitized by Google

— „Geh heim!“ — „„Ich habe keine Heimstatt mehr!““
— „Doch du erfrierst ja in der dünnen Bluse!“
— „„Laßt stumm mich sterben!““ —
„Weib, wer bist du? Wer?!“
— Da weinte sie: „„Ich bin die deutsche Muse!““ (S. 88 ff.)

Die deutsche Muse in der dünnen Bluse konnte nur Einem Dichter erscheinen! Nur vor dem „einz'gen Sänger“ konnte sie „sich müd aufrecken“; vor anderen wäre sie höchstens müd zusammengesunken. Daß sie trotz des Aufreckens zugleich einen Kehrichthaufen unter dem Haupte und ein Scheitwerk harten Holzes zum Kissen hat, würde das Wunderbare der Erscheinung noch vermehren, böte die folgende Zeile nicht die Erklärung: „Das „Königssiegel edlen Stolzes“ schreit nach dem zugehörigen Reime; und da es nur auf den Schellenklang ankommt und nicht auf den Sinn, wird des Reimes Notschrei leicht befriedigt und das in seiner Doppelnatur merkwürdigste aller Kopfkissen ist geschaffen — ich will dem Dichter ein sanfteres wünschen, als er seiner Muse bereitet.

Ja, der Reim, der schafft viel neues in diesem Bändchen. Er zeitigt gleich darauf (S. 89) „Die Kunst der Straßenstufen“; denn auf „rufen“ reimt fast unweigerlich „Stufen“, auf „Meere“ noch sicherer „Leere“. Ja, die Leere hat es dem einzigen Christussänger ganz besonders angetan; sie marschiert alle paar Seiten auf (S. 36, 44, 66, 69, 74, 112) — nun, man kann es ihm nicht so übel nehmen. Einmal (S. 69) schlägt sie sogar zu — wie ein Vorhang nämlich. Ist das nicht ein reizvolles Bild? Am tiefsten aber hat mich eine andere Stelle ergriffen (S. 44):

„Oh die schaurigstumme Leere,
Die da bang ihr Auge sah!“

Bisher wußte ich noch nicht, daß man die Leere mit Augen sehen könne. Herrn Krapps Verse haben mich von dieser Möglichkeit überzeugt.

Soll ich noch eine weitere Blütenlese verunglückter Bilder bringen? Sie sind billig wie Brombeeren. Man denke an „die goldenen Reifen“ (sic), die in der Freude Saal die Zecher umkränzen (S. 40). So kostbares Material hat noch kein Küfer verwendet; aber hier muß es wohl nötig sein. Man denkt unwillkürlich an des Franzosen Witz vom Münchener als tonneau à bière oder de bière je nach der Tageszeit. Aber ich will nicht für andere diese schönen Blüten aus dem Kranze pflücken. Es soll jedoch Leute geben, die Katachresen und ähnliche Mißgeburten der Phantastik zur Erheiterung in stillen Stunden sammeln. Denen kann ich das Buch Arnos v. Walden wärmstens empfehlen; und diese Empfehlung wird um so nötiger sein, da man derartige Blumen nicht leicht hinter einem Titelblatte suchen wird, das den Namen „Christus“ trägt.

So bleibt mir schließlich nichts übrig, als des Buches Titelblatt zu bedauern; und das sei hiermit aufrichtig getan. Stimmen Sie mir bei, Herr Redakteur? Ich glaube ja! So sende ich Ihnen in dieser Übereinstimmung freudigem Bewußtsein meinen schönsten Gruß

als Ihr allzeit äußerst aufrichtiger
Dr. P. Expeditus Schmidt.

Digitized by Google

Verlassenheit.

Rings schaut' ich um mich und kein Retter war
In meiner Not. — Da fühlt' ich's abgrundtief:
Wir sind allein und immerdar allein. —
Mit unsr'er Liebe Glut sind wir allein,
Wir sind allein mit unsr'er größten Schuld
Und ganz allein mit unsr'er tiefsten Schmach.
Wir kommen einsam an der Pforte an
Des bitt'ren Lebens, einsam müssen wir
Zum Ausgang gehn, so will es der Befehl.
Und einsam schlummern wir im dunklen Grund
Und ganz verloren in Vergessenheit.
Wie wir auch fassen nach der Menschenhand,
Wie wir auch drängen an ein andres Herz
Voll Sehnsuchtsqual im ungestillten Trieb!
All unsre Bande gleiten von uns ab,
Des Blutes Wärme und des Herzens Heimweh
Verwehn wie Dunst vor Tod und Schicksals Hauch.
Und hilflos bin ich, wie der Wurm im Sand.
Aus solcher Einsamkeit komm ich zu dir,
Der mich erschuf, und breite vor dir aus
Mein Menschenelend der Verlassenheit.
Da stehst du mächtig auf in Gnad' und Licht
Und überfluteſt mich mit Herrlichkeit
Und führst mich lächelnd auf der Berge Höh'n,
Wo Frieden wohnt und ew'ge Schweigsamkeit —
Und ew'ges Glück, wo fest in sich allein
Der Wald ersteht und stirbt auf dein Gebot,
Treu dem Gesetz und ohne Kampf und Not.
In ew'ger Stille, sprichst du, Fremdling, wohnt
Das ew'ge Glück. Tu deine Pflicht und stirb,
Wie die Natur, und lerne einsam sein.

Regensburg. M. Herbert.

Digitized by Google

VII.

Von der durch Dr. jur. Armin Kausen begründeten „Allgemeinen Rundschau“[1]), Wochenschrift für Politik und Kultur, liegt die Probenummer vor. Der Name des Herausgebers, der ja als Leiter der „Wahrheit“ und erfolgreicher politischer Schriftsteller weit bekannt ist, bietet für gediegene Leistung von vornherein Gewähr, umsomehr da ihm eine große Anzahl hervorragender Mitarbeiter, zumal Parlamentarier, zur Seite steht. Eine solche katholische Wochenschrift war wirklich ein Bedürfnis. Deshalb zweifeln wir auch nicht daran, daß sie allseitigen Beifall finden wird. In literarischer Beziehung enthält die Probenummer einen Aufsatz von Dr. A. Lohr über „Neue literarische Erscheinungen“ und eine „Bühnenschau“ von C. Scapinelli.

G. Gietmann S. J. widmet dem hervorragenden Dichter seines Ordens, Jakob Balde, zu dessen drittem Zentenarium (4. Januar 1904) ein Blatt der Erinnerung und Würdigung[2]). Man nannte Balde wegen seiner lateinischen Oden den deutschen Horaz. Die Ausbildung in der Muttersprache hat er etwas versäumt, so hoch er diese auch schätzte. Doch gelang ihm auch darin manches vortreffliche Lied, das begeisterte Aufnahme und weite Verbreitung fand. Das Leben Baldes und seine Werke hat eingehend Westermayer geschildert (München 1863); „Ausgewählte Dichtungen Baldes“ gaben Schrott und Schleich heraus (Münster 1870). Freunde der kirchlichen Muse des Jesuiten verweisen wir besonders auf C. B. Schlüter, „Die Mariengesänge aus den Büchern der Oden und dem der Epoden des Jakob Balde“ (Paderborn 1857).

Jakob Spillmann S. J. bespricht den von A. Lohr übersetzten „modernen Seelsorger-Roman“ des Patrik A. Sheehan „Lukas Delmege“[3]). Das Seelengemälde, der innere Werdegang dieses jungen irischen Priesters, sei geradezu vorzüglich vorgeführt. Manche Partien des Werkes wirkten so schön und zart, daß man ihresgleichen in der neueren Literatur nur selten finde. Die Übersetzung wird als gut,

[1]) Redaktion und Verlag: München, Tattenbachstraße 1a. Vierteljährlich Mk. 2.40.

[2]) Stimmen aus Maria-Laach, 1. Heft 1904.

[3]) Stimmen aus Maria-Laach, 1. Heft 1904.

Digitized by Google

ja vortrefflich, bezeichnet. Sie verdiene dieses Lob um so mehr, da die Sprache Sheehans erhebliche Schwierigkeiten biete. Nur verargt Spillmann dem Übersetzer manche Auslassungen und wünscht für eine Neuauflage eine Wiedergabe des ganzen Werkes. Falls sich diese irgend ermöglichen läßt, möchten wir sie gleichfalls dringend anraten[1]).

P. Pöllmann setzt in der „Gottesminne" die sehr dankenswerte Übersetzung der Bordesholmer Marienklage (ca. anno 1475) mit sachlichem Verständnis und künstlerischem Geschick fort. Wir wiederholen unsere Empfehlung dieser Monatsschrift angelegentlich.

Wir freuen uns auch, wieder sagen zu können, daß die „Schweizerische Rundschau"[2]) fortgesetzt recht Gutes bietet und von dem regen katholischen Geistesleben der Schweiz nach allen Richtungen hin Zeugnis ablegt. L. Suter macht uns wie früher mit dem Lyriker, so jetzt mit dem Dramatiker L. Ott ausführlich bekannt. Dessen Volksschauspiel „Agnes Bernauer" sei noch nicht eine besonders hervorragende Schöpfung; weit höher stehe das Trauerspiel „Rosamunde", das trotz mancher Mängel, die hauptsächlich auf die leidenschaftliche Eigenart des Verfassers zurückzuführen seien, zu „den bedeutendsten Leistungen der letzten Jahrzehnte gehöre".

J. Grüninger bespricht die Gedichte von Engelbert Drerup, „Welt und Leben"[3]). Er bezeichnet Drerup als ein vielversprechendes Talent, ideal, feurig, schönheitsbegeistert, dazu gewandt und formsauber. Nur müsse er noch mehr Eigenart erwerben und die Reflexion zurückdrängen. Dazu sei aber vor allem nötig, daß Drerup die Spreu weit schärfer als in dem vorliegenden Gedichtbande vom Weizen sondere. „Daß man doch immer das Buch zu dick und die Mappe zu leer machen muß!" Wir fühlen Grüninger diesen Stoßseufzer innigst nach. „Wie dick ist das Buch?" fragte dieser Tage ein kundiger Mann, als wir ihm einen Gedichtband empfahlen. „Dicke Lyrik lese ich nicht mehr."

Auf eine plagiatorische Manipulation macht ein Rezensent in der „Beilage zur Augsburger Postzeitung"[4]) aufmerksam. Die Romanfabrikantin J. Edhor schreibt in ihrem Buche „Bis der letzte Heller bezahlt ist" mehrere Seiten wörtlich aus der „Narrenburg" von Adalbert Stifter ab (mit geistreichen Änderungen wie: Kuno statt Hans, Nikolaus statt Jodocus u. dgl.). Das verehrliche Publikum wird wohl nichts davon bemerken, aber leider ist die bösartige Sekte der Rezensenten noch nicht ausgestorben. Das sollte doch auch J. Edhor nicht vergessen.

Eine unserer geachtetsten Zeitschriften ist der von Ferdinand Avenarius herausgegebene „Kunstwart"[5]), der jetzt im 17. Jahrgange steht. Er bietet eine umfassende Monatsschau zuvörderst über bildende und angewandte Kunst, dann auch über Dichtung, Theater und Musik. In ruhiger Arbeit ist er allmählich nicht nur das verbreitetste Blatt seiner Art, sondern überhaupt die verbreitetste aller deutschen Revuen geworden. Ein Erfolg, auf den Avenarius wirklich stolz sein kann. Denn er darf sich sagen, daß es zumeist sein Verdienst ist.

---

[1]) Eine vollständig originaltreue, unverkürzte Ausgabe befindet sich bereits in Vorbereitung. D. Red.

[2]) Stans, Hans v. Matt & Co. Heft 1, 1904.

[3]) Kempten 1902, Kösel'sche Buchhandlung. Preis geb. 3.—.

[4]) Nr. 63, 1903.

[5]) München, Georg D. W. Callwey. Vierteljährlich 3.—.

Digitized by Google

Von literarischem Interesse ist für uns im ersten, zweiten und dritten Heft dieses Jahrganges eine hinterlassene Arbeit A. Bielschowskys „Goethes Lyrik". Heft 4 ist der Literarische Ratgeber des „Kunstwarts" für 1904. Im 5. Heft widmet Avenarius dem zu früh verstorbenen Wilhelm von Polenz ein Blatt der Erinnerung. Er nennt ihn einen der besten unter den Jüngeren. „Was Polenz pflanzte und pflegte, das sog mit festen Wurzeln aus dem Grunde der Heimat, von jeder Beengtheit aber gedieh es frei und hoch hinauf." Polenz war gleich eine der erfreulichsten Erscheinungen unter den adligen Schriftstellern der Gegenwart. Man sieht an ihm, was das ostelbische Junkertum auch auf diesem Gebiete leisten kann, wenn es auf dem festen Grunde der Bildung und vorurteilsfreier Lebensanschauung steht. Wir empfehlen von seinen Romanen besonders den „Büttnerbauer". In Heft 7 spricht Avenarius ausführlicher über Wilhelm von Polenz' Dichtungen. In einer Vorbemerkung wird diejenige Eigenschaft betont, die wir an Polenz ganz besonders schätzen: er ist vollkommen wahr. Dieser Grundzug des Polenzschen Geistes und Charakters duldet keinen Strich, der falsch, verschönernd wäre; er duldet keine Sentimentalitäten, keine Romantik und keine Poesiemacherei. Polenz ist ein durch und durch gesunder Realist. Er verdankt diese Eigenschaft seiner Rasse, seinem ostelbischen Herrentum, das zwar viele Fehler, aber auch die entsprechenden Vorzüge besitzt, die man anderswo nicht so leicht findet. Die Bourgeoisie kann uns keinen Bismarck schenken und auch keinen Polenz.

Unter den literargeschichtlich wertvollen Beiträgen in der Zeitschrift für Theaterwesen, Literatur und Musik „Bühne und Welt"[1]) nennen wir die Aufsätze: „Grillparzers und Schreyvogels Selbstbekenntnisse" von Alfred Klaar, „Schauspielerei von damals und heute" von Ferdinand Gregori und die „Weihnachtskrippe", einen Beitrag zur Geschichte der Weihnachtsspiele von Georg Schaumberg[2]). Auf ihrem speziellen Gebiete wird „Bühne und Welt", das amtliche Blatt des deutschen Bühnen-Vereins, in Deutschland wohl von keiner anderen Zeitschrift übertroffen. Ganz ausgezeichnet ist stets ihr bildlicher Schmuck.

Friedrich Spielhagens 75. Geburtstag ist erfreulicherweise mit allseitiger Teilnahme begangen worden. Persönliche Ovationen hat sich der Dichter allerdings nicht darbringen lassen und dies Verhalten hat meine Achtung vor Spielhagens Charakter noch vermehrt. Ich beging seinen Geburtstag durch eine abermalige Lesung seiner „Sturmflut" und mir erklang wieder das Wogenlied des baltischen Meeres, unter dessen Rauschen ich sie zum ersten Mal gelesen. Sein Erstlingswerk waren die „Problematischen Naturen". Sie machten ihn berühmt, weil er darin schilderte, was er erlebt hatte: sie waren eine Beichte und zugleich die Quintessenz seines ganzen bisherigen Lebens. Auf diesem Wege erwirbt man Anerkennung, auch wenn man kein schöpferisches Ingenium besitzt. Spielhagen ersetzte diesen Mangel durch unermüdlichen Sammelfleiß, durch realistische Beobachtungsgabe und strengste Wahrung der äußeren, wie inneren Objektivität. So wurde er ein tüchtiger Schilderer der politischen und sozialen Entwicklung seiner Zeit und hat als solcher den Besten seiner Zeit genug getan. In richtiger Selbsterkenntnis hält er sich seit Jahren zurück und hat neidlos moderneren Talenten die Bahn freigelassen.

[1]) Berlin, Leipzig, Wien. Otto Elsner.

[2]) Dezember-Heft 1, 1903. — Januar-Heft 1, 1904.

Digitized by Google

Zwei Vertreter der allermodernsten Richtung werden in letzter Zeit in auffälliger Weise viel genannt: der Engländer Oskar Wilde und Richard Dehmel. Über des ersteren Einakter „Salome" haben wir bereits einmal berichtet. Trotz des Beifalls, den das Stück besonders in Berlin und München gefunden hat, mußten wir es inhaltlich zurückweisen. Es ist nach dieser Richtung hin geradezu widerlich und nur zu erklären aus den perversen Instinkten des Verfassers, die diesen schließlich mit den Gesetzen in Konflikt brachten und ihm zwei Jahre schweren Kerkers eintrugen. Nach Verbüßung der Strafe ist Wilde dann bald zu Paris in Armut und Elend gestorben. Mag nun auch „Salome" vom bühnentechnischen Standpunkte aus ein wahres Meisterwerk sein, so rechtfertigt es allein doch kaum die Bemühungen, für Wilde in Deutschland große Sympathien wachzurufen. Wir haben an Naturen, die als Menschen und Künstler noch mehr als problematisch sind, keinen Mangel. Eine solche Natur ist beispielsweise Richard Dehmel, der den Hauptgrundsatz Wildes: „Die erste Pflicht des Schriftstellers ist die, so künstlich wie möglich zu sein, eine zweite gibt es noch nicht", so getreulich befolgt, daß jeder noch irgendwie gesund Denkende sich energisch von ihm abwendet. In seinen „Zwei Menschen" ersteigt Dehmel den Gipfel der Künstlichkeit oder vielmehr der Absurdität. Sein Haschen nach Originalität ist geradezu krankhaft. Sie wirkt peinlich und verstimmend. Förmlich scheußlich ist die Falschheit seiner Bilder, aus der man schließen kann, daß des Poeten Phantasie häufig aus Rand und Band gerät. Und dann dieser lächerliche Symbolismus! Und dann diese Rohsinnlichkeit! Das vorherrschende Element in dem Produkt „Zwei Menschen" ist aber ein blühender Unsinn, der sich stellenweise zum Blödsinn auswächst. Von diesem Dehmelschen Blödsinn sagte einmal Richard Schlaikjer, kein Wort des Hohns sei erbarmungslos, kein Wort des Witzes frech genug, um diesen Blödsinn eben als Blödsinn zu brandmarken. Dehmel aber ist typisch für eine gewisse hypermoderne Richtung. Die Klarheit des Ausdrucks oder Bildes gilt ihr als einfältig und philisterhaft, sie lechzt nach dem Aufdringlichen, Exzentrischen, Abstrusen. Die sinnlose Geistreichelei gilt ihr allein als „literarisch". Diese Gallimathiasse sind Anbeter von Nietzsche, Tolstoi und Maeterlinck, aber sie haben ihren Götzen doch nur das Räuspern und Spucken abgelernt. Im Interesse einer gesunden Entwicklung unserer Literatur muß man gegen diese Psychopathia spiritualis entschieden Stellung nehmen, denn die literarischen Hysteriker schädigen die moderne Literaturentwicklung ganz erheblich. Sie gehören zu der Schar der Nachahmer, die jene Meister, welche die Kunst um neue Fähigkeiten und Ausdrücke bereichert haben, diskreditieren, indem sie sie durch den Staub der Gassen schleifen und zum Gespött der Menge machen. Da kommen dann die Vielzuvielen, deren Magen nur an Haferschleim gewöhnt ist und schreien triumphierend: Da seht ihr, welche giftige Kost uns diese Modernen vorsetzen! Es ergeht der modernen Literaturentwicklung wie der Sezession, von der Hans Rosenhagen kürzlich sagte: „Man kann ruhig behaupten, daß weitaus der größte Teil der absprechenden Urteile über die sezessionistische Kunst erzeugt wird durch die grotesken Verzerrungen, welche an sich feine und kostbare, neue, künstlerische Ideen durch das Mißverständnis der Nachahmer erfahren."

In diesem Zusammenhange dürfen wir die jüngste Kunstdebatte im Reichstage nicht unberücksichtigt lassen; sie hat in Zeitungen und Zeitschriften ein vielstimmiges Echo erweckt. Sie ist auch für alle literarischen Bestrebungen bedeutungsvoll, denn diese können nur unter denselben Bedingungen gedeihen, welche die darstellende Kunst

Digitized by Google

braucht. Wir freuen uns, daß ein Führer des Zentrums, der Reichsgerichtsrat Spahn, für die Freiheit der Kunst und die Gleichberechtigung ihrer verschiedenen Richtungen so energisch eingetreten ist. Die Berliner Uniformierungsversuche sind ebenso unleidlich wie gewisse Kastrationsversuche auf literarischem Gebiet. Dabei kann über Richtungen in der Kunst jeder seine eigene Meinung haben. Die Hauptsache, um die es sich allein handelt, ist, daß man allgemein die Kunst für frei und ihre verschiedenen Richtungen für gleichberechtigt hält und sie jeder autokratischen Bevormundung entzogen wissen will. Es führen eben viele Wege zur Kunst wie auch nach Rom.

Heidenberg.

In der Kirche.

Leise schwebt die ew'ge Lampe
Vor dem Altar her und hin,
Wunderliche Schattenstreifen
Durch die kleine Kirche ziehn.

Bis zum Kreuz an grauer Mauer
Zuckt ein dunkelroter Strahl,
Irrt wie eine blut'ge Welle
Über Christi Wundenmal.

Gleitet nieder von der Seite
Zu den bleichen Füßen Ihm
Streift die heil'gen Gotteshände,
Die von Purpurtropfen glühn.

Hin und wieder mit der Lampe
Schwebt der blutig-rote Schein,
Schluchzend fleht die sünd'ge Seele:
„Heiland, Herr, erbarm' Dich mein!"

München. M. von Ekensteen.

Digitized by Google

Eine Verpflichtung zur Besprechung eingesandter Bücher, sowie zur Rücksendung nicht besprochener Bücher wird nicht übernommen.

Romane und Novellen.

Huch, Ricarda, **Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren.** Roman. 6. Auflage. Stuttgart 1903, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 8°. 373 S.

Huch, Ricarda, **Von den Königen und der Krone.** Roman. Stuttgart 1904, Deutsche Verlags-Anstalt. 8°. 344 S.

Gleichzeitig mit Ricarda Huchs jüngstem Werke liegt mir die neueste (6.) Auflage ihres vor etwa zehn Jahren erschienenen ersten Romans vor. Ricarda Huch, die in ihrem literarhistorischen Werk „Die Blütezeit der Romantik" tief in den Geist der romantischen Bewegung in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eindrang, ist auch als Schaffende eine Romantikerin, vielleicht die markanteste Vertreterin der Neuromantik. Das zeigen schon ihre „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren". Man tritt bei der Lektüre des Buches in eine andere, schönere Welt ein, in der alles Platte, Gewöhnliche und Gemeine zu fehlen scheint, in der über allem ein Duft liegt, der uns die Dinge in eigenartiger Beleuchtung, abgetönt, undeutlich erscheinen läßt und der wie Nebel die Ferne verschleiert. Und die Menschen in dieser Welt gehen hoch und stolz ihres Weges, tragen klingende, pompöse Namen, wie Galeide, Egard, Ludolf, sie genießen in Schönheit das Dasein, wie man ein Gedicht oder gute Musik genießt, und nehmen sich das Leben, wenn es sich von einer ernsteren Seite zeigt. Und auch geistreich, oft auch geistreichelnd, sind alle diese Leute; in ihren Reden funkelt es nur so vom Edelgestein tiefsinniger Bemerkungen und vom Golde treffender Vergleiche. Kurz, das Werk wies schon eine tüchtige Probe eines starken und eigenartigen Talentes auf. Und trotzdem wundert es mich, daß das Buch so gute Aufnahme fand und jetzt schon in 6. Auflage vorliegt. Die ganze Geschichte erzählt der gute Ludolf nämlich in qualvoll „sachdenklicher" Weise; in Schwerfälligkeit und Behäbigkeit übertrifft der Roman den „Jörn Uhl" bei weitem. Auf einmal, wie andere Bücher, wird man ihn überhaupt nicht lesen können; man ist froh, wenn man jeden Tag ein oder zwei Kapitel hinter sich bringt. Spannung weiß die Autorin mit ihrer prunkhaften, breiten Art, ihrem kräftigen Stil und ihrer Vorliebe für Ausmalung von Episoden, während sie die wichtigsten Momente oft kaum streift, also schwerlich zu erregen. Auch die Psychologie Huchs kann uns nicht überzeugen. Freilich, solange

Digitized by Google

wir mit der Verfasserin in ihrer Märchenwelt herumwandeln und ihre schwere, glänzende, prunkhafte Suada in unseren Ohren tönt, glauben wir an die Wirklichkeit ihrer Menschen und an deren Handeln; wenn aber der Klang in uns verhallt ist und die nüchterne Alltagswelt uns anschaut, dann erscheinen uns diese Wesen sofort als das, was sie sind, als weltfremd und unwahr. So unwahr, wie der Tod Galeidens, die einer Laune ihres Geliebten folgend sich aus dem Fenster stürzt; so unwahr wie der Mönchshabit des guten Ludolf, den er zu Einsiedeln anzieht, weil „die Ordnung und der Frieden dieser Räume, in die das Schimmern der geliebten Alpen fällt", ihm behagen! „Das Bekenntnis und die Religion" haben damit, daß er ins Kloster gegangen ist, „überhaupt keinen Deut zu schaffen".(!) — In der „Triumphgasse" und „Vita somnium breve" hat die Autorin nun wohl den Höhepunkt ihres Schaffens errungen. „Von den Königen und der Krone" zeigt nämlich wieder ein bedeutendes Nachlassen der Kraft. Ergötzlich ist, zu sehen, wie viele Kritiker mit dem Buche gar nichts anzufangen wissen und sich mit ein paar Verlegenheitsphrasen darüber weghelfen. Ich stehe nicht an, es „Ludolf Ursleu" bedeutend nachzustellen. Es ist viel sprunghafter, unklarer, mehr mit allerlei Episoden und Rankenwerk überladen, und verliert sich allzusehr in das Schlingwerk des Sagenhaften und Symbolischen. Die Verfasserin schildert nämlich die Erlebnisse der letzten Nachkommen eines sagenhaften Geschlechtes uralter Volkskönige, die in Armut und mancherlei Not doch ihre hohe Abstammung nicht vergessen haben. Trotz vieler Feinheiten der Charakteristik und pittoresker, glutvoller Schilderungen macht doch das Ganze einen wenig befriedigenden Eindruck. Immer spielt das Sagenhafte, Symbolische wieder herein, die Entwickelung ist zu sprunghaft, zu zerrissen; ungewöhnliche Charaktere, Handlungen, Situationen werden uns nicht psychologisch und genetisch verständlich gemacht — und wenn man das Buch, durch das man sich mit vieler Mühe gelesen hat, mit der letzten Seite schließt, hat man das Gefühl, kein Stückchen wirklichen Lebens, sondern eine Luftspiegelung — mirage nennen es die Franzosen, — eine Fata Morgana, mitangesehen zu haben. Es ist ein Dichterbuch, ein Buch voll wunderbarer, schöner und trauriger, Dinge, aber ein Buch ohne Erdgeruch, ohne festen Griff ins Menschenleben, ein Buch voller Mystik, mit dem nur Wenige etwas anzufangen wissen werden.

München. Dr. Lohr.

Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia von, Der Kampf ums Glück. Roman. Dresden 1902, E. Pierson.

Eine „Prophezeihung", die in ihren Bedingungen bereits der Erfüllung nahe ist, verkümmert Sir Donalds Leben, bis ein Weib der Kraft ihn von seinem Wahn und seinem Aberglauben befreien will. Und es gelingt ihr. Aber wie äußerlich geht die Wandlung des Betörten vor sich! Die Tatsache des „zweiten Gesichts" des schottischen Hochländers und das Problem des Hellsehens dient dem Roman nur zum Aufputz. Wenn die Verfasserin in die Tiefen dieses psychologisch interessanten Stoffes einzudringen auch nur gewollt hätte, würde die Kritik ihr Dank wissen. — Seitdem schriftstellernde Frauen auf den Plan getreten sind, die Großes, sehr Großes leisten, muß man solche Elaborate einer schreibgewandten Feder noch entschiedener zurückweisen.

München. Max Ebar.

Elbe, A. von der, Frau Leonies Geheimnis. Roman. Dresden 1904, E. Pierson.

Zwei Menschen „zusammenzubringen" — im Leben oder in der Dichtung — verstehen Frauen ganz vorzüglich. Frau A.

Digitized by Google

von der Elbe wendet hiezu einen Apparat auf, dessen Haupträderwerk in Zufall, Glück und Unglück, sogar Eisenbahnunglück, Liebe, Treue, Eifersucht, Mord, Duell und Selbstmord zerfällt. „Kein Werden ohne Wandel", meint die Verfasserin S. 233. Der Roman der alten Schule feiert in diesem Werk seine Auferstehung. Das sei jedoch kein Tadel. Der Roman ist sorgfältig gearbeitet in technischer und psychologischer Entwicklung und die Darstellung nimmt überall einen gleichmäßigen Verlauf mit — „epischer Breite".

München. Max Ebar.

Lyrik.

Zeller, Heinrich, Frisch auf! Gedichte in oberbayerischer Mundart. Stuttgart 1903, Adolf Bonz & Co.

Eine bekannte Münchener Zeitung tischte kürzlich unter Bezugnahme auf dieses Buch ihren gläubigen Lesern die Neuigkeit auf, der Hofopernsänger H. Zeller in Weimar (ein berühmter Tenorist) sei gar unter die Dichter gegangen. Dem genannten Blatte entging es völlig, daß Zeller schon seit einer Reihe von Jahren eifriger Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter" ist und bereits 1887 eine Sammlung oberbayerischer Gedichte: „Aus'n Leb'n" herausgab, die überall wohlwollende Aufnahme fand. Dort, wie hier, zeigt sich Zeller zwar nicht als Neutöner, doch als einer der begabteren Nachahmer Kobells und Stielers, der Land und Leute seiner oberbayerischen Heimat gründlich kennt und interessante Momente aus dem Volksleben mit derbfrischem Humor zu zeichnen versteht. In beiden Sammlungen finden sich niedliche Genrebildchen; daneben machen sich freilich auch nicht weniger anekdotische Gedichte breit, die nur auf eine wirkungsvolle Pointe hinzielen. In den „Schnaderhüpfeln und Sprüchln" lehnt er sich stark an Kobell an; einige sind so urwüchsig, als ob sie der Altmeister der bayerischen Dialektdichtung selbst gesungen hätte. Auch fehlt es hinwiederum nicht an Künsteleien und hochdeutschen Wörtern. Ausdrücke wie „vergöttern"; „'s Unkraut wuchert"; „a G'stalt wie a Göttin" u. a. sind dem schlichten Älpler kaum geläufig. Daß Zeller sich nun auch in Fabeln versuchte und in diese Sammlung Gedichte aufnahm, die einen innigen Ton anschlagen ('s Engerl, Mei' Freud ꝛc.), ist nur gut zu heißen. Im großen und ganzen ist der Autor eine erfreuliche Erscheinung in der bayerischen Dialektliteratur, den sichtlich ein ernstes Streben beseelt.

München. Dr. A. Dreyer.

Literaturgeschichte.

Drerup, Engelbert, Homer. (Weltgeschichte in Karakterbildern. Die Anfänge der hellenischen Kultur.) Mit 105 Abbildungen. München 1903, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung. gr. 8°. 145 S.

Drerup ist Philolog und Dichter. Solch glücklicher Mischung verdanken wir denn auch dieses Buch über Homer, wie es nur philologisch-wissenschaftliche Kleinarbeit im Bunde mit dichterischer Kraft des Sehens und Gestaltens uns geben konnte.

Man möchte bei der ersten Lektüre die Mitteilungen über Homerstudien in alter und neuer Zeit, die Untersuchungen über die Entwicklung der indischen, nordischen, deutschen, französischen, finnischen, slavischen, surisischen Volkssage zum Volksgesang und Volksepos für zu weitläufig halten. Doch im weiteren Verlaufe wird dem Leser durchaus klar, wie fruchtbar diese Einsichten für die Lösung des Homerproblems im III. Teile sich erweisen. Überall wandelt sich die durch die Volks- und Heldensage angeregte und vom Volke geübte Lieder-Improvisation durch das Walten einer dichterischen Individualität zum einheitlichen schriftlich fixierten Volksepos.

Digitized by Google

Zu dieser Grundlegung nach der formalen Seite im I. Abschnitt tritt im II. Teile die nach der inhaltlich sachlichen Seite durch die eingehende Behandlung der mykenischen Kultur. Daß der Verfasser mit den Überresten dieser großen Zeit nicht bloß durch Studium in Beziehung getreten ist, sondern selbst sich in diese Dinge hineingesehen hat, fühlt man überall durch, auch wenn er davon nichts sagen würde. Nicht ganz einwandfrei scheinen mir seine Ansichten über die Entwicklung der griechischen Religion (Fetischismus, Animismus, Natur- und Menschenvergötterung) zu sein. Hiezu hätten die prinzipiellen Ausführungen Schells in seiner neuesten Apologetik verglichen werden sollen.

Aus dem ganzen II. Abschnitt ergibt sich das Material, um die Ilias als mykenischen Heldengesang und die Odyssee als mykenischen Märchengesang des kretischen Schiffervolkes zu verstehen, wie sie uns im III. Teile nahegebracht werden.

Einer Gefahr ist der kenntnisreiche und den ganzen wissenschaftlichen Apparat beherrschende Verfasser nicht ganz entgangen; er setzt bei seinen Lesern doch zu viel voraus. Auch die einst selbst auf der Schulbank mit Homer beschäftigt wurden, und gerade diese, wären dem Verfasser dankbar gewesen, wenn er im letzten Abschnitt den Dichter selbst in guter Übersetzung zu Wort hätte kommen lassen. Wie staunen wir, wenn wir im „Kunstwart" oder in den „Propyläen" Auszüge aus Büchern zu wirklich genießendem Lesen vorgesetzt bekommen, mit denen wir vormals traktiert wurden.

München. Dr. Thalhofer.

Kienzl, Wilhelm, **Richard Wagner.** (Weltgeschichte in Karakterbildern. Die Gesamtkunst des XIX. Jahrhunderts.) Mit einer Beilage und 91 Abbildungen. München 1904, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung. gr. 8°. 144 S.

So viel bittere Tage das Leben jedes echten Künstlers zählt, jedem der Großen sind doch auch solche Stunden zugefallen, in denen er die bedingungslose, begeisternde Hingabe treuer verstehender Jünger erlebte. Diese wirken dann weiter als Herolde des Meisters und sind die Deuter seines Wollens und Schaffens.

So erfaßt auch der Komponist des „Evangelimann", Kienzl, seine Aufgabe; es ist ihm nicht darum zu tun, an das Leben und Lebenswerk Wagners mit bloßer Kritik heranzutreten, sondern zunächst in dessen Verständnis einzuführen. Und er hat recht damit. Warum kommen so viele zu keinem eigentlichen reinen Kunstgenuß? Weil sie nicht die Geduld und Ehrfurcht haben, das Kunstwerk sprechen zu lassen, ehe sie reden, zu fragen und sich sagen zu lassen, was hat der Künstler gewollt. Was wollte Wagner? Zur Beantwortung dieser Frage zeichnet der Verfasser in sicheren Strichen das musikalische Schaffen von Wagner, unterrichtet in prägnanter und doch erschöpfender Weise über die aus den Mängeln dieses Schaffens, aus der Persönlichkeit, dem Leben und den künstlerischen Ideen Wagners erstehenden Probleme eines neuen Kunstwerkes und zeigt dann endlich in meisterhafter Analyse der dramatischen Schöpfungen Wagners, wie die Probleme bewältigt wurden.

Wem es darum zu tun ist, zu Wagner überhaupt in ein Verhältnis zu kommen — und das lohnt sich für jeden auch nicht eigentlich musikalisch gebildeten Menschen — dem leistet die Arbeit Kienzls treffliche Dienste. Die rückhaltlos begeisterte, nur mit leiser Kritik an den ersten Werken gemischte, Art Kienzls schadet für den Anfang nicht, sie ist eben recht, Ehrfurcht vor dem zweifellos Großen zu erwecken. Es ist auch für den nicht durchgebildeten Musik- und Kunstliebhaber, wie es Referent ist, schwer, gegenüber der durchaus nicht panegyrisch, sondern ruhig und sachlich ent-

Digitized by Google

wickelten Grundauffassung von „dem Gesamtkunstwerke“ Wagners begründeten Einwand zu erheben; ich kann nur als Empfindung meine Ansicht aussprechen, daß das Wort-Drama eines Shakspere, Schiller, Goethe, Hebbel und die absolute Musik eines Beethoven, Brahms, Brückner ihr als vollwertige Kunstwerke eines von den Wort-Ton-Dramen Wagners verschiedenen genus erscheinen. Die Lösung verschiedener ethischer Probleme im Leben und in den Werken Wagners wird wohl manchen als zu flüchtig behandelt erscheinen. Ich meine nicht, daß hiezu prinzipiell-moralische Auseinandersetzungen hätten versucht werden sollen, aber tiefgrabende psychologische Erklärungen wären wünschenswert gewesen.

Im ganzen ist das Buch ein trefflicher Wurf, ich wünsche, daß es vielen zum Berater in den Fragen wird, in denen es zunächst beraten will.

Dr. Thalhofer.

Wiegand, J., Die Frau in der modernen deutschen Literatur. Bremen 1903, Carl Schünemann. 8°. 72 S.

Als Überblick über das behandelte Thema ist die Broschüre wohl zu empfehlen. Im einzelnen wird man mit den knappen, oft treffenden, manchmal auch nur Phrasen enthaltenden Urteilen nicht immer einverstanden sein können. Noch weniger damit, daß vorzugsweise die modernen Vertreterinnen der „Frauenfrage“ und des Naturalismus gewürdigt sind. Von Schriftstellerinnen wie F. v. Brackel, M. Buol, H. Dransfeld, M. v. Ekensteen, E. M. Hamann, M. Herbert, M. v. Oertzen, E. v. Pütz u. a. hat der Verfasser keine Ahnung, während er zweifelhafte Größen wie A. Croissant-Rust, Juliana Déry, Dolorosa, Max Grad, Fanny Gröger, Sophie Hoechstetter, Emil Roland u. a. bespricht. Anerkennenswert ist, daß er auch vom moralischen Standpunkt sich gegen Erscheinungen wie H. v. Kahlenberg, M. Beutler und M. Madelaine ausspricht.

München. L. v. Roth.

Dietert-Zoppot, Fr., Das Elend der Kritik. Ein Weckruf an den neuen deutschen Geist, an Künstler, Kritiker und Publikum. Danzig-Zoppot, Fr. W. Dietert, Grenzfragenverlag.

Den edlen Absichten, denen vorliegende kleine Broschüre offenbar ihr Entstehen verdankt, muß man entschieden Achtung zollen. Unsere literarische Kritik in Deutschland ist sicher recht reformbedürftig, und „Ehrlichkeit, Bescheidenheit, Gründlichkeit“ ist ihr gewiß aufs innigste anzuraten; ob aber die Gründung einer neuen Gesellschaft à la Goethebund oder Frührot-Vereinigung, wie Verfasser meint, die Verhältnisse wesentlich bessern würde, möchte ich stark bezweifeln. Wenn jeder einzelne, soviel in seiner Macht liegt, darauf hinarbeitete, daß die Zustände andere würden, so wäre damit ungleich mehr gewonnen. Fr. Dietert tut das leider nicht in dem gewünschten Maße. Unter den „wirklich freien und maßgebenden“ Zeitschriften hält er einerseits eine etwas sonderbare Auswahl, und diejenigen Blätter, die er bekämpfen will, wagt er anderseits nicht einmal beim Namen zu nennen. Damit wird aber „das Elend der Kritik“ nicht gebessert.

München. Dr. A. Lohr.

Mythologie.

Adinsky E., Amtsgerichtsrat, Tuisko oder Tuisto? Ein Beitrag zur deutschen Götterkunde. Königsberg i. Pr. 1903, E. Th. Nürmbergers Buchhandlung (Hermann Fihles) 54. S.

Die Edda wird nach der miserablen Uebersetzung von Wolzogen in Reklams

Digitized by Google

Universalbibliothek zitiert! Im ersten Bestandteil von Tuisto erblickt der Verfasser den altgermanischen Gott *Tîwaz bzw. *Tîwz — daß îw und wi ganz verschiedene Lautfolgen sind, kümmert ihn nicht — und in dem -to vermutet er das mhd. schwache Maskulinum tote!! Nrija wird zu ind. prija und griech. Ῥέα ans *ϝρέα gestellt! Das genügt!

Es ist doch ein bischen recht unverfroren, mit so geringen Fachkenntnissen eine Abhandlung über Mythologie, und dazu noch vergleichende, der Öffentlichkeit zu übergeben.

München. Dr. Fr. Wilhelm.

Varia.

Meiner Besprechung des Romanes **„Ultra montes"** von **Donald Wedekind** auf Seite 139 des Dezemberheftes der „L. W." ist ein Unglück passiert; sie ist auf dem Wege durch die Welt ins Fliegen gekommen und flog, flog drei Monate lang, immer aufwärts, bis sie endlich im März auf dem höchsten Plateau des Hochlandes, dort wo die Vegetation schon sehr spärlich ist, landete. Herr Muth sah sie an, Dr. Drerup wurde zu Rate gezogen, und beide fanden, wie sie auf mehr als 4 Spalten des „Hochlandes" Nr. 7 nachweisen, daß sich meine Ansicht über das Buch mit der ihren nicht decke. —

Sie weicht nur in einem Punkte von der des „Hochland" ab: ich habe den Roman ruhig und sachlich gewertet, habe dessen Fehler, die Behandlung der Ideen, den Stil, den oft wenig sittlichen Inhalt beanstandet, dessen Vorzüge jedoch — gewisse anregende Ideen über Erziehung, Glaube und Volkswirtschaft lobend hervorgehoben und das Buch daher als für „Eltern heranwachsender Kinder" als lesenswert bezeichnet.

Herr Muth kann nichts Lesenswertes darin finden, weil er vor lauter Suchen nach unsittlichen Stellen die guten, anregenden Ideen nicht auf sich wirken lassen konnte, während ich in einem, nämlich im vorletzten, Satze meiner Kritik das unerquickliche Geschäft — nach Unmoral zu fahnden — erledigte. Mehr Nutzen haben sicher diejenigen, die bei der Lektüre des Romanes meinem Beispiele folgen: *Das Schlechte schlecht finden, das Unmoralische tadeln, aber auch das Gute daran anerkennen und es möglichst sich zunutzen machen.*

Nicht blind „verwerfen" oder urteilslos „in den Himmel heben" heißt kritisieren — sondern werten, wägen, tadeln, doch auch verstehen und anerkennen.

Traurig darum, daß Herr Karl Muth, der als Veremundus so stark für eine vernünftige Kritik auf katholischer Seite eintrat, als Redakteur des „Hochland" in den Fehler verfällt, den er den „Inferioren" vorhielt, den Literaturwerken andersdenkender Leute mit schroffem Tadel und mit geflissentlichem Nichtverstehn entgegenzutreten. Aber es ist eben etwas anderes, wenn man in Broschüren nur das „Bestehende" tadelt und verwirft, oder wenn man dann als Redakteur des „Hochland" plötzlich aufbauen will. — „Hochlands" Aufgabe ist ja nach Muth (Seite 775 des Heftes 6) in erster Linie aufbauend, nicht kritisch!!! Das hätte er nicht erst in einer Briefkastennotiz zu versichern brauchen, sein Referat über „Ultra montes" zeigt es ja zur Genüge! —

Carl Conte Scapinelli.

Herausgeberin: Deutsche Literatur-Gesellschaft in München. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Anton Bohr in München; für den lyrischen Teil: Carl Conte Scapinelli, München. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

5. Jahrgang 1. Mai 1904 Heft 8

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten.

Nordische Poeten und Bücher.

Von Dr. Johann Ranftl in Graz.

I.

Jens Peter Jakobsen.[1])

Das moderne Denken und eine moderne Literatur erwuchsen in Dänemark in den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, und Dr. Georg Brandes, dessen halb wissenschaftlich halb feuilletonistisch gehaltenes sechsbändiges Hauptwerk über die „Hauptströmungen der Literatur im 19. Jahrhundert" neben seinen buntfarbigen, geistreichen Essays auch in Deutschland wohlbekannt ist, war der Bannerträger und Vorkämpfer der neuen Bewegung. Dänemarks geistiges Leben, das sich seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts vorzüglich aus dem benachbarten Borne deutschen Geistes immerfort nährte und regenerierte, das sich an Goethe, an unsere Romantik, an Hegel und Heine einst vielfach anschloß, isolierte sich seit dem Schleswig-Holsteiner Konflikt immer auffallender. Man wollte zunächst von Deutschland nichts mehr wissen, und die westlichen Kulturnationen lagen dem kleinen „Vestibül des Nordens" zu ferne, um anregend und fördernd auf seine

[1]) J. P. Jakobsen. Gesammelte Werke. Übers. von Marie Herzfeld. Leipzig. Diederichs. — J. P. Jakobsen. Niels Lyhne. Dr. Faust. Eines begabten Mannes Tagebuch. Deutsch von M. Mann. Vorrede von Th. Wolf. Alb. Langen, München. — Georg Brandes. Menschen und Werke. Rütten und Loening, Frankfurt. S. 434 ff. Phil. Schweitzer. Geschichte der skandinavischen Literatur. II. 356 ff.

Digitized by Google

Literatur zu wirken. So zehrten denn die dänischen Dichter, Künstler und Philosophen in den Jahrzehnten vor 1870 von der Hinterlassenschaft der Romantiker und Hegelianer. Dichtung und Wissenschaft verloren die Fühlung mit den wirklichen und scheinbaren Fortschritten in Deutschland, Frankreich und England. Auch Brandes (geb. 1842) mußte sich erst allmählich aus dem Hegeltum herauskämpfen. Unter der Führung Feuerbachs und des dänischen Denkers Kirkegaard tat er seine ersten Schritte, die ihn von der „Tradition" und von der spekulativen Ästhetik wegführten. Anfangs der sechziger Jahre vertiefte er sich in Taines Ästhetik und in Stuart Mills Philosophie. Diese Studien und der persönliche Verkehr mit Taine machten ihn erst vollends zum „modernen" Menschen, der mit allem brach, was den Generationen vor ihm als heilig und unantastbar gegolten. Brandes wird strenger Positivist und wirft jede „Übernatürlichkeit" zu den Toten. Übernatürliche Vorstellungen sind für ihn nur mehr ungesunde phantastische Vorstellungen. Goethe ist ihm auch deshalb besonders teuer, weil er „der große, wahre, den Kampf entscheidende Protest gegen den Supranaturalismus ist". Weit hinten bleibt so alle Metaphysik, nur das Historische und Psychologische besteht einzig noch zu Recht.

Mannigfaltige, wenn auch nicht immer tiefe Kultur-, Kunst- und litterarhistorische Studien, viele Beobachtungen an dem modernen sozialen und wissenschaftlichen Leben Westeuropas bereichern den jungen Feuerkopf mit einem ansehnlichen Kapital von neuen Ideen. Die Gedanken, welche in Deutschland von Heine bis Feuerbach und David Strauß groß gewachsen waren, die Resultate des französischen Positivismus und Naturalismus und der englischen Naturwissenschaft: alles hatte sich Brandes zu eigen gemacht und mit diesem Rüstzeug versehen, kam er nach Hause. Naturgemäß wurden alle seine Schriften zu geistreichen Plaidoyers für Freidenkertum und Individualismus. Er wird auch der Verkünder Nietzsches in Dänemark und will nicht mehr und nicht weniger, als alle Dogmen der Vergangenheit mit der Wurzel aus allen Geistern reißen.

Brandes versteht wie alle seines Stammes — er ist Jude — die Kunst, mit dem erworbenen Wissen klug und wirksam zu wagen und zu gewinnen. Er verfügt über einen brillanten Stil. Der Erfolg war ihm daher gewiß, als er wie ein Ungewitter in das stagnierende Geistesleben seiner Heimat kühn und temperamentvoll hereinbrach und auf alles, was in Literatur und Kunst, in Politik und Lebensanschauung, nach Tradition und Reaktion schmeckte, ohne Schonung loshieb. Es gab Lärm und Aufruhr. Die junge Generation jubelte ihm zu, die Vertreter des Alten entrüsteten sich weidlich, als der junge Privatdozent am 3. Novbr. 1871 seine Vorlesungen über die Literatur des 19. Jahrhunderts eröffnete. Es kam zu bitteren Fehden und Injurien. Brandes verläßt Kopenhagen und geht auf einige Jahre nach Berlin, wo er verschiedene Bücher in deutscher Sprache veröffentlichte. Er beherrscht nämlich Deutsch und Dänisch mit gleicher Gewandtheit.

Wie meistens in der Welt- und Kulturgeschichte, siegte auch in Dänemark der Radikalismus. Was Brandes gesät, schoß bald üppig in die Halme. Die

Digitized by Google

von ihm begeisterte Jugend eroberte das Feld; während ihr Führer in Berlin seine Bücher über Ferdinand Lassalle, Benjamin Disraeli und viele Essays schrieb, wuchs zu Hause die moderne naturalistische Dichtung Dänemarks groß. Die begabte Dichterjugend des Landes stand fast ausnahmslos in seinem Lager und beherrschte von nun an das Feld. Ziemlich alle, die wir heute als Vertreter der modernen dänischen Literatur zu nennen pflegen, Holger Drachmann, J. P. Jakobsen, Karl Gjellerup, Sophus Schandorph, Edvard Brandes (Georgs Bruder), Erik Skram, Hermann Bang, Henrik Pantoppidan u. a., sie alle waren mehr oder weniger Brandesianer in ihrer Gesinnung und in ihren ästhetischen Anschauungen. Ja der Einfluß des Mannes, den seine Freunde den „dänischen Lessing" und „Dr. Lucifer" d. i. Fackelträger der modernen Aufklärung nennen, wirkte auch auf die dänische bildende Kunst ein und verhalf dem Realismus in Plastik und Malerei zum Siege. Selbst die Sozialpolitik blieb von ihm nicht unberührt und sogar die Literatur der stammverwandten Länder Norwegen und Schweden empfing neue Impulse von diesem verwegenen kritischen Drauflosgänger. Den neuen Geist der jungdänischen Dichtung charakterisiert Alex. Öhquist ganz treffend so: „In ihren Büchern wehte die scharfe Morgenluft der freien Forschung, pulsierte der Herzschlag des Jahrhunderts. Man hatte ja endlich die alten überlebten Muster beiseite gelassen und ging bei Balzac und Flaubert, bei Zola und Goncourt in die Schule. Man lernte die Welt mit anderen Augen betrachten, seit man Darwin und Stuart Mill, Taine und Herbert Spencer gelesen. Man hatte sich das Brandessche Wort zu Herzen genommen, daß eine Literatur, die lebt, Probleme zur Debatte bringt; man tauchte ins Leben hinab und studierte die Wirklichkeit; eine neue Literatur hatte in Dänemark das Licht der Welt erblickt und breitete ihren Glanz aus über die junge Generation und ihren Führer." („Moderne Dichtung." 1890. S. 244.)

Daß in diesem Kampfe gegen das Alte auch mit den Resten positiv gläubiger, christlicher Weltanschauung, die sich vor 1870 bei Philosophen, Ästhetikern und Dichtern noch vorfanden, möglichst glatt aufgeräumt wurde, läßt sich denken. Im Zusammensturz des Alten und Morschen wurde auch viel Kostbares und Wertvolles mitbegraben, gerade wie bei uns. Es vollzog sich in Dänemark so ziemlich dieselbe Umwandlung der Geister wie bei uns unter dem Einflusse der Naturwissenschaften und der Philosophie, unter der Führung Darwins und Nietzsches. Was bisher galt, hieß finstere Nacht, Abgeschmacktheit und Rückständigkeit: alles Neue war eitel Vornehmheit, Glanz und Licht. „On dirait d'un tableau de Rembrandt où la lumière tomberait à plein sur les chevaliers affranchis, sur les tenants de l'Humanité. Les malheureuses victimes de l'obscurantisme ne servent, dans leur uniforme noirceur, qu'à rehausser le premier plan victorieux!" sagt Pierre d'Armailhacq im Hinblick auf diesen Geisterkampf.

* * *

Digitized by Google

Aus dieser geistigen Atmosphäre wächst J. P. Jakobsen, der talentvollste unter den genannten Dichtern, der modernste unter den Modernen, heraus. Als 22jähriger Student befand er sich nämlich unter den Zuhörern in Brandes' Vorlesungen und studierte eifrig dessen Schriften. Diese weckten lebhaften Widerhall in der Seele des Jünglings. Bald sind Brandes und Jakobsen Freunde. Ersterer schrieb über letzteren bereits 1883 einen ausführlichen Essay, der Jakobsens Lob kräftig akzentuierend und seine Schwächen gedämpften Tones andeutend, mit folgenden Sätzen beginnt: „Er ist der größte Kolorist der gegenwärtigen dänischen Prosa. So wie er malt, ist in nordischer Literatur noch nie mit Worten gemalt worden. Seine Sprache ist farbensatt. Sein Stil ist Farbenharmonie. Und er ist der seelenvollste, poetischste Sonderling in unserer Prosa. Alles, was er sieht, wird zum Sonderbilde, alles, was er schreibt, gewinnt Sondergepräge. Es ist eigenartig in der Form bis zur Manier, es ist innig im Ton bis zur Krankhaftigkeit. Alles ist verdichtet, zusammengedrängt, ohne Füllsel, ohne Zwischenraum. „Zwei Welten" auf zehn Seiten. Jeder Tropfen, den man aus dem Born seiner Rede auffängt, ist schwer, stark wie ein Tropfen Elixir oder Gift, duftend wie der einer wohlriechenden Essenz. Etwas Berückendes, Berauschendes liegt in seinem Vortrag. Es ist der stärkste Stimmungstrank, der in nordischer Prosa je gebraut worden." —

Jakobsen wurde am 7. April 1847 in Thisted geboren und entstammt einem nordjütischen Seebauerngeschlechte. Sein Vater hatte sich durch viele Mühe und Arbeit, durch Energie und Klugheit zum wohlhabenden Kaufmann emporarbeiten müssen. Von ihm konnte der Dichter Energie und Tatkraft erben und lernen, während die Mutter, die aus einer poetisch und krankhaft veranlagten Lehrerfamilie herkam, mit ihrer herzlichen Innigkeit den poetischen Einschlag seiner Jugend gab. Wir wissen von der Entwicklung Jakobsens im einzelnen recht wenig. Die Biographie, an der jetzt C. Möller arbeitet, dürfte erst über diese Periode Aufschlüsse bringen. Wir hören nur, daß des Dichters Kindheit „schön und reich" gewesen, und gerne wären wir geneigt, Niels Lyhnes Knabenträume als Reflexe aus Jakobsens eigener Jugendzeit anzusehen. Allein bei einem Dichter, der nach eigenem Geständnis nie seine Modelle mit unkünstlerischem Naturalismus in seine Dichtung hineinzwängt, ist Vorsicht in den Schlüssen geboten. Wir dürfen aus der poetischen Abspiegelung kaum mehr herauslesen wollen als etwa aus den Nachklängen eigenen Lebens in Goethes Werken.

1863 kommt Jakobsen nach Kopenhagen, um in einem Privatgymnasium seine Studien zu beginnen. Nach den Mitteilungen des Kritikers Erik Skram (Tilskueren 1885) war der Student Jakobsen ein schweigsamer Junge, ein heimlicher, verschlossener Sonderling, der Stunden lang am Stadtgraben lag und Algen fischte und von dessen Zukunft sich niemand viel versprach. Er trieb aber für sich bereits eifrig Botanik und schrieb Verse. Er fiel übrigens auch beim Maturitätsexamen durch.

Digitized by Google

Von 1867 an besucht er die Kopenhagner Universität, wo er wieder Naturwissenschaft studiert und Verse macht. Einen flüchtigen Einblick in den jugendlichen Tumult seines Seeleninneren gewährt für diese Zeit das „Tagebuch eines begabten jungen Mannes", das nüchterne Beobachtungen und geistreiches Komödienspiel mit sich selbst lustig, skeptisch und übermütig durcheinandermengt.

1871—1872 tritt Jakobsen zuerst als Schriftsteller vor die Öffentlichkeit, aber nicht als Dichter, sondern mit einigen Abhandlungen, in denen er seinen dänischen Landsleuten die Gedanken Darwins zu verdolmetschen sucht. Nach Brandes ist darin vom künftigen Meister der Prosa noch nichts zu spüren. Auch zwei Werke Darwins „Die Abstammung des Menschen" und „Die Entstehung der Arten" werden von dem jungen Naturhistoriker übersetzt und eine Abhandlung über die Desmidiazeen erhält 1872 von der Universität die goldene Medaille.

Ganz langsam schält sich aus dem Naturforscher erst der Dichter heraus. Dieser beginnt, wie wir hörten, mit Versen und mit der kleinen Novelle „Mogens", die 1872 in der „Neuen dänischen Monatsschrift" erscheint. Unter den dichtenden Genossen machen aber diese ersten Versuche gleich so großes Aufsehen, daß sich Jakobsen als „Marschall" von Jungdänemark betrachten darf.

Eine Verkühlung, die er sich einmal beim Botanisieren zuzog, wurde ihm zum Verhängnis; sie brachte ihm ein unheilbares Lungenleiden. Sein Leben wird fortan zum langsamen Hinsterben. Zwei Reisen nach Italien 1873 und 1878 bilden kleine Unterbrechungen seines stillen Daseins.

Zwischen 1872—1876 entstand der historische Roman „Maria Grubbe", durch welchen dem etwas schaal und leer gewordenen historischen Genre neues Leben zugeführt wurde. Als der Anfang in der Zeitschrift „Das 19. Jahrhundert" erschien, wurde er von der Jugend freudig begrüßt, von der erbgesessenen Kritik aber mit Nachdruck abgelehnt. Aus den wenigen Briefen des Kranken ersieht man, wie sein Übel langsam aber stetig über ihn Macht gewinnt, wie ihm weder Montreux, noch Italien, noch das heimatliche Thisted Hilfe bringen können. Sein Geist kennt aber trotzdem keine Ruhe, Pläne auf Pläne tauchen auf und verschwinden, und so viel es die schwachen Kräfte gestatten, wird noch immer gearbeitet. Nur langsam schreiten die werdenden Dichtungen vorwärts. 1876 wird „Der Schuß in den Nebel" und gleichzeitig „Niels Lyhne" begonnen, das heute bekannteste Buch Jakobsens. Es erschien erst 1880, fand aber nicht gleich jene begeisterte Aufnahme, die sich sein Autor erhoffte. Man hatte, wie gewöhnlich, nach dem Erstlingswerk etwas anderes erwartet. Es war den einen Lesern zu wenig historisch, den anderen zu wenig polemisch. Es war zu sehr bloß Kunstwerk.

Neue Pläne drängten sich im Kopfe des Todkranken. Nach dem pessimistischen „Niels Lyhne" sollte ein Buch voll Leben und Farben kommen, und zwar wieder etwas Historisches. „Das Nächste muß etwas Lichtes und Leichtes und Prachtvolles werden, voller Lebensfreude und Laune, große festlich-komische

Digitized by Google

Passagen hie und da, und ein bischen echte Wildheit, die in allen Winkeln pfeift. Dieses: ganz unter uns und auch dieses, daß ich weiß, wo ich mein Motiv suchen soll. In Christian VI. pietistischen Tagen beginnen, in des lustigen Fredrik V. Zeit entwickeln und endigen." Und daran sollte sich wieder ein echt modernes Thema schließen. Allein alle Pläne und Hoffnungen wanderten mit ins Grab hinunter. Denn bald quälte das Leiden den stolzen Einsamen zu Tode. Er starb in seiner Heimat Thisted am 30. April 1885.

Dieser Lebenslauf ist äußerlich wahrlich kein bewegter. Alles ist inneres, geistiges Werden und Wachsen, und wir begreifen, wie Jakobsen einmal halb im Ernst, halb ironisch seine Selbstbiographie also formulierte: „Ich bin den 7. April 1847 in Tisted geboren, was Begebenheiten anbelangt, so weiß ich mich wirklich an keine zu erinnern, die Interesse haben könnten und zu erwähnen wären; die hingegen, die nicht erwähnt werden können, sind natürlich interessant genug. Daß ich ein Werk, die Desmidiazeen, geschrieben habe, wissen Sie ja. Es heißt übrigens Aperçu critique et systématique sur les desmidiacées du Danemark und ist überaus gründlich; ob es irgend ein Mensch gelesen hat, ist dagegen zweifelhaft."

* * *

Jakobsen begann mit kleineren und größeren Gedichten, die nunmehr auch zum größten Teile gedruckt und ins Deutsche übersetzt sind. Es sind meist freie Rhythmen, wie sie seither bei den Modernen so beliebt geworden sind. Wie ein Nachklang der Romantik berühren uns die „Gurre-Lieder", leidenschaftliche Verse der Liebe und Sehnsucht, die von Waldemars und Tores kurzem Liebesglück und Tores traurigem Ende singen und klagen. Wenn sich in diesem Cyklus des Dichters eigene Weise schon ankündigt, so tönt bereits der volle, tiefe Ton romantischer Naturliebe und schwerlastender Lebensstimmung in den zwei „Arabesken".

„Nächte und Tage schwirren über die Erde,
Jahreszeiten wechseln wie Farben auf Menschenwangen,
In langen dunklen Wogen rollt Geschlecht auf Geschlecht
Über die Erde,
Rollt und vergeht,
Indes die Zeit langsam stirbt.
Wozu das Leben?
Wozu der Tod?
Wozu leben, da wir dennoch sterben?
Wozu kämpfen, da wir wissen, daß das Schwert
Doch endlich uns'rer Hand entrissen wird?
Und dieser Qualenscheiterhauf, wozu?
Tausende Stunden verlebt in trägem Leiden,
Trägem Übergang in Todes Leiden?
Ist dies dein Gedanke, hohe Frau?
Doch still und ruhig steht sie auf dem Söller,
Hat kein Wort, kein Seufzen, keine Klage,
Hebt sich dunkel ab vom dunkeln Himmel
Wie ein Schwert durchs Herz der Nacht."

Digitized by Google

(„Arabeske zu einer Handzeichnung Michelangelos, Profil einer Frau mit gesenktem Blicke in den Uffizien.") Weder bei den Einzelheiten dieser Lyrik noch bei den kräftigen fremdartigen Novellen können wir ausführlicher verweilen. Es sollen nunmehr nur die zwei Hauptwerke „Maria Grubbe" und „Niels Lyhne" mit ein paar Strichen charakterisiert werden.

In „Maria Grubbe" sucht Jakobsen eine Gestalt aus der dänischen Geschichte des 17. Jahrhunderts psychologisch zu erklären, indem er die wichtigsten Szenen aus ihrem Leben poetisch gestaltet. Über seine Arbeit an diesem Buche schreibt er am 7. März 1873: „Denke Dir, ich stehe jeden Tag um 11 Uhr auf und gehe auf die k. Bibliothek und lese alte Dokumente und Briefe und Lügen und Bilder von Mord, H—, Kapiteltaxen, Luderleben, Marktpreisen, Gartenwesen, Kopenhagens Belagerung, Scheidungsprozessen, Kindstaufen, Gutsregistern, Stammtafeln und Leichenpredigten. All das soll ein wunderbarer Roman werden, der heißen soll:

„Frau Maria Grubbe"
Interieurs aus dem 17. Jahrhundert.

Du weißt, das ist die, von der in Holbergs Episteln und in der Hühnergrethe von Andersen steht und die zuerst mit U. Gyldenlöve und zuletzt mit einem Fergen verheiratet war." — Langsam aber stetig schritt die Arbeit fort, und zu seinen lichteren Stunden rechnet der Dichter jene, in denen er zwischen zwei nebelfeuchten Dornhecken hin und wieder gehend, an das nächste Kapitel seines Romanes denkt. Als es gegen Ende geht, sehnt er sich schon recht ungeduldig nach dem Schlusse, um das „Frauenzimmer" mit ihren Männern, Galanen, Pfaffen, Scharfrichtern, Landschaften und Stuben endlich loszubekommen. Wie freut er sich dann über G. Brandes' anerkennende Worte. „Von all Ihren wohlwollenden Worten ist keines, was mich so freut wie das eine: durabel; denn dies ist, seit ich die erste Zeile im Buche schrieb, mein Hauptziel gewesen, daß man es gute solide Arbeit nennen könnte."

Wollte jemand einen historischen Roman mit strenger Einheit und festgefügtem Zusammenhang, ein Buch mit epischer Komposition, mit Entwicklung und Kontrasten, wie wir es bei den großen Meistern der Erzählungskunst aller Zeiten gewohnt sind, suchen, der wäre auf der falschen Fährte. Jakobsen will in einer Reihe freier, aufgelöster Bilder, die in irgend einer Weise das Schicksal und den Charakter der Heldin und die Wandlungen ihres Empfindungslebens beleuchten, die historische Maria Grubbe unserem Verständnis und Empfinden näher bringen. Die ganze dichterische Kraft und Sorgfalt versammelt sich auf die einzelnen Szenen und Stimmungsbilder, die sich am Faden des Lebensganges der Hauptfigur aufreihen. Die Erzählung beginnt mit einer farben- und dufttrunkenen Szene, in welcher uns jeder Schritt des träumenden Mädchens, jede Seelenstimmung und jedes Blumenblatt mit höchster Feinheit gemalt werden und Bild auf Bild folgen dann die Erlebnisse, durch welche alles „Blumenfeine und Duftende" von Mariens Wesen abgestreift wird, bis zu den letzten düsteren Tagen,

Digitized by Google

wo die Vielgeprüfte nach allen Enttäuschungen in der Liebe mit dem Pferdeknecht Sören Hunger und Arbeit, Verachtung und Erniedrigung teilt. Es ist eine Reihe herrlicher Barockinterieurs und seelischer Interieurs mit frischen, atmenden Landschaftsbildern dazwischen.

Aus der angeführten Briefstelle über Jakobsens Vorstudien zu diesem Roman mag man erschließen, daß es ihm eine Kraftprobe schien, das historische Kolorit recht kräftig aufzutragen, die Redeweise einer 200 Jahre zurückliegenden Zeit zu erneuern. Alle möglichen Mittel werden dazu aufgeboten. In Briefen und Gesprächen werden die alten pretiösen und schwulstigen Wendungen eingestreut, vom Dichter selbst werden deutsche, italienische, französische Verse im üppigen Stile der Zeit, da Marini und Lohenstein blühten, zurechtgebrechselt, um damit die auftretenden Figuren zu charakterisieren. Auch die rasche, hastige, impulsive Art des Handelns entspricht einer Periode, die dem Zeitalter der Shakspereschen Helden nahesteht. Schade, daß es dem Dichter nicht gelang, das archaistische Kolorit gleichmäßiger über seine ganze Erzählung und die sprechenden Personen zu verteilen. Er war sich des Mangels bewußt und entschuldigt sich mit dem Bemerken, daß ihm dieser Teil hie und da entschlüpfte, weil so viel anderes zu beachten gewesen sei.

Weil es schon das Schicksal der historischen Maria Grubbe nahelegte, so unterließ es der Dichter nicht, ein abwechslungsreiches Zeitbild aus dem Dänemark des 17. Jahrhunderts zu zeichnen, worin die Repräsentanten aller Stände, König und Adel, Bürger und Handwerker, Geistliche, Bauern, Gaukler, selbst der Henkersknecht ihre Stelle fanden. Diese bunte Mannigfaltigkeit und der farbensatte Realismus, mit dem der Dichter Figuren und Szenen malt, erinnert an holländische Genrebilder jener Zeit. Darstellungen wie die Sterbeszene Ulrich Christian Gyldenlöves oder Ulrich Frederiks Heimkunft und Marias Mordversuch werden mit Recht als psychologische Kabinetstücke neuerer Erzählungskunst gefeiert.

„Niels Lyhne“ ist ein repräsentatives Buch der dänischen, vielleicht der europäischen Moderne, wie wenige Bücher, wenn es seine Wirkung auch nicht gleich beim ersten Hervortreten übte, sondern erst allmählich von den Gemütern einer ganzen Generation Besitz ergriff. Über die Entstehung und Tendenz lassen wir wieder den Dichter selbst berichten, der an Georg Brandes schreibt: „Der Name wird „Niels Lyhne“ mit dem Untertitel: Einer Jugend Geschichte (nicht Jugendgeschichte), erzählt von J. P. J.; aber wie ich den Inhalt erzählen soll, weiß ich nicht. Die Generation, die so alt war, wie wir nun sind, damals, als wir geboren wurden (die Klarheit in diesem Satz ist bewunderungswürdig) hatte unter anderem auch ihre Freidenker. Ihre Freidenkerei war etwas unklar, vag und zu Zeiten romantisch verunsinnt, doch jedenfalls, es war etwas, womit zu beginnen. Leider wies es sich, daß mit dieser Freidenkerei nicht so leicht durch die Welt zu kommen war und daß sie der Karriere, dem Talent, der Stellung und den Freundschaftsverbindungen im Wege stand, und man empfand, daß man sich nicht bloß von den Fleischtöpfen Ägyptens ausgeschlossen hatte,

Digitized by Google

sondern sich auch des Spornes beraubt, den der Traditionen Dünger für des Geistes Wuchs bedeutet, daß man in abschreckendem Grade auf sich selber verwiesen war, daß man im ganzen eine Freiheit bekommen, die es schwer war zu ertragen. Und es gab die, so sich sagten, wir wollen nicht mittun und desertierten, andere beschnitten ihre Freidenkerei und wurden bloß in unwesentlichen Punkten freidenkerisch, andere wieder hielten fest, schlugen auf das Alte los, aber respektierten nicht das Neue, das sie selber trugen, und es gab auch die, so ehrlich auszuhalten suchten, aber in der Stunde der Not die Bürde zu schwer für ihre Schultern fanden. Es ist diese Jugend, die in meiner Erzählung wächst, liebt, schwätzt, weicht, kämpft, desillusioniert und ausnivelliert wird und durch ihre Tugenden und ihre Laster, ihre Feigheit und ihren Untergang zeigt, wie schwer es ist, Freidenker zu sein, mit der Traditionen und Kindheitserinnerungen Sirenenstimmen einerseits und der Gesellschaft Verdammungsdonner andererseits. Doch in meiner Erzählung steht das nur mit weichen unbestimmten Umrissen, überschleiert und farbendurchtränkt durch Liebesträume und Liebesleiden, Liebessehnsucht und Liebesahnung. So will ich mindestens, daß es werde. Das Gewicht ist durchgängig auf das speziell Psychologische gelegt, und auf das Physiologische zugleich." — Und so ist es auch ungefähr geworden, wie Jakobsen wollte. „Niels Lyhne" stammt von einem gutmütigen, manchmal träumerischen Vater und von einer Verse und Märchen liebenden romantischen Mutter ab. Sein Hauslehrer ist ein phantastisches, eingebildetes Genie. Der Dichter läßt nun seinen Helden, wie Goethe seinen Wilhelm Meister, allerlei erfahren und probieren, er läßt ihn mit verschiedenen Menschen in Verbindung treten. Der frühreife Knabe liebt Edele Lyhne und diese Liebe lehrt ihn, daß das Leben wohl Schmerz und Qual, aber keine Wunder bringe. Der Universitätsstudent liebt Frau Boje und kostet neue Stimmungen durch, bis sich Frau Boje, die schöne Witwe, mit einem andern verlobt. Er liebt hierauf die Frau seines Freundes, wird aber von ihr mit grimmigen Worten verabschiedet. Als er endlich die Liebe eines edlen holden Wesens gewinnt, nimmt ihm dieses der Tod hinweg. Der geliebten Frau folgt das einzige Kind und am Sterbebettchen des Kindes bricht Lyhnes Atheismus zusammen — er ist ja ein „schlechter Freidenker" — und dies ist sein tragischestes Erlebnis. Alles wird vom Dichter merkwürdig ruhig, objektiv, in leuchtenden Farben hingemalt, ohne daß er sich parteinehmend einmischt. Wüßte man nicht aus den Briefen seine Gesinnung und Absicht, man könnte im Buche eine Spitze gegen den Atheismus suchen.

Jakobsen beabsichtigte nach seinem eigenen Geständnisse die Generation der sechziger Jahre zu schildern. Es ist aber im Buche wenig Rücksicht genommen auf die herrschenden Ideen dieser Generation und ihre Sprechweise in philosophischen, ästhetischen und politischen Dingen. Es wird nur im allgemeinen Altes und Neues gegenübergestellt, ziemlich zeitlos, ohne schärfere Individualisierung. Der Dichter gesteht selbst ein, daß ihm dies bei der Ausführung nicht mehr die Hauptsache war; die Erzählung hätte sonst einen viel breiteren Unterbau gebraucht.

Digitized by Google

Alles kehrte sich ihm nach innen, alles wurde Seelengeschichte und Stimmungsgemälde, wozu bereits „Maria Grubbe“ neigte.

Die Poesie der Enttäuschung, des haltlosen Lebens fand in diesem Werke in einer unvergleichlichen Stimmungssprache ihren Ausdruck. Die große Melancholie, die jeden ergreift, der ein verfehltes, verlorenes Leben empfindet, die den Helden und Leser erfaßt, wenn er das dichterische Talent in träumerischer Untätigkeit verkümmern sieht, wenn Liebe und Freundschaft nur Enttäuschung bringen, wenn die Lebensanschauung, für die man mit ganzem Fanatismus kämpfte, versagt und nichts als die Sehnsucht allein rein und groß bleibt, diese Melancholie ist dieselbe, die schon aus den Versen der „Arabeske“ sprach: „Wozu das Leben? Wozu der Tod?“ Es ist die ganze schwerträufelnde Wehmut, das Starren ins Nichts des steuerlosen Menschen, der nicht mehr weiß, was ihn durch Welt und Leben trägt. Im Buche hämmert der Herzschlag der modernen Welt. „Lebensdurstig und todestrüb, traumgeboren und gramgebrochen, wie du bist, sei uns willkommen als das leibhaftige Bild unseres eigenen, nach Freiheit dürstenden, unter Schmerzen stumpfgewordenen Daseins.“ So apostrophiert Brandes den Roman.

Wenn „Niels Lyhne“ in Sprache und Charakteristik auch einen Fortschritt gegenüber „Maria Grubbe“ aufweist, so zeigt es doch mit jenem Vorgänger die nächste künstlerische und stilistische Verwandtschaft. Es gibt auch hier wieder keinen festen Aufbau. Jakobsen sagt es selbst, daß es ihm nur um die innere Komposition, um die Entwicklungslinie des seelischen Charakters zu tun sei. Um die äußere Komposition schere er sich den Teufel. 1880 nimmt er sich vor, in Zukunft nur mehr „historische Wunderwerke mit lyrischen Unterbrechungen“ zu machen. Dies ist (abgesehen vom historischen) in „Niels Lyhne“ eigentlich auch schon erfüllt. Gerade die lyrischen Unterbrechungen sind es, die dem Buche noch auf lange Zeit einen Platz im Herzen aller Phantasie- und Gemütsmenschen sichern dürften. Es ist gegenwärtig das Vade mecum vieler Künstler und Kunstfreunde. R. Muther charakterisiert mit Jakobsens Worten die Präraffaeliten und Giorgione. Der Dichter konnte es daher in seinem Sinne als „gut“ bezeichnen, wenn es auch kein „Allerhöllenbuch“ ist. Daß es ihm aus dem Herzen kam, beweist jener Brief, in dem er es eine „persönliche Rechenschaft“ nennt und daß es auch aus dem Leben seine Nahrung und Kraft sog, bezeugt der Hinweis Jakobsens auf die Menschen, die hinter allen Figuren stecken. Freilich werden die Modelle so verwendet, „daß des Modelles Glieder, wenn sie in meine Bilder kommen, nicht mehr des Modelles Glieder sind.“ Besonders stolz macht es den Autor, daß sein Roman dänisch, echt dänisch ist. „Es ist etwas darin, worauf ich viel Wert lege, nämlich dies eine, daß Personen, Charaktere und Aktion dänisch, dänisch und auf allen Punkten gänzlich dänisch sind; das könnte ein geringes Verdienst zu sein scheinen; aber sieh dich einmal um in Buch auf Buch, und sieh, welche Bastarde zwischen einer dänischen Phantasie und fremden Vorbildern, fremden Auffassungen jeden Augenblick hervorstechen. Die ganze Charakteranlage, Entwicklung, Stimmung, Resignation, Neuleben, alles ist so, wie es gerade dänisch ist.“

Digitized by Google

Wie feine und kräftig geschwungene Randzeichnungen gehen neben diesen zwei größeren Werken des Frühverstorbenen die Gedichte und kleinen Novellen her. „Mogens“ mit der Naturmalerei, welche schon den kommenden Jakobsen ankündigt, „Der Schuß in den Nebel“, „Es hätten Rosen da sein müssen!“ „Zwei Welten“, „Die Pest in Bergamo“ und „Frau Fönß“, welche zum Teil Motive der größeren Dichtungen in eigenen Bildern ausarbeiten. Für die Richtung, welcher der Dichter in seinen letzten Jahren nahm, sind die zuletzt genannten „Pest in Bergamo“ und „Frau Fönß“ bezeichnend, welche vom barocken, übersatten Farbenrausch sich abwenden und eine einfachere, schlichte, stilvolle Größe anstreben. —

Jakobsen gilt noch heute als unübertroffener Meister anschaulicher und stimmunggesättigter Naturmalerei. Das Regenbild, mit welchem „Mogens“ beginnt, gibt uns schon einen Begriff, wie überraschend selbstverständlich sich bei ihm Zug um Zug zum organischen Gemälde ordnet. In anderen Fällen ist es die Gemütsinnigkeit und Farbenpracht des geschauten Stückes Natur, was den Leser bezaubert. Wenn die blühenden Kirschbäume sich vom blauen Himmelsgrunde abheben, wenn der Dichter den Frühling von Clarens, den Sonnenaufgang über dem Meere, den Hagelsturm im Walde malt, so lassen sich diese Bilder nur etwa mit farbenleuchtenden Worpsweder Landschaften vergleichen. Unser Poet ist Naturforscher und Dichter. Der Naturforscher hat den scharfen, mikroskopischen Blick für das Einzelwesen, für Blumen, Wellen, Wolken, Sonnenlicht. Aus seinem Dichtergemüt glüht aber eine heiße, tiefe Liebe zu allen Wesen der Natur hervor und beleuchtet sie mit zärtlicher Romantik. Blick und Seele des Träumers saugen sich an den Dingen fest und beschauen sie so lange, bis sich deren Wesen entschleiert und sich ihm neue, von anderen Augen noch nie gesehene, Seiten und Nuancen offenbaren. Aber auch nur die Dinge dieser Erde reizen Jakobsen. Er will das Leben nehmen wie es ist, er ist strenger Darwinist und Positivist. Für ihn gibt es kein „Gotteswerk“, nur „Naturgesetze“. „Ich bete in meinem stillen Sinne zu den Grundwahrheiten der Physiologie.“ Dieser Däne war, von der Naturwissenschaft ausgehend, schon frühe dorthin gelangt, wohin nach 2 Jahrzehnten bei uns Nietzsche steuerte. Er will einzig nur im warmen Fruchtboden der Erde wurzeln. Von Religion und Katholizismus witzelt er nach Heines Art. Pietätvoll nennt er dagegen Shakspere und die Natur zusammen. Auch die Liebe zur großen Kultur vergangener Zeiten sucht man hier umsonst; denn Jakobsens Urteile über italienische Städte ähneln Strindbergs nüchternen Kritiken über Venedig, Rom usw. Um so tiefer und durstiger schaut und träumt er sich in die Gegenwart von Natur und Leben hinein, um so hingebender genießt er die Stimmungen der nächsten Welt im „fruchtbaren Müßiggang.“ Hier füllt er seine Phantasie mit dem glänzenden Reichtum, den er dann wieder seinen Menschen und Szenen mitteilt. Darum werden seine Naturbilder so kräftig, wie guter Wein, der nach Sonnenschein, Sonnenwärme und Pflanzensaft schmeckt, um ein Jakobsensches Gleichnis auf ihn selbst anzuwenden. Die Einzelbilder, Szenen,

Digitized by Google

Dialoge, Charaktere sind auch das Schönste in seiner Poesie. Dann ist aber die Grenze erreicht. Keine Massenszene, keine kunstvollere Komposition im ganzen, keine Fernsichten.

Wenn sich Jakobsen selbst einen „Naturalisten" nennt, so soll das mehr einen Gegensatz zum Supranaturalismus ausdrücken als etwa jene poetische Stilform, die wir seit Hauptmanns ersten Dramen mit diesem Worte benennen. Es ist jene Weltbetrachtungsweise, bei welcher der Dichter immer auf der Erde steht, „wenigstens mit der Zehenspitze." Allerdings erwächst aus dieser Auffassung wieder manche stilistische Eigentümlichkeit seiner Dichtung. Wenn wir in Jakobsens größeren Büchern keinen festen Zusammenhang der Schicksale oder der Entwicklung finden, so hängt dies eben auch mit des Dichters Vorstellung vom Wesen des Menschen zusammen. Dieser ist für ihn nicht einheitlich, der Charakter scheint ihm nicht „konstant". „In Wirklichkeit sind einzelne Seiten im Menschen, die nicht zusammenhängen; wie sollte auch ein so komplexes, von so vielen Seiten hergeholtes, ausgebildetes und beeinflußtes Ding, wie die geistige Seite des Menschen; organisch ganz sein." Daher erstrebt er in seinen Romanen auch nur einen „Zusammenhang im ganzen Großen".

In Dänemark schätzt man die Bedeutung Jakobsens unendlich hoch ein und diese Schätzung mag für die moderne Literaturentwicklung dortselbst Geltung haben. Wir Deutsche können das Maß der Lobpreisung schon im Hinblick auf irgend einen unserer größeren Neueren, wie z. B. Gottfried Keller, bedeutend herabstimmen. Interessant sind uns die eigenartigen Poesien des Dänen jedenfalls als Ausflüsse modernsten Fühlens und als Dokumente streng „diesseitigen" Denkens. Zu den großen Dichtern der Weltliteratur wird man ihren Schöpfer kaum je rechnen dürfen.

Einsame Nacht.

Bald ist das Licht herabgebrannt,
Schon düstert es ums Haus;
Wann hebt sich eine Geisterhand
Und löscht es aus?

Ein Falter gaukelt irr herum —
Was zieht ihn so zum Licht?
Und draußen starrt die Nacht so stumm —
Herz, bangst du nicht?

Bald fällt sie auch auf dich herein
Mit Dunkelheit und Tod;
Wer frägt dann, ob auch hier ein Schein
Geleuchtet und verloht?

München. S. X. Schrönghamer.

Digitized by Google

Neuerscheinungen zur Grillparzer-Literatur.

Besprochen von Dr. P. Expeditus Schmidt in München.

Am 21. Januar 1872 ging Franz Grillparzer zur ewigen Ruhe ein. Die Abbildungen seiner Leichenfeier in den illustrierten Zeitschriften gehören zu meinen frühesten „literarischen" Erinnerungen. Von des Dichters Werken wußte der angehende Abc-Schütz freilich noch nichts, der Name war mir völlig Schall und Rauch; aber damals schon regte sich in meinem kindlichen Herzen der Respekt vor dem Manne, dessen Sarg von einer ganzen Kompanie fackeltragender Admirale eskortiert wurde. Als solche sah ich nämlich die Bediensteten der Bestattungsgesellschaft mit ihren Schiffhüten und Fangschnüren an.

In den drei Jahrzehnten, die dazwischen liegen, habe ich nun allerdings mehr von Grillparzer vernommen — mein Respekt ist dadurch mindestens nicht kleiner geworden; und die mitunter etwas gallige Hypochondrie seiner Stachelverse vergesse ich immer wieder, wenn ich zu seinen gewaltigen Dramen greife, die mich stets von neuem packen, so oft ich sie zur Hand nehme.

Drei Jahrzehnte nach eines Dichters Tod sind aber auch eine bedeutsame Frist für die Buchhändler. Nach ihrem Ablaufe werden die Werke „frei", und jeder kann sie drucken, ohne Honorar dafür zahlen zu müssen. Es war vorauszusehen, daß mit dem Jahre 1902 die Grillparzerliteratur einen bedeutenden Aufschwung nehmen werde. Der hat denn auch nicht auf sich warten lassen.

Mir sind vier mehr oder minder vollständige Gesamtausgaben bekannt. Die beste von allen ist wohl die in der Cottaschen Bibliothek der Weltliteratur zu zwanzig Bänden, deren jeder bekanntlich eine Mark kostet. Unter „Klassikern" versteht man aber heutzutage in weiten Kreisen diejenigen Dichter, von denen man möglichst viele Bände für möglichst wenig Geld bekommt. Dieser Anschauung hat auch der alte Klassikerverlag Rechnung getragen und gleich zwei verschiedene wohlfeile Ausgaben folgen lassen, beide in je acht Bänden, die in vier Leinenbände vereinigt sind. Die Oktavausgabe kostet in Leinen acht, in Halbfranz zwölf Mark, die vier kleinen, aber netten, Leinenbände der Volksaus-

Digitized by Google

gabe gar nur vier Märklein in Summa. Der Inhalt beider Ausgaben stimmt überein, sie enthalten alle bedeutenden Dramen und Dramenfragmente, die Jugendarbeiten — vor der „Ahnfrau" — fehlen, Gedichte und Prosaschriften in Auswahl. Beiden Ausgaben sind Einleitung und Nachworte von Heinrich Laube beigegeben, der größeren noch eine ganz vorzügliche Einleitung von August Sauer, wohl dem besten der lebenden Grillparzerkenner. Schon um dieser Einleitung willen ist die Oktavausgabe sehr zu empfehlen; daß auch die Ausstattung in Papier und Druck bedeutend besser ist, versteht sich von selber.

Max Hesses Verlag in Leipzig konnte Grillparzers Werke in seiner Klassikersammlung natürlich nicht vermissen lassen. Diese Ausgabe ist vollständiger als die beiden kleinen Ausgaben Cottas und vereinigt sechzehn Bände gleichfalls in vier Leinen- oder Halbfranzbänden zum gleichen Preise wie die genannte Oktav-Ausgabe. Der Professor an der Schauspielschule des Wiener Konservatoriums Moritz Necker hat sie besorgt und reichlich mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen versehen — so heißt es wenigstens auf den Titelblättern. Wahrscheinlich sind unter den Anmerkungen die Sondereinleitungen zu verstehen, die zum Teil recht gut sind: weitere habe ich nicht aufgefunden. Im ganzen muß ich für den, der Grillparzer einfach genießen will, die Oktav-Ausgabe Cottas am meisten empfehlen, während zu Studienzwecken die Leipziger Ausgabe um der größeren Vollständigkeit willen den Vorzug verdient, freilich ohne eine historisch-kritische Ausgabe entbehrlich zu machen, selbst ohne die größere Ausgabe Cottas in Schatten zu stellen.

Ganz unentbehrlich sind hiezu die beiden Bände: Grillparzers Briefe und Tagebücher, die Karl Glossy und August Sauer als „eine Ergänzung zu seinen Werken" gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben haben. Sie schließen sich zunächst an die Ausgabe in zwanzig Bänden an, sind aber zu jeder anderen gleich wertvoll. Der Sammelfleiß war ein großer und dankenswerter, und die beigegebenen Anmerkungen, die über 150 Seiten füllen, bringen ein ungemein reiches Material zusammen. Ein großer Briefschreiber war Grillparzer nach eigenem Geständnisse nie; ein Brief an seine „ewige Braut" Katharina Fröhlich vom Anfang Juli 1826 ist dafür so charakteristisch, daß ich mir's nicht versagen kann, ihn hier einzufügen:

Liebe Katti!

Wenn ich mich über die lange Verzögerung meiner Antwort auf Deinen Brief mit meiner bekannten Saumseligkeit und meiner Neigung zum Aufschieben entschuldige, so ist das freilich keine Entschuldigung und müßte selbst erst wieder entschuldigt werden, aber da man sich am Ende doch nicht besser machen kann, als man ist, und da man mit seinen Freunden auch seiner Freunde Fehler mit in den Kauf nehmen muß, so läßt sich doch auch nichts Klügeres und Grundhältigeres vorbringen. Übrigens weißt Du ja auch von lange her, daß ich lieber in Gedanken konversiere, als sprechend oder schreibend; und so ist denn die ganze Sache erklärt.

Digitized by Google

Ihr befindet euch wohl, habt in Prag, wenn auch nicht einen besonders brillanten (d. h. einträglichen), aber doch überhaupt einen Anfang gemacht,[1]) hofft das beste von Töplitz und seid jetzt in Dresden. Soviel weiß ich von den Schwestern . . . . .

Ich selbst war durch längere Zeit unwohl, was mich nach meiner löblichen Gewohnheit in die übelste Laune setzte und mir wohl auch mit das Briefschreiben verleidete. Ich hatte allerdings die Absicht, eine Reise nach Deutschland zu machen, und hoffte mit euch irdendwo zusammenzutreffen. Aber da mein Urlaubsgesuch nun schon über vier Wochen bei Hofe liegt und noch immer keine Antwort erfolgt, so fürchte ich schon das Schlimmste und glaube kaum, daß ich euch vor eurer Rückkunft werde sehen können.

Du beklagst Dich, daß meine Briefe nicht herzlich genug seien. So wie es Leute gibt, die ein ins Übertriebene gehendes körperliches Schamgefühl haben, so wohnt mir ein gewisses Schamgefühl der Empfindung bei; ich mag meinen innern Menschen nicht nackt zeigen, und die größte Aufgabe für diejenigen, die mit mir umgehen wollen, ist es, dieses Gefühl zu überwinden und mir Herzensergießungen möglich zu machen. Dieses Zurückhalten der Äußerungen der Sensibilität hat zwar allerdings die üble Folge, daß (wie denn alles durch Nichtübung abnimmt) auch die Erregbarkeit des Herzens nach und nach sich schwächt, aber sie bleibt doch immer da, und wer mich zu fassen wüßte, würde sich sehr wundern, mich früher für kalt gehalten zu haben.

Lebe wohl und grüße Pepi und den Vater.

Grillparzer.[2])

Da haben wir die ganze Mimosennatur des Mannes, der unzarte Berührung so schlecht verträgt und sich im Grabe umdrehen würde, wüßte er, daß man jetzt sogar sein Liebesleben zum Gegenstande spezieller Untersuchung macht. Eine bessere Charakteristik, als die er selbst in seinen Briefen gegeben, ist nicht zu finden; mit Recht machen die Herausgeber[3]) auf die zahlreichen amtlichen Schreiben aufmerksam; sie sind wirklich „die persönlichsten Bekenntnisse der ganzen Briefsammlung und in ihrer Mischung von widerwilliger Unterwürfigkeit und starkem Selbstbewußtsein, von demütiger Bitte und dreister Forderung, die sich fast zur Drohung steigert, einzig dastehende Dokumente des grellen Widerspruchs zwischen dem Hochflug des unsterblichen Genius und den schweren Fesseln, mit denen er an das elende Dasein geschmiedet war".

Diese Briefe liefern auch Beiträge zur Lösung einer Frage, die uns durch eine weitere Publikation nahegerückt wird. Dr. Joseph Kohm hat mit Unter-

[1]) Die Schwester Katharinas, Josephine, war Sängerin und damals in Begleitung ihres Vaters und „Kattis" auf einer Kunstreise nach den böhmischen Bädern und Deutschland begriffen.

[2]) Brief Nr. 61. S. 80 f.

[3]) Vorrede S. V.

Digitized by Google

stützung des österreichischen Kultusministeriums „Die Ahnfrau“ [1]) nach dem Original-Manuskripte herausgegeben, nach der ursprünglichen Niederschrift, die der Dichter seinem Berater Schreyvogel vorlegte, der dann eine Reihe von Änderungen vorschlug, die vor der Aufführung vorgenommen wurden und später mit der zweiten Niederschrift in die gewöhnliche Druckausgabe übergingen.

Mit der äußeren Form dieser Ausgabe kann man nicht recht zufrieden sein. Die Lesarten sind alle im Vorworte zusammengestellt; wahrscheinlich wollte der Herausgeber die für den wissenschaftlichen Arbeiter bequemeren Fußnoten vermeiden. Dann hätte er aber wenigstens die Zeilen numerieren sollen, damit das Aufsuchen der einzelnen Verse nicht lästig aufhält. Über die Grundsätze, die den Herausgeber bei der Textgestaltung leiteten, spricht er sich im Vorworte aus; sie sind im allgemeinen anzuerkennen, haben aber die subjektive Meinung im einzelnen nicht ganz auszuschalten vermocht. In der Sterbeszene des dritten (jetzt vierten) Aufzuges möchte ich in der bekannten Stelle:

Besser, schien's mir gleich so hart,
Wär' sein Name *nie* erklungen,
Als mit Räuber jetzt gepaart!

doch diese Lesart des zweiten Manuskriptes für richtiger halten als die des ersten: „Wär' sein Name *mir* erklungen“, die der Herausgeber einsetzt. Die Worte „nie — jetzt“ bilden eine zu deutliche Antithese.

Der Zweck dieser an sich ganz gewiß sehr dankenswerten Ausgabe ist in den ersten Absätzen des Vorwortes angedeutet: Dr. Kohm möchte den Dichter von dem Vorwurfe, eine „Schicksalstragödie“ nach dem Muster der Zacharias Werner, Müllner, Houwald geschrieben zu haben, gründlich reinwaschen. Wir müssen sagen: es ist ihm nicht gelungen. Auch in dieser ersten Fassung ist das Werk ein Schicksalsdrama, wenn auch die bezeichnendsten Stellen erst auf Schreyvogels Rat eingefügt wurden. Der Keim war jedenfalls von Anfang an im Stoffe schon vorhanden; wie weit Schreyvogel beigetragen, ihn so stark herauszuarbeiten, könnte noch klarer werden, wenn der Ausgabe auch dessen Randbemerkungen beigefügt wären. Ein Blatt dieses Manuskriptes, das den Beginn des dritten Aufzuges bringt, ist als Beilage 98 zu Dr. Anselm Salzers neuer Literaturgeschichte in Faksimile wiedergegeben und der fünften Lieferung beigelegt. Man kann nicht verkennen, daß die dortigen Bemerkungen Schreyvogels ganz vernünftig sind.

Was Schreyvogel eigentlich wollte, geht auch aus den kurzen, knappen Bemerkungen seiner Tagebücher hervor, die soeben die Gesellschaft für Theatergeschichte als Vereinsschrift für ihre Mitglieder — nicht für den Buchhandel — veröffentlicht hat.

---

[1]) Die Ahnfrau. Trauerspiel in vier Aufzügen von Franz Grillparzer. Nach dem Original-Manuskripte herausgegeben und mit einem Vorworte versehen von Dr. Joseph Kohm. Wien. Verlag von Carl Konegen. 1903. 8°. 127 S.

Digitized by Google

Es läßt sich kurz und bündig sagen: Schreyvogel war der praktische Theatermann, der einzig die Bühnenwirkung im Auge hatte und an die Frage, ob Schicksalstragik oder nicht, überhaupt nicht dachte. So schreibt er am 16. September 1816 noch nachts in sein Tagebuch: „Ich habe nun das ganze Stück von Grillparzer und las Abends die zwei ersten Akte vor; die letzte Hälfte des zweiten Aktes ist sehr schwach und muß ganz verändert werden." Wer die Druckausgabe mit der ersten Fassung vergleicht, wird ihm recht geben müssen. Am 29. Oktober bestätigt Schreyvogel im Tagebuche: „Grillparzer hat nun seine 2 ersten Akte ganz nach meinen Ansichten umgearbeitet." Die letzten Januartage des folgenden Jahres melden den Eindruck, den die Proben machen, und den Erfolg der „Ahnfrau", der noch „Nachts" am 31. Januar verzeichnet wird. Am 2. Februar heißt es: „Es fängt an, eine Opposition gegen die Ahnfrau zu entstehn. Ich selbst schade dem Verfasser durch zu vieles Lob." Von einer Berührung der Schicksalsidee nirgends die leiseste Spur, und doch war sie gerade die Stelle, an der die Opposition mit einsetzte.

Grillparzer selber hat sich bekanntlich in der Selbstbiographie energisch gegen die Behauptung gewehrt, eine Schicksalstragödie geschrieben zu haben[1]). Aber diese Selbstbiographie ist ungefähr dritthalb Jahrzehnte später geschrieben und, wie Grillparzer selber gesteht, hat „sich ihm der widerliche Eindruck der damaligen Besprechungen in der Erinnerung erneuert" und ihn veranlaßt, gerade bei dieser Frage „weitläufig" zu werden. In der Jugend sprach er doch anders, nannte Müllner, den Verfasser der berüchtigten, damals aber berühmten, „Schuld", also einen der Väter der Schicksalstragik, den „Stammhalter der deutschen Tragödie seit Schillers physischem und Goethes literarischem Tode", und fügte bei: „daß der Verfasser der Schuld nicht verschmähte, über meinen Versuch zu sprechen, erhob mich, und nun erst, wie er es tat". Es macht nichts aus, daß dieser 1817 geschriebene Brief Entwurf geblieben[2]); er gibt des jungen Grillparzer Stellung zur Schicksalstragödie sicherlich richtig wieder. Moritz Necker hat darum durchaus recht, wenn er in seiner Sondereinleitung zu diesem Drama[3]) von dem „Irrtum" Grillparzers spricht, „daß seine Ahnfrau nur durch Schreyvogel zur Schicksalstragödie gemacht wurde. In Wahrheit war sie es von Anfang an neben allen ihren poetischen Schönheiten." Necker meint, „mit einiger Wahrscheinlichkeit" könne man sagen, daß Ludwig Börnes Kritik, die sich energisch gegen die „Puppe" der allerdings unter Schreyvogels Einfluß ausgestalteten Titelrolle wendet, diesen Irrtum Grillparzers veranlaßt habe.

Der Fluch, der über dem Hause Borotin lastet, die Unabwendbarkeit des dräuenden Unglückes, selbst der Schicksalsdolch — alles findet sich schon im

[1]) Cotta's Oktavausgabe Bd. 8 S. 63 ff. — Leipziger Ausgabe Bd. 12 S. 57 ff

[2]) Briefe und Tagebücher Bd. 1 S. 15. — Vgl. Bd. 2 S. 159.

[3]) Leipziger Ausgabe. Bd. 3 S. 13. — Nachlässiger Weise wird hier Zacharias Werners bekanntes Drama durchweg als „29. Febr." (statt 24.) bezeichnet.

Digitized by Google

ersten Manuskripte, wenn gleich alles nach Schreyvogels Rat weiter ausgesponnen wurde. Das gilt namentlich von der Dolchszene am Ende des dritten Aktes der Druckausgabe. Das ist eine von den Stellen, bei denen man bedauert, daß Dr. Kohm nicht Schreyvogels sämtliche Randnotizen mit veröffentlicht hat.

So dürfte das Urteil nahezu richtig sein, das Grillparzer als siebenundsiebzigjähriger Greis an Karl Goedeke geschrieben:

> „. . . Wenn es aber scheint, daß Sie mir die „Ahnfrau" nur verzeihen wollen, so muß ich nur sagen: daß ich selbst auf diese „Ahnfrau" große Stücke halte, obwohl ich damals bei meiner ersten Arbeit, durch eine wohlwollende aber sachunkundige Hand veranlaßt worden bin, die sogenannte Schicksalsidee *mehr* herauszuarbeiten, *als sie in meinem eigenen Manuskript enthalten* und hier notwendig war."[1])

Mit Recht dagegen wehrte sich Grillparzer, „sich klassifizieren zu lassen",[2]) als Schicksalstragöden nämlich. Das ist er in der Tat ebensowenig wie Schiller trotz seiner Braut von Messina. Wir werden denn heute Grillparzers Dichtergröße auch nicht auf die Ahnfrau aufbauen, sondern auf seine späteren Dramen, zu denen ihm Altertum und Mittelalter die Stoffe geliefert. Aber die Ahnfrau war es eben doch, die ihm das Theater erschlossen, und nicht zuletzt dank der Nachhilfe Schreyvogels.

In die Reifezeit der dramatischen Kunst Grillparzers führt uns ein Bändchen der Pantheon-Ausgabe des Berliner Verlages S. Fischer. „Des Meeres und der Liebe Wellen" wurden erkoren, an erster Stelle den Wiener Meister in der Reihe dieser eleganten Lederbändchen zu vertreten.[3]) Einleitungen und Anmerkungen von hervorragenden Fachgelehrten sollen diesen Ausgaben beigegeben werden; für diesmal hat zwar ein Gelehrter, Otto Pniower, die Textrevision besorgt, aber ein Dichter hat die Einleitung geschrieben; und das ist gut so. Das zarte Liebesdrama ist fast zu zart für manche Leute — man weiß, wie Heros naives Wort „Komm morgen denn" namentlich im deutschen Norden aufgenommen ward. Solcher Verkehrung wirkt, ohne ein Wort der Entgegnung zu brauchen, die Stimmungsouverture entgegen, die Hugo von Hofmannsthal dem Drama vorausschickt. Sie nimmt gefangen und bereitet vor zum Genusse des Werkes; schade, daß ein fader Druckfehler — *Sie* für *Sei* — den letzten kurzen Absatz der Einleitung einführt: hier wirkt er tatsächlich stimmungstörend.

Eine Liebesheldin sollte auch *Esther* sein. Das Drama ist Fragment geblieben, eines jener Fragmente, die in jedermann den Wunsch rege machen, das *ganze* Werk zu besitzen. König Ludwig II. von Bayern ließ durch seinen Sekretär Eisenhart den greisen Dichter selbst um Vollendung bitten. Grillparzer

[1]) Briefe und Tagebücher Bd. 1 S. 287 ff. — Der Brief ist vom 19. Nov. 1868 datiert.

[2]) Ebda. Bd. 1 S. 222. An Joseph Weil Ritter v. Weilen.

[3]) XII u. 126 S. Preis jedes Bändchens in Leder Mk. 2.50.

Digitized by Google

gab am 18. Februar 1871, also knapp ein Jahr vor seinem Tode, die folgende Antwort:

> Sie haben mir mit Schreiben vom 12. d. M. mit Vorwissen oder im Auftrage Seiner Majestät des Königs dessen Wohlgefallen an meinem dramatischen Fragment Esther und dessen Wunsch, das Bruchstück vollendet zu sehen, gütigst kundgegeben.
>
> Ja, mein Herr, dieses Fragment rührt aus früherer Zeit her, es wurde damals, ich weiß nicht mehr wodurch, unterbrochen, und manches aus der ursprünglich klaren Folge ist mir gänzlich aus dem Gedächtnis entschwunden.
>
> Gegenwärtig bin ich außer meinem vorgerückten Alter durch einen lebensgefährlichen Sturz vor sechs oder sieben Jahren in meinen Gehirnnerven so erschüttert, daß mir die Ausführung eine völlige Unmöglichkeit wäre.
>
> Die Teilnahme eines so warmen Kunstfreundes, als Seine Majestät sich immer zeigte, hat mich jedoch im höchsten Grade erfreut, und ich bitte Hochdemselben meinen aufrichtigen Dank sowie meine warme Verehrung gefälligst kundgeben zu wollen.
>
> Mit größter Hochachtung
>
> Franz Grillparzer.[1])

Später hat dann Karl von Heigel auf König Ludwigs Anregung eine Fortsetzung versucht, die 1877 bei den Separatvorstellungen und 1896 öffentlich aufgeführt wurde, aber ohne rechten Erfolg. Jetzt liegt ein neuer Versuch vor, den Rudolf Krauß in Stuttgart gewagt hat.[2])

Daß jede solche Fortsetzung ein Wagnis bedeutet, lehrt ein Blick auf das bekannteste Fragment unserer Literatur, auf Schillers Demetrius. Wie viele Versuche und wie wenig Erfolge! Aber auch des Kritikers Amt ist diesen Arbeiten gegenüber kein leichtes, weil sich fast unabweisbar die Notwendigkeit aufdrängt, die Kraft des Fortsetzers an der des ersten Dichters zu messen; und dabei muß jener nicht zum besten fahren. Im allgemeinen ist die Sprache der vorliegenden Fortsetzung gut zu nennen; daß einzelne Wendungen und Verse nicht ganz Grillparzerisch anmuten, liegt in der Sache selbst: man kann nicht in einen anderen hineinschlüpfen.

Rudolf Krauß wahrt sich aber auch die Freiheit, von dem Plane abzuweichen, den Grillparzer Frau von Littrow-Bischoff gegenüber im Mai 1868 aus dem Gedächtnisse angegeben. Daß sich Grillparzer — wie es im Vorworte S. 4 f. heißt — „selber im Verlaufe der Arbeit Abweichungen von seinem ursprünglichen Entwurfe gestattet" hätte, ist freilich sehr möglich; aber das wäre dann wohl auch nicht ohne größere oder kleinere Umformungen des

[1]) Briefe und Tagebücher Bd. 1 S. 294. — Das Register (Bd. II S. 303 unter: Esther) gibt irrtümlich 299 als Seitenzahl an, der 1. Band hat nur 297 Seiten.

[2]) Esther. Drama in fünf Aufzügen. Franz Grillparzers Fragment ergänzt von Rudolf Krauß. Stuttgart. Muthsche Verlagshandlung 1903. 111 S. 8.°

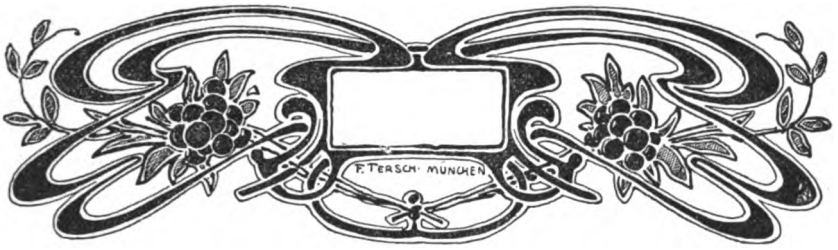
Digitized by Google

ausgearbeiteten Teiles abgegangen. So wird man sich wohl an des Dichters Angaben halten müssen, namentlich was den Charakter der Titelheldin angeht, der als Träger der ganzen Handlung dem schaffenden Dichter doch ziemlich fest in der Seele sitzen mußte, zumal wenn ein immerhin bedeutendes Fragment seinem Auge die Fäden des dramatischen Gewebes und ihre Verschlingungen weit deutlicher in „der ursprünglich klaren Folge" zeigte als uns. Aus diesen fertigen Teilen und ihrem Geiste heraus kann darum keiner besser als der Dichter selber die Fortsetzung entwickeln — und so werden wir wieder auf Grillparzers Angaben hingeführt, die schließlich dem Fragmente doch nicht widersprechen. An der Hand der übrigen Dramen Grillparzers zu prüfen, „welche Fortsetzung und welcher Ausgang wohl am ehesten dem Sinne des Dichters entspricht", ist aber erst recht ein subjektiver Weg, zumal wenn der Fortsetzer — bewußt oder unbewußt — schon seine Ideen mitbringt.

So halte ich denn — freilich ist auch meine Anschauung wieder subjektiv — den Schluß, den Krauß gibt, nicht für den glücklichsten. Krauß hat recht, wenn er den historischen Irrtum Grillparzers berichtigt, daß in den Zeiten, da die Vorgänge des Dramas spielen, der Tempel Jerusalems bereits wieder aufgebaut war. Das benützt er nun auch zum Schlusse: Mardochai verläßt Susa, um im Schatten des Tempels seine Tage zu beschließen, und will Esther mit sich von dannen führen. Sie weigert sich, weil sie den König liebt. Was nun folgt, das Zusammenschauern Esthers beim Rufe des Königs, die Drohungen Mardochais mit einem ekeln, schalen Leben, selbst mit der ewigen Verdammnis — all das versteht man nur, wenn man eben Grillparzers Angaben an Frau von Littrow-Bischoff gelesen hat. Und hierin liegt die Schwäche des Stückes; daß dieser Ausgang nicht genügend vorbereitet, der Charakter Esthers nicht mit starker psychologischer Konsequenz diesem Ziele entgegengeführt ist — freilich wäre dazu eben ein Grillparzer nötig gewesen, der auch sonst — man denke an die Jüdin von Toledo — die scheinbar überraschendsten Wendungen psychologisch zu sichern verstand. Ein Vorwurf soll damit dem Fortsetzer nicht gemacht werden — in magnis et voluisse sat est.

Ich schließe mit dem wiederholten Wunsche nach einer historisch kritischen Ausgabe der Werke des großen Österreichers, die man von August Sauer erhoffen darf. Grillparzer ist noch immer nicht nach Verdienst gewürdigt; durch eine solche Ausgabe würde der Boden gelegt, auf dem man weiter bauen kann. Was Richard M. Werner für die Hebbel-Forschung bedeutet, möge Sauer für Grillparzer werden.

Digitized by Google



Neue Lyrik.

Von Laurenz Kiesgen in Köln.

Nicht immer kann man eine Übersicht über neuerschienene Lyrik mit einer so bedeutenden Sammlung einleiten, wie es die „Frühlichter“ [1]), Gedichte von Nikolaus Welter, sind. Ich wies schon auf die kräftige Note seiner lyrischen Begabung, die mit merkwürdiger Unmittelbarkeit romantische Zauberklänge heraufbeschwört, bei der Besprechung seiner balladenartigen Gedichte im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift hin. Aus seiner nun vergriffenen Sammlung (Aus alten Tagen) hat Welter die bedeutendsten Stücke in die „Frühlichter“ aufgenommen. Sie nehmen sich in dieser neuen Umgebung reizvoll genug aus. Aus ihnen hebe ich besonders die stattliche Legende „Der Geiger von Echternach“ und die sonnige, liebliche Romanze „Clairefontaine“ hervor; „Der Burgfrau Tod“, mit den reizenden Strophen eines neckischen Minneliedes durchflochten, wäre eine dankbare Vorlage für die Rezitatoren psychodramatischer Dichtungen. Unter den neuen Dichtungen bevorzuge ich besonders „Im Banne des Karussels“. Es ist eine Poesie, zu der man ein wirkliches persönliches Verhältnis gewinnen kann und bei der man, je länger sie einem vertraut wird, um so herzlichere Beziehungen und Wirkungen verspürt. Das Karussel, dies notwendige Kirmeßrequisit und der Vermittler harmloser Lustigkeit, wird bei Welter zum Symbole des Lebens. Der einsame Mann im Schlapphute träumt auf ihm sein ganzes Leben und wir erleben sein menschliches, aber ungeheueres, Schicksal mit. Während er schwergebückt, ein müder Mann, davonschreitet, bieten Pfiff und Ruf des Meisters zu neuer Runde auf; das Leben nimmt vom Weh des Einzelnen keine Notiz, „blitzend fliegt das Karussel.“ Wer so die Alltagsdinge zu beseelen vermag, der ist fürwahr ein Schöpfer, ein Poet. Weiterhin wären die schlichten Lieder auf den Tod des Vaters zu nennen, die in ihrer einfachen Sprache wohl manchem gar zu kunstlos erscheinen mögen, die aber eben, der Tiefe des Erlebnisses wegen, auf die Reize der schillernden Wortpracht verzichten können und bei einer maßvollen künstlerischen Persönlichkeit auch verzichten müssen. Tiefe Glut atmen die erotischen Lieder; mit glücklicher Hand schuf Welter das herzige

[1]) München 1903, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. 116 S. Mk. 2.— [2.80].

Digitized by Google

„Tandaradei" Walthers von der Vogelweide zu einem echt modernen Liede um. Erwähne ich noch die warmen Klänge, die der Dichter für die Not der armen Leute findet und die prächtige Lyrik, die er dem Schmiede widmet, so glaube ich genügend auf die Vielseitigkeit des Bandes aufmerksam gemacht und die für eine edle Poesie empfänglichen Leser auf eine wertvolle Neuerscheinung hingewiesen zu haben, aus der ich Proben anzuführen um so eher unterlassen kann, als Welter den Lesern der „Literarischen Warte" ja glücklicherweise kein Unbekannter ist.

Trotz wiederholten Lesens wollte es mir nicht recht gelingen, von den Versen, die Johannes Rothensteiner unter dem Titel „Hoffnung und Erinnerung"[1]) herausgab, nachhaltig erwärmt zu werden. Diese einzelne persönliche Erfahrung will freilich für den Wert der Sammlung kein absolutes Urteil bedeuten. Wie das meiste von Geibel, nämlich sein langatmiges rhetorisches Wortgepräge, kalt läßt, so ging es mir bei Rothensteiner. Gedichte von 72 und 96 Zeilen Länge über so einfache Sachen wie „Der Heimat Preis" und „Muttersprache" sind, um ein gut geprägtes Wort zu benützen, mehr Gedachte als Gedichte. Und doch kann man dem Deutsch-Amerikaner Rothensteiner für seinen stattlichen Band nicht gram sein. Er ist eine stille, feinempfindsame Persönlichkeit, religiös gestimmt, mehr für die zarten poetischen Lichter schwärmend, einer, der bei harten Tönen zusammenschaudert. Wir wollen ihm nicht vergessen, daß er drüben im Lande der klappernden Dollars das sensible Kräutchen Rührmichnichtan, so man deutsche Poesie und poetische Schwärmerei nennt, in Treuen hegt und pflegt. Man traut seinen Augen kaum, wenn man zuletzt im Buche so kräftig empfundene und mit so straffer Konzeption vorgetragene Balladen findet, die uns manches vorhergegangene wortreiche Poem der Sammlung vergessen lassen.

Die „Gedichte"[2]) von C. Huberta Knur verraten eine recht beachtenswerte poetische Begabung, die sich vornehmlich in religiösen Stimmungen äußert. Indessen ist viel Überflüssiges in dem Buche. Ganz unbedeutende Nichtigkeiten sind, wie überhaupt alle Gedichte des Bandes, mit einer Jahreszahl versehen, damit wohl der spätere Biograph etwas weniger Arbeit hat, die Entstehungszeit der Reimlein festzustellen. Tiefgründige Vorsicht! Für vermessen halte ich auch den Vergleich, den Huberta Knur S. 178 mit sich und Annette Droste-Hülshoff anstellt. Einheitlicher und abgeschlossener erscheint die dichterische Physiognomie, die Elise Miller in ihrer letzten Sammlung „Religiöse Gedichte"[3]) zeigt. Es sind Zwiegespräche, die die Dichterin mit ihrem Gott hält; ein paar kräftigere Farben und wärmere Lichter könnte man dem einen oder anderen Gedichte immerhin wünschen. Hätte man auch hier oder da gerne die Redseligkeit ein wenig beschnitten gewünscht, so bricht doch die Glut dieser gottliebenden Seele wärmend

[1]) St. Louis 1903, B. Herder. 447 S.
[2]) Mainz 1903, Kirchheim & Co. 221 S. gebd. 3 Mk.
[3]) Münster 1904, Alphonsus-Buchhandlung. 96 S.

Digitized by Google

und siegend überall durch, so daß der Ausdruck religiöse Gedichte, oft eine wahre captatio benevolentiae, hier wirklich zu einem berechtigten Ehrentitel wird. Elise Miller ist eben eine Dichterin; läßt sie sich auch einmal etwas gehen, so bleibt ihr Werk immer noch Poesie.

Die „Lieder“ [1]) von Warmund Graf Preysing sind wohl in dem Bestreben veröffentlicht, auch auf dem Plan zu erscheinen. In dieser Beziehung erfüllen sie ihre Aufgabe hinlänglich. Denn man wird dies Büchlein ablehnen und doch den Autor beglückwünschen, weil er zeigte, daß in ihm eine genügend starke Begabung wächst. Die Verse geben sich ruhig, rein und zart, wenn auch alle diese Reime wie ein Widerklang gehörter Töne anmuten. Möchte der Dichter dies bald in sich selbst erleben. Fast sollte man ihn auffordern, die Liebe zu den vorliegenden Versen, die er der Welt schuldig zu sein glaubte, mit Stumpf und Stiel auszurotten und dann hinzugehen und — neue zu schaffen. — Müde und versehnt gibt sich Alfred Kleinberg in dem Bändchen „Mihi et Mundo“ [2]). Wir glauben ihm ganz gern, wenn er als ehrlicher junger Mann sagt, sein Herz sei gebrochen und er habe die Lieder mit „Herzblut“ geschrieben. Daran ist man ja schon gewöhnt. Nur wenn er als Dichter so sprechen will, können wir ihm nicht glauben; denn dann genügt es nicht, uns dies zu sagen, dann muß er es uns darstellen, und daran fehlts. Ein paar innige Lieder findet man aber doch in dem Büchlein. Die findet man auch in dem Zyklus Verse „Nacht und Tod“ [3]) von K. W. Enzio, in der im übrigen die trübe, schwere Stimmung den Autor noch im klaren Schaffen zu beeinträchtigen schien. Aber er ist auf dem Wege, aus dem reimfrohen Aneinanderfügen der Worte sich zu selbsterlebter und geschauter Gestaltung durchzuarbeiten und das ist anzuerkennen und muß gesagt sein.

Eine sorgfältige Auswahl guter Gedichte bietet „Weltkinder“ [4]) von Paul Bliß. Er ist ein Sänger der Lebensfreude, ein Optimist. Wir lernen ihn, ohne viel Worte zur Charakteristik, am besten aus einem Gedicht kennen, das er „Ewige Jugend“ überschreibt:

Ob auch das Haar mir grau wird,
voll Falten das Gesicht,
ob auch die Hände zittern —
alt bin ich trotzdem nicht!

Das Herz ist jung geblieben,
das Auge blickt noch klar,
es weiß zu unterscheiden,
was falsch ist und was wahr;

[1]) Dresden 1903, E. Pierson. 64 S.
[2]) Wien, Verlag neuer Literatur. 40 S.
[3]) Kiel 1903, Mißfeld. 40 S.
[4]) Berlin 1903, L. W. Siedenburg. 54 S. 1

Digitized by Google

und daß die Welt voll Schönheit
uns täglich wieder lacht,
das weiß ich, und das ist es,
was ewig jung mich macht!

So einfach, leicht und graziös ist das ganze Büchlein, bei dem man auch die Jahreszahlen zu den Gedichten gern vermißt und das man doppelt und dreifach so stark gewünscht hätte. — Von tieferem Ringen als diese glückliche Begabung zeugen „Stunden und Sterne“ [1]) von Bodo Wildberg. Er ist kein literarischer Neuling mehr. Mit seinen bisher erschienenen Büchern erwies er sich als einen Dichter der Stille, der leisen, aber tiefen und bedeutenden Wirkungen. Als außerordentlich bezeichnend für die Richtung seines Schaffens halte ich das Gedicht „Sphinx“; wie eine träge Katze, mild angeleuchtet von der Frühe Glut, sieht er die Sphinx auf samtner Purpurtreppe herunterſteigen und es verlangt ihn, der aus halbverwischter Jugenderinnerung ein Frauenbild, rätselhaft schön und traurig mild, gerettet hat, an ihre kühlen Lippen die seinen zu pressen und sein tiefinnerst Leid in der alten Einsamkeit auszuweinen. Wem gab das Leben nicht solch seltsame Rätsel? Aber es muß sie einer formulieren. Wir alle haben schon irgend einmal den wundersamen Traum gehabt, daß wir auf einer alten Steintreppe immer tiefer hinunterstiegen in wachsendem Grauen, bis uns das Entsetzen weckte: Dazu lese man Wildbergs Gedicht „Der Grund“:

O die zerfallenen Stufen,
Die tief hinunterführen,
Wo seltsame Stimmen uns rufen,
Verworrene Laute uns rühren.

O dies heimliche Reigen,
O dies schmerzliche Suchen!
Und ach! das furchtbare Schweigen
Unter den Riesenbuchen.

Eine Sammlung von Interjektionen, aber wirkungsvoll, treffend! Oder man lese das traumhafte, vielerlebte „Nächtliche Angst“ (S. 33). Erscheint uns so Wildberg als ein Deuter des Traumlandes, so weiß er anderseits scharf die Wirklichkeit zu treffen, gibt sich hie und da impressionistisch oder symbolisch, aber nicht in der farblosen Art, die zum Widerspruch reizt oder ärgert. Tragisch berührt die Klage des Großstadtmenschen (Beatus ille, S. 31), der in fruchtlosem Streben, unter Lärm und Lasten, alt wird; innig und still klingen die Liebeslieder und Verse, die das häusliche Behagen verherrlichen, dazwischen. So ist Wildberg eine sehr beachtenswerte lyrische Kraft von großer Vielseitigkeit.

Nicht übel ist der Eindruck, den ein nachhaltiges Lesen der Sammlung „Aus knappen Stunden“ [2]) von Erwin Schmidhuber hinterläßt. Er

[1]) Wien, Österreich. Verlagsanstalt. 70 S.
[2]) Dresden 1903, E. Pierson. 122 S.

Digitized by Google

besitzt eine kräftige Gestaltungsgabe und manchmal möchte man wohl von einem Übermaß der Phantasie reden. Oft geraten dem Dichter scharfe Bilder, die bisweilen etwas von der aufdringlichen Genauigkeit und Nüchternheit der photographischen Aufnahme an sich haben, aber auch vom Zauber der Stimmung wissen. Er müßte sich mehr bändigen. Vieles ist ja, da der Dichter den Reim ganz verschmäht, nur in papierverschwenderischer Weise gedruckte Prosa geblieben, aber ich möchte doch nicht versäumen, auf diese unzweifelhafte Begabung aufmerksam zu machen; Schmidhuber verdient die Beachtung, die ein Talent anregt, an der reiferen Ausgestaltung seiner Begabung zu arbeiten. — Fast sollte man daran zweifeln, daß man im zwanzigsten Jahrhundert, im Zeitalter der Eitelkeit, lebt: Ein wirklicher Poet gibt seine Verse ohne Namen heraus. „Unterwegs“[1]) heißt die Sammlung des Unbekannten. Formell gibt er sich nicht ganz reinlich und zweifelsohne, und leistet besonders in ganz kurzen Reimzeilen wenig Erfreuliches; aber im ganzen kann er sich sehen lassen und darf das Visier lüften.

Von Karl Gustav Völlmöller liegt ein pretiös ausgestattetes Versbuch vor: „Parcival. Die fruehen Gaerten“[2]). Töne der Mombert und George klingen darin wieder und der Mystizismus Maeterlincks, die anmaßende Prophetengeste des italienischen Gauklers Gabriele d'Annunzio, melden sich mehr als einmal in vordringlichem Maße. Zuweilen kommts einem vor, als ob der Aufwand an Initialen für die dahinter stehenden Worte etwas zu verschwenderisch sei. Am besten gefällt der erste Teil, in dem die Parcivalstimmung einen so prägnanten Ausdruck gefunden hat, wie z. B. in dem folgenden Vers:

Es spinnt sich ein dunkel verworrener Traum
vom unbekannten
hinüber zum unbekannten Raum:
dazwischen leb ich und hab es kaum
ein mal verstanden.

Wenn auch der zweite Teil viel Unverständliches bringt, so ist es doch ein merkwürdiges Buch, das wohl das Lesen lohnt. Sehr große Sorgfalt ist auch auf das Bändchen „Eine Liebe“[3]) von Peter Sirius (Buchschmuck von Th. Watjen) gelegt worden. Das ewig alte und junge Problem der Herzen, die sich finden und zusammentun könnten, wenn nicht das eine Hindernis (hier ist's ihr Versprechen einem gestorbenen Geliebten) wäre, findet eine neue, begeisterte Dichterbrust. Der Sang strömt dahin mit allen Härten und Ecken, die ihm die erste Konzeption gegeben haben mag; wir hätten eine sorgfältige, von künstlerischer Hand gegebene Feilung gern gesehen.

[1]) Wien 1904, C. Konegen. 272 S.
[2]) Berlin 1903, S. Fischer. 95 S.
[3]) Karlsruhe 1904, Fr. Gutsch. 83 S. geb. Mk. 2.—.

Digitized by Google

Die Gedichte „Heimatlicht“ [1]) von Leon Vanderſee ſind mit dem Porträt der Dichterin (Helene Tiedemann) geziert. Man empfängt ſofort den Eindruck einer ſtarken lyriſchen Begabung, die an Glut und Kraft an Anna Ritter und verwandte Talente erinnert, wenn man einige der Gedichte geleſen hat. Aber je weiter man in dem Buche kommt, deſto mehr muß man den Mangel einer weiſen Auswahl bedauern. Wiederholungen derſelben Stimmung wären noch hinzunehmen; aber das ewige Lied von der Sehnſucht, die unermüdliche Leier von Sehnſuchtsfiebernächten und unendlichen Küſſen verſtimmt. Es iſt ja einfach gar nicht möglich, daß ſoviel geſchleckt wird. Der Durſt nach dem Flammenhauch ſeiner roten Lippen wirkt lächerlich. Bezeichnend iſt:

Und weißt du, was ich tat, als du gegangen?
Ich küßte dürſtend meine eigne Hand,
Die Hand, an der dein dunkler Blick gehangen,
Die Hand, auf der dein Abſchiedskuß gebrannt.

Und das iſt Wahnſinn, du — und das iſt Sünde —
denn meine Sehnſucht ſucht jetzt deinen Mund,
und meine Sehnſucht reißt in Flammenſchlünde —
du — meine Sehnſucht küßt dich todeswund.

Da haben wir alles hübſch zuſammen: die Sehnſucht, das Gekoſe, die an Hyſterie ſtreifende Phantaſieſchwelgerei und ſtammelnde Wiederholung; und doch hätte die Dichterin uns ein ſchön abgetöntes Buch geben können, wenn ſie erſt künſtleriſch reifer wäre. So reizt ſie ebenſo oft zum Lächeln, als ſie durch feine Lyrik, wovon ich mir wohl ein Beiſpiel ſparen darf, entzückt. Die feinberechnete Abtönung, überhaupt ein hohes Maß künſtleriſcher, vornehmer Abgeſchloſſenheit, verrät der Wiener Dichter Hans Müller in dem Bande „Die lockende Geige“ [2]). Der Titel iſt glücklich gewählt; denn dieſe Poeſie iſt reiner, eindringlicher Geigenton, der in zarter, lockender Kantilene das Gemüt anregt und unſer Herz in ſeinen Bann zieht. Hoffentlich ſetzt ſich das ſchmelzende, leiſe Geigenlied in dem betäubenden literariſchen Konzert von heute und morgen durch, wo ſo entſetzlich viel Brummbaß geſtrichen wird, und noch dazu oft völlig disharmoniſch. Freilich enthalten auch Müllers Verſe manches törichte Wort von Frauenſehnſucht, die noch nicht geſtillt iſt, und in ihrem Taſten und Suchen beunruhigt; aber das iſt nur eine vereinzelte Erſcheinung in den mancherlei geſtimmten Weiſen, die meiſt friſch, geſund und, das iſt das wichtigſte, rein poetiſch wirken. Auch eine leiſe, müde Dekadenz iſt hin und wieder zu ſpüren; aber das ſoll ja im Wiener Blut liegen. Die „Balladen und Schwänke“ [3]) von Oskar Wiener, mit Bildern von Richard Teſchner, bringen mit kräftigem Wort und keckem Griff manches gute Gedicht zuwege: wie Gevatter Schwanda,

[1]) Berlin, J. Bobach. 141 S. Mk. 3.—.
[2]) München 1904, A. Langen. 109 S. Mk. 2.—.
[3]) Minden 1903, J. C. C. Bruns. 83 S.

Digitized by Google

der laut einer ehrenwerten Prager Chronika auf dem Fasse saß und mit dem Dudelsack zum Tanz aufspielte, macht sich Wiener wenig aus Zeit und Gelegenheit und singt sein Lied, wie ers auf dem Herzen hat. Da kommt denn manchmal ein unziemlicher Ton heraus, wie's manchem scheinen will, und es ist auch nicht zu verkennen, daß der Stich ins Frivole da oder dort an Absichtlichkeit grenzt. Indes scheint Wiener, wenn er die in seinem vorliegenden Buch erkennbaren Ansätze weiter auswachsen läßt, die lange vernachlässigte Schwankdichtung wieder zu literarischer Würdigkeit erheben zu können.

Ein Klagelied im Wonnemonat Mai.

Ach, wenn er nur mein Herz nicht so betrübte, der Mai!
Da grünt er und singt er!
Da blüht er und duftet!
Und das alles tut mir so weh!
Ich wills dir sagen, warum?
Sieh, in meiner Seele grünte einst das Hoffen, gleich einer Saat,
Und es regte und reckte sich, aufwärtsstrebend nach goldenen Zielen.
Aber des Unglücks dumpfrauschende Gewitterwasser
Überzogen es jählings mit erstickendem Schlamm. —
Sieh, in meiner Seele sang ehedem das Frohlocken,
Gleich einem schimmernden Frühlingsvöglein,
Und wurde nicht müde den ganzen Tag.
Aber da ward es tückisch getötet von schüttelnder Kälte tiefnächtigen Leids! —
Sieh, in meiner Seele blühte einmal das Lieben,
Und war gleich einer Apfelblüte so zart und duftend.
Aber da fuhr aus umwölkter Höh der Sturm des Todes hernieder.
Und brach die Blüte! —
An all dies erinnert der Mai mich,
Wenn er so grünt und singt,
Wenn er so blüht und duftet!
Nun weißt du's, warum er mir so weh tut. —

München. Joh. Ev. Schweiker.

Digitized by Google

Bittres Sterben.

Erzählung von Ad. Jos. Cüppers in Ratingen.

Der Juli war regnerisch.

Grau und trüb hing der Himmel über dem kleinen rheinischen Badeort.

Etwas abseits von der großen Heerstraße liegt er, eingebettet in Rebenhügel, auf denen im Oktober saftige, rote Trauben aus buntem Weinlaub winken. Wenn die Sonne über die Höhen flutet und drunten in dem hellen Flüßchen blitzt, das an den freundlichen Häusern und Gärten vorüberspringt, dann gleicht das Tal einem lachenden, jugendlichen Menschengesicht, dessen Anblick das Herz erquickt.

Heute war es wie von stillen Sorgen bekümmert.

Feuchte Schwaden zogen von den Höhen herab, hängten sich in die Bäume und drückten die Blätter nieder, und das Gras neben den Wegen netzte den streifenden Fuß.

Dem Manne, der langsam zwischen den Baumreihen eines Seitenweges einherschritt, gefiel das Wetter. Es paßte zu seiner Stimmung. Heller Sonnenschein tat ihm schon seit langer Zeit weh, er wußte nicht wie und warum. Aber es war ihm, als wühle er mit heißen Fingern in seinen Adern und zehre an seinem Leben. Er war krank, sehr krank.

Auf einen Stock gestützt, schleppte er sich müden Schrittes weiter. Er kam an eine Bank, blieb stehen und maß prüfenden Auges den zurückgelegten Weg. Dann zog er ein verwaschenes, rotes Taschentuch hervor, breitete es über das feuchte Sitzbrett und ließ sich auf der Bank nieder.

In den Baumkronen über ihm flatterte eine Krähe krächzend auf, er achtete es nicht. Mit gesenktem Kopfe starrte er auf den Weg und

Digitized by Google

begann mit seinem Stocke in den Sand zu zeichnen. Ein Baumstamm entstand. Kräftig hob er sich aus der Wurzel, aber in halber Höhe brachte er jäh ab, ein zersplitterter Stumpf.

„Mein Leben!“ murmelte er.

„Gebrochen in der Vollkraft der Jahre, bin ich nur noch ein modernder Stumpf, und nicht lange“ —

Er vollendete den Satz nicht und lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück. Sein Haar war noch voll und dunkel, nur an den Schläfen zeigten sich feine graue Büschel. Aber dem hagern, gelblichen Gesichte war schon das Mal des unerbittlichen Herrschers aufgedrückt, dem alles Leben verfällt.

Der Mann seufzte. Er stellte den Stock zwischen die spitzen Knie und fuhr mit der Hand in die Brusttasche des Rockes. Langsam entfaltete er einen Brief.

Jemand ging vorüber, er sah und hörte es nicht, der Brief fesselte sein Sinnen und Denken.

Nun war er fertig. Er faltete ihn zusammen und steckte ihn ein, und zwei dicke Tränen rollten über seine dünnen Wangen. Nun griff er nach dem Stock und wollte sich erheben, aber indem er es versuchte, überkam ihn plötzlich eine seltsame Mattigkeit, die Bäume drehten sich um ihn, und er sank vor der Bank auf den Weg.

Eine Weile lag er so wie leblos, da näherte sich ein Herr. Er stutzte, dann trat er schnell hinzu und beugte sich über den Fremden. Mit kräftigem Griffe faßte er ihn unter den Armen und hob ihn auf die Bank.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte er teilnehmend, indem er ihn stützte.

Aber er erhielt keine Antwort. Nur ein matter Aufschlag der Augen begegnete seinen Blicken.

Der Herr sah sich um. Doch es war ein von den Badegästen wenig besuchter Weg und niemand zu sehen. Er versuchte, den Kranken auf die Füße zu bringen, es gelang nicht.

Langsam ließ er ihn wieder auf die Bank zurücksinken, lehnte ihn vorsichtig an und eilte davon. Von den Bäumen fielen feine Tropfen herab; sie fielen auf das Gesicht und die Hände des Mannes, auf den abgeschabten Rock und die dünnen Beinkleider. Er rührte sich nicht.

Nach wenigen Minuten kehrte der Herr mit einem Wagen zurück, hob mit Hilfe des Kutschers den noch immer kraftlos Liegenden hinein und setzte sich neben ihn. „Zum Krankenhaus!“ gebot er.

Digitized by Google

„Zu welchem?“ fragte der Kutscher.

Der Herr besann sich, dann sagte er: „Zum katholischen, es ist das nächste!“

Es war ein freundliches Zimmer, in dem der Kranke die Augen aufschlug.

Verwundert blickte er um sich. Er lag in einem weichen, saubern Bette mit schneeweißer Decke. Das große, helle Fenster war von Rebzweigen umrankt, und durch seine blanken Scheiben sah man auf die Weinberge. Das sah er, dann fielen ihm die Augen wieder zu.

Neben dem Bette stand der Arzt des Hospitals mit einer Schwester. Sie hielt die Knrkarte in der Hand, die sie im Rocke des Fremden gefunden, und buchstabierte den Namen, der darauf stand.

„Czilewski!“ — „Ein merkwürdiger Name!“ sagte sie leise.

„Offenbar einer aus dem Osten“, antwortete der Arzt. „Haben Sie die Kurliste zur Hand?“

Die Schwester verschwand, kehrte aber gleich darauf mit dem Blatt zurück. Der Arzt durchflog es.

„Hier!“ sagte er und deutete mit dem Finger auf den Namen.

„Herr Czilewski, Lehrer aus Jaroslacz. Schon vierzehn Tage hier.“

„Ach, der Arme,“ flüsterte die Schwester. „Wo mag er wohnen?“

„Das ist fürs erste gleichgültig. Er bedarf sorgfältiger Pflege, und die findet er in keinem Gasthofe und keinem Privathause.“

Die Schwester nickte.

„Er ist verheiratet,“ flüsterte sie, „wenigstens trägt er einen Ring.“

„Um so trauriger,“ antwortete der Arzt. „Denn der Fall ist bedenklich. Flößen Sie ihm den Wein langsam ein, und sollte er sich nicht erholen, benachrichtigen Sie mich. Jedenfalls sehe ich am Abend wieder nach.“

Der Arzt verließ das Zimmer.

Die Schwester nahm ein Glas von dem kleinen Tische neben dem Bette, füllte es zur Hälfte mit duftendem Rotwein und brachte es dem Kranken an die Lippen. Er öffnete die Augen, trank das Glas in einem Zuge leer und winkte, er wünsche noch mehr. Die Schwester gab ihm wieder zu trinken, und mit einem Ah! der Erquickung sank er in die Kissen zurück.

Sie setzte sich neben das Bett und beobachtete ihren Schützling.

Digitized by Google

Er schien zu schlafen, sein Atem ging ruhig und gleichmäßig. Es war ganz still in dem Zimmer, nur eine Fliege summte kaum hörbar am Fenster.

Schwester Amanda blickte gerührt auf den Kranken. So weit kam er her und war nun so elend. Und daheim hatte er vielleicht eine gute Frau, die sich um ihn härmte, vielleicht liebe Kinderchen, die für ihn beteten! Ob er wohl noch einmal in die Heimat zurückkehren und seine Lieben wiedersehen würde? Wie viel Leid und Weh doch die Erde barg, unbekanntes und verschwiegenes Leid, dessen ganze Fülle und Tiefe nur das Auge des Allwissenden umspannte!

Es wurde ihr weich ums Herz, und sie mußte sich eine Träne abwischen. Sie dachte daran, wie auch sie einst in jungen Tagen den Vater verloren, und wieviel Not und Sorge die Mutter um sie und die Geschwister erduldet, bis sie allein durchs Leben gehen konnten. Viel Elend und Schmerz hatte sie seitdem gesehen, aber ihr Herz war nicht abgestumpft worden, es hatte sein warmes Mitfühlen bewahrt.

Langsam hob sie den Rosenkranz von ihrem Gürtel und betete leise. Und während sie betete, blieb ihr Auge auf die welken Züge des Mannes geheftet, der vor ihr lag.

Gegen Abend erschien der Arzt wieder. Er untersuchte den Kranken sorgfältig, dann winkte er die Schwester zu sich ans Fenster.

„Sie müssen die Nacht über bei ihm wachen," sagte er. „Er ist sehr schwach, und ich fürchte, er wird kaum noch drei bis vier Tage leben. Vorläufig ist zwar keine Gefahr, aber morgen müssen wir sehen, daß wir die Angehörigen benachrichtigen. Geben Sie ihm Wein, so oft er zu trinken verlangt und, wenn möglich, ein geschlagenes Ei."

Die Schwester war wieder allein.

Sie hatte eine Lampe angezündet, einen grünen Schirm über die Glocke gedeckt und sich mit einem frommen Buche niedergesetzt. Von Zeit zu Zeit blickte sie auf, horchte auf den Atem des Kranken und gab ihm zu trinken.

Langsam gingen die Stunden. Draußen hatte die Nacht ihre dunklen Flügel ausgebreitet, und durch das Weinlaub vor dem Fenster rieselte ein feiner Regen.

Die Uhr der Kapelle schlug zwölf. Hell und rein klangen ihre Töne durch das Schweigen der Nacht. Ein letztes, leises Summen, und es war wieder still.

Der Kranke öffnete die Augen.

Digitized by Google

„Wo bin ich?“ fragte er mit matter Stimme.

„Im katholischen Krankenhaus,“ antwortete die Schwester.

„Es ist gut.“

„Wie fühlen Sie sich?“

„Ich habe Durst, großen Durst.“

Sie reichte ihm Wein, und er sank zurück und schloß die Augen wieder. Alles still.

Der Regen hatte aufgehört, das graue Gewölk zerriß, und durch seine Fetzen brach das Licht des Mondes. Sein wechselnder Schein fiel durch das Fenster und zeichnete die Scheiben in matten Umrissen auf den Boden.

Schwester Amanda horchte auf, der Kranke seufzte. Er sah die Schwester an und blickte durch das Zimmer. Sie erhob sich, drückte ihm die Kissen ein wenig fester unter den Kopf und fragte leise: „Wünschen Sie etwas, Herr Czilewski?“

Der Mann blickte sie eine Weile forschend an, dann sagte er: „Woher kennen Sie mich?“

„Ich sah Ihren Namen auf der Kurkarte in Ihrem Rocke.“

„Ach so!“

Er schwieg und sah wieder um sich.

„Was suchen Sie?“

„In der Brusttasche meines Rockes ist ein Brief. Bitte!“

Die Schwester ging an den Schrank neben dem Bette, öffnete leise die Türe, nahm den Rock und zog den Brief hervor.

„Ist er das?“

Der Kranke nickte, und sie reichte ihm den Brief.

„Bitte, geben Sie mir auch die kleine Brieftasche!“

Die Schwester griff wieder in den Rock und legte ein stark abgenutztes, schwarzledernes Täschchen vor ihm auf das Bett. Er ließ den Brief aus der Hand sinken und nahm die Tasche. Mit zitternden Händen öffnete er sie, zog eine Photographie daraus und betrachtete sie mit innigen Blicken. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Neue Belletristik.

Besprochen von Carl Conte Scapinelli in München.

Ein Hauptargument, das viele ernste Männer von der Lektüre moderner Romane fern hält, ist wohl dieses, daß sie behaupten, in den meisten Neuerscheinungen unserer Tage wäre keine eigentliche „Idee", keine Sentenz, enthalten. Die meisten Romane und Novellen würden der Handlung, der Zeichnung und Schilderung gewisser Charaktere wegen geschrieben, die Autoren gäben uns wohl getreulich Bericht, wie sich dies und jenes zugetragen, wie sich jener Held benommen, wie er anders geworden, — aber sie hätten nicht die Kraft, sich von ihrem Stoff so weit zu entfernen, über demselben so hoch zu stehen, daß sie aus den skizzierten Vorgängen, aus den gezeichneten Charakteren, sozusagen die Summe zu ziehen, das Endresultat zu geben, uns um eine Lebensweisheit zu bereichern imstande wären.

Und tatsächlich müssen wir diesen „ernsten Männern", die so verächtlich am Romane vorbeigehen, in gewissem Sinne recht geben. Freilich, ein Roman ist keine Chrie, kein Schulbeispiel; seine Idee darf sich niemals allzu stark in den Vordergrund stellen wollen, es darf in einer guten Erzählung niemals deduziert, sondern nur erzählt werden. Die Idee muß nicht als grober Brocken herausfallen, sondern muß als Kern der Handlung in dieser eingeschlossen sein. Ich möchte den Roman hier mit einer reifenden Frucht vergleichen: je weiter die Handlung vorschreitet, desto größer wird der Kern, die Idee, um endlich zum Schlusse, da die Frucht ausgereift, der Roman vollendet ist, sich leicht von derselben loslösen zu lassen.

Und in diesem Schritthalten zwischen dem Reifen und Wachsen der Handlung und dem Reifen und Wachsen der Idee liegt das Künstlerische. Darum darf man auch von vorneherein eine gewisse Art von Tendenz nicht verbannen, darum darf man auch nicht behaupten, es könne z. B. keinen künstlerisch-guten Roman geben, der vom katholischen Gesichtspunkte aus geschrieben wäre.

Ja, ich gehe weiter: der katholische Autor, der in so und so vielen Punkten inferiorer sein soll als der skrupellose, ohne Weltanschauung arbeitende, Moderne, — hat sogar allemal vor jenem etwas voraus. Seine gefestigte, auf dem

Digitized by Google

Glauben aufgebaute Weltanschauung allein gibt uns schon die Gewähr, daß er wohl kaum ein Buch ohne Idee schreiben wird: freilich, wenn er nicht weiß, das Movens in der Handlung von dem Movens der Idee peinlich und reinlich auseinanderzuhalten, verfällt er leicht in den Fehler, daß aus der Idee — die Tendenz wird.

Mit einem Wort, was moderne Autoren in ihren Werken zu viel, und in den letzten Jahren fast ausschließlich, bringen, die breit angelegte Schilderung, das abgrundtiefe Sich-Versenken in haltlose, schwache Menschenseelen, — das fehlt im allgemeinen dem katholischen Autor. Was katholische Autoren oft aus Mangel an künstlerischem Empfinden allzu stark aufzutragen und hervorzukehren gewohnt sind — die Idee, oft auch die Tendenz, fehlt den anderen meist vollständig.

Darum mag einen vorerst bei der Lektüre des Titels der neueste Roman des bekannten Romanciers Anton Freiherr von Perfall in diesem Punkte verwirren, weil in diesem „Kraft und Liebe“[1]) klar und deutlich, vielleicht allzu klar und deutlich, die Idee des Buches zu liegen scheint, die der Autor auf der letzten Seite seines Buches mit folgenden Worten erläutert:

„Der ewig gewährende Boden ist die Liebe, die Maschine ist die blinde Kraft, aus ihnen beiden wird das neue Heil entstehen.“

Und doch ist diese Erklärung des Titels sozusagen nur die zweite Deutung desselben. Die erste liegt wohl darin: ein im Leiden und Tragen seiner Schuld kraftvoller Mann steht einer liebenden, durch die Liebe starken, Frau gegenüber. So reinlich und klar diese Ideen in dem Buche enthalten sind, so richtig sie aus den Figuren und Handlungen der Erzählung herausspringen, — das Material, dessen sich Anton von Perfall bedient, um zu diesem Schlusse zu kommen, ist kein festes, rechtes. Die Ideen, die das Buch enthält, sind brillant. Der Dialog ist mit Geist und Lebenskenntnis geführt, aber die psychologische Zeichnung der Charaktere, die Handlung selbst, steht tief unter dem Niveau ähnlicher Arbeiten des Verfassers, ähnlicher Romane anderer bekannter Gartenlaube-Autoren. Hier arbeitet Perfall mit dem Rüstzeug des Kriminal-, ja oft sogar des Kolportageromans.

Ein junger, modern denkender, feingebildeter Graf erschießt den Förster seines Vaters; ihm fehlt aber der Mut, dies einzugestehen. Der Verdacht fällt auf einen armen, als Wilderer bekannten, Torfstecher; und da er dem jungen Grafen zu Dank verpflichtet ist, bekennt er sich als den Mörder und wird Jahre lang eingesperrt. Für seinen Sohn sorgt der Graf, der einstweilen die Mitwisserin seiner Tat, eine junge russische Fürstin, geheiratet hat. Da aber Mancher Verdacht auf ihn hat, übersiedelt der Graf vorerst nach München und will sich durch sozialpolitische Arbeiten von seiner Schuld sozusagen reinwaschen. Doch als er auf diesem Gebiete zu keinem grünen Zweige kommt, kehrt er wieder auf sein Schloß zurück und betätigt sich hier als Gutsbesitzer, arbeitet, arbeitet und wäscht sich durch Arbeit

[1]) Stuttgart 1904, Adolf Bonz & Co. Mk. 4.50.

Digitized by Google

rein. Was der Sünder nicht erreicht, wird das junge Paar erreichen, seine Tochter und des Torfstechers Sohn, die sich lieben und heiraten.

Aus der kurz skizzierten Handlung sieht man bereits, welche Fülle äußerer Begebenheiten in diesem Buche fast gewaltsam komprimiert wurde. Mord, Gerichtsverhandlung, Versammlungsskandal, Streik, Tod, — wechseln darin ab; all diese Vorgänge sind meisterlich geschildert; aber sie sind nicht genügend psychologisch durch die Zeichnung der Hauptfiguren zusammengehalten.

Unwillkürlich drängt sich einem ein Bedauern auf, daß Persall, ein Schilderer und Gestalter par excellence, der einen guten, flotten, geistreichen Dialog schreibt, das psychologische Moment so gar nicht beachten will. — Oder wollen es die Familienblätter so? Wollen sie Menschenzeichnung und Menschenschilderung ganz durch Handlung und Dialog verdrängt wissen?

Auch auf einem Landsitze spielt zum größten Teil der neue Roman „Im Fuchswinkel“[1]) von Lucie von der Aue. Auch hierin sind die Personen mit gewisser Oberflächlichkeit geschildert, die durch einige äußere, typische, Merkmale verschleiert werden sollen. Es sind Romanfiguren, — und darum verzeiht man ihnen ihre Art weit eher als den Charakteren Persalls, die so wahr sprechen, so stark handeln können.

Die Handlung aber, die aus den Figuren „Im Fuchswinkel“ deduziert wird, ist weit klarer, weil einheitlicher durchgeführt. Die Erzählung selbst geht etwas langatmig, etwas schwerfällig und pedantisch vor sich, wird aber nirgends durch unpsychologische Vorgänge allzu zerrissen oder unterbrochen. Psychologisch interessant ist die Gegenüberstellung der jungen Frau eines alten Barons und dessen nicht mehr ganz jungen Tochter. Freilich, sobald dann der Sohn dazukommt, verrinnt die Sache in die platte, sattsam bekannte Liebes- und Ehebruchsgeschichte. Derselbe Stoff, in der kraftvollen Hand eines lebenskundigen, großzügigen Erzählers, wie etwa Stratz, hätte ein wunderhübsches Buch gegeben.

Ein Buch, das in Österreich berechtigtes Aufsehen erregt hat, ist Franz Josef Gerholds Wiener Roman „Gärungen — Klärungen“[2]). Mit Freuden müssen wir hier konstatieren, daß in Österreich, wo sich der negierende Ton des Juden immer mehr der Presse und der modernen Literatur bemächtigte, sich nach und nach eine Schar junger Deutsch-Österreicher gefunden hat, die sich des brachliegenden, großen und fruchtbaren, Ackerfeldes, des mannigfachen Lebens in Österreich, in der Literatur annimmt. Schon neulich durften wir auf die „Ärzte“ von Schullern hinweisen, ein Buch, das vom künstlerischen Standpunkt freilich höher einzuschätzen ist als die „Gärungen — Klärungen“; doch diese sind ein aktuelleres Buch, sie sind der Ausfluß von Betrachtungen, die jedem kommen müssen, der Wien kennt, der den Kampf zwischen christlich-sozialen Ideen und dem Geschäftsjudentum vergleicht. Und doch sind

[1]) Berlin, Otto Janke. 485 S. Mk. 4.—.

[2]) Wien 1903, Österreichische Verlagsanstalt. 304 S. Kr. 4.—.

Digitized by Google

die „Gärungen — Klärungen" kein antisemitischer Roman. Der Autor versucht objektiv zu bleiben, und bis auf wenige Stellen gelingt es ihm auch. Er widmet der Liebesaffäre der Tochter einer bekannten Schauspielerin verhältnismäßig nur wenig Raum; er richtet sein Augenmerk vor allem auf die „Gärungen" im öffentlichen Leben Wiens, auf das Treiben eines gewissen sogenannten „Weltblattes", das einem Herrn Moritz Ehrenreich gehört. Hier ist er der König, aber nicht nur der König, sondern auch der Despot der öffentlichen Meinung; wer mit ihm bekannt und verwandt ist, fährt gut; wer seinen Zorn einmal heraufbeschworen, der wird — und mag er der berühmteste Parlamentarier, der gefeiertste Schauspieler, der bekannteste Porträtist sein — totgeschwiegen. Für den Börsenteil sind nur die Nullen nach der ersten Zahl maßgebend, die ein Börseaner oder eine Bank dem Blatte an Geld zukommen läßt. Kurz, eine furchtbare Korruption hat in diesen Kreisen Platz gegriffen, — Gerhold übertreibt hier nicht, er berichtet bloß Tatsachen. Und in diesen Kreis kommt ein Schriftsteller Dr. Martin Gruber, ein arbeitsamer, ernster Mann, der für Ehrenreichs Blatt extern als Feuilletonist tätig ist, — ihn ekelt dieses Milieu, und weil er die Kunst des Verstellens nicht kennt, merkt Ehrenreich das auch und fühlt, daß dieser Gruber eine Gefahr für ihn ist. Es gibt nur ein Mittel, ihn zu fesseln: man will ihn am schmutzigen Börsengewinn der Redakteure teilnehmen lassen. Aber Dr. Gruber schlägt dies Ansinnen entrüstet aus, auf einmal reifen ihn ihm langgehegte Gedanken, und er gibt eine Broschüre heraus „Wiener Nomaden", mit der er sich mit einem Schlage vom Feinde trennt, aber auch anfangs ohne Freund dasteht. Aber er mußte sich dies von der Seele schreiben.

„Denn er glaubte an einen ganz nahen, elementaren Durchbruch des christlich-germanischen Geistes gegen die Seuche des Nomadenblutes, das bereits in allen Fugen dieses Staatsgebäudes eindrang und dasselbe zu zersetzen drohe. Wohin er auch blickte, sah er alle Positionen von Einfluß, nicht die weithin sichtbaren, sondern die für die große Öffentlichkeit unsichtbaren, von seinen Nomaden besetzt. Und er sah ganze bürgerliche Stände, wie die der Ärzte und Rechtsanwälte, ihnen bereits ausgeliefert, er sah die ganze öffentliche Meinung der letzten fünfzig Jahre nur noch von den Nomaden gemacht. Er suchte nachzuweisen, daß wir alle unsere sogenannten liberalen Anschauungen nur aus dieser Quelle geschöpft hätten, er stellte namentlich die tiefe Kluft, die zwischen dem gebildeten Teile des katholischen Volkes und den katholischen Priestern seit Jahrzehnten besteht, nur als ein von Nomadenhänden geschaffenes Werk hin. Sie hätten den „Kulturkampf" geführt und uns in denselben hineingesetzt, sie hätten in ihrer Presse das Gift gesät, das alle religiösen Herzen verbitterte und allmählich ganz unnatürliche Verhältnisse zeitigte."

Das ist die Idee seiner Broschüre, die im großen und ganzen auch die Idee des Romanes ist.

Und weiter ruft er uns noch ein gar beherzigenswertes Wort zu, da er sagt: Daß mit Unrecht der katholische Priester von denselben Liberalen, die

Digitized by Google

ihre Kinder bei ihm taufen, ihre Eltern bei ihm versehen, ihre Töchter durch ihn trauen lassen, im öffentlichen Leben mißachtet wird.

„Streben wir wieder darnach in ein menschlich erträgliches Verhältnis zu unseren Priestern zu kommen. Was die Protestanten so sehr auszeichnet, daß sie eine Gemeinde bilden, und was die Juden so fest aneinander kittet, ihre religiöse Gemeinschaft, das kann keine Schande sein beim katholisch geborenen und erzogenen Christen. Man hat uns das bloß suggeriert und man hat damit einen Teil unserer Kraft lahmgelegt und daraus politischen, materiellen und sozialen Vorteil gezogen."

So enthält dieses Buch manche Stelle, an der man bei der Lektüre nicht vorübergehen kann. Und wenn auch der Wert des Buches vor allem in der offenen, tapferen Art zu schildern und zu reden, aufzuklären und Einblick zu verschaffen, liegt, so ist ihm, da es von großem Ernste diktiert ist, auch eine gewisse künstlerische Qualität nicht abzusprechen. Die „Klärungen" mögen Gerhold nicht ganz geglückt sein, weil er damit sich weder an das Programm der christlich-sozialen, noch auch an das der deutsch-nationalen Partei anreihen wollte, weil er sich für die wirklich herrschenden und von ihm geschilderten Zustände nicht der tatsächlichen Abhilfe, deren sich die heutige Politik in Österreich zu bedienen sucht, bedient, sondern sich selbst ein Mittelprogramm konstruiert, das da etwa so lauten mag: Die Christen sollen ohne die „Nomaden" zu regieren suchen, die Juden sollen zu ihrer Eigenart zurückkehren, diese pflegen und veredeln, — also Rasse für sich bleiben. Die „Gärungen" aber im Wiener Leben hat er prächtig geschildert, ich erinnere nur an die Feste bei Ehrenreich; hier schildert er nur und doch weiß er uns mit der Schilderung eines solchen Ballfestes mehr Einblick in das Treiben dieser Cliquewirtschaft zu geben, als ein anderer durch die Darstellung der dramatischen Szenen aus diesem gemischten Kreise.

Kurz „Gärungen—Klärungen" sind speziell für Österreich ein hochbedeutsames, mutiges Buch. Was ein Autor für ein solches Zeitbild an künstlerischen Qualitäten und an sozialpolitischer Bildung mitbringen mußte, hat Franz Josef Gerhold in durchaus genügendem Maße mitgebracht.

Würde man beim Roman „Denise de Montmidi"[1]) von Georg Freiherrn von Ompteda das Titelblatt abtrennen und das Buch so jemanden zur Lektüre übergeben, er würde keinen Moment zweifeln, daß er es mit der Übersetzung eines französischen Romans zu tun habe. Alles, was wir in solch einem Buche zu finden gewohnt sind, die Schilderung des Lebens auf den Pariser Boulevards, in den Bois, das Koupé der Madame, den Klub des Herrn, den verschwenderischen Sohn, der, um sich pekuniär zu sanieren, einige Jahre auf seinem argverschuldeten Gütchen zubringen muß, auch den treuen Gärtner nicht zu vergessen, eventuell die Amme noch mit der großen, schleifengezierten Haube, alles das finden wir in diesem neuen Roman von Ompteda wieder, der sich

[1]) Berlin 1903, Egon Fleischel & Co. Mk. 5.—.

Digitized by Google

diesmal Frankreich zum Schauplatz seines neuesten Buches erkoren hat. Ompteda hat sich als Übersetzer französischer Romane schon des öftern ausgezeichnet und jedenfalls lange in Frankreich gelebt, um sich diesen Scherz mit uns erlauben zu dürfen. Es ist durch und durch ein französischer Roman, die Figuren sind französisch, echt französisch, und auch die Handlung ist — wenn man so sagen darf, „französisch". Im übrigen ist diesmal, so exakt und glatt der Roman gearbeitet ist, von Omptedas persönlicher Note wenig zu verspüren. Nur die Figur des Herrn de la Caille fällt einem besonders auf; dieser fesche, flotte Pariser, der auf der Hochzeitsreise sein Vermögen in Monte Carlo verspielt und dann jahrelang auf seinem kleinen Landsitz zubringen muß und dortselbst in Jahresfrist vollständig verbauert; seine Umwandlung, die sich in seinem Äußeren, wie auch in seiner Liebe zu einem drallen, dummen Bauernmädchen, widerspiegelt, ist prächtig geschildert. Die Heldin selbst geht in verhältnismäßig kurzer Zeit einen vielleicht allzu abschüssigen Weg von der guten, liebenden Gattin zur resignierten betrogenen, dann zur verstoßenen, — und von da zur „Freundin" eines reichen, alten Mannes, um nach dessen Tode — ins Kloster zu gehen.

Doch das Kunststück, seine getreuen Leser zu verblüffen und sich ihnen von einer ganz neuen Seite zu zeigen, nämlich als geflissentlicher Nachtreter der Franzosen, ist Ompteda gelungen. Freilich sei hier erwähnt, daß viel zu dieser Wirkung das Milieu beiträgt; andererseits mußte sich Ompteda an Vorbilder halten, da er doch allein nicht so sicher gehen, nicht so recht französisch sein konnte.

Ein moderner Liebling des deutschen Lesepublikums, Johannes R. zur Megede, hat uns mit seiner neueren Arbeit „Trianon und andere Novellen"[1]) überrascht. Speziell die Titelnovelle „Trianon" gehört zu dem besten, was in den letzten Jahren in diesem Genre geschrieben worden ist. Der Stil, sprunghaft, nervös, stört einen wohl im Anfange, aber bald vergißt man der Sprache und achtet nur auf den Inhalt, der meisterlich verarbeitet ist. Megede weiß uns ein stimmungsvolles Bild dieser ehemaligen kleinstädtischen Residenz zu geben, weiß uns die Pensionäre meist adeliger Herkunft, die in dem ehemaligen Witwensitz nun gegen gute Bezahlung bei einer alten Dame zusammen hausen, prächtig zu schildern. Wer jemals auch nur durch Zufall in ein solches Milieu geraten ist, wo verrostete Ansichten über Adel und Sitte von verrosteten Menschen vorgebracht werden, wird diese breite und doch so amüsante Schilderung bewundern müssen. Es sind lauter Menschen, die vom wirklichen, pulsenden Leben meilenweit entfernt sind und doch noch glauben, ihre gespreizten Ansichten wären die einzig anerkannten und wahren. Auch die Liebeshandlung, die zwischen zwei müden, bereits von der Liebe zu anderen getroffenen und gebrochenen, Menschen spielt, hat etwas ungemein Poetisches. Freilich möchte sich Megede hie und da allzu forsch und frei geben, so forsch und frei, wie es Familienblattleser entzückt und gruseln macht; aber das verzeiht man ihm gerne. Die beiden anderen Novellen,

[1]) Stuttgart und Leipzig 1903, Deutsche Verlags-Anstalt. 398 S. Mk. 4.—.

Digitized by Google

ebenfalls fein beobachtet und fein geschildert, erreichen die Titelnovelle trotzdem lange nicht.

Ein talentvolles, aber ein gar bedauerliches Buch ist der Roman „Maja Engell“[1]) von Edith Nebellong, der, wie uns erst die zweite Seite des Titelblattes in allzu bescheidenen, kleinen Buchstaben sagt, in autorisierter Übersetzung von Helene Klepetar vorliegt. Ich sage: ein „bedauerliches Buch“. Bedauerlich deswegen, weil darin nichts anderes als ungesund veranlagte Frauen geschildert werden. Bedauerlich, weil es so recht der Ausfluß einer überspannten, talentierten Autorin ist, die mit offenen Augen in die Welt sieht und dort nichts anderes als durch und durch ungesunde und im Keime verdorbene „bessere Töchter“ erblickt. Ich habe an dieser Stelle schon oft von dieser Art „Frauenbücher“ gesprochen, die jetzt an allen Ecken und Enden auftauchen, und die nichts anderes als ein Ausfluß einer ungesunden Frauenbewegung sind, die Freiheit des Geistes und Freiheit der Sinne für ihre Anhänger verlangt. Nicht die Leidenschaft dieser Figuren ist das schlechteste an dem Buche, sondern die ungesunden Instinkte, die sie durchzittern. Ich greife da auf Gutglück eine Stelle heraus, in der über die Ehe gesprochen wird, notabene von einem jungen, unberührten Mädchen und einem sie still verehrenden, sie hochschätzenden Mann. (Seite 182.)

Der Herr: „Wie lange glauben Sie, daß man mit einander aushält?“

Die Dame: „Das ist schwer zu sagen, ungefähr sechs Wochen, nehme ich an.“

„Nicht länger.“

Seippel war erstaunt. Maja aber war traurig und zornig zugleich.

„Nein, ich glaube nicht,“ sagte sie.

„Ich kannte eine Familie, die sieben Jahre verheiratet war.“

Maja blickte ihn an. Der Mann sprach im tiefsten Ernst.

„Ich habe Familien gekannt, die silberne Hochzeit feierten,“ sagte sie.

„Ach nein,“ Seippel schüttelte den Kopf, „ich meine Leute, die einander sieben Jahre lieb behielten!“

„Sie hatten dafür eine Prämie in der Tierausstellung verdient“ 2c. 2c. . . . .

Derlei Reden sind so ungesund, wie nur möglich. Weit ungesunder noch sind die Gefühle der jungen Mädchen in diesem Buche. Aber trotzdem der Roman in abgerissenen, kurzen Skizzen ohne Übergänge erzählt wird, zeigt er ein gewisses Talent, Menschen richtig zu beobachten. Freilich nur kranke, ungesunde Individuen! Und das verleidet einem dieses Buch gründlich, wenn man auch der Verfasserin eine gewisse Begabung, einen sicheren Blick nicht absprechen kann.

[1]) Stuttgart, Axel Junker.

Digitized by Google

Ebenfalls in Kopenhagen spielt ein anderer Roman, „Der Göttliche“[1]) von Hermann Dahl. Es ist ein interessantes Buch, das uns einen evangelischen Pastor als Helden vorführt, der durch seine Genialität, sein Organisationstalent und seinen Wohltätigkeitssinn weit über seine Berufsgenossen emporragt. Im Kampfe mit ihnen, im Kampfe zur Rückkehr zu einem „Urchristentum“, das freilich nicht das wahre ist, trennt er sich von diesen los. Aber er ist kein „Reiner“, er „der Starke, Mächtige, der Gewaltige“ ist als Mensch seiner Leidenschaften nicht Herr, und darum kann er die Höhe nicht erreichen; er bricht durch sich selbst zusammen. Dieser schöne Vorwurf wird interessant behandelt, aber Pastor Leonta wird uns doch zu sehr als Mensch, als leidenschaftlicher Sinnenmensch gezeigt, als daß wir an seine Höhe und Größe glauben können. Schon zu Anfang des Romans, da man nur seine Vorzüge kennt, kann man an diesen Mann nicht recht glauben. „Menschliches“ und „allzu menschliches“ ist eben ein großer Unterschied.

Mit den „Novellen des Lyrikers“[2]), wie Hugo Salus mit etwas Pose einen Novellenband überschreibt, konnte ich mich weniger befreunden. Der Autor macht es einem durch den Titel und durch die Einleitung allzu leicht, über ihn zu urteilen. Er will einem sozusagen den Vorwurf zwar damit wegnehmen, daß es eben ein Lyriker sei, der dieses Büchlein geschrieben. Mir fehlt in diesen Novellen doch allzusehr eine gewisse Großzügigkeit, ein gewisses Losgehen auf Handlungen; die kleinsten Kleinigkeiten werden zu stark aufgebauscht und geben nur selten eine leidliche Pointe.

[1]) Berlin 1903, Egon Fleischel & Co. Mk. 6.—.
[2]) Berlin 1903, Egon Fleischel & Co. Mk. 2.—.

Mondnacht.

Komm, wir sind eins! Und was uns eint,
Sind deine bleichen Blicke;
Dein Auge, wie das meine, weint
Nach einem großen, langen Glücke.

Ich trinke deiner Wehmut Schein
Vom Trauern deiner Firne,
Und deine Sorgen graben ein
Mir tiefe Furchen in die Stirne.

Wohin du kommst, wird alles still,
Wie sich vor Göttern Menschen neigen. —
Ich weiß, was dieses Schweigen will,
Dies tiefe, tiefe Schweigen.

Brixen Oskar Bruch v/d. Mohra.

Digitized by Google

Unsere Volksbüchereien.

Von J. G. Buck.

I. Wir.

„Eine katholische Universalbibliothek im Reclamstil, die das beste Geistesmaterial von 2000 Jahren auf den großen Weltmarkt brächte — was meinen Sie? Ungehobene Schätze, totes Kapital modert im Staub der Bibliotheken, kommt nur den Gelehrten gelegentlich zugute, selten gelangt ein Körnchen von diesen Barren da und dort auch in weitere Kreise. Ich meine katholische Literatur aller theologischen und profanen Wissenszweige. So manchen herrlichen Traktat liest niemand mehr. Das beste aller christlichen Jahrhunderte in modernstem Sinn, d. h. mit allen modernen Mitteln zu vulgarisieren unter der Masse, im Geisterkampf der Gegenwart nach Art der Gegner allen Geist und alle Geisteskraft der Gegenwart und Vergangenheit zu mobilisieren, in Linie stellen — welch' ein edles Unternehmen! Was in dieser Richtung schon geschehen, sind nur vereinzelte Ansätze, Spezialunternehmungen. Die Sache wäre eines Pronunziamentos wohl wert."

So schrieb dem Verfasser vor kurzem ein lebhafter Freund von der französischen Grenze. Er hat damit ein Kapitel berührt, das für uns Katholiken, und zwar aller Länder, wenig ehrenvoll ist, wo wir — es ist schmerzlich und ärgerlich, das angesichts der z. T. schwindelhaften Inferioritätsdebatte der letzten Jahre gestehen zu müssen — gegenüber einem unermüdlichen, kenntnisreichen, mitunter auch skrupellosen Unternehmertum und einer nach dem Grundsatz „der Zweck heiligt das Mittel" handelnden Großpresse stark in der Rückhut geblieben sind. Zur besseren Klärung der Sachlage stellen wir zuerst unsere, dann die anderen Volksbüchereien dar, bevor wir über die unberechenbare Tragweite der ganzen Angelegenheit nachdenken. Bei unserer Frage handelt es sich, und das sei zum voraus aufs nachdrücklichste hervorgehoben, nicht um konfessionelle Auseinandersetzungen. Das Wesen der Volksbücherfrage liegt nicht auf diesem, sondern einem viel weiteren, Gebiete. Zu sagen, ein Reclam, Hendel u. a. seien „Geisteskinder des Protestantismus" wäre ebenso hochkomisch, wie es dumm war.

Digitized by Google

in den letzten Jahren die moderne Literatur, die Industrie und noch einiges andere, auf das Konto der Protestanten zu setzen.

Vor allem: Haben wir Katholiken etwas, das mit den Reclam- oder Meyer-Büchlein zu vergleichen wäre? Wir haben die Opitzschen Hefte „Volksaufklärung", die Germania-Flugschriften, Dorns kath. Volksbibliothek, die Sammlung „Nimm und lies" (Einsiedeln), Seyfrieds kath. Volksbibliothek, aber davon verfolgen die einen rein apologetische, politische, soziale, theologische Zwecke, kommen also hier nicht in Betracht, und die anderen besitzen meist wenig Kunst- und Literaturwert, streben auch nicht darnach. Die Novellensammlung von Butzon & Bercker, die ein Gegenüber zu der bereits über die 400. Nummer hinausschreitenden Kürschnerschen hätte bilden können, scheint allmählich einzuschlafen. Wenigstens liest man nichts mehr von ihr. Auch der Bücherverein zu Frankenstein (Schlesien) verfolgt mehr religiöse Ziele, und die vielen „Unterhaltungsbibliotheken" und ähnliche gehören überhaupt nicht hieher.

So bleiben auf unserer Seite nur drei Unternehmungen übrig. Und von ihnen sind zwei bereits wieder aufgegeben. Eine davon versprach viel, die „Allgemeine Bücherei"[1]) der österreichischen Leo-Gesellschaft. Nur ein einziges der sauberen, schön gedruckten braungelben Heftchen („Ingrid" von S. Lagerlöf) erlangte eine zweite Auflage und die nur aus eigenartigen Gründen. Sonst: Finanzieller Mißerfolg bei fast allen Bändchen. Vielleicht lag die Leitung nicht in ganz richtigen Händen. Besser ließen sich zwei Versuche Aschendorffs in Münster: „Ausgewählte Volks- und Jugendschriften" (65 Nummern) und „Meisterwerke unserer Dichter" an (je mit Erläuterungen, nebenbei gesagt wohl die einzig richtige Art, Dichtungswerke mit Nutzen unter das Volk zu bringen; Preis sehr gering: 20, kartoniert 30 Pfg.). Das erste Bändchen der „Meisterwerke" erschien 1878, es liegen 73 Bändchen vor. Wilhelm Tell erzielte 73 500 Exempl., Hermann und Dorothea 52 500, Jungfrau von Orleans 45 000, Minna von Barnhelm 40 000; im ganzen mögen rund 800 000 Bändchen abgesetzt sein. Soweit die Stoffe in den Schulen gelesen werden, befriedigt der Erfolg, alles andere wurde in geringer Zahl gekauft. Von erheblichem finanziellen Nutzen ist kaum zu sprechen, wenigstens nicht bei den Bändchen der letzten Kategorie. Protestantische Gegenden waren die seltensten Käufer. Die Fortsetzung wurde sistiert, sobald der Verlag sah, daß für solche Sachen, die nicht in den Schulen gelesen werden, ein erheblicher Absatz, der dem billigen Preis entsprach, nicht zu erzielen war.[2])

Bleibt als einziger, Leben aufweisender Versuch die „Volksbücherei" der „Styria" in Graz. In sehr kurzer Zeit erschienen bis jetzt 48 Bändchen zu 20 Heller (nach österreichischer, entschieden zurückzuweisender Umrechnung 20 Pfg.; je 3—4 Nummern auch gebunden lieferbar). Finanzieller Erfolg vorläufig

[1]) Wien, Wilh. Braumüller & Sohn (früher Verlag von Jos. Roth in Stuttgart).

[2]) Ich verdanke diese und die weiteren Angaben den Herren Verlegern selbst.

Digitized by Google

gering, der Verlag kommt bis jetzt gerade auf seine Kosten. Verbreitungsgebiet: Österreich, dann Süddeutschland und die Schweiz. Der verhältnismäßig gute Erfolg in letzterer trotz des dort bestehenden (nachher zu erwähnenden) Vereins zur Verbreitung guter Schriften dürfte sich darauf gründen, daß in der katholischen Innenschweiz ein Unternehmen freudig begrüßt wird, das dem genannten als spezifisch protestantischem entgegensteht. Dagegen ist in dem industrie- und arbeiterreichen Westen Deutschlands (Rheinland, Westfalen) der Absatz bis jetzt schwach gewesen. Der Verlag setzt die Sache als eine aussichtsreiche fort. Gegen Dichtungen in gebundener Sprache verhält sich das Publikum ablehnend, daher ist die Auswahl unter Klassikern nicht sehr groß. Kürzungen (Purgierungen) sind ausgeschlossen. Stoff reichlich vorhanden. Absatz bis jetzt 200 000 Nummern. Am besten ging Achleitner („Lawinenpfarrer", „Der wilde Galthirt").

Von dieser Sammlung der Styria dürfte, wie es scheint, etwas zu erwarten sein, und wir meinen, die Katholiken sollten eine Ehre darein setzen, im Interesse der Sache dieses so trefflich begonnene und, was Ausstattung anlangt, zufriedenstellende Wagnis durch Kauf, Kolportage und Propaganda in die Höhe zu führen. Der Redaktion möchten wir folgende Wünsche aussprechen: 1) ja nicht so einseitig und engherzig zu sein, Werke bloß deshalb auszuschließen, weil sie unsere Weltanschauung nicht teilen oder nicht genügend zum Ausdruck bringen. So wurde z. B. in die genannten „Meisterwerke" Goethes „Faust" nicht aufgenommen, als ob das kein — Meisterwerk wäre und als ob es in den Schulen nicht gelesen würde! 2) Nicht nachzulassen, wenn auch anfangs der Erfolg nicht ganz entsprechen sollte, und 3) nie die Ausgabe neuer Bändchen zu sistieren und etwa nach einem Jahr wieder anzufangen. Das Publikum will immer etwas Neues sehen, sonst verliert es das Interesse. Auch soll man ihm nie mit „Neuen Folgen" und ähnlichem altmodischem Zeug kommen. Das alles ist unpraktisch, weil verwirrend, und sehr langweilig. Langweiligkeit aber bedeutet Tod.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Krisis in der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst.

Die Zustände in der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst und der Gesellschaft für christliche Kunst (München, Karlstr. 6) werden allmählich in weiteren Kreisen bekannt. Die „Akademischen Monatsblätter“ widmen ihnen in Nr. 6 einen ausführlichen Artikel, und auch der versöhnende Ruf Prof. Dyroffs in Nr. 2 der „Allgemeinen Rundschau“ gibt manches Unerfreuliche zu. Zwischen hinein erschien die Erklärung der Angegriffenen in Nr. 13 der Beilage der Germania. Der Inhalt dieser Kundgebungen wurde von Dr. Drerup der verdienten Lächerlichkeit preisgegeben; ernster zu nehmen ist die Art und Weise, wie dieser „einstimmige Beschluß“, zumal jener der Vorstandschaft der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst, zustande kam: Man verpflichtete sich unter Ehrenwort zu einer Sitzung, für die Dr. Drerup ausgeschlossen, der schwerbeschuldigte zweite Präsident aber eingeladen war!

Schon diese Berufungsart zeigt die Parteilichkeit und machte die event. Beschlüsse in ihrem Wert zweifelhaft. Dazu kam das Fehlen: des ersten Präsidenten Dr. Freih. v. Hertling, von Prälat Dr. Franz, Dr. Drerup — Fugel war ausgetreten — und die Abwesenheit aller auswärtigen Vorstandsmitglieder, außer vielleicht Prof. Dr. Schlecht; drei Herrn sind überdies erst seit November in der Vorstandschaft.

Und dieses Rumpfparlament beschließt als „Vorstandschaft“. Die übrigen schweigen! Ist das nicht allein schon bezeichnend genug, welcher Geist der Objektivität und des Eifers in eben dieser Vorstandschaft herrscht!

Ich habe die Herrn in einem Artikel der März-Nummer der „Literarischen Warte“ darauf hingewiesen, daß Dr. Drerup durchaus nicht geflunkert hat, und selbst weiteres Material angeboten — es ist dessen genug vorhanden! Der Anonymus der Nr. 12 des „Zwanzigsten Jahrhunderts“ muß sich schon bei dieser bloßen Ankündigung „eine ernstere Mahnung gestatten, bei der Wahrheit zu bleiben, die Öffentlichkeit nicht fortwährend (!) mit unwahren (!) und haltlosen (!) Klatschereien zu belästigen, und vor allem nicht bereits widerlegte Unwahrheiten aufs neue aufzutischen.“ Ton- und Insinuation charakterisieren die gereizte

Digitized by Google

Stimmung der ausschlaggebenden Faktoren. Meinen Namen habe ich absichtlich verschwiegen, weil er durch die famose Berichterstattung von Busch-Staudhammer über die später noch im Detail zu schildernden Kommissionsverhandlungen den Herren vollständig diskreditiert war. Meine Hoffnung, daß diese Andeutungen und ihre Unterschrift sie doch hinterdenklich machen könnten, war der Wahn eines unverbesserlichen Optimisten, der trotz seiner Erlebnisse in den Tagen der Generalversammlung immer noch an eine Gesundung der Verhältnisse glaubte. Nachdem die Vorstandschaft, trotz Möller, Dr. Drerup, Fugel, sowie der Zuschriften an den ersten Präsidenten und verschiedener Äußerungen, Aufschlüsse 2c., welche einzelnen Vorstandschaftsmitgliedern in den letzten Monaten auf mannigfache Weise zukamen, — ruhig auf ihren Sitzen verharrt und insbesonders Prof. Busch nicht die Selbsterkenntnis und Kraft gewinnt, zu gehen, trifft diese Herrn die volle Verantwortung, wenn durch das folgende und durch das, was wahrscheinlich, leider, als Ergänzung noch notwendig sein wird, die christliche Kunst und die katholische Sache überhaupt diskreditiert werden.

Es ist nicht bloß für den Fernerstehenden und jeden Friedfertigen ein peinliches Schauspiel, wenn Brüder sich bekämpfen; es ist auch uns Kämpfenden Leids genug darum! Aber es gibt Fälle, wo die Sache und Wahrhaftigkeit strengere Pflichten auferlegen als die Liebe; der Fall ist hier gegeben!

Es ist schmerzlich, einen verdienten Mann wie Prof. Busch aus der Leitung einer Institution entfernen zu müssen, die er unter großen Schwierigkeiten und Opfern geschaffen; es ist um so bedauerlicher, weil seine Mitarbeiter an den Mißständen fast noch mehr schuld sind, da sie mit Ausnahme des Kassiers und des stets in kritischen Lagen hilfsbereiten ersten Präsidenten, Prof. Busch so wenig unterstützten, daß dieser mit Recht darüber oft klagen konnte und sich schließlich zum Autokraten entwickeln mußte.

Das alles haben wir bedacht — und auch noch einiges dazu und darüber; vor allem, daß diese Zeilen leider noch nicht unsere letzten in dieser Sache sein werden. Aber es gibt eben auch journalistische Pflichten!

Was Dr. Drerup über die Persönlichkeit Prof. Buschs geschrieben, vertrete auch ich in diesem Artikel nochmals und vollständig mit. Ja, ich könnte mühelos diese Charakteristik erweitern! Ich pardoniere den Herrn aber vorläufig; andeuten will ich bloß, daß er in der Wahl seiner Mittel, ihm unbequeme Persönlichkeiten kirre zu machen oder ganz auszuschalten, weder guten Geschmack noch lebendiges Christentum zeigt. Vielleicht — beinahe möchte ich sagen: hoffentlich — gibt mir der zweite Herr Präsident Gelegenheit, im einzelnen meine Andeutung darlegen zu müssen; wenn er es nicht, wie im Falle Dr. Drerup, vorzieht, einen Teil der Vorstandschaft für sich eintreten zu lassen.

Neben den von Dr. Drerup vorgebrachten persönlichen Ausstellungen an Prof. Busch verhindert dessen ferneren Einfluß vor allem der Mangel der hiefür notwendigen Bildung und des notwendigen Verständnisses für unsere Bedürfnisse, sowie der Mittel, sie zu befriedigen. Es fehlt ihm, wie nahezu allen Künstlern, fast vollständig die Erkenntnis der Aufgaben und Wirkungen einer gesunden Kunstpädagogik. Er war deshalb der unermüdlichste Gegner der „Zeitschrift". Auch zeigt er in dem Laden an der Karlsstraße, dessen spiritus rector er ist, auf die

Digitized by Google

verschiedenste Weise, daß er sich nicht befähigt, eine an sich gute und fruchtbare Einrichtung wirksam auszubauen.

Das, und nur das, ist der Hauptgrund unseres Verlangens: Prof. Busch muß von seiner Stellung zurücktreten; denn neutralisieren läßt er sich nicht!

Damit ist für mich, wenigstens vorläufig, die Person und Stellung des zweiten Präsidenten erledigt! Von ihm und seinen Freunden wird es abhängen, wie „der Hase weiter läuft". Das sagen wir auch dem Artikelschreiber des „Zwanzigsten Jahrhundert"! — Man sieht daraus wieder, wie wenig selbst hervorragende Mitglieder der Vorstandschaft für eine sachliche Aufklärung zu haben sind!

Nun zur Vorstandschaft und ihrer eventuellen Sanierung! Ich kann und will auch hier mich nur auf das allerwesentlichste beschränken. Wollen die beteiligten Faktoren hören, so genügt es — wenn nicht, so muß hier, wie im Punkt 1, zu einer epischen Darstellung geschritten werden, die wir uns und allen Beteiligten ersparen möchten.

Es fehlt der Vorstandschaft seit Jahren an Initiative. Die Herrn fassen ihre Aufgabe zu sehr als die einer lebenslänglichen Regierung und konservativen Verwaltungsbehörde auf. Deshalb sprechen sie davon: eine Zeitschrift mit verschiedenen Ansichten u. a. nicht als offizielles Organ der Gesellschaft verantworten zu können; deshalb vergessen sie zu leicht, daß sie bloß die Mandatare der Mitglieder sind. Nur so ist es erklärlich, warum der für die Zeitschrift-Gründung natürlichste Weg, die Enquete, welche Prof. Dyroff vorschlägt, von eben dieser Vorstandschaft abgelehnt wurde. Selbst Dinge wie die Verlosung und das Kunstblatt sind nicht von ihr ausgegangen, wie H. H. Staudhammer dies der letzten Generalversammlung zum besten gab, sondern wurden von den Mitgliedern allmählich Prof. Busch, und damit der Vorstandschaft, abgerungen. Auch der Zeitschriftenplan geht wesentlich auf Möller und die „Literarische Warte" zurück! Nur die Halbheit des Unternehmens, das Sichversteifen auf die einmal gefaßte Idee — meine ausführliche Darstellung im Auftrag der Kommission, welche jeden einzelnen Punkt durchberaten hatte, wurde in der Vorstandssitzung nicht einmal vorgelesen; trotzdem schrieb diese an die Kommission am 22. Dezember zurück: Sie habe „die ganze Angelegenheit nochmal reiflich erwogen" — ist das Spezialverdienst der Vorstandschaft!

Es fehlt vor allem an der Organisation, welche viel zu sehr Zentralisation ist — und zwar so, daß selbst die Künstler der bayerischen Provinzen darüber klagen. Wie steht es erst im Norden! Diesbezüglich macht auch Prof. Dyroff Andeutungen. Ein weiterer Mangel der Vorstandschaft besteht in dem Fehlen praktischer Fachleute neben den Künstlern; daher die unzureichende Verbindung mit den heutigen Strömungen der Kunst und das geringe Vertrautsein mit den Kunsterziehungsmitteln.

Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst hat ihre Hauptaufgabe nicht in der Sammlung der christlichen Künstler und Besorgung von Aufträgen für diese, sondern in der Verbreitung und Pflege des christlichen Kunstsinnes. Sobald dieser klarer, fester und reicher geworden, erwacht von selbst das Verlangen nach Kunstwerken und damit nach Künstlern! Ob diese organisiert sind oder nicht, spielt gar keine Rolle und ist auch gegen alle Kunstgeschichte. Deshalb ist die Zeitschrift viel wichtiger als die Mappe! Die älteren Herren vor allem sind aber auch deshalb da-

Digitized by Google

gegen, weil sie fürchten, daß der Strom des Gegenwartslebens eine feste Stellung und Auseinandersetzung verlangt, Aufklärungsdienste usw. erfordert — das alles aber könnte irgendwo und irgendwann auf irgend eine Weise Schwierigkeiten hervorrufen! — — Sapienti sat!

Auch die rein geschäftstechnische Seite wird in der Vorstandschaft — außer vom ersten Präsidenten, der als gewiegter Parlamentarier hier immer en vogue ist — schwach ausgeübt! Eines ihrer hervorragendsten Mitglieder hat ganz übersehen oder vergessen, bei der Leitung der Debatte um die Zeitschrift, daß sie von der Vorstandschaft im Prinzip und in vielen Einzelheiten ja schon beschlossen war und er Weisung hatte, das mitzuteilen. Die klägliche Leitung der gemeinschaftlichen Generalversammlung durch Prof. Busch ist noch in Erinnerung aller Beteiligten.

Dazu kommt als viel wichtigeres das folgende: Nach langer Zeit war endlich einmal wieder Gelegenheit für die Künstler, sich auszusprechen, für die Kunstgelehrten und Kunstfreunde, sich zu beraten. Für all dies zusammen wurde die Zeit von 2½ Uhr bis ungefähr 7½ Uhr festgesetzt! Überdies war keine Trennung von Künstlern und Laien vorgesehen, obwohl erfahrungsgemäß beide Interessen zu besprechen haben, welche sie unter sich behandeln wollen und sollen. Erst nach den Einzelsitzungen hätte eine gemeinsame Beratung Sinn und Früchte gehabt! Ferner die Voranstellung der Mappen-Angelegenheit, ehe noch die Pläne über die Zeitschrift abgehandelt waren; zuvor auch noch die ganz unklare, höchst subjektive und noch sehr in der Entwicklung stehende Debatte über Kunstunterricht an Lyzeen. Zum Schluß kam die seit Monaten brennende Zeitschriftenfrage!

Man hatte aus den Vorschlägen Möllers usw. schnell etwas zusammengezimmert, womit man endlich auch einmal das praevenire spielen wollte — verdarb sich aber selbst das! Infolgedessen die vollständig unnötige Kommission und deren höchst ärgerliche Erlebnisse mit den Herren Busch und Staudhammer, welche ihren Plan nicht zeigen wollten und einen neuen nicht beraten ließen. Dadurch notwendige gegenseitige Gereiztheit und ihre naturgemäßen Folgen! Das ist aus vielem nur das allerneueste, weil es noch in der lebhaftesten Erinnerung sein dürfte!

Trotzdem ist sich die Vorstandschaft ihrer Verdienste in so reichem Maße bewußt, daß sie nicht einmal an eine Revision der Statuten dachte, was sich auf Grund einer 11jährigen Erfahrung wenigstens als Einfall ganz gut ausgenommen hätte. Man wäre dann vielleicht darauf gekommen, daß die Mappe durchaus nicht etwas Absolutes ist, sondern eben für die damalige Gründungszeit als die einzige und beste Möglichkeit der Publikation gelten mußte, während jetzt anderes in Betracht kommt. Man hätte dann auch endlich einmal merken können, daß der Wahlmodus der Vorstandschaft stark oligarchisch geübt wird, während er, wie in anderen Vereinen, demokratisch werden muß, d. h. durch Wahlzettel der Mitglieder, nicht durch schnelles Zustimmen für die immer „wieder Wählbaren" oder jene, welche diese Herren gerade für genehm finden.

Man hätte dann auch vielleicht bei einer Revue über die gehaltenen Programmreden sehen können, wie weit man die letzten Jahre zurück-, um nicht zu sagen herabgekommen war; wie wenig diese schönen Gemeinplätze für praktische und faktische Wirksamkeit bedeuten — und noch manches andere, wovon des Sängers Höflichkeit vorläufig schweigt!

Digitized by Google

Um aber der Vorstandschaft in ihrer gegenwärtigen kümmerlichen Lage nicht „bloß Vorwürfe“ zu machen, erlauben wir uns im folgenden auch noch einiges anzudeuten, was vielleicht bei passender Leitung Früchte bringen könnte:

1. Vor allem ist ein Generalsekretär zu suchen, welcher nicht Künstler, noch Geschäftsmann ist, aber von beiden Fächern etwas Ausreichendes versteht. Die Mittel dafür sind ohnehin bereits genehmigt! Dieser Mann soll aber nicht der Schreiber des zweiten Präsidenten werden, sondern das Auge offen halten für alle Bedürfnisse der christlichen Kunst, für alle Gelegenheiten, wo ihre Interessen zu wahren, zu schützen, wo ihr Gebiete zu erobern sind. Er hat die Generalversammlung zu arrangieren, die Verbindung mit den einzelnen Sektionen zu unterhalten; sie aufzusuchen, anzuregen usw. Die übrige Korrespondenz besorgt, wie bisher auch, Herder oder die Geschäftsstelle an der Karlsstraße.

2. Die eigentliche Arbeitskraft ist also der Generalsekretär, welcher keine beschließende Stimme im Ausschuß hat, vielmehr dem Ausschuß in allem verantwortlich ist und ohne dessen Gutheißung nichts Neues unternehmen kann. Damit wird auch sofort die Unentbehrlichkeit von Prof. Busch erledigt; damit ist die Eifersucht der Künstler beseitigt, die sie immer gegen ihresgleichen hegen; damit ist aber auch ein ungesundes Machtanwachsen des Generalsekretärs absolut ausgeschlossen: er ist ja nur Angestellter!

3. Auf den Generalversammlungen, die systematisch, d. h. allmählich über das gesamte Deutschland ausgedehnt werden müssen, sind praktische Kunstfragen zu behandeln: Kunsterziehung, christliche Kunst der Gegenwart, christliche Kunst der Zeit und des Ortes, wo die Generalversammlung eben tagt, Denkmalpflege, Einführung in die Technik und Konzeption der Künstler und Anstalten, durch Beispiele an Photographien usw., kleine Kunstausstellungen aus Privatbesitz 2c. und Vorträge darüber! Auch mit den Katholikentagen ist in diesem Sinne mehr Fühlung zu nehmen!

4. An allen diesen Plätzen werden Sektionen gegründet, welche in genanntem Sinne weiter wirken und die Prinzipien der Gesellschaft in *Verbindung mit Regierung und Ordinariat* durchzuführen suchen. Damit verbessert sich die geringe Heranziehung der Künstler außerhalb Münchens, vor allem des Kunstgewerbes, und wächst allein fruchtbares Interesse in weiteren Kreisen.

5. Die Gesellschaft an der Karlsstraße, die *an sich* etwas Notwendiges, Nützliches und Angenehmes ist, erhält nur geistige und materielle Unterstützung, wenn einem eigenen Ausschuß erlaubt und ermöglicht wird, diesbezügliche Wünsche bei deren Leitung durchzusetzen, sodaß wirklich in erster Linie die Ideale der christlichen Kunst und dann erst das Geschäftsinteresse maßgebend wird.

6. Die Zeitschrift muß alle diese Gedanken, Pläne, Tätigkeiten fördern, immer wieder erläutern durch Bild und Wort; neue Freunde gewinnen, diese sowie die alten unterrichten und belehren.

7. Weil die Zeitschrift nur möglich ist mit Aufgeben der Mappe und diese ganz gut in ihr aufgehen kann, muß die Mappe fallen und eine Kunstzeitschrift herausgegeben werden — zunächst für christliche Kunst, dann auch für christliche Wertung der *modernen* Kunst überhaupt.

Die Einwendung, daß die Gesellschaft nicht für die Gründung einer Zeitschrift ins Leben gerufen, erledigt sich damit, daß tatsächlich schon bei der Gründung

Digitized by Google

eine Zeitschrift statt der Mappe geplant war und die übrigen Leistungen der Gesellschaft dadurch nicht aufhören.

8. Die Redakteurstelle ist *auszuschreiben*, nicht unter der Hand einem Vorstandsmitgliede zu geben gegen eine Bagatelle, um die niemand, der auf sich etwas hält, arbeitet, noch arbeiten *kann*.

Hier erkläre ich, daß ich mich weder um den ersten Posten, noch um die Redaktion jemals bewerben werde; die ausschlaggebenden Herren können also auch diesen Punkt ohne Angst vor meiner Person erledigen. Ja, sie brauchen nicht einmal Sorge zu haben, daß mich eine event. Änderung des Wahlmodus in ihren Areopag rufe, da ich aus der Gesellschaft nach der nächsten Generalversammlung austrete. Ich habe zum Schluße nur noch die Bitte: jene angesehenen Herren, welche Möller, Dr. Drerup und mir — schriftlich wie mündlich — ihre Mißstimmung über die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst und was mit ihr zusammenhängt, ausgedrückt haben, wollen das gleiche auch bei der Vorstandschaft tun, damit diese nicht länger sich der Täuschung hingebe: als werde sie bloß von einigen unruhigen Geistern, vulgo Krakehlern, grundlos belästigt.

Dr. Jos. Popp.

Morgengeräusch in der Stadt.

Zuerst ein Gucken und Gluckſen der Alten,
Die wärmend Brüstchen an Brüstchen halten,
Dann ein verstohlenes Piepen der Brut,
Die unter dem Muttergefieder ruht . . .
Dann ein gesammelter Vogelchor,
So unverstanden, doch süß dem Ohr.
Jetzt von den Türmen bald mit weichen,
Bald schweren Zungen das Morgenzeichen:
„Das vierte Stündchen! . . die vierte Stunde!“
Nun volles Läuten in aller Runde:
„Der Tag, ihr Menschen, ist erschienen,
Der helle Knecht, euch zu bedienen.“
Dann fern das Pfeifen eines Zuges,
Das Rauschen eines Taubenfluges.
Berührt vom Finger des Morgenwindes,
Wie die Schürze eines fröhlichen Kindes,
Flattert der Vorhang an den Scheiben:
Wer mag da noch im Bette bleiben!
Nun durch die Gasse genagelte Schuhe
Von Arbeitsmännern sonder Ruhe,
Wohl auch ein müder Frauenschritt,
Der von der Krankenwache tritt.

Digitized by Google

Und schwache, matte Füße tragen
Zur Kirche ihre frühen Klagen.
Doch drüben aus dem dumpfen Haus
Schleicht fröstelnd sich ein Mann heraus
Mit Augenringen, so blauen, fahlen,
Wie sie heiße, verkostete Sünden malen.
Nun höre ich einen raschen, schwanken,
Nervösen Fuß vorüberwanken,
Das Wehen eines langen Rockes,
Den rhythmenlosen Takt des Stockes,
Geberden, Brummen und Geflüster:
Das ist beim Himmel ein Magister,
Der durch den Morgen, rein und licht,
Horazens „Saeculare“ spricht.
Nun streift ein sonnig goldner Ton
Des Münsters greise Helme schon.
Hier geht ein Fensterchen auf, dort eines,
Und Zofen dahinter, ein schneeig reines,
Gespitzeltes Häubchen auf dem Scheitel,
Bespiegeln im lautern Glas sich eitel.
Jetzt rollen vom Lande die Wagen wohl
Mit süßer Milch und frischem Kohl
Und Kirschenglanz und Beerenduft.
Ein blauer Ringel steigt in die Luft:
O klingende Tassen, o gütige Kanne! —
O würdige Kaffeefrau Susanne! . . .
Die Straße belebt sich, sie rennen und schwitzen,
Als solle nur Einer den Tag besitzen.

Und nun ein kinderhelles Gähnen,
Ein junges, süßes Gliederdehnen,
Und gleich, so wie der Traum entschwebt,
Sich vogelleicht die Wimper hebt.
Das Auge voll Sonne, die Lippe voll Singen,
Seh' ich ein Kind aus dem Bette springen,
Und wie es schreitet mit kleinen Füßen,
Das Händchen streckt, die Welt zu grüßen,
Zu den Hosen greift, in die Sandeln schlüpft,
Und ungeknöpft und ungeknüpft
Mit Hurra aus dem Hause hüpft,
Da wird mir klar mit einem Schlag:
Dem Kind, dem Kind gehört der Tag!

Zürich. Heinrich Federer.

Digitized by Google

VIII.

Ein Vorzug des im allgemeinen nicht empfehlenswerten „Magazins für Literatur“[1]) ist die systematische Berücksichtigung des Auslandes. In seinem Aufsatze „Neueste nordische Literatur“ (in Nr. 16) stellt Karl Fr. Nowak die Behauptung auf, daß heute in Deutschland niemand mehr gelesen werde, als die Lagerlöf, Skram, Bang und Michaëlis. Auch von Gustav af Geijerstam denkt Nowak sehr hoch und meint, daß längst die besten unserer Künstler in jenem Fahrwasser trieben, auf dem Geijerstams Ruhm zu uns herübergekommen Besonders begeistert ist Nowak jedoch für Selma Lagerlöf, deren „Königinnen von Kungahälla“ und Herrenhofsage“ er noch über „Jerusalem“ und die „Wunder des Antichrist“ stellt. Zumal in der „Herrenhofsage“ liefere Lagerlöf die bisher reifste Frucht ihrer Seelenbeobachtung. Amalie Skram stehe in ihrem letzten Werke „Knut Tandberg“ ganz unter dem Einflusse Ibsens. Auch sie analysiere wie ein Arzt, der Gebreste aufdecke. Der Wille zum Sonnig-Heiteren, der freudige Optimismus der Schwedin Lagerlöf fehle der Norwegerin Amalie Skram durchaus. Sicher nicht zu ihrem Vorteil. An der Dänin Karin Michaëlis lobt Nowak den Humor, der aber zuweilen in grelle Satire ausarte. In ihrem neuesten Roman „Der Richter“ erweise sich Michaëlis als treffliche Kulturschilderin, die Charakteristik der einzelnen Personen sei scharf umrissen, mit wenigen Strichen oft brutal gezeichnet, aber nirgends störe ein falscher Zug.

Was unseren persönlichen Geschmack anbetrifft, so finden wir an der nordischen Literatur, soweit sie unter Ibsens Flagge segelt, kein sonderlich großes Gefallen. Sie zeigt oft ein so fremdartiges, seltsames, ja unheimliches Gepräge, daß man sich von den bizarren Verirrungen ihres dekadenten Menschentums verekelt abwendet, wenn man sich selbst die Nerven noch gesund erhalten hat.

Der illustrative Schmuck im „Magazin für Literatur“ ist immer originell, oft auch kulturgeschichtlich interessant. Was soll aber eine so scheußliche Karrikatur wie auf S. 9 des ersten Januarheftes! Derartiges muß doch auf die meisten Leser geradezu abschreckend wirken. In demselben Heft liefert Richard Schaukal einige Beiträge zur Psychologie der Rezensenten. Er beklagt sich über aufgeregte Ent-

[1]) Leipzig, Magazin-Verlag J. Hegner.

Digitized by Google

gegnungen, die häufig in Gift und Galle brodeln. Ja, es gibt eben Leute, die prinzipiell gegen jeden stänkern, der sie nicht unbedingt lobt. Der beste Weg, unfehlbar ein dummer oder gemeiner Kerl zu werden, ist: einmal eine nicht in den höchsten Lobestönen gehaltene Kritik eines solchen infalliblen Poetleins zu bringen. Sofort verruft er einen in allen Gassen. Habeat! Man geht ihm am besten in Zukunft aus dem Wege und läßt ihn ruhig den Mond anbellen.

Aus den „Randbemerkungen zur Geschichte der katholischen Unterhaltungszeitschriften" in der „Literarischen Beilage zur Kölnischen Volkszeitung"[1]) ersehen wir, daß an deren teilweise bedauerlichen Schicksalen hauptsächlich die Empfindlichkeit der Leser schuld ist. Von diesen gelte das Wort: „Wir Katholiken verschlucken die Kamele unserer Gegner, seihen aber die Mücken der Unserigen." Dies Wort treffe heute noch ebenso zu wie vor 50 Jahren. Man könne nicht eindringlich genug die Leser davor warnen, das Kind gleich mit dem Bade auszuschütten, wenn ihnen dies und jenes an den Zeitschriften nicht gefalle. Manchen Übelstand verschulde auch mangelhaftes Entgegenkommen der Redaktionen dem Publikum gegenüber. Man könne in dieser Hinsicht viel von der Gegenseite lernen.

In der „Wahrheit"[2]) erörtert der Franziskanerpater Dr. Schmidt unsere Stellung zu den deutschen Klassikern, besonders zu Goethe. Er wendet sich in einsichtsvollster Weise gegen die überprüden und bornierten Warnungen vor der „seelenmordenden" Wirkung der Klassiker. Man dürfe diese nicht verhimmeln, aber ebensowenig verachten. Hätten doch sogar der hl. Basilius und Origines aus den heidnischen Schriftstellern viel Schönes und Wahres geschöpft. Die Klassiker seien durchaus keine grundsätzlichen Gegner des Katholizismus gewesen. Durch ihre Mißachtung beeinträchtigten wir auch unser Kulturleben; denn es wäre höchst irrtümlich und gefährlich, zu glauben, wir könnten uns ein eigenes Kulturleben schaffen, gesondert von dem andersgläubigen Teile der Nation. Wenn wir das versuchen wollten, verdammten wir uns zu steter Rückständigkeit, weil wir eben einfach die Mittel steter geistiger Hebung, die sich uns darböten, nicht oder doch nur zum Teil ausnützten. In bezug auf die Überprüderie bemerkt Schmidt, der ja als Seelsorger gewiß zur Genüge Erfahrungen gesammelt hat: „Ängstlichkeit macht unsicher und Unsicherheit bringt zu Falle." Diese Ansicht wird jeder als richtig anerkennen, der so manchen Jüngling hat straucheln sehen, dessen Eltern glaubten, Unwissenheit sei gleichbedeutend mit Unschuld und Kraft der Enthaltsamkeit. Diese mit aller Ängstlichkeit bis zum zwanzigsten Jahre behüteten Söhnchen warfen sich im militärischen und akademischen Leben in einer Weise weg, die abgehärteteren Naturen unbegreiflich war. Allen katholischen Eltern, die studierende Söhne haben, seien die Ratschläge des P. Schmidt, wie die Jugend die Klassiker lesen müsse, zur Nachprüfung und Beherzigung dringend empfohlen. Sie müssen zu dem Zwecke dessen Aufsatz in der „Wahrheit" selbst lesen.

Unter den vielen Schulzeitungen sagt uns die von dem Hauptlehrer J. Müllermeister in Aachen mit gediegener Fachkenntnis und umfassendem Wissen geleitete, sehr vielseitige „Rheinisch-Westfälische Schulzeitung" besonders zu. Der Herausgeber vertritt in allen einschlägigen Fragen einen Standpunkt, der

[1]) Nr. 52, 1903.

[2]) Heft 1, 1904.

Digitized by Google

für die Entwicklung unserer Volksschule nur heilsam sein kann. Angefochten kann dieser nur von solchen Kritikern werden, die die unendliche Bedeutung der Volksbildung und der fortschreitenden Hebung der sozialen und geistigen Stellung des Lehrerstandes noch nicht begriffen haben. Wir dürfen diese Schulzeitung warm empfehlen. Solche vortreffliche Artikel wie „Schulregiment ohne Stock", „Ludwig Richters Kunst und ihre Bedeutung für Kinder und Volk" u. a. haben wir noch in keiner anderen Schulzeitung gefunden. Besonders wertvoll ist stets die allmonatliche literarische Beilage. Die Zeitung ist das amtliche Veröffentlichungsblatt mehrerer rheinischer und westfälischer Lehrervereine.

Aus einer Schilderung S. Stillgers[1]) lernen wir den Dichter des Böhmerwaldes Anton Schott auch als Menschen hochschätzen. Schott war früher Lehrer, mußte aber seinen Beruf wegen eines Halsübels aufgeben. Jetzt ist er Schriftsteller und Bauer, der im Schweiße seines Angesichts sein kleines Anwesen bestellt. Als Bauer lernt er die Menschen, die er schildert, aufs beste kennen. Er hat auch ein Herz für sie, da er ihre Lasten und Sorgen mitträgt. Ein echter Mann des Volkes ist er gleichfalls als Schriftsteller. Es gibt bei ihm nichts Gemachtes und Affektiertes, nichts Sentimentales: alles ist schlicht, wahr und wirklich empfunden. Stillger vergleicht Anton Schott in der Anschaulichkeit der Schilderung mit Frenssen und Clara Viebig. Das ist richtig, aber das kraftvolle Temperament der letzteren besitzt er nicht, auch nicht die Reife und Gedankentiefe Gustav Frenssens. Aber alles in allem ist er doch ein Vertreter der Heimatkunst im besten Sinne des Wortes. Wir empfehlen seine Romane „Gottestal" und „In falschen Geleisen".

M. Herbert beklagt es[2]), daß trotz der unzähligen lobenden, ja begeisterten Kritiken der Roman der Freiin Enrica v. Handel-Mazzetti „Meinrad Helmbergers denkwürdiges Jahr" kaum beachtet worden ist. Das Werk sei stilistisch bewundernswert, sprachlich von gewaltiger Wucht, inhaltlich eigenartig und überraschend. Und trotz alledem! Der Roman sei das Buch einer ausgeprägten Persönlichkeit, eines starken, zuweilen überschäumenden Temperaments und deshalb doppelt interessant. Und trotz alledem! Geradezu wunderbar sei die intime Malerei des Zeitkolorits, die Kenntnis der sprachlichen Ausdrücke der Kreise des 18. Jahrhunderts und die Beherrschung der verschiedensten Verhältnisse und Weltanschauungen, die sowohl theologische wie philosophische Bildung verrieten. Anlage und Entwickelung seien meisterhaft. Und trotz alledem! Warum spricht M. Herbert nicht über die Gründe, die dieses „trotz alledem" erklären könnten? Sie hat doch sicher nach dieser Richtung hin Erfahrungen genug gesammelt.

Das 10. Heft der „Entwicklung"[3]), einer illustrierten deutschen Monatsschrift aus Österreich, ist erheblich umfangreicher als die früheren. Es enthält zunächst eine längere, munter und humorvoll geschriebene Novelle von Balduin Groller, dessen Arbeiten wir immer gern gelesen haben. Recht spaßhaft wirkt auch die Geschichte Frimbergers aus dem niederösterreichischen Weinland „Wenn ein Weib brummelt". Man ersieht aus ihr wieder, daß die humoristische die beste aller Weltauffassungen ist, besser und klüger, als die der Ibsen und Tolstoi. Diese

[1]) Beilage zur Augsburger Postzeitung Nr. 62, 1903.
[2]) Beilage zur Kölnischen Volkszeitung Nr. 56, 1903.
[3]) Linz a/D., Österreichische Verlagsanstalt.

Digitized by Google

möchten uns gern bedauern lassen, daß wir nicht als Vierfüßer mit alles verdauendem Pansen zur Welt kommen. Und dabei sind sie doch wie „Tiere, die von einem bösen Geist getrieben, auf dürrer Heide umherirren, während ringsum fette, grüne Weide liegt". Vielleicht leiden die beiden nordischen Grübler an schlechter Verdauung. Kleine Ursachen, große Wirkungen!

In den „Monatsblättern für deutsche Literatur"[1]) finden wir einen Aufsatz „Kunst, Literatur, Leben und Kritik" von Adolf Bartels. Er stammt aus einem alten Manuskript; die Lehren jedoch, die er bietet, sind immer neu. Der Kritiker soll die bei der Masse der Neuerscheinungen nun einmal notwendige Auslese nach möglichst weiten, nicht der Literatur, sondern dem Leben selbst abgewonnenen Gesichtspunkten treffen. Nur diejenigen Werke verdienen Berücksichtigung, in denen das Leben wirklich zur Darstellung gekommen, für die Anschauung gestaltet ist. Denn Kunst ist gestaltetes Leben, äußeres wie inneres. Der Kritiker muß ein ästhetisch begabter Mensch sein und als rezeptive Kraft wenigstens annähernd ebensoviel leisten wie der Künstler als produktive. Immerhin jedoch besitze alle Kritik nur relativen Wert, und niemand brauche sie als unbedingt maßgebend anzunehmen. Trotzdem bestimmt schließlich das Urteil einer ästhetisch besonders begabten Minderheit das der Masse.

Auch im übrigen bieten die „Monatsblätter" interessante Beiträge. Edmund Lange schildert August Sperl als Lyriker, Edgar Alfred Regener plaudert über Frauenlyrik[2]). Sehr richtig stellt er fest, daß Dichterinnen à la Marie Madeleine zwar den Mut eines gewissen Cynismus besitzen, aber doch zu feige sind, ihren ehrlichen Namen unter ihre „Kunstwerke" zu setzen. Sie sind meist nur Dirnen ihrer Phantasie nach. Immerhin noch ein Vorzug. Wilhelm Mießner analysiert die gedanklichen und seelischen Vorgänge beim dramatischen Schaffen; Paul Matzdorf gedenkt freundlich des 60. Geburtstages Viktor Blüthgens, dieses liebenswürdigen Poeten, an dessen Gaben sich jeder wohl zuweilen erfreut hat. Besonders gern lesen wir den von prächtigem Humor gewürzten „Friedensstörer" und die „Bunten Novellen". Auch wir schließen uns von Herzen Matzdorfs Wunsch an, daß dem beliebten Erzähler und Dichter noch viele Jahre reichen Schaffens beschieden sein mögen.

Zum ersten Mal bekommen wir die Monatsschrift „Friedens-Blätter"[3]) zu Gesicht, obwohl sie bereits im 8. Jahrgang steht. Unter dem Titel „Ut omnes unum" erlebt sie sogar schon den 25. Jahrgang. Wir bedauern, die Monatsschrift nicht früher kennen gelernt zu haben. Schon allein ihres vortrefflichen Zweckes wegen hätten wir ihr Beachtung geschenkt; denn sie dient der Pflege des religiösen Lebens und Friedens und ist von Julie von Massow, einer unserer verehrungswürdigsten Frauen, begründet. Die Zeitschrift darf aber auch ihres Inhalts wegen Beachtung beanspruchen. Zunächst erwähnen wir die Erinnerungsblätter an Julie von Massow, die E. M. Hamann unter dem Titel „Die Mutter" veröffentlicht. Uns liegt die 10. und 11. Fortsetzung vor. Sie liefern Beiträge von tief innerlichem Wert zur religiösen Bewegung der jüngsten Vergangenheit. Bischof Augustinus

[1]) Berlin, Gose & Tetzloff. Heft 3, 8. Jahrg. 1903—1904.
[2]) Heft 4, Jahrg. 1903—1904.
[3]) Würzburg, Göbel & Scherer.

Digitized by Google

Egger von St. Gallen, einer unserer volkstümlichsten geistlichen Schriftsteller, gibt Ratschläge zum Lesen der Hl. Schrift. Ein Wort zum konfessionellen Frieden veröffentlicht ein süddeutscher evangelischer Geistlicher. Hoffentlich verhallt es nicht ungehört. Es könnte zur Dämpfung des konfessionellen Streites manches beitragen. Dem gleichen Zwecke dient auch der Aufsatz „Wiedervereinigung durch Liebe und Buße". Ja, nur die Liebe darf auf Eroberungen ausgehen und erst durch Gewinnung der Herzen auf wahrhaft christlichem Wege kann man zum Frieden kommen. Mit Zwangsmitteln wird man nichts erreichen. Besonders dankenswert sind in den „Friedens-Blättern" die Veröffentlichungen aus dem Psalmen-Kommentar des S. Beda Venerabilis, † 735. An der heiligenden Kraft dieser Sprüche kann man sich erbauen. Auch die poetischen Beiträge der Zeitschrift sind gut ausgewählt, so daß wir diese nach jeder Richtung hin empfehlen können. Sie könnte ihren Zwecken zu keiner andern Zeit besser dienen.

Wiederum empfehlen wir gern die Zeitschrift für Jugend und Volk „Natur und Kultur"[1]) umsomehr, da der naturwissenschaftliche Unterricht leider noch immer das Stiefkind unter den Fächern unserer höheren Lehranstalten ist. Wir haben Mitschüler gehabt, die als Abiturienten weniger von der Natur wußten, als zehnjährige Bauernkinder. Aber mit totem Wissenskram waren sie bis zur Verblödung vollgepfropft. Es ist ja inzwischen in dieser Hinsicht besser geworden, aber bis die Naturwissenschaft die ihr gebührende Stellung in unseren Schulen erobert hat, gibt es kein besseres und angenehmeres Mittel, unserer Jugend die nötigen naturgeschichtlichen Kenntnisse zu vermitteln, als die Lesung der genannten Zeitschrift, die um so lieber von der Jugend in Empfang genommen werden wird, als diese erfahrungsgemäß die Beschäftigung mit der Natur als Erholung von der geistigen Dressur betrachtet. Vor allem ist die Zeitschrift wertvoll zur Ergänzung des besonders mangelhaften physikalischen Unterrichts.

Wieder eine neue Zeitschrift: die „Deutsche Literatur- und Kunst-Zeitung"[2]). Das Ziel des Blattes ist Popularisierung der Kunst. Es soll also kein literarisches Fachblatt sein, sondern will dem großen Publikum dienen. Die Notwendigkeit einer solchen Zeitung scheint uns indes keine so unbedingte zu sein, wie der Herausgeber vermeint. Wir wünschen ihm das beste, fürchten aber, daß der Erfolg nicht seinen Erwartungen entsprechen wird. Wir leiden eben bereits an einer Ueberfülle von Zeitschriften. Ein gewisser Skeptizismus allen Neugründungen gegenüber ist deshalb sehr berechtigt. Nach mancher Richtung wirken sie geradezu schädlich. Es sei denn, daß das neue Unternehmen in der Hand einer bewährten Kraft ruht. Die neue Zeitschrift bringt manches Schiefe und Oberflächliche. Aus dem Inhalt sei genannt: ein Aufsatz von Richard Wülkow über Goethes musikalisches Leben und einer von Gustav de Rossi unter dem Titel „Immermanns Wegbereiter in Düsseldorf."

In Nr. 3 der „Borromäus-Blätter, Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen"[3]) finden wir einen längeren Aufsatz von A. Wibbelt-Duisburg über Friedrich Wilhem Grimme, den wir den vielen Freunden des gemüts-

[1]) München, Verlag und Redaktion von Dr. J. Böller.
[2]) Dresden-Blasewitz, Herausgeber Hugo C. Jüngst.
[3]) Köln, J. P. Bachem.

Digitized by Google

warmen westfälischen Volksdichters empfehlen. H. Dransfeld-Werl bespricht in verständiger Weise neue Bilderbücher. Wir verweisen alle Eltern, die für ihre Kinder solche Bücher kaufen, auf Dransfelds Ratschläge. Wenn sie diese befolgen, können sie sich manchen Hereinfall ersparen. Die Borromäus-Blätter leisten auch sonst manches Gute, aber wir raten der Redaktion, jede Gefahr verfimpelnder Prüderie vorsichtig zu vermeiden.

Aus kundiger Feder liefert der „Literarische Handweiser“[1]) eine Besprechung von Georg Grupps „Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit“[2]). Es freut uns, daß der Paderborner Professor Wilhelm Richter, dessen ortsgeschichtliche Forschungen überall geschätzt werden, unser über Grupps Werk im „Literarischen Ratgeber“ gefälltes Urteil bestätigt: es sei nicht allein ein gehaltvolles und gut disponiertes Werk, sondern auch ein Werk, das sich nach Inhalt wie Anlage von ähnlichen Arbeiten wesentlich unterscheide und neben ihnen einen selbständigen Platz beanspruchen dürfe. Wir haben das Buch mit großem Nutzen gelesen und sind auch gewiß, daß jeder andere ihn daraus ziehen wird. Das Studium dieses Werkes liefert für die Erkenntnis der mittelalterlichen Kulturgeschichte eine feste Grundlage. Es ist unbedingt nötig, sie sich zu verschaffen, bevor man sich dem Mittelalter zuwendet.

[1]) Nr. 783. 1903.

[2]) München 1903, Allgem. Verlags-Gesellschaft. 583 S. Mk. 9.— [11.—].

Aphorismen.

Dünkel führt zum Dunkel und so zum Bösen.

J. W. v. Goethe.

Einbildungskraft wird nur durch Kunst, besonders durch Poesie geregelt Es ist nichts fürchterlicher, als Einbildungskraft ohne Geschmack.

J. W. v. Goethe.

Digitized by Google

Eine Verpflichtung zur Besprechung eingesandter Bücher, sowie zur Rücksendung nicht besprochener Bücher wird nicht übernommen.

Romane.

Geissler, Max, Jochen Klähn. Ein Halligroman. Berlin 1903, H. Costenoble. 264 S. 8°. Mk. 3.—.

„Jochen Klähn" bietet außerordentlich viel an Stimmungsgehalt. Max Geißler ist ein Landschaftsdichter von Gottes Gnaden, der uns den „Erdgeruch" zu vermitteln weiß wie selten einer. Romantechnisch steht das Werk auf keiner besonderen Höhe; jedenfalls ist ihm Frenssens „Jörn Uhl", von dem es vielleicht angeregt ist, in dieser Beziehung weit überlegen. Aber was Stimmung und intime Schilderung von Land und Leuten anlangt, ziehe ich „Jochen Klähn" vor. Schade, daß der Roman nicht straffer komponiert ist! Keine Person steht eigentlich richtig im Vordergrunde; auch Jochen Klähn nicht, trotzdem er ein echter Held vom Scheitel bis zur Sohle ist; auch die treue, tiefe Binne Bonken nicht und Uwe Nomsen nicht, der poetische Träumer. Sie, und die anderen Halligbewohner, sind alle mit gleicher Liebe gezeichnet: Menschen, die zähe an ihrem Stückchen Land hängen und es ihr Leben lang der See abringen, die stille und tief in ihrer meerumschlossenen Einsamkeit geworden sind und im Lieben sich treu erzeigen wie die Gezeiten des Meeres. Das Buch hat mir viel zu geben gewußt; möchten auch andere sich an ihm erlaben!

München. Dr. Lohr.

Reuter Gabriele, **Liselotte von Reckling.** Roman. Berlin 1904, S. Fischer. 324 S. 8°. Mk. 4.— [5.—].

Das neueste Buch von Reuter ist die Geschichte einer zarten Frauenseele, die dem Leben nicht gewachsen ist. Wenn Liselotte behagliche Verhältnisse und den festen, schirmenden Schutz eines geliebten, hochstehenden Lebensgefährten gefunden hätte, so wäre sie zu voller Harmonie und idealer Menschlichkeit herangeblüht. So aber kommt sie nach dem frühen Tode ihres Vaters zu ihren Verwandten auf dem Lande, in deren junkerliche Anschauungen und Lebensweise sie sich erst langsam hineinlebt. Um ihrer Mutter, einer ehemaligen Schauspielerin, willen verläßt sie später heimlich ihre Verwandten und geht nach Berlin. Dort verkehrt sie vorzugsweise mit Graf Altenhagen, einem ehemaligen Offizier und nunmehrigen Führer der „Erneuerten", einer modernen, ethisch-religiösen Gemeinschaft. Hier lernt sie moderne Bestrebungen und Richtungen und deren oft sehr sonderbare Vertreter

Digitized by Google

kennen. Durch einen Theatercoup ihrer Mutter die Frau des von ihr geliebten Altenhagen geworden, findet sie doch an der Seite des tatkräftigen, sinnlichen Mannes ihr dauerndes Glück nicht. Erst als ihr Mann mit Daja, einer modernen „Hetäre mit transzendentalem Aufputz" durchgeht, scheint sie in stiller Zurückgezogenheit bei ihren verlassenen Verwandten endlich ihr Glück zu finden. Es ist aber nur die müde Resignation einer kampfscheuen, verschüchterten Seele. Der Roman, in dem eigentlich nur die Heldin befriedigend psychologisch gezeichnet ist, enthält viele feine Bemerkungen und Beobachtungen; auch läßt uns die Autorin zahlreiche Einblicke tun in die widerspruchsvolle, nicht selten recht närrische, Welt modernen Ringens um ethische, religiöse und kulturelle Ideale und Überzeugungen. Ein wirklich bedeutendes Buch ist der Roman aber nicht; es fehlt an innerem Gehalt, an tieferem Erfassen des bunten Wechselspiels menschlichen Treibens.

München. L. v. Roth.

Hamkens, Emilie, **Wente Frese**. Roman aus Alt-Husum und dem Wattenmeer. Dresden 1903, E. Piersons Verlag. Mk. 3.50.

Die Verfasserin beweist zwar, daß ihr poetische Glut und selbständiges Gestaltungsvermögen nicht ganz abgehen, aber um einen heißblütigen, unruhigen Feuergeist, wie es Wente Frese sein soll, lebendig und packend vor den Leser zu stellen, dazu gehört doch mehr dichterische Leidenschaft und Kraft als in ihrem Buche zu finden ist. Vielleicht hat sie auch ihre Kraft noch nicht ganz ausgelöst; der Roman scheint ein Erstlingswerk zu sein. Er wächst auch dem Werte nach mit der Seitenzahl. Im Anfang langweilt die Schwerfälligkeit der Sprache und der mißglückte Versuch, durch altertümliche Würde und poetischen Schwung des Stils zu wirken. Im ganzen hat das Buch noch nicht viel Eigenes. Es macht einen zerfahrenen Eindruck; die dominierende Linie fehlt, an die sich alles Beiwerk angliedert. Der Held beherrscht unser Interesse zu wenig. Von seinem Seelenleben, seinen Motiven erfahren wir fast nur, daß er ein ungestümer, wagelustiger, aber doch nicht unedler Mensch ist. Die an sich interessanten, aber oft zu selbständigen Schilderungen ortsüblicher Gebräuche und Sitten geben im Verein mit dem Untertitel „Roman aus Alt-Husum und dem Wattenmeer" dem Buche etwas Heimatkunstcharakter.

Ludwigschorgast i. Obfr. Max Behr.

Lyrik.

Strzemcha, Paul, Direktor der Landes-Oberrealschule in Brünn, **Deutsche Dichtung im XIX. Jahrhunderte.** Blumenlese für Schulzwecke ausgewählt. Wien 1903, Tempsky. 255 S. Mk. 2.—.

Für Schulzwecke sind diese Gedichte ausgewählt nach Grundsätzen, die im Vorworte ausgesprochen sind: das Buch will eine knappe, möglichst charakteristische, nach keiner Seite hin verletzende Auswahl bieten, wobei patriotisches Gefühl und Liebe zum Volke besonders bevorzugt werden. Das muß als gelungen anerkannt werden. Die Einleitung gibt eine literaturgeschichtliche Übersicht, die sich eigenen Urteils ziemlich enthält — bis auf die letzten Seiten, wo die Charakterisierung Gerhart (so, nicht Gerhard schreibt sich der Dichter) Hauptmanns mißglückt ist. Der Einfluß Ibsens ist zu einseitig hervorgehoben, der wichtigere Zolas gar nicht genannt (S. 18). Auch durfte S. 19 erwähnt werden, daß die Lustspiele Friedrich Adlers — wenigstens „Zwei Eisen im Feuer" — Bearbeitungen Calderons sind. Biographische Notizen und knappe erläuternde Anmerkungen ergänzen das Büchlein, das der Samm-

Digitized by Google

lung „Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht“ angehört, aber auch außerhalb der Schule als brauchbare Übersicht empfohlen werden kann.

München. Dr. P. E. Schmidt.

Münsterscher Musenalmanach 1904. Herausgegeben von **B. Schmitz**. Münster, Alphonsusbuchhandlung (A. Ostendorff). 99 S. 8°. Mk. 1.50.

Anthologieen, Musenalmanache und kein Ende! So berechtigt ein solcher Ausruf des Unmuts sein könnte, so wenig ist er bei dem Münsterschen Musenalmanache am Platze. Abgesehen davon, daß Münster als kürzlich erst voll anerkannte Hochschule mit dieser Gabe ein artiges Debut in den schönen Wissenschaften macht, sind auch die meisten Gedichte ganz tüchtige und beachtenswerte Kunstproben, und ein paar der jungen Sänger präsentieren sich als angehende literarische Charakterköpfe, auf deren weitere Entwicklung man ein Auge haben darf. Beiträge lieferten H. Jos. Brühl, Christoph Flaskamp, Joseph Gieben, Joseph Minn, Theodor Mußhoff, Theodor Voigt. Die Zahl ist nicht groß, aber wir erhalten vom poetischen Streben des Münsterschen Kreises das vorteilhafteste Bild. Über Flaskamp werden die Leser bei der Besprechung seiner Erstlingsgabe „Frommer Freude voll . . .“, die zum Teil auch für seine Vertretung im Almanach Beiträge lieferte, unterrichtet werden; kräftig und entsprechend zeigt sich auch das Talent von H. Jos. Brühl. In einzelnen Stücken geradezu vorzüglich sind die Beiträge von Theodor Voigt Seine „Hühnerjagd“ atmet ganz den kräftigen Heimatgeruch der westfälischen Dichtung und ein Überschuß ursprünglicher, nicht angelesener, Kraft ist aus manchem anderen Liede, besonders auch aus dem prächtigen „American girl“, zu spüren.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Jungdeutsche Lyrik. Eine Anthologie. Dießen 1903, Jos. C. Huber. 165 S. 8°. Mk. 3.—.

Die Gedichte sind unter den Abteilungen „Neues Leben“, „Sommer“, „Resignation“ und „Weihe“ geordnet — oder sagen wir vielmehr untergebracht; denn selbst unter diese weiten, vagen Begriffe ließen sich die verschiedenartigsten Geister und Geisterlein nicht ordnen und bannen. Die Anthologie, deren Herausgeber sich klugerweise nicht nennt, macht den Eindruck der Schwächlichkeit. Man findet ganz gute Sachen, aber man muß in der Öde der Bedeutungslosigkeit zu lange suchen. Im übrigen liest man sich müde an dieser Beinahe-Lyrik. Über die Vorgeschichte des Buches heißt es in Nr. 96 der „Feder“: „Als Beitrag zu den Betriebskosten (so stands im Huberschen Zirkular) hat jeder Autor pro Gedicht aus seiner Feder eine Risikosumme von 3 Mk. (3.60 Kr.) an den Verlag zu entrichten, welche ihm nach Absatz der ersten Auflage sofort zurückgezahlt wird. Jeder Autor wird dadurch zum Aktionär des Werkes . . “ usw. Das ist hübsch. Man kann denken, daß es bei den auf diese Weise entstandenen Anthologieen sich nicht in erster Linie um die Güte des Gedichtes, sondern um den Taler handelt.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Busch, Wilhelm, **Zu guter Letzt.** Gedichte. 1—10. Tausend. München 1904, Fr. Bassermann. 136 S. kl. 8°. Mk. 3.—.

Nach neunjähriger Pause tritt W. Busch noch einmal als 72jähriger auf den Plan und nimmt mit einem Bändchen teils humoristischer, teils ernsthafter Gedichte von seinen vielen Verehrern Abschied. Busch ist nicht nur der unerreichte Komiker unter den deutschen Zeichnern, er ist auch ein äußerst gewandter und sehr begabter Dichter. Zwar sind Form und Gedanke der vorliegenden Gedichte nicht immer glücklich zu nennen und auch die Pointe der je-

Digitized by Google

weiligen Geschichte ist nicht immer einwandfrei; aber es sind so viele teils gutmütig schalkhafte, teils schärfer pointierte Proben echten Humors in diesem Büchlein enthalten, daß man im großen und ganzen seine Freude daran haben und dem greisen Humoristen für seine letzte Gabe aufrichtig dankbar sein kann. Unter den ernsten Gedichten befinden sich gleichfalls zahlreiche wertvolle Stücke.

München. Dr. Lohr.

Drama.

Eschelbach, Hans, **Professor Berger**. Drama in drei Akten. Paderborn 1904, Junfermannsche Verlagsbuchhandlung (Albert Pape). 133 S. 8°.

Eschelbach ist als Dichter bekannt. Katholische wie protestantische Stimmen haben das wiederholt anerkannt, und ich schmälere diese verdiente Anerkennung nicht, wenn ich sage, daß der Dramatiker Eschelbach nicht auf der Höhe des Lyrikers steht. Er ist der geborene Romantiker, der mit den scharfen psychologischen Konsequenzen, die das Drama fordert, gerne etwas zu leicht umgeht. Das zeigt sich auch im Professor Berger. Das Stück bedeutet einen entschiedenen Fortschritt gegen seine früheren dramatischen Arbeiten; aber es läßt sich nicht verkennen, daß des Dichters Talent, das nach anderen Bahnen strebt, auf diesem Wege nicht ganz willig mitgeht. Schon das Bühnenbild, ein Zimmer, das auf beiden Seiten Türen und Fenster hat, rechts sogar ein Fenster zwischen zwei Türen, die zu verschiedenen Nebenräumen führen, läßt erkennen, daß sichs der Dichter noch ein wenig zu leicht macht, seine dramatischen Ziele zu erreichen: er gibt sich Mühe, aber nicht genug, um die ganze Folgerichtigkeit zu erzielen, die im Drama ein Stück aus dem andern wie die Bauteile eines gotischen Domes herauswachsen lassen muß.

Professor Berger sucht ein neues Licht und nimmt einen jungen Privatdozenten als Assistenten ins Haus, ohne zu wissen, daß zwischen diesem und der noch jugendlichen Frau Professor dereinst ein Herzensbund bestanden. Dr. Stürmer, der Privatdozent, in seiner Liebe getäuscht, hat seinerzeit umgesattelt, um, auf gleichem Gebiete schaffend wie der Professor, der ihm seine Liebe geraubt, diesem seinen Ruhm zu rauben. Er tritt in Bergers Haus ein, als eben der Hausherr beim Mißlingen eines Experimentes sein Augenlicht verloren. Ein neuer Versuch nach einiger Zeit gelingt: das Licht ist gefunden. Nun will Stürmer aus Rache die Erfindung für seine eigene ausgeben. Er findet die Aufzeichnungen des Professors, deren wichtigste Stücke er in äußerster, ja unwahrscheinlicher, Geschwindigkeit kopiert. Als er aber das Experiment selbständig wiederholt, bringt es ihm den Erstickungstod — just in der Stunde, da die Studenten kommen, dem Professor, der das neue Licht gefunden, eine Ovation zu bereiten. Sie treffen ihn, der sein Augenlicht darüber verloren, da er eben das Licht seiner Seele, seine Gattin, ganz gefunden hat.

Ein dankbarer und in den Hauptzügen gewiß gut erfundener Stoff. Daß das Stück in Frankfurt Erfolg gehabt, glauben wir gerne; es verdient ihn auch, denn die Handlung rückt kräftig voran — aber die Wirkungen entbehren der feinen Ausarbeitung, sie sind zu äußerlich. Die Leute reden zu viel über ihr Inneres; und eine Reihe von Witzen, die man aus den humoristischen Blättern kennt, erhöht gerade auch nicht die Feinheit der Wirkung. Auch das Milieu ist nicht ganz getroffen; das Berliner Dienstmädchen in München ist allein schon fast eine Unmöglichkeit. Undenkbar ist es auch, einen Teil einer wissenschaftlichen Arbeit, und noch dazu den Schlußteil, zu dem die Vorbedingungen fehlen, über Nacht druckfertig zu machen, wie

Digitized by Google

Stürmer tut. Das sind Dinge, die man bei einer ersten Aufführung übersieht, die aber bei näherer Prüfung stören müssen.

So bleibt der dramatische Fortschritt entschieden anzuerkennen; aber er verbindet sich mit dem Wunsche nach sorgfältigerer Ausarbeitung, damit das Bühnenstück ganz zum dramatischen Kunstwerke werde.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Literaturgeschichte.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Stuttgart und Berlin 1903, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

13. Band. Faust. Mit Einleitung und Anmerkungen von Erich Schmidt. Erster Teil.

21. Band. Die Wahlverwandtschaften. Mit Einleitung und Anmerkungen von Franz Muncker.

33. Band. Schriften zur Kunst. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wolfgang von Oettingen. Erster Teil.

Wieder drei Bände der prächtigen Jubiläumsausgabe! Erich Schmidt, dem es beschieden war, 1887 den „Urfaust" aufzufinden, bietet uns hier der Tragödie ersten Teil. Die Einleitung führt ein in des Werkes Entstehen unter stetem Hinblicke auf die Vollendung auf wirklicher Bühne. Deutlich treten die einzelnen Stufen der Entwicklung heraus, und wir sehen die Stellen, wo sie sich aneinander fügen, mitunter ohne völlig geglückte Verfügung. Die Anmerkungen — ca. 80 Seiten — sind reichlich, ohne doch Überfülle zu bieten; für die „Werdeluft" im Osterchor hätten wir gerne eine kleine Erläuterung vorgefunden. Das Pentagramma, das Richard M. Meyer (s. die Besprechung Heft 4 S. 246) im 24. Bande irrtümlich erklärte, ist hier richtig bezeichnet; dagegen ist es mir unerfindlich, wie der hl. Antonius (S. 314), der nicht nur eine „Grabkapelle", sondern eine gewaltige Wallfahrtskirche in Padua hat, zu der Bezeichnung „Tierpatron" kommt. Soll jeder Heilige so bezeichnet werden, der gelegentlich einmal mit einem Tiere abgebildet wird, so wäre der „Tierpatrone" Zahl Legion; vorläufig pflegt man nur jene Heiligen so zu bezeichnen, deren Fürbitte zur Erhaltung des Viehstandes im Landvolke angerufen zu werden pflegt, wie St. Leonhard und Wendelin. Bei der Szene im Zwinger wird gesagt: „Das Andachtsbild ist nicht als Statue der Mutter Gottes mit dem Schwert in der Brust zu fassen" — als was dann? Eine positive Angabe fehlt. „In der Mauerhöhle" ist wohl nur ein plastisches Bild zu denken, und das Schwert im Herzen entspricht durchaus der mittelalterlichen Darstellung. Mir persönlich hat bei dieser Szene stets die Pietà vorgeschwebt; ob auf Grund eigener Phantasie oder als unbewußte Erinnerung an eine irgend einmal in der Jugend gesehene bildliche Darstellung dieser Szene, vermag ich nicht zu sagen.

Außerordentlich dankenswert ist der Wiederabdruck des „Urfaust" nach der Handschrift des Fräuleins von Göchhausen in treuester Orthographie, der zum erstenmale in einer Volksausgabe erfolgt; hier tritt uns der junge Goethe der Genieperiode unverfälscht entgegen — und den muß man lieb haben, wenn man auch nicht recht will. Der junge Student mit seinen hellen Augen, den in Straßburg alles liebgewann, der schaut uns aus diesem Gedichte wieder an, noch frei von jeder Geheimratswürde.

Die Wahlverwandtschaften habe ich jüngst im „Ratgeber" als Beispiel erwähnt; darum freut es mich doppelt, auf die Einleitung dieser Ausgabe hinweisen zu können, die mit liebevollem Ernste in

Digitized by Google

diese Entsagungs-Novelle einführt. Hier ist ganz das erreicht, was ich mir als Vorbild einer Klassiker-Einleitung wünsche (vgl. meinen Vortrag im Januarheft 1904 der „Wahrheit", S. 23); möchten nur auch die Leute sie lesen, die das Werk schelten, ohne richtig eingedrungen zu sein! Daß die künstlerische Wertung mit der ethischen Hand in Hand geht, braucht nicht eigens erwähnt zu werden. Der Text ist aufs sorgfältigste revidiert, wie bei allen Ausgaben, die Franz Muncker je besorgt; selbst die Weimarer Ausgabe ist an Korrektheit übertroffen. Die Anmerkungen sind knapp, aber völlig ausreichend.

Wolfgang von Oettingen, dem wir schon als Herausgeber des Benvenuto Cellini vollste Anerkennung spenden mußten, hat Einleitung und Anmerkungen zu den Schriften über Kunst übernommen, die auf drei Bände berechnet sind. Die Anordnung ist streng chronologisch; der erste Band reicht bis zum Abschlusse der Weimarer Preisaufgaben im Jahre 1803. Die Einleitung orientiert trefflich über Goethes Kunstauffassung in ihren Vorzügen wie in ihrer Einseitigkeit, und die Anmerkungen setzen diese erläuternde und zugleich kritische Arbeit ergänzend fort und bieten auch dem Laien in Kunstfragen genügende Hilfe zu vollem Verständnis.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Shaksperes Sonette. Übersetzt von Max J. **Wolff.** Berlin 1903, B. Behrs Verlag. XIX u. 162 S. 8°.

Die schwierige Deutung und Erklärung der Shakspereschen Sonette geht uns hier weniger an. In der Frage, ob die Sonette das Leben des Dichters widerspiegeln und als bare Münze zu nehmen oder ob sie im Gegenteile bloße Gebilde dichterischer Phantasie darstellen, nimmt der Übersetzer in der Einleitung mit Recht einen vermittelnden Standpunkt ein. Auch in der Bewertung der Lyrik Shaksperes hütet sich Wolff vor Übertreibung. Als erstklassig können die Gedichte nur im Vergleiche mit der übrigen Renaissancelyrik, aber nicht überhaupt, gelten. Jedenfalls steht der Lyriker Shakspere dem Dramatiker Shakspere, der als solcher vielleicht die erste Stelle in der Weltliteratur einnimmt, weit nach. Die mühevolle Übersetzung, die zwischen der freien Verdeutschung Bodenstedts und der allzu wörtlichen und unpoetischen Gildemeisters die Mitte halten will, verdient entschiedene Anerkennung. Härten, wie „hört" statt „gehört" in Sonett 31, und „beuen" statt „bieten" in Sonett 82, hätten wir gerne vermißt.

München. Dr. Lohr.

Schmidt, Mlle Bertha, **Le Groupe des Romanciers naturalistes.** Karlsruhe 1903, G. Braun. 195 S. Mk. 2.—.

In einer knappen Einleitung sucht die Verfasserin die charakteristischen Züge des französischen Naturalismus und seiner Vertreter festzustellen; dann behandelt sie einzeln Balzac, Flaubert, Daudet, Zola und Maupassant. Das Werkchen ist klar und verständlich geschrieben, besitzt aber geringen literarhistorischen Wert. Es wird allzuviel zitiert, die einzelnen Dichter sind nur oberflächlich beschrieben und von einem Eindringen in das Werden und die Seele eines jeden, das die literarische Entwickelung klar zeigen würde, ist kaum die Rede. Auch sind die einzelnen Individualitäten viel zu wenig als Glieder einer Strömung gezeichnet und aus ihrer Zeit heraus beurteilt. Für Schulzwecke und Leute, die sich im allgemeinen über die beschriebenen Dichter orientieren wollen, kann das Büchlein jedoch empfohlen werden.

München. Dr. A. Lohr.

Digitized by Google

Kunstgeschichte.

Endres, Prof. Dr. Jos. Ant., **Das St. Jakobsportal** in Regensburg und Honorius Augustodensis. Kempten, Jos. Kösel. S. VI und 78. gr. 8°.

Dies vornehm ausgestattete Werk ist für den Kultur- und namentlich Kunst-Historiker sehr interessant und mehrfach wertvoll. Mit großer Wärme, vielseitiger gründlicher Kenntnis und feinem Gefühl deutet Dr. Endres auf Grund des Hohenlied-Kommentares von Honorius v. Autun die Plastik des Schottenportales; der noch verbleibende Rest wird glaubwürdig aus anderen Quellen erklärt. So wäre diese Arbeit, welche schon so vielen Exegeten reichliche Gelegenheit gegeben, sich bloßzustellen, endlich getan — durch einen glücklichen Finderzufall! Wir sehen hier deutlich das Hereinragen der Gelehrten- und Literatur-Welt in die bildende Kunst des 12. Jahrh. und erkennen insbesonders die schon von F. X. Kraus genial geahnte abschließende Bedeutung des Honorius. Völkerpsychologisch ist es von höchstem Reiz zu sehen, wie die germanische Phantasie hier plastisch formt: Mit den Bildern des Hohenliedes wird uns Christus als Friedensbringer dargestellt, der durch seine Hingabe in den Tod die Mächte der Finsternis besiegte. Wir haben also eine skulptierte Predigt vor uns, deren Veranlasser höchst wahrscheinlich der Erbauer von Kloster und Kirche, Abt Gregor I., ist, welchem auch der Kommentar gewidmet war. Der Besteller gibt also auch das Thema! — So sehr wir von der ikonographischen Leistung des Autors und seinem hiebei bewiesenen Scharfsinn befriedigt sind, so viel Fragezeichen müssen wir zum 6. Abschnitt machen: „Kunstgeschichtliche Stellung und äußere Erscheinung des Jakobsportals." Dieses ist nicht der Ausgangspunkt der romanischen Skulptur des Donautales — sondern deren Abschluß und Krönung. Damit ist auch das scheinbar „unvermittelte" dieser Kunstleistung erklärt. B. Riehl hat dies im hohen Grade wahrscheinlich gemacht. (Geschichte der Stein- und Holzplastik in Oberbayern vom 12. bis zu Mitte des 15. Jahrhunderts. Abh. d. Akad.) Ja, ich gehe auf Grund dieser Forschungen einen Schritt weiter und halte Dr. Hagers Annahmen, auf die sich unser Autor stützt, jetzt als stark subjektiv erwiesen und glaube an keinen Einfluß Regensburgs auf Moosburg und Freising, weil ersteres sehr eigenartigen Charakter besitzt. Die berühmte Mittelsäule in Freising aber paßt ganz in den stark phantastischen Symbolismus des 12. Jahrhundert überhaupt. Regensburg voraus geht sicher Biburg, höchst wahrscheinlich auch Münchsmünster, wovon Göcking abhängig ist. Isen gravitiert ganz gewiß nach Freising und für den Schottenursprung Göckings finde ich bei Sighart keinen Beweis — es wirken auch vielmehr Hirsauer Einflüsse herein.

München. Dr. J. Popp.

Kulturgeschichte u. Geschichte.

Denifle, Heinrich, O. P., **Luther u. Luthertum in der ersten Entwickelung quellenmässig dargestellt.** I. Bd. Mainz 1904, Kirchheim. 860 S.

Viel ehrliches und viel voreingenommenes Denken und Forschen ist seit Jahrhunderten aufgewendet worden, um Luthers Wesen, Wollen und Wirken in festumrissenem und bis ins kleinste schattiertem Bilde vorzustellen. Da kommt nun ein Gelehrter von anerkanntem Rufe, ausgerüstet mit den Kenntnissen eindringendster und ausgebreitetster Quellenforschung und nimmt unter unbarmherziger Kritik, mit einer von Entrüstung bebenden Hand das alte Bild von seinem Piedestal. Er baut neue Fundamente und ein anderes wesentlich verändertes Bild läßt er vor uns erstehen. Ob es nun das wahre, end-

Digitized by Google

gültig richtige ist? Es ist in diesen Blättern nicht möglich, auch nicht angängig, die neuen vielseitigen Ergebnisse des Buches auch nur zu skizzieren. Zweifellos stellt dasselbe die wichtigsten Dinge in ein neues Licht, so daß niemand, der über Luther mitsprechen will, an dem Buche vorübergehen darf; wer sich insbesonders über die Zeit- und Religionsverhältnisse vor Luther unterrichten will, findet durch Denifle auch über Janssen hinaus wertvolle Belehrungen. Die Annahme des Gesamtresultates wird freilich durch zwei Bedenken erschwert: Hat Denifle das Positive, Gestaltende, Luthers nicht doch zu wenig herausgearbeitet? Durfte er die Seelenzustände Luthers ganz allein an dem christlich-kirchlichen Ideal messen, das zwar damals, wie heute, prinzipiell feststand, aber doch zu Luthers Zeit vielfach wenig verwirklicht war. Hätte dieser tatsächliche Mangel als Erklärungs- und Milderungsgrund nicht mehr betont werden müssen? Manche werden sich auch an der so unerschrockenen und unerbittlichen Hereinziehung des sexuellen Momentes stoßen. Diejenigen, welche, in naher Beziehung zu den Schöpfungen der heutigen Kunst und Afterkunst stehend, die Bedeutung dieses Faktors nach den verschiedensten Richtungen kennen gelernt haben, wird seine Verwendung zur Erklärung religiöser Irrungen nicht überraschen. Man könnte wohl die Geschichte der gesamten Häresieen unter diesem Gesichtspunkte schreiben.

Donauwörth. Dr. Thalhofer.

Messer, Max, **Die moderne Seele.** Dritte Auflage. Leipzig 1903, Hermann Seemann Nachf. 134 S. Mk. 2.—.

Neben manchen ansprechenden und tiefgründenden Ausführungen findet man in diesen Essays die ganze Unklarheit, Blasiertheit und alle die Velleitäten der „modernen Seele" wieder. Etwas Christentum, etwas Schopenhauer, etwas Darwin, etwas Nietzsche, etwas Tolstoi und noch einige andere Ingredienzien vereinen sich zu einem merkwürdigen Brei. Höchst eigenartig berühren besonders die Kapitel „Die Unbewußten" — das sind nämlich die Frauen im Gegensatz zu den „Bewußten", den Männern —, und „Christlicher Pantheismus" und „Das Wesen des Christentums". Das „Wesen des Buddhismus" hätte als Aufschrift letztgenannten Kapitels besser gepaßt. Daß das Buch in dritter Auflage erscheinen konnte, ist auch ein Zeichen der Zeit.

München. Dr. Lohr.

Liebich, Constantin, **Obdachlos.** Bilder aus dem sozialen und sittlichen Elend der Arbeitslosen. 2. Auflage. Berlin, Wiegandt & Grieben. XVI u. 269 S. 8°.

Die vorliegenden „Bilder" veranschaulichen das Leben der Handwerksburschen und Arbeitslosen in der Provinz wie in der Reichshauptstadt. Wilhelm Rundstab, einen jungen Böttcher, läßt der Verfasser auf die Wanderung gehen und führt uns mit ihm auf die Landstraßen zu den „Kunden", in die Verpflegsstationen, die Pennen, die Herbergen, die Wärmehallen, die Asyle, die Volkscafés in Berlin, die Verbrecherkneipen, die Gefängnisse und Arbeiterkolonien. Das Buch, dem Professor A. Wagner eine Empfehlung vorangestellt hat, ist ruhig und mit warmer Anteilnahme am Lose der Proletarier und Obdachlosen geschrieben.

München. L. v. Roth.

Herausgeberin: Deutsche Literatur-Gesellschaft in München. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Anton Lohr in München; für den lyrischen Teil: Carl Conte Scapinelli, München. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

5. Jahrgang 1. Juni 1904 Heft 9

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten.

In Bruch und Knick.

Detlev von Liliencron zum 60. Geburtstage

von Laurenz Kiesgen in Köln.

Holstein ist das Heimatland der tiefinnerlichen Poeten Theodor Storm und Detlev von Liliencron. Die einsame, herbe Natur dieser Gegend ist der Hintergrund ihrer Dichtung. „Meine Aussicht — Liliencron befindet sich in „Poggfred", seinem Jagdhäuschen — sind Felder, von Knicks eingerahmt, Wiesen mit weidendem Vieh; eine Aue fließt munter an meinem Tuskulum vorüber: das ist alles. Ganz in der Ferne Wälder. Auf eine Stunde ringsum keine Menschenseele." Herb und karg geizt selbst der Lenz mit seinen Gaben: „Wir sind im Mai, aber nirgendwo ist eine Spur des Wonnemonats zu bemerken. Die Luft ist kalt. Die Bäume stehen kahl. Die Buchenblätter, gerollt wie Papillons, wagen sich nicht heraus. Unbarmherzig würgt der Nachtfrost in Feld und Garten. — Eine zu früh ins Feld gelassene Kuh brüllt vor Kälte, aus Sehnsucht nach dem warmen Stall." In diesen beiden dem „Mäcen" entnommenen Stellen gibt Liliencron ein paar treffliche Lichter für die Reize seiner Heimat. Nun ist es eine öfter wiederkehrende Beobachtung, daß Poeten in reizloser, ärmlicher Gegend zu starker, tief und charakteristisch wirkender Naturschilderung gelangen, und Liliencron ist ein neuer Beweis hierfür.

Seit den Tagen der Annette von Droste-Hülshoff war eine solch charakteristische, mit treffend beobachteter Kleinmalerei in sicherem Ausdruck gipfelnde

Digitized by Google

Naturauffassung auf dem Felde lyrischer Poesie nicht mehr dagewesen. Als vor zwanzig Jahren (1883) Liliencrons „Adjutantenritte" erschienen, war kein anderer als Theodor Storm der erste, der auf diese frischquellende Kunst aufmerksam machte. Sie zeigte sich sofort als abgerundet und reif; denn ein Mann hatte sie geschrieben. „Erst in der Mitte meiner dreißiger Jahre schrieb ich, durch einen Zufall veranlaßt, mein erstes Gedicht." Geboren ist Liliencron zu Kiel am 3. Juni 1844.

Kein Poet ist dem papierenen Literatentum so abhold als dieser. Ein frohes, gesundes „Naturburschentum", das man ihm schon verschiedentlich aufgemutzt hat, ist in Wahrheit die Grundlage seiner Empfindung. Über ihn hinterm Schreibtisch fein abgezirkelte Betrachtungen anzustellen, ist nicht gut möglich; im lenzgrünen Park, auf der sonnenschimmernden Heide, im Sturzwind der Meeresküste, oder auch beim tollen Lärm des Jahrmarktes und im Donnergeprassel der Kugelsaat, überall da wird man ihm gerechter, als am Schreibtisch. Eine salonästhetische Würdigung liegt dem Manne nicht.

Treffend kennzeichnet A. Bartels das lyrische Erbe, über das Liliencron hinauswuchs: „Was war alles im besonderen auf dem Gebiete der Lyrik vorübergegangen, ehe Liliencron auftrat! Nach Eichendorff und Heine, nach Lenau und der Droste, nach Mörike und Hebbel, nach Keller und Storm schien ursprüngliche deutsche Lyrik kaum noch möglich und Geibel und seine Nachfolger hatten bereits die gleichgeschliffene, gleichgefärbte poetische Stubenkultur gebracht. Und doch kam Liliencron, an Talent dem größten der Genannten zwar nicht vergleichbar, aber ein Hintersasse aus den Wäldern, ein lebendiges Zeugnis für die zähe Verjüngungskraft unserer Nation." In den Sturm und Drang der „Revolution der Literatur" trat er als markante, geschlossene Persönlichkeit, ein wahrer Dichter und Künstler. Sein Hauptverdienst war, daß er das Konventionelle überwand, das den lyrischen Ausdruck wie ein geschwätziges Wasser zu überschwemmen drohte. Er brachte den rechten Realismus, dessen Definition damals die Gemüter mehr als nötig erregte; nach einem passenden Worte Bierbaums hatte er den „Mut und die Kraft, Erlebtes zu schöner Anschauung zu bringen".

Wo greift man Liliencron an, um die Reichhaltigkeit seiner Empfindungsskala auch nur annähernd zum Bewußtsein zu bringen? Heimatdichter in glutvoller Liebe, Edelmann mit starker Betonung feudaler Allüren, dann wieder lustiger Trinker am Lebensbecher oder tapfer auf den Feind gehender Soldat, oft ein Jäger oder stolz auf der freien Scholle protzender Bauer, alles das ist er und noch viel mehr. Ein paar Proben mögen zeigen, wie er in alles seinen prägnanten Stil und seine künstlerische Individualität hineinträgt:

Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte
Die Erika das rote Band.
Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte,
Sei mir gegrüßt, du stilles Land.

Digitized by Google

Aus der reichen Fülle Liliencronscher Naturlyrik ist dieser Vierzeiler nur ein, freilich köstliches, Beispiel. Als Grandseigneur gibt er sich in der vielzitierten Zeile „Viere lang — Zum Empfang, — Vorne Jean, — Elegant!“; noch besser in „Ich liebe Dich“.

Vier adlige Rosse
Voran unserm Wagen.
Wir wohnen im Schlosse
In stolzem Behagen.
Die Frühlichterwellen
Und nächtens der Blitz,
Was all' sie erhellen,
Ist unser Besitz.

Hier denkt so leicht keiner daran, daß es dem guten Baron zeitweilig arg knapp gegangen; ein Gnadengehalt Sr. Majestät des deutschen Kaisers hat ja jüngst eingegriffen. Wohl aber kennt Liliencron die Sorge:

Der Hungertod im Schnee auf Heiden ist
Ein lustig Schwelgerfest in Hochgenüssen,
Viel klaftertief im Sarg erwachen ist
Ein fröhlich Augenauf zu Glücksergüssen,
Der ewigen Verdammnis Schrecken ist
Ein Rosengarten unter Frühlingsküssen,
Denk' ich der Schmach, wie grauenhaft es ist,
Täglich mit Pfennigsorgen kämpfen müssen.

Wir haben hier gleichzeitig das Beispiel einer Siziliane, in welcher Strophe der Dichter kostbare Aussprüche seiner Laune neben tiefen Beobachtungen knapp umrissen niedergelegt hat.

Ein sehr großer Teil Liliencronscher Dichtung ist der einfachen Lebens- und Sinnenfreude bei Becher und Mädel gewidmet. Da scheint er so richtig in seinem Element zu sein, und es gelingen ihm Weisen, die an die Lieder der französischen Chansonniers erinnern. Sehr bekannt ist sein „Bruder Liederlich“.

Verdammt, es blieb mir ein Mädchen hängen,
Halli!
Ich kann sie mir nicht aus dem Herzen zwängen,
Hallo!

Der leichtfertige Ton hilft ihm nicht über die Gedanken an den Abschied:

Und als ich zum Abschied die Hand gab der Kleinen,
Halli!
Da fing sie bitterlich an zu weinen
Hallo!
Was denk ich just heut ohne Unterlaß,
Daß ich ihr so rasch gab den Reisepaß . . .
Wein her, zum Henker, und da liegt Trumpf-Aß!
Halli und Hallo!

Digitized by Google

Daß neben diesen lustig-freien Tönen solche von echt deutscher Wärme und Innigkeit liegen, bedarf ja bloß eines Hinweises und ist selbstverständlich. Man hat die Freude an Wein und Liebe, die sich in manchen Versen allzu derb und persönlich gefärbt zeigt, namentlich dem alternden Dichter zum Vorwurf gemacht, und ich meine, mit Recht. Mit Recht insofern, als seine Natürlichkeit auf diesem Gebiete der Virtuosität wich. Mag man mit Bartels annehmen, daß ein stark romantischer Hang Liliencron zu phantasiestarken Schilderungen niegehabter Erlebnisse veranlaßt, oft eigens niedergeschrieben, um die Prüden und Heuchler zu ärgern, das Noblesse oblige wird auch in der Dichtung nicht ungestraft vergessen, und man muß J. E. Freiherrn von Grotthuß zustimmen: „Der echte Humorist erzählt mit ernstem Gesicht, — die andern lachen. Bei Liliencron ist es manchmal umgekehrt. Er selbst lacht, und die Zuhörer verharren in peinlichem, frostig-ernstem Schweigen. Burschikose Lustigkeit ist noch lange kein Humor. Die Nonchalance wirkt nur dann anmutig, wenn man sich ihrer nicht befleißigt. Und zuviel Nonchalance ist überhaupt vom Übel. Sie wird als Mangel an Takt empfunden." In diesem Zusammenhange versteht man auch sehr wohl P. Ansgar Pöllmanns Stoßseufzer:

Liliencron,
Daß es dir doch dein Herz geböte,
Dann wäre deiner Harfe Ton
So ewig, wie des unsterblichen Goethe.

Ein schönes Beispiel von der knappen, straff zusammenstreichenden Darstellungskunst Liliencrons gibt z. B. die „Kleine Ballade".

Hoch weht mein Busch, hell klirrt mein Schild
Im Wolkenbruch der Feindesklingen,
Die malen kein Madonnenbild
Und tönen nicht wie Harfensingen.

Und in den Staub der letzte Schelm,
Der mich vom Sattel wollte stechen!
Ich schlug ihm Feuer in den Helm
Und sah ihn tot zusammenbrechen.

Ihr wolltet stören meinen Herd?
Ich zeigte euch die Mannessehne.
Und lachend trockne ich mein Schwert
An meines Rosses schwarzer Mähne.

Von dieser prächtigen kleinen Ballade zu den vielen großen ist nur ein Schritt. Strachwitz, auch Annette Droste, haben keine besseren gemacht. „Cincinnatus" und „Pidder Lüng" sind längst in das Repertoire der Rezitatoren übergegangen, und viele andere wärens ebenfalls wert.

Es ist noch ein Wort über die Weltanschauung Liliencrons zu sagen. Wie stellt er sich zum Christentum? Will man einer Stelle im „Mäcen" folgen,

Digitized by Google

so kann man eine gewisse Feindseligkeit dagegen herauslesen: „Die christliche Religion hat uns die Kultur und tausend andre Segnungen gebracht. Wir liegen dankbar auf den Knieen vor ihrem herrlichen, erhabenen Richter. Aber das Christentum tritt todfeindlich der Natur gegenüber: alle geschlechtlichen, also die unabweisbarsten, unabwendbarsten, despotischsten Neigungen faßt sie und möchte sie ausrotten." Über die Schiefheit dieser Urteile wollen wir hier kein Wort verlieren. Es scheint auch dem „Mäcen", der diese Worte seinem Notizbuch neben vielen sonstigen Wunderlichkeiten einverleibte, hiermit nicht recht ernst zu sein. Dagegen findet der Dichter in mancher ernsten Dichtung wahrhaft herzliche Töne christlichen Empfindens. So in „Pietà", wo er Maria in ungeheurem Gram die Tragödie von Golgatha erwägen läßt, oder im „Turmbläser", der mit weißem würdigen Bart aus seiner Höhe den Choral bläst, und der ihn auf den Gedanken bringt:

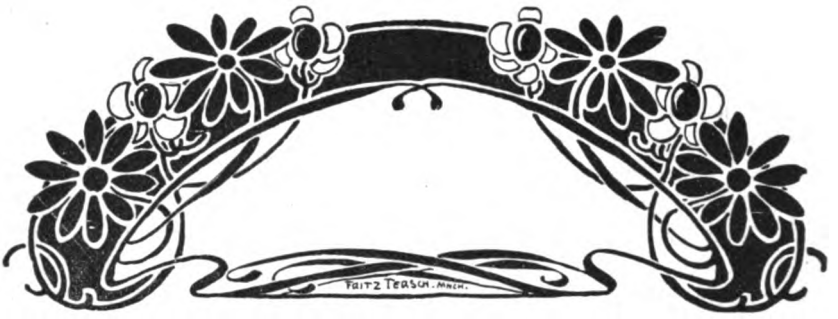
Ist das der letzte Christ, der oben steht,
Der jetzt, unangefochten von der Sünde,
In Glaubenstiefe seinem frommen Herzen
Die Warnung mild und ernst entströmen läßt?
Ein letzter Mahnruf: Kommt, o kommt zu mir,
Eh euch ein furchtbares Ereignis alle,
Euch alle in den Schlund der Hölle zieht!

Es wird natürlich keinem einfallen, Liliencron als einen religiösen Dichter in des Wortes enger Bedeutung proklamieren zu wollen; aber es kann nicht schaden, auch auf diese Seite seiner Poesie aufmerksam zu machen.

Über Liliencrons Epik, seine Prosa und seine Dramen möchte ich nichts weiter sagen. Seine Kriegsnovellen, die in ehrlicher Darstellung auch die Scheußlichkeiten dieser Geißel der Menschheit darstellen, sind wohl am bekanntesten. Auch in der Prosa ist Liliencron er selbst, prägnant, wahr, persönlich. Die gesammelten Schriften erscheinen eben bei Schuster & Löffler in Berlin in einer Jubiläumsausgabe.

Nun feiert der Dichter seinen 60. Geburtstag. Alldeutschlands Blätterwald wird vernehmlich rauschen. Man wird ihn vielleicht überschätzen und mit Lob ersticken. Ob aber auch alle einsehen, daß alle in der gegenwärtigen Generation von ihm gelernt haben? Es ist zu hoffen. Jedenfalls wollen wir uns freuen, daß er noch unter den Lebenden weilt, auch noch heute, in der fröhlich blühenden Lyrik, Deutschlands bedeutendster lebender Dichter.

Digitized by Google



Nordische Poeten und Bücher.

Von Dr. Johann Ranftl in Graz.

II.

B. Björnsons „Auf Gottes Wegen". — Knut Hamsuns „Victoria". — G. af Geijerstams „Nils Tufvesson und seine Mutter".

Seit ungefähr fünfzehn Jahren glaubt man in unserem abendländischen Geistesleben eine gesteigerte Sehnsucht nach Religion und Mystik, ein lebhafteres Wirken des „metaphysischen Bedürfnisses" wahrzunehmen, eine Umkehr vom kalten Wissen zur gemütswarmen Empfindung des Göttlichen. Es herrschen bei einzelnen Schriftstellern des Nordens und in Frankreich Stimmungen, die jenen nicht unähnlich sind, die sich vor hundert Jahren im Schoße der romantischen Schule regten, als man aus den öden, flachen Steppen des Rationalismus in die bunten Gefilde alter Zeiten zurückbegehrte. Heute, wie damals, ist es bei den einen bloß poetisches Heimweh, bei den anderen tieferes, ernstes, religiöses Herzensverlangen. Für Menschen von Geist und Bildung wird es wieder Herzenssache, sich mit den Problemen von Christus und Kirche irgendwie auseinanderzusetzen, und die Zeit scheint nahe zu sein, wo man den oberflächlichen Atheismus, der vor zwei Jahrzehnten als Eichstempel wahrer Bildung galt, den schwätzenden Handelsreisenden überläßt. In den nordischen Ländern beschäftigt die Diskussion religiöser Fragen die Geister noch lebhafter als bei uns. Wohl unter dem Eindruck dieser neuerwachten Anteilnahme an religiösen Dingen zieht man jetzt Björnsons ziemlich alten Roman „Auf Gottes Wegen"[1]) wieder unter der Bank hervor. Umsomehr, als gerade der erste Teil des Dramas „Über unsere Kraft" mit seiner phantastischen Religionsphilosophie und seinen Kunst vor 2 Jahren alle religiös interessierten Menschen Deutschlands in eine Erregung brachte, die sich bis heute noch nicht ganz gelegt hat. Der Dorf- und Fischernovellendichter Björnson hat bei allen deutschen Liebhabern norwegischer Literatur längst einen mächtigen Stein im Brett.

[1]) Übersetzt von Cläre Greverus Mjöen. München 1903, Alb. Langen. 433 S. Mk. 3.60 [4.80].

Digitized by Google

Auch G. Brandes hat dessen Ruhm in Deutschland verkündet. Übersetzungen kleiner Prosaskizzen und Erzählungen sind uns aus Zeitschriften geläufig. Björnson ist so neben Ibsen für uns der angesehenste Vertreter des norwegischen Geisteslebens. Wir sind daher begierig zu erfahren, was der politische und religiöse Prediger aus dem Norden uns über die religiösen Fragen der Gegenwart zu sagen hat. Björnson verschweigt übrigens nichts, was auf seiner Seele liegt. In Reden, Broschüren, Artikeln und poetischen Büchern verkündigt er zu Hause seine Anschauungen. Über soziale Fragen äußerte er sich in „Ein Fallissement" und „Ein Redakteur", seine politischen Ideen verrät „Der König", Fragen der öffentlichen Moral behandelt „Leonarda". Religiöse und soziale Gedanken beherrschen das weitläufige Stück „Über unsere Kraft".

Björnson ist ein Pfarrersohn. Seine Jugend war daher naturgemäß von religiösem Empfinden beherrscht. „Der Inhalt der von ihm verkündeten Religiosität war ursprünglich der der Rechtgläubigkeit." (Brandes.) Sein Weg führte dann den Dichter über Gruntvig und Kirkegaard zum modernen, freireligiösen, dogmenlosen Glauben. Und dieser dogmenfreie Glaube ist es, den er in unserem neuübersetzten Romane durch seinen Pastor Ole Tuft verkünden läßt und den er eine „Religion des Lebens" nennt. „Und nie mehr von diesem Tage an werde ich Gott oder Gottes Willen zuerst in einer Formel, in einem Sakrament, oder in irgend einem Buch suchen, oder in irgend einer Bibelstelle, als wäre er vor allem dort; nein, er ist vor allem im Leben, — dem Leben, das der Tiefe der Todesangst abgerungen ist, im Sieg des Lichts, in der Inbrunst der Liebe, in der Gemeinschaft der Lebenden. Gottes vornehmste Rede zu uns ist das Leben, unsere höchste Gottesverehrung die Liebe zu den Lebenden .... Niemals wieder sollen mir die Worte das vornehmste sein, ebenso wenig die Zeichen; nein, die ewige Offenbarung des Lebens ist das größte. Niemals wieder will ich in einer Lehre festfrieren, die Lebenswärme soll meinen Willen lösen. Niemals wieder will ich Menschen nach Dogmen und nach der Gerechtigkeit vergangener Zeiten beurteilen, ohne den Maßstab der Liebe unserer eigenen Zeit. Niemals, so wahr ein Gott lebt! Und das, weil ich an ihn glaube, den Gott des Lebens, weil ich glaube an seine unabläßige Offenbarung im Leben!" So predigt Pastor Tuft-Björnson. Ziemlich dasselbe, was Brandes in seiner Prosa, was Jakobsen und die Jungdänen in ihrer Poesie, schon ein Jahrzehnt vor Björnson verfechten. Letzterer blieb von den Dänen kaum unberührt.

Die Schicksale zweier verschwägerter Menschenpaare, eines orthodoxen Pastors und seiner Frau, eines atheistischen Arztes und seiner Frau, bilden den Inhalt des Buches „Auf Gottes Wegen". Erbitterte Meinungskämpfe und Mißverständnisse bringen Ragni, dem zarten, anmutigen jungen Weibe des Arztes den Tod. Die drei anderen versöhnen sich unter dem Fittich der „Religion des Lebens". Eine religiöse Umwandlung vollzieht sich eigentlich nur in der Seele des Pastors. Als kleiner Junge wollte er voll heiligen Eifers Missionär bei den Wilden werden. Bald versucht er es doch lieber als behaglicher Pastor zu

Digitized by Google

Hause. Er nimmt auch Anläufe zu einem energischeren Christentum, wie es Pfarrer Sang in „Über unsere Kraft“ übt. Dieses Hochstreben gelingt ihm nicht. Schon als Theologiestudierender war er ein unglücklicher Apologet, als Pfarrer kuriert er durch ungeschickte Zusprüche einen armen Kranken zu Tode und als gar sein Kind durch die Operation des atheistischen Arztes gerettet wird, besteigt er die Kanzel und predigt das Evangelium des „Lebens“ im angedeuteten Sinne. Aus den Momenten, die Björnson ausführlich gestaltet, wird uns die Glaubensänderung des Pfarrers nicht recht klar. Wir müssen an seine Umwandlung glauben, wir sehen und fühlen sie nicht.

Überdies ist der Konflikt zwischen Glauben und Unglauben gar nicht einmal das tiefere Thema des Buches; derselbe geht nur so nebenher. Weit ernster ist der Kampf, der aus leidenschaftlicher Geschwisterliebe entsteht, und das Motiv der ungerechten Verleumdung durchgeführt, durch welche die arme holde Ragni zu Tode gequält wird.

In der Charakteristik der Hauptpersonen zeigt Björnson sein bekanntes großes künstlerisches Geschick. Hat er in Ole Tuft einen sehr lebendigen orthodoxen Pastor im Kampfe mit seinen Lebenserfahrungen hingestellt, so ist dessen Frau von noch größerer Anschaulichkeit. Die Religion hat freilich über sie nie recht Macht gewonnen. Ihrem natürlichen Zug und Wesen folgend, übt sie Nächstenliebe und Güte, lebt sie mit klarem Gefühle ein praktisches Christentum. Alles Übernatürliche, „Märchenhafte“ der Bibel weist sie zurück. Ihr Schicksal erwächst aus ihrer Liebe zum Bruder und insofern spielt sie im religiösen Romane keine wesentliche Rolle. Ihr Bruder, der Arzt, den das Religiöse von Jugend auf kalt ließ, der als Student fertiger Atheist war, ist an sich gleichfalls wohl gelungen, nur nützt er für das religiöse Thema ebenfalls wenig. Der Zauber und Sonnenschein des Buches ist Ragni. Sie ist ganz zarte weibliche Liebe, ganz Schönheit und Naturfreude, ihr Leben ist sanfte, leise Musik. So geht sie in stiller Anmut an ihrem Mann vorüber. Sie ist nur da, sie lebt und liebt nur. Bloß beiläufig erfahren wir, daß sie ungläubig ist. Sie erscheint wie ein fremdes, schönes Fabelwesen. Daß sie einen kranken Mann verläßt und einen anderen heiratet, dünkt sie nicht im geringsten ein Unrecht.

Dort, wo Björnson nicht doziert und spitzfindige Kasuistik treibt wie beim sterbenden Andersen, zeigt sich seine Poesie gleich in frischer Schönheit, ob er Edvards verzweiflungsvollen Weg schildert oder die Stimmung des schneedurchwirbelten Winterabends oder das unheimliche ängstliche Weilen, das während der Operation über dem Pfarrhause drückend liegt. Letztere Szene erinnert uns heute an die Künste Maeterlincks. In der Ausmalung solcher Szenen und in der psychologischen Entwicklung der Charaktere verschafft sich der Dichter sein Recht und läßt den Problemgrübler beiseite stehen. Ein einheitlicher Eindruck des Buches ist dabei allerdings nicht möglich. Der Titel erweckt schon falsche Erwartungen. Gegen das Dogma und für die Dogmenlosigkeit wird im Romane nichts bewiesen. Die anderen großen religiösen Fragen der Gegenwart kommen

Digitized by Google

überhaupt nicht zur Sprache. Am Schlusse wird ein äußerliches fabula docet angehängt: „Wo gute Menschen gehen, da sind Gottes Wege!"

Alles in allem: Björnsons Buch ist, abgesehen von den wirklich poesievollen Dingen, die es enthält, noch immer in zweifacher Richtung interessant. Einmal als Tendenzschrift für eine dogmenlose Religion des „Lebens" und daneben ist es typisch für Björnsons Schaffen in den letzten Jahrzehnten. Der Dichter anerkennt nämlich jetzt keine andere Poesie mehr als jene, die der Brandesschen Forderung gemäß Probleme zur Debatte stellt. 1896 schrieb er selbst in der „Zukunft" diese Worte: „Die norwegische Literatur bekennt in ihren Werken, daß sie einen Teil und zwar den größten Teil der gemeinsamen Verantwortlichkeit übernehmen will; daß ein Buch, das nicht wegräumt oder baut, so daß es unser Können oder unsere Kraft vermehrt, uns für die schwere Kunst der Lebensführung ermutigt und uns dadurch das Leben erleichtert, ein *schlechtes* Buch bleibt — und wäre seine technische Kunst auch noch so groß." —

Wie Björnson, so lieben ziemlich alle norwegischen Dichter leidenschaftlich ihre Landschaft. Bei ihm wie bei den übrigen finden wir daher in den Dichtungen einen höchst lebhaften Natursinn. In „Über unsere Kraft" wird genau auf die Stimmung, welche Sommerluft und Fliederduft erwecken, geachtet. Der Schlußakt des 2. Teiles ist mit Absicht eine Parkszene und Frau Klara Sang spricht nur des Dichters eigenes Empfinden aus, wenn sie das Außergewöhnliche der nordischen Natur mit dem Seltsamen und Mystischen des menschlichen Seelenlebens daselbst in Zusammenhang bringt. Die Natur geht dort, wie Klara sagt, über ihre gewöhnlichen Grenzen hinaus. Den ganzen Winter ist Nacht, die Farben und Strahlen des Nordlichtes geben eine wilde Zeichnung, eine ewig wechselnde Unruhe. Im Sommer steht die Sonne wieder Tag und Nacht über dem Horizonte und erscheint des Nachts im Seenebel drei und viermal so groß. Millionen von Zugvögeln schweben über phantastische Felsberge hin. Bergstürze mit ihren Schrecknissen, Stürme und Nächte voll geisterhaften Grauens. Es kommt aber auch der warme Sommer voll sprossenden Lebens, voll träumerischer Sehnsucht. Überall in der norwegischen Dichtung begegnen uns Gestalten, die mit dieser Natur gleichsam verschwistert sind und mit ihr verständnisinnige Zwiesprache halten. Dieser Naturzauber webt in den Poesien Ibsens, Kiellands, Arne Garborgs usw. Ein typischer Vertreter der norwegischen dichterischen Träumer ist *Knut Hamsun*, der in Deutschland, wenn ich mich recht entsinne, zuerst durch sein hartes Lebensschicksal und durch seinen Roman „Hunger", der Selbsterlebtes schildert, Eindruck gemacht hat. Da das schriftstellerische Metier seinen Mann nicht nährte, so mußte sich Hamsun lange Jahre hindurch mit körperlicher Arbeit seinen Lebensunterhalt verdienen. Er war Holzhauer und Löscharbeiter im Hafen von Christiania, er arbeitete drei Jahre lang als Kabljaufänger auf den Bänken von Neufundland, er war Gärtner und sogar Schlafwagenkondukteur in Amerika. Die Ersparnisse dieser Arbeitsjahre reichten aber nicht hin, um ihm eine Existenz zu schaffen. Erst, als vor etwa 5 Jahren

Digitized by Google

Björnson in Norwegen und gleichzeitig der „Simplizissimus“ in Deutschland eine Sammlung für den unglücklichen Lebensstreiter veranstalteten und das Interesse für dessen Persönlichkeit weckten, besserte sich sein Los.

Der Roman „Victoria. Geschichte einer Liebe“[1]), der uns hier beschäftigt, gehört zu Hamsuns reifen und eigentümlichen Werken. Die Menschen seiner Dichtungen sind zumeist Trieb- und Elementarwesen, ähnlich manchen Shakespere'schen Charakteren. Sie werden von ihren Leidenschaften wie von einer unwiderstehlichen Naturgewalt heute dahin morgen dorthin getragen. Problematische Naturen sind es, rätselhaft, mit genialen Allüren, in stetem Konflikt mit der bürgerlichen Gesellschaft. Den nämlichen Typus, der in den Romanen „Mysterien“ und „Pan“ auffällt, finden wir auch in „Victoria“. Hier stehen die Irrgänge und Kämpfe der Liebesleidenschaft im Mittelpunkte der poetischen Betrachtung. Hier ist die Liebe die allgewaltige Naturmacht. „Ja, was war die Liebe? Ein Wind, der in den Rosen säuselt, nein, ein gelbes Irrlicht im Blut. Die Liebe war eine höllenheiße Musik, die selbst die Herzen von Greisen tanzen macht. Sie war wie das Maßliebchen, das sich beim Nahen der Nacht weit öffnet und sie war wie die Anemone, die sich vor einem Hauch schließt und bei der Berührung stirbt . . . .“ Solche betrachtende Intermezzi schaltet Hamsun gerne in die Erzählung ein. In dieser selbst zeigt sich an den Erlebnissen des Helden und der Nebenfiguren, was die Reflexionen allgemein aussprechen.

Johannes, der Müllersohn und berühmte Dichter, liebt Victoria, die Tochter des benachbarten Schloßherrn und er wird von ihr wieder geliebt, tief, heiß und einzig. Zuerst wird Johannes von Victoria aus äußerlichen Rücksichten zurückgestoßen. Nachdem aber ihr Bräutigam auf der Jagd verunglückt, wirbt sie um Johannes. Dieser hat sich jedoch unterdessen verlobt. Seine Braut Camilla wird ihm untreu. Von der sterbenden Victoria erhält er einen langen Brief, in welchem sie ihm ihre letzten Liebesbeteuerungen ausspricht. Ein alter Hauslehrer parodiert gleichsam mit seinen Erlebnissen das Schicksal des Helden. Da dieser ein Dichter ist, so ergeben sich Gelegenheiten, in erregten Phantasien und durch Zitate aus seinen Büchern seinen Charakter zu erklären. Die dichterischen Phantasien bereiten das kommende Erlebnis andeutend vor und diesen Dichterworten kann Hamsun berechtigterweise den Odem heißer Leidenschaft einhauchen. Mit Meisterschaft sind Szenen wie die Kinderfahrt, die Verlobungstafel mit ihren psychologischen Verwegenheiten, der Selbstmord des alten Schloßherrn und auch Victorias letzter Brief komponiert. Der Roman hat auch ein festes Gerippe, eine fortschreitende Handlung. Die Hauptpersonen und selbst Nebenfiguren, wie der Hauslehrer, sind anschaulich und plastisch herausgeformt. Nicht überzeugend wirkt für mich das hypernaive Untreuegeständnis Camillas. Die halblyrischen Stimmungsmalereien tragen sehr dazu bei, eine elegische, wehmütige Schönheit über Johannes und Victoria und ihr Schicksal auszubreiten.

[1]) Übersetzt von Mathilde Mann. München 1904, Alb. Langen. 162 S. Mk. 3.60 [4.80].

Digitized by Google

In seiner Auffassung von Welt und Leben steht Knut Hamsun ziemlich auf demselben Boden wie Jakobsen. In mystischen, pantheistischen Phantasienebeln erscheint das Dasein poetisch verschleiert. Von den kleineren Werken Hamsuns verdient der Novellenband „Die Königin von Saba" Erwähnung. Eine heftige Literatursatire gegen die junge norwegische Dichtergeneration ist der Roman „Neue Erde". —

Es gibt eine Gruppe nordischer Dichter, deren Genius häufig mit traurigem Antlitz und dunklen Schwingen erscheint. Die Werke, die in den letzten Jahren V. v. Heidenstam, Hallström, Geijerstam erscheinen ließen, erzählten düstere, wenigstens wehmütige Geschichten vom Leiden und vom Tode. „Es schwärmen immer abwärts die Gedanken" könnte das Motto für diese Bücher vom Tode heißen. Und gar das neueste von Geijerstam „Nils Tufvesson und seine Mutter"[1]), welches neben Selma Lagerlöfs „Jerusalem" die bedeutendste Erscheinung in der schwedischen Literatur des vergangenen Jahres ist. Es ist ein Buch voll dunkeln unheimlichen Schauers. Schon der Umstand, daß der Dichter eine eigene Vorrede vorausschickt, in der er sich halb und halb entschuldigt, eine so grauenvolle Geschichte zu erzählen, und durch die er den Leser in die rechte Stimmung versetzen möchte, ist bezeichnend. „Diese Geschichte paßt in die Winterdämmerung, wenn die Glut im Herd sachte niederbrennt. Da sitzen wir vor dem Feuer und träumen, wie unser eigenes Leben niederbrennt gleich jenem. Da geschieht es auch, daß wir Nordländer — mit unserem schweren Sinn und hitzigen Blut — schaudernd die Spukgestalten des Lebens an unserem innern Auge vorüberziehen lassen. Da müßte diese Geschichte erzählt werden."

Unheimlich und finster genug ist fürwahr das Motiv, das aus den dunkelsten sündigen Tiefen menschlichen Wesens heraufgeholt wird, die Geschichte, wie Inga Persdotter, die böse Mutter, ihren eigenen Sohn verführt und ihn zwingt, sein Weib zu morden und wie dann beide der menschlichen Gerechtigkeit verfallen. Damit ist auch der Verlauf der Handlung beschrieben. Solche pathologische Motive sind nicht so neu als ein Gegner des modernen Naturalismus meinen könnte. Ich erinnere nur an die Ödipus- und Phädradichtungen des Altertums, an die Gregoriuslegende des Mittelalters. Nicht der Stoff an sich ist es, was man billigen oder verwerfen muß, sondern alles kommt auf die Behandlung desselben an. Die fühlbar waltende Nemesis, die sichtbar führende Hand der Vorsehung, trat in jenen alten Dichtungen so mächtig in den Vordergrund, daß das Häßliche am Motiv zurückgedrängt ward. Die feine, zarte Kunst der Verse, die Form also, mildert das krankhafte Motiv in Kleists „Penthesilea". Auch Geijerstam ist es im ganzen gelungen, uns durch die Mittel seiner Kunst über das Häßliche fast immer hinwegzutragen. An ein paar Stellen kommt nach meinem Gefühl das inzestuose Motiv zu kraß hervor. Sonst hat der Dichter mit richtigem Gefühl darnach gestrebt, nicht das Rohe

[1]) Übersetzt von Gertrud Ingeborg Klett. Berlin 1904, S. Fischer. 331 S. Mk. 4.20 [5.40].

Digitized by Google

und Äußerliche, sondern vielmehr die unheimlichen seelischen Reflexe, die aus dem wüsten Untergrunde entstehen, zu schildern, gleichsam das Wetterleuchten des Gewitters nur, das unter dem Horizonte steht. Der Dichter, der in seinem vielgelesenen, wehmütigschönen „Buche vom Brüderchen" im feierlich lieblichen Ton von Leiden, Wehmut und Tod gedichtet, weiß hier den tiefen, wilden, grollenden Ton mit ebenso einfacher schlichter Kunst zu treffen wie dort.

„Bauernroman" steht noch auf dem Titel. Der Verfasser berichtet selbst in einer der zwei Vorreden des Buches, wie er dazu kam, Bauernerzählungen zu schreiben. Es steht darin zu lesen, wie er einen Sommer lang sich in einer schwedischen Bauernhütte ansiedelte, nach geduldigem Bemühen das Zutrauen der scheuen, verschlossenen, dem fremden gebildeten Manne unzugänglichen Menschen gewann und wie er dann um so lehrreichere Einblicke in das einfache und doch merkwürdige Seelenleben und Alltagstreiben der Landbevölkerung tun durfte. Indem er dann diese lebhaften Eindrücke mit eigenen Stimmungen verschmolz, entstanden seine ersten Bauerngeschichten: „Fattigt Folk", „Der Verbrecher". Er wollte darin Menschen beobachten und darstellen, die Menschen um ihrer selbst willen, ohne Hinblick auf gangbare literarische Theorien. Aus ähnlichen Erinnerungen und Eindrücken heraus entsteht auch die traurige Geschichte von Nils Tufvesson und seiner Mutter, wo überdies noch ein wirklich in Schweden vor zehn Jahren vorgefallener Mordprozeß mit seinen einzelnen Phasen zugrunde liegt.

Auffallen muß es dem deutschen Leser, daß das religiöse Element in Geijerstams Bauerngemütern so gut wie gar keine ernste Rolle spielt. Um so stärker erscheint dagegen die Macht des Aberglaubens.

In der Mutter Inga Persdotter hat der Dichter eine Gestalt von so unheimlicher Dämonie geschaffen, wie sie uns in der heutigen Literatur nicht allzuoft begegnet. Eine Art bäurische Lady Macbeth und Phädra, eine Heidin und Teufelin, die nicht weiß, daß etwas auf der Welt heilig ist, deren Augen erglänzen vor Freude über das, was böse ist und anderen Schaden bringt. Die knappe, lapidare Art, mit der uns der Dichter in diese Seele blicken läßt, ist der Bewunderung wert. Die geradezu beklemmenden Stimmungen, die dem Morde vorangehen und nachfolgen und die gerichtlichen Untersuchungen begleiten, sind von eindringlichster Kraft. Das Grauenhafte und Böse spielt im Buche die Hauptrolle, allein der Dichter unterließ es doch nicht ganz, wenigstens stellenweise auch einen freundlicheren Einschlag einzuweben, seiner eigenen Andeutung gemäß, daß selbst das Abschreckende und Häßliche oft auch etwas menschlich Großes in sich schließe. Es ist z. B. rührend und groß, wie Sohn und Mutter vor Gericht einen Wettkampf der Großmut aufführen, indem sie sich gegenseitig retten möchten. Allein bei allen künstlerischen Vorzügen des Buches wird jeder Leser wünschen, Geijerstam möge nie wieder das kriminalpathologische Gebiet betreten und seine Poesie vielmehr dem zuwenden, was reingestimmte Gemüter ungestört lieben können.

Digitized by Google

Bittres Sterben.

Erzählung von Ad. Jos. Cüppers in Ratingen.

(Schluß.)

Die Schwester hatte sich wieder gesetzt, sie wollte nicht neugierig erscheinen. Aber als sie nach einer Pause den Kranken mit flüchtigem Auge streifte, sah sie, daß er das Bild an seine schmalen Lippen drückte und Tropfen an seinen Wimpern hingen.

Czilewskis Hand sank herab, und das Licht der Lampe fiel auf das Bild. Es stellte eine junge Frau vor mit einem kleinen Mädchen auf dem Schoß.

Gewiß sein Weib und sein Töchterchen! dachte die Schwester.

„Wenn es Ihnen morgen nicht besser geht, dann wollen mir Ihrer Frau schreiben, nicht wahr?“ flüsterte sie.

Der Kranke schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, nicht schreiben!“ bat er. „Nicht wahr, Sie schreiben nicht!“

Und er sah ängstlich auf die Schwester.

„Wenn Sie es nicht wünschen, gewiß nicht,“ antwortete sie freundlich, grübelte aber dabei nach, warum es nicht geschehen sollte, da er doch so elend war. Tot war sie offenbar nicht, es mußte also noch ein Geheimnis darüber schweben, das er nicht gelüftet wissen wollte.

„Haben Sie nur dies eine Kind?“ fragte sie dann, bereute aber die Frage sofort, als sie bemerkte, wie der Mann sie ansah. Brennende Röte flog über ihr Gesicht, und sie senkte beschämt die Stirne mit der weißen Haube.

„Drei,“ antwortete Czilewski, „aber ich habe nur dies eine Bild.“

Er schwieg und schloß die Augen wieder.

Digitized by Google

Ja, er hatte nur dies eine Bild. Es war aufgenommen worden in vergangenen, glücklicheren Tagen, als die Not noch nicht eingezogen war in das enge, niedre Häuschen in dem schmutzigen Dorfe, das dort drüben im Osten an dem weiten Moore lag mit den widerlichen Dünsten.

Noch zwei waren gekommen; aber weder er noch seine Frau hatten daran gedacht, auch diese photographieren zu lassen. Sie hatten andre Sorgen, Sorgen um das tägliche Brot, Sorgen um ihn selbst und seine durch schwere Arbeit und die ungesunde Wohnung zerrüttete Gesundheit, die keinen Groschen übrig ließen für solchen Luxus. Was sollten die bleichen magern Geschöpfe auch auf einem Bilde! Schon drei Jahre war das jüngste jetzt, aber es konnte seine schwachen Füße noch nicht gebrauchen, und aus seinen matten, blauen Augen blickten nur Elend und Siechtum. Es hatte noch nie gelacht.

Schwester Amanda hätte dem Armen, der da in trübem Sinnen lag, so gern etwas Freundliches gesagt, aber sie fand nichts. Auch scheute sie sich, noch irgend eine Frage zu stellen nach seinen persönlichen Verhältnissen, aus Furcht, unbekannte Wunden zu berühren. Aber sein von leisen Seufzern unterbrochenes Schweigen beunruhigte sie, und darum brachte sie ihm wieder Wein an die Lippen.

Er trank und sah sie dankbar an. Dann hob er den Brief, der vor ihm lag, und betrachtete lange die Adresse. Darauf zog er das Schreiben aus dem Umschlag und versuchte zu lesen. Die Schwester schob den Schirm der Lampe etwas zurück, aber die Hand des Kranken, die den Brief hielt, fiel kraftlos auf die Decke.

„Es geht nicht," murmelte er, „Ach"!

„Schwester," sagte er nach einer Pause, „bitte, lesen Sie mir den Brief vor, ich möchte ihn so gern noch einmal hören."

Es klang so hoffnungslos, daß die Schwester tief erschrak. Stand es wirklich so schlimm um ihn?

Hastig nahm sie den Brief und begann mit ihrer weichen, wohlklingenden Stimme halblaut zu lesen.

„Mein lieber Heinrich!"

Der Schwester stieg das Blut ins Gesicht, es wurde ihr ganz eigen ums Herz. Aber sie kämpfte die Wallung nieder und las weiter.

„Es freut mich sehr, von Dir zu hören, daß es Dir schon besser geht. Weißt Du, ich hatte doch große Sorge, als Du abreistest, Du warst so schwach geworden. Aber jetzt bin ich froh, daß Du gegangen bist. Pflege Dich nur gut, damit Du gesund wiederkommst. Dein Stell-

Digitized by Google

vertreter scheint ein guter Mensch zu sein; aber er hat viel Last mit den Kindern und kann sie schlecht in Ordnung halten. Eine Schule mit hundertfünfunddreißig solcher unerzogenen Kinder wie hier ist aber auch keine Kleinigkeit, und ich weiß ja, wie Du selbst Dich immer abplacken und ärgern mußtest mit ihnen. Er wohnt bei Jarowskis, aber es gefällt ihm nicht dort. Gestern kam er und fragte, ob er nicht bei uns wohnen könne. Ich habe es ihm abgeschlagen, wenn ich auch das Geld gern verdient hätte. Die Leute fangen zu leicht Gerede an, und dann kann ich ihm auch kein solches Essen vorsetzen, wie wir es haben. Wir sind ja damit zufrieden. Er läßt Dich grüßen uud wünscht Dir gute Besserung. Die Kartoffeln stehen gut; wenn es nur nicht immerfort regnete! Was für Wetter habt ihr dort? Die Glucke hat elf Küchlein, nur ein Ei ist ausgeblieben. Anna ist brav und hilft mir fleißig im Hause; sie strickt jetzt ein Paar Strümpfe, die sie Dir schenken will, wenn Du zurückkommst. Wir freuen uns alle darauf. Franz ist wohl ein bißchen wild zuweilen, aber doch auch brav, nur will er immer so viel essen. Elschen sitzt den ganzen Tag still in ihrem Stühlchen und sieht mit ihren klugen Augen nach allem. Sie hat ein Gebetchen für Dich gelernt, und ich könnte oft weinen, wenn sie die magern Händchen faltet und mit ihrem dünnen Stimmchen sagt: Lieber Tott, mach Papa tesund, daß er bald zu tlein Elschen kommt. Aber der liebe Gott wird ihr Gebet sicher erhören. Wir beten auch jeden Morgen und Abend zusammen für Dich. Nun lebe wohl und schreibe uns bald wieder. Wann denkst Du, wiederzukommen? Es grüßt und küßt Dich herzlich mit den Kindern

Deine treue Anna."

Die Schwester legte den Brief auf das Bett. Dann stand sie auf und rückte an dem Schirm der Lampe, wischte sich aber dabei heimlich über die Augen.

Nun saß sie wieder vor dem Kranken.

Er lag mit geschlossenen Augen und hatte die Hände über der Decke gefaltet.

Vor seinem Geiste tauchte ein kleines Stübchen auf mit einem niedrigen Fenster. In der Ecke am Fenster steht ein Tisch und auf dem Tisch ein einfaches Gestell mit Büchern. Daran hat er so oft gesessen und gearbeitet bis über Mitternacht, hat Hefte korrigiert und Vorbereitungen für den Unterricht geschrieben, bis ihn der Rücken schmerzte und die Feder der müden Hand entfiel. Er sieht sein braves Weib

Digitized by Google

mit den Kindern bei Tische, wie sie ihr karges Mahl verzehren, eine Schüssel Kartoffeln mit Salz und ein Stück Brot, und es gibt ihm einen Stich ins Herz, wenn er denkt, daß der Bube mit hungrigen Augen nach der leeren Schüssel schielt. Aber er weiß, es geht nicht anders. Vor seiner Abreise hat er sein ganzes Gehalt für das Vierteljahr erhoben, aber er konnte nur einen kleinen Teil davon zurücklassen. Die Reise kostete so viel, und der Aufenthalt im Bade war teuer. Zwar war er vierter Klasse gefahren und drei Tage unterwegs gewesen, müde und gerädert angekommen, aber es war noch teuer genug geworden. Und auch hier gab er keinen Pfennig aus, der nicht unbedingt nötig war. Der Wein im Krankenhause war der erste, den er trank. Einen ganzen Tag war er umhergegangen, um das billigste Quartier zu finden, und immer hatte er gemeint, noch billiger unterkommen zu können, denn er wollte noch Geld zurückbringen, er mußte es. Sechs Wochen sollte er bleiben, so hatte der Arzt gesagt, und dann kamen noch abermals sechs, ehe er wieder Gehalt erhielt. Und dann sah er seine Kleinste, ihr Sorgenkind, mit dem schmalen, immer traurigen Gesichtchen, und doch das liebste von allen. Wie gern hätte er sie einmal beten hören! Gott würde ihr Gebet erhören, meinte seine Frau, aber nein, für ihn gab es keine Genesung mehr, er wußte es. Seit heute Nachmittag ward es ihm klar, er mußte sterben. Schon in den ersten Tagen nach seiner Ankunft hatte er es gefühlt, aber dennoch gehofft. Seinem Weibe hatte er es nicht geschrieben, er wollte ihr bei allen ihren Sorgen nicht auch noch das Herz schwer machen um ihn.

Wann denkst du wiederzukommen? —

Ach! —

Sterben!

Er schauerte zusammen bei dem Gedanken.

Aber er dachte nicht an sich, für ihn war der Tod eine Erlösung. Monatelang schon hatte er sich mit siechem Leibe umhergeschleppt. Mit eiserner Willenskraft jeden Morgen sein schweres Tagewerk begonnen, sich abgemattet in einem dumpfen Saale mit einer Schar von ungezogenen Kindern, hatte versucht, ihre stumpfen Seelen zu wecken und empfänglich zu machen für das Gute und Wahre, ihren Geist zu schärfen und ihre Hand zu bilden, bis seine Kraft versagte und er zusammenbrach.

Nun stand ein anderer an seiner Stelle und trug seine Last. Vielleicht hatte er stärkere Schultern und zerbrach nicht wie er.

Sterben!

Digitized by Google

Was sollte aus seinem Weibe und seinen Kindern werden, wenn er fehlte! Er hatte es schon so oft berechnet, wieviel die Pension für sie betrug, ach Gott, es war zum Erbarmen! Und wie oft er auch rechnete, es wurde nicht mehr.

Wie hatte er sich früher in kühnen Hoffnungen gewiegt, was er aus seinen Kindern machen wollte, wie sie es besser haben sollten im Leben als er, und nun — Sterben!

Ein dumpfer Seufzer entrang sich seiner gequälten Brust.

Die Schwester beugte sich über ihn.

„Wie geht es Ihnen?“ flüsterte sie.

„Ich danke, es ist gut.“

Er versank wieder in sein qualvolles Sinnen.

Nach einer Weile öffnete er die Augen.

„Schwester, wenn ich sterbe, ich habe noch Geld in der Hosentasche, aber es darf nicht alles ausgegeben werden. Meine Wirtsleute bekommen noch sieben bis acht Mark, sonst habe ich alles bezahlt. Und dann bestellen Sie einen ganz einfachen, billigen Sarg und ein kleines Kreuzchen auf mein Grab. Aber eine hl. Messe möchte ich gelesen haben. Sorgen Sie, daß möglichst viel übrig bleibt, und schicken Sie es mit meinen Sachen an meine Frau.“

Schwester Amanda erbebte.

„Aber, Herr Czilewski, Sie werden noch nicht sterben, und gleich, sobald es Morgen wird, werde ich Ihrer Frau schreiben oder besser noch, telegraphieren, daß sie kommt.“

Der Kranke hob abwehrend die Hand und versuchte, den Kopf von den Kissen aufzurichten.

„Nein, nein, nicht schreiben, nicht telegraphieren, es geht nicht, es darf nicht sein,“ stieß er ängstlich hervor.

Seine Frau hatte kein Geld, die Reise zu machen, hatte auch niemand, dem sie die Kinder anvertrauen konnte. Die Leute im Dorfe waren ungefällig und hatten auch eigene Sorgen genug, er wußte es. Und doppelt schrecklich wäre es dann für sein Weib gewesen, wenn sie erfahren müßte, er liege dort fern am Rhein, und der Tod stehe an seinem Bette, und sie konnte nicht hineilen, ihm ein letztes Liebeswort ins Ohr flüstern. Wie gerne hätte er nur noch einmal ihre Stimme gehört! O, er sehnte sich darnach aus tiefster Seele.

Aber es ging nicht, und es war besser, er starb, ohne daß die Seinen es wußten.

Digitized by Google

Wenn ich tot bin, dachte er, werden sie sich in das Unabwendbare fügen, und die Zeit wird ihren Schmerz lindern. Warum ihnen die Qualen der Ungewißheit und der furchtbaren Erwartung bereiten, die schlimmer sind als die schlimmste Wahrheit!

Er wünschte, der Tod möge kommen.

Die Schwester stand auf und trat ans Fenster.

Auf den Bergen salbte der kommende Tag, der Mond wurde blasser, und schon tauchten die Weinberge aus den leichten Nebelschleiern, die darüber hingen.

„Schwester!"

Die Pflegerin wandte sich schnell um.

„Mir ist so seltsam, Schwester, — ich glaube — es geht — zu Ende!"

„Ach Gott, nein!" rief die Schwester angstvoll, „nur nicht so schnell!"

Sie eilte zur Türe.

Der Kranke stöhnte.

Nach wenigen Minuten erschien sie wieder.

„Der Geistliche kommt sofort," flüsterte sie, „ich will für Sie beten."

Sie kniete vor dem Bette nieder.

„9×13," murmelte der Lehrer. „Ach, wie schlecht — du wieder liefest! — Wie — du weißt nicht — wo Berlin liegt? — Nein, diese — entsetzliche Schrift! — Ach, Franz, — sei still — mein Kopf zerspringt — ich muß — arbeiten. Ach, Anna, sei so gut —"

Die Schwester huschte zur Türe und lauschte.

Der Kranke stöhnte leiser und leiser.

Sie stand wieder vor ihm und strich ihm über das Gesicht. Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn.

„O Gott, o Gott," flüsterte sie, „er stirbt!"

Die Türe öffnete sich, der Geistliche trat leise ans Bett.

Er rief den Kranken an, keine Antwort!

Erschrocken wiederholte er seinen Anruf — keine Antwort.

„Zu spät!" murmelte die Schwester mit Tränen in den Augen.

Über den Bergen stieg die Sonne empor, und fern im Osten faltete ein abgehärmtes Weib in ihren goldnen Strahlen die Hände und betete heiß um die glückliche Wiederkehr ihres Gatten.

Digitized by Google

Samarith, die Galiläerin.

Dichtung von Antonio Fogazzaro.

Aus dem Italieniſchen übertragen von Otto Hauſer.

I.

Auf einem Steine ſaß Samarith, die Hebräerin, im Abendrote,
Wo eines Abends zum öden Strand Rabbi Jeſus kam in ſeinem Boote.
Da, von den Bergen herabgeſtrömt, ins Meer nachdrängend, der Volkshauf,
Arme und Herzen tat er ihm auf.
Der Rabbi ſtund im Boot und ſprach mild von dem Vater im Himmelreich.
Nun war das Ufer öd und leer,
Verlaſſen, einer Wüſte gleich;
Kein Wind, die Flut nur ſchlug ihre Wellen,
Tonlos, und Jeſus war nicht mehr;
Er lag begraben im Land Judäa.
Die Arme auf die Kniee geſtützt, das Antlitz in den Händen geborgen,
Blickte verſunken Samarith
Auf den See, der in Perlen und Veilchen glitt.
Da war es, daß einer Stimme Ruf weit, weit erſcholl von den Bergen her;
Auf dem Meere draußen zog vorüber
Ein galiläiſches Fiſcherboot,
Ferner und ferner, und ſchwand hinüber,
Verging im letzten Abendrot;
Sie blickte ihm nach mit wundernden Augen
Und begann zu weinen, bitter und ſtumm.

II.

Über der Wüſte Arabien
Ging der Mond auf, und murrend zogen
Unter dem ſyriſchen Wind die Wogen,
Wie träumend die Flut im Schlafe ruht.
Da ſah ein Jüngling, der, liebentbrannt,
Schwärmend kam zu dem dunklen Strand,
Die Geſtalt, die weiße, regungsloſe.

Digitized by Google

Er suchte nicht sie, doch zog's ihn hin
Zu der schönen Gauloniterin,
So licht von Antlitz, blond und schlank, ein junges Blut voll heißer Glut . . .
Doch ob er stürme, schmeichle, kose,
Traurig schweigt die Regungslose.
Und leise legt' er um sie den Arm
Und schloß ihre Hand in seine warm
Und küßte sacht auf den Nacken sie.
Da sprang sie auf und sprang hinab, in die Flut hinab bis an das Knie,
Und sah ihn an in großem Zittern;
Und beide schwiegen wie gebannt.
Dann saß er nieder an dem Strand
Und höhnte: „Ich weiß, wen dein Herz erfleht!
Deinen Rabbi aus Nazareth!"
Doch sie, verschlossen, sprach kein Wort.
Mit neuem Hohne fuhr er fort:
„Der König der Juden mag wohl fischen
Oder im Meere sich erfrischen?"
Sie wandte sich ab, verächtlich schweigend.
Die Flut umschwoll sie, steigend und steigend,
Und langsam schritt sie zu einem andern Felsen am Strand und ließ sich nieder.
Und er: „Ja, hoff', ein Toter kehrt wieder,
Und daß Propheten auferstehn!
Du wirst übers Meer ihn kommen sehn!"
„Nichts erhoff' ich," sprach sie, „doch du weiche von hier! Bei deinem Gewissen!"
Er lachte, warf sich auf die Erde und nahm seinen Arm zum Ruhekissen,
Sah, wie er lag, zum Himmel auf,
Und hörte die Wogen grollen und dröhnen
Und des Sturmes tiefes Seufzen und Stöhnen;
Sie aber verharrte wie von Stein.

III.

Dann endlich sprach er zu sich selbst, zum Himmel und zu Flut und Wind:
„Jesus! Jesus! auch ich bin aus Nazareth und habe gespielt mit ihm als Kind.
Sanftmütig schien er, schlicht und rein,
Nur mochte er nicht bei Sinnen sein —
Hier aber preisen sie ihn als Weisen!
Ja, Safeds Zypressen und den Ölbaum vom Karmel hobeln, das war sein Fach.
In Rom und Athen, den Weisheitsstätten,
Da sah ich Weise, nicht Gleichnisdichter,
Die wohl für ihn nur ein Lachen hätten.

Digitized by Google

Die Wunder? fragt nur, wo sie vollbracht:
Einer glaubt, einer schweigt, einer lacht.
Die Wunder! Wo habt ihr den Verstand?
Größere sieht das Morgenland
Tag für Tag. Man macht sie zum Spaß.
Fürwahr, sehr wenig tat er nur,
Seitdem Elias gen Himmel fuhr!
Er heilte Kranke. Sprechet nicht so! Wer *glaubte*, sprechet, der genas!
Ich kenne die Zauber. Der Messias,
Wenn er kommt, bereitet sich bessern Weg.
Und war es Torheit und war es Mord, diesen unschuldigen Schwärmer zu töten,
Ist's törichter noch, ihn anzubeten.
Die Liebe empfand und verstand er nicht und verbot einen Blick schon! Wunder,
Die Gott nicht verlangt, verlangte er!
Sieh, bis zum schneeigen Hermon ferne
Möcht' ich küssen die Himmelssterne!"
Er setzte sich auf und flüsterte leis: „Kommst du?" — Sie erwiderte: „Nein."
„Du wirst!" sprach er und lagerte wieder,
Nun auf die Seite still sich nieder
Und sah auf den Mond im Wasser hin.
Das stete Rauschen, der stete Schein
Nahm ihm allmählich die Sinne ein,
Löste zum Schlaf ihm leis die Glieder
Und schloß im Vergessen ihm die Lider.

IV.

Da rief eine Stimme: „Hast du ein Boot?"
Samarith wandte sich, und siehe:
Im Mondenscheine an dem Meer
Kam weiß ein Fremdling zu ihr her.
„Nein," sprach sie, „nein, ich habe keins!" und ein dunkler Schauder überlief sie.
Und jener noch einmal: „Samarith!"
Empor da sprang sie, „Rabbi!" rief sie
Und reglos blieb sie, erstarrt und stumm von Glück und Staunen, das in ihr stritt.
Und wieder frug er: „Was willst du von mir?"
Antwort gaben nur Wellen und Wind.
Und sanfter noch sprach der Herr zu ihr:
„Was soll ich, Samarith, mein Kind?"
Da in den Schauern all, den süßen,
Barg sie ihr Antlitz und an dem Strand aufschluchzend fiel sie ihm zu Füßen.

Digitized by Google

V.

Sie weinte, weinte glückſelig ganz.
Wie einem König des Morgenlands,
Dem gewaltigen, wer ihm naht,
Aus geneigten Albaſtergeſchirren
Duftend ſpendet die köſtlichſten Myrrhen,
So ließ ihr edles Herz nunmehr,
Tiefer geneigt als je vorher,
Strömen der Seele reinſte Flut, Wonne und Schmerz, Myſterium
Niegedachter Gedanken, ſtumm
Aus ſeiner Tiefe ſtrömen dem Herrn.
Voll Verlangen, von Tränen trunken, ganz vor ihm in den Staub geſunken,
Krampfte die Hand ſie in den Sand;
Zuckend lag ſie und wagte nicht
Zu ihm zu erheben ihr Angeſicht.
Doch Sand und Staub war voll von der reinen, hohen Geſtalt und voll von ſeinem
Auge, das über Leben und Tod
Und über Wind und Meer gebot.
Und ſie wußte nicht, im Liebesrauſche,
Ob ſie dem eignen Herzen lauſche,
Ob der Ruf erſcholl aus der Erde Tiefe
Oder ſie wirklich der Rabbi riefe,
Als ſanft eine Stimme zu ihr ſprach:
„Samarith, willſt du, ſo folge mir nach!“

VI.

Sie erhob ſich, ſchauderte, ſah ihn nicht mehr
Und warf ſich wieder zur Erde nieder,
Doch durch das Brauſen des Sturmes kam's
Sanft wie die Stimme des Bräutigams:
„Kommſt du?“ Und Er, auf dem hohen Meer,
Ferne von ihr und dem Strande fern,
Hoch, ſtrahlend ging er über die Wogen. Und Samarith folgte ihrem Herrn.

VII.

Über die ſchwarzen, brüllenden Wogen,
In dem Aufruhr der ganzen Flut,
Grimmig umziſcht von dem Wellengiſcht,
Über die ſilbernen Waſſerwirbel, eingewühlt von des Sturmes Wut,
Aufgeſchleudert in Schaumesbogen, —
Die Augen leuchtend von ſtarkem Mut,

Digitized by Google

Unbewußt, mit sicherem Tritt,
Eilend dahin schritt Samarith,
Glaube und Hoffnung Ihm zugewandt,
Ihm zugestreckt die flehende Hand,
Nach Ihm gekehrt das Angesicht,
Jetzt Seiner gewahr und wieder nicht.
Ob zitternd auch oft die Kraft ihr schwand
Und verzweifelt an den festen Strand
Ihr kühner Werber zurück sie rief.
Vom Schwall erfaßt und schon bezwungen, weinte und schrie sie und ward verschlungen,
Doch wieder mit einem letzten Schrei tauchte sie weiß aus den Wogen tief.
Und wieder über die Wasser schritt
Mit den schwachen Füßen Samarith,
Glaube und Hoffnung ihm zugewandt,
Ihm zugestreckt die flehende Hand,
Nach Ihm gekehrt das Angesicht,
Der vor ihr im Silbernebel dicht
Sie rief mit sieghaft strahlenden Augen
Und wieder im Wasserschwall verschwand.
Endlich erschöpft im Morgenlicht
Erreichte sie den andern Strand.

VIII.

Zwischen Gischt und Felsen sank sie hin, reglos lag sie mit ihrem blassen
Antlitz, ihren geschlossenen Lippen, zitternd, elend, ganz verlassen,
Sah nichts mehr, fühlte nichts mehr, sich selber nicht, noch die Welt, noch Ihn.
Doch als des Morgens feuriger Schein
Ob Gaulans dunklen Wüstenein
Herrlich über den Himmel loht,
Da scheint verwandelt ihr Angesicht
Und sie hört den Freund, wie er flüsternd spricht:
„Komm!“ und sie will die Augen öffnen und stirbt lächelnd im Morgenrot.

Digitized by Google

Ein Kleeblatt der neuesten Dramen.

Von Dr. P. Expeditus Schmidt in München.

Die Berliner haben sie natürlich schon gesehen — alle drei, und „Bühne und Welt“ hat darüber berichtet. Novarum rerum cupidi sind ja die Berliner Premièrenbesucher schier mehr als Cäsars Gallier und ihre Nachfahren. Die Neuheit ersetzt nicht gar so selten, was an echter Kunst gebricht. Die Buchausgabe ermöglicht da ein solides Urteil.

Eine Neuheit war es, Otto Julius Bierbaum als Dramatiker zu sehen; bisher kannte man ihn nur als Lyriker, zeitweilig auch vom Unterbrettl her. Nun hat er den Sprung auf die Bretter gewagt, mit einem recht alten Motive zwar, aber in sehr geschickter Einkleidung. „Stella und Antonie“ [1]) ist des Stückes Titel. Die beiden Frauennamen künden schon das Motiv: Der Mann zwischen zwei Frauen. Man sieht, das ist nicht neu, schon Jason selig zwischen der Kolcherin und der korinthischen Königstocher ist einer seiner Ahnherrn. Aber die Einkleidung ist entschieden höchst reizvoll. Ein Mann, den die Literaturgeschichte kennt, hat dem Helden Vornamen und Charakter geliehen, wenn auch die Schicksale frei gestaltet wurden; Johann Christian ist kein anderer als der unglückliche Günther, den Goethes Wort so richtig charakterisiert: er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.

Als Direktor einer wandernden Schauspielgesellschaft kommt Johann Christian an einen schlesischen Grafenhof. Sein Weib Stella ist ihm zur Abwechslung mit dem buckligen Souffleur durchgegangen. Das kann er nicht verwinden. In jedem Weibe sieht er nun sie, nur sie. So kommt es, daß sich beim ersten Auftreten des Dichters holder Wahnsinn sehr unhold entwickelt und er die Komtesse, deren Verlobungsfeier er verherrlichen soll, mit der durchgebrannten Gattin verwechselt und sie an der Gurgel packt. Komteßchen liegt im zweiten Akte zu Bette, eine Situation, in der man damals, zwischen Barock und Rokkoko, zu empfangen pflegte; ob dieser Brauch unserem heutigen Publikus bei der Aufführung klar geworden, kann man freilich bezweifeln. Die Besprechungen, die ich las, scheinen diese Zweifel zu bestätigen.

[1]) München 1903, Albert Langen. 164 S. 8°. Mk. 2.—.

Digitized by Google

Drunten im Hofe soll der Übeltäter ausgepeitscht werden; Komtesse Antonie bittet ihn im letzten Augenblicke los, ja das kapriziöse Dämchen läßt ihn heraufkommen, empfängt ihn unter vier Augen und zähmt den grimmigen Bären, den sie schließlich sogar zu ihrem Kammerdiener macht. Es beginnt ein Spiel mit dem Feuer zwischen den beiden; recht klar wird es freilich bis zum letzten Akte nicht, ob sie ihn wirklich liebt, oder nur ihr Spiel mit ihm treibt. Jedenfalls martert sie ihn gehörig mit dem beständigen Wechsel von heiß und kalt.

Aber Stella kommt wieder; sie ist des buckligen Souffleurs bald überdrüssig geworden und holt sich ihren Mann zurück, den sie in ihrer derberen, aber auch sinnlicheren Art im Grunde genau so martert wie das Komteßchen. Das kann Johann Christian bald ebensowenig mehr ertragen, und als Antonie — hier liegt des Stückes schwächster Punkt — plötzlich allein in der Garderobe der Komödianten auftaucht, sich ihn wiederzuholen, weil sie ihn wirklich liebt, wendet er sich gänzlich von Stella ab, der Komtesse zu. Stella, die wilde Katze, rächt sich sofort; sie erdolcht die Nebenbuhlerin, über deren Leiche sich auch Johann Christian den Tod gibt, indes Stella in ihrem Zigeunerkostüme tamburinprasselnd auf die Bühne rast: „Eijola, eijola!" — Der Vorhang fällt.

Dieser letzte Akt ist in seiner Brutalität unmöglich, und der Dichter selber hat ihn für die Berliner Aufführung umgemodelt: Johann Christian erdolcht sich, weil die Komtesse nichts mehr von ihm wissen will.

Ein Stück mit zwei möglichen Schlußakten beweist damit schon seine dramatische Schwäche; es zeigt sich an diesem Doppelende, daß es an Konsequenz in der dramatischen Architektur fehlt. So sind die einzelnen Gestalten gut und fein, hie und da freilich etwas karrikierend, herausgearbeitet, als Ganzes genügt die Arbeit noch nicht.

Dem leichtblütigen Völkchen der Zopfzeit stellt Arthur Schnitzler in seinem Schauspiel „Der einsame Weg"[1]) düstere Schwerblütler entgegen — eine ganze Gesellschaft solcher Leute auf einmal. Schnitzler ist jetzt modern; und was er bringen mag, er darf sicher sein: es findet seine Lober. In anderen Kreisen, die nicht zur „Gemeinde" des dekadenten Poeten gehören, hat sein Ruf durch die „virtuosen Alkovenstudien" des Reigens doch etwas gelitten. Nun kommt er als Ibsen maskiert und ruft uns zu:

„Stehen mir wohl diese Falten
Zu Gesichte wie dem Alten?"

Ich muß verneinen. So fein Schnitzler psychologisch ziselieren will, man fühlt doch die Absicht dabei. An der Donau gedeihen die Nordlandsmenschen nicht, und das Ganze bleibt Maskerade. Als Ibsenmaskerade allerdings ist das Ganze vorzüglich.

Akademiedirektor Weyrath hat zwei Kinder, Sohn und Tochter. Aber der Sohn ist nicht sein Sohn, ihn hat die Braut unmittelbar vor der Hochzeit von einem Freunde des Bräutigams empfangen. Allmählich dämmert uns das. Alle erfahren es nach und nach außer dem Professor, auch der Sohn selber, der sich

[1]) Berlin 1904, S. Fischer. 166 S. 8°. Mk. 2.—.

Digitized by Google

aber dennoch nicht zu seinem leiblichen Vater stellt, sondern zu dem greisen, guten Manne, der ihn erzogen hat. Daneben geht einen einsamen Weg des Hauses Tochter, die mit einer Art zweiten Gesichts behaftet ist; sie verliert ihr Herz an einen blasierten Egoisten, dessen nahen Tod infolge fortschreitenden Herzleidens sie voraussieht — und ertränkt sich im Teiche seiner Villa. Es besteht keine organische Verbindung zwischen den beiden Handlungen, nur eine Art Personalunion, weil sich's eben um eine Familie dreht. Der alte gute Professor steht am Ende ganz allein, seinen einsamen Weg zu gehen. Die anderen Personen scheiden eine nach der anderen aus; größtenteils durch den erfolgten oder nahenden Tod; und man fragt sich, ob sie eigentlich einen anderen Zweck hatten, als den, das fein ausgearbeitete Filigran ihrer sauber gegeneinander abgestimmten Charaktere zu zeigen. Damit nähert sich das Stück der Richtung Gerhart Hauptmanns in bedenklicher Weise. Die bei allem Tiefsinn grandiose dramatische Wucht des Nordländers vermißt man um so schmerzlicher, weil man sonst an allen Ecken und Enden an ihn erinnert wird.

Bernard Shaw ist ein ganz anderer Kerl. Er teilt sich mit Pinero in die Pflicht, den Londoner Theatern alljährlich neue Stücke zu liefern, wie es in Berlin Blumenthal, Schönthan und ähnliche Geschäftsleute besorgen. Wie diese sich in den letzten Jahren genötigt sahen, historische Anekdoten aufzugreifen — man denke an den wilden Reutlingen, Maria Theresia und ähnliche Kostümlustspiele — so packt auch der Engländer mit kühner Hand einen Großen der Weltgeschichte an und bietet eine Komödie in einem Aufzug, „Der Schlachtenlenker“[3]) geheißen. Es ist wirklich eine Komödie im vollsten Sinne. Der Dichter spielt Komödie mit seinen Gestalten wie mit dem Publikum, und die Personen unter sich spielen Komödie miteinander. Nur in der Komödie können sich General und Leutnant gegenseitig so behandeln, wie es hier geschieht, und die Dame aus Paris, die alle möglichen Verkleidungen bei der Hand zu haben scheint, ist Komödiantin durch und durch. Als Komödiant wird der Sieger von Lodi hingestellt, der junge Napoleon; in flachem Komödienspiele ringt er mit der Dame um seine Depeschen und um die Briefe, die sein Weib in Paris kompromittieren — hin und wieder blitzt sein Genie auf; aber das Komödienspiel gewinnt immer wieder die Oberhand bis zur Farce. Am Ende wird der böse Brief verbrannt. „Als er verkohlt, tauchen sie beide gleichzeitig ihre Blicke ineinander und sehen sich lange verlangend in die Augen. — Der Vorhang schleicht langsam herab und versteckt sie.“

Auch ein Nachspiel also ist angedeutet. Das Ding hat aber auch das von der Komödie, daß es lustig ist — und zudem ist Shaw ein Englishman, der zum erstenmale auf den deutschen Bühnen erscheint — Grund genug für viele Leute, den Komödienschreiber ernst zu nehmen.

Lieber Himmel — käme doch mal wieder ein Poet, der jeden zwingt, ihn ernst zu nehmen. Das bringen diese drei sämtlich nicht zustande.

[3]) Deutsch von Siegfried Trebitsch. Berlin 1904, S. Fischer. 8°. 100 S.

Digitized by Google

Unsere Volksbüchereien.

Von J. G. Buck.

II. Sie.

Die Tatsache, daß deutscher Unternehmungsgeist die größte Volksbücherei der Welt hervorbrachte, mag einen Deutschen mit einem gewissen Hochgefühl beseelen. Reclam war der Kühne, der den Wurf wagte und ihn gewann. Kein Volk der Erde besitzt etwas Gleiches wie „Philipp Reclams Universalbibliothek". In Frankreich wird die blaue, miserabel gedruckte „Bibliothèque nationale" (zu 25, gbd. 45 cent.) die Nr. 400 noch nicht überschritten haben, obwohl sie seit 1863 besteht; das beste, was die Franzosen auf diesem Gebiet aufweisen können, ist noch die „Bibliothèque populaire" Henry Gautiers, die über 500 Broschüren (zu 10 cent.), darunter eine Menge Übersetzungen aus fremden Literaturen, zählt. Der Druck ist besser als bei der erstgenannten Bibliothek, reicht aber an die deutsche Konkurrenz nicht hinan. Diesen 400 oder 500 Nummern stehen nun die 4500 gegenüber, die Reclam im Januar dieses Jahres erreicht hat. Das lautet anders. Interessant ist das Werden Reclams.

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts und wohl schon früher hatten Verleger es mit „Groschenbibliotheken" versucht, waren aber kläglich gescheitert. Ohne Zuschüsse durfte man nach der Ansicht der Fachmänner von derartigem keinen Erfolg erwarten. Philipp Reclam aber, der Vater des jetzigen Geschäftsinhabers, beschloß in den 40er Jahren auch ohne solche jedes Drama Shaksperes einzeln käuflich in Zweigroschenheften auf den Markt zu bringen. Er sah sich dazu durch leidige Konkurrenz genötigt. Das war der erste Keim der heutigen Universalbibliothek, der eigentliche Beginn ist in das Jahr 1867 zu setzen. Die zünftigen Verleger erklärten, wie A. Bettelheim in der „Cosmopolis" 1877 erzählt, die Idee für totgeboren, sein Vorhaben als Narrenstreich, aber R. kümmerte sich um diese Kassandrarufe nicht. Still und zäh gab er alle 4 Wochen je 10 Hefte, im Jahresdurchschnitt 140—150 Hefte heraus. Sparsam wie R., der nie einen Heller für Inserate ausgab, bewährten sich auch

Digitized by Google

die Deutschen: in hellen Haufen strömten sie dem Verleger zu, der gute Bücher zum niedrigsten Preis lieferte, unbekümmert um den Widerstand der Sortimenter, die Klagen der bedrohten Leihbibliotheken und die Verwünschungen der am härtesten betroffenen Antiquare. Das „Absatzbuch", die Statistik der Universalbibliothek, wird zwar als Geschäftsgeheimnis behandelt, aber soviel ist bekannt, daß bis 1897 u. a. von Schillers Tell 620000, Hermann und Dorothea 490 000, von Faust I 290 000 Exemplare verkauft waren. Auf gleicher Höhe hält sich Shakspere. Bellamys „Rückblick" erzielte 219 000, Kennans scheußliches „Sibirien" nicht viel weniger, die Schriften Schopenhauers erlebten in der Ausgabe Grisebachs 33 000 (!!) Exemplare. Heute schaltet der Sohn R.s in einem Bücherpalast, dessen 30 Frontfenster jedem ins Aug fallen, der in Leipzig die Kreuzstraße betritt. Das Einzelheft der Universalbibliothek trägt kaum soviel, um nur einen einzigen Ziegel zu bezahlen, denn der Sortimenter erhält das 20 Pfg.-Büchlein zu 13 Pfg., für den Verleger werden vielleicht 10 Pfg. herauskommen, und doch spricht sich der Gewinn jedes Geschäftsjahres in immer neu zuwachsenden Geschäftsräumen aus.

Eine andere weit verbreitete Bücherei sind „Meyers Volksbücher" [1]). Die in braunen Umschlag geheften, sauber gedruckten, pro Nummer nur 10 Pfg. kostenden Hefte sind wohl allen bekannt. Die Sammlung wurde im Jahre 1887 ins Leben gerufen und umfaßt bis jetzt 1374 Nummern oder 593 Bändchen. Der Absatz betrug bis Ende 1903 nahezu 14 Millionen Nummern; die am meisten gekauften Bändchen waren: Tell, Jungfrau von Orleans, Minna von Barnhelm, Hermann und Dorothea und Dudens Orthographisches Wörterbuch — also wieder Werke, die besonders in den Schulen in Gebrauch sind.

Unsere dritte, der Ausstattung nach Reclam und Meyer überlegene Sammlung ist die „Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes" von Otto Hendel in Halle a. S. Im Jahre 1886 gegründet, ist die Bibliothek auf nahezu 1800 Nummern angewachsen, jährlich erscheinen etwa 100 Nummern. Die höchste Auflageziffer wurde erzielt von einzelnen klassischen Sachen (Tell 600 000 Exemplare). Der jährliche Absatz beläuft sich auf weit über eine Million, seit Erscheinen dürften etwa 12 Millionen verkauft sein. Der Absatz beschränkt sich durchaus nicht etwa nur auf Deutschland und Österreich, wohin ein ziemlich gleichmäßiger Verkauf nach allen Landesteilen stattfindet, sondern erstreckt sich (wie natürlich auch bei Reclam ꝛc.) über die ganze zivilisierte Erde, besonders auch nach Nord- und Südamerika. Unter den europäischen Ländern ist in den letzten Jahren besonders Frankreich mit sehr namhaften Bezügen zu Schulzwecken hervorgetreten. Der Preis der Nummer ist 25 Pfg. Hendel hat den Vorzug, daß gegen einen Zuschlag von 25 Pfg. jedes Werk, groß oder klein, in Leinen gebunden geliefert wird; daneben bestehen noch

[1]) Leipzig, Bibliographisches Institut.

Digitized by Google

teilweise Geschenkbände. Reclam bietet die gangbareren Bändchen (gegen 40 Pfg. und mehr) auch gebunden, ebenso Meyer (30 Pfg. und höher). So wird es auch die Styria halten müssen.

In Österreich erscheint seit 1882 eine „Allgemeine Nationalbibliothek" (früher „Deutsch-österreichische National-Bibliothek")[1], bis jetzt 333 Nummern (jährlich mindestens 24) zu 20 h = 20 Pfg. Die neueren mir vorliegenden Nummern sind ausgezeichnet gedruckt, aber zum Teil nicht geheftet. Die Bibliothek berücksichtigt vor allem die österreichische schöne Literatur, Grillparzer, Fr. Halm, Hamerling, Kürnberger, Meßner, Nestroy, Raimund, Stifter u. a. Im allgemeinen hat die Bibliothek, wie der Verleger schreibt, noch nicht jene Anerkennung gefunden, die sie verdienen würde.

Ganz neu ist Max Hesses Volksbücherei, die bereits 120 Nummern zählt (zu 20 Pfg., teilweise auch gebunden). Auch Meisterwerke der deutschen Bühne (zu 30 Pfg., gebunden 50 Pfg.) gibt Hesse heraus.

Cotta hat es ebenfalls als nutzbringend erachtet, seine Klassiker und neuerdings auch zeitgenössische Originalwerke in einer „Handbibliothek" auf den Markt zu bringen. Es sind 80 Bändchen zum Preis von 20 Pfg. bis 1.30 Mk. (auch gebunden), teurer, aber schöner als Reclam und die anderen.

Die Sammlung Göschen, unser heutiges Wissen in Einzeldarstellungen (geb. je 80 Pfg.), gehört nicht in den Bereich dieses Aufsatzes, aber es darf wohl festgestellt werden, daß auf unserer Seite kein ebenbürtiges Unternehmen existiert. Es möge nur noch aufmerksam gemacht sein auf die Zehn-Pfennig-Miniatur-Bibliothek, von der im Verlag von A. O. Paul in Leipzig gegen 600 kleine, dunkelgelbe Büchlein erschienen sind, die über alles Mögliche und Unmögliche unterrichten wollen. Etwa 100 Bändchen befassen sich nur mit den einzelnen Berufen. Um 10 Pfg. kann man Russisch lernen, bekommt Kochrezepte, erfährt die Geheimnisse der Luftschiffahrt und lernt hypnotisieren. Eine Kirchengeschichte von einem Monsieur E. Huhle treibt ganz gewöhnliche Geschichtsfälschung mit uralten Märchen. Man kennt also diesen Spiegelberg.

Ein Unternehmen, dem ein riesiger Erfolg beschieden zu sein scheint, müssen wir noch erwähnen, es sind die „Wiesbadener Volksbücher"[2]. Sie haben ihr Vorbild in den Schriften des (protestantischen) „Vereins zur Verbreitung guter Schriften" in der Schweiz, der an 3 Zentralen: Bern, Basel und Zürich, gute Unterhaltungsschriften (zu 10 bis 30 Rappen), auch Jugendschriften, herausgibt. Diese Werke sind der älteren wie der gegenwärtigen Literatur entnommen und finden große Verbreitung. Bern ist bei Nr. 51, Basel bei 60, Zürich bei 52. Diesem Verein hat es der Wiesbadener Verein abgesehen. Er bringt seit etwa 3 Jahren zu 10—40 Pfg. Erzählungen früherer und sonstiger Dichter unter das Volk; bis Januar dieses Jahres sind

[1] Wien, Verlag von Theodor Daberkow.

[2] Wiesbaden, Verlag des Volksbildungsvereins (H. Staadt).

Digitized by Google

von den 44 Nummern (die zum Teil in Auflagen von 20 und 30 000 hergestellt werden) 1 046 000 Exemplare abgesetzt worden. Bei der vorzüglichen Ausstattung um so niedrigen Preis zu liefern, hält man in Buchhändlerkreisen nur möglich, wenn reiche Private Zuschüsse leisten. An die Sortimenter geht das 10 Pfg.-Bändchen zu 7—7½ Pfg. ab.

Wir haben nun noch im Schlußartikel die ideelle Bedeutung der genannten Volksbüchereien und unsere Vorschläge darzulegen.

Das grosse Licht.

Die Mauern starren feucht und grau,
Matt geht und müd mein Herzensschlag —
Ich weiß es wohl — ich weiß es wohl,
Daß draußen Frühling ist und Tag.

Die Sonne wird warm auf den Straßen liegen,
Jedes Bettelkind sanfttröstend umschmiegen,
Das goldene Licht wird schimmern und weben,
Wird über die Apfelbaumzweige schweben
Da draußen, wo der Acker raucht,
Wo die Lerche in den Äther taucht.
Die Bäume und Blumen, die da lenzfreudig blühn,

Wird es alle — alle liebkosend umsprühn,
Und tausenden, tausenden leblosen Dingen
Wird es den Odem des Lebens bringen.

Sonne, Sonne geh nicht vorbei!
Hör' meiner Sehnsucht schmerzwehen Schrei!
Sonne, Sonne mit deinem Strahl
Löse du meine bittre Qual;
Lös mich zum Leben, lös mich zum Tod,
Erbarm' dich meiner quälenden Not!

Die Sonne ging an mir vorüber.
Das traf mich wie der schwerste Schlag, ...
Denn meine Sehnsucht flüsterts stetig,
Daß draußen Frühling ist und Tag!

Klosterneuburg. Rud. Jul. Lehner.

Digitized by Google

Unsere Presse und ihre Aufklärungsarbeit.

(Aus der Mappe eines Feuilletonredakteurs.)

Von Paul Lainé in Straßburg.

Gelegentlich einer Besprechung der „Simplizissimus"-Debatten heißt es in dieser Zeitschrift u. a., der tief gesunkene künstlerische Geschmack des größern Teils unseres gebildeten Publikums müsse wieder gehoben werden, wobei auch die Presse sehr viel leisten könne, „um so mehr als die literarische Unkultur beim kathol. Publikum eine erschreckende ist" (cf. „Literarische Warte" S. 290).

Im folgenden möchte ich nicht sowohl von der westlichsten Ecke des deutschen Reiches her dieses bestätigen, als ganz besonders einige Beiträge zu der Frage liefern, wie denn überhaupt die Provinzpresse, worunter ich freilich nicht ausschließlich die elsaß-lothringische verstehe, ihr Publikum in literarischen, künstlerischen, und auch in populär-wissenschaftlichen Dingen zu beeinflussen und zu erziehen bestrebt ist. Wenn ich dabei vom Feuilleton-Roman ausgehe, so erscheint mir dies die Ordnung der Dinge. Man weiß, wie elend es gerade damit bestellt ist, und nicht etwa nur auf katholischer Seite. Wir haben zuverlässige Angaben darüber, daß auch von den größern Blättern viele die Romanlieferanten — in Anbetracht der Leistungen ist diese Bezeichnung keine Beleidigung — sehr schlecht behandeln. Vierzig Mark gelten als „gutes Durchschnittshonorar", und bei Zweitdrucken gibt man lieber noch weniger. Was sich bei solchen Hungerpreisen leisten läßt, sehen wir nur zu gut. Die katholischen Blätter sind mit der Feuilleton-Roman-Frage insofern noch schlechter daran als die andern, als sie sich bei der Auswahl gewisse Reserven auferlegen müssen. Weitaus die Mehrzahl von ihnen bezieht das Material nicht aus erster Hand — druckt keine Originale ab —, sondern durch die Vermittlung „literarischer Bureaux". Diese wiederum haben in der Regel einen ganz bestimmten Kreis von Lieferanten, was schon an und für sich schließlich zur Eintönigkeit und Einseitigkeit — um nicht zu sagen: zur Langweile — führen muß. Kommt noch hinzu, daß einzelne dieser Lieferanten ihre vielen Geschichten meist in ihrer engeren und engsten Heimat (in derselben Provinz, in derselben Stadt sogar) spielen lassen. Man kann sich vorstellen, wie sich die Leser aus der entgegengesetzten Ecke Deutschlands — denen sie der Feuilleton-Verlag vermittelt — für derlei persönliche Angelegenheiten interessieren! Nichts liegt mir nun ferner als der Wunsch, die katholischen Feuilleton-Lieferanten möchten es in der „Aktualität" so weit treiben, wie etwa die obskuren Verfasser von „Unter der

Digitized by Google

Burenflagge" oder von „Der Tiger von Peking" oder endlich von dem neuesten Schundroman über den russisch-japanischen Krieg. Aber etwas mehr dürfte sich freilich ein großer Teil von ihnen in der Welt umsehen: das gäbe wenigstens einige Abwechslung in ihre phantasiearmen Angstprodukte! . . .

Welche Sujets am meisten „ziehen", heute wie gestern, ist bekannt: Räubergeschichten und Schauerromane, wie „Sweeneys Millionen" oder „Die schwarze Schar", Machwerke von der blödesten Sorte, fabelhaft unsinnig und gedankenarm, aber furchtbar blutig. Nicht viele unserer Provinzzeitungen könnten auf das hierbei beteiligte Publikum verzichten. Illusionen wollen wir uns keine machen. Aber es fragt sich doch, in welchem Maße man jenen groben Instinkten entgegenkommt, und ob sich nicht einmal durch geschickte, immer wiederholte Hinweise auf die enorme Lächerlichkeit dieser Wauwau-Geschichten, und dann durch einen guten Ersatz, mit spannenden, aber vornehmern, nützlichern, nach Höherm strebenden Romanen, der auf Moritaten erpichte Interessentenkreis mit der Zeit verringern läßt. Jedenfalls ist das eine sicher: Der einigermaßen gebildete Teil des Publikums wird durch die geschilderten Kindereien im Zeitungsroman abgestoßen; nun sind aber die Gebildeten in erster Linie dazu berufen, für die Presse Propaganda zu machen, ergo . . .!

Man hört vielfach die Äußerung Beteiligter, die Beschränkung der Schauergeschichten — sagen wir lieber: der dummen Geschichten — auf ein Minimum würde der Zeitung erheblichen Eintrag tun. Dem halte ich folgendes Dokument entgegen: Ich habe seit Jahren den Zeitungsroman in einem Blatte verfolgt, das sich an die ärmsten, im allgemeinen weniger gebildeten Leser wendet, in einem sozialdemokratischen nämlich. Was fand ich da unter dem Strich? Einen der philosophierenden Romane Emile Zolas, eine Reihe von klassischen Novellen, so von Kleist, Gaudys „Schülerliebe" (wobei die lateinischen Zitate nicht einmal übersetzt waren), einen großen instruktiven Roman über die französische Revolution (wobei die französischen Zitate ebenfalls unübersetzt blieben) u. dgl. Von den novellistischen Beiträgen in der literarischen Beilage zum „Vorwärts" will ich nicht einmal reden, weil es sich hier wesentlich um die Provinzpresse handeln soll. So viel aber dürfen wir sagen: Wenn man schon einem exklusiven Arbeiterpublikum sozusagen literarisch kommen kann, warum sollte das gleiche bei der Bourgeoisie eine Unmöglichkeit sein?

Diesen Zuständen auf dem Gebiete des Zeitungsromans entspricht das übrige unter dem Strich vollkommen, ich meine: das literarische, künstlerische, populärwissenschaftliche Feuilleton. Seit der Veremundus-Krise hat sich in der Beziehung allerdings auch das Niveau der Provinzpresse gehoben; ich verweise auf das Beispiel des „Bad. Beobachters", der in einem ständigen Feuilleton Notizen aus dem angedeuteten Bereiche bringt. Im allgemeinen ist aber viel zu wenig geschehen, die Zahl der mittleren Blätter, die das genannte Gebiet nach wie vor nur als quantité négligeable behandeln, überwiegt bei weitem. Ein Vergleich mit der parallelen akatholischen Presse fällt sehr zuungunsten der unsrigen aus. Wer das sieht, begreift, wie gebildete Katholiken unmutig sagen können, ihre Presse biete ihnen nichts. Man stelle sich doch einmal vor, es sitze jemand auf einem einsamen Dorfe oder auf einem verkehrsarmen Landstädtchen ohne Kasino und Lesezimmer (ich denke hierbei namentlich an die Geistlichen und

Digitized by Google

Lehrer), dem es die Mittel nicht immer erlauben, sei es eine Revue, sei es eine der großen Tageszeitungen zu halten (es gibt solche Fälle!), und er wäre im wesentlichen auf die Provinzzeitung angewiesen, die er haben muß. Wie mangelhaft kommt diese meist seinen Bedürfnissen entgegen, wie unvorteilhaft sticht sie ab von der liberalen, die er um dasselbe Geld haben könnte! Wieder ein Beispiel: Man feierte den 100. Todestag Kants. Ich sah mir eine große Zahl Provinzblätter, katholische wie andere, darauf an, wie weit sie sich dafür interessierten. Am allerwenigsten waren die katholischen darunter vertreten, es gab bedeutende unter ihnen, die des Gedenktags aber auch mit keiner Silbe Erwähnung täten. Dagegen widmete das schon genannte sozialdemokratische Blättchen 6. Ranges Kant und seiner Bedeutung drei Leitartikel und eine Reihe von Feuilletons!

Ich denke, dies eine Beispiel genügt vollauf, um jenen ein für allemal den Mund zu schließen, die bei ähnlichen Anlässen achselzuckend zu sagen pflegen: „Es mag ja sein, daß Sie das interessiert und die Gebildeten unter Ihren Lesern auch. Aber die große Mehrzahl läßt das vollständig kalt! Es langweilt die Leser!" Welches Zeugnis wird da dem Bürgertum ausgestellt! Mit welcher Kaltblütigkeit wird hier die Unwahrheit gesagt! Denn eine solche ist es, gottlob! Man ist nicht so gleichgültig und uninteressiert, wenn es sich um etwas anderes handelt, als den täglichen Betrieb; man zeigt im Gegenteil eine große Wißbegierde, wovon sich jedermann überzeugen kann, der sich einmal den Winter über im Dorfe, mitten unter den „ungebildeten" Bauern aufhält. Da hat der eine dies, der andere jenes schon gehört oder gelesen, und wenn auch nur auf einem Umschlag oder auf sonst einer Makulatur, wo nicht gar, wie mir persönlich bekannt, auf dem stillen Dorfe die vom Großvater ererbten Schriften eines Voltaire, eines Jean Jacques Rousseau, eines Montesquieu von Hand zu Hand gehen! Ja, die „dummen Bauern" —, d. h. es gibt unendlich viele, die nicht die Möglichkeit hatten sich zu orientieren, aber wenn man darunter solche verstände, die sich nicht orientieren wollen, so wäre das eine Spezies, die wir besser in einem Altertumsmuseum suchen müßten. Ich appelliere an die Landgeistlichen, sie werden mir nicht unrecht geben!

Noch deutlicher für die Notwendigkeit, daß die mittlere Presse sich mehr um literarische und künstlerische Dinge kümmern müßte, spricht die Sachlage in den Städten und Städtchen. Da gibt es Gymnasien, Pensionate. Bleiben wir nur einmal bei der erwachsenen weiblichen Jugend unserer Bourgeoisie! Ich veranstaltete vor Jahren eine Umfrage nach der Stellung dieser Kreise — wohlgemerkt: ich spreche von katholischen! — zur Moderne, und wandte mich an kompetente geistliche Berater, wo ich es nicht aus erster Hand erfahren konnte. Das Resultat war: man las nicht nur Paul Bourget, sondern auch Zola —, und dies in einem Umfange, wie ich es mir nie hätte träumen lassen. Unter solchen Umständen ist es aber von vornherein klar, daß das Interesse dieser Kreise für eine Presse, die literarische Dinge völlig, oder doch ungefähr so, ignoriert, nicht besonders lebhaft sein kann!

Die Literatur wird nun, das hat seinerzeit in Naumanns „Hilfe" einer ausführlich dargelegt, von der Presse überhaupt mehr oder weniger stiefmütterlich behandelt. Wir machen uns oft lustig über die Buchkritik der Franzosen, die sich dort in einige wenige Zeitungen und Revuen gerettet hat, verdrängt von teuer bezahlter Reklame. Haben wir eigentlich ein Recht, über andere zu lachen, wenn wir das selber verdienten? Das „Waschzettel"-Elend ist zu bekannt, ich mag mich

Digitized by Google

darüber nicht verbreiten. Nur dies möchte ich aus langjähriger Erfahrung hier beifügen: in vielen Fällen tragen die Verleger einen großen Teil der Schuld an jener Misère. Nicht dadurch, daß sie eine Inhaltsangabe beilegen, sondern durch ihre fortwährende Unvertrautheit mit dem Betrieb auf den Redaktionen. Ein halbwegs bedeutender Verlag müßte nach einiger Zeit wissen, wie er's damit zu halten hat. Es gibt doch Wege und Bekannte genug, die darüber alle gewünschten Mitteilungen machen könnten. Aber wie oft begnügt man sich damit, daß der eingesandte Waschzettel mit den mehr oder minder geschickten Belobigungen der eigenen Firma erscheint und das Belegexemplar zugeschickt wird! Fehlt dann aus Versehen einmal der Waschzettel beim Rezensionsexemplar, so bleibt dieses auf dem Redaktionstisch auf Nimmerwiedersehen liegen, wenn es nicht, wie's in einem neuern Wiener Roman („Gährungen") trefflich geschildert ist, stillschweigend in die Bibliothek des Zeitungsverlegers oder seiner Freunde übernommen wird. Das ist das Schicksal so mancher Rezensionsexemplare. . .

Es berührt dann geradezu peinlich, wenn Blätter der genannten Art jahraus, jahrein die Literatur links liegen lassen, um plötzlich „literarisch" zu werden und die klassische Literatur und ihre Vertreter — von der die Leser an derselben Stelle nie was hörten! — an der Hand von Falkenbergs Einseitigkeiten in Grund und Boden zu verdammen. Es gibt katholische Zeitungen, und es sind keineswegs die geringsten, die wohl ausführlich erzählen, wie viel — Liebschaften Goethe gehabt haben soll, aber nicht, was Goethe unserer Kultur, der Welt bedeutet. Und es gibt Zeitungen, die sich nie an Diskussionen über Kunst beteiligen, ausgenommen wenn es sich darum handelt, die Kunstdebatten im Parlament zu kritisieren. Da erscheinen ex abrupto Exkurse über „Kunst und Moral" usw., und das Publikum, von dem bis dahin alles Künstlerische sorgfältig fern gehalten wurde, soll nicht nur zusammenhanglos eine ungewohnte Gelehrsamkeit über sich ergehen lassen —, nein, es soll zugleich auch entscheiden, wer denn in diesen Fragen eigentlich recht hat . . .

Der Notwendigkeit, über das Theater zu berichten, hat sich die kathol. Presse, wenn auch nicht ohne Widerstand da und dort, allmählich gefügt. Die erstarkende Konkurrenz hat die Bedenken gestillt, und die Pflege der Bühnenkunst auf dem Vereinsboden erforderte naturgemäß eine Berücksichtigung der städtischen Szene. Und wo ein Blatt vier Feuilletonspalten der immerhin unzulänglichen Aufführung eines (kastrierten) klassischen Stückes im Jünglingsverein oder eines religiösen Singspieles mit Lichtbildern widmet, da darf man es ihm schon nicht mehr sehr übel nehmen, wenn es fünfzig Zeilen für das Original oder für eine große Oper übrig hat. Indes sind auch auf diesem Gebiet noch Dinge möglich, die man erlebt haben muß, um sie zu glauben: Gelegentlich einer Gastspielserie von Agnes Sorma, wobei Stücke von Ibsen aufgeführt wurden schrieb der mir befreundete Theaterreferent eines besseren Provinzblattes, da er Ibsen erst einführen mußte, zwei Feuilletons über „Nora", nicht etwa „verstiegen", wie es nach dem folgenden scheinen könnte, sondern knapp und deutlich, so weit ausholend als eben nötig war. Einige Tage darauf erhielt der Redakteur mehrere Zuschriften von Geistlichen, meist von ältern Jahrgängen, sämtlich anonym, aber leicht bestimmbar, namentlich die eine, die, nachdem sie sich gleich den andern über die „Raumverschwendung" beklagt hatte, dagegen besonders protestierte, daß

Digitized by Google

der Redakteur „seine persönlichen Angelegenheiten, die doch gar nicht so interessant seien, vor der breiten Öffentlichkeit behandle". Man griff sich an den Kopf. Was wollte der Mann nur? Schließlich fanden wir's heraus: der Einsender der „Entrüstung", einer der angesehensten Geistlichen der Provinz, hatte „Nora" einfach für einen Mädchennamen aus der Gegend gehalten und sich eingebildet — da er die Artikel offenbar nicht las — der Redakteur möchte einer Jugendliebe oder dergl. zur Unsterblichkeit verhelfen. Man könnte über das groteske Mißverständnis lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre. Denn kritische Geister dieser Güte haben gar zu oft das große Wort zu führen, wo es gilt das Arbeitsgebiet unserer Presse zu bestimmen, und festzustellen, was nun das „Volk" eigentlich interessiert oder nicht.

Das Gesagte mag dazu dienen, daß die Forderung, es müsse sich unsere Presse mehr den geistigen Bedürfnissen der Neuzeit anbequemen, noch lauter ertöne!

Von jener Liebe sprich mir nicht....

Von jener Liebe sprich mir nicht,
Die flammend einst geloht —
Von jener sprich, die rein und licht
Uns leuchtet bis zum Tod.

Die durch des Lebens Wüstenei'n
Uns mutig wandern hieß
Und still voraus mit sanftem Schein
Den rechten Weg uns wies.

Von jener, die mit Glut im Blick
Mit uns am Grabe stand,
Als wir begruben Glück um Glück
Im kalten Schmerzensland.

Das ist die Liebe, die nicht stirbt,
Die keine Zeit verzehrt,
Die Seelen für den Himmel wirbt
Und kühn der Hölle wehrt.

O sprich mir von der Liebe nicht,
Die flammend einst geloht —
Von jener sprich, die rein und licht
Uns leuchtet bis zum Tod!

Wien. Franz Eichert.

Digitized by Google

Otto von Leixner als Lyriker.

Besprochen von Martin Greif.

Aus Schillers Kindheit ist uns überliefert, daß er gern von einem Stuhl als Kanzel herab seinen kleinen Spielkameraden gepredigt habe. Ähnliches berichtet uns von Otto von Leixner sein Biograph, der erzählt, daß er in einem von seiner Mutter gefertigten Priesterornate geistliche Reden als Knabe gehalten habe. Bei beiden Dichtern gab sich also schon frühe der gleiche Drang kund, das hervorströmende religiöse Gefühl in Worte zu fassen und dadurch die Hörer zu begeistern. Diese bedeutsame Übereinstimmung zeigt sie schon in ihrem Wesen verwandt, wie auch an dem rhetorischen Zuge zu bemerken ist, der vielen ihrer Werke eigentümlich, so verschieden auch sonst ihre Anlagen und die sie hauptsächlich beschäftigenden Gedanken sind. Diese Verschiedenheit liegt aber schon darin ausgedrückt, daß Schiller vor allem die Laufbahn des Dramatikers erwählte, während unser zeitgenössischer Poet sich mit größter Vorliebe auf didaktischem und erzählendem Gebiet bewegte, wie seine zahlreichen Prosaschriften in Sonderheit beweisen. Dabei aber hat er auch mit Liebe das schlichte Lied gepflegt und wie zur Erholung allen Gedankenballast abgeworfen, wenn er sich in den rein poetischen Äther singend erhob. Mit der Verehrung zu Schiller, dessen herrliche Gedichte wir immer wieder mit Bewunderung lesen, verträgt es sich daher gewiß auch sicherlich, wenn wir, bei der versuchten Parallele verbleibend, die Behauptung wagen, daß sein hochstrebender Nachfahr, der ja stets auch mit aller Begeisterung an ihm hing, sich zu einem volleren Liederdichter, als sein hohes Vorbild, entwickelte, so wenig wir auch bei ihm nach seinen so markanten Hervorbringungen auf dem Gebiete der Gedanken- und Spruchpoesie einen solchen ursprünglich in ihm gesucht hätten. Angesichts einer gegebenen Tatsache muß aber jeder theoretische Einwurf schweigen und man sollte sich daher auf seiten der Systematiker darauf beschränken, den tonangebenden Charakter hervorzuheben, der das hauptsächliche Gepräge der Werke dieses schaffensfrohen Dichters bildet, ohne jedoch seine offenbare lyrische Begabung grundsätzlich anzuzweifeln oder gar mißmutig zu ignorieren. Wohin kämen wir auch, wenn wir einem hochbegabten Poeten verbieten wollten, einfach weil es unseren Voraussetzungen widerspricht, sich auch auf einem von seiner bei ihm gewohnten Schaffensrichtung abweichenden Tätigkeitsgebiete gleichfalls schöpferisch zu erweisen? Diese Schärfe im Urteil führt doch nur zur Ungerechtigkeit und steht zudem häufig auch mit der gegenüber den Tagesberühmtheiten geübten Nachsicht in einem befremdenden Gegensatze.

Digitized by Google

Wenn wir uns in Otto von Leixners Dichten versenken, so finden wir in dessen ausgewählten poetischen Werken[1]) überall Proben echter Lyrik, am meisten natürlich in seinen das 1. Bändchen füllenden „Gedichten“ selbst, die zweifellos, und zwar nicht wenige, lyrische Perlen von unnachahmlicher Schönheit enthalten. Oder sind die hier folgenden Gedichte nicht etwa würdig, also bezeichnet zu werden?

Das wird es sein.

Das Mädchen sitzt am Rocken
Und still sie spinnt.
Worüber wohl die Kleine
So eifrig sinnt?

Da tritt ein schmucker Jäger
Zu ihr herein,
Und plötzlich reißt das Fädchen,
War wohl zu fein.

Mutterwort.

O glücklich, wem in Kindestagen
Ein warmes Mutterherz geschlagen;

Wem aus dem ewigtreuen Munde
Von echter Liebe kam die Kunde!

Wer dich auch liebt, o glaube mir,
Kein Mensch es meint so gut mit dir.

O halt ihr Wort in fester Hut,
Es macht das Herz dir rein und gut.

Es hellt das Aug' und stärkt die Hand
Und wandert mit von Land zu Land.

Hüte dich!

Daß ich dir Lieder sende,
Erscheint dir nur ein Scherz?
Hüte dich! Sie schleichen
Sich leise dir ins Herz.

So fließt denn meine Liebe
Hinüber in dein Blut,
Und eh du noch es ahnest,
Bist du dem Dichter gut.

[1]) Berlin, Otto Janke. 3 Bände. 8°.

Digitized by Google

Wir könnten, wenn es der Raum erlaubte, die Reihe noch lange fortsetzen. Aber auch das 2. Bändchen, das eine zyklische Dichtung, „Dämmerungen“ betitelt, umfaßt, die neben dem künstlerischen auch einen ethischen Zweck verfolgt, weist genug liederartige Gedichte auf, die hohen Preis verdienen, denn die Gebundenheit der Form durch den herzbewegenden Inhalt schwächt hier durchaus nicht den lyrischen Grundton, sondern sie hebt diesen sogar vielfach noch. Kann es doch auch nicht leicht höhere Seelenstimmungen geben, als dieses hohe Lied geläuterter Menschenliebe sie darbietet, die in den Wandlungen eines ursprünglich edlen, aus krankhafter Verdüsterung allgemach wieder genesenden Gemütes uns entgegentritt. Und ebenso enthält der den Schlußband bildende Roman in Liedern „Erträumte Liebe“, der die Geschichte zweier für einander schlagender, aber zur Entsagung durch ihr Geschick gezwungener, Herzen darstellt, lyrische Situationen in Fülle, die allein schon zu ihrer Erfindung eines reichen lyrischen Talentes bedürfen. So wird denn, auch ohne daß wir aus dem Zusammenhang größere Stellen anführen, der unvoreingenommene Leser erkennen, daß wir in Otto von Leixner einen Lyriker besitzen, dem dieser Name vollauf gebührt.

Juniabend.

Die Mädchen stehen träumend vor den Toren —
Wie schön der Tag, wie mild die Sonne war! . . .
Sie lächeln leise, glanz- und glückverloren,
Als würden fromme, frohe Märchen wahr.

Die weißen Tauben huschen hin und wieder
Im Abendschein. Du hörst die Schwingen kaum.
Kaum hörbar gleiten fromme Kinderlieder
Durch diesen großen, goldnen Ruheraum.

Und alles schweigt von Seligkeit umwoben.
— O welche Nacht, die solch ein Tag gebiert,
Wenn wo ein Herz, ins Traumgefild enthoben,
Der ersten Liebe leise Ahnung spürt!

München. S. X. Schrönghamer.

Digitized by Google

IX.

Wieder eine neue Zeitschrift! Diesmal im Süden: „Süddeutsche Monatshefte“[1]). Wenn man das Bildungsbedürfnis unseres Volkes nach der Menge der Tagesliteratur beurteilt, muß es ein außerordentliches sein. Das wäre an sich erfreulich. Und die neue Zeitschrift wird sicher dazu beitragen, dieses Bedürfnis in mancher Hinsicht zu befriedigen. Sie macht äußerlich und inhaltlich einen gediegenen Eindruck. Eine stattliche Reihe bekannter Mitarbeiter aus nationalsozialen und modernen künstlerischen Kreisen findet sich hier zusammen. In militärischen Kreisen wird die Zeitschrift besonders hoffnungsfreudig begrüßt. Soll sie doch den schriftstellernden Offizieren eine größere Freiheit gewähren als sie anderswo finden. Das wäre ein sehr vernünftiger Standpunkt. Mit dem moralischen Entrüstungsrummel gegen „Skandalromane“ wird nichts erreicht. Richtiger wäre es, die verantwortlichen Kreise zu ermahnen, alle Anlässe zu solchen Büchern aus der Welt zu schaffen. Bessern kann nur eine sachgemäße Kritik, und diese ist bisher durch die übergroße Empfindlichkeit der oberen Militärbehörden gegen die Presse häufig verhindert worden. Aus Heft 2 heben wir hervor den Aufsatz von Josef Hofmiller: „Die Tagebücher von Alban Stolz“ und aus Heft 3 die Schilderung von Alfred Leonpacher: „Bei Jesuiten“. Wir ersehen aus diesen beiden Beiträgen, daß die Redaktion gewillt ist, jeden Mitarbeiter ungehindert zu Wort kommen zu lassen. Das ist auch der einzig richtige Standpunkt. Er kann jeder Zeitschrift nur nützlich sein. Alles Schablonenhafte, das geistig selbständige Leser abschreckt, wird dadurch vermieden. Auch wäre es doch eine ziemlich kindliche Anschauung, für alle von der etwaigen Tendenz einer Zeitschrift abweichende Ansichten die Redaktion verantwortlich zu machen. Leider geschieht das noch vielfach.

In der „Alten und Neuen Welt“ nimmt unter den erzählenden Beiträgen der historische Roman von H. Sienkiewicz „Mit Feuer und Schwert“ noch immer den größten Raum ein. Der Roman ist selbst wie mit Feuer und Schwert geschrieben und wird zweifellos die Leser in hohem Maße fesseln. Vom

[1]) München und Leipzig, Verlag der Süddeutschen Monatshefte. Jahrespreis Mk. 12.—.

Digitized by Google

ästhetischen Standpunkt aus ließen sich verschiedene Einwendungen erheben. Allerdings, wenn man sagt, Sienkiewicz schildere etwas blutdürstig, so kann man darauf erwidern, daß es anno dazumal im Lande des weißen Adlers auch reichlich blutdürstig zugegangen ist. An belehrenden Aufsätzen ist in der „Alten und Neuen Welt" kein Mangel. Die deutsche Südpolar-Expedition unter der Leitung von Professor von Drygalski, der kürzlich aus Nacht und Eis wieder zurückgekehrt ist, wird in einem großes geographisches Interesse beanspruchenden Artikel mit prächtigen Bildern beschrieben. Ein Aufsatz unterrichtet über „die großen Museen Londons". Reich ist die illustrierte Rundschau. Überhaupt bietet der illustrative Teil viel, darunter das imposante allegorische Bild „Das Gesetz" von Agache und ein mehrfarbiges künstlerisches Einschaltbild „Lieber Besuch" von Friedrich Prölß. Ganz prächtig wirkt die Wiedergabe der Radierung von Konrad Grob „Winkelrieds Tod bei Sempach".[1]) Die „Alte und Neue Welt" ist uns immer eine alte, liebe Hausfreundin, die wir gern empfehlen.

Dasselbe können wir vom „Deutschen Hausschatz" sagen[2]). Einen größeren Kriminalroman veröffentlicht darin Friedrich Thiem: „Durch wessen Hand?" Fremdartig, aber interessant, mutet die Erzählung aus Böhmen „Ein Kreuzweg" an. Auch die kleineren novellistischen Beiträge und die Gedichte, zumal von M. von Ekensteen, sind sehr beachtenswert. Für gedeihliche Volksbildung sorgen solche Aufsätze wie „Populäre Darstellungen aus dem Gebiete des öffentlichen Rechtes" und „Wie erzieht man gesunde Kinder?" Die Abteilungen: „Der Naturfreund", „Für die Frauenwelt" und Bücherbesprechungen beschließen jedes Heft. Empfohlen wird unter letzteren Karl Schillers Handbuch der deutschen Sprache, das Lexikon und Grammatik zugleich ist und viele etymologische Belehrungen enthält, namentlich bezüglich fremdsprachlicher Wortformen. „Als Nachschlagebuch dürfte es in jedermanns Hand ausgezeichnete Dienste leisten"[3]).

Im 5. Jahrgang erscheint nunmehr die Vierteljahrschrift für Wissenschaft, Literatur und Kunst „Die Kultur", herausgegeben von der österreichischen Leo-Gesellschaft. Der Theologie-Professor Dr. P. Nivard Schlögl nimmt in Betrachtungen „Wissenschaft und Bibel" Stellung zu den Vorträgen von Delitzsch über „Babel und Bibel". Alexander Freiher von Helfert setzt seine Erinnerungen fort, diesmal „Aus der Radetzky-Zeit". Nicht minder hohes politisches Interesse darf die nach den amtlichen Berichten des preußischen Gesandten Guido von Usedom entworfene Schilderung „Papst Pius IX. im Revolutionsjahre" vom Freiherrn von Bischofshausen beanspruchen. Literargeschichtlich wertvoll ist der Aufsatz des Freiherrn von Schleiniz „Die Kelten im britischen Inselreich und die heutigen Versuche zur Wiederherstellung ihrer Kultur." Aus einer Reihe heimatlicher Erzählungen bietet Kralik die von „Heinrich von Osterdingen". Die ganze Fülle der mittelalterlichen Minnesingerromantik liegt darüber ausgegossen. Aber sie beeinträchtigt nicht die geschichtliche Wahrheitstreue. Richard von Kralik ist ein ausgezeichneter Kenner jener Zeiten, und nicht bloß ein äußerlicher: er hat ihren Geist erfaßt, er hat sich in ihn hineingedacht und hineingelebt, und die Kraft seines

[1]) Heft 13 und 14.
[2]) Heft 5.
[3]) Wien, A. Hartleben. 24 Lieferungen zu 50 Pfg.

Digitized by Google

Wortes läßt ihn wieder erstehen. „Eine Fabel vom Meeresstrande“ von Selma von „Lagerlöf“ beschließt das uns vorliegende Heft der Kultur.[1])

Josef Spillmann[2]) S. J. bespricht in den „Stimmen aus Maria-Laach“ die Gedichte von M. Herbert: „Einsamkeiten“[3]). Spillmann rühmt ihr tiefes Empfinden, das unmittelbar und unverschleiert zum Ausdruck komme und auf eine starke Individualität schließen lasse. Nur flackere noch eine gewisse Unruhe darin. Sprache und dichterische Form beherrsche M. Herbert in hohem Maße. Deshalb leiste sie auch in der Ballade wirklich Schönes.

Von der „Zeitschrift für christliche Kunst“ kann man sagen, daß sie immer auf der alten Höhe steht. Dafür sorgt schon ihr Herausgeber Domkapitular Schnütgen, eine Autorität auf diesem Gebiete. Aus den uns vorliegenden Heften[4]) erwähnen wir die Aufsätze von allgemeinem Interesse: „Die kunsthistorische Ausstellung in Düsseldorf“, die Besprechung der Aufsehen erregenden Schrift des Professors Strzygowski, „der Dom zu Aachen und seine Entstellung“; ferner „die Kalkarer Bildhauer auf dem Wege von der Gotik zur Renaissance“ und den Beitrag „Zur Tiersymbolik, namentlich auf Grabmälern.“

Die „Deutsche Literatur- und Kunst-Zeitung“, Organ des deutschen Literatur-Verbandes, bietet zunächst einen Aufsatz des Herausgebers Hugo C. Jüngst „Vom deutschen Feuilleton“[5]). Er hat den löblichen Zweck, die Presse auf ihre hohe Aufgabe hinzuweisen, die geistige Verflachung und Halbbildung zu verhindern, statt zu befördern, wie sie es vielfach tut. Daran ist die heutige Zeitungsindustrie schuld. Besonders wird auf dem Gebiete des Feuilletons gesündigt. Welche Erfahrungen haben wir in dieser Hinsicht allmählich gesammelt, zumal auf dem Gebiete des literarischen Raubes! Da sitzen manche Chefredakteure auf hohem Stuhle, die mit ihrer Tertianerbildung nicht imstande sind, den Inhalt der kleinsten wissenschaftlichen Miszelle zu würdigen, aber sie bringen Dutzende auf einmal und dazu noch manches andere „Wissenschaftliche“. Alles zusammengestohlen! Alles verständnislos zurechtgeschnitten und systemlos aneinander gekleistert. Prächtige Helden, diese Helden von Kleistertopf und Schere! Aber die „unparteiischen“ Annoncenplantagen bringen Geld, viel Geld! Trotzdem kommt ihren Fabrikanten nicht immer die moralische Verpflichtung zum Bewußtsein, die Schriftsteller, mit deren Arbeiten sie ihre Spalten füllen, zu honorieren. Selbst das neue Urheberrecht hat hier nicht überall Wandel geschaffen. Auch Hugo C. Jüngst stellt fest, daß unsere meisten Zeitungen weit mehr Geschäftsunternehmungen sind, Nachrichtenapparate, die der Neugierde und Sensationssucht dienen, statt daß sie die Bildung des Volkes zu heben bezweckten. Jüngst vergißt nur zu berücksichtigen, daß letzteres vielen Blättern überhaupt unmöglich ist, weil sie ihre Leser verlören, wenn sie deren Vorurteile und Beschränktheiten bekämpften. Es ist ja auch weit bequemer, sie auszunutzen. Sonst hat uns noch ein Aufsatz von Th. Ebner über Clara Viebig, mit wertvollen Lebensdaten der Dichterin, interessiert.

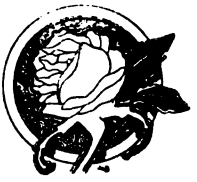
---

[1]) Heft 1.
[2]) Heft 3.
[3]) Köln, J. P. Bachem. Geb. Mk. 3.—.
[4]) Heft 11 und 12.
[5]) Heft 2.

Digitized by Google

Die von Armin Kausen begründete „Allgemeine Rundschau“ [1]) erfreut sich, wie wir erwarteten, einer allseitigen günstigen Aufnahme. Die zahlreichen Preßstimmen heben die Notwendigkeit dieser Wochenschrift hervor, anerkennen den ebenso interessanten wie wertvollen Lesestoff und rühmen besonders den ruhigen und vornehmen Ton der Diskussion. Die Wochenschrift könne mit ihrem bisherigen Erfolge recht zufrieden sein, aber eine weitere tatkräftige Unterstützung sei notwendig. Wir wünschen diese der „Allgemeinen Rundschau“ aufrichtig, damit sie zu einem angesehenen und einflußreichen Organ sich entwickele, in dem das Recht der Kritik entscheidend zur Geltung kommen kann; denn zu kritisieren und reformieren ist manches im katholischen Geistesleben. Heidenberg.

[1]) München, Verlag der „Allgem. Rundschau“. Bezugspreis vierteljährlich Mk. 2.40.



So soll dein Ende sein.

Wie Sonnenuntergang, deß' glühend Rot
Über die Lande noch grüßend loht,
Widerleuchtet vom spiegelnden See
Und von der Berge ewigem Schnee
Prächtig mit stillem, verklärendem Schein —
So soll dein Ende sein.

Wie einer Blüte Fall, die vom Geäst
Müde zur Erde sich niederläßt,
Wenn die Sonne ihr Sehnen gestillt,
Wenn die Frucht, die kernige, schwillt,
Wie dieser Blüte Tod: erfüllungsrein —
So soll dein Ende sein.

Tübingen. Max Kienningers.

Digitized by Google

Eine Verpflichtung zur Besprechung eingesandter Bücher, sowie zur Rücksendung nicht besprochener Bücher wird nicht übernommen.

Romane und Novellen.

Meredith, George. **Richard Feverel.** Eine Geschichte von Vater und Sohn. Autorisierte Übertragung von Julie Sotteck. Berlin 1904, S. Fischer. 677 S. 8°. Mk. 4.— [5.—].

Es hat fast ein halbes Jahrhundert gedauert, bis der vorliegende Roman ins Deutsche übertragen wurde. Denn schon 1859 ist die erste englische Ausgabe dieses ersten größeren Werkes des nunmehr vielleicht bedeutendsten englischen Romanciers erschienen. Auch in seinem Heimatlande brauchte Meredith lange, bis er anerkannt wurde, und „Richard Feverel" fand ursprünglich nur eine kühle Aufnahme beim englischen Publikum. Er ist auch kaum für einen großen, breiten Leserkreis, der nur Unterhaltungsbedürfnis hat, besonders geeignet. Allerdings bietet er auch in stofflicher Hinsicht viel; aber die Hauptstärke dieses philosophisch-pädagogischen Romans liegt doch anderswo. Sir Austin Feverel will seinen Sohn nach einem eigenen „System" erziehen, während das Leben ihn doch erfaßt und nach seinen Gesetzen sich entwickeln läßt. Der Roman ist mit großer psychologischer Intuition und mit einer Realistik geschrieben, wie wir sie bei den englischen Romanschriftstellern der 50er und 60er Jahre nur selten finden. Nur die manchmal weit hergeholten eingestreuten Betrachtungen, der gelegentliche Mangel an Klarheit in der Entwicklung der Handlung und hie und da eine etwas unwahrscheinliche Situation erscheinen unserm Geschmack als Fehler. Auch liest sich das Buch, so interessant es ist, etwas schwer; trotz glänzender Vorzüge besitzt Meredith die Gabe nicht, einen Stoff so leicht und graziös zu behandeln, daß man die darauf verwendete Anstrengung nicht merkt. Eigen ist Meredith auch ein grimmer, tiefer Humor und schelmischer Spott, der sich besonders über die zeitgenössische Kultur und Gesellschaft ergießt. Für Erzieher und alle, die ein Stück tiefer erfaßte menschliche Komödie und Tragödie genießen wollen, ist der Roman zu empfehlen.

München. Dr. Lohr.

Saracini-Belfort, Luisa Gräfin, **Kein Roman. Der Freiplatz.** Zwei Erzählungen. Wien 1904, Carl Konegen.

Ein ungeschicktes Buch. Nichts Raffiniertes, am allerwenigsten raffinierte Technik steckt in ihm. Es ist fast nur künstlerischer Rohstoff, wenig verarbeitet und konzentriert, den sympathische, weibliche und mütterliche

Digitized by Google

Empfindungen beherrschen. Hie und da wird man wohl auch durch Spuren eines unaufdringlichen Talents überrascht, das sich meist in Kleinigkeiten zeigt. Für die nicht gerade seltenen Verstöße gegen die sprachliche Reinheit entschädigen einige allgemeine Sätze, die errungene Lebensweisheit zu sein scheinen, wie überhaupt das Buch den Eindruck des Wahren, Erlebten macht. „Kein Roman" besteht aus Tagebuchblättern einer Erzieherin, die ihre Erlebnisse in zwei verschiedenen Häusern schildert. Die Erzählung klafft ohne erkennbare, innere Verbindung — es müßte denn sein, daß der Gegensatz zwischen den jeweiligen männlichen Helden als Bindeglied gedacht ist — in zwei Teile auseinander. In „Freiplatz" nimmt die Verfasserin Stellung gegen die „nivellierende Schablone der Schule", der Pensionat- und Klostererziehung. Das Seelenleben eines kleinen Zöglings ist mit mütterlichem Empfinden und nicht ohne psychologische Feinheiten geschildert, aber freilich Kunst als Ganzes ist auch diese Erzählung nicht.

Ludwigschorgast i. Obfr. Max Behr.

Steyregger Sepp, **Die Peri.** Roman. Wien und Leipzig 1903, Österreichische Verlagsanstalt. 294 S. 8°. Kr. 4.—.

Die Geschichte eines wohlhabenden Bauernsohnes wird uns in diesem Buche nicht eben technisch geschickt erzählt. Die Führung der Handlung ist das schwächste an dem Roman. Steyreggers Talent ist ein unbotmäßiges, knorriges, das noch stark mit dem Boden verwachsen ist, aus dem es sprießt, und sich von diesem nicht zu vollständiger, künstlerischer Freiheit loslösen kann. Daher auch das Sprunghafte, das bäuerliche Staunen des Helden vor dem Laster der Großstadt, das doch etwas Lüsternes hat, trotz allen Schimpfens und Verwerfens. — Jene Stellen aber, wo des Autors gesunde Lebensauffassung, die keine großstädtische Dekadenz angekränkelt, ganz zum Durchbruch kommt, sind hoch poetisch, und tief sittlich und lebenswahr. Freilich fallen diese Stellen aus dem Ganzen des Buches noch zu sehr wie eingelegte Episteln heraus, — so die schöne Stelle auf S. 70—72.

München. Carl Conte Scapinelli.

Christaller, E. G., Ein kleiner Kulturkampf. Akten und Erlebtes zu dem satirischen Roman „Prostitution des Geistes". Ingenheim a. d. B. 1903, Suevia-Verlag. 59 S. 8°. br. Mk. 1.—.

Christaller, Helene, **Frauen.** Novellen. Ebda. 1904. 119 S. 8°. brosch. Mk. 1.50 [2.25].

Im 4. Jahrgang der L. W. besprach ich S. 249 f. den obengenannten Roman Christallers. Jetzt folgt mit dem Motto: ‚habent sua fata libelli' eine kleine Schrift, die man heute vielleicht: ‚autour d'un petit livre' taufen würde. Sie schildert jenes Buches Folgen mit gutem Humor und ist nicht nur für den Theologen von Interesse; über das Verhältnis des Schriftstellers zu seinen „Modellen", und des Publikums Vermutungen darüber, ist manch ein ergötzlicher Satz darin zu lesen. Für den Kritiker sehr interessant ist ein beiliegendes Heftchen, das auf 36 Seiten eine große Zahl ungekürzter Besprechungen des Romanes bringt — die „L. W." ist auch dabei. Das gibt Gelegenheit zu sehr lehrreichen Vergleichen.

Die „Novellen" des zweiten Bändchens, deren Verfasserin die Gattin des Romanschriftstellers ist, haben nur einen Fehler: es sind keine Novellen. Höchstens die vorletzte der sechs in dem Bändchen vereinigten Skizzen „Neues Leben" kann auf diesen Rang Anspruch erheben. Die anderen greifen für eine Novelle nicht tief genug und bleiben im Rahmen der short story. Frisch und lebendig und aus guter Beobachtung heraus sind sie alle geschrieben. Zum Teile liefern sie ohne jede Aufdringlichkeit reizvolle Beiträge zur Psychologie

Digitized by Google

des protestantischen Pfarrhauses, und zwar in weit milderer Form als sie der Herr Gemahl in seinem Romane geboten. Die heitere Kinderstubengeschichte „Etwas Lebendiges" fällt aus dem Rahmen des Gesamttitels so ziemlich heraus, unter dem die übrigen, die der Frauen Opferfähigkeit zum Lieblingsthema haben, einen guten Zusammenklang bieten.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Drama.

Marbach, Hans, König und Kaufmann. Historisches Drama. Dresden 1903, Carl Reißner.

Das Drama behandelt die Ereignisse der französischen Geschichte während der letzten Regierungszeit Karls VII. und der ersten Tage seines Nachfolgers Ludwigs XI., also etwa der Jahre 1440—63. Shaksperes Historien scheinen als Muster gedacht, allerdings, ohne daß das Werk seinem Vorbilde ähnlich geworden wäre, wenigstens nicht im guten. Die Menge des äußerlich zu bewältigenden Stoffes würde die lose Komposition immerhin entschuldigen, wenn die in jedem Aufzug gebotenen Bilder von einem das ganze Drama beherrschenden Hauptcharakter innerlich zusammengehalten wären. So aber ist wirklich nicht zu entscheiden, wer denn eigentlich der Held ist, ob Karl VII. oder sein Sohn Ludwig oder der junge Kaufmann Jean Devillage, dessen Geschick, eng verknüpft mit dem der Familie Coeur, die ihrerseits dem Hofe wieder nahe steht, vom Dichter mit besonderer Teilnahme ausgestaltet und dadurch friedlich gelöst wird, daß Ludwig seine Vermählung mit der Tochter jenes Hauses vermittelt. — Technisch ist das Stück schablonenhaft korrekt. Kaum, daß etwas geschieht; es wird fast nur berichtet, meist in breit ausgesponnenen Dialogen, die mit reflektierenden Monologen abwechseln und nicht dazu beitragen, Spannung und Interesse hervorzurufen. Die Lektüre ermüdet, und auch eine Aufführung würde kaum etwas anderes wecken als Langweile.

Hattingen. Dr. Erich Sieburg.

Hirschfeld, Georg, Nebeneinander. Schauspiel. Berlin 1904, S. Fischer. 107 S. 8°. Mk. 2.—.

Georg Hirschfeld hat sich mit seinem Drama „Mütter" rasch in literarischen Kreisen einen Namen gemacht, weil dieses Stück erstens von einer gewissen, bei modernen Autoren höchst seltenen, Gemütstiefe durchdrungen ist, zweitens auch, weil die Figur des dekadenten Musikers, der sein Elternhaus verließ, psychologisch sehr fein gezeichnet war. Was ihm in den „Müttern", in „Zuhause" und in „Agnes Jordan" so überraschend gelang, das Familienleben zu zeichnen und die Konflikte, die aus diesem herauswachsen, zu erfassen, macht auch den Vorzug seiner neuesten dramatischen Arbeit aus; freilich sind ihm hier die Charaktere lange nicht so klar gelungen, weil er zur inneren Handlung, die dem Ganzen den Titel gibt „Zum Nebeneinanderleben zweier Gatten" (im Gegensatz zum Für- und Ineinanderleben), eine starke äußere Handlung formte, die die innere samt ihren Konflikten eigentlich verwischt. Dafür erhielt er aber durch letztere einige bühnenwirksame Szenen, die ihm beim Zuschauer sicher mehr nützen, als beim Leser.

Die Handlung ist kurz folgende: Kaufmann Hellwig lebt nun schon 25 Jahre in äußerlich höchst glücklichster Ehe mit Marianne. Die vielen armen Verwandten, die er unterstützen muß, und die Verschwendungssucht seiner Frau bringen ihn schließlich dazu, sich die Gelder seines Chefs anzueignen. Am Tage der silbernen Hochzeit, da der „verlorene" Sohn Theodor samt seiner „Braut" wieder nach Hause zurückkehrt, erscheint der Sohn seines Chefs, und seine langjährigen Betrügereien sollen

Digitized by Google

aufkommen. Diese Aufregungen werfen den starken Mann nieder, sein Sohn will ihn moralisch wieder aufrichten, ihm die Hoffnung auf ein neues Leben geben, doch der Vater findet an Marianne nicht den genügenden Halt, — sie hat zu lange neben ihm, statt mit ihm und für ihn gelebt, — und so vergiftet sich der verzweifelte Defraudant. —

Dies wird uns mit viel Gefühl, mit viel verzeihendem, verstehendem Sinn erzählt, aber doch mehr äußerlich als innerlich. Die „Familie" und der „verlorene Sohn", diese beiden Erscheinungen aus früheren Werken Hirschfelds, werden weder als genügendes Movens, noch als nebensächliche Motive geschildert, sie laufen neben dem anderen Beweggrunde nur so einher und stören durch ihr Vorhandensein, ohne der Handlung wesentlich zu nützen.

München. Carl Conte Scapinelli.

Literaturgeschichte.

Salzer, Dr. Anselm, **Illustrierte Geschichte der Deutschen Literatur.** Liefg. 7—9. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Drei weitere Lieferungen geben mir willkommenen Anlaß, dies prächtige Werk aufs neue wärmstens zu empfehlen. Es nimmt schon den bloßen Beschauer gefangen durch seinen vorzüglichen Bilderschmuck, und der kritisch prüfende Leser kann das Urteil des Auges fast durchweg bestätigen. Nur hie und da gerät der Verfasser in etwas langatmige Sätze hinein; im ganzen liest sich seine Darstellung sehr gut.

Sachlich muß ich besonders hervorheben die Einleitung in den Minnesang, die über das viele Befremdliche, das jener Kunst für den modernen Menschen innewohnt, sehr gut zum rechten Verständnisse leitet; dann die Darstellung des Sängerkönigs Walther. Daß in einem Werke, das auf 25 Lieferungen berechnet ist, also ca. 900 Seiten zur Verfügung hat, der Raum von 23 Seiten für den einen Dichter doch wohl etwas unökonomisch bemessen ist, vergißt man gerne, wenn man diese Seiten liest. Doch sollen die Bedenken über des Werkes Wachsen nicht neuerdings vorgebracht werden.

Für den Namen Troilus S. 225 Z. 24 ist wohl Hektor zu setzen, und S. 241 Z. 8 die Zahl beim Namen Maximilian III. in II. zu ändern. Nicht glücklich sind einige Ausdrücke, wie „harnaschrahmig" (S. 259. Z. 31) und „Tafelrunder" (S. 276 Z. 28), nicht völlig klar einige Wendungen, z. B. wenn S. 282 Z. 3 von einem Werke, das zwei Seiten früher (S. 280) mit Salomons Tode endet, gesagt wird, es sei bis zum Buche der Richter „fortgesetzt" worden.

Ob die Einteilung des Parzival in Abschnitte von je 30 Zeilen (S. 247) überhaupt auf den Dichter selber zurückgeht? Oder ist sie nur eine zufällige Folge des Formates, das dem Schreiber eben nicht mehr als 30 Zeilen in einer Kolumne gestattete? Die Erklärung des rätselhaften Wortes Rügeliet (S. 286) dürfte neu sein; schade, daß keine näheren Belege dafür beigebracht sind. S. 316 Z. 19 wäre es wohl angezeigt gewesen, dem Namen Philipp die Bezeichnung „von Frankreich" beizufügen; solch nähere historische Kenntnisse kann man von den meisten Lesern nicht verlangen, und von Philipp v. Frankreich war vorher nie die Rede. Ob es ganz richtig ist, von der der Kirche stets feindlichen Gesinnung des Hauses Staufen (S. 312) zu sprechen, mögen die Kirchenhistoriker entscheiden.

Solch kleine Schönheitsfehler hindern mich aber nicht, dem ganzen Werke wiederholt meine hohe Anerkennung zu zollen. Die Beilagen bringen wieder eine Reihe von Handschriftproben aus alte und neuer Zeit, ich nenne mit besonderem Danke ein

Digitized by Google

Blatt der altsächsischen Genesis (Beil. 6). Die Wiedergabe der Miniaturen, z. B. der Heidelberger Liederhandschrift, entsprechen den höchsten Anforderungen. So braucht das Werk nur noch eines: recht viele Käufer — und die wünsch' ich ihm von Herzen; denn ich weiß, daß keiner den Kauf bereuen wird.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Strophen Christian Günthers. Ausgewählt, eingeleitet und herausgegeben von Wilhelm von Scholz. Leipzig 1902, Eugen Diederichs. 182 S. 8°. Mk. 2.—.

Von Christian Günther ist vor allem der Ausspruch Goethes bekannt, daß er sich nicht zu zähmen wußte und ihm Leben und Dichten zerrannen. In seiner Einleitung betont W. v. Scholz im Gegensatz hierzu den mächtigen Lebensimpuls in Günther, das ungeheure positive Drängen in ihm, das sich selber vernichtete. Sein Schicksal war ein Zuviel, dem nur ein Heroe gewachsen gewesen wäre. Wenn Günther eine „erste verfrühte Blüte des deutschen Geistesfrühlings im 18. Jahrhunderts" bedeutete, so stand die Welt, „als Goethe aufwachte, ringsum schon mitten im Frühling". 1695 zu Striegau als Sohn eines armen Arztes geboren, fehlten die Mittel zum Studium, das ein wie zufällig eingreifender Kollege des Vaters (Dr. Thiem aus Schweidnitz) dennoch ermöglichte. In dieser Geldmisere liegt das erste Moment der Haltlosigkeit Günthers; ein zweites trat bereits beim Schweidnitzer Aufenthalt zutage, wo er gegen Ende eines fünfjährigen Studiums auf der „Gnadenschule" sich einem Genußleben hingab, das „später zwischen Alkoholrausch und sinnlicher Wollust hin- und herschwankte" (XIII). Als Student der Medizin konnte er es nicht zu einem Ziele bringen, Hofdichter in Dresden wurde er auch nicht, die Verstoßung durch seinen Vater verbitterte ihm stark das spätere Leben. Von Ort zu Ort wandernd, längere Zeit krank und elend, von der Gelegenheitsdichtung lebend oder auf Gönner angewiesen, starb er, noch nicht 28 Jahre alt, 1723 in Jena. „Sein Genußleben hatte die Kraft seines Körpers untergraben", urteilt Scholz. Übergehend zu einer Charakteristik von Günthers Lyrik, stellt er in der Jugend die Fähigkeit voran, pathetisch das Allgemein-Menschliche zu verkünden, daneben wirkte ein tiefes Versenken in das eigene Erlebnis, das, oft nicht bedeutend genug, um künstlerisch zu wirken, dennoch immer menschlich interessiert. Bei der Reife durchdringen sich diese gesonderten Begabungen. Günther war daneben witzig und satirisch; aber seine Verse dieser Art blieben im Zeitgeschmacke stecken. Treffend wird die Wirkung seiner reifen Stücke so formuliert: archaisch, eine Kunst des Anfangs, die zur Klassik zu führen bestimmt ist. Seine Anfänge und Vorklänge vollenden sich bei Goethe.

Auswahlausgaben von Günthers Lyrik hielt man schon sehr früh für nötig. Scholz kritisiert die Ausgaben von Roquette und Litzmann. Er selbst gibt „nur die vollendet schönen Strophen und Stellen aus seinen Gedichten: die aber auch alle". Es ist dies zwar ein etwas gewaltsames Verfahren und es ist nicht zu verkennen, wie mir scheint, daß die radikale Amputation manchem Versgebilde nicht gut bekam. Den Vorwurf gegen die beiden anderen Editionen, „daß sie die glühendsten sinnlichen Gedichte Günthers auslassen, daß mithin eine der tiefsten Seiten seines Wesens nicht voll zum Ausdruck gelangt", will Scholz nicht auf sich laden. Er hat „alle durchweg interessanten Gedichte aufgenommen", viele gekürzte aus biographischen Gründen; „Günthers Erotik hat in diesem Buche die Stelle erhalten, die sie in seinem Leben einnahm".

Gewiß würde in Günthers literarischem Bilde der Hauptzug fehlen, wenn seine

Digitized by Google

Liebeslyrik fehlte. Daß sie freier und deutlicher ist, wie die in der Beschränkung große klassische Kunst, deren Vorspiel sie gleichwohl ist, kann nicht befremden. Schiller hat darüber ein kräftiges Wörtlein bei der Besprechung der Gedichte Bürgers gesagt. Aber wie man des letzteren Königin von Golkonda mit Recht von einer nicht gerade für die Hand des Literaturforschers bestimmten Ausgabe ausschließt, so hätte nach meiner Meinung der Herausgeber Günthers auch noch manches Elaborat unterdrücken können, bei dem augenscheinlich der Stoff und der eindeutige Witz die Hauptsache war. Namentlich gilt dies von dem „Hochzeitsscherz", der fast an pikante Lektüre für Herren gemahnt. Im übrigen aber bietet Günther an tiefempfundenen Liedern vom Tode und selbst an Versen religiösen Aufblicks viel Schönes. Eine Lektüre für jeden ist's freilich nicht.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Pughe, F. H., Führende Dichter im Zeitalter der Königin Viktoria. Wien 1904, Karl Konegen. 102 S. gr. 8°. Kr. 2.—.

Das Wort poet (= Dichter) bezeichnet in England nicht dasselbe wie bei uns in Deutschland. In England hat es einen viel engeren Sinn und wird gewöhnlich nur auf den Lyriker und Epiker angewandt, nie auf den Prosadichter. Daher fallen für den Verfasser vorliegenden Büchleins, der geborener Engländer ist, die meisten Literaten des von ihm behandelten Zeitraumes weg und übrig bleiben im wesentlichen nur Tennyson, R. Browning und E. B. Browning, Matthew Arnold, Swinburne, William Morris, Dante G. Rossetti und seine Schwester Chr. Rossetti. Über diese orientiert nun die Schrift in befriedigender Weise. Die Urteile sind fast ausschließlich englischen Quellen entnommen; der Autor selber tritt ihnen gegenüber sehr zurück. Tüchtig und verdienstvoll ist besonders die Vorrede. Pughe zeigt darin, wie auch die Dichtung im Zeitalter der Königin Viktoria das Spiegelbild der Zeitkultur und der Zeitverhältnisse war. Weiterhin beklagt es Pughe mit Saintsbury, daß „die zeitgenössische Philologie jetzt dazu neigt, die linguistische und rein philologische Seite des literarischen Studiums allein für sich als ‚wissenschaftlich' zu beanspruchen, während sie die literarische Kritik dem Laien überläßt." Ein großer Übelstand! — Im Verzeichnis der benützten Literatur vermissen wir manche wertvollen Werke: So W. E. Wace, A. Tennyson; Ritchie, Records of Tennyson, Ruskin and Browning; den betreffenden Abschnitt aus Mc Carthy's "History of our own Times" ꝛc.

München. Dr. Lohr.

Lyrik und Epos.

Müller-Amorbach, Wilhelm, Schlitzohr. Eine Geschichte aus dem Spessart. Mit Buchschmuck von J. Ulrich. Aschaffenburg 1902, C. Krebssche Buchhandlung. 56 S. 8°. Mk. 1.—.

Eine romantische Nixengeschichte wird schlecht und recht, ohne Hervorkehrung weiterer künstlerischer Absichten in Hexametern vorgetragen, die hier und da mehr als nötig die rauhe ungelenke Weidmannszunge ausprägen, von der sie angeblich erzählt werden. Den Besuchern des Spessarts wird indes das Werkchen in seiner ausgesucht schönen Ausstattung eine hübsche und oft hervorgesuchte Erinnerung an die trauliche Einsamkeit dieses Gebirges bieten, die als eine Gabe unbedenklich auf dem Salontisch für jedermann ausliegen darf.

Köln. L. Kiesgen.

Gedichte. Herausgegeben vom Literarischen Verein „Der Westen". Essen 1903, Baedekersche Buch- und Kunsthandlung. 79 S. 8°. Mk. 1.—.

Digitized by Google

In dem Büchlein geben sich acht Poeten ein Stelldichein. Über die meisten läßt sich weiter noch nicht viel sagen; sollten sie aber den drei wirklichen Poeten, die zu uns sprechen, die Veröffentlichung erst möglich gemacht haben, so haben sie damit eine gute Tat getan. Da ist zuerst ein artiger Dialektpoet, Wilhelm Crone, der just ein so weiches Gemüt besitzt, wie es ein Dichter braucht. Man lese „Baukfink un Smid" oder „Glück". Der tüchtigste der Gesellschaft ist Wilhelm Lennemann, der die Herausgabe besorgte. Er bannt sehr feine Stimmungen, hat Glut und Anschaulichkeit und zeigt auch einen leisen religiösen Zug, der ihm gut zu Gesicht steht. Man wünschte, ihm in einer größeren Sammlung von Eigenem zu begegnen. Mehr glutvoll, leidenschaftlicher, gibt sich H. Schmidt-Reinecke, eine echte Begabung, die etwas verspricht. Erwähnt seien auch noch drei hübsche Gedichte von Walter Stein.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Paul Verlaine. Ausgewählte Gedichte von Otto Haendler. Straßburg 1903, Heitz & Mündel. 117 S. 8°. Mk. 3.—.

Das Buch enthält außer einer gut orientierenden Einleitung über das Leben Verlaines Übertragungen aus Poèmes Saturniens, Fêtes Galantes, La Bonne chanson, Romances sans Paroles, Sagesse, Jadis et Naguère, Amour, Bonheur und ein Sonett, das in dem Buche Verlaine intime von Ch. Donos (S. 229) mitgeteilt ist. Gedichte bedenklichen Inhalts sind ganz vermieden. In dieser Hinsicht ist die vorliegende Sammlung der von Stefan Zweig edierten vorzuziehen. Haendler spricht im Vorwort ausdrücklich davon, daß er auf die musikalische Wirkung besonders Gewicht gelegt habe und sagt: „Als Poet, nicht als Philologe, wollt ich der Vermittler sein zwischen dem fremden Dichter und meinen Volksgenossen." Wenn sich auch die Gedichte im ganzen glatt lesen, so ist doch von einer besonderen Sorgfalt für die musikalische Wirkung des Verses wenig zu spüren. Auch das Poetenblut pulst nicht immer. Als besonders auffallende Stellen seien erwähnt: „Hoch hebt dich meiner Liebe Genius, zu Höh'n, da nimmer Ziegenlaunen grasen" S. 87 (Oui, mon amour monte sans biaiser Jusqu'où ne grimpe pas ton pauvre amour de chèvre). Ferner: „Eine Wiege bin ich, eine Hand tut mich wiegen, In der Gruft lieg ich: Hier wird geschwiegen! S. 96 (Je suis un berceau Qu'une main balance au creux d'un caveau: Silence, silence!) Die deutschen Zeilen muten fast wie eine Verspottung an! Weiter: „Das fahle, spitze Studentengesicht" (S. 103) und „Ertrunkener Hoffenungen" (S. 72). Das ist nicht Musik, nicht Poesie. In literarischer, künstlerischer Hinsicht sind die Übertragungen bei Zweig, die zufällig mit den Haendlerschen korrespondieren, alle bedeutender. Daneben sei gern das Verdienst dieser schwierigen Arbeit, einen Verlaine in charakteristischen Proben zu verdeutschen, anerkannt, und das Buch zur Einführung in sein Verständnis empfohlen. Der Ausdruck „überladener Jesuitenstil" (S. 26) ist mir nicht verständlich.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Kunstgeschichte.

Sepp, Prof. Dr. Joh. Nep., **Ludwig Augustus,** König von Bayern und das Zeitalter der Wiedergeburt der Künste. Regensburg 1903, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz XIV u. 965 S. Mk. 10.—.

Mit Vasaris bekannten Künstlerbiographien hat man dies Werk verglichen; ob der Autor sich gerne mit diesem Anekdotenjäger zusammenstellen läßt, weiß ich nicht. Die Fälle von Einzelheiten, mehr und minder verbürgten Äußerungen und kleinen Geschehnissen geben dem Vergleiche

Digitized by Google

ebensogut einige Berechtigung wie die breite Behandlung des Kunstlebens, der dem Untertitel entspricht. Das Buch wird denn auch — ebenso wie Vasari — als Geschichtsquelle dienen, weil es ein Augenzeuge verfaßt; es wird aber auch — wieder ganz wie Vasari — mit großer Vorsicht zu brauchen sein, weil es durchaus persönlich, mit deutlicher Subjektivität, geschrieben ist. Die überall durchbrechende Persönlichkeit, die jeder aufspringenden Gedankenverbindung nachgibt, verleiht dem ganzen Werke eine etwas krause Form, aber auch einen großen persönlichen Reiz: man sieht überall den knorrigen Tölzer herauslugen, der sich über alles ausläßt, was ihm nicht paßt, ob es nun streng zum Thema stimmt oder nicht — vergleiche die Ausführungen über Syllabus und Vatikanum, die herzlich wenig mit dem zu tun haben, was des Werkes Titel nennt. Das Register, das mehr als 26 Seiten umfaßt, nennt so manchen Namen, den man hinter diesem Titelblatte nimmermehr gesucht hätte.

Für uns sind von besonderer Bedeutung das 3., 16. und 18. Kapitel (im ganzen sind es 73). Sie behandeln des großen Bayernkönigs Beziehungen zur Dichtkunst und seinen eigenen poetischen Arbeiten. Die Begegnung mit Goethe (191 f.), die bei aller Verehrung den jungen Bayernkönig allem Anscheine nach ziemlich kalt gelassen, sei nur erwähnt. Bedeutsam und bisher vielleicht zu wenig gewürdigt ist Ludwigs Stellung als Freiheitssänger der napoleonischen Zeit (S. 29 ff.). Sepps rückschauendes Urteil über diese Gedichte (S. 186) scheint mir sehr richtig: „Sie sind in Gedanken kerngesund, und wenn rhythmisch mitunter unfertig, doch von gediegenem Golde, ja in ihrer historischen Bedeutung ungleich wichtiger, als hunderte von wohlziselierten Balladen und Romanzen unserer nüchternen Zeit. Ein Gedicht aus der Mansarde, mag es auch formell abgerundeter sein, hat gewiß nicht die Bedeutung wie ein Freiheitslied, an den Stufen des Thrones angestimmt." Die folgenden Seiten bringen eine Übersicht über die dichterischen Regungen in und um Ludwig, die manche bedeutsame Einzelheit enthält. S. 218 ff. erhalten wir einen Einblick in Ludwigs Interesse an der Bühnenkunst; kommen uns auch einzelne der königlichen Äußerungen und Anordnungen (S. 222 f.) heute ein wenig zopfig vor, so könnte man doch Gott danken, hätte man auch jetzt noch einen Fürsten, der sich mit solchem Interesse und solchem Verständnisse an den Bühnenfragen und Bühnensorgen beteiligte, wie dies Ludwig von Bayern getan. Es ließe sich vieles und besseres an den Hoftheatern erzielen.

Zwei Bildnisse, das des Königs und das seines Biographen, schmücken den mächtigen Band, Johannes Schrotts „Elegie auf König Ludwig" schließt den Text ab.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Grimm, Hermann, **Das Leben Raphaels.** 4. Aufl. Stuttgart 1903, J. G. Cotta. 8°. Mk. 6.—.

So vortrefflich des Autors „Michelangelo", so zusammenhangslos und unzulänglich ist dieser Band über Raphael. Schon von Beginn stand über dem Werk, das allzuviel bloß „gesammelte Essais" enthält, ein Unstern: A. Springer und vor allem Woltmann verurteilten die darein verflochtene Biographie Vasaris sehr scharf. Nichts von alledem erfahren wir vom Herausgeber R. Steig. Wir können, zumal seit Springers „Raphael und Michelangelo", die Arbeit von Grimm auch in dieser Form nicht mehr als brauchbar erachten, womit nicht geleugnet sein soll, daß in einer oft außerordentlich schönen Form mancher geistreiche Gedanke sich findet. Aber das ist doch zu wenig für ein „Leben Raphaels", das hier nur einen unveränderten Abdruck der 3. Auflage darstellt.

Dr. Jos. Popp.

Digitized by Google

Raffael. Des Meisters Gemälde in 202 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Ad. Rosenberg. Mk. 5.

Rembrandt. Des Meisters Gemälde in 405 Abbildungen. Mit einer biogr. Einleitung von Ad. Rosenberg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Mk. 8.—.

Ein neuer, glänzender Beweis von der hohen Leistungsfähigkeit der Autotypie liegt in diesen beiden Bänden vor, deren erster 5 Mk., deren zweiter 8 Mk. kostet. Damit wird zugleich ein erstaunlich billiges Anschauungsmaterial geboten, das nicht bloß für die weiteste Popularisierung unserer großen Meister, sondern auch für die Forscher und Liebhaber als bequeme Übersicht wertvoll ist. Die allermeisten Blätter sind sehr gut geraten, eine Reihe Rembrandts erscheinen sogar glänzend reproduziert. Bilderbücher im edelsten Sinne werden uns hierin geschenkt, reich an Erbauung, Belehrung und Genuß. Die Einleitungen verdienen volles Lob. Sie bieten mehr als eine biographische Übersicht: Entwicklung und Wertung der Künstler und ihre Werke werden in klarer, knapper Form geschickt gegeben. Mit sicherem Blick und gereiftem Urteil ist das wesentlich Eigentümliche und Interessante angedeutet. Allenthalben fühlt man den sicheren Boden einer gediegenen Forschung; die jetzt so beliebte geistreichelnde Hypothesenmanier wird mit Glück und Geschmack vermieden. Die Jugendentwicklung Raffaels ist allerdings noch vielfach kontrovers, doch hätten folgende Momente als gesichert wenigstens in ihrem allgemeinen Einfluß mehr betont werden können: Erste Lehre beim Vater, dann bei Perugino, kurze Beziehung zu Pinturicchio und starker Einfluß des Timoteo; von Francia Einwirkung für das Portrait, in Florenz Bekanntwerden mit Michelangelo und Lionardo. Das stellte für 1508, wo der jugendliche Meister nach Rom übersiedelte, die Grundlage deutlicher heraus, auf der sich nun sein ferneres Schaffen aufbaut. Er hatte jetzt alle Hauptrichtungen der italienischen Malerei in sich gesammelt. Der Vertiefung in seine innerste Natur und in sein eigenstes Wesen geht das Erfassen und Zusammenschließen der ganzen früheren Entwicklung der heimatlichen Kunst voraus. — Das ist um so wichtiger, da auch Rosenberg sich ein Wort Michelangelos zu eigen macht: Raffaels Erfolge beruhten mehr auf seinem Fleiß als Genie — d. h. auf einer unvergleichlichen Harmonie seiner künstlerischen Kräfte.

Rembrandt ist in dem Bestreben, ein möglichst allgemein verständliches Idealbild zu geben, nach der Seite seiner problematischen Wandlungsfähigkeit, seiner mysteriösen und außerordentlich seltsamen Art wohl zu wenig betont. Eine Natur von so ungeheuerem Überschwang des Innenlebens kann nicht so klar gelegt werden, wie Rosenberg dies aus gewiß löblicher Absicht anstrebt. Wenn er auch auf die Radierungen nicht eigentlich eingehen durfte, so war doch wenigstens der Hinweis hierauf unerläßlich, weil gerade der alternde Rembrandt auf diesem Gebiete den vollen Reichtum seines Geistes und Gemütes auslebte.

Wir empfehlen diese Publikationen allen Kunstfreunden wärmstens und freuen uns der folgenden Meister: Dürer, Tizian, Michel Angelo ꝛc. Wir erhalten dadurch eine schöne Illustration zu Goethes Wort: „Um von Kunstwerken eigentlich und mit wahrem Nutzen für sich und andere zu sprechen, sollte es nur in Gegenwart derselben geschehen. Alles kommt aufs Anschauen an; es kommt darauf an, daß bei dem Worte, wodurch man ein Kunstwerk zu erläutern hofft, das Bestimmteste gedacht werde, weil sonst gar nichts gedacht wird."

München. Dr. Jos. Popp.

Digitized by Google

Springer, Ant., **Handbuch der Kunstgeschichte.** 1. Bd. Das Altertum. 7. Aufl. völlig umgearb. von Ad. Michaelis. Mit 783 Abbildungen im Text und 9 Farbendrucktafeln. Leipzig 1904. E. A. Seemann. VIII. u. 464 S. 8°. Mk. 7.—.

Wir sind mit zusammenfassenden Werken über die antike Kunst schlecht versehen; deshalb erwarb sich die reich illustrierte „Geschichte d. griech. Plastik" von Collignon, trotz ihres unsicheren Urteiles und hohen Preises (51 Mk.), zahlreiche Freunde. Unter den Arbeiten, die das gesamte Kunstleben der Alten behandeln, kommt heute nur Springers Handbuch als brauchbar in Betracht. War es, namentlich seit seiner Bearbeitung durch Ad. Michaelis, schon bedeutend gestiegen, so nimmt es in seiner gegenwärtigen Form einen geradezu hervorragenden Platz ein. Es wird in so engem Rahmen kaum mehr zu übertreffen sein an Reichtum des Inhaltes wie dessen übersichtlicher Gliederung. Überall merkt man den selbständigen, besonnenen Forscher, der über dem kritischen Abwägen der Einzelheiten den großen Zusammenhang der Dinge nicht übersieht. So darf Michaelis mit Recht die im Vorwort ausgesprochene Hoffnung hegen: daß die jetzige Form bleiben könne. Der besondere Wert der Neubearbeitung liegt aber nicht so fast in der allseitigen Vermehrung des Buches: von 653 auf 783 Textbilder, von 378 auf 464 Seiten, als vielmehr in der Anordnung des Stoffes. Wir erhalten nun die einzelnen Kunstarten organisch unter sich verbunden und in ihrer Wechselwirkung aufgezeigt; damit gewinnt jede Periode etwas Geschlossenes, ihr Kunstleben erscheint reicher und interessanter; in den einzelnen Entwicklungsphasen tritt das Steigen und Abnehmen, ihre lokale und ethnische Färbung schärfer hervor: Es wächst das Ganze aus der umgebenden Kultur heraus. Ich habe die vorliegende Auflage sehr eingehend mit der vorhergehenden verglichen und auch zahlreiche Verbesserungen in den Details wahrgenommen. So hebt sich jetzt die Entstehung der ägyptischen Säule aus Lotos-, Papyrus- und Palmenstämmen deutlich ab; die saitische Periode und die Ptolemäerzeit ist klarer und voller gezeichnet. Für die mykenische Kunst wird Kreta entschieden als Hauptmittelpunkt betont; dieser Abschnitt selbst wurde vielseitiger gestaltet. Besonders freudig gewahrten wir das auch in den einzelnen Partien der Vasenmalerei, über die wir uns als einigermaßen erträgliche Quelle immer noch mit dem Artikel bei Baumeister behelfen müssen. Gut orientierend ist die Einleitung für die mit dem 8. Jahrhundert einsetzende neue Kunst; entschiedener als früher wird auf den Steincharakter auch schon der ältesten dorischen Tempel hingewiesen. — Dergleichen Fortschritte ließen sich noch viele anführen. Weniger will uns die Theorie gefallen, daß die Tempel sich aus den Wohnhäusern entwickelt haben. Ungleich wahrscheinlicher dünkt uns die Annahme, daß sie nach der Vertreibung der Könige von dem selbständig gewordenen Volk als Zeichen der Freiheit und Hingabe an überirdische Gewalten errichtet wurden; stifteten doch sogar die Tyrannen Tempel, nur um der Menge in diesem Sinne zu schmeicheln. Der Aeginetentempel gilt uns als Heiligtum der Aphaia erwiesen. Diese und ähnliche Punkte, womit wir mehr unsere eingehende Lektüre und das lebhafte Interesse an dem Buch als Kritiklust zeigen wollen, können dessen Wert nicht beeinträchtigen. Wer einigermaßen die zahlreichen Kontroversen auf diesem Gebiete kennt, wird A. Michaelis auch da, wo er ihm nicht beistimmt, das Zeugnis weitgehendster Kenntnisse und wohlbegründeter persönlicher Ansichten nicht versagen dürfen. Für Universitätsstudenten, selbst Philologen, wie für jeden Gebildeten besitzen wir in dem vorliegenden

Digitized by Google

Werke einen durchaus verlässigen, geschmackvollen, ja feinsinnigen Führer durch die Antike. Die Ausstattung verdient vielfaches Lob. Manche Klischees sollten aber erneuert werden; ihre Zahl und Auswahl möchte als genügend erachtet werden.

Am empfindlichsten vermissen wir eine Gesamtcharakteristik der hellenischen Kunst und deren Aufnahme in den römischen Geist. Was hierüber nahezu vollständig bei den jeweiligen Einzelkünsten gesagt ist, wünschten wir mit einem Blick auf die ganze Zeit zu einem Gesamtbild vereinigt.

München. Dr. Jos. Popp.

Volkskunst.

Der deutsche Spielmann, Eine Auswahl aus dem Schatz deutscher Dichtung für Jugend und Volk. Herausgegeben von **Ernst Weber.** Mit Bildern von deutschen Künstlern. München 1903, G. D. W. Callwey & C. Haushalter, G. m. b. H. Bisher 7 Hefte; kl. 4°. 64/70 S. à Mk. 1.—.

Den Gedanken der Konzentration, den Avenarius in seinem „Hausbuche deutscher Lyrik" auf die Lyrik allein anwandte, greift Ernst Weber mit Glück in seinem bereits auf 7 Bändchen gediehenen „Deutschen Spielmann" auf und zieht auch Prosa und Epik heran. Zu begrifflich umgrenzten Gebieten, bisher: Kindheit, Wanderer, Wald, Hochland, Meer, Helden, Schalk, werden die dichterischen Stücke aus alter und neuer Zeit, von Walther von der Vogelweide bis auf Gustav Falke, gesammelt; die reichliche Ausschmückung durch Bilder wurde einem Künstler für jedes Bändchen allein übertragen. Weil man sich Mühe gab, hier den für eine besondere Stimmung apart begabten Illustrator zu suchen, ist die Einheitlichkeit jedes einzelnen Buches trefflich gewahrt. Obschon auch manche literarhistorisch interessante Einzelheit durch die fleißige Sammelarbeit des Verfassers hervortreten mußte, so liegt doch der Hauptwert des Unternehmens in seiner Bedeutung für die künstlerische Erziehung der reifen Jugend und des Volkes. Es ist ein neuer Weg gefunden worden, für die großen, vielfach in Bibliotheken vermodernden Schätze der deutschen Dichtung ein größeres Publikum zu interessieren. Die Voranstellung des sachlichen Momentes wird jeden für ein besonders bevorzugtes „Thema" schnell das passende Buch finden lassen. Das bietet nach den verschiedensten Rücksichten bedeutende Vorteile. Man denke u. a. an Stoffe für Volksbildungsabende. Im übrigen sind die Bändchen so bedeutsam und in ihrer reichen Ausladung des einen Themas so wertvoll zusammengestellt, daß man wohl jedes nicht mit einmaliger Lesung und bloßer Kenntnisnahme erledigt; der reizvollen Wirkung persönlicher Auffassung, die den Werken der echten Künstler entströmt, will man sich gern oft hingeben. Dazu verleiten auch die Zeichnungen und Bilder. Dem Unternehmen ist bester Fortgang zu wünschen.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Bürkner, Richard, **Hans Sachs,** Ein Volksabend. 48 S. Mk. 1.—.

Mosapp, Dr. Hermann, **Wilhelm Hauff,** Ein Volksabend. (Beide aus „Volksabende", herausgegeben von Hermann Kaiser). Gotha 1903, Verlagsbureau. 32 S. Mk. —.75.

Wiener, Oskar, **Das deutsche Kinderlied.** Heft 304 der „Sammlung gemeinnütziger Vorträge". Prag 1904, J. G. Calve. 23 S. Mk. —.50.

Die Veranstaltung von Volksabenden, die sich bald Volksbildungsabende, bald Volksunterhaltungsabende nennen, gewinnt immer größere Verbreitung. Solche Abende sind ein vorzügliches Mittel, weite Volkskreise für eine edle Unterhaltung zu erziehen oder gar in ihnen ein Bedürfnis nach künstlerischen oder wissenschaftlichen Dingen zu erwecken, das nur segensreich die Ge-

Digitized by Google

samtheit unseres Volkstypus beeinflußen kann. Immer mehr stellen sich selbstlose Volksfreunde in den Dienst der guten Sache. Wo ein fähiger, aus literatur- und kunstkundigen Leuten zusammengesetzter Ausschuß die Abhaltung von solchen Abenden in die Hand nimmt, da sind Büchlein von der Art der beiden erstgenannten ziemlich überflüssig. Welcher selbständige Vortragende, der sich seiner Aufgabe mit Lust und Liebe hingibt, würde sich denn vorschreiben lassen, was er über einen Hans Sachs oder Hauff sagen soll? Aber es gibt Leute, die keine Zeit haben, den Quellen nachzugehen, es gibt auch andere, die auf einem fremden Gebiete kundig scheinen wollen oder aus irgend einem Grunde kundig scheinen müssen; für diese ist die Handreichung der „Volksabende" nicht zu unterschätzen. Die Heftchen bringen aber weit mehr als einen Vortrag, sie bringen ein vollständiges, bis in Einzelheiten festgelegtes Programm, und das ist der Grund, weshalb man sie allen mit bestem Gewissen empfehlen kann, die mit der wichtigsten Sache der Volksbildung in irgend welcher Verbindung stehen. Gute Taten wachsen am besten auf dem Grunde guter Beispiele. Die Sammlung trägt protestantischen Charakter. Was für unsere Volkskreise nicht paßt, wird wohl jeder Praktikus selber herausfinden.

Das Büchlein über das Kinderlied ist ein artiges Schriftchen, das die Kinderreime der unbekannten Verfasser, wie sie jetzt noch massenhaft in den Spielen unserer Kleinen fortleben, in interessanter Weise beleuchtet und die neueren Kinderliederpoeten von J. H. Voß an über Rückert, Hebel und Luise Hensel bis zu Blüthgen, Falke, Frieda Schanz, Trojan, Lohmeyer, E. H. Straßburger und Dehmel in kurzer Charakteristik mit Proben vorführt, alles, wie es sich im Umfange eines knappen Vortrages wiedergeben läßt. Erschöpfend kann das Gebiet auf 23 Seiten nicht behandelt werden: stimmt man in manchen Punkten nicht mit den vorgetragenen Ansichten überein, so wird man doch sich überall angeregt fühlen.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Geschichte u. Kulturgeschichte.

Kralik, Richard von, **Die Weltgeschichte nach Menschenaltern.** Eine universalhistorische Übersicht. Wien 1903, Carl Konegen. 37 S. Mk. —.40.

Mit dieser 37 Seiten umfassenden Schrift hat der auf so vielen Gebieten durch originelle Leistungen rühmlichst bekannte Verfasser eine ungemein zweckmäßige Arbeit geliefert. An der Hand dieses klaren, zwar knappen, aber alles Wesentliche bietenden Führers kann sich jeder Geschichtsfreund bei einigen Vorkenntnissen über die universalhistorische Entwicklung der Menschheit mit dauerndem Nutzen in kürzester Frist unterrichten. Das Einteilungsprinzip ist das nach Menschenaltern. Auf jedes Jahrhundert werden drei Generationen gerechnet. Aus jeder Generation werden die führenden Persönlichkeiten und die die Entwicklung bestimmenden Taten hervorgehoben. Der gesamte Stoff zerfällt in 15 Zeitalter (die Zahl XIV auf S. 36 ist ein störender Druckfehler). Wenn Kralik im Anschluß an die Kosmogonie des Jesuiten Karl Braun das Alter der Erde auf geologischer Grundlage berechnet und von Jahrmillionen spricht, könnte er auch den Ausdruck „Sündflut" fallen lassen und dafür „Sintflut" sagen. In dem Satze: „Aus dem schuldlosen Naturzustande tritt der erste Mensch in die Verschuldung, in die Erkenntnis des Guten und Bösen," scheint uns der besondere Charakter der Genesis auch nicht genügend berücksichtigt zu sein. Sehr hoffnungsfreudig klingen die am Ende der Schrift ausgesprochenen Gedanken, die dahin gehen, daß in den nach

Digitized by Google

uns folgenden Generationen der einzelne die Möglichkeit haben wird, sich selbst voll und frei auszuleben, so daß der individuelle Reiz jedes Menschenalters sich noch erhöhen werde. Den individuellen Charakter der bisherigen Epochen will Kralik in einer ausführlichen Darstellung scharf und klar schildern. Wir können ihn zu dieser Arbeit nur ermuntern. H.

Kirsch, Prof. Dr. J. P., und **Luksch**, Prof. Dr. V., **Illustrierte Geschichte der katholischen Kirche.** Lieferung 2—6. München, Allgem. Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Mit gewaltigen Schritten rückt dies herrliche Werk voran: nicht weniger als fünf weitere Lieferungen liegen mir vor. Die 2. Lieferung bringt einen Abschnitt aus der Geschichte des 12. Jahrhunderts — wohl aus der Feder des zweiten Verfassers Prof. Luksch. Er schildert die Folgen des Investiturstreites und die Tätigkeit der Kirche gegen Islam und Heidentum. Auch hier offenbart sich mit Glück das Bestreben, Klarheit und Knappheit der Darstellung zu vereinigen. Die folgenden Lieferungen schließen sich an die erste an und führen die Geschichte der Kirche in der antiken Kulturwelt fort bis ins vierte Jahrhundert — durch die Verfolgungen zum Siege über das Heidentum, aber auch in schwere innere Kämpfe hinein. Man denke nur an den Arianismus. Diese vielfach nicht leichten Kapitel sind mit schlichter Klarheit gegeben, Streitfragen werden glücklich vermieden; überall finden wir die möglichst gesicherten Ergebnisse der historischen Forschung in allgemein verständlicher und dabei anziehender Form vorgetragen.

Höchste Anerkennung verdient wieder der überaus reiche Bilderschmuck, der das erzählende Wort sozusagen Schritt für Schritt begleitet. Es ist darum auch sehr zu loben, daß die jedem Hefte beiliegenden großen Kunstblätter jeweils zum Texte gehören. Die Reproduktion könnte nicht vollendeter sein. Bild und Wort geleiten so den Leser durch die Jahrhunderte der kirchlichen Geschichte hindurch; er blickt hinein in die Katakomben, sieht die Grabkammern, wo die Opfer der Verfolgung ihre Ruhestätte fanden, und bewundert die ersten Anfänge einer christlichen Kunst die anfangs noch mit der heidnischen Schwester die gleiche Formensprache redet, bald aber ihre eigenen Pfade sucht, gedrängt von der Tiefe der Gedanken, die sie von jener scheidet. Langsam, ein klein wenig unbeholfen, sind anfangs ihre Schritte — ist ja die Mutter in ein unterirdisch Gefängnis gedrängt! Wie aber diese dem Kerker entsteigt und in Freiheit heranwächst und gedeiht, da gedeiht die Tochter mit ihr. Orient wie Okzident weisen ihre Denkmäler auf, die sich in diesem Werke sozusagen aufs neue vereinen zum Preise der Kirche und ihrer Geschichte.

Wenn wir einen Wunsch äußern sollen, so wäre es der, es möchte wenigstens in einer zusammenfassenden Liste der Ursprung der vielen schönen Initialen angegeben werden; manch einer wird das dankbar begrüßen.

Dem herrlichen Werke aber geben wir aufs neue unsere allerherzlichste Empfehlung mit.

München. Dr. P. Exp. Schmidt.

Neera, Das galante Jahrhundert. Eine Studie über mehrere französische Frauen des achtzehnten Jahrhunderts. Aus dem Italienischen übersetzt von M. v. Berthof. Dresden 1903, Karl Reißner. 202 S. Mk. 3.50.

„Ich hatte vor allem die weiblichen Leser im Auge, als ich mit geduldigem Fleiß und vieler Freude die folgenden Studien verfaßte. Wie oft habe ich Äußerungen, wie die folgende, vernommen: „Ich würde

Digitized by Google

ja gerne lesen, aber Romane unterhalten mich nicht mehr und die ernsten Bücher sind mir zu langweilig'", sagt die Verfasserin im Vorwort. Sie will deshalb die Grenzlinien zwischen wissenschaftlicher und belletristischer Literatur verwischen und Essays bieten, die die „Gewissenhaftigkeit historischer Studien mit der gefälligen Form des Romanes" vereinen. Trotz mancher Vorzüge vermögen aber die Aufsätze uns doch nicht recht in die behandelte Zeit einzuführen; namentlich weiß uns die Verfasserin das psychologische Verständnis der geschilderten Charaktere und ihrer Entwickelung nicht recht zu vermitteln. Fast überall bleibt sie an der Oberfläche haften. Ein sogenanntes pikantes Buch ist das Werk trotz des behandelten Stoffes jedoch nicht, da die Verfasserin immer ernst bleibt. Die Übersetzung, die mir nicht übermäßig gelungen scheint und sich etwas schwerfällig liest, hätte ruhig unterbleiben dürfen.

München. Dr. A. Lohr.

Kehrein. Dr. Valentin, **Die zwölf Monate des Jahres** im Lichte der Kulturgeschichte. Paderborn 1904, Ferdinand Schöningh. 140 S. 8°. Mk. 1.50.

Wie viele gibt es, die über die einzelnen Feste und Gebräuche während des Jahres nicht genau unterrichtet sind! Gerade diese Unkenntnis gibt gar oft Veranlassung, daß über manche alten und sinnreichen Einrichtungen gespottet wird. Mit Freuden begrüßen wir es daher, daß ein Büchlein erschienen ist, das uns darüber Aufschluß gibt.

Es ist ein Genuß, die einzelnen Monate in ihrer kulturellen Beziehung zum Leben des Menschen an sich vorüberziehen zu sehen. Jedem Kapitel geht eine kurze Worterklärung voraus, sodann folgt eine Schilderung der Natur und der Tätigkeit des Menschen, soweit dies eben notwendig ist, um die wichtigsten Tatsachen entsprechend würdigen zu können. Daran reiht sich ganz unvermittelt die Beschreibung der Feste der Griechen und Römer. Noch interessanter ist die jedesmalige Aufzählung aller jener Gebräuche und Festlichkeiten unserer heidnischen Vorfahren, die Beziehung derselben zu unseren christlichen Festen. Diese aber lernen wir in ihrer vollen kulturgeschichtlichen Bedeutung kennen. Da der Verfasser sich auf „sprachliche Spitzfindigkeiten", wie er die Worterklärung nennt, nur ganz kurz einläßt, so ist das Büchlein so recht geeignet, der allgemeinen Belehrung zu dienen.

Erlangen. Dr. W. Dröber.

Eyth Max, **Im Strom unserer Zeit.** Aus Briefen eines Ingenieurs. 1. Bd.: Lehrjahre. 3. neu bearbeitete Auflage des Wanderbuchs eines Ingenieurs. Heidelberg 1904. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 8°. Mk. 5.— [6.—].

Kürzlich hat jemand in einer interessanten Abhandlung festgestellt, welche Namen jeweilig in den Romanen eine besondere Rolle spielen. Noch lehrreicher wäre der Nachweis, welche Stände zu Zeiten bevorzugt werden. Heute scheint der Techniker mehr und mehr in den Vordergrund zu treten. Er gilt nachgerade als der eigentliche Gegenwartsmensch. Wir erinnern nur an die Romane „Ingenieur Horstmann" von Wilhelm Hegeler und „Besiegter Stein" von Hans von Zobeltitz. Sagt doch auch schon Theodor Fontane in seinem letzten Roman „Der Stechlin": „Mein Heldentum, das ist nicht auf dem Schlachtfelde zu Hause, das hat keine Zeugen, oder doch immer nur solche, die mit zugrunde gehen. Da sind zunächst die fanatischen Erfinder, da sind des weiteren die großen Kletterer und Steiger, sei's in die Höhe, sei's in die Tiefe; da sind zum dritten die, die den Meeresgrund absuchen wie 'ne Wiese, und da sind endlich die Weltteildurchquerer und Nordpolfahrer."

Digitized by Google

Ein solcher Held ist der Ingenieur Max Eyth, dessen Briefe spannend sind wie ein Roman, aber viel lehrreicher als gemeinhin ein Roman. Eyth ist einer der prachtvollen Menschen aus eigener Kraft, die in der Jugend in schmutziger Werkstatt am Ambos hantiert haben und sich durch unermüdliche körperliche Arbeit und selbsteigene geistige Weiterbildung zu einer Höhe der Leistungsfähigkeit emporringen, die uneingeschränkte Bewunderung verdient. Sein Beruf hat ihn weit herumgeführt: nach England, Ägypten und Syrien und in fast alle Teile Nordamerikas. So kann er was erzählen, und wie erzählt dieser Mann! Ich habe viel gelesen, vielleicht zu viel, aber noch selten ein so frisch geschriebenes Buch. Es bestätigt wieder die Erfahrung, von der die Pedanten nichts wissen wollen, daß ein besonders begabter Mensch auch allemal ein Dichter ist, mag er ein Staatsmann wie Bismarck, ein Stratege wie Moltke oder ein Techniker wie Eyth sein. Und das Bewunderungswürdigste ist, daß Eyth in allen Lebenslagen, mochten sie auch noch so schwierig und niederdrückend sein, stets sich selbst bezwang wie die Elementarmächte, gegen die er als Ingenieur kämpfte. Disziplin und unermüdliche Arbeit, Energie, Güte und humane Gesinnung halfen ihm über alles hinweg. So wurde Eyth eine harmonische Persönlichkeit und deshalb liegt über seinem Buche auch ein verklärender Schimmer von Humor. Wer die genannten Länder, ihre gesellschaftlichen und geistigen Zustände, ihre industriellen Unternehmungen und nicht zuletzt ihre Naturreize — denn Eyth schildert diese besonders liebevoll — kennen lernen will, der greife zu dem Buche: „Im Strom unserer Zeit." Es wird ihn nach allen Richtungen hin belehren und ihn auch mit Stolz erfüllen, daß deutsche Arbeit und deutsche Art von einem solchen Manne in die Ferne getragen wurden.

Heidenberg.

Verschiedenes.

Strigl, Hans, Sprachliche Plaudereien. Kleine volkstümliche Aufsätze über das Werden und Wesen der Sprachen und die Naturgeschichte einzelner Wörter. Wien und Leipzig 1903, Leopold Weiß. VIII und 100 S.

Die Ergebnisse der Sprachwissenschaft und der einzelnen philologischen Disziplinen einmal in möglichst populär gehaltenen Aufsätzen darzustellen und so auch das Interesse in weiteren Kreisen für unsere Wissenschaft wachzurufen, ist eine schöne Aufgabe, deren Ausführung niemand dankbarer begrüßen würde als die Vertreter dieser Wissenschaften selbst. Denn in Laienkreisen ist das Sprachstudium gewissermaßen in Mißkredit geraten, und meist verbindet man mit dem Wort Philologe die Vorstellung von einem am Buchstaben klebenden, pedantischen Menschen. Die Ursache hiezu liegt vielleicht in jenen heftigen Fehden, die in den siebziger und achtziger Jahren zwischen Altgrammatikern und Junggrammatikern ausgefochten wurden. Die wichtigen methodologischen Fragen, um die es sich dabei drehte, blieben dem größten Teil der Gebildeten unbekannt; nur die Heftigkeit und Bitterkeit, mit der der Kampf geführt wurde, drang in weitere Kreise. Aber diese Zeiten sind vorüber; man hat sich geeinigt, oder vielmehr die junggrammatische Richtung hat das Feld behauptet und im Grunde genommen bestreitet auch niemand mehr die hohen Verdienste, die sie sich um die Sprachwissenschaft erworben hat.

Auch das vorliegende Buch fußt auf den modernen junggrammatischen Anschauungen. Das ist bei einem populären Werk umsomehr anzuerkennen, als gerade solche Werke es für ihr Privileg betrachten, der Menge Zeug aufzutischen, das einmal vor fünfzig Jahren neu war. Der Stoff ist vom Verfasser aus vielen Büchern zu-

Digitized by Google

sammengetragen worden. Bei einem für weitere Kreise bestimmten Buche läßt sich dagegen auch nichts einwenden, nur fragt es sich, was für Werke hat der Verfasser benutzt und — wie hat er sie verstanden.

Über die erste Frage kann ich mich ziemlich kurz fassen, denn auf S. V/VI ist die „Literatur" angegeben, freilich nicht die gesamte zu dem Büchlein benutzte. So fehlt z. B. die Angabe der chinesischen Grammatiken (Gablentz und Kainz). Daß es einen Grundriß für germanische Philologie, einen für romanische, einen für indische und einen für iranische gibt, dürfte dem Verfasser wohl bekannt sein, ebenso daß Delbrück eine Einleitung in das Sprachstudium geschrieben hat. Was soll aber das gesamte Literaturverzeichnis, wenn so wichtige Werke nicht darin angegeben sind? Für den Leser, an den sich das Buch wendet, ist das Verzeichnis so ganz zwecklos, für den Rezensenten aber ebensowenig nutzbringend, denn der Verfasser hat eben weit mehr Bücher herangezogen als er angibt. Dem in allem einzelnen nachzugehen, ist freilich der Mühe nicht wert.

Wichtiger ist für uns die zweite Frage, wie hat der Verfasser die von ihm benutzten Werke und ihren Standpunkt verstanden? Ja, da läßt sich nur sagen: herzlich schlecht.

Am meisten hat ihm offenbar die Gesetzmäßigkeit des Lautwandels und die Etymologie imponiert, aber was z. B. ein Lautwandel ist, hat er dem Leser an keinem Beispiel recht klar gemacht. Das wird nun noch verschlimmert, wenn, um ein Lautgesetz zu illustrieren, auch noch falsche Beispiele herangezogen werden. So wird bei der Besprechung des Vernerschen Gesetzes der Inf. heben als Beispiel angeführt, daß indogerm. þ nicht bloß zu f, sondern eben infolge dieses Gesetzes zu b verschoben wurde, nachdem die Zwischenstufe f voraufgegangen war. Könnte der Verfasser Mittelhochdeutsch, von ahd. Grammatik braucht er gar nichts zu wissen, so hätte er wissen müssen, daß dem lat. capio Laut für Laut mhd. ich heffe (ahd. heffu, aus urgerm. *chafjom) entspricht. Das Averbo lautet aber im mhd. ganz regelmäßig heffe, huof, huoben, gehaben. Nur die beiden Formen huoben und gehaben stehen unter dem Einfluß des Vernerschen Gesetzes und unser nhd. heben ist eine Analogieform nach ihnen.

Die mangelhaften Kenntnisse im mhd. haben dem Verfasser auch noch einen anderen recht komisch wirkenden Streich gespielt. S. 82 wird zur Erläuterung von jëhen in einer Anmerkung eine Stelle aus einem Gedicht Walthers von der Vogelweide wie folgt herangezogen: „Wem man seine Neigung kundgeben wollte, dem schickte man in alter Zeit einen Grashalm. So singt Walther von der Vogelweide: ‚Mich hat ein halm gemachet frô; Er giht (sagt), ich süll genade finden' — weil er ihn von einer Dame erhielt, die ihm dadurch zeigte, daß er Gnade vor ihr gefunden habe". In Wirklichkeit aber hat sich Walther einen Grashalm abgepflückt und zählt an dessen Knoten ab, ob ihn die Geliebte erhören wird oder nicht: Si tuot, sie entuot, si tuot, si entuot, si tuot, heißt es dann weiter. Das ist doch ein bischen anders!

Der Verfasser kennt sich aber nicht einmal in den Elementen der modernen Grammatik aus, besonders wenig in Phonetik, so heißt es S. 70. „Das d, ohnedies ein weicher Zahnlaut (dentalis media), ward im Laufe der Zeit ein immer duftigerer Hauch, um sich endlich ganz zu verflüchtigen." Wie ein d duftet, wird der Verfasser uns schwerlich sagen können. Es nimmt sich das besonders deshalb merkwürdig aus, weil in dem Literaturverzeichnis S. VI die Grundzüge der Phonetik von Sievers zitiert werden und man erwarten konnte, daß nach dem Studium eines solchen Buches derartige unwissen-

Digitized by Google

schaftliche Ausdrücke, die selbst dem Laien zum Verständnis nicht dienlich sind, vermieden würden. Auch sonst ist die Terminologie der Sprachwissenschaft nicht gerade die stärkste Seite des Verfassers. So wird S. 32 die Silbe — und in dem Wort Leumund als tiefstonig statt tiefstufig bezeichnet. Tiefton und Tiefstufe sind aber zwei ganz verschiedene Dinge.

Ich könnte so fortfahren und noch eine Reihe derartiger Proben von den nicht gerade allzugroßen sprachwissenschaftlichen Kenntnissen des Verfassers liefern. Aber das hat für den Leser keinen Zweck und mir bereitet es auch keine besondere Freude. Dagegen muß doch noch eine andere Seite des Buches ernstlich besprochen werden.

Es gibt gewisse Menschen, die weit in der Welt herumgekommen sind und viel gesehen haben, aber doch das, was sie erlebt und gesehen, nicht in sich aufgenommen und innerlich verarbeitet haben. Sie besitzen im gesellschaftlichen Verkehr meist angenehme Formen, sind liebenswürdig, aber doch nicht ohne Einbildung. Diese äußert sich durchaus nicht auffällig. Man kann sich mit diesen Leuten vertragen, solange sie nicht kommandieren wollen. Dem, der mit diesen Menschen oberflächlich bekannt wird, erscheinen sie meist geistreich, oft gar interessant. Sie wissen viel zu erzählen und langweilen nicht, wenigstens nicht bei oberflächlichem Verkehr. Sucht man aber in ihr Wesen tiefer einzudringen und will man die Summe ihres Lebens aus ihnen ziehen, so ergibt sich, daß dieses aus einem bunten Mosaik von Anekdoten besteht, der feine kontinuierliche Strich des Pinsels und der allmähliche Übergang von Licht und Schatten, die wir bei dem Ölgemälde bewundern, fehlen.

Mit solchen Menschen möchte ich diese Plaudereien vergleichen. Sie sind ein buntes Gemisch von sprachlichen Anekdoten und es fehlt der rote Faden, der sich durch das Ganze hindurchzieht. Man soll zwar nach der Vorbemerkung des Verfassers in diesen Plaudereien nicht etwa ein System suchen, — gewiß nicht! — aber innerhalb der einzelnen Plaudereien dürfte man doch wenigstens einen ordentlichen Gedankengang erwarten. Doch auch da wird weiter nichts geboten als eine Anzahl bunter Scherben, die das Auge blenden, etwas Zusammenhängendes wird aber nicht geliefert. So ist z. B. die II., die Sprache des Paradieses betitelte, Plauderei ein Sammelsurium von allerhand Anekdötchen, von irrtümlichen Ansichten früherer Jahrhunderte über die Abstammung der Sprachen. Erst kommt die bekannte Äußerung Voltaires, daß die Etymologie eine Wissenschaft sei, in der die Konsonanten etwas und die Vokale nichts bedeuten, dann wird auf Philipp von Zesen, ins 17. Jahrhundert, zurückgegangen, von da auf Goropius ins 16., dann wieder ins 17. zu John Webb, und von da mit einem großen Sprung in das 19. zu J. B. Erro. Mit dieser Auslese zeigt der Verfasser, daß ihm jedwedes Verständnis für historische Dinge abgeht. Das, was er anführt, waren Privatansichten einzelner Gelehrter, die nur die wenigsten ihrer Zeitgenossen teilten. Der Verfasser bringt die Dinge aber so vor, als wären diese Ansichten damals allgemein gültig gewesen und die von ihm angeführten Männer Kapazitäten ersten Ranges. Auf diese Gedanken muß der, der sich in diesen Sachen nicht auskennt, unbedingt verfallen. Und zu was das Ganze? Um „den großen Kreis der gebildeten Laienwelt für einen Gegenstand einzunehmen, der gemeiniglich als spröde und trocken gilt“ und, um gleich hinzuzufügen, die allgemeine Bildung und Belesenheit des Verfassers anzubringen.

Die Art und Weise, wie der Verfasser den Leser interessieren will und wie er seine allgemeine Bildung anzubringen sucht, wirkt oft widerlich, manchmal geradezu läppisch. Ich wähle als Beispiel die VIII.

Digitized by Google

„Über das Alter von Wörtern" betitelte Plauderei. Diese beginnt S. 27, wie folgt:

„‚Alles fürchtet sich vor der Zeit, aber die Zeit fürchtet sich vor den Pyramiden', sagt ein prächtiges Sprichwort der phantasiereichen Araber.

Dauernder jedoch und älter als die soliden Quadern, die die Pharaonen ihr robotendes Volk zu Pyramiden haben türmen lassen, sind die duftigsten und luftigsten Dingerchen von der Welt — die Wörter.

Wie jeder Vergleich, so hinkt auch dieser: die Pyramiden sind Kunst-, die Wörter Naturprodukte. Aber gleichwohl hilft er uns, das zu Zeigende anschaulich zu machen.

Die drei großen Pyramiden von Gizeh sind um 3000 v. Chr. erbaut worden; sie sind also rund 5000 Jahre alt. Das ist ein ehrwürdiges Alter; aber viele viele Wörter sind leichtlich zehnmal so alt.

Hier ein Beispiel. Von Kant erzählt man sich, daß er, obwohl er achtzig Jahre alt geworden ist, nie sonderlich über das Weichbild seiner Vaterstadt Königsberg hinausgekommen sei."

Darauf wird auf S. 28—30 das Wort Weichbild und was dazu gehört behandelt, z. T. falsch und dann folgt auf S. 31 als Schlußmoral:

„Und so kann man denn, jenes arabische Sprichwort variierend, füglich sagen: Alles fürchtet sich vor der Zeit, aber die Zeit fürchtet sich vor den luftigsten Gebilden — den Wörtern."

Ich brauche wohl nichts weiter hinzuzufügen. Aber wenn der Verfasser in der Vorbemerkung sagt: „Der Plauderton, in dem sie (die Aufsätze) gehalten sind, soll ihrer Wissenschaftlichkeit keinen Abtrag tun", so muß dem auf das Energischste widersprochen werden. Das Buch ist durch und durch unwissenschaftlich. Sein Verfasser scheint merkwürdige Ansichten zu haben über das, was man „volkstümlich" schreiben nennt. Man kann ein populäres Buch verfassen und dabei interessant sein, ohne in diese Art von Plauderton zu verfallen. Die Sprache ist doch wahrlich ein Gegenstand, den man dem Gebildeten auch ohne Zitronatgeschmack und Ambraduft beibringen kann!

Sicherlich wird es Leute geben, die das Buch lesen und möglicherweise glauben, in die Geheimnisse der Sprachwissenschaft eingeweiht zu sein. Sie werden sich freilich sehr irren. Daß solche Bücher gedruckt und gelesen werden, wirft allerdings auch kein allzugutes Licht auf die sogenannte allgemein gebildete Laienwelt. Das Buch charakterisiert die Oberflächlichkeit und Hohlheit unseres ganzen modernen gesellschaftlichen Verkehrs, dessen Wahlspruch es ist, über alles reden, auch darüber, wovon man nichts versteht. Der Verfasser ist ein Dilettant, der viele Bücher gelesen hat, aber noch viel zu lernen hat, ehe er selbst belehren kann. Das Traurige ist nur, daß solche Bücher nicht gerade dazu angetan sind, unter den Gebildeten ein ernstes Interesse für unsere Wissenschaft wach zu rufen, sondern sie eher als eine interessante Spielerei erscheinen lassen. Das mag auch die ausführliche Besprechung in dieser Zeitschrift, die sich an einen größeren Kreis von Gebildeten wendet, rechtfertigen. In einer Fachzeitschrift wird man solche Bücher ignorieren.

Jena. Dr. Friedrich Wilhelm.

Ranisch, Dr. Wilhelm, **Eddalieder** mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen. Leipzig 1903, G. J. Göschen. 144 S. 12°. Mk. —.80.

Das vorliegende Büchlein, das den verdienstvollen Nordisten W. Ranisch, der uns erst kürzlich im Verein mit Heusler mit den Eddica Minora beschenkte, zum Verfasser hat, bezweckt einen des Nordischen unkundigen Leser in die eddische Literatur und Sprache einzuführen. Die Einleitung,

Digitized by Google

die die Erforschung der Edda, ihre Stellung im Rahmen der norwegisch-isländischen Literatur und Heimat, und die Entstehungszeit der Eddalieder behandelt, ist knapp, aber gediegen. Nur der erste Satz derselben, „Das Wort Edda bedeutet ‚Poetik'" ist etwas zu apodiktisch. Zum mindesten hätte ein Hinweis auf die Erklärung von Eirikr Magnússon: Edda = „Das Buch von Oddi" hingehört. Denn sprachlich macht die Deutung Edda = Poetik erhebliche Schwierigkeiten. Auf 20 Seiten schließt sich an die Einleitung der Abriß der altnordischen Grammatik, der alles für den Anfänger Wissenswerte enthält. Den größten Raum nimmt das Lesebuch ein. Die gnomische Dichtung wird vertreten durch Proben aus dem Hávamál, die mythologische durch die ganze Thrymskvida und Stücke aus dem Grimnismál und des Völuspá, die heroische durch das Brot af Sigurdarkvidu und die Atlakvida. Jedem einzelnen Stück geht eine besondere Einleitung voraus, welche über den Inhalt, die Persönlichkeit des Dichters und ähnliches mehr, orientiert. Unter dem Text der einzelnen Stücke ist eine Übersetzung gegeben und unter dieser reichliche sprachliche Erläuterungen. Dem Leser ist es also sehr leicht und bequem gemacht. Den Hauptnutzen werden die Anfänger haben, welche schon von der Grammatik anderer germanischer Sprachen etwas verstehen, während die, die noch gar keine germanistischen Vorkenntnisse besitzen, doch Schwierigkeiten haben werden. Denn vorausgesetzt wird doch manches, das der Laie nicht so ohne weiteres weiß. Das Buch eignet sich also besonders für junge Germanisten, die anfangen nordisch zu treiben. Ihnen ist das Büchlein warm zu empfehlen. Mögen sie es weise benutzen und nicht bloß als Eselsbrücken für Übungen im Altnordischen!

München. Dr. Friedrich Wilhelm.

Hasert, Constantin, Antworten der Natur auf die Fragen: Woher die Welt, woher das Leben? Tier, Mensch und Seele. Fünfte vermehrte Auflage. Graz 1903, Ulrich Moser. VI und 327 S. Mk. 3.—.

Als die Redaktion mir das vorliegende Buch zur Besprechung zugesandt hatte, wunderte ich mich, daß mir ein in fünfter Auflage vorliegendes Werk mit diesem Inhalte bisher unbekannt geblieben war. Der Vertrieb der bisherigen Auflagen wird sich wohl auf Österreich beschränkt haben, was denn um so erfreulicher ist, weil es ein ausnahmsweise großes Interesse des Lesepublikums in einem beschränkteren Vertriebsgebiete bedeutet. Sehen wir von einzelnen Unrichtigkeiten und mehreren Übertreibungen ab, so liegt hier eine volkstümliche Schrift von allergrößter Bedeutung vor. Ich kann den Wert des Buches nicht hoch genug anschlagen, weil hier ein Fachmann, der auch mit der allerneuesten Literatur auf diesem ausgedehnten und schwierigen Gebiete auf das beste vertraut ist, dem Gebildeten, wie den Männern des Volkes, klare, überzeugende Antworten auf die unsere Zeit bewegenden wichtigen Fragen über Schöpfer und Geschöpf gibt. Nachdem die seichten und plumpen Angriffe eines Professors Ladenburg in der letzten Zeit einen Sturm des Unwillens heraufbeschworen haben, ist die wärmste und nachdrücklichste Empfehlung des vorliegenden Buches eine gerne erfüllte Ehrenpflicht. Männer wie Hasert, die aus den oft zur Langweiligkeit und zum Doktrinarismus gerade herausfordernden Untersuchungen philosophischer und theologischer Art die Langeweile mit Erfolg fernzuhalten verstehen, sind heute „rar wie Silberkrähen." Seine naturwissenschaftlichen Ausführungen sind geistvoll und beruhen auf den eindringendsten Studien. Ein jeder wird das Buch mit stets sich steigernder Anteilnahme zu Ende

Digitized by Google

lesen und er wird sich am Schlusse sagen: Jetzt erst habe ich gelernt, die mich umgebende Natur mit richtigen Augen zu sehen, ich bin auf ihre Schönheiten und ihren tiefen Inhalt jetzt erst aufmerksam gemacht worden. Gerade unter diesem Gesichtswinkel sei das Buch in unserem schöngeistigen Organe allen Lesern auf das nachdrücklichste empfohlen. B.

Luzifer, Zeitschrift für Seelenleben und Geisteskultur. Theosophie. Herausgegeben von Dr. Rudolf Steiner. Berlin, C. A. Schwetschke. Nr. 1. Juni 1903.

Wenngleich nicht ausdrücklich ausgesprochen, so darf doch der dritte Aufsatz, „der Nutzen der Theosophischen Gesellschaft" von Annie Besant, als Programm der neuen Zeitschrift angesehen werden. Ich stand vor einigen Jahren theosophischen Kreisen äußerlich nahe. Ihre Bestrebungen sind mir durchaus bekannt. Man kann sehen, daß sie sich die Augen verbinden, um etwas zu suchen, zu erforschen, was vorhanden ist, sie aber als vorhanden nicht anerkennen wollen. Eine grenzenlose Konsequenzlosigkeit begeistert sie zu ihren Taten und ihren Bestrebungen und wer unter ihnen den Mut hat, die sich mit brutaler Macht ergebenden Folgerungen zu ziehen, wird entweder Agnostiker oder Katholik. Letzteres tat vor zehn Jahren eine Säule der Bewegung, die durch Jahre hindurch den geistigen Verkehr zwischen den theosophischen Kreisen Englands und Frankreichs vermittelt hatte. So geistvoll Frau Besant ist, so bestrickend ihre Unterhaltung und persönliches Auftreten sind, in dem hier entwickelten Programm wimmelt es von Gemeinplätzen und Redensarten, die wahrhaftig auch der hingebendste Theosoph nicht als eine Offenbarung ansehen kann. Und diese Worte druckt der Herausgeber just im *ersten* Hefte seiner Zeitschrift ab. Bei allem guten Willen, wenigstens eine geschickte Mache in dem mir vorliegenden Probehefte zu finden, ist mir das unmöglich. Auf diesem Wege werden die „Offenbarungen" wohl kaum viele Anhänger gewinnen. Geibel sagt einmal in einem seiner Distichen, wenn ich mich recht erinnere, „wo der Glaube zur Türe hinausgeht, steigt der Aberglaube zum Fenster herein". B.

Wo stehen wir?

Unter dieser Überschrift beschäftigt sich K. Muth im „Hochland" in langatmigen Ausführungen auch mit der „Literarischen Warte". Wir müssen es uns versagen, diese sehr anfechtbaren Auslassungen im einzelnen zu widerlegen. Das verbietet uns schon der Ton, in dem sie vorgebracht sind; und für nutzlose Zänkereien haben wir keinen Raum. Wir erwähnen die Sache nur, damit uns nicht völliges Stillschweigen als Schwäche gedeutet werde. Für jeden gutgemeinten Rat sind wir dankbar; denn es liegt uns ferne, unser Organ für absolut vollkommen, oder uns selber für unfehlbar zu halten. Daß man in der „Hochland"-Redaktion über die eigene Unfehlbarkeit anderer Meinung zu sein scheint, sei hier nicht zum Vorwurfe gemacht, sondern einfach aus einer Notiz in Heft 7 festgestellt, die einen offenbar wohlmeinenden Leser mit folgenden Äußerungen eines beneidenswerten Selbstbewußtseins bedient: „Hoffentlich werden Sie als ein andauernder und aufmerksamer Leser auch noch auf einen Standpunkt kommen, von dem aus Ihnen selber Urteile wie das Ihrige über Krögers Novelle „Im Nebel" ebenso unverständlich und sinnlos (!) erscheinen wie mir (!) und mit mir wohl den meisten Lesern, die dem Leben auch nur einmal offen, ehrlich und tief ins Auge gesehen haben. Seien Sie also künftig mißtrauisch gegen sich selbst und etwas vertrauensvoller gegenüber der Leitung von „Hochland", und Sie werden mit der Zeit selber einsehen, daß Dinge, die ein Urteil wie

Digitized by Google

das Ihrige verdienen, im „Hochland“ gar nicht vorkommen *können*.“ (!!!) Wie Unbeteiligte über das Vorgehen des „Hochland“ denken, zeigt eine Einsendung der „Augsburger Postztg.“ in Nr. 102, die wir ihrer inneren Berechtigung wegen zum Abdruck bringen:

„*München*, 4. Mai. Ein Mahnwort an die Vertreter der christlichen Kunst und der katholischen Literatur geht uns von hochangesehener geistlicher Seite zu. Der hochwürdige Herr schreibt: „Mit großem Mißbehagen verfolge ich nun schon seit längerer Zeit den Zeitungsstreit über die Verhältnisse in der Gesellschaft für christliche Kunst. Daß neben sachlichen Meinungsverschiedenheiten auch starke persönliche Momente hineinspielen, kann selbst ein Halbblinder sehen. Wenn ich den Streitenden ein energisches „Schluß, Schluß!“ zurufe, so spreche ich vielen aus der Seele. Ich könnte mit Namen dienen, wenn es nötig wäre. Wir bieten den Gegnern und unbeteiligten Zuschauern kein angenehmes Schauspiel und geben den eigenen Leuten schweres Ärgernis, wenn diese heftigen und spitzigen „Kunstgespräche“ in der Öffentlichkeit fortgesetzt werden. Verspare man die Auseinandersetzungen für die Trierer Generalversammlung! Mein Mißmut über dieses Hin- und Herschießen im eigenen Lager war groß. Aber *noch größer* wurde er nach der Lektüre der letzten Hefte des „Hochland“ und der „Literarischen Warte“. Ja, zum Kuckuck! Sind die Verhältnisse in der katholischen Literatur schon derart üppig geworden, daß wir uns den Luxus kleinlicher Zänkereien und Nörgeleien erlauben können? Die Gegner werden sagen, es sei Krippenneid, was da aufeinander loshackt. Das glaube ich nicht im allermindesten, aber den Gedanken, daß persönliche Eifersüchteleien, wenn auch den Betreffenden nicht klar bewußt, zum wenigsten die Tonart beeinflussen, kann auch ich nicht loswerden. Man rühmt sich seiner „ruhigen, sachlichen“ Behandlung, aber wenn dieser beißende Spott auf den angeblich ganz unfähigen, verständnisschwachen Widerpart „sachlich“ sein soll, dann weiß ich nicht, was „unsachlich“ ist. Ich bin ein begeisterter Freund der Ziele des „Hochland“ und bin auch mit seinen bisherigen Darbietungen im großen und ganzen einverstanden. Aber die Art, wie „Veremundus“ seines katonischen Zensoramtes gegen Kollegen und Fachgenossen der eigenen Richtung waltet, wie er auch im Briefkasten zuweilen harmlose Einsender oder Anfragen an ihre geistige Unterwertigkeit gemahnt, sie vom *höchsten Katheder* herab abstraft, diese Art sagt mir absolut nicht zu. Es ist doch nicht an dem, daß eine höchste literarische Instanz eingerichtet wäre, deren Richterspruch Unfehlbarkeit beanspruchen könnte. Veremundus ist nicht der einzige, der ein sicheres Urteil besitzt. Ob Conte Scapinelli in einem einzelnen Falle fehlgegriffen oder nicht, darauf kommt es gar nicht an. Viele schätzen ihn wegen seiner nicht in ausgetretenen Geleisen sich bewegenden, meist prickelnden Schreibweise. An seiner korrekten Gesinnung ist kein Zweifel. Daß er auch an „Ungewappelten“ zuweilen ein gutes Haar findet, ist kein Fehler, nachdem man auf unserer Seite so lange über „Einseitigkeit“ und Abschließung geklagt hat. Hüten wir uns vor Überhebung ebenso sehr, wie vor Unterschätzung der anderen! Wir sind alle fehlsame Menschen, die Literaten und Kritiker nicht in letzter Linie. Und dann noch eines: Überall in der Welt wird doch schließlich — mit Wasser gekocht! Ich erinnere mich noch lebhaft des Eifers, mit dem „Veremundus“ in seiner vielerörterten Broschüre gegen die sog. „Waschzettel“-Rezensionen zu Felde zog. Hätte ihm damals ein „*Waschzettel*“ *des* „*Hochland*“ vorgelegen, ich glaube: er hätte noch weit kräftigere Töne gefunden, um

Digitized by Google

Zeitschriften zu kennzeichnen, die ihre „erstklassige" Rangstufe, ihre „wirklich in jeder Beziehung" bewiesene „Höhe", ihre „Aufsehen erregende" Fülle „bedeutender" Beiträge durch selbstversandte „Waschzettel" herausstreichen."

Will man, wie „Hochland", die sogen. katholische Inferiorität heben, so sollte man doch den Leistungen katholischer Autoren — mit einer einzigen Ausnahme — nicht von vornherein mit so selbstbewußter Verachtung begegnen. „Hochland" hat hier durchaus nicht die Mehrzahl der Urteilsfähigen auf seiner Seite. Man lese nur die Urteile bedeutender kathol. Organe, z. B. das im „Tag" Nr. 191! Was „Hochland" selber bisher an belletristischen Arbeiten brachte, ist vielen auch nur als unbedeutend erschienen. Und das, obwohl katholische Federn nur in ziemlich bescheidenem Maße zur Mitarbeit auf diesem Gebiete beigezogen sind. Das scheint uns und anderen nicht der Weg, die katholische Belletristik in Deutschland zu heben. Sonst aber hat das „Hochland" außer unfruchtbarer Kritik etwas Positives zur Förderung unseres literarischen Lebens noch nicht zu bieten vermocht.

Herr Muth sagt, er wünsche mit der „Literarischen Warte" zusammenzuarbeiten. War ihm dieser Satz ernst, so hätte er wohl zunächst Fühlung mit unserer Redaktion suchen können. Gelegenheit war gegeben; an dankbarem Entgegenkommen hätte es auf unserer Seite nicht gefehlt. Mit Beleidigungen — gleich der erste Satz der Auslassungen Muths ist eine solche — pflegt man ein Zusammenwirken nicht zu beginnen. L.

Eingelaufene Bücher,

die sich zur Besprechung nicht eignen:

1. **Houben,** Heinr., **Zwei Wege.** Lebensbild in 4 Aufzügen für Arbeiterinnen-, Dienstmädchen-Vereine, Jungfrauen-Sodalitäten ꝛc. Kempen, Klöckner & Mausberg.

2. **Krueckemeyer,** Dr. jur., **Die Mischehe in Theorie und Praxis** speziell in Preußen. Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Hamm i. W., Breer & Thiemann.

3. **Henne am Rhyn,** Dr. Otto, **Prostitution und Mädchenhandel.** Leipzig, Hans Hedewigs Nachf. Curt Ronniger.

4. **Piwreka,** Wilhelm Ritter von, **Der Besiegbare.** Wien 1898, Kommissionsverlag von H. Kirsch.

5. **Derselbe, Die christlich-soziale Partei in Österreich.** Wien 1901, Kommissionsverlag von H. Kirsch.

6. **Derselbe, Schädlinge des Deutschtums.** Wien 1902, Kommissionsverlag von H. Kirsch.

7. **Das heutige Frankreich.** Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Hamm i. W., Breer & Thiemann.

8 **Engl,** Joh. Ev., **Aus Leopold und des Sohnes Wolfgang Mozarts irdischen Lebensgange.** Salzburg 1902, Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.

9. **Bottermund,** Dr., **Das hysterische Weib** in Familie und Gesellschaft. Dresden 1903, E. Pierson.

Berichtigung. Auf S. 448 dieser Zeitschrift, 1. Sp., Zl. 7 von oben, muß es Vrija statt Nrija heißen.

Herausgeberin: Deutsche Literatur-Gesellschaft in München. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Anton Lohr in München; für den lyrischen Teil: Carl Conte Scapinelli, München. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

5. Jahrgang 1. Juli 1904 Heft 10

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten.

Petrarca.

(Zum 600jährigen Geburtstage.)

Von Dr. Richard von Kralik in Wien.

Man nennt mit einem gewissen Recht Petrarca den ersten modernen Dichter; denn es gibt, wenigstens was die abendländische Literatur betrifft, keinen älteren Dichter, den ein heutiges, modernes Publikum so glatt weglesen könnte, wie man die Sonette Petrarcas lesen kann. Die Sprache der Troubadours ist uns ebenso entrückt wie die Walthers von der Vogelweide. Auch mit Dante müssen wir uns schon des schwierigeren Stoffes wegen tüchtig plagen. Aber Petrarca steht uns sowohl stofflich wie in der Form ganz nahe, mühelos wird er von uns genossen. Das soll kein Werturteil sein, sondern nur die Anerkennung einer historischen, kulturgeschichtlichen Tatsache. Es ist ein Glück für Petrarca, daß sich die italienische Sprache seit seiner Zeit nicht wesentlich verändert hat, und es ist ein Glück für ihn, daß es ihm vergönnt war, in dieser Sprache uns die Quintessenz einer subjektiven Minnepoesie zu vermitteln, die sich dritthalb Jahrhunderte früher in Südfrankreich und Süddeutschland fast zugleich anhub.

Die subjektive Liebeslyrik, dieses Hauptkennzeichen modernen Gefühlswesens im Gegensatz zur Antike, ist allerdings viel älter. Das stammt schon aus der hellenistischen Zeit, wo sich allbereits die große heroische Kunst auflöste in romantische Gefühlsschwelgerei. Diese Ausgangszeit der Antike hat ja auch schon

Digitized by Google

den Roman, das Liebeslustspiel hervorgebracht. Und diese ganze romantische Richtung ist mit dem späten Hellenismus in den Orient übersiedelt. Die ganze chinesische, indische, arabische, persische Kultur von der Zeit der Diadochen bis in das volle Mittelalter hinein beruht auf diesen Anregungen. Aus dem hellenistischen Drama ist das indische und chinesische entstanden, aus der hellenistischen Philosophie die orientalische Mystik, aus der hellenistischen „Hetaira" die romantisch angeschwärmte Geliebte jener orientalischen Lyriker. Etwas Mystik, etwas Symbolismus war immer damit verbunden. In diesem Punkt vereinigte sich die Wirkung der platonischen Diotima mit der allegorischen Geliebten des Hohenliedes. Und von dieser Diotima und Sulamith geht die Entwicklung durch Firdusis Suleika wieder hinüber nach dem Okzident zu Beatrice und Laura.

Diese im wesentlichen aus dem Hellenismus entstandene orientalische Liebesromantik und Minnemystik kam auf zwei Wegen wieder nach Europa: erstens durch die Araber, die Mauren über Spanien und Südfrankreich, zweitens durch die Pilger und Kreuzfahrer des ganzen Mittelalters. Entscheidend scheint allerdings der erste Kreuzzug gewirkt zu haben; denn gleichzeitig oder doch bald darauf können wir im provenzalischen Gebiet als ersten Troubadour den Grafen Wilhelm von Poitiers, im schwäbisch-bayerischen Sprachgebiet den Kürenberger als ersten Minnesinger erkennen.

Man versteht die italienische Poesie des Trecento nur, wenn man sie als die Fortsetzung und Zusammenfassung, gewissermaßen als die Bekrönung des Minnesangs erkennt, wie er sich durch zwei Jahrhunderte vorher in Frankreich und Deutschland ausgebildet hat. Dante und Petrarca haben nur die Entwicklung dort aufgenommen, wo sie die Troubadours und Minnesinger aufgegeben haben. Die italienische Poesie setzt ja gerade mit dem Zeitpunkt ein, da die provenzalische und die deutsche Poesie teils ganz abstirbt, teils in Niedergang und Ausartung begriffen ist.

Betrachten wir einmal diese Analogien etwas näher. Troubadours und Minnesinger haben ihre Kunst nach zwei Richtungen ausgebildet: sie haben erstens im Frauendienst den idealisierten Gegenstand ihrer Liebe besungen, sie haben zweitens ihr Wort der Politik, dem Herrendienst gewidmet. Ich erinnere nur an Walther von der Vogelweide. Bei Dante und Petrarca finden wir dieselben beiden Richtungen der Poesie und Schriftstellerei: einerseits den überschwenglichen Minnedienst, anderseits die ausgesprochene politische Parteinahme. Ja, unsere italienischen Dichter folgen sogar der ghibellinischen Tradition der Minnesinger, Walthers und anderer. Man erinnere sich, daß ja die italienische Poesie vom Hofe Kaiser Friedrichs II. in Sizilien ausging. Und ebenso wie Dante den Kaiser Heinrich VII. herbeiruft, so ruft Petrarca den Kaiser Karl IV. aus Böhmen.

In Lieder und in Sprüche zerfällt das lyrische Ganze des Minnegesangs. Dieser Zweiteilung entsprechen bei Dante und Petrarca das Sonett und die

Digitized by Google

Kanzone. Die Sonettenform entspricht durchaus der Spruchform Walthers oder Reinmars des Alten. Und wenn wir sehen, daß Petrarca sich am leichtesten in der Sonettenform bewegt, so folgt er eben damit nur der historischen Entwicklung. Auch im Norden überwiegt allmählich die Spruchform immer mehr über die Liedform, wie denn die Reflexion das Gefühl allmählich immer mehr auch im Norden überwuchert. Nebenbei sei hier aber bemerkt, daß sowohl Sprüche wie Sonette nicht gesprochen, sondern gesungen wurden. Wir besitzen ja noch zahlreiche Melodien zu Sprüchen der Minnesänger, wie wir auch Melodien zum Sonett besitzen. Und noch eine Bemerkung: fast gleichzeitig mit dem italienischen Sonett entwickelte sich auch in Deutschland eine deutsche Sonettenform, die „Almend", die von verschiedenen Dichtern als allgemeine freie Geistesweide, als Almende benützt wurde. Ich selber habe versucht, sie wieder einzuführen, da sie gewiß dem deutschen Sprachgeist mehr entspricht, als das romanische Sonett, wenn auch dies in seiner Dreiteiligkeit von zwei Stollen und einem Abgesang durchaus dem Bildungsprinzip der deutschen Liedstrophe entspricht.

In Frankreich sowohl wie in Deutschland kam mit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine neue Mode des Allegorismus, des Symbolismus, des rhetorischen, gekünstelten, gelehrten Dichtens auf. Dante und Petrarca lösen gerade in dieser Richtung die nordischen Sänger ab. Man versteht sie erst ganz, wenn man sie nicht mit den Klassikern unter den Troubadours und Minnesingern vergleicht, sondern etwa mit Frauenlob und dessen Zeitgenossen.

So wie den späteren Minnesingern ihr geliebter Gegenstand zu einer Idee wird, zu einem Symbol, so geschieht es auch nun mit Dantes Beatrice, mit Petrarcas Laura. Von diesem Spiritualismus war das 12. und das frühere 13. Jahrhundert noch weit entfernt. Jener Minnedienst war noch ganz realistisch, individuell, persönlich, es handelte sich den Dichtern noch um wirkliche Leidenschaft. Dantes „Beatrice" ist aber schon offenbar zur seligmachenden Schönheit an sich, zum „ewig Weiblichen" geworden, das uns hinanzieht. Und Petrarcas „Laura" wird gar zur Idee des lorbeerumkränzten Dichterruhms, dem der sonst kühle und ziemlich gemütlose Schriftsteller mehr als allem andern nachjagt. Auch der Allegorismus der „Triumphe" Petrarcas erklärt sich ebenso wie der Allegorismus der göttlichen Komödie aus der ähnlichen Entwicklung des späteren Minnegesangs. Ich übergehe die zahlreichen Analogien weniger bekannter Minne- und Meistersänger und verweise nur auf Ulrichs von Lichtenstein Triumphzüge als Frau Venus und König Artus.

Noch eine Analogie. Die meisten Biographien der Minnesinger und Troubadours sind novellistisch abgerundet. Die Dichter hielten es immer mehr für ihre Pflicht, sowohl ihr Liederbuch wie auch zu diesem Zweck ihr Leben romantisch zu komponieren. Das macht ja die provenzalische Literatur so anziehend. Hier ist aber all dies voll von blühendem Leben, naivem Empfinden, rücksichtsloser Leidenschaft. Auch die deutschen Minnesinger haben oder hatten ähnliche

Digitized by Google

Lebensnovellen, so schon der Kürenberger, der Brenneberger, der von Morungen, Walther mit seiner Hildegund, Neidhart, Ulrich von Liechtenstein, Gottfried von Neifen, Tannhäuser, besonders Hadlaub, der Zeitgenosse Dantes. Dante und Petrarca haben in diesen Spuren ihre erhabenen Wege angetreten. Sie haben, in dieser romantischen Tradition beharrend, dafür gesorgt, daß ihr Leben nicht jenes novellistischen Hauches entbehre; „Dante und Beatrice", „Petrarca und Laura" sollten wie die Titel eines Romanes klingen. Und das ist ganz berechtigt, es ist echt lyrisch. Es tut der Richtigkeit ihres ästhetischen Prinzips keinen Eintrag, daß wir diesen Dichtern heute in die Karten sehen, daß wir im Verhältnis zu ihren Vorgängern ihre größere Künstlichkeit feststellen müssen.

Ein Ruhmestitel Petrarcas ist es schließlich, daß man ihn den ersten Humanisten, den ersten Renaissancemenschen, den ersten Wiederbeherrscher der antiken Literatur nennt. Zugestanden. Aber auch darin geht er nur einen Schritt weiter auf dem Weg, den ihm die vorangehenden Generationen gewiesen haben. Immer wieder muß betont werden, daß wir nicht erst seinem Jahrhundert, sondern dem „finstersten" Mittelalter die Abschrift und Überlieferung der antiken Klassikerwerke verdanken. Vor allem darf die literarische Renaissance nicht übersehen und unterschätzt werden, die um das Ende des 12., um den Beginn des 13. Jahrhunderts, Frankreich und Deutschland erfüllt hat. Damals drang ein neuerlicher Strom antiker Literatur in die lebendige Poesie ein. Ich will nur, um Bekannteres zu übergehen, auf die etwas verborgenere Tatsache hinweisen, daß damals die Mysterienspiele jene große Umwandlung erfuhren, daß sie aus der Fülle nebeneinander liegender Schauplätze wieder die antike Einheit der Szene annahmen. Eine ungeheure ästhetische Umwälzung.

Überhaupt berührt es in den allzu posierenden Briefen Petrarcas geradezu komisch, wenn er sich wundert, auf seinen Reisen in Deutschland und Frankreich bei diesen nordischen Barbaren verhältnismäßig mehr Kultur zu finden, als sich der beschränkt humanistische Hochmut des glatten Ciceronianers erwartete. Italien war ja damals kaum aus einer jahrhundertlangen Barbarei erstanden. Frankreich war diesem zurückgebliebenen Italien um volle zwei Jahrhunderte, Deutschland fast ebensoweit voraus. Erst der deutsche Kaiserhof hat den Italienern eine nationale Literatur angebahnt, wie ich schon angedeutet habe. Und als Cimabue, als die Pisanos eine italienische Kunst anhuben, da taten sie, was der Norden schon längst hatte. Mußten doch auch die Humanisten aus nordischen Klöstern die besten und seltensten Codices holen.

Es ist ein schöner deutscher Charakterzug, das Fremde zu schätzen. Ich gestehe, daß ich die italienische Literatur leidenschaftlich liebe und sie um manches beneide, besonders um die Kontinuität ihrer Entwicklung. Seit Dante, seit Petrarca, hat kein Kulturbruch dort stattgefunden, wie bei uns, wie auch in Frankreich. Sonst wäre es nicht möglich, Petrarca über unsere Minnesinger, über die provenzalischen Troubadours zu stellen, ihn als moderner zu empfinden.

Digitized by Google

Aber in Wirklichkeit steht der lebensvolle Realismus der politischen und Liebeslyrik der Deutschen und Provenzalen weit höher, ist auch durchaus moderner, durchaus würdiger des Studiums, der wetteifernden Nachahmung. Petrarca verhält sich etwa zu Walther, wie Virgil sich zu Homer verhält. Ich empfehle lebhaft das Studium Petrarcas, aber nur als Schulung zum Verständnis der echteren und schließlich auch unmittelbareren, frischeren, zukunftsreicheren Poesie unserer Meister der Minne.

Sturm.

Ein Schreckenstag! Durch Galiläa tobte
Der Riese Sturm. In düstre Wetterwolken
Griff seine Faust und riß sie auseinander
Und jagte sie dahin in wirren Fetzen.
Der himmelhohen Berge Felsenhäupter
Umschnob er mit betäubendem Getöse;
Doch stemmten die granitnen Nacken ihm
Die Recken unerschütterlich entgegen,
Daß nur ihr Haar, die dichten Fichtenwälder,
Er konnt' zerzausen. — Da, mit jähem Sturze
Sprang brüllend er ins Meer von Galiläa
Und wühlt' es auf in seinen tiefsten Tiefen.
Auf rief'gen Wellenrossen ritt er rasend
Und peitschte sie, daß sie in wilden Sprüngen
Sich schäumend bäumten, mit gewalt'gem Ansturm
Das felsige Gestade zu durchbrechen. —
Doch prallten sie zurück und stürzten donnernd
Sich auf ein Schifflein in des Meeres Mitte;
Das dräuten sie mit ihren Riesenleibern
Zu überfluten und in grauf'ge Gründe
Hinabzuschleudern. — — —
Da hob sich einer von des Schiffes Boden,
Voll Majestät und Milde war sein Antlitz,
Und hilfeheischend reckten viele Hände
Sich zu ihm auf. Er aber sprach voll Ruhe:
„Wie furchtsam seid ihr doch und klein im Glauben!"
Dann aber scholl sein Machtwort auf den Wassern,
Und er gebot dem Winde und den Wellen.
Wie Hündlein auf des Herren Ruf verstummen,
So lagen ihm die Wasser scheu zu Füßen,
Und wie ein Kind war still der Sturm geworden;
Sein Heulen ward verhalt'nes Atemholen,
Und jäh erschrocken floh er in die Berge.

Marburg. Heinrich Winter.

Digitized by Google

Nordische Poeten und Bücher.

Von Dr. Johann Ranftl in Graz.

III.

Johannes Jörgensen.

Jenes Interesse an religiösen Problemen und an der Poesie der Religion, wovon im zweiten Aufsatze die Rede war, betätigte sich am auffallendsten in Frankreich. Nachdem der erste himmelstürmende Stolz und Wahn jener Wissenschaft, die sich seit Vogt und Büchner, seit Moleschott und Häckel angestellt hatte, als ob sie mit Chemie und Medizin, mit Dampf und Elektrizität ein neues leidenfreies Paradies auf Erden schaffen könnte und die Gott und das Übernatürliche auf den Aussterbeetat setzen wollte, einer kühlen Ernüchterung gewichen war, zeigten sich alsbald in Frankreich die Anzeichen einer Reaktion gegen den krassen Naturalismus auf allen Gebieten. Es war in den Achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als man an der Allmacht und Unfehlbarkeit der Wissenschaft zu zweifeln anfing und als Brunetière das sprichwörtlich gewordene „la banqueroute de la science" aussprach. Viele wandten der kalten Wissenschaft den Rücken und stürzten sich kopfüber in das andere Extrem, in das Subjektive und Phantastische, in die „Mystik", wie sie es nannten. Der Symbolismus erhob in Kunst und Literatur sein Haupt. Maeterlinck, Verlaine, Mallarmée kamen zu Ehren. Ruskin und die englischen Prärafaeliten stiegen in der Schätzung des Kontinents. Gerade wie im 18. Jahrhundert neben dem wasserklaren Rationalismus der Pietismus und die Mysterien der Rosenkreuzer und Illuminaten und Cagliostros Humbug gediehen, so sahen auch die letzten Jahrzehnte wieder trotz allem Wissenschaftsfanatismus eine Renaissance des blühendsten Okkultismus. Astrologie, Kabbala und Wahrsagekunst lebten wieder auf, es erwachte der Aberglaube in allen Gestalten. Gerade in Paris, das an der Spitze der Zivilisation zu marschieren sich rühmt, erschienen Handbücher der Schwarzkunst und Magie und vor einigen Jahren konnte man lesen, wie Josephin Péladan in der Tracht eines orientalischen Magiers mit Mitra und

Digitized by Google

Chaldäerbart auf den Boulevards wandelte und sich mit dem geheimnisvollen Namen Sâr Merodach Péladan ausstattete. Auch in der Literatur geschahen merkwürdige Dinge. Man dichtete Hymnen auf die Madonna, man verkündete mit Emphase die Notwendigkeit der Mystik für die Poesie, geradeso wie einst Friedr. Schlegel die Notwendigkeit der Mythologie für sie betont hatte. Freilich vergaßen die Neo-Mystiker wie einst die Romantiker, daß hier mit einem bloßen poetischen Spiele nicht geholfen war und J. K. Huysmans schrieb ganz richtig: „Man dichtet nicht Mystik, wie man einen naturalistischen, idealistischen oder psychologischen Roman schreibt. Hier genügt es nicht, erfinderisch und belesen zu sein; es reicht nicht einmal hin, ein großer, bahnbrechender Künstler zu sein. Man muß gläubig sein und den Glauben in einem reinen Leben pflegen." Von den Leistungen dieser Mystiker verspricht er sich wenig. Denn wer sind diese Menschen? „Leute, die stark darin sind, Mädchen zu küssen, Glas auf Glas zu leeren, Absinth zu trinken; Menschen, die nicht einmal von unserer abscheulichsten Gesellschaft und dem schändlichen Ausbund unserer Literatenwelt abgesondert leben." Huysmans selbst gebärdete sich in seinen letzten Büchern, als ob er es mit dem Christentum ernst meine. Im neuesten „L'Oblat" schwenkt er wieder von der Kirche ab. Man kommt über ihn schwer ins reine. Die neukatholische literarische Strömung Frankreichs, die anscheinend vielfach mit Chauvinismus und politischen Tendenzen sich vermengt, gab sich noch bei anderen hervorragenden Schriftstellern kund, wie bei den erwähnten Verlaine und Brunetière, ferner bei Lemaître, Le Bloy, François Coppée, J. Barrès u. a. Der geistvollste Vertreter der vornehmen katholischen Pariser Gesellschaft war in letzter Zeit unstreitig Paul Bourget, dessen Buch „L'étape" (1902) den modernen Lieblingsvorstellungen von Staat, Gesellschaft und Familie, von Religion und Moral mit solchem Aufwand von Esprit übel mitspielt, daß sogar G. Brandes bekennen mußte: „Seit den Tagen Josef de Maistres dürfte keine katholische Kampfschrift von solchem Range erschienen sein."

Wenn wir diese Bemerkungen über eine neue Phase in der französischen Literatur, neben welcher übrigens der Geist Zolas, Maupassants und Anatol Frances noch immer gut gedeiht, der Lebensskizze Jörgensens voranstellen, so hat dies nicht nur darin seine Berechtigung, daß Jörgensen und die katholische Bewegung in Dänemark ein kleines Seitenstück zu jenen Erscheinungen bilden, sondern wir werden sehen, daß auch ein innerer Zusammenhang zwischen dem dänischen und französischen Geistesleben besteht und daß Jörgensen zum Teil gerade durch die Bücher der neokatholischen Franzosen in die Richtung zum Katholizismus hingelenkt wurde.[1])

Jens Johannes Jörgensen wurde am 6. November 1866 im Städtchen Svendborg auf der Insel Fünen geboren. Sein Vater war ein

[1]) Jörgensen spricht sich über obiges Thema selbst in einem lesenswerten Aufsatze der „Historisch-politischen Blätter" 1898 aus.

Digitized by Google

Schiffsherr, der gewöhnlich ferne Meere befuhr und nur ab und zu seine Heimatstadt besuchte. Die Erziehung des Knaben und seiner Geschwister lag daher ganz in den Händen der Mutter und eines ehelosen Oheims, der Realschullehrer war und seine ganze Liebe und pädagogische Sorgfalt den Kindern seiner Schwester angedeihen ließ und so nach besten Kräften dazu beitrug, diesen eine gute, tüchtige Erziehung zu verschaffen. Da dieser Oheim selbst eine poetisch veranlagte Natur war, so nimmt es nicht wunder, wenn er auch bald seinen Neffen Johannes in die heimische und fremde Literatur einführt und wenn dieser trotz seines jugendlichen Alters viel und eifrig liest. Die religiösen Einflüsse, die von den Erziehern ausgingen, scheinen spärliche gewesen zu sein. Ab und zu wurde die Kirche besucht. Wenn der Vater von seinen weiten Reisen heimkehrte, pflegte man zum Abendmahl zu gehen. Es scheint sich aber manches liebe Wort der Mutter im jungen Dichterherzen keimkräftig festgesetzt zu haben, wie Jörgensens spätere Äußerungen bezeugen. So erzählt er aus den Tagen seines religiösen Bankerottes, wie er eines Abends den Friedrichsberger Garten besuchte und wie da von einem Rasenplatz her ein heller Gesang ertönte mit dem immer wiederkehrenden Refrain: „Ach müde Seele, komme her!" „Und ich horchte, horchte — und wünschte nur, daß der Gesang nie aufhören möchte. Ich horchte, horchte und der Choral klang immer fort. Es war zuletzt, als ob jene klare schöne Stimme nur mich allein rief — es war, als sänge sie meinen eigenen Namen in den Refrain hinein . . . . Da war es, als wenn ich plötzlich die Stimme meiner Mutter erkannte — wie sie klang, als ich ein Kind war und sie uns ein schwermütiges Kirchenlied vorsang, an Winterabenden, wenn es anfing zu dunkeln und es noch zu früh war, Licht anzuzünden . . . da saß sie in der Sophaecke und wir Kinder auf Schemeln zu ihren Füßen und der Schein vom Ofen flimmerte über den Fußboden hin . . . Und Mutter sang, und es war so still und friedlich um uns herum und in uns." Und ebenso denkt der Dichter später beim Anblicke einer schönen Sternennacht zurück an eine andere Nacht, da er sich als junger Student, mit einer Sternkarte in der Hand, voll schwellenden Jugendhochgefühles in die Unendlichkeit des Alls versenkte und von seinen Betrachtungen in begeisterten Worten zur Mutter redete und wie diese ihm mit sanft gedämpfter Stimme sagte: „Bewahre nur deine Seele, mein Sohn, mehr verlangt der liebe Gott nicht von dir." Diese Worte sowie jene andere Kindheitserinnerung stimmten den verlorenen Sohn zu ernstem Sinnen, er empfand sie wie eine sanft drängende Mahnung zur Heimkehr.

Als sechzehnjähriger Jüngling war Jörgensen von Svendborg nach Kopenhagen gekommen, um Student zu werden. Das Leben zwischen den grauen Mauern der großen Stadt bot begreiflicherweise wenig Anheimelndes für den naturfrohen Sohn der Provinz. Eine traurige, zum Teil sogar feindliche Umgebung stimmt sein Gemüt herab. Es tritt am jugendlichen Studenten eine immer tiefere Melancholie hervor. Der Verdüsterte sucht sich verwandte Poesien zur Lieblingslektüre und die pessimistischen Bücher wirken dann wieder verschattend

Digitized by Google

auf das bildsame Gemüt zurück. Lenau, so gemütreich und innig wie todestraurig und zerrissen, Byron mit seinem glühendwilden, revolutionären, alles zerstörenden Titanismus, Shelleys verschwommener Pantheismus der Liebe und klar ausgesprochener Haß gegen die christliche Religion, ausgesprochen in kristallklaren Versen voll bestrickender, für ein weiches jugendliches Gemüt gefährlicher Schönheit, Goethes „Faust" mit seinem Skeptizismus und seinen wunderbar tiefen Seelenklängen, Iwan Turgenjews schwerer russischer Pessimismus: alles dringt auf die werdende jugendliche Seele ein. Besonders mächtig scheint Goethe zu wirken, denn er ist für Jungdänemark nicht bloß der große Dichter und Künstler, sondern auch ein Protest gegen den Supranaturalismus und das „große Paradigma der Selbstentwicklung". Dazu gesellt sich erst noch Heinrich Heine, den die modernen Dänen vor allem fleißig lesen, Heine, der Genius der holdesten lyrischen Melodien und der Faun mit dem niedrigsten Cynismus, der mit sprühendem Geist für alle radikalen Ideen Stimmung zu erwecken weiß und der auch mit einer leichten Berührung das Heiligste in Religion und Sitte fast untilgbar beschmutzt. Endlich taten die Schriften des uns bekannten Dr. Georg Brandes, des angesehenen Führers im dänischen Geistesleben, dessen Sarkasmus und Zweifelsucht sich besonders wieder an allem Übernatürlichen üben, ihre Wirkung an Jörgensen. Moderne Naturforschung und Bibelkritik traten in den folgenden Universitätsjahren dazu und taten ein Übriges. Alle diese Kräfte bildeten eine mächtige Resultierende, die das ganze Denken und Fühlen des Jünglings umformte und die letzten christlichen Anschauungen hinwegräumte. Das Joch des „Supranaturalismus" war abgeschüttelt. „Lange hatte ich gekämpft, gelesen, gedacht; nun war es geschehen, nun war es vorbei. Shelley und Goethe hatten mich bekehrt — ich glaubte nicht mehr." So ist Jörgensen mit 18 Jahren ungläubig und Pantheist. Ein Entwicklungsgang, der für hundert und tausend gebildete moderne Menschen typisch ist.

Im Sommer des Jahres 1884 machte Jörgensen sein Abiturientenexamen. Sein bestes Fach war „dänischer Aufsatz". An der Universität versuchte er es zwei Jahre lang mit der Philologie. Wie anderen Poeten erging es auch ihm. Das philologische Studium erschien ihm als das trockenste auf Erden. Der Poet entschädigte sich dafür durch reiche Lektüre und eigene Produktion. Lyrische und novellistische Versuche entstanden in Menge. Allein von diesen Jugendarbeiten ist nichts veröffentlicht. Bezeichnend an ihnen ist die Erscheinung, daß der Dichter als echt lyrisches Talent immer sein eigenes Ich dichterisch abspiegelt und daneben besteht die romantische Neigung, die eigenen Stimmungen zu idealisieren.

Von 1886—1888 trieb Jörgensen Naturwissenschaft und zwar vornehmlich Zoologie. Seine Freude an der lebensfrischen Natur und an der Arbeit unter freiem Himmel, ein poetischer Zug also, war es vor allem, was ihm die Naturwissenschaft lieb und die Philologie, wo der Mensch zwischen Büchern eingeklemmt schmachtet, beschwerlich machte. Unser Dichter ward ein Schüler des angesehenen Zoologen Dr. R. S. Bergh. Bald war er ein gerne gesehener Gast

Digitized by Google

im Berghschen Hause, dem auch Georg Brandes nahe stand. Poetische Arbeiten, mit denen Jörgensen in die Öffentlichkeit trat, vermittelten ihm zugleich die Freundschaft des Dichters Viggo Stuckenberg. So stand er denn bald mitten im literarischen Treiben der dänischen Hauptstadt und lebte dasselbe fesselose Literatenleben wie es viele andere lebten. In den Jahren 1889—1892 war er Redaktionssekretär eines Kopenhagener Blattes. Das Fachstudium war aufgegeben und an dessen Stelle trat nun eine überreiche dichterische Tätigkeit. Durch die Phantasie- und Stimmungsspiele der Bücher klingen merkbar die eigenen Erlebnisse und Empfindungen des Dichters.

Schon 1887 war der Erstlingsband „Gedichte" erschienen, welcher dem Verfasser G. Brandes' Lob und die persönliche Bekanntschaft mit dem angesehenen Kritiker und Freidenker eintrug. 1888 folgte die unreife Novelle „Frühlingssage", welche ein Knaben- und Jünglingsschicksal schildert. 1890 kommt die Novelle „Ein Fremdling". Der Held, welcher früh allen Glauben verloren hat, erlebt als junger Student in der Großstadt eine kleine Liebesgeschichte, vernachlässigt seine Studien und wird von der Geliebten verlassen. Er kehrt als trauriges Wrack in seine Heimat zurück. Ein angeborenes Einsamkeitsgefühl erscheint als Hauptmotiv eines scheiternden Lebens und die Grundstimmung der ganzen Erzählung ist: Furcht vor dem Leben, Unfähigkeit zum Leben. 1892 erschien der novellistische Bilderzyklus „Sommer", welcher zum eigentlichen Erfolg des Verfassers wurde. Bilder aus der dänischen Natur und dem dänischen Kleinstadtleben reihen sich aneinander. Sehr fein ausgepinselte Naturmalerei verwebt sich mit einer kleinbürgerlichen Liebesgeschichte. Die Liebesepisoden und die Jahreszeiten einen sich zu einem poetisch gefühlten Ganzen. Ein gewisser Kampf und Gegensatz zwischen Geist und Sinnlichkeit macht sich hier bereits bemerkbar, denn der Held träumt sich aus seinem Sinnenrausche in klösterlichen Frieden hinein. Allein dies ist nichts weiter als ein ästhetisches, romantisches Träumen. Er bleibt dabei im Banne der Natur mit all seinem Denken, Träumen und Trauern. Das nämliche Jahr 1892 brachte noch eine Sammlung von Gedichten und Prosastücken „Stimmungen" betitelt, die schon vorher an verschiedenen Orten publiziert worden waren. Das Buch ist vom dänischen Künstler Viggo Pedersen reich illustriert. „Der Baum des Lebens", eine Kopenhagener Novelle von 1893 zeigt die andere Seite vom Motiv des „Sommers", den trüben Bodensatz des Liebestrankes, der in jener Erzählung funkelte und duftete. Es ist eine Schilderung der sinnlichen Liebe als einer den Mann umschlingenden und tötenden Übermacht, als einer Sklaverei, eines unterirdischen Gefängnisses, aus dem keine Rettung zu hoffen. Als ein bitteres, trauriges, unreines und verzweifeltes Werk erscheint es heute dem Dichter selbst. Es war kühn aus dem Leben geschöpft und merkwürdigerweise finden sich darin bereits Gedanken und Anklänge, wegen welcher Dr. Brandes die „katholische Auffassung" des Buches rügen mußte. Diese katholischen Symptome schreiben sich daher, weil Jörgensen sich seit einiger Zeit in die neue, uns schon bekannte Gattung französischer Literatur vertiefte, in die Werke der Baudelaire, Verlaine, Huysmans, Villiers de l'Isle Adam u. a.

Digitized by Google

Waren auch längst alle Sterne religiöser Weltanschauung erloschen, so bereitete sich doch durch diese Lektüre langsam eine geistige Umwandlung vor. Durch die Eindrücke einer glaubensfremden, skeptischen und pessimistischen Poesie und Wissenschaft und durch ein schrankenloses Bohèmien-Leben war der religiöse Sinn in Jörgensen ertötet worden, durch literarische Eindrücke und durch den segensreichen Einfluß edler Menschen sollte dem Verirrten auch der erste Anstoß kommen, aus dem Inferno des Unglaubens und der Zerrissenheit zu den freundlichen Gefilden des Glaubens aufwärts zu streben. Heine und Goethe wurden also zunächst durch den phantastischen Amerikaner Edgar Poe und durch Charles Baudelaire, den leidenschaftlichen Dekadenten, verdrängt. Der Suchende vertieft sich auch in den großen englischen Verstechniker und Stimmungskünstler A. Swinburne, der manches Prärafaelitische in seinen Motiven zeigt. Wie ein mahnendes und weckendes Beispiel erschien ihm vor allem der geniale Lyriker Paul Verlaine, der genialste unter den oben genannten Franzosen. Auch dieser seltsame Sohn Apollos hatte sich einst in die nächtigsten Abgründe des Lebens verirrt und dann aus der Nacht zum Licht des Glaubens emporgerungen. Der einstige Sänger der „Fêtes galantes" betet später voll heißer Inbrunst zu Gott:

„O tränk' meine Seele im Meer deines Weins,
Das Brot deines Tisches stärke mein Leben.
O tränk' meine Seele im Meer deines Weins.
Hier nimm, das ich nicht vergossen, mein Blut,
Hier nimm meinen Leib, der Leiden unwert,
Hier nimm, das ich nicht vergossen, mein Blut ....."

Solche Lektüre und vor allem das innere, tiefe Verlangen nach Seelenfrieden erregen neue Stimmungen in der müden Seele. Es ging in den Jahren 1893—1895 langsam aufwärts. Seit 1893 war Jörgensen Redakteur der Zeitschrift „Der Turm", welches allerdings „kein Kirchturm war, vielmehr ein tour d'ivoire" nach Art der französischen Romantiker, Parnassiens, Decadents und Symbolisten. Aber schon war dem Dichter der Katholizismus auch nahe getreten in der Person eines jungen dänischen Malers Mogens Ballin, der in Italien zum katholischen Glauben übergetreten war. (Von ihm stammen die 2 Zeichnungen in der deutschen Ausgabe des „Reisebuches"). Mit dem doppelten Feuereifer seines alttestamentlichen Naturells (Ballin ist jüdischer Abkunft) und seiner neubekehrten Seele machte der Künstler am Dichter seine Bekehrungsversuche. Der Apostel Ballin fand starke Gehilfen einerseits am Buche des geistvollen Franzosen Ernest Hello „L'Homme"[1]) und in der Persönlichkeit des

[1]) Ernest Hello (1828—1885) war ein halber Philosoph, Journalist, Polemiker, vor allem eine faszinierende Persönlichkeit, von welcher H. Bahr schreibt: „Als ein Mittel, vom Täglichen, Gemeinen, Rohen der Sinne frei zu werden und sich auf sich selber, auf die stille, gebietende Stimme der Seele zu besinnen, verehren ihn die jungen Leute" (in Frankreich) und Drumont ruft begeistert aus: „Der

Digitized by Google

holländischen Malers Jan Verkade (jetzt P. Willibrord O.S.B. in Beuron), welcher anfangs 1894 nach Kopenhagen kam. Seine reine edle Persönlichkeit machte auf den ruhelosen Dichter und Journalisten einen tiefen Eindruck. Durch Hello und die zwei befreundeten Maler erschloß sich ihm eine neue Welt. Im Jahre 1894 machte er dann jene Wanderfahrt durch Deutschland und Italien, deren Eindrücke im „Reisebuch" so ernst und poesievoll geschildert sind. Schwere Schicksalsschläge und eigene Schuld werfen ihre melancholischen Schatten in die heiteren Stimmungsbilder. Im selben Jahre erschien die kleine Erzählung „Heimweh". Gemeint ist das Heimweh nach der Heimat der Seele, als welche H. Heine die Vergangenheit anruft. Ein wehmütiger Rückblick nach der entschwundenen Jugend, nach der Stadt der Kindheit, nach dem fernen Bild einer Jugendgeliebten. Alles lyrisch und mondscheintrunken; ein echt romantisches, antinaturalistisches Stimmungsbüchlein.

Nach der Rückkehr aus Italien gab Jörgensen die Gedichtsammlung „Bekenntnisse" heraus, die zumeist in Assisi geschrieben worden waren und zwischen Glauben und Zweifel schwanken, ähnlich den Stimmungen des „Reisebuches", welches 1895 folgt. Das letzte Gedicht der „Bekenntnisse": „Confiteor" rief ein gewaltiges Entsetzen im dänischen Publikum hervor und der Übergang des Dichters zum Katholizismus ward alsogleich proklamiert. Das Entsetzen war begründet. Am 16. Februar 1896 legte Jörgensen tatsächlich vor P. Brinkmann S.J. das tridentinische Glaubensbekenntnis ab und in einer kleinen, seither sehr berühmt gewordenen, ins Deutsche und Französische übersetzten Schrift „Lebenslüge und Lebenswahrheit" (1896)[2]) berichtet er in anmutiger halb poetischer Form von seinen Kämpfen, Zweifeln und Irrwegen. Im nämlichen Jahre erschien noch „Beuron", eine Studie über das berühmte Kloster, das der Dichter auf seiner Wanderschaft besuchte. Es folgen 1897 die Novelle „Der jüngste Tag", 1898 „Die Höllenfeinde", ein Gelegenheitspamphlet in Sachen dänischer Kirchenstreitigkeiten, dazu ein Band „Gedichte", Eigenes und Übersetzungen enthaltend und das nette Büchlein der „Parabeln". 1899 brachte die „Bekehrungsgeschichten", 1900 den sozialen Roman „Unsere Frau von Dänemark" und „Ein Apostel", die Biographie P. Damiens de Veneter auf Molukai. Die Eindrücke einer Romfahrt im Jubeljahr 1901 geben

---

Autor des ‚goldenen Kalbes' ist den größten Dichtern, Dramaturgen oder Moralisten aller Zeiten ebenbürtig. Kein Realist vermag eine ähnliche gewaltige Wirkung. Kein Poet hat einen mächtigeren Flügelschlag. Keiner ist in tiefere Tiefen gestiegen, hat die Dinge näher gesehen, hat sie aus solcher Höhe gesehen." Vielleicht verdiente eine verständige Auswahl aus seinen Schriften eine Übersetzung ins Deutsche.

[2]) Deutsch bei Kirchheim in Mainz erschienen. Im nämlichen Verlag finden sich auch alle übrigen, bisher ins Deutsche übersetzten Bücher Jörgensens. „Das Reisebuch", „der jüngste Tag", „Parabeln", „Eva", „das heilige Feuer". Vgl. dazu P. Pöllmanns bittere Bemerkung über den deutschen Verleger Jörgensens im Maiheft der „Gottesminne"!

Digitized by Google

„Römische Mosaiken“ und „Römische Heiligenbilder“ wieder. Großes Aufsehen machte die 1901 erschienene Novelle „Eva“. Im nächsten Jahre 1902 entstehen die schöne Legende „Das heilige Feuer“ und die Übersetzung der „Fioretti“, der Legenden vom hl. Franz von Assisi mit einer Vorrede von B. Björnson und Natan. Ganz vor kurzem (1903) erschien wieder ein italienisches Wanderbuch, „Das Pilgerbuch“, zu dem die Italienfahrten in den letzten zwei Jahren den Stoff hergaben. (Schluß folgt.)

Tote Liebe.[1])

Ich weiß es längst, du liebst mich immer noch,
Willst du's auch nicht gestehn;
Ich hab' im Traume dich gesehn,
Und weiß es doch.

Wenn auch die kalte Lippe zuckend spricht:
Ich lieb' dich nicht,
Wenn auch dein Auge höhnt voll Übermut,
Ich glaub es nicht, ich seh' die stille Glut.

Noch brennt der Kuß auf deinem stolzen Mund,
Den ich dir gab in süßer Stund';
Noch pocht dein Herz in wilden Schlägen,
Wie einst, als du an meiner Brust gelegen.

Er ist ja gar zu lange schon dahin,
Der holde Traum, und ich will Frieden haben,
Ich habe längst dir den Verrat verziehn
Und hab' mein großes, wildes Weh begraben.

Nur manchmal, wenn der Sturmwind draußen ruft
Und lange Nebel durch das Dunkel gleiten,
Dann steigt mein bleiches Leid aus seiner Gruft
Und kommt zu mir und singt von alten Zeiten.

Dann ist's, als ob mir von der dunkeln Wand
Dein süßes Bild in alter Sehnsucht riefe,
Und wie im Traum streicht leise meine Hand
Durch welke Rosen, welke tote Briefe . . .

München. Max Reschreiter.

[1]) Auf den Kölner Blumenspielen 1904 ausgezeichnet.

Digitized by Google

Monographieen und kleine Schriften zur Literatur- und Theatergeschichte.

Besprochen von Dr. P. Expeditus Schmidt in München.

Ein Stoß von Büchern vor mir — schon das Lesen war eine Arbeit, vielleicht sogar die größere. Die Niederschrift der Kritik muß sich dann eigentlich von selber ergeben, wenn das Lesen in rechter Weise geschah Leider können heute so viele nicht mehr lesen — das gilt auch bei historischen Schriften, wie die vorliegenden sind. Mir haben sie viel Schönes geboten, aber auch vielfach meinen Widerspruch angeregt. Ich pflege mich eben mit Büchern innerlich auseinanderzusetzen wie mit Menschen, die zu mir sprechen, gleich weit entfernt von sklavischer Verehrung vor dem gedruckten Worte, wie von dem Widerspruche um jeden Preis.

Da ist gleich das umfangreichste der vorliegenden Bücher: Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850.[1]) Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte von Christian Petzet. Der Untertitel sagt schon, daß der Verfasser nicht reine Literaturgeschichte geben will; er verleugnet denn auch auf keiner Seite den liberalen Parteimann. Das hindert mich aber nicht, das Buch mit großer Freude zu begrüßen. Es bietet des Stoffes die Fülle, und manch ein Gedicht, das sonst nur mehr dem emsigen Forscher zugänglich war, und dem oft nicht leicht, ist hier zu bequemer Benützung dargeboten. Die Einleitung gibt einen kurzen und klaren Überblick über die Zeit, die der Verfasser darstellen will, wobei (S. 15) die Unterschiede zwischen diesen Poeten und den Parteigängern des jungen Deutschlands klar und richtig hervorgehoben werden. Der „freie deutsche Rhein" bildet des zweiten Kapitels Inhalt, die ganze Rheinpoesie, die sich an Nikolaus Beckers berühmtes Rhein-

[1]) München 1903, J. F. Lehmanns Verlag. 519 S. 8°. Mk. 9.—.

Digitized by Google

lied anknüpfte, und dieser Zeit als Ouvertüre dient, ist gut zusammengetragen. Den bedeutenderen Vertretern der politischen Dichtung: Hoffmann von Fallersleben, Dingelstedt, Herwegh, Prutz, Freiligrath, Heine und Geibel sind eigene Abschnitte gewidmet, bei denen die ästhetische Kritik neben der politischen Beurteilung stets zu ihrem Rechte kommt. Die übrigen Poeten sind in landsmannschaftliche Gruppen zusammengefaßt, von denen die im XIII. Kapitel behandelte Gruppe der sächsischen und norddeutschen Dichter wohl die bunteste Zusammenstellung zeigt — vom Erzgebirge bis zur Eider scharen sich hier die Dichter zusammen. Besonders darf wohl auf ein Gedicht Richard Wagners (S. 410) aufmerksam gemacht werden. Zwei Verzeichnisse, je neun Seiten umfassend, deren eines die Anfänge der im Buche enthaltenen Lieder, deren anderes ein regelrechtes Namen- und Sachregister gibt, schließen den stattlichen Band ab.

Das gewaltige Material ist trefflich gruppiert und in sehr gefälliger Darstellung geboten. Mit den politischen Ansichten, die national und liberal als unzertrennliche Begriffe behandeln, wird ja nicht jeder einverstanden sein; aber sie nehmen nur selten eine Form an, die ärgern muß, vielleicht auch will, so namentlich einmal auf S. 219 bei Besprechung der Stellung, die Heine zum Christentum einzunehmen liebte. Es ist begreiflich, daß der Parteimann, so ehrlich er es versucht, einem Manne wie Sebastian Brunner (S. 320—326) nicht ganz gerecht zu werden vermag; man sollte den rauhschaligen Österreicher lieber konservativ nennen als reaktionär, das wäre weit zutreffender. Daß seine Polemik gegen Anastasius Grün in dem bekannten stark persönlichen Tone fortgesetzt wurde, war doch schließlich die Schuld Bauernfelds; die Darstellung (S. 326) möchte einen sittlichen Makel auf Brunners Seite daraus konstruieren, was ganz entschieden unberechtigt ist. Das sind Schönheitsfehler, die zu bedauern sind, aber dem Buche seinen hohen Wert nicht rauben können.

Ähnliche Anerkennung verdient ein Werk, das Herm. Anders Krüger „seinen Dresdener Mitbürgern" widmet. Es führt den Titel: Pseudoromantik. Friedrich Kind und der Dresdener Liederkreis. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik[1]). Die umfangreiche Einleitung legt die Begriffe Romantik und Pseudoromantik dar, wobei man dem Verfasser im ganzen nur zustimmen kann, und geht dann rasch auf die Dresdener Pseudoromantik über. In zwei Teilen „Friedrich Kind" und „Der Dresdener Liederkreis" werden die fleißigen Forschungsergebnisse geboten, während ein besonderer Schluß die Beziehungen Tiecks zu diesem Kreise darlegt. Der Verfasser hat mit großem Fleiße sein Material zusammengetragen und fraglos — das ist eines seiner Lieblingswörter — diese Herren richtig und erschöpfend gezeichnet. Die Anordnung des Stoffes will mir indes nicht so ganz gefallen. Schon die Trennung des Häuptlings von seinem Stamme und ihre Verteilung auf zwei Teile hat manches Mißliche, noch mehr aber die

[1]) Leipzig 1904, J. Haessel Verlag. 213 S. 8°. Mk. 4.— [5.—].

Digitized by Google

Trennung des Lebens und der Werke Kinds, die je in gesondertem Unterteile behandelt werden, was zu allerlei kleinen Wiederholungen führen muß. Gut entwickelt ist dabei des kleinen und sich so groß dünkenden Dichters psychologisches Bild. Seine Bedeutung als Freischützdichter wird auf das rechte, ziemlich bescheidene Maß zurückgeführt, seine immer zunehmende Verbitterung, die aus dem Zwiespalte zwischen dem kleinen Können und der großen Selbsteinschätzung entsprang, bestens klargelegt.

Es ist kein sonderlich liebliches Bild, das sich uns da aufrollt, viel Hohlheit und eitles Selbstbewußtsein im Kreise dieser dichterspielenden Spießbürger; aber der Historiker ist dem Verfasser auch für solche notwendige und den Forscher nicht eben beglückende Arbeit entschiedenen Dank schuldig. Die sprachliche Darstellung steht nicht ganz auf der Höhe des an erster Stelle genannten Werkes, ist aber, wenn schon nicht eigentlich anziehend, doch fließend und klar. Einzelne Druckfehler, wie S. 169 Fußnote unprosaisch statt unprosaisch, wirken etwas störend. Zu bedauern ist, daß S. 48 f. der Name des „literarisch gutgebildeten Erziehers" Friedrich Kinds nicht genannt wird. Vom Verfasser, der uns schon den jungen Eichendorff näher brachte, dürfen wir wohl noch mehr Beiträge zur Geschichte der Romantik erwarten, möchten allerdings wünschen, daß ihm nicht alles, was irgendwie der katholischen Kirche näher kommt, a priori als einseitig gelten möge, wie es an manchen Stellen seines Buches den Anschein gewinnt.

Der Romantik nahe steht Edmond Rostand, den man in Deutschland fast ausschließlich als Dichter des Cyrano kennt. Ihm widmet Prof. Nik. Scheid vom Feldkircher Jesuitengymnasium im 10. Hefte des XXII. Bandes der Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren eine wertvolle Studie: Edmond Rostands Entwicklungsgang und seine Beziehung zur deutschen Literatur[1]). Er gibt gute Analysen der Dramen Rostands, deren erstes „Die Romantischen" (Les Romanesques) ob seiner deutlichen Berührungspunkte mit Otto Ludwigs „Hanns Frei" für den Historiker besonders interessant sein muß. Von eigentümlicher Wirkung muß „Die Samariterin" sein. „Cyrano" und »L'aiglon« sind bekannt genug. Sie alle erfahren hier feinfühlende Besprechung, und die ständigen Hinweise auf deutsche Parallelen, namentlich Otto Ludwig, machen das Heftchen zu einem Stücke vergleichender Literaturgeschichte.

Ganz anders mutet eine andere Broschüre an: Oskar Wilde von Felix Paul Greve, Heft 29 der „Modernen Essays"[2]). Im Feuilletonstil, der an gewagten Sätzen und kühnen Antithesen seine Freude hat, sucht uns der Verfasser ein Bild des unglückseligen Engländers zu zeichnen, dessen Salome, die er übrigens französisch geschrieben, ebensoviel Zustimmung wie Ablehnung erfahren. Greve bemüht sich, wahr zu sein und ein richtiges Bild zu zeichnen, er scheut sich nicht, das künstlerisch Unzulängliche an seinem Helden herauszu-

[1]) Hamm i. W. 1903, Breer & Thiemann. 30 S. 8°. Mk. —.50.

[2]) Berlin 1903, Gose & Tetzlaff. 46 S. 8°. Mk. —.50.

Digitized by Google

heben, aber sein „Held" ist Wilde doch. Er empfindet allem Anscheine nach selber ein wenig pathologischen Reiz in der Beschäftigung mit dieser problematischen Natur. Für den gesunden Mann wird das Gefühl, — einem krankhaft Perversen in Wilde gegenüber zu stehen, unüberwindlich sein.

Noch mehr Feuilletonstil bietet der italienische Schauspieler Luigi Rasi, der sich unterweilen Professor nennen läßt, in seinem Büchlein: „Die Duse"[1]). Die Sprache ist von südländischer Lebendigkeit und Farbenfülle, die auch in der Übersetzung nicht zerstört wurde. Die „Duse" ist noch mehr, wie im vorigen Essay, des Verfassers Heldin. Er schildert kurz ihre Jugend, dann ihre ganze Art, sich auf der Bühne zu geben, bei den Proben, von denen sie keine große Freundin ist, wie bei der Aufführung selbst. Der praktische Regisseur wird manch lehrreichen Wink aus dem Büchlein schöpfen können; denn die „Duse" versteht es offenbar sehr gut, ein Stück in Szene zu setzen — manchmal auch sich selber. Das Wort und die Angaben des Dichters bedeuten ihr da eben kein großes Hindernis, wenn sichs nicht gerade um d'Annunzio handelt. Allerlei Bemerkungen über andere Künstler, namentlich deutsche, laufen mit unter, die nicht immer schmeichelhaft sind; auch die Japanerin Sada Yacco (S. 188 ff.) findet längere Besprechung. Vielleicht das bedeutsamste am ganzen Buche sind seine Illustrationen, natürlich zumeist Porträts der Heldin in den verschiedensten Rollen und Darstellungen. Sie allein schon geben einen gewaltigen Begriff von der Wandlungsfähigkeit dieser seltenen Künstlerin und machen das Büchlein zu einem schönen Gedenken für alle, die sie spielen sahen.

Auf Seite 55 seines Buches führt Christian Petzet eine poetische Mahnung Hoffmanns von Fallersleben „An Vlaemsch Belgien" an: Suche nicht dein Heil im Westen usw. Es ist bekannt, daß man sich dort sehr energisch auf seine Sprache und Stammeseigenart besonnen hat. Aber man scheint auch weiter zu gehen und den Anschluß an Altdeutschlands Literatur zu suchen; mir liegen heute gleich drei Schriften vlämischen Ursprungs über deutsche Dichter vor. Eine von ihnen, Mevrouw Ida Hahn-Hahn von J. de Cock, muß ich leider noch zurückstellen und zwar aus sprachlichen Gründen; die Lesung des Vlämischen macht mir noch einige Schwierigkeiten, zumal wir eigentlich kein gutes Wörterbuch dafür haben.

Die zwei anderen Schriften hat allem Anscheine nach der Verfasser selber ins Deutsche übersetzt; er führt allerdings auch einen durchaus deutschen Namen: Heinrich Bischoff, Professor an der Universität Lüttich. Es sind zwei literarische Studien, die der deutschen Dorfgeschichte gelten, Heinrich Hansjakob, der Schwarzwälder Dorfdichter[2]), und Richard Bredenbrücker, der südtirolische Dorfdichter[3]). Die Übertragung, im ganzen recht gut, läßt an

[1]) Berlin 1904, S. Fischer Verlag. 235 S. kl. 8. Mk. 3.— [4.—]. Autorisierte Übersetzung von M. Gagliardi. Mit 43 Illustrationen.

[2]) Kassel 1904, Georg Weiß. 138 S. 8°. Mk. 1.60 [2.20].

[3]) Stuttgart 1903, Adolf Bonz & Co. 87 S. 12°. Mk. 1.—.

Digitized by Google

einzelnen Stellen einen gewissen Mangel an Gewandtheit im Gebrauche der deutschen Sprache fühlen[1]).

Wie die beiden behandelten Dichter grundverschieden sind, so muten auch die beiden Büchlein an. Für das Bild Richard Bredenbrückers kann ich mich nicht sonderlich erwärmen. Rheinländer von Geburt, hat er sich Südtirol zur Stätte seiner literarischen Stoffe auserkoren. Er kennt das Land durch langen Aufenthalt so gründlich, wie nur ein Fremder es kennen lernen kann. Aber ein Fremder bleibt er darum doch; das geht selbst aus Bischoffs begeisterter Besprechung seiner Werke hervor. Daß diese virtuose Dialektstudien sind, beweist gar nichts, die kann jeder linguistisch begabte Mann zustande bringen. Ins Herz des tirolischen Volkes, behaupte ich, ist der Mann nicht eingedrungen und kann der Mann überhaupt niemals eindringen, der in des Volkes religiösem Leben stets nur die äußerliche Seite sieht. Um hier in die Tiefe zu dringen, muß man mit diesem Volke innerlich, dem empfänglichen Herzen nach verwandt sein und seinen Glauben gründlich kennen. Hier fehlt es bei Bredenbrücker offenbar; und so muß Prof. Bischoff trotz seiner Vorliebe für ihn mehrfach verschämt andeuten, daß sich seine Gestalten bedenklich der Karrikatur nähern. Daß ihm Bredenbrückers „bissige Ausfälle auf die „Pfaffen"" auch nicht immer berechtigt erscheinen, sei nur nebenher erwähnt. Auffallen muß es, daß bei Aufzählung der Tiroler Heimatdichter S. 5 Karl Domanig nicht genannt wird. Sollte Professor Bischoff seine „Kleinen Erzählungen", seinen „Freiheitskampf", seinen „Gutsverkauf" wirklich nicht kennen?

Einen ähnlichen Mangel müssen wir feststellen, wenn Prof. Bischoff in der anderen Studie über Hansjakob neben diesen den einseitigen Bolanden als einzigen Vertreter der historischen Erzählung unter den deutschen Katholiken kennt. Ist ihm, um nur einen zu nennen, Hermann Cardauns mit seinem „Erzpoeten Walther", seinem „Stadtschreiber von Cöln", ganz unbekannt geblieben? Ja, dann fehlt es an Gründlichkeit der Vorstudien oder aber — ich denke an die „Duse" zurück — an der rechten Inszenesetzung auf seiten der katholischen Autoren.

Die Studie über den knorrigen Schwarzwälder ist sonst sehr zu begrüßen; an vereinzelten Stellen dringt der Verfasser allerdings nicht ganz in das priesterliche Geistes- und Herzensleben ein. Aber der dichterische Charakterkopf des Freiburger Stadtpfarrers, dessen Bild dem Buche vorgesetzt ist, wird im ganzen recht gut herausgearbeitet, wobei seiner Manier gegenüber auch die Kritik an rechter Stelle einsetzt. Hansjakob ist der Mann, der sich höchst ungeniert ausspricht über alles, was ihn freut und ihn ärgert; er ist ganz entschieden der persönlichste unter all unseren Schriftstellern, immer er selber, nie geneigt und nie fähig, hinter seinen Gestalten zurückzustehen. Darin liegt seiner Schriften unendlicher Reiz, namentlich für den, der den verehrten Herrn persönlich kennen

[1]) So z. B. wenn von Bredenbrücker S. 15 „schriftstellerische" und „schriftliche" Arbeiten nicht auseinander gehalten werden.

Digitized by Google

lernen durfte; daraus ergeben sich aber auch die künstlerischen Schwächen seiner Werke. „Nehmt alles nur in allem!" — Das muß der Leitsatz jeder künstlerischen Würdigung Heinrich Hansjakobs bleiben.

Eine solche Würdigung irgend eines Dichters ist freilich schwer in einer Zeit, „wo auch Kunst und Dichtung eine Parteisache geworden sind". Also sagt Ludwig Fulda (S. 11) in einem Vortrage über „Schiller und die neue Generation"[1]). Wie alles, was Ludwig Fulda bringt, ist auch dieser Vortrag geistreich geschrieben; er untersucht die Ursachen der wechselnden Stellung unserer Zeit zu Schiller und sagt sehr richtig, daß es dem Großen gegenüber neben nachahmender Gefolgschaft und ablehnendem Freiheitsstreben noch ein Drittes gebe, die Liebe des freien Mannes. Sie sei es, die Schiller von uns fordern darf. Mit dem Häckelismus wird S. 19 ff. zur Beweisführung geschickt, aber nicht ganz logisch gespielt; sein berühmtes biogenetisches Grundgesetz ist doch zu wenig erwiesen, um als Grundlage einer historisch-ästhetischen Beweisführung zu dienen.

Ein Muster volkstümlicher Darstellung liegt mir vor in Georg Witkowski's kleinem Büchlein: „Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts in seiner Entwicklung dargestellt"[2]). Ich habe das Buch, das den reichen Stoff geschickt gruppiert und in klarer Sprache behandelt, mit großem Vergnügen gelesen. Daß hin und wieder ein kleiner Widerspruch in mir aufsprang oder eine Ergänzung gewünscht wurde, ist leicht zu verstehen. So erscheint mir Hebbels „Judith" nicht als eine Art von Ergänzung oder Fortsetzung der biblischen Erzählung, sondern diese bot das äußere Gewand für die im Dichter vorher lebende Idee (zu S. 50). S. 77 hätte ich Laubes hervorragenden Anteil an der Einbürgerung der französischen Dramatiker auf den deutschen Bühnen gerne erwähnt gesehen. Von Dramen, die bei genannten Dramatikern meinem Gefühle nach Erwähnung verdient hätten, nenne ich „Die Zunftmeister von Nürnberg" bei Redwitz (S. 44), „Stahl und Stein" bei Anzengruber (S. 89), „Das tausendjährige Reich" bei Halbe (S. 135). Hier ist auch ein paar Zeilen weiter oben der Ausgang der „Jugend" nicht ganz richtig dargestellt. Daß „Die Tochter des Erasmus" bei Wildenbruch nicht erwähnt wurde, finde ich erklärlich. Hier (S. 105) wie an anderen Stellen, z. B. bei der Besprechung des Naturalismus (S. 113) hat mich die weise Einschränkung beliebter Verherrlichungsphrasen, die man von anderer Seite so oft hören kann, herzlichst gefreut. Ob es richtig ist, Martin Greifs Dramen als „ganz erfolglos" zu bezeichnen, wird mancher Mann bezweifeln, zumal in München, wo man, um nur ein Exempel beizuziehen, Possart seinerzeit als Prinz Eugen gesehen. Kruse und Schaufert hätten genannt werden dürfen. Doch ich bitte zu entschuldigen, daß ich hier so viele Bemerkungen über den Stoff

[1]) Stuttgart und Berlin 1904, J. G. Cottasche Buchhandlung. 44 S. 8°. Mk. —.75.

[2]) Aus „Natur und Geisteswelt". 51. Bändchen. Leipzig 1904, Teubner. 172 S. kl. 8°. In Leinenband. Mk. 1.25.

Digitized by Google

des Büchleins habe. Gerade seine Fülle und ihre geschickte und gefällige Darstellung verdienen vollste Empfehlung.

Das kann man im wesentlichen auch von einem Schulbuche sagen, das dieser Reihe guten Schluß bilden möge; ich meine den „Abriß der Geschichte der deutschen Literatur“[1]). Nach G. Brugier zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung bearbeitet von E. M. Hamann. Das Register umfaßt über dreiundzwanzig dreispaltige Seiten. Einen solchen Stoff in verhältnismäßig sehr geringem Umfange zu bearbeiten, ist allein schon eine Riesenaufgabe. Aus Brugiers Literaturgeschichte ist das Buch herausgewachsen und, wie das große Werk, zunächst für den höheren Unterricht der weiblichen Jugend berechnet. Die Verfasserin hat diesen Standpunkt sehr geschickt zu wahren gewußt, ohne der geschichtlichen Wahrheit im ganzen zu schaden. Gerade die Abschnitte, in denen die meiste eigene Arbeit steckt, gehören zu den besten, so die Kapitel über Goethe und fast die ganze neuere Poesie; nur bei den österreichischen Dichtern und den Dichterinnen möchte ich eine Teilung nach zeitlichem Gesichtspunkte empfehlen.

Für die ältere Zeit aber ist die Anlehnung an Brugier nicht durchweg zum Glücke gewesen. Der greise Verfasser wurde durch sein Wirken in der Seelsorge der Forschung und ihren Fortschritten immer ferner gerückt. So blieb sein Buch zurück; das zeigt sich auch in diesem Abrisse, dessen Verfasserin beim besten Willen die Quellen nicht alle zur Verfügung haben konnte, die Mängel Brugiers auszugleichen. Der Fachgelehrte findet da allerlei kleine Unrichtigkeiten. Daß Geiler von Kaisersberg nicht Dominikaner, (S. 51) sondern Weltpriester war, ist eine Kleinigkeit, die für die historische Entwicklung wenig Bedeutung hat. Bedenklicher ist es schon, wenn S. 50 Hans Folz und der Schnepperer, die ungefähr ein halb Jahrhundert auseinanderstehen, zusammengeworfen werden, oder wenn gar S. 43 dem Stricker eine Fabelsammlung zugewiesen wird, die sich längst als irrtümliche Hypothese erwiesen, während man von seinen bedeutenden Werken, dem „Karl“ und dem „Pfaffen Amis“, nichts zu hören bekommt. Auf weitere Einzelheiten verzichte ich hier, möchte aber den Wunsch aussprechen, daß zu einer neuen Auflage ein Fachgelehrter beigezogen werde, der das Büchlein einer gründlichen Durchsicht unterwirft, um seine Angaben durchweg auf die Höhe der heutigen Forschung zu bringen. Sonst möge es nur in den Händen der jetzigen Verfasserin bleiben, die auch — immer in Verbindung mit einem Fachmanne — vielleicht geeignet wäre, Brugiers größeres Werk für eine neue Auflage durchzuarbeiten. Für solche Spezialwerke ist der eigentliche Fachgelehrte allein selten der richtige Mann. So wünsche ich dem Büchlein je eher desto lieber eine neue Auflage; es kann viel Gutes wirken und die Kenntnis unserer herrlichen National-Literatur in weitere Kreise tragen helfen. Nach dieser Richtung kann nicht leicht zu viel geschehen.

[1]) Freiburg i. Br., Herder. 299 S. 8°. Mk. 2.50 [3.20].

Digitized by Google

Neue Gedichtbücher.

Besprochen von Dickinson-Wildberg in Dresden-Gruna.

IV.

„Schon im sechzehnten Jahre seines kurzen Lebens zeigten sich die ersten Keime der unbezwingbaren Krankheit, der er, noch nicht 25 Jahre alt, zum Opfer fiel." So berichtet uns Dr. Max Prels in seiner warmempfundenen Vorrede zu dem unter dem Titel „Ein Leben" [1]) von Martha Fahr, der Braut des jungverstorbenen Dichters, herausgegebenen Nachlaß von Walter Oemisch. Wir erfahren unter anderem, daß der arme junge Poet sein Schicksal kannte und mit Seelengröße trug. Alle diese äußeren Umstände erwecken eine menschliche Teilnahme an Oemisch, die es erschwert, an diesen Gedichten und Skizzen kühle Kritik zu üben. Aber auch einer solchen würden sie stand halten; denn in den Gedichten zeigt sich ein seltenes Gefühl für das Volkstümliche („Grete"), ein Vermeiden jeder Phrase, ein Streben nach Knappheit.

„Und bald bin ich, balde
Ein gar stiller Mann;
Ich kann nur noch warten, . .
Wann kommst du wohl — wann?"

So schließt das Gedicht „Lebensgeschichte", dem sich „Im Zwielicht", „Abseits", „Wie ich dich fand" und viele andere würdig anreihen; unter den Prosastücken aber zeichnet sich „Der erste Kuß" durch Feinheit, „Der Kranz" durch liebenswürdigen Humor aus.

Dagegen sind die Gedichte von Marie Alma [2]) größtenteils Dilettantenpoesie. Der Titel „Lapis lazuli", der in dem Einführungspoem erklärt wird, ist noch das beste daran. „Dort ging das Glück um", „Die Flamme" und einiges andere erhebt sich noch über das Niveau des Konventionellen. Aber die Zeit ist heutzutage wirklich allzu kostbar, als daß man sie daran wenden dürfte, in dergleichen Veröffentlichungen nach vereinzelten besseren Einfällen zu suchen.

Auf einer höheren Stufe steht Albert Sergel, dessen starke formale Begabung nicht angezweifelt werden kann. Eine strengere Auswahl hätte aus seinem Gedicht-

[1]) Leipzig 1904, Modernes Verlagsbureau.
[2]) Dresden 1902, E. Pierson.

Digitized by Google

bande „Sehnen und Suchen“ [1]), der übrigens vorzüglich ausgestattet ist, ein wirklich gutes Lyrikbändchen gemacht. Gedichte wie „Sonnenpilger“, „Rote Rosen“, „Im Heidekraut“, Balladen wie: „Die Großmutter spricht“, dann in den „Neuen Zielen“, Verse wie „Rast“, „Der Abend kommt“ und andere mehr, können in Ehren bestehen. Am wenigsten wollen mir die Spielmannslieder und verwandte Sachen behagen, die allzusehr in dem glücklicherweise doch überwundenen Tone des Julius Wolff'schen Rattenfängers gehalten sind.

Der Zyklus „Liebesklagen“ [2]) von Hans Michaud gehört nun wieder in die niedrigste Kategorie unreifen Dilettantentums. Eine Probe:

„Ich bin ganz krank geworden
Und war ganz sterbensmatt
Bis ich endlich mein süßes Liebchen
In der Straße gesehen hab'.“

Es ist zu beklagen, daß derartige schülerhafte Reimereien und Heine-Verdünnungen gedruckt werden dürfen. Die Verleger, die für so etwas verantwortlich zeichnen, schaden dadurch ihrem Rufe und dem ihrer ernsthaften Autoren!

Ernsthaft! Das Wort ist leicht gesprochen; wie so viele Worte und Beiworte sank es rasch im Kurs, und neulich las ich in einem — ernsthaften Blatte, der Verfasser einer Ausstellungspantomime, die in einem Variététheater bei Bier und Zigarren genossen wurde, sei ein „ernst zu nehmender Poet“. —

Ungesichtet ist die Menge von Gedichten und Skizzen, die Richard Kranz unter dem Titel „Aus deutscher Seele“ vereinigt hat. Es fehlt diesem jungen Poeten an Selbstkritik, und er überläßt es dem geduldigen Leser, aus der Masse des Unreifen das Gelungene herauszusuchen. Kein literarischer Freund scheint ihm bei der Auswahl der Gedichte zur Verfügung gewesen zu sein. Gutes von volkstümlicher Art, wie „In der Fremde“, „Die Verlassene“, findet sich hie und da. Ganz anders liest sich Laurenz Kiesgens Sammlung „Maisegen. Ein Bündel Lieder“ [3]). Dem Dichter fließen Reim und Form oftmals wie von selbst in die Feder, und wenn sie gewählt erscheinen, so sind sie doch nicht erquält. Nicht alles in dem Buche würde den strengsten Anforderungen stand halten, aber gefällig und poetisch ist fast alles. Kiesgen besitzt die seltene Gabe der Anmut. Dabei aber gesellt sich zum rheinischen Formensinn die Tiefe ernster Empfindung. „Erwachen“ (S. 25) ist solch' ein Gedicht, ebenso „Kirschenblüten“, „Heimgang“, „Andacht“ u. a. m. Manchmal stoßen wir auf einen Vers, dessen Unmittelbarkeit uns packt und erschüttert: „Ich lieg' in eines Ungeheuers Klauen, sein Atem geht wie leiser Regen rinnt“ (S. 20). Ein Roman steckt in diesem „Bündel Lieder“; das Büchlein beginnt mit heiteren Klängen, eine Jugendliebe mit tiefschmerzlichem Ausklang gibt ihm dann die

[1]) Rostock 1904, Volckmann & Wette.
[2]) Dresden 1903, E. Pierson.
[3]) München, Verlag der Deutschen Literaturgesellschaft. Mk. 1.—.

Digitized by Google

Signatur, bis zuletzt nach langen Kämpfen der Dichter im Glück der Ehe den Frieden findet.

Ein anderer Rheinländer, der feurige, idealgesinnte Hugo C. Jüngst, hat der mit vielem Beifall aufgenommenen Sammlung „Seelenakkorde" eine weitere Gedichtreihe unter dem Titel „Flammenzeichen"[1]) folgen lassen. Jüngst ist bekannt durch seine Bestrebungen, Kunst und Schrifttum zu popularisieren, wie er denn auch als Lyriker nicht müde wird, eine Zeit bereiten zu helfen, in der „des Volkes geistesarme Massen erwachen in der Bildung Morgenstrahl". Man wird mit ihm über manches streiten wollen; man wird zugestehen müssen, daß einige dieser Gedichte zu rhetorisch sind, vielleicht zu sehr den Stempel des Programmes tragen — aber der kräftige Schwung, der ehrliche Ernst, das echte Pathos der Jüngstschen Muse wird immer Achtung erwecken. Heute sind diejenigen dünn gesät, die eine Sache um ihrer selbst willen treiben, die mit Jüngst ausrufen: „Ich geh' meinen Weg und geh' ihn allein."

[1]) Dresden-Blasewitz, Verlag der „Deutschen Literatur- und Kunstzeitung".

Am Strom.

Kaum als das Gewitter vorüber war,
Ging ich ans Stromgestade,
Zu sehen die mutige Wellenschar
Auf ihrem Siegespfade.

Doch langsam und ernst und in grauem Haar
Die Wogen vorüberschritten
Wie müde Pilger im Bußtalar,
Mit wehen Klagen und Bitten . . .

Und manchmal stieg eine mühsam ans Land
Und schleppte in schweren Leiden
Sich hin zum morschen Bildstock am Strand,
Um dort im Sand zu verscheiden . . .

Vor Minuten im Kampf mit Sturm und Wind
Noch ein Held auf schäumendem Pferde,
Vor einer Stunde noch ein Kind —
Und nun unter Schlamm und Erde!

Linz a. D. Josef Pfeneberger.

Digitized by Google

Sommerfest.

Skizze von Carl Conte Scapinelli in München.

Schwül ist's, furchtbar schwül.

Die ganze Einwohnerschaft des kleinen Städtchens Lensberg ist heraus in den Wald geeilt, um hier das Sommerfest zu feiern. Die Walzerklänge tönen, klagen und jubeln durch die warme Sommernacht. In den nahen Wiesen zirpen die Grillen, und nur dann und wann zittert mit den weichen, schmeichelnden Tönen des Walzers vereint ein Stimmengewirr durch die Abendstimmung.

Buntfarbige Lampions werfen ihr flackerndes Licht durch die grünschimmernden Blätter der alten Eichen, die den Tanzboden umsäumen. Von der nahen Universitätsstadt ist manch einer, der vor wenigen Jahren hier sein Gymnasium absolviert, herausgeeilt, um heute mitzutanzen, mitzusingen, mitzuminnen in dieser schwülen, jugendtollen Sommernacht.

Auch Franz Bremer sollte heute noch mit dem Nachtzug von der nahen Universitätsstadt zum Feste kommen. Pochenden Herzens saß Ida, die Tochter der Witwe Traubeck, bei der Franz die letzten drei Jahre seiner Gymnasialzeit in Kost und Quartier gewesen, da. Wie er wohl aussehen, wie er sich wohl benehmen würde! Eine eigentümliche Angst beschlich sie, daß es anders würde, als sie sich diese Begegnung vorgestellt.

Fast zwei Jahre war es her, daß Franz Lensberg verlassen hatte, um in der nahen Großstadt Jura zu studieren. Einige Zeit hatte er noch seiner „Kostschwester", wie er Ida nannte, belanglose Briefe geschrieben. Das nicht gerade hübsche Mädchen war ihm stets ein guter Kamerad gewesen, besonders wenn es galt, gegen Frau Traubeck Stellung zu nehmen. Gestritten hatten sie sich fast täglich, böse waren sie jeden Augenblick

Digitized by Google

miteinander, aber es dauerte nie lange. Wenn es dämmerte und Franz nach dem Abendbrot mit Mutter und Tochter zusammen im Wohnzimmer saß, waren sie wieder ausgesöhnt. Gegen neun Uhr nickte Witwe Traubeck über ihrem Strickzeug gewöhnlich ein, und Franz und Ida waren so gut wie allein. Dann las er dem Mädchen mit schlechter Betonung und aufrichtiger Begeisterung Gedichte vor, die er da und dort gefunden und oft selbst nicht verstand. Oder er schwärmte ihr von seiner Zukunft vor. Befangen, fast geängstigt hörte Ida zu, ihr Gesicht wurde ernster, ihre Augen leuchteten . . . Und wenn dann die Worte spärlicher wurden und er alles Schöne und Große gesagt, was sein junger Kopf erträumte, trat oft eine Pause ein, in der beide stumm und unbeweglich dasaßen und sich mit langen Blicken ansahen, gedankenlos, hypnotisch fast, ohne zu wissen, daß sie sich liebten, weil sie beide so jung waren, so jung . . .

Als er Lensberg verlassen hatte, hatten sich auch ihre Beziehungen zu einander geändert. Seitdem sie sich nicht mehr sahen, seitdem sie sich nicht mehr kampfbereit und trotzig gegenüberstanden, hatten sie einen friedlicheren Ton gefunden, in dem sie brieflich mit einander verkehrten. Sie schrieb ihm, was es in Lensberg Neues gäbe, mit wem sich die oder jene verlobt habe und daß es bei ihr zu Hause sehr tot und einsam wäre, seitdem sie sich nicht mehr mit ihm streiten könnte.

Ja, einsam und tot war es auch in Frau Traubecks Haus. Darum dachte Ida viel, sehr viel an Franz, der der einzige junge Mann war, den sie näher kannte. Sie quälte sich stets mit dem Gedanken, was er wohl in der großen Nachbarstadt alles treibe. Und jener jugendliche schwärmerische Zug, den Franz damals gehabt hatte, erschien ihr wie ein Unterpfand dafür, daß er noch Großes, noch sehr Großes erreichen würde. In ihren einsamen Träumen baute sie für ihn eine glänzende Zukunft auf, in der Franz immer mehr und mehr wuchs, wuchs bis zu ihrem Ideal. Immer deutlicher, immer unwiderstehlicher wurde in ihr die Sehnsucht nach ihm, immer mehr quälte sie der Wunsch, ihn wieder zu sehen, denn sie war fest überzeugt, daß er seltsam stattlich geworden sei und daß er nun aussehen müsse wie ein großer zukünftiger Mann, wie ein Prinz, wie ein Held. Und nun sollte sie ihn bald sehen, sie hatte vernommen, daß er eben angekommen sei.

Noch tönte der Walzer durch die Sommernacht, noch drehten sich die erhitzten Paare im Tanze. Nun war der Walzer aus, die Musik brach ab. Aber die Jugend lärmte und schrie, bis die Musikanten mit

Digitized by Google

demselben Walzer wieder einsetzten. Alles war berauscht von den süßen, schmeichelnden Klängen, die Herren pfiffen die Melodie, die Damen summten sie, der Staub wirbelte vom Tanzboden auf und die Lampions erzitterten vom Geschleife und Gestampfe der Paare.

Weiter tönte der Walzer. Da tritt Franz, noch ganz erhitzt von der letzten Tour, auf Ida zu, die sich eben erschöpft auf eine Bank setzen will; der Tanz hat beiden den Atem benommen, sie reden kein Wort. Mit einem langen, visionären Blick sieht Ida ihn an, er nickt ihr freundlich zu, faßt sie um die Taille und nun tanzen sie, tanzen, tanzen! Endlich endet die Musik. Noch schweben die beiden einige Takte, dann hängt sich Ida fest in seinen Arm. Noch reden sie kein Wort, nur Ida sieht mit verklärtem Blick zu Franz auf.

„Grüß dich Gott, Franz," ruft sie dann ganz glücklich. „Bist du aber stattlich geworden, a, a, ein ganzer Kavalier!"

Franz fährt fast erschrocken zusammen. Ida sagt zu ihm ja auf einmal „Du", wo sie zu einander doch immer „Sie" gesagt hatten! Aber er will ihr es nicht merken lassen, daß sie sich geirrt habe, und macht einige verlegene Phrasen und Scherze, wobei er auch „Du" sagt.

Dadurch, daß sich Ida mit Franz seit zwei Jahren in Gedanken beschäftigte, daß sie von ihm träumte, daß er nach und nach ihr Ideal, ihr Alles geworden, duzte sie ihn, ohne sich dessen bewußt zu sein, einfach aus innerem Drange, weil sie es so empfand. Sie gingen einen Waldweg auf und ab, fest hing sie in seinem Arm. Und plötzlich begann sie ihn mit tausend Fragen zu überhäufen. Warum er ihr in der letzten Zeit nicht geschrieben? Ob er in der Stadt eine Liebe habe? Und dann — je tiefer sie ins Dunkel kamen, desto mehr sprach sie — erzählte sie ihm, wie einsam, wie furchtbar einsam es die zwei Jahre her gewesen, und daß sie darob oft heimlich geweint habe.

Dann sagte sie auf einmal, sich fester an seinen Arm schmiegend: „Laß uns wieder in's Helle zurückkehren!"

Er ging klopfenden Herzens mit ihr den Lampions zu, selbst froh, nicht so im Dunkel mit ihr zu sein.

„Schön bist du geworden und groß!" sagte Ida, mit strahlenden Augen ihn von der Seite anblickend.

Vom Tanzboden her hört man wieder die Klänge eines schmachtenden, verführerischen, sehnsüchtigen Walzers . . ., klagend und verheißend, fast flehend klangen die Töne.

Digitized by Google

Da fassen zwei Arme auf einmal den Nacken des Franz, ein schlanker Körper schmiegt sich an seine Brust und, wie eine Dissonanz zur Tanzmusik, schluchzt Ida laut auf, und ihr Schluchzen geht in ein leises Wimmern über, in dem Schmerz und Bitte liegen.

„Aber, Ida, was ist denn? — aber Ida, g'scheit sein!" flüstert er.

„Immer warst du weg und jetzt gehst du wieder und kommst nimmer!" jammert sie.

Groß aufgerichtet, die Last der an ihn geklammerten Gestalt lästig empfindend, steht Franz einen Augenblick da, als suche er etwas in seiner Erinnerung — etwas längst Vergessenes und Verlorenes.

Niemals hatte früher zwischen den beiden irgend eine Beziehung bestanden, niemals war ein Kuß getauscht worden — und doch glomm in ihr noch heute ein Feuer, das er unbewußt in ihr geweckt hatte.

„G'scheit sein", tröstete er wieder, „g'scheit sein, Ida!"

Und da verstand er erst die verflossenen Jahre, da verstand er seine Jugend.

Einen Augenblick überkam ihn eine weiche Regung: sollte er sie aus Mitleid zu seiner Braut küssen? — Aber dann dachte er an die nahe Universitätsstadt, an ein anderes Mädchen, das dort seiner harrte, und fast barsch machte er sich von Ida los.

„G'scheit sein, Ida — wir sind doch viel zu alt zu solchen Kindereien, gelt?! Wir waren doch zwei so vernünftige Leute!"

„Wir waren doch zwei so vernünftige Leute!" wiederholte sie tonlos. — „Mir dünkt, du bist es noch heute!" fügte sie bitter bei, ihre Arme von ihm lösend.

Wieder setzt die Musik ein; da überkommt Franz auf einmal eine wilde Lustigkeit, ein toller Übermut, eine jähe Lebensfreude. Noch stehen sie einige Schritte vom Tanzplatz entfernt am Waldesweg. Da faßt er sie auf einmal fest um die Taille, nimmt ihre Hand in die linke, und zieht sie im Tanzschritt mit. Zuerst sträubt sie sich, dann aber erfaßt auch sie die Lust und tötet alles in ihr — tottanzen möchte sie sich, denkt sie einen Augenblick und sieht weltvergessen zu Franz auf. Wirbelnd drehen sie sich, bald stolpernd, bald strauchelnd auf dem finsteren steinigen Waldpfad, — so tanzen sie fort bis zum Tanzplatz, mitten hinein in die Schar der drehenden, schleifenden Paare.

Wieder bricht die Musik ab, — aber Franz und Ida tanzen wie toll weiter. Und die übrigen jungen Leute applaudieren und rufen ihnen „Bravo"! zu und folgen ihrem Beispiel, so daß die Musik wieder einsetzen

Digitized by Google

muß. — Einen Augenblick will Ida im Tanz einhalten, aber wieder flüſtert Franz ihr zu: „Nur g'ſcheit ſein!“ — und ſie wirbeln weiter.

Weithin tönen die ſchmeichelnden, verführeriſchen Töne, die Grillen zirpen lauter, über die ganze Natur zittert ein warmer Hauch von jungem Leben und wohligem Sein!

So ſtarb die Liebe in der Sommernacht.

Sonnenwende.

Ich ſitz' am Rain und ſchau zum Sommer nieder,
Der fern ins Land die grellſten Farben wieder
Durch jeden Wieſenplan, durch jedes Feld geſtickt.
Rot neben mir die Heckenroſen prangen
Und ihre Knoſpen um die Stirn mir hangen,
Von üpp'ger Fülle tief im Wind geknickt.

Der Feldſtrauß liegt mir buſchig auf dem Schoße,
In meinem Gürtel glüht die ſchönſte Roſe. —
Das Tal durchwürzt des Heues friſcher Duft.
Rings Zitterblümchen mir im Gras zu Füßen,
Wie ihre braunen Samen goldig fließen
Im milden Hauch der erſten Abendluft!

Die ſchlanken Ährendolden tief ſich biegen,
Die Blütenſtäubchen um die Halme fliegen
Und ſtreifen leicht den brennendroten Mohn.
Kornblumen leuchtend durch das Grüne blicken,
Die Kinder eilen jubelnd ſie zu pflücken
Und flechten Kränze ſich zum Spiel davon.

Der ganze Himmel flammt in gelben Gluten.
Die Sonnenkugel ſenkt ſich im Verbluten
So ſachte in des Weltalls Meer hinein. —
Ich ſitz' am Rain, s'iſt Sommerſonnenwende.
So ging der längſte Tag nun auch zu Ende,
Mit Sternen bricht die Sommernacht herein.

Die Schatten lagern ſchnell auf allen Wegen,
Doch ſtrahlt noch über mir dem Licht entgegen
Das Feldkreuz mit dem wetterbraunen Schaft! —
So mög' ob meiner Sonnenwende Tagen
Das Kreuzbild jeden Schatten überragen
Mit ſeines Segens, ſeines Friedens Kraft.

Stuttgart. Eliſe Miller.

Digitized by Google

George Sand.

Zu ihrem hundertsten Geburtstage am 1. Juli 1904.

Von E. M. Hamann in Gößweinstein.

Welches ist der mögliche Zusammenhang, das unmittelbare Band zwischen dem natürlichen primitiven und dem künstlichen Leben, zwischen Palast und Hütte, zwischen Künstler und Schöpfung, zwischen Dichter und Landmann? Und welchen Zusammenhang hat die Sprache der Natur, des ursprünglichen Lebens samt seinen Instinkten, mit der Sprache der Zivilisation, der Kunst und Wissenschaft, mit einem Worte: der Erkenntnis?

Diesen beiden von ihr selbst formulierten Fragen setzt George Sand als Lösung das eine Wort Gefühl entgegen und legt ihre betr. Überzeugung in der folgenden aktuell bemerkenswerten Weise (ich gebe eine konzentrierte Form!) klar:

Das Gefühl ist die Offenbarung des Unausgesprochenen und Unaussprechbaren. Das Gefühl ist die Kunst, wenn man will: der berufene Künstler, der den unnennbaren Zauber des natürlichen Lebens in seiner ganzen Reine, Anmut, Offenheit, den Kennern des ausschließlich künstlichen Lebens übersetzen soll: jenen, die der Natur und ihren Geheimnissen gleich blöden Toren gegenüberstehen.

Das Geheimnis der Kunst ist einzig im Herzen Gottes zu suchen; kein Mensch, kein Künstler ist imstande es aufzudecken. Kennt er es doch selbst nicht — wie sollte er Rechenschaft geben können von den Impulsen seines Schaffensdranges, seiner Begeisterung oder den Gründen seiner Ohnmacht? Wer findet den Ausdruck für das Schöne, Einfache und Wahre? Wer vermöchte ihn zu lehren? Selbst nicht die größten Künstler, denn schon der bloße Versuch dazu würde sie aus Künstlern in Kritiker verwandeln. Die Kritik aber kreist gleichfalls seit Jahrhunderten um das Geheimnis der Kunst, ohne es zu ergründen. — Unvergänglich ist die Herrlichkeit, Jugend und Liebe der Natur. Aber ein Sonett Petrarcas, eine Landschaft Ruysdaels kann ebenso schön sein wie die Quelle von Vaucluse und ein idyllischer Sommerabend, die Sprache Mozarts ebenso vollendet wie die der Nachtigall, eine shakspereſche Wiedergabe der Leidenschaft ebenso unmittelbar wie das Gefühl des primitivsten Menschen.

Digitized by Google

Jede zielsichere Beweisführung der Kunst muß auf die Natur sich gründen. Und der einfachste Bauer vermag, in seiner Art, ein Künstler, ja sogar ein großer Künstler zu sein: kraft des Moments des Gefühls unter der Eingebung der Natur. Die Volkslieder, Märchen und Erzählungen der Landleute verkörpern oft in wenigen Worten dasselbe, was unsere moderne Literatur nur allzu häufig mit Weitschweifigkeit ins Leben stellt. Die Kunst, die große Schmeichlerin, die allzu gefällige Trostspenderin für die Glücklichen der Erde, ist durch eine ununterbrochene Reihe von Schäfergedichten gegangen. Es gab eine Zeit, wo die Musik, die Malerei, die Architektur, die Literatur in allen ihren Formen dem Einflusse jener Hirtenträume unterstanden. Jetzt haben wir abgeschlossen mit ihnen; wir huldigen heutzutage der Energie und dem Gräßlichen — und sticken in den Kanevas der Leidenschaften Verzierungen so furchtbarer Art, daß uns die Haare zuberge stehen würden, erschienen diese Phantasiegebilde uns als Wirklichkeit. Die in die Gesellschaft geschleuderte Idee der Gleichheit, welche die in einem jeden schlummernde Leidenschaft weckt, zwingt auch die Kunst zur Wildheit und Brutalität. — Noch ist die Wahrheit unentdeckt geblieben, denn sie findet sich so wenig in der verunstalteten Realität wie in dem mit falschen Zierraten aufgeputzten Ideal. Allein man ist ihr auf der Spur; man sucht sie: das ist klar. Und je mehr die Sucher der Wahrheit mit Blindheit geschlagen sind, um so eifriger scheinen sie in ihren Bemühungen, ihrer habhaft zu werden.

George Sand sagte es nicht, aber sie dachte es gewiß: So viele unter unseren Poeten tappen daneben, weil ihnen das Beste fehlt: das „Gefühl" für dasjenige Gefühl, das allein zwischen dem Natur- und dem Kulturmenschen vermittelt, das allein sich jene Sprache bildet, die frei von ebenso unnatürlichen wie unkünstlerischen „Autoren-Kommentaren", die Regenbogenbrücke in die Luft wirft zwischen den Intellekten, den Seelen des Großstädters und des Dörflers, des Luxus- und des Entbehrungsmenschen. Sie selbst zeigte sich dieser Sprache sehr oft nicht durchaus mächtig, wie groß auch ihre betreffende natürliche Veranlagung und — Sehnsucht war, denn selten hat es wohl einen Menschen und Künstler gegeben, der in Talent und Absicht so stark auf das Unmittelbare zielte wie George Sand, und selten einen, der so sehr, teils durch Schicksal, teils durch Begeisterung, unter fremden Einfluß gezwungen wurde wie sie.

Beides aber, ihr Schicksal und ihre Begeisterung, hat vielfach den Zankapfel psychologischer Kritiker gebildet. Die einen betonen, die Mischung blauesten und rotesten Blutes in ihren Adern, dieses mitten Hineingestelltsein in den brausendsten Strom individueller und sozialer Leidenschaft sei der geeignetste Untergrund eines in seiner Art unvergleichlichen dichterischen Schaffens gewesen; die anderen behaupten das gerade Gegenteil. Man sieht leicht: hier wie dort war man geneigt, der Kehrseite der jeweiligen Medaille zu vergessen. Daß einschneidende Blutmischung und Erfahrung aufrüttelnder persönlicher und allgemeiner Zeitläufte an und für sich günstige Basen für den Entwicklungsgang eines Charakters wie eines Genies abgeben können, versteht sich von selbst; daß aber

Digitized by Google

eine Verworrenheit eben dieser Vorbedingungen nur zu leicht auch eine solche des betreffenden Resultates nach sich zieht, liegt ebenso auf der Hand. Kein Mensch aber wird behaupten können, daß Klarheit das Gepräge des rein menschlichen und künstlerischen George Sandschen Entwicklungsganges gewesen wäre.

Zunächst die Herkunft: Der Vater, Maurice Dupin de Francueil, mütterlicherseits ein illegitimer Enkel des bekannten Marschalls Moritz von Sachsen, natürlichen Sohnes August II., Kurfürsten von Sachsen, Königs von Polen, und Auroras Gräfin von Königsmark; die Mutter, aus der Hefe des Volkes stammend, vor ihrer nichts weniger als einwandfreien Verbindung mit dem leichtlebigen, „glänzenden" jungen Offizier die notorische Geliebte eines alternden Generals.

Kurz nach der Eheschließung des seltsamen Paares wurde George Sand am 1. Juli 1804 in Paris geboren und am folgenden Tage auf den verheißungsvollen Namen Aurore getauft. Mit vier Jahren konnte das Kind lesen und — beten, mit sechs „Romane" ausdenken, die sie mit Hilfe der eigenen Mutter blühend ausgestaltete. 1808 verlor sie ihren Vater durch einen Unglücksfall und ging nun aus der konfusen mütterlichen Leitung in die nicht viel einheitlichere der Mme. Dupin mère, verwitweten Gräfin Horn und Gutsbesitzerin auf Nohant im Berri, über. Die eben so adelsstolze wie freigeistige Dame bekannte sich als enthusiastische Schülerin Voltaires und Anhängerin J. J. Rousseaus. Aurore wuchs in den entsprechenden Anschauungskreisen auf, mußte sich gewissen Etiketteregeln unerbittlich beugen, durfte aber sonst nach eigenem Gefallen leben. Sie lernte Natur, Wissenschaft und Freiheit abgöttisch lieben: die erstere auf positiven, die zweite auf mittelbaren, die dritte mehr oder weniger auf negativen Wegen. Sie „überwand" zwei „mystische Krisen" mit dem Endergebnisse eines selbstgezimmerten, außerordentlich dehnbaren religiös-philosophischen Systems; sie gab sich der glutvollen Sehnsucht hin nach Liebe und Glück, die sie zu schöpfen hoffte aus dem immer neu sich gebärenden, ewig wechselnden Leben.

Der erste entscheidende Schritt, den die Achtzehnjährige in dieses tat, war ein verfehlter: ihre Ehe mit dem Frauen- und Geldjäger Baron Dudevant. Die Geburt zweier Kinder, die Aurorens außerordentliche Veranlagung für die Mütterlichkeit weckte, vermochte das Unglück nicht aufzuhalten: der temporären Trennung der Gatten seit 1831 folgte die gerichtliche, unter Zuerkennung der Kinder an die Mutter, im Jahre 1836. Die Zwischenzeit umschloß eine Serie der „berühmtesten" George Sandschen Liebesverhältnisse: mit Jules Sandeau, nach dessen Familiennamen sie ihr eigenes Pseudonym formte, mit Prosper Mérimée und Alfred de Musset. Im Jahre der Ehescheidung knüpfte sich auch noch das Band, das sie ein Dezennium lang mit Chopin vereinte.

Hier ist nicht der Platz, um auf diese psychologisch interessanten „Episoden" einzugehen, die freilich auch auf die künstlerische Entfaltung dieses großartigen Talents einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben. Man wird gut tun, sie, wie das ihrer Heldin überkommene Erbteil des Blutes, im Auge zu behalten, wenn

Digitized by Google

man ein einigermaßen richtiges Urteil über die literarische Gesamtlaufbahn George Sands gewinnen will.

Nicht zuletzt förderte und hinderte letztere der Strom jener Begeisterung, die einen Hauptfaktor für ihre künstlerische Gehobenheit wie Zwiespältigkeit, Ursprünglichkeit wie Abhängigkeit, bildete. Jene treffen den Nagel auf den Kopf, die George Sand eine ausgeprägte Dichterin des Gefühls, das für sie vorwiegend Leidenschaft bedeutete, nennen. Diesem „Gefühl" gab sie den Vorrang über alle Überlieferungen des Intellekts und seiner formalen Äußerungen, die ihr selbst jedoch in hohem Maße zu Gebote standen; von diesem „Gefühl" ließ sie sich bis an den Rand der Seele erfüllen in ihrem heißen Suchen nach geistig Neuem, das ihr, wie auch Rahel, als der Brennpunkt alles Lebens und aller Seligkeit erschien. Ihre Zeit aber streute ihr dieses Ersehnte, leider nur zu oft in Gestalt eines Danaergeschenkes, mit vollen Händen in den Schoß: zumeist durch Mittelpersonen, die sich zu Führern ihrer Generation aufgeworfen hatten bzw. aufwarfen. Bis zu ihrer Verheiratung vertraute sie sich der Leitung der „großen Toten" an: unter den Philosophen dem Klassiker Aristoteles, dem Deutschen Leibnitz, den Engländern Locke und Bacon, den Franzosen Pascal, Montesquieu, Bossuet, Montaigne, Chateaubriand; unter den Dichtern Dante, Virgil, Pope, Milton, Shakspere, Byron, Scott. Bis Rousseau sie ihr alle absetzte, ihr Meister wurde und Loslöser von der Kirche. Als dann das Revolutionsjahr 1830 am sozialpolitischen Himmel aufzog, jauchzte sie ihm entgegen, stellte sich unter das Zeichen des Saint Simonismus, „der ersten Konzeption des modernen Sozialismus". 1835 folgte sie mit flammender Begeisterung dem Vorschreiten des glühenden Republikaners Michel de Bourges, des vom Absolutisten zum Demokraten verwandelten schwärmerischen Priesters Lamennais, den sie als den letzten Apostel des Christentums unserer Väter, den letzten Reformator der Kirche pries, unter dessen Ägide sie, gemeinsam mit Leroux und Viardot, in der Redaktion der Revue indépendante und des Eclaireur de l'Indre arbeitete. 1841 gab sie Lamennais gänzlich auf für Männer wie Barbès, Sainte Beuve, Jean Reynaud, die nicht mehr, wie jener, „stehen blieben" vor den „Hindernissen des Katholizismus", den sie haßte. Kein Wunder, dieser Haß: wollte sie den unsichtbaren Gott nicht im Weltregiment abgesetzt wissen, so durfte sie doch logischerweise die Verkünderin und Trägerin seines ewigen Sittengesetzes, die unerbittlich in den Abgrund der Sünde Hineinleuchtende, nicht anerkennen.

Das Jahr 1844 sah George Sand als ausgesprochene Anhängerin des Kommunismus, des — nach ihrer Schätzung — „wahren Christentums". Am 29. Februar 1848 eilte sie auf die erste Nachricht des Revolutionsausbruchs von Nohant nach Paris, um ihre Feder der provisorischen Regierung zur Verfügung zu stellen. Während der folgenden zwei Monate stand sie mitten im Feuer des Fanatismus: „Ich habe das Volk groß, erhaben, naiv, heldenmütig gesehen, das französische Volk, dem Herzen Frankreichs, dem Herzen der Welt vereint — das bewundernswerteste Volk der Welt!" Und: „Die Republik ist eine Taufe; um sie würdig zu

Digitized by Google

empfangen, muß man im Stande der Gnade sein. Der Stand der Gnade aber ist der Zustand der Seele, in dem man, infolge des Hasses gegen das Böse, an das Böse nicht mehr glaubt." Große Worte, die für uns kaum Gewicht haben können seitens einer Frau, welche Mme. d'Agoult, Liszts Geliebte, mit den blasphemischen Worten grüßte: „Ave Maria, gratia plena."

Der Mai des Jahres schon brachte die Enttäuschung, die wuchs und wuchs. Seit dem September spiegelte sich eine schier verzweifelnde Melancholie in George Sands Korrespondenz mit Mazzini. 1852 nannte sie sich dem Prinzen Jèrome Napoléon gegenüber als „den einzigen sozialistischen Geist, der ihm persönlich treu geblieben sei". Vor der Tatsache des proklamierten Kaiserreiches beugte sie sich: scheinbar resigniert, in Wirklichkeit vollständig versöhnt. — Dann brach die Zeit der Ruhe für sie an, des harmonischen Wohllebens auf ihrem teuren Nohant, im Kreise einer geliebten Familie. Noch einmal flackerte der politische Fanatismus in ihr auf: während der Kriegsjahre 1870—71, um darauf gänzlich zu verlöschen. Ein paar Jahre friedlichen Auslebens noch — dann nahte der Tod: am 8. Juni 1876.

Der Mensch George Sand mit all den Kreuz-, Quer- und Irrzügen seines inneren und äußeren Daseins spiegelt sich wider in seinem Schaffen.

Von Anfang bis Ende bilden George Sands individuelle Entwicklungsepochen auch diejenigen ihrer literarischen Laufbahn, und hier wie dort finden sich Ruhepausen: nicht des schöpferischen Lebens, sondern des exklusiv subjektiven Vordrängens — Friedenseilande im stürmischen Meere, von denen sie Ausschau hält in das Paradies der Vergangenheit und der Zukunft: die Kindheit und die selige Ewigkeit, die eine wie die andere frei vom Banne der Leidenschaft. In der Tat hat das Heimweh nach beiden den Dichter und den Menschen in ihr nie losgelassen, und wenn ihre Künstlerkraft im letzten Grunde über die Macht, die Empfindungsgewalt, der rein menschlichen Persönlichkeit triumphierte, so bleibt doch Elizabeth Barret Browning's Zuruf an sie in "A Recognition" zu Recht bestehen:

. . . . and while before
The world thou burnest in a poet-fire,
We see thy woman-heart beat evermore
Through the large flame. [1])

Allerdings setzt sie hinzu:

Beat purer, heart, and higher,
Till God unsex thee on the heavenly shore
Where unincarnate spirits purely aspire. [2])

[1]) Und während vor der Welt im Dichterfeuer du loderst, sehen wir dein Frauenherz stets durch die große Flamme schlagen.

[2]) Schlage reiner, Herz, und höher, bis Gott deines Geschlechtes dich entkleidet, auf himmlischem Gestade, wo ungeborene Geister in Reinheit streben!

Digitized by Google

Klar genug, daß die großsinnige, keusche Engländerin den sittlichen Defekt der genialen Französin nicht übersehen hat, wie das ihr zweites Sonett an George Sand: "A Desire", noch deutlicher zeigt:

Thou large-brained woman and large-hearted man,
Self-called George Sand! Whose soul, amid the lions
Of thy tumultuous senses, moans defiance
And answers roar for roar, as spirits can:
I would some miraculous thunder ran
Above the applauded circus, in appliance
Of thine own nobler nature's strength und science,
Drawing two pinions, white as wings of swan,
From thy strong shoulders, to amaze the place
With holier light! That thou to woman's claim
And man's might'st join beside the angel's grace
Of a purer genius sanctified from blame,
Till child and maiden pressed to thine embrace
Do kiss upon thy lips a stainless fame. [1])

Ich habe so ausführlich zitiert, weil es kaum eine bessere Charakterisierung dieser seltenen Frau und Schriftstellerin, sowie dessen, was sie hätte erreichen sollen und nicht erreicht hat, geben kann. Daß George Sand trotz allem ihr Ziel verfehlte, ist augenscheinlich auf die (teilweise von ihr selbst verschuldete) unharmonische Mischung der zwei Grundmomente ihrer Veranlagung zurückzuführen: das Männliche überwog das Weibliche, tat es hie und da in so brutaler Weise, daß es jeweilig das ursprünglich ungemein fein und reich geprägte Frauenhafte in ihr fast zur Karrikatur verzerrte. Je mehr sie sich, impulsiv und systematisch, von den Überschüssen ihres Ichs zu befreien suchte, desto mitreißender schritt sie auf das künstlerische Ideal zu, das ein überaus großmütiges Geschick ihr in einzigartiger Kraft und Schöne vorgestellt zu haben schien. Sie fühlte das selbst, und der Schrei nach dem Idealen durchtönte deshalb all ihr Rufen im persönlichen und sozialen Streit. Daher denn auch das wundersame, in gewisser Beziehung schier wunderliche, Resultat: daß dieser auf den rücksichtslosen Glücksdrang und Lebensgenuß zugeschnittene Mensch in seinen Werken, bei allem auch künstlerisch sich unmittelbar Auslebenden, nicht den sicheren Boden der Wirklichkeit

[1]) Du großgeistiges Weib und großherziger Mann, aus eigener Wahl genannt George Sand! dessen Seele, inmitten der Löwen deiner aufrührerischen Sinne, diesen stöhnend Trotz bietet und dumpfen Schrei um Schrei tauscht, wie Geister es vermögen. O, daß ein milder, wunderwirkender Donner über den beifallrauschenden Zirkus dahinrolle und, dem Können und Wissen deiner edleren Natur entsprechend, deinen starken Schultern zwei Schwingen entlocke, weiß wie Schwanenflügel und die erstaunte Arena mit heiligerem Lichte überflutend, sodaß der Forderung des Weibes und des Mannes du die Engelanmut eines geläuterten Genies einest, bis Kind und Jungfrau, dir ans Herz gelegt, auf deinen Lippen fleckenlosen Ruhm dir küssen.

Digitized by Google

beschritt, sondern den in Nebelschleiern und Sonnenlicht gaukelnden Traumgarten des phantasie- und sehnsuchtsvollen Wunsches. Alle ihre Erfahrung, ihre scharfe Beobachtung, zielte im letzten Grunde auf dichterische Helden und Heldinnen „zwischen Engel und Mensch", auf die Schilderung utopistischer Verhältnisse. Aber schuf sie, was sie wünschte, so lebte sie auch, was sie schuf, lebte es in felsenfester Überzeugung von dessen Existenz, lebte es ganz ausschließlich, hingegeben dem Zauber ihrer Inspiration. Selbstverständlich geriet sie dabei häufig auf den Sand der Enttäuschung, wie es ihr im persönlichen Schicksalsgange so oft geschah. Aber die Schwung- und Spannkraft ließ sie nicht im Stich: ihr Wunsch klammerte sich immer wieder an Neues, und immer wieder folgte dem Wunsche der krëierende Genius.

Bei letzterem, wie leicht begreiflich, keine Spur von Unfehlbarkeit: außer in diesem absoluten Aufgehen betreffs des einmal poetisch Erfaßtem. Natur und Fleiß liehen George Sand große, ja größte Mittel zum unterscheiden; sie aber unterschied nicht: sie fühlte, fühlte vor allem sich selbst und das von ihr Gewollte. Und mit kühnem Sprunge setzte die Subjektivität über die Objektivität hinweg, nun mit lachender rosiger, nun mit finsterer, grausamer Willkür. George Sand sagte immer was sie zu sagen hatte, sie sagte es in prachtvoller, zündender, auch intimer Sprache; doch sie erwog nicht, wer hinter dieser Sprache stand: Gebildet und Ungebildet bedienten sich bei ihr der gleichen, d. i. ihrer, der Autorin, Rede.

Vielleicht daß diese Schwäche zum Veralten ihrer Schöpfungen beigetragen hat. Letztere sind heute nicht vergessen — dafür sorgt die Literaturgeschichte, die noch immer bei Erörterung des „George Sand"-Kapitels ihre lebhaftesten Farben aufträgt —, aber man liest sie kaum mehr. Der Hauptgrund hiervon liegt in der Tatsache beschlossen, daß die Welt bezüglich der Dinge, welche die damalige Zeit und mit ihr unsere Dichterin aufregten, um vieles ruhiger geworden ist: teils weil sich diese Dinge inzwischen erfüllt, wohl gar überlebt haben, teils weil man halb oder ganz zu entgegengesetzten Anschauungen und Bestrebungen überging. Die viel gerügte „Gefährlichkeit" der George Sandschen Werke hat entschieden nicht zu derem Sinken in der à la mode-Schwärmerei beigetragen: verbotene Früchte schmecken bekanntlich am süßesten. Diese Gefährlichkeit aber ist unbestreitbar. George Sand selbst sagt: Toute lecture de ce genre est pernicieuse à quiconque n'a rien d'arrêté dans le jugement ou dans la conscience [1]) — hier um so verhängnisvoller, als der Autorin selbst der untrügliche Kompaß in den Stromschnellen und Wirbeln des eigenen Urteils und Gewissens fehlte und sie mit ihrem ganzen flammenden Menschen für das jeweilig Ergriffene und sie Ergreifende einstand. Nichts Hinreißenderes für die Unreifen

[1]) Alle Lektüre dieser Art ist verhängnisvoll für jeden, dem in Urteil und Gewissen der Halt mangelt.

Digitized by Google

(nur diese unterstehen einer wirklichen Gefahr mittels der Lektüre) denn das Hingerissensein des Dichters selbst, seine entsprechende Begabung vorausgesetzt. Kein Wunder deshalb, daß George Sand, wenn auch nur indirekt, Schule gemacht hat, in deren Aktionskreisen wir jetzt noch stehen. Das aktuelle Thema von freier Liebe, freiem Glauben und freiem Sichausleben hat sie als Erzählerin nachdrücklichst in die breite Öffentlichkeit umsetzen helfen, und wenn heute ihre Jünger auf dem Gebiete der Prosaepik die Meisterin an Kühnheit der Erfindung und Ausführung übertrumpfen, so mindert dies nicht die Wucht des von ihr gegebenen Anstoßes. Wohl selten haben Bücher mehr elektrisches Fluidium in sich getragen als ihre Erstlingsromane (1831—35) Indiana, Valentine, Lélia, Jacques, Léone Léoni: Aufschreie eines gemarterten Herzens, das sich gegen überlieferte, geheiligte, aber auch vielfach mißverstandene, ja dem Geiste nach häufig zertretene Institutionen auflehnte. Und die Unmittelbarkeit der Wirkung blieb, als sie in Spiridion (1830) den von Lamennais in sie übergeleiteten mystischen Rationalismus verkörperte. Zwiespältig im Eindrucke, weil zwiespältig in der zugleich nach künstlerischer Ruhe und wilder individueller Bewegung strebender Konzeption und Ausgestaltung, geben sich: Consuelo (1842), in seiner außerordentlich personen- und ereignisreichen Darstellung alle Kraft und Freiheit ihres Talents, aber auch alle Verworrenheit ihrer Moral und Philosophie offenbarend, und die Gesellschaftsromane Isidora (1845) und Lucrezia Floriani (1846). Die Gärungsstoffe, welche die Revolutionsära der dreißiger und vierziger Jahre in sie schleuderte, verdichtete sie zu rein sozialistischen Romanen, unter denen sich Le compagnon du tour de France und Le meunier d'Augibault abheben. Zur selben Zeit entstanden Kabinettstücke der Dorfnovelle, mit dem geliebten Berri als Schauplatz: André, La mare au diable, François le champi, La petite fadette, worin sie sich bewußt und offenkundig abseits von jeglichem Naturalismus stellte. „Wir wollen dem Künstler", heißt es im Vorworte zu La mare au diable, „nicht das Recht versagen, die Wunden der Gesellschaft zu sondieren und sie in ihrer ganzen Nacktheit vor den Augen der Menschheit aufzudecken. Aber gibt es heute nichts anderes zu tun als Gemälde des Schreckens und der Drohung zu entwerfen? Auf allen solchen Darstellungen der geheimen Frevel, des Lasters und der tiefsten Verderbnis, die das Talent und die Phantasie so sehr in die Mode gebracht haben, sind es die milden, lieblichen Gestalten, die uns am meisten anziehen, und ihnen dürfte die Bekehrung des Egoismus besser gelingen als jenen krassen Bösewichtern, die mit ihren dramatischen Effekten nur Furcht erzwingen und da durch die Selbstsucht vermehren anstatt sie auszurotten."

Von diesem Geiste sind denn auch die letzten großen George Sandschen Romane erfüllt, unter denen besonders Le marquis de Villemer (1861) und Mademoiselle de la Quintinie (1763) hervorragen: Erzeugnisse einer lange und mannigfach irregeleiteten, jetzt aber bedeutend abgeklärten Dichterkraft, in denen sich die Unmittelbarkeit im Schauen, Empfinden, Gestalten, in der

Digitized by Google

Freude am Schaffen, in der Liebe zur Wahrheit, zu Gott und den Brüdern, nebst einem großen Reichtum sonstiger edler persönlicher Eigenschaften, kundtut.

Ähnliche, wenn auch modifizierte, Züge weisen ihre Werke autobiographischen Gepräges auf: Les Lettres d'un voyageur (1837), Histoire de ma vie (1854 f.), mit Ausschluß des unerquicklichen Romans Elle et lui (1853), des Gegenstückes zu Paul de Musset's noch unerquicklicherem Lui et Elle.

Auch als Bühnendichter hat George Sand einen freilich nur beschränkten und vorübergehenden, wenngleich zeitweilig glänzenden, Erfolg gehabt, der sich hauptsächlich an die Dramatisierung ihrer beliebtesten Erzählungen knüpfte.

Der 1. Juli wird eine Fülle literarhistorischer und poetischer Äußerungen anläßlich der Säkularfeier des vielleicht eigenartigsten unter den neueren französischen Dichtern zutage fördern. Viel Staub wird aufgewirbelt, viel künstliche magische Beleuchtung aufgeboten werden. Wer gerecht beurteilen will, möge bedenken: Dieser hochbegabte Künstler war eine Frau, die Schicksal und eigenes Begehren nur zu oft vom angebahnten bzw. streng vorgezeichneten Wege führten, die aber trotz allen Fehls ihrer Urbestimmung durch Geschlecht und Genie nie gänzlich untreu wurde; die sowohl als Mensch wie als Dichter viel irrte, aber auch viel litt und liebte, und der deshalb viel wird vergeben werden. Mit allem Vorbehalt, mit schärfster Unterscheidung zwischen Geschick und Sünde, haben wir daher an diese bedeutende Erscheinung heranzutreten, um — bei richtigem Verstehen — zu lernen, daß wir ihr dennoch Gutes, ja Ewiges danken.

Nächtens . . .

Nächtens hör' ich's leise schlagen,
Horchend stockt der Atem bang.
Leise, leise stöhnt ein Fragen,
Und ich hör' die Zeiten klagen
Ihren dumpfen Sterbesang.

Oft im Traume hör' ich's klopfen,
Herzblutstockend horch ich hin.
Langsam, langsam niedertropfen
Schwere, bange rote Tropfen,
Und mein Leben eilt dahin . . .

Und ich hör' ein weh Gewimmer,
Um mein Glück ein still Gebet:
Durch mein stummes, ödes Zimmer
Gleitet licht und leis ein Schimmer,
Lächelt lind und lieb — und geht.

Münster i. W. Jos. Gieben.

Digitized by Google

Drei Schriften zur Gegenwartsliteratur.

Von L. v. Roth in München.

Eine kleine Sammlung seiner literarischen Aufsätze[1]) hat Franz Clement, der Gründer des „Morgen", herausgegeben. Es sind aphoristische, großzügige Ausführungen über das deutsche Drama, die Epik, die Lyrik und noch einiges andere. Mit den Grundideen des Verfassers kann man im allgemeinen einverstanden sein; im besonderen muß man allerdings oft den Kopf schütteln. Die Kritik der Gegenwartsliteratur wird man besonders als anfechtbar bezeichnen dürfen. Hier sind freilich auch die Meinungen noch arg im Fluß, wennschon einige selbstbewußte Geister das richtige Urteil in Erbpacht zu haben glauben. Gerade die letzte Zeit hat hiezu einige in die Augen springende Beispiele geliefert. Während Prof. Schönbach findet, daß die Katholiken noch keine einzige bedeutende belletristische Leistung zustande brachten und sich immer noch einer unbeholfenen und veralteten Technik bedienen, glaubt ein anderer im Gegenteile den gleichen Romanen Streben nach Äußerlichkeit und moderne Mache vorwerfen zu sollen. Von entgegengesetzten Urteilen und Behauptungen kommen beide zum gleichen Schluß, daß nämlich eben diese Romane minderwertig seien. Freilich haben beide Herren unrecht, und die Wahrheit liegt in der Mitte. Was H. Wagner in den „Akad. Monatsbl." von dem Urteile Schönbachs sagt, gilt auch mutatis mutandis von dem seines Antipoden: „Ich erlaube mir der Meinung zu sein, daß eine so allgemein hingestellte und im einzelnen ohne Beweis gelassene Behauptung übertrieben und ungerechtfertigt ist. Man muß das Kind nicht mit dem Bade ausschütten und den katholischen Schriftstellern und Schriftstellerinnen durch solch' harte Urteile nicht die Lust und Freude an ihrem Berufe nehmen. Denn wenn auch die künstlerische Höhe der Romanliteratur noch nicht erreicht ist, so haben wir doch auch auf diesem Gebiete zweifellos Fortschritte gemacht und können Romandichter und -Dichterinnen aufweisen, die in ganz Deutschland gelesen und gepriesen würden, wenn sie eben nicht — katholisch wären."

Das ist gewiß richtig, wenn auch nicht danach gehandelt wird. Auch Clement sieht zu schwarz in dieser Beziehung. Es ist das wohl eine der traurigen

[1]) Clement, Franz, „Die Grundlagen der deutschen Dichtung". Betrachtungen eines Katholiken über die Bedingungen einer gesunden Literaturentwicklung. München 1904, R. Abt. 8°. 199 S. Mk. 2.—.

Digitized by Google

Begleiterscheinungen der verflossenen Inferioritätsdebatte, die manche so virtuos mit dem Richtbeil über alle katholischen Autoren herfallen läßt. Es wäre aber jetzt an der Zeit, daß der strenge Zensor allmählich dem verständnisvollen, wohlwollend fördernden Kunstfreunde Platz macht. Clement vermag sich nur soweit aufzuschwingen, daß er mit Genugtuung auf Handel-Mazzettis historischen Roman „Meinrad Helmperger" verweist, der auf Kosten anderer in neuester Zeit wohl zu viel gelobt wird. Als „Meisterwerke der Erzählkunst" weiß er von katholischen Autoren dann nur noch zwei Werke Hansjakobs zur Anschaffung für eine Bücherei zu empfehlen, während er u. a. folgende „Meisterwerke" anderer Richtung empfiehlt: Sieben Romane von Fontane; H. Böhlau, „Ratsmädelgeschichten und Rangierbahnhof"; Clara Viebig, „Das Weiberdorf" (!); Holzamer, „Peter Nockler"; Hegeler, „Ingenieur Horstmann"; L. v. François, „Die letzte Reckenburgerin"; Ricarda Huch, „Erinnerungen an (!) Ludolf Ursleu"; Leander, „Träumereien an französischen Kaminen" usw. Das heißt denn doch nicht mehr das richtige Verhältnis einhalten!

In der Frage, wie die literarischen Verhältnisse zu heben und zu bessern sind, bekundet der Verfasser großen Optimismus und wahrhaft jugendliche Hoffnungsfreudigkeit. Er will noch folgende Zeitschriften zu den bestehenden gegründet wissen: Eine große Revue à la „Deutsche Rundschau"; ferner „eine billige Monatsschrift, die die künstlerischen Bestrebungen der deutschen Katholiken in Einklang brächte mit den religiösen und wissenschaftlichen Bestrebungen." Letzteres hätte wohl der „Morgen" werden sollen. Sodann fehlt uns noch ein Organ à la „Kunstwart", eine „Familienzeitschrift größeren Stiles" und last not least eine „Zeitschrift für bildende Kunst". Woher allerdings für diese Organe die Abonnenten, Mitarbeiter und — geldkräftigen Verleger kommen sollen, wird nicht gesagt. Das katholische Volk scheint für seine geistigen Bedürfnisse schon jetzt hinreichend mit Zeitschriften belastet zu sein. — Die katholischen Literaturgeschichten sind Clement größtenteils „erbärmliche Dokumente ästhetischer Ungerechtigkeit". Brugier erhält nur das epitheton ornans: „Literaturgeschichte für katholische Kaffeedamen", während Lindemann auch sachlich zu Leibe gerückt wird. Ich muß gestehen: ich bin von diesen beiden Werken auch nicht gerade entzückt. Aber die übermäßige Betonung des Katholischen und die besondere, weit über das relative Maß hinausgehende, Berücksichtigung katholischer Autoren läßt sich aus den Zeitverhältnissen erklären. Wenn die anderen die katholischen Autoren geflissentlich totschwiegen, so wurde dies eben auf der katholischen Seite durch eine umso umfangreichere und liebevollere Behandlung wettgemacht. Nachdem aber diese Rücksichten jetzt nicht mehr so wie früher zur Entschuldigung dienen können, wollen wir die Hoffnung aussprechen, bei einer Neuauflage möchten die beiden Literaturgeschichten zur Bearbeitung einem tüchtigen Fachmann übertragen werden, der das Gleichgewicht wieder herstellt.

Doch damit genug! Trotz aller Beanstandungen enthält das Werk einen tüchtigen Kern, der hoffen läßt, daß sich Clement noch zu einem recht brauchbaren Literaturkenner und Kritiker entwickeln kann.

Digitized by Google

Es stand zu erwarten, daß die literarische Fehde zwischen dem „Kunstwart" und F. Lienhard sich nicht in einigen Zeitschriftenartikeln erschöpfen würde. Der Gegensatz war doch ein zu tiefgehender. Nun hat Lienhard wirklich eine Broschüre gegen den „Kunstwart" geschrieben, der er den Titel „Oberflächenkultur"[1]) gab. Dem „Kunstwart" wird darin Oberflächenkultur und „subalterne Ästhetik" vorgeworfen, so daß er unter den Schaffenden die nicht begreife, die „fliegen". Dieser subalternen äußerlichen Ästhetik, die sich am „Formalen", am „Schauen", genügen läßt, stellt nun Lienhard seine „zentrale" Ästhetik entgegen. Bei der Beurteilung eines Kunstwerks kommts dem „Kunstwart" vor allem darauf an, zu untersuchen, ob der Dichter richtig „schaut", ob er die Umrisse, Linien und Farben der Dinge gut beobachtet hat; bei Lienhard aber kommts auf die Persönlichkeit, auf den inneren Gehalt, auf den Geist, an. Das scheint auf den ersten Blick freilich ein abgrundtiefer Gegensatz. Bei näherer Betrachtung finden wir dann allerdings, daß diese „zentrale" Ästhetik doch gar zu arg der subjektiven Willkür ausgeliefert ist, wenn sie nicht von der „formalen" Ästhetik gestützt und geleitet wird. Andererseits aber wäre auch eine einseitige formale Ästhetik, die in Äußerlichkeiten aufginge, wie eine Schale ohne Kern, ein Leib ohne Seele. Lienhard sagt da ganz schön: „Es gibt eine noch wertvollere ‚Schönheit' als die Schönheit der sinnlich sichtbaren Form oder der Darstellung und Erzählung: das ist die innere Schönheit idealen Menschentums . . . Es gibt noch einen andern ‚guten Geschmack' als das Verständnis für Buchausstattung und Konzertprogramme: das ist der gute Geschmack für das, was ein Menschenleben zu einem einheitlich gestimmten Kunstwerk macht. Wenige haben die Gottesgabe, Kunstwerke zu schaffen, alle aber haben die Möglichkeit, ‚Kunstwerke' zu sein."

Diese Persönlichkeitskultur, die Lienhard mit andern verficht, dieses Streben nach Innerlichkeit, ist die notwendige Reaktion „auf die Herrschaft der Sinne", wie sie das 19. Jahrhundert, das Jahrhundert der Naturwissenschaften und der Technik, mit sich gebracht hat. Die Geisteswissenschaften, die eine Zeitlang von den sog. exakten Wissenschaften verdunkelt zu werden schienen, sind in neuem Aufschwung begriffen, die Philosophie bewegt sich wieder rapid idealistischen Bahnen zu, und mit der Literatur ist's nicht anders. Die gleichen Gesetze wirken auch hier. Mit der l'art pour l'art-Kunst ist's vorbei; man sieht ein, daß die Kunst höhere, ethische Aufgaben zu erfüllen habe. Das document humain hat seine frühere Bedeutung für die Literatur verloren; die naturalistische Beobachtung, der „Erdgeruch", die Herrschaft der Materie, ist nicht mehr das Maßgebende. Man sehnt sich wieder nach der „Herrschaft des Geistes", was Lienhard als „Königtum des Geistes" proklamiert. Aber ich fürchte nur, man verfällt wieder ins andere Extrem, statt zu einer richtigen Synthese beider Seiten, der äußerlichen und der innerlichen, der formalen und der gehaltlichen, zu gelangen. Gewiß ist man zuerst Mensch und dann erst Künstler; gewiß ist die Hinaufbildung der

[1]) Stuttgart 1904, Greiner & Pfeiffer. 62 S. Mk. 1.—.

Digitized by Google

eigenen Persönlichkeit zu einem harmonischen Kunstwerk ungleich wichtiger als die Schaffung literarischer Kunstwerke — aber gerade hier, wo die literarische Frage zu einer ethischen wird, muß das religiöse Moment noch ganz anders und viel stärker beigezogen werden als es Lienhard getan hat. Sonst besteht die Gefahr, daß die „Persönlichkeiten" sich gar zu leicht verlieren, und die letzten Dinge ärger werden als die ersten. Sodann muß auch auf die Gefahren des Schlagwortes „Persönlichkeit" für die Kritik hingewiesen werden, wie sie sich bereits deutlich bemerkbar gemacht haben. Die subjektive Willkür kann hier, ohne anderweitige Kriterien, wahre Orgien feiern.

Im Grunde dasselbe Thema, wie Lienhard, behandelt Rudolf Huch in seiner neuesten Schrift: „Eine Krisis"[1]). Die Disposition des Werkchens ist noch ungezwungener und loser als bei Lienhard, und doch kommt Huch fast auf alle Seiten unseres Literaturlebens zu sprechen. Auch literarhistorische Abschweifungen und philosophische Erörterungen fehlen nicht. Es gebricht diesem anregenden Plauderer manchmal an Klarheit und Durchsichtigkeit der Diktion; aber er ist geistreicher, tiefer und humorvoller als Lienhard. Er gibt auch ungleich mehr. Er erfaßt die Literatur im Zusammenhang mit dem ganzen Kulturleben. An Ibsen und Nietzsche zeigt er die Tragödie der Diesseitsphilosophie und der Diesseitskunst des Naturalismus auf. Er wird dem Naturalismus, seinen Verdiensten und seinen Größen Ibsen und Zola durchaus gerecht und kommt doch zum naturgemäßen Schlusse, daß eine Kunst ohne Weltanschauung eben keine Kunst ist. Der Materialismus und die sog. „positive" Philosophie können keine wahre Kunst hervorbringen. „Die höchste und letzte Aufgabe aller Kunst ist, Seelisches auszudrücken." Der moderne Grundsatz, es komme nur darauf an, wie etwas gemalt wird, oder wie etwas geschildert wird, ist falsch. „Natürlich kann ein gemeiner Bordellspaß virtuos erzählt und aus dem Stoffe des Faust ein miserables Rührstück gestümpert werden. Aber eine große Dichtung ohne edlen Inhalt ist ein Widerspruch in sich." Die gegenwärtige Literatur macht Huch den „Eindruck der Ratlosigkeit". „Der Naturalismus ist tot, aber man kann nicht sagen, daß er überwunden wäre, denn es ist nichts Neues an seine Stelle getreten, nichts wenigstens, das Dauer verhieße. Nach jener bekannten Erscheinung des Vor- und Rückflutens aller Dinge war der Weg der Schriftsteller, die den Naturalismus ablösten, von vornhinein bestimmt: Flucht vor dem Objekt in jene Welt der Ideen, die von Raum und Zeit am liebsten gar nichts wissen möchte. Die Symbolisten und wie sie heißen, sind den Gefahren dieses Weges erlegen. Sie haben die Tugend des Naturalismus, Bescheidenheit vor dem Objekt, nicht geübt. Sie haben ferner jene höhere Welt nicht allgemein menschlich, sondern artistisch aufgefaßt. Es hat ihnen weder an Geist noch an ästhetischer Begabung gefehlt, aber an Persönlichkeit. Das Schicksal, daß man ihnen fast nur noch in der

[1]) Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der Literatur. München 1904, Georg Müller. 105 S. 8°. Mk. 2.—.

Digitized by Google

brutalen Verhöhnung der Witzblätter begegnet, haben sie nicht verdient, aber zu hoffen ist nichts von ihnen." Von der mit Unrecht so viel gepriesenen Heimatkunst hält Huch nicht viel. „Heimatkunst? Ich kann mich beim besten Willen nicht für die Aussicht begeistern, daß am Ende die Musen von Lippe-Detmold und von Lippe-Bückeburg einander so abweisend gegenüberstehen werden, wie es früher die Staaten getan haben." Woher soll dann das Heil kommen? Das Mittelalter, die Renaissance, Shakspere und Goethe weisen es: Aus der Rückkehr vom modernen Skeptizismus zu einer metaphysischen Weltanschauung. Nietzsche und Ibsen lehren es: „Wenn dir die Harmonie des Jenseits ein Phantom ist, so laß vom Suchen ab; auf Erden ist keine zu finden." Darum zurück zum Glauben an ein Jenseits und eine Ewigkeit! Denn „wie die Dinge unseres Planeten erst durch das über ihn ausgegossene Sonnenlicht wesenhaft werden, so erhält auch das Menschenleben seine höhere Wahrheit durch die aus einer andern Welt einfallenden Strahlen; denn erst diese geben ihm Zusammenhang und Tiefe." Allerdings ist mit der bloßen Betonung des übersinnlichen Elementes noch nicht alles getan. „Nach der Sorte von Büchern, die den Mangel an Gestaltungskraft durch Erbaulichkeit ausgleichen will, trage ich freilich gar kein Verlangen. Wenn ein Schriftsteller es unternimmt, auf eine höhere Welt hinzuweisen, muß er vor allem erst mit seinem Abschnitte aus dieser Welt fertig werden." Man kann nur wünschen, daß diese Ausführungen Huchs für manchen in der modernen Literaturwüste Herumtappenden Richtungspunkte werden möchten. Huch lehnt zwar die sogen. Welterklärung Häckels als „plumpen Übergriff eines Fachmannes in das Gebiet des Absoluten" ab, kann sich aber zur Notwendigkeit eines „persönlichen, bewußt schaffenden Gottes" noch nicht bekennen. Durch seinen Glauben an eine hinter den Schleiern der Materie verborgene höhere, übersinnliche Welt berührt er sich aber mit unserm Standpunkte und kommt folgerichtig dazu, auf eine Kunst wieder als die wahre hinzuweisen, wie sie die sixtinische Madonna inspiriert und alle großen gläubigen Künstler beseelt hat.

Im einzelnen hätte ich freilich noch manches zu bemerken, was ich in dem Buche nicht unterschreiben möchte. So scheinen mir namentlich Huchs Ansichten über Shakspere und seine Dramen großenteils verfehlt. Im Rahmen dieser Besprechung kann ich mich leider nicht weiter mit ihnen auseinandersetzen. Gefreut hat mich dagegen die Zurückweisung der „Hebbelei", jener übertriebenen Bewunderung Hebbels, wie sie von gewisser Seite propagiert wird. Ich habe mich nie damit befreunden können. Interessant ist der Exkurs über Bismarck.

Huchs Büchlein sei hiemit gereiften und selbständigen Lesern zur Lektüre angeraten, solchen, die sich über zahlreiche literarische und verwandte Dinge mit einem geistreichen und scharfsichtigen Manne auseinandersetzen wollen. Es gehört freilich eine gewisse Belesenheit dazu, um alle Anspielungen zu verstehen. Ich gestehe übrigens, daß mir die Schrift, auch wegen ihrer Sarkasmen und liebenswürdigen Bosheiten, großes Interesse abgewann.

Digitized by Google

Unsere Volksbüchereien.

Von J. G. Buck in Waldenburg.

III. Gedanken und Pläne.

Eine Ausschau in die Unendlichkeit, die Grenzenlosigkeit des menschlichen Geistes, hat einmal eine Zeitung die deutschen Volksbüchereien der Reclam und Hendel genannt. Das mag ein übertriebener Ausdruck sein, denn grenzenlos, unendlich ist ja der Menschengeist nicht, aber der Grundgedanke, daß sie ein staunenswertes Bild von der Triebkraft des menschlichen Sinnens und Forschens geben, ist gewiß richtig. Sie geben uns ein ähnliches Bild wie wohl einstens die alexandrinische Bibliothek von der Weisheit und Torheit der Alten. Was mag uns wohl alles mit jener kostbaren Sammlung verloren gegangen sein! Verzehrte heute, so ruft dasselbe Blatt aus, ein Weltenbrand oder eine Sintflut die zivilisierte Welt und würde auch nur ein Exemplar dieser Büchereien nach einem sicheren Port gerettet — wahrlich, es wäre den Überlebenden und ihren Nachkommen ein Schatz bewahrt, aus dem sie die Kultur der heutigen Menschheit zum Teil neu schöpfen könnten, ein Schatz, vielleicht kostbarer, als wenn heute eine zweite alexandrinische Bibliothek in einem vergessenen Winkel Ägyptens aufgestöbert würde.

Bevor jedoch von der inneren Bedeutung der Büchereien die Rede ist, möge zuerst ein Wort von ihrer äußeren Mache gesprochen werden. Bei den geringen Preisen wird man von den Heftchen natürlich viel ästhetische Kultur des Äußeren nicht verlangen dürfen, sie gehen in einem biederen Röcklein einher, haben äußerlich sogar etwas vom Bildungsphilister an sich, erinnern aber immer wieder an das alte deutsche Ideal: Unscheinbare Schale und bedeutsames Innere. Es ist, bemerkt zutreffend der Brünner „Tagesbote aus Mähren und Schlesien" (1902, 464), selbstverständlich ein großer Unterschied, ob ich Hofmannthals Gedichte auf blassen Blättern mit weichem samtenem Papier und breiten Rändern lese oder auf dem kleinen Format der Reclam, Meyer, Hendel. Derartige Poeten des l'art pour l'art wollen auch gar nicht in jedermanns Händen sein. Ihre „Gedichte" wachsen wie bleiche Lilien aus

Digitized by Google

nächtlichen Beeten, und Typen, Papier, Buchschmuck müssen zur Stimmung mithelfen. Nach 30 Jahren kann man diese Dichter wohl auch in einem Reclam-Büchlein lesen, falls man sie überhaupt noch liest (was sehr zu bezweifeln ist).

Bei einer solchen literarischen Allerweltsherberge galt es, *für jeden Geschmack* vorzusorgen. Es hieß, wie Bettelheim von seinem Standpunkt aus natürlich *nur* lobend bemerkt, Gelehrte und Weltkinder, Kenner und Laien, Freunde des klassischen und germanischen Altertums, eifrige Jünger von Aristoteles, Darwin, Kant, Spinoza ebenso flink zu bewirten, als das Kaffeekränzchen, in dem ein Lustspiel mit verteilten Rollen gelesen wird. So verschiedenartige Ansprüche der verschiedenartigsten Bildungsgrade gleichzeitig mit gleichem Maß zu messen, ist eine Aufgabe, vielleicht ebenso schwierig, als die Begründung einer Volksbibliothek selbst.

Die *Tagesbedürfnisse* zu berücksichtigen, nach den *Wünschen der Käufer* zu fragen und danach, soweit es moralisch angeht, zu handeln, *in gewissem Sinn* Diener des *Volkswillens* zu sein, verlangt schon der einfachste Geschäftsstandpunkt. Aber *nur* Fabrik werden, wie es bei Reclam immer mehr der Fall ist, der auch den wertlosesten Schund verlegt, wenn er Erfolg verspricht, das ist entschieden abzulehnen. Ich wage zwar keineswegs, über die Beweggründe der einzelnen Verleger und in jedem Fall zu urteilen, aber den Gedanken kann man nicht losbringen, daß bei unseren großen Volksbüchereien das Geschäft und nur das Geschäft ausschlaggebend ist. Und damit kommen wir zur *sittlichen und sozialen Beurteilung*, zur *inneren* Bedeutung der genannten Unternehmungen.

Diese Bedeutung kann der Volkspsychologe *gar nicht hoch genug* einschätzen, nach der *guten* wie nach der *schlimmen* Seite. Die riesigen Auflagezahlen, welche die oft gehörte Behauptung, der Deutsche kaufe keine Bücher, sondern benütze die Leihanstalt, doch nicht als ganz richtig erscheinen lassen, sprechen ja für sich selbst. Man begreift auch ihre Bedeutung, wenn man bedenkt, wie diese kleinen Büchelchen die Vorzüge von Buch *und* Zeitung *zugleich* in sich vereinen: sie sind überall zu haben, überall zu lesen, sind bequem und beweglich wie eine Zeitung, wenn auch weniger zukunftweisend als vergangenheitsbeschaulich; wenn man ferner den gewaltigen Umfang des menschlichen Wissens und Gemütes bedenkt, der z. B. bei Reclam in Erscheinung tritt: Mit Goethe, den Klassikern und Shakspere fing er an, dann folgten: weitere Werke der deutschen, französischen, spanischen Literatur, griechische und römische Klassiker, altnordische, ältere deutsche Literatur, geschichtliche und philosophische Schriften, von den Neueren besonders russische und französische Dichter, kunsthistorische, pädagogische, humoristische Werke, Gesetzessammlungen u. a.

Manche dieser Bücher sind aber moralisch *direkt schlecht, gottlos, dienen dem Gegenchristentum*. Es ist ja richtig, nicht bei jeder, vom christlichen Standpunkt aus angesehen mit verwerflichen Mitteln arbeitenden Literaturrichtung haben diese Verleger mitgetan; Zola z. B. ist ganz wenig ver-

Digitized by Google

treten, aber, um nur eines zu nennen, es ist doch bezeichnend, daß das wissenschaftlich jämmerliche und schwindelhafte Leben Jesu von Renan bei Reclam, bei Meyer und bei Hendel Unterkunft fand. Schon daraus kann man entnehmen, daß der Geist, der über dem Ganzen schwebt, der einer völligen Gleichgültigkeit gegenüber dem Christentum ist, und daß manche der Reclam-2c. -Büchlein unberechenbaren Schaden im Volke stiften können. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß auf das christliche Bewußtsein, geschweige denn das katholische, sehr wenig Rücksicht genommen wird. Denn wenn oben gesagt wurde, daß für jeden Geschmack gesorgt sei, so gilt das jedenfalls für den christlichen nur in sehr beschränktem Maße. Reclam als einziger hat Teile der Hl. Schrift, Jesaias, Psalter und Neues Testament, Augustinus' Bekenntnisse, Spees Trutznachtigall, er hat Dante und einiges wenige sonst, fast alles andere existiert für ihn nicht. Die mittelalterlichen Mystiker, die religiösen Dichter, die Schriftsteller des kirchlichen Altertums usw. haben für seine Bibliothek ganz umsonst gelebt. Von Lope de Vega sind 500 Schauspiele erhalten, von Calderon auch ungefähr soviel. Von Lope finden sich bei Reclam 2, bei Meyer 1, bei Hendel gar keines; von Calderon hat R. 6, M. auch 6, H. ein einziges Stück. Schmierereien wie Webers Demokritos müssen dagegen in ihrer ganzen Umständlichkeit den Deutschen zum Genusse dargereicht werden. Kurz: Auf uns gibt man nichts, daher sorgen wir für uns selbst!

Es wäre nun Zeit, daß man damit ernstlich anfinge. Die großen, geldkräftigen Verlage auf unserer Seite haben hiefür nichts getan. Ob das Unternehmen der Styria gelingt und eine Bedeutung erlangt, wie es nötig wäre, das wird die Zukunft lehren. Noch vor Schluß dieses Artikels werden wir auf ein Unternehmen aufmerksam gemacht, das der „Münchener Volksschriftenverlag" nächsten Herbst ins Leben rufen will. Er wird unter dem Titel „Münchener Volksschriften" Volkserzählungen ausgeben, die nicht in adeligen oder sonst dem Volk ferner stehenden Kreisen, sondern in Volkskreisen, spielen und dem Volke Beispiele zur Nachahmung und zur Warnung hinstellen. Das einzelne Bändchen zu etwa 64 Seiten wird 15 Pf. kosten. So lobenswert dieser neue Versuch auch ist, trägt er, der Ankündigung nach, doch den universellen Charakter einer Volksbücherei nicht. Vielleicht kommt das später.

Sicher ist jedenfalls, daß eine derartige billige Volksbücherei zum mindesten einen gleich starken Einfluß auf das Denken und Wollen weiter Kreise ausübt, als etwa dickbändige und größer angelegte Werke. Wenn man von Popularisierung der Wissenschaft spricht, so ist eine derartige Bibliothek neben der Tagespresse und den illustrierten Zeitschriften das wirksamste und nachhaltendste Mittel hiefür. Das hat man auf unserer Seite, wo man so überflüssig oft vom materialistischen und ungläubigen Geist der Zeit redet, aus dem Auge gelassen oder, wie Figura zeigt, wenigstens nichts von Wert getan.

Es wäre dabei aber zu fordern, daß man die katholische resp. christliche Tendenz nicht alle Augenblicke unnötig hervorkehre. Wenn z. B. neuerdings

Digitized by Google

„katholische Klassiker-Ausgaben" hergestellt werden und der Herausgeber Mack auf dem Titelblatt jedesmal mit „katholischer Oberlehrer" zeichnet, so finde ich das einfach widrig; denn wozu diese ostentative Betonung bei einem Chamisso, Körner, Rückert oder gar Uhland? Das kann nur abstoßen.

Man sollte ferner nicht die Kräfte so sehr verzetteln. Alle Augenblicke fängt man bei uns Neues an, neue Zeitschriften, neue Bibliotheken. Fachleute im Buchgewerbe bezweifeln sehr, ob sich das alles rentiert. Und vom reinen Ideal kann niemand leben.

Es wäre zudem mehr praktischer Sinn für manche Verleger und Verfasser zu wünschen. Nur ein Beispiel: die Vorträge Berlichingens können unmöglich in den weitesten Kreisen verbreitet werden, einfach wegen ihres unvernünftigen Preises. Für 16 Seiten Oktav in ganz gewöhnlichem, unschwierigem Druck verlangt man 20 Pfg., also dasselbe, wofür Reclam 60 bis 120 Seiten klein Oktav bietet (und das trotz mancher Honorare!). Wäre der Preis auf 10 Pfg. festgesetzt worden, so hätte Frhr. von B. vielleicht nicht soviel Almosen geben können, aber, was in diesem Fall viel wertvoller gewesen wäre, seine Vorträge hätten eine Verbreitung erlangt, die jetzt vergebens erhofft wird. Ähnlich macht es Herder, ebenso neulich Auer (Buch über die Ehe, viel zu teuer).

Für unsere Volksbücherei muß dann eine kluge, unablässige und energische Propaganda in Schrift und Wort getrieben werden. Man muß sie verlangen in den Buchhandlungen, auf den Bahnhöfen, in den Ständen der Kurorte, man muß in den Vereinen und Versammlungen immer wieder auf sie hinweisen und muß sie selbst — kaufen und verschenken.

Noch ein sehr wichtiger Punkt soll zum Schlusse berührt werden: wir brauchen Mäzenaten zur Unterstützung des Werkes und zur unentgeltlichen Verteilung unter den Vereinen, unter den Volks- und Pfarrbibliotheken. Schon jetzt haben wir Vereinigungen, die Bücher verteilen, die St. Josephs-Bücherbruderschaft in Klagenfurt, dann den Borromäusverein in Bonn, aber sie tun es doch nur in beschränktem Maße. Der Borromäusverein arbeitet zudem mit solch staunenswerter Langsamkeit, daß Tausende und Abertausende ihm fernbleiben bloß deshalb, weil sie in ganz mangelhafter (d. h. langweiliger) Weise bedient werden. Hält doch der Verein heute noch an nur viermaligem Bestelltermin fürs ganze Jahr fest! Da ist ihm der Salzburger Bücherverein weit überlegen.

Vorbildlich dagegen könnte die Hamburger „Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung" werden. In ihr haben sich unzählige deutsche Männer, angefangen vom Reichskanzler, zusammengefunden, die das Ziel verfolgen, für etwa 10000 Mk. im Jahre Werke zeitgenössischer deutscher Dichter anzukaufen resp. Werke älterer zu drucken und gegen geringes Entgelt gut gebunden an Volksbibliotheken abzugeben.

Digitized by Google

Nach dem Jahresberichte für 1903 hat die Stiftung ihre Tätigkeit begonnen mit dem Ankauf von 32 Büchern in je 500 Exemplaren und mit Herstellung der drei ersten Nummern der eigenen „Hausbücherei". Die festen jährlichen Beiträge belaufen sich allerdings einstweilen nur etwa auf 5000 Mk., während für die Fortführung der Tätigkeit auf der bisherigen Grundlage das 4 fache erforderlich wäre. Es ist aber kein Zweifel, daß die Stiftung mit ihren planvollen Bemühungen durchdringen wird, zumal da ihr Grundgedanke, Verbreitung der Werke eines Dichters sei ein unvergleichlich edleres und dauerhafteres Denkmal als irgend eines aus Stein und Erz, überall Sympathien erweckt.

Wo ist auf unserer Seite etwas Ähnliches? Könnte man so was nicht auch bei uns zustande bringen? Könnten es nicht auch unsere Dichter und Schriftsteller brauchen, daß man ihre Werke ankauft und verbreitet? Oder hört man nicht so oft die Klage, daß sie zwar viel gelobt, aber wenig gekauft und gelesen werden? Und würde das nicht auch einer Volksbücherei zugute kommen? Der Pessimismus mag in vielem einzig der wirklichen Lage entsprechen, aber so schwarz dürfen wir doch nicht sehen, daß wir glauben, ein derartiges Unternehmen habe keine Aussicht für die Zukunft, es sei von vornherein unmöglich, wenn es von angesehener, opferwilliger und tatkräftiger Seite ins Werk gesetzt würde.

Im Sommer.

Leuchtende Sommertage,
Lachen, Glück und Gesang.
Wie lang?!
Herz, keine solche Frage.

Für all die leuchtende Fülle
Hat die Welt keinen Raum;
Ein Sonnentraum
Schlägt darum seine zitternde Hülle.

Und du allein sollst darben?
Herz, das glaube nicht!
Die Freuden, die dir starben,
Verlodern im Reife und Licht.

In diesen Sonnensegen
Wirf dich ganz hinein!
Und rein
Kommt dir das Glück entgegen!

München. S. X. Schrönghamer.

Digitized by Google

Ein neuer Dichter.

Von Laurenz Kiesgen in Köln.

Die Leser dieser Revue kennen den Lyriker, den ich mit den obigen Worten begrüßen möchte, schon aus manchem Liede, das an dieser Stelle veröffentlicht wurde. Es ist der aus Warendorf (Westfalen) gebürtige Christoph Flaskamp; soeben erschien sein Erstlingsbuch mit dem schönen Titel „Frommer Freude voll“[1]), das wertvoll genug erscheint, durch eine gesonderte Besprechung die Aufmerksamkeit namentlich des katholischen Publikums lebhafter zu fesseln.

Aus Westfalen sind uns in den letzten Jahren tüchtige lyrische Persönlichkeiten hervorgegangen: Der Boden, auf dem eine Annette von Droste-Hülshoff wuchs, ist auch noch heute ertragfähig und fruchtbar. Ich brauche bloß an die Namen Theodor Herold, Philipp Witkop und Hedwig Dransfeld zu erinnern. Als vierter reiht sich Christoph Flaskamp würdig und ebenbürtig an.

Er hat die zwei Eigenschaften, ohne die ein Lyriker nicht wohl auskommen kann: Anmut und Kraft; die Anmut, die sich in einer sorgsam gewählten Form ausspricht, und Kraft in der sicheren Wahl und strengen Begrenzung seiner Stoffe. Um von der Form zuerst das Nötige zu sagen, so ist dieselbe stets so angemessen, so einfach und schön, daß man eine Aufdringlichkeit, wie sie manchmal bei neueren Lyrikern geradezu beabsichtigt und nach Art der unredlichen Marktschreier bevorzugt wird, nirgends verspürt. Die wenigen Kleinigkeiten, die man hier etwa zu rügen hätte, treten vor der stillen Reife des Ganzen zurück, und man kann es als sicher erwarten, daß im weiteren Schaffen Flaskamps auch diese, die formale, Seite seiner Kunst nicht als abgeschlossen und in fertiger Entwicklung erstarrt erscheinen wird. Das Extrem nach der andern Seite, daß dieser Dichter etwa später auf seiner eigenen Formglätte ausgleiten könne, steht auch nicht zu befürchten: Dafür sind unsere Westfalen, wie bekannt, zu eigenartig, zu knorrig.

Was hätte nun so ein junger Dichter — Flaskamp ist 24 Jahre alt — viel in der Welt erlebt? Mancher fast gar nichts, mancher sehr viel. Dies Erlebnis aber kann einem ehrlichen Poeten allein Quelle und Schatz seiner

[1]) Münster 1904, Alphonsiusbuchhandlung. 80 S. 8°. Mk. 1.20.

Digitized by Google

Dichtung sein. Der Kundige wird immer mißtrauisch, wenn er sehr bald ein Mißverhältnis zwischen Dichtung und Taten seines Poeten herausfühlt. Aber dieser Gedanke kommt einem bei unserm neuen Dichter nicht einmal. Er ist keiner von den jungen Weisen, die der Welt erhabenste Erfahrung vorspiegeln; er steigt in keine Gebiete, die ihm fremd sind. Er gibt uns Früchte aus seinem eigenen Garten. Ein einfaches, nicht immer frohgestimmtes Leben, eine gute Mutter, die Neigung zu einem Mädchen, eine herzliche Aussprache mit dem Gotte seiner Jugend, dann aber viel reine, fromme Freude über die schöne Erde und ihre süßen Wunder, das sind die Stoffe, in denen Flaskamp zu Hause ist. So wirkt das ganze Buch wie ein Bekenntnisbuch, ohne jedes Suchen nach Reflexion und Effekt, einfach wie die schöne Darstellung eines schlichten Lebens. Es ist ein Weg von zeitweiliger Verdrossenheit zur Freude, und wenn wir das Bändchen schließen, tun wir es mit dem Lächeln der fröhlichen Zufriedenheit, einen guten Menschen und tüchtigen Poeten mehr in unserem Bekanntenkreise zu haben.

Nun bin ich, wo die Gärten
Des Lebens blühn im Licht,
Steh, einen glückverklärten
Frieden im Angesicht.

Was ich zuvor gelitten
Ist, als ob nie ichs litt,
Verweht — ich bin ja mitten
Im Glück und juble mit!

Diese siegesfrohe Stimmung des Dichters am Ausgange des Buches teilt sich dem unwillkürlich mit, der den Versband auf sich einwirken ließ.

Es ist stille, in künstlerischer Kraft gebändigte Stimmungspoesie, mit der uns Flaskamp hier beschenkt. Sie wirkt unendlich beruhigend und wohltuend auf die modernen, von Neurasthenie geplagten Gemüter. Wir sind so zufrieden, als ob wir in einen schönen Garten sähen, über dem die Sonne strahlt. Wer will sich diesen Genuß versagen?

Ich könnte hier schließen. Auf die einzelnen Vorzüge aufmerksam zu machen und die schönsten Stücke zu bezeichnen, will ich verzichten. Zu einzelgehender, kritischer Nörgelei bin ich ohnehin nicht aufgelegt. Man sehe auf das Ganze und genieße es. Aber ich fürchte, wenn nicht der übliche Appell an die Leser kommt, daß diese dann gar nicht auf den Gedanken kommen, wie wichtig es ist, unsere literarische Bewegung durch kaufkräftige Unterstützung immer noch mehr in die Höhe zu bringen. Da freuts mich denn, daß Christoph Flaskamp hier selber sprechend hintreten kann:

Einen Kelch, geformt von Gold
Wahrer Worte laß ich blinken ...
Allen Seelen, die mir hold,
Geb ich draus mich selbst zu trinken.

Digitized by Google

Alle Leiden, die ich litt,
Alle Luſt, die ich genoſſen,
Alles Glück, das ich erſtritt,
Hab ich in den Kelch gegoſſen.

Nehmt und trinkt von meinem Trank.
Reich bin ich, daß ich vergeude —
Nehmt und trinkt — Nicht euren Dank,
Seht, ich will nur eure Freude.

Sommerlied.

Ich ſah des Sommers letzte Roſe ſtehn,
Sie war, als ob ſie bluten könne, rot;
Da ſprach ich ſchauernd im Vorübergehn:
So weit im Leben iſt zu nah der Tod!

Es regte ſich kein Hauch am heißen Tag,
Nur leiſe ſtrich ein weißer Schmetterling;
Doch ob auch kaum die Luft ſein Flügelſchlag
Bewegte, ſie empfand es — und verging.

Friedrich Hebbel.

Digitized by Google

X.

Die vom Charitasverband für das katholische Deutschland unter Redaktion der verdienstvollen Schriftstellerin E. M. Hamann herausgegebene Zeitschrift für höhere weibliche Bildung „Die christliche Frau“[1]) hat jetzt einen Bestand von über 5000 Abonnenten aufzuweisen. Ein recht erfreulicher Erfolg. Aber es wäre zu wünschen, daß sich der Bestand noch immer vermehre. Es wird ja auf dem Gebiete des Zeitschriftenwesens für die Frauenwelt viel geleistet, aber in ihrer Art steht „Die christliche Frau“ doch einzig da. Sie will den katholischen Frauen auf den schwierigen Gebieten der modernen Frauenbewegung als Wegweiser dienen. Wer da weiß, welche verwirrenden und schädlichen Einflüsse sich in dieser Bewegung geltend machen, kann es nur dankbar anerkennen, daß er von sicherer Hand geführt wird. Eine stärkere Betonung der Heranbildung unserer Frauenwelt zu geistiger Vertiefung und zu zielbewußter Willensenergie war nötig; es muß dabei nur die Gefahr vermieden werden, daß das ethische und religiöse Element Schaden leide. Nach beiden Richtungen hin hat die Zeitschrift bisher erfreulich gewirkt und wird es unter ihrer bewährten Leitung auch in Zukunft tun. Besonders freudig begrüßten wir den von der „Christlichen Frau“ gegebenen Anstoß zur vernünftigen Aufklärung der weiblichen Jugend über geschlechtliche Dinge. Es war hohe Zeit, daß mit der Prüderie, die überall und gerade in diesen Dingen so schädlich wirken kann, aufgeräumt wurde. Mit Recht sagte der Freiburger Arzt Gassert in der „Allgemeinen Rundschau“, daß die Behandlung dieses sog. heiklen Themas sicher der erste Anfang sei, um eine neue Generation gesunder Frauen heranreifen zu lassen, die fähig sind, dem Manne den Kampf ums Dasein führen zu helfen und die hereingebrochene Entartung der Rasse in eine Regeneration überzuführen. Zur Gesundung der Frau ist aber vor allem auch eine rücksichtslose Bekämpfung der Modetorheiten nötig. Diese müßte von der „Christlichen Frau“ noch systematischer geführt werden. Frauen, die vom Korsett nicht lassen wollen und vom Cul de Paris zur Wespentaille und schließlich wieder zur Crinoline übergehen, liefern außerdem den besten Beweis, daß der Satz vom physiologischen Schwachsinn des Weibes seine Verfechter finden kann.

[1]) Erscheint monatlich zum Jahrespreise von 4 Mk.

Digitized by Google

Einige teilweise feinsinnige Bemerkungen eines ungenannten Kritikers finden wir in der Literarischen Beilage der Kölnischen Volkszeitung[1] über „Intime Bücher". Dazu werden die Bücher Hiltys gerechnet, ferner der Jörn Uhl, Miß Harradens Ships that meet at night, Neeras Einsame Seele und manches Buch der Lagerlöf; auch Günter af Geijerstams Buch vom Brüderchen. Diese Werke seien „Dokumente des Herzens" und würden als solche vom Volke aufgenommen, möge sich die Kritik dazu stellen wie sie wolle. Auch Paul Kellers Roman „Die Heimat" besitze manche Eigenschaft dieser „intimen Bücher", aber man dürfe in Zukunft von Keller wohl noch tiefere und großzügigere Leistungen erwarten. In dem gleichen Organe Nr. 21 finden sich in einer Besprechung der „Allgemeinen Rundschau" folgende Sätze: „Neue literarische Erscheinungen werden von Lohr besprochen, während Scapinelli die Bühnenschau und Teibler die Musikrundschau schreibt. Die beiden ersten Namen klingen etwas nach Partei, und ihre Träger dürfen nicht ausschließlich die Domäne der schönen Literatur in der Rundschau beherrschen, damit dieselbe sich nicht einseitig festlegt." Jedenfalls klingt aber diese unbewiesene Unterstellung mehr nach Partei und persönlicher Voreingenommenheit als das, was bisher unter den beiden Namen in der Rundschau erschienen ist. Der betreffende Referent sollte doch loyaler und objektiver vorgehen.

In der Beilage zur Augsburger Postzeitung[2] werden die Gedichte der bekannten Erzählerin M. von Ekensteen „Meine Welt"[3] anerkennend besprochen. Der Horizont, der die Welt der Dichterin umspanne, sei ein recht weiter: „Gott und Welt, Jahrzeit und Landschaft, Lieb und Leid, Sorge und seliges Glück umfaßt das kleine, aber feine Büchlein." Klein — aber fein. Dieses Urteil unterschreiben wir von Herzen gern. Es ist auch ein Büchlein für intime Stunden, für feiertägliche Einkehr in sich selbst.

Wie zur hundertsten Wiederkehr des Geburtstages Gustav Richters bietet der Kunstwart aus gleichem Anlaß auch für Moriz Schwind ein gut illustriertes Heft[4]. Der Herausgeber, Ferdinand Avenarius, weist darauf hin, daß heute überall der Ruf nach einer nationalen, nach einer im deutschen Wesen wurzelnden Kunst laut ertöne. Wir haben aber eine solche Kunst. Wir müßten nur die Gaben eines Schwind und anderer Meister richtig zu nützen verstehen. Das Heft enthält außerdem lose Blätter aus Briefen von Mörike und von Schwind, einen Aufsatz über des Künstlers Verhältnis zur Musik u. a. Auf die 17 Wiedergaben Schwindscher Bilder machen wir besonders aufmerksam.

Die Monatshefte der österreichischen Verlags-Anstalt „Entwicklung"[5] empfehlen den Wiener Roman von Franz Joseph Gerhold: „Gärungen — Klärungen". Nach den angeführten Zeitungsstimmen muß er zu den sensationellen Leistungen gehören. Nach seinem eigenen Geständnis hat der Verfasser dem Ungetüm von Lug und Trug, gesellschaftlicher und politischer Heuchelei, das heute in Wien sein Wesen treibe, ins Gesicht schlagen wollen. Die Schande gehe dort bei

[1] Nummer 9.
[2] Nummer 10.
[3] Alphonsusbuchhandlung in Münster i. W. 96 S. eleg. geb. 1.80 Mk.
[4] Heft 8.
[5] Heft 9.

Digitized by Google

Tage bloß, und der Satiriker habe bisher gefehlt, sie zu geißeln. Gerhold will dieser sein und als solcher den Moderdust, der über Wien lagere, hinwegblasen helfen. Dazu ist aber ein starker Atem nötig, und vielleicht macht die Judenpresse, gegen deren Treiben sich der Roman vorzugsweise richtet, Gerholds Bemühungen zu nichte.

In der Zeitschrift „Bühne und Welt“ [1]) interessiert ein Aufsatz von Paul Legband über den Harlekin im Anschluß an das Buch von Otto Driesen „Der Ursprung des Harlekins“. Nicht Italien, sondern Frankreich, d. h. Paris, ist die Heimat dieses lustigen rüpelhaften Burschen, dessen deutsches Gegenbild im Mittelalter der Hans Wurst war. Erst der pedantische Gottsched hat diesen bekanntlich von der Bühne gescheucht. Zur theatergeschichtlichen Forschung, die leider noch immer recht lückenhaft ist, liefert das Buch von Driesen einen nützlichen, empfehlenswerten Beitrag [2]).

In derselben Zeitschrift lesen wir einen Aufsatz des italienischen Schriftstellers Ernesto Gagliardi über Gabriele d'Annunzio [3]). Er reizt uns zu vielem Widerspruch. Es wird da geschwärmt von der leuchtenden Jugendschönheit d'Annunzios, die jetzt nicht mehr vorhanden sei. Allerdings! Mehr wollen wir nicht sagen, obwohl uns das süßliche Lächeln in dem Gesichte des Verherrlichten zu allerlei Bemerkungen veranlassen könnte. Was soll überhaupt der heute übliche Physiognomienkult! Selbst bei den jüngsten Dichtern treibt man ihn schon, obwohl uns ihr Bild noch nichts sagt, als daß sie etwa eine weiße Weste mit Anstand zu tragen wissen. Das Urteil über die jeweilige Physiognomie überlasse man ruhig dem Beschauer. Es wird oft von dem des schwärmenden Artikelschreibers abweichen. Und wenn wir die Commis-Voyageurzüge d'Annunzios betrachten, so klingt der Satz wie eine Farce: „Es gibt nur einen Nietzsche, und d'Annunzio ist sein Prophet.“ Zugunsten dieses Übermenschen sollen die Massen sich fröhlich in ihr dornenvolles Dasein fügen! So wünscht er es. Er hat das Glück gehabt, mit seinen Romanen viel Geld zu verdienen. Statt sich dessen still zu freuen, ist er übermütig geworden. Er hält sich nicht nur für einen Übermenschen, sondern auch „für den Berufenen, eine Renaissance der lateinischen Rassen heraufzubeschwören“. Wir wollen abwarten! Doch scheint mir, daß eine dichterische Verherrlichung der Perversitäten romanischer Erotik am allerwenigsten dazu geeignet ist. Bisher hat d'Annunzio nur bewiesen, daß man damit viel Geld verdienen kann

Diesem Persönlichkeitskult frönen in aufdringlichster Weise auch einige Aufsätze des „Magazins für Literatur“ [4]). Den „phantastischen Dithyrambus“ Hermann Wandels auf Detlev von Liliencron könnte man schließlich noch hingehen lassen, obwohl auch darin manche verstiegene und geschmacklose Redewendung sich breit macht. Unerträgliches Wortgigerltum aber liefert ein Aufsatz Jacques Hegners über Richard Schaukal: K. K. Bezirkskommissär, Ministerialbeamter, Dichter, Villenbesitzer und „auch hübscher Mensch“, der „sehr gut gekleidet“ ist. Schade, daß wir nicht auch noch erfahren, wieviel allermodernste Hemden

[1]) Nummer 10.
[2]) Berlin 1904, Alexander Duncker.
[3]) Nummer 13.
[4]) Nummer 5/6 und 7.

Digitized by Google

Schaukal besitzt. Sein Bild macht einen sehr selbstbewußten, aber trotzdem recht unreifen Eindruck. Herr Jacques Hegner besitzt beide Eigenschaften noch in höherem Grade. Überhaupt scheint das „Magazin" stellenweise ein Tummelplatz für unreife Geister zu sein, die sogar mit ihrer Muttersprache noch nichts rechtes anzufangen wissen. Ein Zeichen ihrer Halbbildung ist auch der übermäßige Gebrauch von Fremdworten. Hier eine Stilprobe von Herrn Jacques Hegner: „Es ist Zeit über Schaukal zu schreiben. Notwendig ist es nicht. Denn seit wann wäre das Schreiben unter geschmackvollen Leuten, die mehr als ihren Namen schreiben können, notwendig? Man schreibt so, wie man einen Luftsprung macht. Wie wenn man auf einer Landstraße ginge. Einen Weg, der sich wie eine endlose graue Schlange auf einem endlos grünen Teppich schlängelt. Und die Sonne ist heißer wie die Hand der Geliebten, die gewartet hat. . . ." Mit welchen schweißhändigen Schätzen muß Herr Jacques es zu tun gehabt haben!

Die literarische Kritik ist immer lebhaft kritisiert worden. Kürzlich hat sogar jemand, der an dem schönen Zoppoter Strande wohnt und gescheiter täte, auf das Rauschen der Wogen zu hören, statt den Abschaum des kritischen Wortschwalls zu sammeln, eine Schrift über „Das Elend der Kritik" verbrochen. Julius Hart glaubt nicht, daß sie ihm abhelfen wird. Es wird immer mangelhafte Kritiken geben, hauptsächlich deshalb, weil die Anschauungen, die über das Wesen und die Aufgaben der Kritik im Publikum maßgebend sind, nichts taugen. In Wahrheit soll sie gar keinen apodiktischen Wert besitzen, sondern nur den Leser anregen, sich ein eigenes Urteil zu bilden, indem sie seine kritischen Fähigkeiten entzündet und entfesselt. Sie hat also den Zweck, die geistige Selbständigkeit zum Allgemeingut zu machen. Dann erst können die Trägheitsideen der Welt, die dumpfen Instinkte der Masse überwunden werden, die das Elend der Kritik verschuldet, weil sie sich der Mühe selbsteigenen Urteilens entzieht[1]).

Aus der mehrfach empfohlenen Zeitschrift für Jugend und Volk „Natur und Kultur"[2]) erwähnen wir die lesenswerten Aufsätze: Die Entwicklung der modernen physikalischen Prinzipienlehre von Professor Dr. August Heller; Helgolands Ende? von Lehrer W. Brandt-Cuxhafen; Über das Pflanzenleben unserer Wälder im Winter von Professor Dr. Neger; Zur Geschichte des metrischen Maßsystems von Professor Dr. Reinhardt; Offenbarung und moderne Weltanschauung von Professor Dr. Alois Knöpfler. Die Namen der Verfasser bieten die beste Gewähr für mustergültige Leistungen. Es sind Aufsätze, die auch jeder Nichtfachmann mit lebhaftem Interesse lesen wird, falls er überhaupt auf allgemeine Bildung Anspruch macht; denn unseres Erachtens gehört naturwissenschaftliches Wissen ebenso sehr zu dieser Bildung wie beispielsweise literarisches.

Da der russisch-japanische Krieg augenblicklich das „aktuellste" Thema ist, empfehlen wir wieder die erste Monatsschrift eines Japaners in Europa „Ost-Asien". Sie steht bereits im 7. Jahrgang, hat also ihre Daseinsberechtigung erwiesen. Die uns vorliegende Nummer[3]) ist fast ganz dem Kriege gewidmet: Kriegs-

[1]) Das literarische Echo, Nr. 7.

[2]) Heft 12 und 13. Monatlich erscheinen von „Natur und Kultur" 2 Hefte. Preis für das Vierteljahr 2 Mk.

[3]) Nummer 73. Redaktion und Expedition: SW. 11, Berlin, Kleinbeerenstr. 9. Preis einer Nummer 1 Mk., eines Jahrgangs 10 Mk. für Deutschland.

Digitized by Google

berichte; Die Rote-Kreuz-Gesellschaft in Japan; Die Seestreitkräfte; Was wird der japanisch-russische Krieg kosten? . . . Äußerst lehrreich ist der Aufsatz: „Feinde der Kultur". Das sind die Russen, die doch besser täten, zunächst im Innern ihres Landes für geordnete Zustände zu sorgen und den eigenen Volksgenossen ein erträgliches Dasein zu verschaffen, ehe sie andere mit ihrer „Zivilisation" d. h. ihrer Wutki- und Knutenkultur zu beglücken versuchen.

In einem Aufsatz „Die Optik der Frau"[1]) kommt Sophie Hoechstetter zu dem Ergebnis, daß die Frau ebenso gut einen Mann schildern könne wie der Mann eine Frau. Deshalb werde die Frau doch nicht in ihrer Kunst Mann und Weib zugleich sein. Ihre Aufgabe bestehe vielmehr darin, das andere Geschlecht zu verstehen, nicht aber in ihm aufzugehen. Sophie Hoechstetter teilt deshalb nicht den Wunsch Julius Harts, daß die schriftstellernde Frau auch Mann werde. Man könne ebenso wenig sagen, daß Goethe auch Frau gewesen sei. Nicht in Verwandlungen liege die Kraft des Dichters, sondern in der Persönlichkeit, in der Subjektivität seiner Psyche. „Denn wer etwas Unvergeßliches zu sagen hat, der tut es aus eigener Seele."

Dem möchten wir noch einige Bemerkungen aus einer Betrachtung von Marie Chateauminois hinzufügen, die wir in der Wiener Zeitschrift „Die Wage"[2]) finden: „Hat das Weib eine Seele?" Die Verfasserin meint, daß die Frau nur dann Anspruch auf Psyche erheben könne, wenn sie alle ihre Fähigkeiten ungeschmälert entwickelt habe. Denn in gewissem Sinne dürfe man unter „Seele" eines Menschen nur seine Persönlichkeit verstehen, das Recht, sich selbst zu leiten, selbständig zu urteilen und ohne Vormundschaft zu handeln.

Im allgemeinen läßt sich gegen diese Forderung wohl nichts einwenden. Denn wie es viel interessanter und vor allem angenehmer und leichter ist, mit geistig selbständigen Männern zu verkehren, so trifft genau dasselbe auch bei den Frauen zu. Jedenfalls können sie als Schriftstellerinnen nur dann etwas leisten, wenn sie im Sinne von Marie Chateauminois eine „Seele" haben. Man denke an die Droste-Hülshoff und die wenigen ihr kongenialen Naturen, die Bettina, die Betti Paoli und Ebner-Eschenbach. Sie wurden denn auch von Männern zuerst verstanden und gewürdigt. Die Weibchen — also etwa 99 Prozent — fühlten sich abgestoßen durch die Empfindungsstärke jener Frauen. Dafür kann man besonders aus dem Leben der Droste merkwürdige Belege beibringen.

An einigen Punkten streift dieses Thema in lehrreicher Weise auch ein ergötzlicher Aufsatz von Leo Berg „Kritik und Rasse"[3]). Er macht sich darin über die Rassenfanatiker lustig, die nach dem Beispiel Houston Stewart Chamberlains, der Christus zum Arier machen möchte, hanebüchene Torheiten in die Welt setzen. Das tut auch Adolf Bartels. Wir sagen nicht leider. Denn daß er es tut, ist naturnotwendig. Er besitzt eben auch die Fehler seiner Tugenden. Aber er sollte sie nicht auf den Markt tragen, sonst darf man ihn mit Leo Berg für einen Philister halten. Nur ein solcher kann sich den Satz leisten, daß Paul Heyse schon als „Halbjude" nicht imstande gewesen sei, Friedrich Hebbel zu verstehen. Die Fol-

[1]) Das literarische Echo, Nr. 9.
[2]) VII, 1.
[3]) Das literarische Echo, Nr. 14.

Digitized by Google

gerungen, die Berg an dieses Diktum knüpft, sind höchst ergötzlich zu lesen. Sie machen seinem Verstand und seinem Witz alle Ehre.

Zwei Zeitschriften lernen wir zum ersten Mal kennen: „Zeitstimmen“ und „Erwinia“. Beide sind Monatsblätter für literarische Vereine, jene für einen rheinischen und diese für einen elsässischen. Beide machen einen sympathischen Eindruck. Der Aufsatz in den „Zeitstimmen“ von R. Pissia über Beyerlein gab uns manchen neuen Gesichtspunkt. Auch die lyrischen Beiträge und die Buchbesprechungen sind im ganzen nicht übel. Das gleiche können wir von der „Erwinia“ sagen. Ebenso verständig wie der Aufsatz von Pissia in der rheinischen, ist der von Georg Süß in der elsässischen Zeitschrift über Modelektüre.

Ähnlichen Zwecken dient das halbmonatliche Literaturblatt „Deutsche Rundschau“. Sie erscheint in Mährisch-Weißkirchen. Die Herren dort, die das Bedürfnis nach diesem Literaturblatt haben, wissen doch jedenfalls, daß es schon eine „Deutsche Rundschau“ gibt. Warum nennen sie ihr Organ nicht „Mährisch-Weißkirchener Rundschau“? Dem Lokalpatriotismus verdanken doch solche Blätter ihr Entstehen, also sei man auch „voll und ganz“ lokalpatriotisch. Die Mährisch-Weißkirchener Rundschau bietet zunächst etwas von dem — fast darf man sagen — berüchtigten Lemonnier und dann einen Aufsatz von Viktor A. Reke „Gemeinplätze der Lyrik“. Nur schade, daß die darauffolgende Lyrik an all den Gemeinplätzen krankt, die Viktor A. Reke tadelt. Die Rundschau aus Mähren behauptet, schon über 15000 Leser zu haben und empfiehlt sich zu Anzeigen. Mehrere Plätze des Umschlags sind noch frei. Heidenberg.

Digitized by Google

Eine Verpflichtung zur Besprechung eingesandter Bücher, sowie zur Rücksendung nicht besprochener Bücher wird nicht übernommen.

Romane und Novellen.

Sheehan, P. A., Der Erfolg des Misserfolges. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Oskar Jakob. Steyl 1902, Verlag der Missionsdruckerei. 653 S. 8°. Mk. 6.—.

Das vorliegende Buch enthält die Übertragung der beiden Sheehan'schen Werke „Geoffrey Austin: Student" und „The Triumph of Failure", von denen das erste die Schicksale und Erlebnisse Austins während seiner Studienlaufbahn erzählt. Der junge Mann büßt an einer Privatlehranstalt, wo recht unerquickliche Zustände herrschen, die strengreligiösen Grundsätze, die er mitgebracht hatte, ein. Als er dann im Examen für den Zivilstaatsdienst durchfällt, steht er ohne Glauben und ohne rechten Halt auf der Straße. Hier setzt der zweite Teil ein. Trotz aller Bemühungen gelingt es Austin nicht, sich eine anständige, seinen Kenntnissen und Fähigkeiten einigermaßen entsprechende Stellung zu erringen. Die moderne Philosophie, in deren Studium er sich vertieft, vermag ihm kein Äquivalent für das Scheitern seiner Hoffnungen zu geben. Tiefer und tiefer steigt er auf der sozialen Stufenleiter herunter, bis er zum reinen Proletarier wird. Doch die Fäden, die ihn früher mit dem besseren Teile seiner sozialen Schicht verbanden, knüpfen sich wieder an, und an der Hand eines ehemaligen Schulkameraden und nunmehrigen Laienapostels wird Austin auch dem Glauben wiedergewonnen. Er entsagt sogar der Welt, die er in den Tagen seiner Not kennen gelernt hat, und geht ins Kloster. Das ist in großen Umrissen der Inhalt dieses Bekehrungsromans. Wer Sheehan kennt, weiß, daß sich um diesen Kern eine ganze Apologie des Christentums gegenüber der modernen ungläubigen Welt schließen wird. Exkursionen in alle möglichen Gebiete und breite Schilderungen machen sich in diesem Romane besonders geltend; aber gerade sie sind bei Sheehan charakteristisch.

München. L. v. Roth.

Stilgebauer, Edward, Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend. I. Mit tausend Masken. 1—10. Tausend. Berlin 1904, Rich. Bong. 416 S. 8°. Mk. 4.—

Mit großem Trara und Bumbum, und gleich in einer Auflage von 10000 Stück, wirft Bongs Verlag vorliegendes erste Buch eines auf vier Bände berechneten Romanwerkes auf den Büchermarkt. Ich fürchte, der Liebe Mühe ist

Digitized by Google

umsonst. Der deutsche Michel wird diese zehntausend Exemplare kaum schlucken wollen. Dazu ist ihm das Buch doch zu wenig interessant. Es scheint ja viel Selbsterlebtes in dem Romane zu stecken. Wie man hört, sind gleich zu Anfang, wo Götz Krafft als Frankfurter Gymnasialabiturient vorgeführt wird, der Direktor des Gymnasiums und verschiedene seiner Schüler nach dem Leben gezeichnet. Die Hereinziehung bekannter Persönlichkeiten bei ihrem rechten Namen, wie z. B. die Miquels, wirkt dabei allerdings wenig geschmackvoll. Sein erstes Semester verbringt Krafft dann in Lausanne, wo er namentlich durch die Bekanntschaft mit einem ihm geistig überlegenen Juden mit allerlei modernen Problemen in Berührung kommt. Für seine Studien — er studiert protest. Teologie — ist jedoch hier der Boden wenig günstig. Für das Erwachen jugendlicher Gefühle dagegen desto mehr. Seine Leidenschaft für die schöne, aber unglaublich leichtsinnige, kokette und sinnliche Jeanne Ramuz droht ihn sogar in ihrem Verlaufe ganz in den Strudel hinabzureißen; wie durch ein Wunder geht er aber zum Schlusse doch noch als Sieger aus einer mehr als nötig schwül gezeichneten Szene hervor und dampft in die Heimat ab, da die Ferien bereits begonnen haben. — Soweit führt uns der vorliegende Band. Von einer innerlichen Erfassung und künstlerischen Durchdringung des Stoffes ist vorerst nicht viel zu bemerken. Manche Einzelheiten lesen sich ja ganz nett; aber dem Verfasser fehlt es an Gestaltungskraft, um am Entwickelungsgange seines Götz Krafft, für den man sich bis jetzt kaum interessieren kann, „ein Kulturbild der bedeutsamen Zeit Wilhelms II." entrollen zu können. Man legt das Buch aus der Hand, ohne sich nach den Bänden, die nachkommen sollen, zu sehnen. Und das ist schlimm.

München. L. v. Roth.

Aus Vergangenheit und Gegenwart. Erzählungen, Novellen, Romane. Kevelaer, Butzon & Bercker. Jedes Bändchen 30 Pf.

Nr. 33. **Herbert**, M., **Flüchtiges Glück.** 112 S.

Die vorliegende Novelle scheint eine Jugendarbeit der Verfasserin zu sein. Psychologie, Stoff und Verarbeitung stehen nicht ganz auf der Höhe anderer Arbeiten M. Herberts. Als gute Unterhaltungslektüre ist das Bändchen jedoch für weitere Kreise zu empfehlen.

Nr. 34. **Maurik**, J. van, **Herrn van Bommels Badeerlebnisse.** 96. S.

Die alte Geschichte von dem reichen Patienten, der sich unwohl fühlt, weil er zu viel ißt und trinkt, wird hier breit und witzlos in neuem Gewande aufgetischt. Unter dem Titel „Der geheilte Patient" ist sie in unsern Volksschullesebüchern besser und kürzer enthalten. Die Novelle „Ein ergreifender Schluß", die das Bändchen beschließt, ist besser geraten. Der äußere Effekt ist zwar auch hier auf Kosten der Vertiefung zu sehr hervorgekehrt.

Nr. 35. **Höcker**, Gustav, **Der Geistersee.** 96 S.

Diese lediglich auf äußere Spannung berechnete Schauergeschichte hätten wir gerne vermißt. Mit ihrer abenteuerlichen Romantik ist sie nur dazu geeignet, die Phantasie und den gesunden Sinn des Volkes ungünstig zu beeinflussen.

Nr. 36 u. 37. **Kujawa**, J. T., **Abenteuer.** I. u. II. 100 u. 95 S.

In diesen zwei Bändchen berichtet ein Feldwebel im Ichtone seine Erlebnisse während einiger Wochen nach der Schlacht bei Sedan. Wenn diese auch nicht sehr bedeutend und von der bekannten Art sind, wie wir sie des öfteren zu hören bekommen, so sind sie doch frisch erzählt und bekunden gesunden Humor, so daß sie als Unterhaltungslektüre empfohlen werden können.

Digitized by Google

Nr. 38. **Cüppers**, Ad. Jos., **Tadellos.** 96 S.

Dieses Bändchen ist entschieden das wertvollste der hier vorliegenden. Die Novelle „Tadellos" vermag nicht nur zu unterhalten, sondern auch höhere Ansprüche zu befriedigen. Der Stoff ist gut erfunden und technisch geschickt verarbeitet. Der ethische Gehalt ist bedeutend. Die als Füllsel beigegebene Novelle „Vagantenheimweh" schildert ein ergreifendes Menschenschicksal, in dessen Geheimnis wir gern weiter eingedrungen wären.

Wie die vorliegenden Bändchen beweisen, schreitet die Sammlung stetig vorwärts, was wir freudig begrüßen. Die Bemerkung J. G. Bucks in „Unsere Volksbüchereien I" S. 490 dieser Zeitschrift ist danach zu modifizieren. Hoffentlich gelingt es der Leitung des Unternehmens auch, immer Besseres zu bieten und so wirklich nicht nur zur Unterhaltung, sondern auch zur Bildung und Veredlung des Volkes beizutragen.

München. L.

Bourget Paul, **Monika.** Roman. Aus dem Französischen von Adele Achard. Nr. 8 von Seemanns kleiner Unterhaltungsbibliothek. Leipzig 1903, H. Seemann Nachf. 109 S. 8°. Mk. 1.—

Wer Paul Bourgets feinpsychologische Kunst kennen lernen will, greife nicht zu dem vorliegenden Bändchen, das fälschlich als Roman bezeichnet ist. Es enthält eine moralische Geschichte, die zwar als Unterhaltungslektüre zu empfehlen ist, aber höheren Ansprüchen nicht genügen kann. Eine Eifersüchtige begeht einen Diebstahl, um ihn dann geschickt auf ihre Nebenbuhlerin abzuwälzen und diese zu verderben. Die Tugend siegt aber und wird belohnt. Wie man sieht, ein altes Motiv. Die Sache wird übrigens ganz hübsch erzählt. Nur ist sie eigentlich für eine Übersetzung zu unbedeutend.

München. Dr. Lohr.

Fal, Viktor, **Wir von der Grenze.** Erzählung. Schweidnitz 1903. Georg Brieger. 395 S. Mk. 2.50.

Als nicht ganz wertlos, obschon noch weit vom Gipfel künstlerischen Schaffens entfernt, ist diese schlesische Heimatdichtung zu bezeichnen, die denn auch der pseudonyme Verfasser, Gymnasialoberlehrer in Glatz, nicht Roman, sondern bescheidenerweise Erzählung zubenannt hat. Der den Gegenstand bildende Entwicklungsgang eines jungen Grafschafters, seine Kindheit im Gebirgsstädtel, sein Aufenthalt in der Gymnasialstadt Glatz, sein Studium an der schlesischen Hochschule, seine unbefriedigende Tätigkeit als Assistenzarzt an einer Kuranstalt Westdeutschlands und im polnischen Osten und seine endlich zum Frieden führende Niederlassung im geliebten Heimatländchen, würde vollständig ausreichen als Rahmen eines biographischen Romans, jener neuerdings wieder so beliebt gewordenen Gattung, zumal damit eine eingehende Schilderung heimischen Lebens und Treibens verbunden ist. Aber es fehlt dieser Erstlingserzählung noch durchaus die künstlerische Gestaltung des Stoffes, der in allzu beschaulicher, um nicht zu sagen, eintöniger, stilistisch öfters recht mangelhafter Weise heruntererzählt ist. Deshalb wird „Wir von der Grenze", wir müssen es mit Bedauern voraussagen, bei allem kulturgeschichtlichen Gehalt wohl nur im engen Kreise Beachtung finden, wo man mit den geschilderten Örtlichkeiten und Personen bereits vertraut ist und im Wiedererkennen der porträtähnlich Gezeichneten, aber nicht Genannten, Unterhaltung und Reiz findet. Ob die nicht immer pietätvoll Porträtierten, zum Teil ehemalige Lehrer des Verfassers, damit zufrieden sein werden, bezweifeln wir füglich.

Neisse. Dr. Wahner.

Digitized by Google

Epos und Lyrik.

Wittner, Otto, **Piuri**, Lyrisch-epische Dichtung. Wien und Leipzig, Verlag neuer Literatur und Kunst. 94 S.

Wenn des Rezensenten Gerechtigkeitsgefühl die Vorzüge des kritischen Objektes nach Möglichkeit zu würdigen sucht, falls diesem nur überhaupt ein Kunstcharakter zukommt, so verlangt es andererseits das Objektivitätsbewußtsein, Schöpfungen, die sich unter den schützenden Fittichen einer befreundeten Zeitschrift die Anerkennung der Öffentlichkeit erschleichen möchten, energisch abzuschütteln.

Das müssen wir gegenüber einem uns zur Empfehlung(!) übersandten Machwerke tun, für das die Bezeichnung „gereimte Prosa" noch viel zu hoch gewählt wäre. Eine schülermäßig holprige, undeutsche, von grammatischen, stilistischen und metrischen Ungeheuerlichkeiten strotzende Reimschmiederei fadester Alltagsgedanken, geographischer Vergleiche und topographischer Reminiszenzen aus dem Mairatal nördlich vom Comosee ist dies als lyrisch-epische Dichtung in die Welt geschickte „Piuri". Wir wissen nicht, sollen wir dies Wagnis mehr naiv nennen oder es des Verfassers völliger Unkenntnis vom Wesen der Poesie zugute halten. Wir wollten ja gern seinen Worten (S. 62) Glauben schenken:

„Daß er nicht andre Lieder kannte,
Daß er nicht andre Speis' bot dar",

aber staunen müssen wir doch immer wieder:

„Wie er es hier sich(!) konnte wagen,
Daß er sich so ein Lied ersann".

Priese der in N. O/S. wohnende Verfasser nicht selbst wiederholt die Schweiz als Heimat, führte er nicht einen ganz deutschen Namen, wir wären nach dieser letzten Probe geneigt, seine Wiege in den tiefsten Wäldern Podoliens zu suchen, wo sich(!) Wolf und Bär zuhause.

Neisse. Dr. Wahner.

Drama.

Welter, Nikolaus, **Die Söhne des Öslings.** Ein Bauerndrama aus der Zeit der französischen Revolution. Dietrich 1904, J. Schroell. 118 S. 8°. Mk. 2.—.

Nikolaus Welter, der luxemburgische Lyriker, ist unter die Dramatiker gegangen. Und ich freue mich, sagen zu können, daß dies kein verfehlter Schritt war. Denn Welter bewies schon in der Art seines Schauens als Lyriker, in dem Erzählenden seiner epischen Dichtungen, daß er eine starke Neigung zum Dramatischen habe. Fünf Aufzüge enthält dieses Drama, das wiederum in des Dichters Heimat spielt. Es spiegelt den Kampf der Luxemburger wider die Schergen der französischen Republik. Ein Verzweiflungskampf eines Häufleins, das sich gegen die Tyrannis wehrte, die alles niedertrat, was sie an heiligen Traditionen besaßen; die wohl von Freiheit sprach, doch keine brachte. Gegen die aufgedrungene lächerliche Komödie der Vernunftgöttin, gegen das Preisgeben ihrer Unabhängigkeit, wehrten sich die Söhne des Öslings. Ein Kampf, der schon im Beginn die unerbittliche Gewißheit des Endes trug, des Unterliegens der Bauern. Aber eben deshalb ein Heldenringen, ein Sichverbluten um Großes, oder doch Großgeschätztes; eine jener Tragödien, wie sie aufgewühlte Zeiten da und dort geschaffen und die die Dichter immer zu poetischer Verklärung gereizt hat. Da ist Heldentum, gleichgültig, ob die Sache groß war, um die gefochten wurde, oder die Menge, die aufgeboten wurde und die ein Interesse an dem Ausgange hatte. Freilich dieser bedeutende Hintergrund: ein ganzes, geeintes Volk im Widerstreit mit einem mächtigen Bedrücker, fehlt; auch die Majestät des Landschaftlichen, die Eisriesen, die einsame Gewaltigkeit der Alpen, um einen ähnlichen Eindruck zu erzeugen,

Digitized by Google

wie Schillers immer begeisternder „Wilhelm Tell“. Oder wie die Historie vom Andre Hofer, der mit seinen Tirolern sich heldenhaft gegen die Franzosen wehrte, bis ihm zu Mantua französische Kugeln das Herz durchbohrten.

Auch in Welters Drama gibt es natürlich einen Helden. Es ist dies Karl Girres, der ehemalige Agent der Republik, der erst dem neuen Wort entgegenjauchzte, bis er fand, daß kein Taten dahinter waren. Da ward er der leidenschaftlichste Verteidiger der großen Tradition, der Scholle, die ihm Heimat war. Der leidenschaftlichste, weil er die Hohlheit des Neuen, wie es sich damals offenbarte, kannte. Zu einem Helden, etwa im Schillerischen Sinne hat ihn Welter nicht werden lassen. Es ist zeitweilig ein Zagen in ihm, ein zu sehr überlegendes Nachdenken. Und da erinnert mich der luxemburgische Dichter lebhaft an die Gestalt des Andre Hofer, wie ihn Franz Kranewitter gezeichnet hat und damit, weil er der Tradition in vielem nicht entsprach, viel Widerspruch gefunden hat. Handlung, die zu erzählen wäre, gibt es in diesem Drama nicht viel. Es ist das langsame Emporflackern des Widerstandes gegen die Tyrannis, die sich in einigen, übrigens taktvoller Weise nicht durchaus in Schwarz gemalten Männern verkörpert. Dann ein Gefecht gegen die anrückenden Gendarmen und das Ende des Aufstandes des Dorfes und auch der meisten, die gegen die neue Ordnung der Dinge sich erhoben hatten. Welter hat trotz der vorhin angedeuteten zeitweiligen Schwäche, die Karl Girres eigen ist, in diesem eine prächtige, überaus sympatische Figur geschaffen. Neben ihm einige kernhafte Gestalten, insbesonders auch in der Grete, der Mutter Karls. Das ist eine Heldenmutter, groß in ihrer Schlichtheit. Auch auf der französischen Seite gibt es Menschen von Fleisch und Blut, so Konz, der Kommissär der Republik, ein ehemaliger Mönch. Prächtig sind die Typen der Elsässer. Der Dichter bemüht sich, den ‚hohen Stil‘, den man ehedem als einzig richtig für solche Heldenstücke hielt, den modernen Forderungen, die Natürlichkeit vor allem verlangen, anzupassen. Karl hat noch viel von dem sog. hohen Stil an sich. Doch wirkt dies an sich nicht ungünstig. Denn Karl ist jedenfalls der Redegewandteste dieses Kreises, war lange aus der Heimat fort und hat als Agent der Republik sich diese rhytmische Rede aneignen müssen. Denn diese übt zweifelsohne einen bedeutenden Reiz auf das Volk aus. Ich will gern anerkennen, daß es nicht die üblichen Phrasen sind, die Karl Girres redet. Manch kluges und treffendes Wort ist da zu lesen. Hochdramatisch ist jene Szene, in der Karl durch Vorführung der ‚Moritatenbilder‘, wie sie noch vor kurzem auf Jahrmärkten zu sehen waren, die Leute aufruft zum Kampfe gegen die Fremdlinge und ihre Art. Das ist ebenso neu, wie auf den ersten Blick als wirksam zu erkennen. Das Kolorit ist in der Sprache meist gut getroffen, zumal in dem Gemisch von Deutsch und Französisch. Wie ich schon sagte, ist das Ende tragisch, zwingend tragisch. Allerdings hat Nikolaus Welter auch noch ein übriges getan, indem er uns das Kommando und die Schüsse hören läßt, die Karls, des Helden, Ende bedeuten. Glücklicherweise sieht man den gräßlichen Akt nicht. Ich würde das Drama, auch ohne dies Geknatter, für gut halten. Besonders wenn es ein Erstlingswerk auf diesem schwierigen Gebiete ist. Jedenfalls halte ich aber die Worte des französischen Offiziers, wie überhaupt jedes Wort *nach* dieser Szene, für überflüssig und die Wirkung beeinträchtigend. Nach dem ernsten Pelotonfeuer schweigt man am besten. . . .

So dürfen wir denn Nikolaus Welter auch auf dramatischem Gebiete als einen

Digitized by Google

vielverheißenden Mann begrüßen. Das starke Talent, das ihm eignet, wird ihn befähigen, die kleinen technischen Schwächen bald zu überwinden und dann wird man gegen ihn schwerlich einen Einwand erheben können. Ich freue mich dessen aufrichtig, weil Welter weder ein Mann der Kliquen ist, noch aus seiner Gesinnung die Berechtigung ableitet, um dieser willen gepriesen werden zu müssen.

Trautenau. Ferd. Gruner.

Philosophie.

Kublin, Siegmund. **Weltraum, Erdplanet und Lebewesen,** eine dualistisch-kausale Welterklärung. Dresden 1903, E. Pierson. 113 S.

An dieser Stelle kann ich auf den eigentlichen Inhalt des Buches, dessen Stil und Wortauswahl schon den Autodidakten verrät, nicht eingehen. Neben sehr beachtenswerten Bemerkungen stehen dunkle Sätze, deren Sinn zu ergründen schwer fällt. Die ganze Arbeit, die über die Hauptfrage alles Seins und Vergehens keine klare Auskunft irgendwie befriedigender Natur gibt, fällt aus dem Interessenkreise dieser Zeitschrift heraus. Übrigens rate ich dem Verfasser, sich mit Dr. Otterbein in Neustadt-Eberswalde in Verbindung zu setzen. B.

Presswesen.

Löbl, Dr. Emil, **Kultur und Presse.** Leipzig 1903, Duncker & Humblot. 291 S. 8°. Mk. 5.60.

Mit dem vorliegenden Buche unternimmt der Verfasser den „Versuch einer systematischen und kritischen Darstellung des modernen Zeitungswesens". Das heißt, Dr. Löbl sucht dem wirksamsten Faktor im heutigen Kulturleben, dem Preßwesen, wissenschaftlich beizukommen und diesen modernen Proteus in allen seinen Wirkungen, Gestalten, Äußerungen, Zusammenhängen und Begleiterscheinungen klarzulegen. Ganz objektiv natürlich. Und er hat damit ein gutes und verdienstvolles Stück Arbeit getan. Nur wenige Seiten seines Riesenstoffes sind Löbl entgangen. Nachdem er die Begriffsbestimmung der Zeitung abgehandelt hat, bespricht er die Einteilung der Blätter, die journalistische Praxis, den Geschäftsbetrieb einer Zeitung, die Stellung der Journalistik in der Gesellschaft und die Fragen der Anonymität und journalistischen Ausbildung. Hierauf geht er zur Stellung über, welche die Presse der Gesellschaft gegenüber einnimmt und erörtert die Aufgaben der Presse, die Mittel ihrer Wirksamkeit und die Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch die Presse. Ein weiterer Abschnitt behandelt dann ihr Verhältnis zur Politik. Der letzte Teil des Buches ist der Stellung der Presse zur Staatsgewalt gewidmet. Mit einer Schlußbetrachtung über die Zukunft der Presse schließt die gehaltvolle Schrift, die Fachleuten wie Laien reiche Mittel zur Information wie zum Nachdenken darbietet. Kann man auch noch nicht sagen, daß hier das Ganze des behandelten Gegenstandes wissenschaftlich durchgearbeitet und festgelegt sei, so ist doch mit vorliegendem Buche ein bedeutsamer Anfang in dieser Richtung gemacht worden.

München. Dr. A. Lohr.

Wrede, Dr. Richard, **Handbuch der Journalistik.** Berlin 1902, Verlag Dr. R. Wrede. 272 S. Mk. 6.—

Dr. R. Wrede ist der Vorkämpfer derer, welche die Journalistik zu einer Wissenschaft erheben wollen. Er ist es auch, der 1899 in Berlin eine „Journalisten-Hochschule" gründete. Eine Frucht dieser nicht immer von Erfolg gekrönten Bestrebungen

Digitized by Google

ist auch das vorliegende Handbuch, das Wrede in Verbindung mit einer Anzahl Fachmänner herausgab. Es verbreitet sich über das ganze große Gebiet und ist wohl geeignet, dem Redakteur, Schriftsteller und Verleger fachmännischen Rat zu bieten.

München. L.

Theologie.

Schanz, Paul. **Die moderne Apologetik.** Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Hamm 1903, Breer & Thielmann. 1903. XXII. 8.

Die geistvolle Erörterung des Tübinger Professors, dessen theologisches Wissen ihn bekanntlich unter die allerersten stellt, verdient eingehende Würdigung und Beachtung. Sieht man von einigen etwas dunkel ausgedrückten Stellen ab, so spricht die wohldisponierte Darstellung, die einen scharfen Beobachter aller wichtigen Ereignisse verrät, zu eines jeden Verstand und Herz. Wenn jedermann in seinem Kreise praktische Apologetik treibt, wird dadurch indirekt die Aufgabe der Theorie dieser Wissenschaft ungemein gefördert und erleichtert. B.

Bibliothekwesen.

Tews, J., **Wie gründet und leitet man ländliche Volksbibliotheken?** 9. Auflage. Berlin 1903, Verlag der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. 28 S. Mk. 0.25.

Vorliegendes Schriftchen, das der Generalsekretär der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung verfaßt hat, dient hauptsächlich den Zielen der genannten Gesellschaft. Es gibt aber auch allen anderen, die sich mit der wichtigen Frage der Volksbildung und der Einrichtung von Volksbibliotheken beschäftigen, manche nützliche Fingerzeige und Ratschläge. L.

Berichtigungen. In der Besprechung der Salzerschen Literaturgeschichte in Heft 9, S. 558 muß es Spalte 2, Zeile 19 von unten, **Hügeliet** statt **Rügeliet** heißen.

In der Entgegnung „Wo stehen wir?" soll es S. 576, Spalte 1, Zeile 16 von oben, selbstverständlich „akathol. Organe" statt „kathol." heißen.

Eingelaufene Bücher,

die sich zur Besprechung nicht eignen:

1. **Sickenberger**, Dr. Otto, **Kritische Gedanken über die innerkirchliche Lage. II. Extremer Antiprotestantismus im katholischen Leben und Denken.** Augsburg 1904, Th. Lampart.

2. **Schmitt**, Georg, **Vernunft und Wille in ihrer Beziehung zum Glaubensakt.** Augsburg 1903, Th. Lampart.

3. **v. d. Elbe**, A., **Frau Leonies Geheimnis.** Roman. Dresden 1904, E. Pierson.

4. **Hermann**, Wolfgang, **Lose Lieder.** Leipzig 1903, Oswald Mutze.

5. **Schmidt**, Max Berthold, **Vineta.** Ein Sang aus Deutschlands Vorzeit. Leipzig, Amthorsche Buchhandlung.

6. **Klein**, Tim, **Er und wir.** Eine Rhapsodie. Augsburg 1904, Th. Lampart.

7. **Beck**, Dr. Hermann, **Recht, Wirtschaft und Technik.** Ein Beitrag zur Frage der Ingenieur-Ausbildung. Dresden 1904, O. V. Böhmert. 80 Pf.

8. **Germanicus**, Paul, **Der Traum des deutschen Michels.** Ein Märchen. Dresden 1904, E. Pierson. 50 Pf.

9. **Brand-Drabély**, S., **Gesammeltes.** Mit Porträt der Verfasserin. Dresden 1904, E. Pierson. Mk. 2.—.

10. **Opitz**, P. S. J., **Petrus in der Leidensgeschichte.** Religiöse Vorträge. Bozen, Buchhandlung „Tyrolia". 50 Pf.

Digitized by Google

11. **Mock**, Dr. Bernard, **Jesuitenmoral oder Luthermoral?** Ein Beitrag zur Jesuitenhetze. Paderborn 1903, Bonifazius-Druckerei. 20 Pf.

12. **Wettstein**, A., **Zurück zur katholischen Kirche?** Ein Hilfsbüchlein für den Konvertitenunterricht. Aachen 1903, G. Schmidt. 75 Pf.

13. **Stopper**, Joseph, **Apologetische Konferenzvorträge über Gott und Mensch und Religion.** Münster, Alphonsusbuchhandlung.

14. **Diessel**, J., **Ein Wort an die Männerwelt.** 40 Pf. — **Ein Wort an die heiratslustige Welt.** 45 Pf. — **Ein Wort an die Frauenwelt.** 40 Pf. — **Ein Wort an die eingebildete Welt.** 45 Pf. — **Ein Wort an die junge Welt.** 40 Pf. Alle: Münster, Alphonsusbuchhandlung.

15. **Allgemeiner deutscher Hochschul-Kalender 1904.** Rostock i. M., G. B. Leopold. Mk. 1.—.

16. **Schütz**, J. H., **Die heilige Konstantia**, eine Kaisertochter und Ordensstifterin. Paderborn 1903, Junfermannsche Buchhandlung. Mk. 1.20.

17. **Perger**, August, **Kreuz und Altar.** Sieben Predigten über das Opfer des neuen Bundes. 3. Aufl. Paderborn 1904, Bonifazius-Druckerei. 90 Pf.

18. **Dasbach**, G. F., **Dasbach gegen Hoensbroech.** Widerlegung des „Beweismaterials" des Grafen P. v. Hoensbroech in der Streitfrage, ob die Jesuiten lehren: Der Zweck heiligt die Mittel. Trier 1904, Paulinusdruckerei. Mk. 1.60.

19. **Lohmann**, F. H., **Die deutsche Sprache.** Was können wir beitragen zu ihrer Erhaltung in diesem Lande? Chicago 1904, Koelling & Klappenbach. 15 Cts.

20. **Thureau-Dangin**, Paul, **Der heilige Bernardin von Siena.** Ein volkstümlicher Prediger in Italien zur Zeit der Renaissance. Übersetzt von P. Ambrosius Götzelmann O. F. M. München 1904, J. J. Lentner.

Zur gefl. Beachtung! Um Verzögerungen und Mißverständnisse irgend welcher Art zu vermeiden, wird gebeten, alle auf den Inhalt der „Literarischen Warte", mit Ausnahme des lyrischen Teils, bezüglichen Zuschriften und Einsendungen an Herrn Dr. Anton Lohr in München, Bothmerstraße 16/I, die für den lyrischen Teil bestimmten Zusendungen an Herrn Carl Conte Scapinelli, München, Schlottauerstr. 14, die auf den Verlag und die Expedition des Blattes bezüglichen Mitteilungen, sowie die zur Rezension bestimmten Bücher an die Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München, Hasenstraße 11, und alles, was für die „Deutsche Literatur-Gesellschaft" bestimmt ist, ausschließlich an den Schriftführer Herrn Carl Conte Scapinelli in München, Schlottauerstr. 14, zu adressieren.

Für unverlangt eingesandte Rezensions-Exemplare übernimmt der Verlag keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte die Schriftleitung nur dann Gewähr, wenn Rückporto beiliegt.

Herausgeberin: Deutsche Literatur-Gesellschaft in München. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Anton Lohr in München; für den lyrischen Teil: Carl Conte Scapinelli, München — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

5. Jahrgang 1. August 1904 Heft 11

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten.

Taten und Worte.

Eine Besprechung von Dr. A. Lohr.

Ueber das Problem der Literatur herrscht heute größere Unklarheit denn je. Es gibt auch heute noch viele Leute, die den Dichter für den vates interpresque deorum halten. Es gibt aber auch andere, die ihn als tintenklexenden Tagedieb bezeichnen. Auch heute noch wollen die meisten Versemacher den Ausspruch ihres antiken Kollegen für sich wahr haben: »Est Deus in nobis« und halten den Dichterberuf für den höchsten und erhabensten. Sie behaupten auch, mit innerer Notwendigkeit dichten zu müssen. Andere dagegen gestehen kaltblütig lächelnd, sie dichteten nur aus Langeweile, gleichsam zum Sport. Und sehr viele reimen aus Eitelkeit, was aber weniger eingestanden wird. Dem einen ist die Dichtkunst die Blume am Wege, die ihn für Augenblicke erfreut, dem andern ist sie sein Gott und sein Alles. So gesteht der Dichter Norbert de Varenne in Maupassants »Bel-Ami«: »Je n'ai ni père, ni mère, ni frère, ni sœur, ni femme, ni enfants, ni Dieu. Je n'ai que la rime.« Und vom Publikum wiederum suchen manche bei den Dichtern die Lösung des Lebensrätsels und glauben an den dichterischen Quellen Ewigkeitsnaß zu schlürfen, während die meisten der besseren Ansicht sind, daß „die Dichtkunst zu begleiten, doch zu leiten nicht versteht".

Noch mannigfaltiger als die Werturteile über die Literatur sind die in ihr heutzutage zur Geltung kommenden ästhetischen Ansichten und verschiedenen

Digitized by Google

Strömungen. Da gibt's einen Naturalismus, Realismus und Idealismus; einen Mystizismus, Symbolismus und Hysterismus; einen Familienblattstil, eine Nachromantik und Neuromantik; eine Landschaftsdichtung, Heimatdichtung und Großstadtdichtung; eine Tendenzdichtung und Kunstdichtung usw. Die ästhetischen Ansichten der einzelnen Gruppen prallen zum großen Teile ganz gegensätzlich aufeinander. Die einen schätzen den Wert einer Dichtung nach ihrem Wirklichkeitsgehalte, die anderen nach ihrem Phantasiereichtum ab. Bei dem einen kommt's darauf an, ob der Dichter schauen kann; bei dem andern dagegen ganz darauf, ob er fühlen kann. Bald wird auf den Inhalt eines Werkes der Nachdruck gelegt, bald auf die Form; die im Kunstwerk zum Ausdruck gelangende Persönlichkeit ist dem einen Teil die Hauptsache, während der andere Teil auf gute Technik sieht. Man wundert sich nur, daß bei all diesem Literatengezänk und ästhetischen Wirrwarr die Freude an den poetischen Schöpfungen nicht merklich gelitten hat. Die literarisch-kritische Klugschwätzerei ist bereits so weit gediehen und hat die Geister allem Natürlichen so sehr entfremdet, daß einer sogar die „Entdeckung" machen konnte, der Dichter sei auch noch Mensch, und sogar vor allem Mensch.

Bei dieser Lage der Dinge ist es begreiflich, daß Leute, die Klarheit in einer Sache haben wollen, dem ganzen Literaturbetrieb in einer Weise beizukommen versuchen, die zu gesicherten Werturteilen zu führen verspricht. Die historisch-philologische Methode hilft hier recht wenig. Sie zeigt wohl die Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Epochen, Strömungen und den einzelnen Dichtern auf; sie erweist einen Schriftsteller als Glied einer kausalen Kette und registriert und katalogisiert ihn hübsch ordentlich in eine Periode hinein. Den absoluten Werten kommt man aber auf diese Art nicht recht bei. Auch die rein ästhetische Literaturbetrachtung kommt hier nicht so sehr in Betracht. Es gilt ja keine Literaturgeschichte zu schreiben, und so ist diese Betrachtungsweise etwas zu eng.

Da hat nun Julius Zeitler[1]) die Psychologie zur Herausarbeitung der „Grundzüge einer Literaturtheorie" herangezogen. Er sagt: „Wir stehen an dem Punkt, wo die soziale Bewertung des Künstlers oder Dichters von seiner individuellen abgelöst wird. Die Milieutheorie ist weiter nichts als eine Konstatierung von Abhängigkeitsbeziehungen, an denen kein Mensch zweifelt. Soweit ihre Grundsätze Geltung haben, werden sie auch von der psychischen Kausalität erfüllt. Über der soziologischen Beurteilung steht die individual-psychologische . . . Neben den Bewußtseinsgebieten, die aus der Vererbung, Erziehung, Umgebung gefüllt wurden, gibt es andere von ganz selbständigem Leben. Heute, wo die Persönlichkeit alles bedeutet, liegt nicht mehr auf den kausalen psychischen Vorgängen und Verkettungen der Nachdruck als vielmehr auf den ge-

[1]) Taten und Worte. Ein Stück Literaturpsychologie. Leipzig 1903, H. Seemann Nachf. 8°. 262 S. Mk. 3.—.

Digitized by Google

setzlosen Verwebungen psychischer Elemente und Gebilde, die im Reich des Unbewußten vor sich gehen".

Literarische Produkte können daher nicht nur an sich als Kunstwerke rein ästhetisch gewürdigt werden, sondern auch „wissenschaftlich-psychologisch, als geistige Aussagen von größerer oder geringerer Glaubwürdigkeit und Bedeutung" und „individual-psychologisch, als Dokumente für ihren Urheber". Bei der Untersuchung von diesem letzteren Standpunkte aus bekommt man zwar den literarischen Wert eines Werkes nicht heraus, wohl aber erhält man Kunde „von der größeren oder geringeren Energie, die dahinter steht, und auf dieser Energie liegt im Vergleich mit anderen literarisch investierten Energiegraden das Schwergewicht. In diesem Sinn ist Literaturpsychologie die Entwicklungsgeschichte und Charakteristik der dichterischen Individualität. Man stellt die verschiedenen Geistesverfassungen, aus denen herausgedichtet und geschrieben wird, nebeneinander und fragt: Welches ist der unmittelbare Ausdruck einer Energie? Hinter welcher steckt Macht, Kraft, Tat? In welcher schäumt der in die Literatur abgelenkte Wille noch halbwegs weiter? Es gibt unter diesem Gesichtspunkt überhaupt bloß zwei Arten von Literatur, eine kraftvolle, die des Ausdrucks, eine kraftlose, die der Kunst. Denn die künstlerische Vollendung absorbiert den Urheber genau im Maß ihrer Vollendung".

Zu diesen Betrachtungen ist Zeitler durch das Studium Taines gekommen. Taine ist einer der genialsten Kritiker, die es je gegeben. Er besaß eine ungeheuer sensible, impressionable, bewegliche Seele, sodaß er sich rasch und kongenial in sehr viele dichterische Individualitäten hineinfinden und sie im Innersten erfassen konnte. „Ferner ist die literarische Auffassung Taines durchaus gegen das Leben hin orientiert. Wenn ein literarisches Erzeugnis ein Ausdruck der Kraft ist, so ist das auch ein Gradmesser seiner Güte. Das erste, was die Werke diesem Auge enthüllen, das ist die Energie, die sie enthalten, aus der sie hervorgingen, deren Ausbruch sie sind. Die Bedeutung eines Werkes entspricht der Macht, die daraus redet. Und Taine weiß die tiefsten Bewegungen im Herzen der großen Schriftsteller zu deuten. Es gab im Grunde auch für ihn nur zweierlei Literatur, Ausdrucksliteratur und Kunstliteratur".

Dabei ist aber Taine der literarhistorischen Methode treu geblieben und hat die einzelnen Dichter immer nur im Zusammenhang mit ihrer Kulturepoche und ihrem Milieu behandelt. Er glaubte, ein Genie sei stets auch das Prototyp seiner Zeit und von andern kongenialen Geistern umgeben. Zeitler aber, dem als Modernen die Persönlichkeit über allem steht, schreitet kühn über die bisherige Literarhistorik hinweg, will von der historischen Verknüpfung dichterischer Individualitäten ganz absehen und ordnet sie „in einer Wertreihe, jenseits aller Geschichte" an. Vor der Geschichte bekundet Zeitler einen auffällig geringen Respekt: „Man tut der Geschichte eine zu große Ehre an", sagt er, „wenn man sich überhaupt um sie kümmert. Je mehr Vorläufer man für sich aufzusuchen bestrebt ist, desto mehr erniedrigt man sich. Der große Mensch ist ein Initiator; Vor-

Digitized by Google

gänger zu haben, ist eine Demütigung; wer sich in eine Reihe einordnet, ist kein selbständiger Mensch. Unsinnig ist es, daß man das noch selbst besorgt, sich eine Kette von Vorläufern vorspannt. Man sündigt gegen seine Größe, wenn man selbst sich historisch begreiflich zu machen versucht; das besorgen schon die andern. Das besorgt schon die Geschichte. Die Totengräberin."

Und nun gibt Zeitler an der Hand Taines eine stattliche Reihe literar-psychologischer Portraits von großen Ausdrucks- und Kunstliteraten aus der englischen, französischen und deutschen Literaturgeschichte, wobei er nur auf die psychologische Durchleuchtung der Individualitäten Bedacht nimmt. Und alle, die Größten noch besonders, sollen das Problem des dichterischen Schaffens beleuchten; sie sollen zeigen, „daß das Wort eine Krankheitserscheinung, daß der durch Worte wirkende Mensch ein schweres und erschütterndes Problem sein kann." Das Dichten zeigt sich hier als Surrogat des Handelns. Wem es versagt ist, ein Großer der Tat zu sein, will wenigstens ein König der Dichtung werden. Für die Wertabschätzung nach dieser Theorie ergibt sich, daß der aktive Mensch den Vorzug vor dem poetischen verdient und die Ausdruckskünstler vor den klassischen. „Diese Beurteilung rückt das Schwergewicht durchaus ins Individuum, in den selbstherrlichen Menschen hinein; sie setzt nicht das dichterische Individuum herunter zugunsten eines andern Kulturträgers, aber sie unterscheidet zwischen aktiven und energielosen Menschen in der Literatur und untersucht, welcher Wert bei einer Vergleichung beider herauskommt. Es handelt sich darum, den Wert aus dem poetischen in das aktive Individuum zurückzuverlegen, aus dem schreibenden in den sprechenden und handelnden Menschen, aus dem Schwätzer in den Täter. Im Verhältnis zur sozialen Umgebung liegt der höhere Wert hier wie dort beim individuellen Menschen. Der Schwerpunkt aber liegt in der Auffassung des poetischen Menschen als einer problematischen Form des Schaffenden."

Nur insoweit der Schriftsteller in seinen literarischen Produkten Taten sehen kann, ist er danach wahrhaft groß. Front zu machen aber ist vor allem „gegen die Hysteriker der Literatur, gegen den Mystizismus der lyrischen Schwärmer, gegen Wortprunk und Sprachkünstelei, gegen den Größenwahn der von der Wirklichkeit Abgetrennten". Auch die Romantiker gehören zu dieser Sippe. „Alle Romantiker überschätzen das Wort und die Wirkung durch Worte. Das Wort ist aber nur ein Mitteilungsmittel unter vielen. Wer sich an seinem Klang- und Farbenwert berauscht, macht es zu einem objet d'art. Die Literatur des Lebens hat nichts damit zu schaffen, sie macht nicht zuviel Worte und trifft auch keine Auslese daraus, sie klagt endlich nicht über seine Beschränktheit. Aktive Menschen, die in der Realität wirken, messen den Worten, der Sprache, niemals eine solche Bedeutung bei. Mit Worten unterwerfen die Literaten die Welt ihren Wünschen. Jawohl!"

Und weiter hören wir: „Die Literaten . . leben von der Prostitution des Geistes und werden dadurch noch berühmt . . . . Ein großer Dichter braucht noch lange kein großer Mensch zu sein . . . Umgekehrt kann ein großer

Digitized by Google

Mensch sehr wohl ein Dichter sein — aber das ist dann eine Nebensache, ein Nebenbei. Diese Großen sind lauter heimliche Dichter; wenn sie die Steine von ihren Quellen wälzen, kann weit mehr Poesie herauskommen, als die Neuromantiker zusammenquälen. Was ist denn das für ein Leben, das nur gelebt wird, damit „Federspulen" darüber kommen! . . Der dionysische Steigerungsakt bildet die große Heiligung des Künstlers . . . . Weshalb braucht es da erst der Werke? O welche Plumpheit, sichtbare und greifbare Zeugnisse zu verlangen, wo doch die Kunst ihren Gipfel in der Selbstvollendung erreicht! Christus war vielleicht der größte Künstler."

Von den heutigen „Gefühlsalkoholikern und Literaturschwelgern" heißt es: „Welch ein Irrtum, die Wucherungen des neurologischen Exotismus für Exponenten der Zeit zu nehmen! Diese Irrlichterproduktion hüpft auf und stirbt. Ein ganzer Wall von phantomatischen Gespinsten trennt den Hysteriker vom Leben." Und weiter werden Taines Worte über die schwächlichen, unfertigen Dichtercharaktere unserer Zeit zitiert: „Sie wollen genießen und lassen sich gehen; ihr Temperament, ihr Herz unterjocht sie; in ihrem Leben wie in ihren Stücken können sie den momentanen Regungen nicht widerstehen; das Verlangen überkommt sie plötzlich wie eine Überschwemmung, die alle Vernunftgründe und jeden Widerstand wegschwemmt, oft ihnen nicht einmal Zeit läßt, sich überhaupt hervorzuwagen. Viele von ihnen sind Lebemänner à la Alfred de Musset und Henri Murger, die sich betäuben und in Zügellosigkeiten ausarten, die der poetischsten und reinsten Träume, der zartesten und rührendsten Regungen fähig sind und dennoch alles mögliche tun, um ihre Gesundheit zu untergraben und ihren Ruhm zu beflecken."

Und Zeitler fährt fort: „Es ist klar, daß aus einem schwachen und zersplitterten Leben kein kraftvolles Kunstwerk entspringen kann. Auf die Lebensführung kommt es an, nicht auf die dichterische Produktion. Mag einer noch so viel in letztere hineinlegen — wenn sein Leben verpfuscht ist, dann ist es auch das, was er schreibt. Man ist nicht zum Dichter geboren, sondern zum Menschen. Er gewinnt, wenn er den Poeten nicht über sich Herr werden läßt. . . . . Auch vom Autor gilt es, daß er in erster Linie Mensch ist und sich vor allen Dingen zur lebendigen Wirkung unter denen, die er kennt und liebt, berufen fühle. Mit den Autoren steht es nicht anders, wie mit den Großen, die ihr Werk an der Gegenwart beginnen, um die Zukunft zu beherrschen . . . . Es ist das höchste Glück, auf sein Leben als eine Reihe von Taten und Ereignissen hinsehen zu können. Das kann kein tüchtiger Mensch sein, der nicht vorzieht zu handeln statt zu reden. Wenn auch Worte das Werkzeug des Schriftstellers sind, so müssen sie doch ein Niederschlag von Taten sein. Handlungen müssen sich darin verdichtet haben. Nur insofern man etwas tut, wirkt man, nicht, indem man etwas spricht. Und niemandes Worte werden stählern klingen, der nicht den Degen entsprechend zu führen weiß. Eine tapfere Auffassung von der Literatur muß man haben, keine wortmacherische."

Digitized by Google

Doch genug! Der Leser wird bereits bemerkt haben, daß Zeitler hier im logischen Zusammenhange und systematisch zu zeigen versuchte, was seit Nietzsche da und dort als literarische Betrachtungsweise hervortrat. Ausgehend von der modernen Überzeugung, daß die Persönlichkeit alles ist — eine Überzeugung, die Zeitler noch unterstreicht — erblickt er in der tatkräftigen, lebensvollen, harmonischen Ausgestaltung der Persönlichkeit die Aufgabe des einzelnen. Handeln ist daher das der Persönlichkeit Kongeniale; reden dagegen im allgemeinen eine Abirrung des Tuns. Ein Kunstwerk ist daher umso wertvoller, je mehr eine große Persönlichkeit hinter ihm steckt, je mehr Handlung sich in ihm verdichtet hat. Die Worthelden, Phrasendrescher und Phantasten gehören darnach aus dem Reiche der Literatur gewiesen. Den Ausdrucksliteraten, den Herren der Literatur, gebührt der Vorrang vor den Kunstliteraten, den Sprachkünstlern.

Diese Theorie wird dazu noch illustriert durch eine stattliche Corona literarischer Kronzeugen. Sie hat entschieden manches für sich und enthält auch die Elemente, um unserer lendenlahmen Ästhetik wieder Kraft einzuflößen und in das Chaos unserer durcheinanderwirbelnden zeitgenössischen Literaturströmungen Ordnung zu bringen. Aber ich betone: die historische und ästhetische Grundlage darf über dem Individualpsychologischen nie übersehen werden. Auch die Persönlichkeit kann überschätzt werden, und Zeitler hat sie überschätzt. Sie darf aber noch weniger unterschätzt werden: Der Mensch ist denn doch noch ungeheuer mehr als ein Glied in der Kette historischer und kausaler Bedingtheiten.

Und so darf denn das vorliegende Buch allen denen, die der gegenwärtigen Literatur Not empfinden, zur Beachtung angezeigt werden. Es regt mannigfach an, wenn auch nicht selten zum Widerspruch. Aber es ist ein tapferes, männliches Buch, wie es in unserer Zeit der Oberflächlichkeit und der Gemeinplätze nicht allzu häufig zu finden ist. Das behandelte Problem ist zudem von hoher Bedeutung für unser literarisches Leben; die ganze Anlage und Art des Buches wird ihm aber nur einen sehr kleinen Kreis von Lesern sichern.

Digitized by Google

Wahrheit und Dichtung.

Literarische Besprechungen von Hermann Binder in Altingen (Württbg.).

Kürzlich, in den letzten zwei Monaten, durfte ich eine nicht uninteressante Reise machen. Im Fluge ging's vom Schwabenland nach Lübeck, dort bestieg ich einen der prächtigsten Personendampfer und fuhr gen Riga zum kurischen Winkel mit den eigentümlichen Reizen seiner Landschaft und seinen schon recht modern gewordenen Einwohnern. Von da ging es landein, eine schwermütige Gegend nahm uns auf; wir hatten aber im Reich des Zaren bald genug und eilten südwärts nach Ungarn. Hei, was lebt da für eine Rasse! Wien war unser nächstes Ziel, wir verweilten gern eine Zeitlang, wiewohl uns in der Kaiserstadt nicht alles gefiel; freudiger wurden wir im gemütlichen, einfachen Oberösterreich, und noch wohler wurde uns, als wir am Chiemsee ausstiegen und die heimatlichen Berge und die lieben Landsleute grüßen durften. Diese Reise mußten wir nämlich machen mit den uns übersandten — Romanen und Novellen, die wir nunmehr zu besprechen haben.

Stimmungsvoll, eigenartig geschmackvoll und vornehm ist schon der Einband der „altlübschen Geschichte" von Adolf Paul: „Die Madonna mit dem Rosenbusch"[1]). Sie hebt an mit einer feinen Zeichnung und gewählten Schilderung eines Frühmorgens in Altlübeck während der Reformationszeit: „Es war noch früh, die Schatten der Nacht verhüllten noch alles. Stadt und Land schliefen. Kein Laut störte die Stille . . . . . Dann auf einmal brach es los, aus tausend Schlünden, ein tosendes, dröhnendes, brüllendes Läuten. Bim, bam — der Tag soll kommen, — bim, bam, die Nacht soll weichen — bim, bam widerhallt's aus dem Raum, vergrämt, — verbohrt — verbissen — als hätte die dem Tag weichende Finsternis plötzlich Stimme bekommen, um ihre

[1]) Hamburg 1903, Alfred Janssen. S. 278 Mk. 5.—.

Digitized by Google

ohnmächtige Wut über den Sieg des Lichtes einer ganzen Welt ins Gesicht zu schleudern. Bim, bam!" u. s. w. Der Roman entwickelt sich ziemlich schwer, aber in vorzüglich erzählten Einzelheiten, wird allmählich unheimlich, beängstigend, furchtbar, grauenvoll, Ödipusgeister schweben uns entgegen, ein entsetzliches Schicksal hat der Künstler der „Madonna mit dem Rosenbusch" auf sich geladen; in einer der großartigsten, aber auch gräßlichsten Szenen — es ist wohl der Höhepunkt der Erzählung — ruft der Beichtvater es dem Klaus, eben dem Künstler, ins Gesicht, das entsetzliche Wort: „Der Herr hat mir das Geheimnis geoffenbart und die Wurzel eures Unglücks bloßgelegt, damit sich es dir offenbare, denn es ist so und steht unumstößlich fest: Deiner Mutter bist du Sohn und Mann und Eidam — deiner Frau bist du Vater und Bruder und Mann — deinem eigenen Kinde Großvater und Vater — dein eigener Eidam — dein eigener Schwiegervater, und alles, ohne es zu wissen . . . ." So ist es in der Tat. Klaus hat mit seiner Mutter ein Kind erzeugt und später dieses sein Kind selber geheiratet und noch einmal ein Kind werden lassen. Daneben läuft die Schilderung der Jürgen-Wullenweber-Kämpfe, die uns in manchen Zügen an Fr. Trautmanns „Glocken von St. Alban" erinnerten. Revolutionäre sind es: an der Religion der eine, am Staat und an der Gesellschaft die anderen; dann kommt wieder als dritter im Bunde der Künstlerroman. Die Madonna mit dem Rosenbusch ist das große Kunst- und Lebenswerk, an dem Klaus arbeitet, aber als es endlich vollendet dasteht, als der Bildhauer sich im höchsten Ruhmesrausch fühlt —, da zerschlägt der Besteller sein Werk. Denn so bedeutend es ist —, es ist ein Werk der Eitelkeit und Vermessenheit, keine Schöpfung des Gottesdienstes, der Hingabe an das Ganze und an die Sache. Es herrscht eine gewisse Einheit im Roman, die sich aber immer wieder in die Zweiheit und Dreiheit teilt. Eine eigene Atmosphäre liegt über dem ganzen Buch; schlecht oder lüstern wirkt es keineswegs, die Schicksalsrache folgt in furchtbarer Weise. Aber einer Empfehlung für weitere Kreise können wir das Wort nicht sprechen; für rein literarische Interessenten hat das Buch psychologische, ja psychiatrische Elemente, die übergenug wirken können. Eine schöne Auffassung spricht aus den Worten S. 29: „Mir ist die Jungfräulichkeit kein Spielzeug nur, das ich frevelhaft zu zerstören wünschte. Wie eine heilige Kirche ist sie mir vielmehr, zu der ich gehe, um zu beten und zu weinen, und meine Seele von dem, was sie drückt und peinigt, zu befreien suche. Und so will ich sie auch in jenen Madonnenbildern geben, — mit der ganzen Inbrunst, deren ich mächtig bin und mit Aufbieten meines äußersten Könnens! Auf daß jeder, der ihr naht, sich geholfen und erhoben fühlen muß und von denselben heiligen Gefühlen umfangen werde, die mich beseelten, als ich sie formte und gab" u. s. w. Nicht selten aber wird man durch geschmacklose Phrasen, schwindelhafte Übertreibungen, unnatürliche Schilderungen, ja durch freches Geschwätz peinlich gestört. Referent ist ganz froh, daß er dieses Buch nun endgültig weglegen kann.

Digitized by Google

Einen im ganzen angenehmeren Eindruck hinterläßt in uns Karl Worms mit seinem in 2. Auflage erschienenen Buch: „Thoms friert“[1]). Es ist etwas dick geworden, aber man liest sich nicht ungern durch diese prächtigen Naturschilderungen und lebenswahren Charaktere, durch die vielen interessanten Episoden, die sich da im kurischen Winkel in und außer dem Hause des Doktor Reimers abspielen. Reimers ist ein temperamentvoller, sehr gesuchter Arzt, dem aber seine brave, herzensgute Frau nicht genug ist. Einer Schauspielerin zieht der Doktor in all seinen freien Stunden nach. Wir finden ihn in peinlichen Situationen. Die gute Gattin merkt gar nichts, um so mehr beobachten es alle die prächtig gezeichneten Hausfreunde und Bekannten, auch der andere Doktor, Eisenstein, dieser kluge Arzt und Menschenfreund, der den Tod monatelang in der Brust trägt, aber frohen Mutes sagt: „Man muß nur leben wollen, dann geht es schon.“ Er warnt den Freund Reimers, umsonst; so merkt es nach und nach auch der heranwachsende Sohn Reimers: eine furchtbar peinigende Erkenntnis. „Thoms friert“; es ist ein Zitat aus König Lear von Shakspere. Der arme Gert — so hieß der Sohn — ist ein prächtiger Kerl; aber als er nach langem Nichtglaubenwollen es selbst sehen muß, wie der Vater die Mutter vernachlässigt und einer Schauspielerin nachläuft: da tut ihm das furchtbar weh, so weh, daß er schließlich Hand an sich legt; übrigens wäre dies im Zusammenhang des Buchs nicht gerade nötig. Die sittlich-religiösen Gedanken des Buchs, seine Anerkennung der unverletzlichen Majestät heiliger Sitte und Gottesordnung lassen es reifen Lesern, die sogar innerlich sich daraus bereichern können, wohl empfehlen. Der Verfasser ist jedenfalls Protestant; denn sein Bericht über das Verhalten der Schauspielerin nach ihrer Beicht ist — Unsinn; zudem kann und wird der strenge Mönch nicht so fast ihre Liebe zum Ketzer, sondern ihr Verhältnis zum wortbrüchigen Ehemann verdammen! Wenn man doch nur Stoffe wegließe, die man nun einmal nicht versteht! Das Buch im ganzen muß man zur besseren, wirklich interessanten Unterhaltungslektüre rechnen.

Dieses Urteil verdient „Das Haus Bulton“[2]), russischer Kulturroman aus der Zeit Nikolaus' I. von Fr. Landys, wohl nicht. Es soll die Geschichte eines Geschlechtes, eines Ahnherrn, dessen Nachkommen und den letzten Sprossen schildern. Interessant fängt das Buch an, aber bald verliert es sich in unnötige Breiten; dieser junge Kaufmann ist ja wohl ein wackerer Kerl, aber tieferes Interesse fanden wir nicht an ihm, auch nicht an den mannigfaltigen Frauengestalten; das Buch ist zu breit, zu eintönig, zu mager im eigentlichen Inhalt trotz seiner 431 Seiten; wir können es keinen Kulturroman heißen; dazu kommt es in furchtbar schwerfälligen, langen, eingeschachtelten, altmodischen, unnatürlichen Sätzen auf uns zu und drückt uns zusammen; wir raffen uns aber noch einmal auf und haben gerade Zeit, das sonst schön gedruckte Buch, das wir mit Mühe

[1]) Stuttgart 1904, J. G. Cottasche Buchhdlg. 2. Aufl. 486 S. Mk. 4.—.
[2]) Wien 1904, Carl Konegen. Mk. 4.—.

Digitized by Google

zu Ende brachten, auf die Seite zu werfen; wir wären sonst vor gähnender, erdrückender Langweile beinahe gestorben.

Da schreibt Roda-Roda in seinem Geschichtenbuch „Dieser Schurl, der Matkowitsch“[1]) einen andern Stil, voll Leben und Prägnanz; über jeden Stoff wird er meisterlich Herr, dazu hat er eine durchaus anständige, saubere, anschauliche, flüssige Sprache. Mit einem solchen Plauderer zieht man gern von Hof zu Hof in Ungarn, man freut sich mit und teilt das Leid, wo es uns entgegentritt. Eine von den 15 Geschichten hätten wir wegen ihres Leichtsinns am Schluß geschenkt; sonst aber kann man sich mit dem saubern Büchlein ein paar Viertelstunden auf die angenehmste Weise vertreiben.

Wenn es möglich wäre, hätten wir bei der Lektüre von Arthur Schnitzlers „Leutnant Gustl“[2]) nervös werden können; denn die 64 Seiten des Büchleins bilden einen einzigen, psychologisch interessanten Monolog des Leutnants Gustl; der sitzt im Theater, macht alle möglichen Bemerkungen über Gesehenes vor sich hin, wird beim Hinausgehen von einem Bäcker angerempelt, das bringt ihn fast zum Selbstmord, denn die Verhöhnung seitens eines Zivilisten ist zu furchtbar und unerträglich. Alles mögliche stellt er sich vor. Wie gesagt, psychologisch interessant erzählt, fein beobachtet; aber eine verdammte Lektüre. Wehe der deutschen Sprache, wehe dem deutschen Stil; das wäre ihr Tod! Das Heftchen ist nach Form und Inhalt dekadent durch und durch, und hat natürlich — die 9. Auflage! Bezeichnend für den großartigen Geschmack!!

Freilich: El Correïs „Bethesda“[3]) ist noch viel dekadenter. Der Roman ist eine neue, aber bedeutendere Auflage von Bilse, ein Offiziersroman, kasernenmäßig roh und brutal, irreligiös, voll sexueller Szenenschilderungen, sprachlich ziemlich gewandt, psychologisch manchmal arg weitschweifig sezierend und reflektierend; die vier Hauptpersonen: Lea, Käthe, der Graf und Newik stören die Einheit. Bethesda führt nach Sodoma, wir lehnen den Roman ab.

Aus dieser Stickluft führte uns das lieblich plaudernde, schön ausgestattete Büchlein „Erlebtes und Erzähltes“, Geschichten aus meiner Heimat[4]) von Joseph Fuchs. In Wichnerscher Erzählungsmanier voll Gemüt und Lustigkeit, voll Gesundheit und Frische, treten uns oberösterreichische Gegenden und Gestalten vor Augen; es sind einfache, sauber erzählte Bilder und Episoden, die es wert sind, in einem so netten Bändchen aufgehoben zu sein. In jeder Volksbibliothek stehen sie mit Vorteil. Aber nichts Eigenartiges!

Wie ganz anders wurde mir, als mich W. Jensen mit seinen „Gästen auf Hohenaschau“[5]) an den Chiemsee führte. Herrlich schildert er zum

[1]) Wien 1904, Österr. Verlagsanstalt. Mk. 1.80.
[2]) Berlin, S. Fischer. Mk. 1.—.
[3]) Leipzig, Lotusverlag. 289 S. Mk. 4.—.
[4]) St. Pölten, Verlag des Preßvereins. 176 S. Mk. 1.70.
[5]) Dresden, Carl Reißner. 323 S. Mk. 4.—.

Digitized by Google

Anfang den Schauplatz seines neuesten Romans. Aber „ach, wie bald schwindet Schönheit und — Gehalt!“ Das Ganze ist eine in behaglicher Breite erzählte Episode aus der Reformationszeit. Luther erhält natürlich seine Gloriole auf Kosten — nun, man weiß schon von wem; prächtige Naturschilderungen verlaufen sich in viele langweilige Erörterungen, sprachlich oft ganz schlechte Einzelheiten, blöde Ausfälle gegen Katholisches. Ein humoristisch-ironischer Ton klingt durch den ziemlich einheitlich gehaltenen Roman, der in gelungenen Charakterzeichnungen (Baron von Freyberg) und in einer hochkomischen Schlußszene seine guten Seiten hat. Ihn aber zu empfehlen, möge man uns nicht zumuten.

Dafür hat uns Hermann Hesse mit seinem „Peter Camenzind“[1]) angenehm überrascht. Zwar fängt er tönend an: „Im Anfang war der Mythus“ — und wir dachten gleich: das wird schön werden; aber das Buch gestaltet sich so anständig, so wahrhaftig und aufrichtig klingend, so psychologisch treffend und so echt menschlich, daß wir mit dem lieben Peter recht gut Freund wurden; mitunter ist er sogar ein leibhaftiger biederer Philister. Schöne Episoden, poetische Schilderungen machen dieses Lebensbekenntnis eines noch jungen Dichter-Schriftstellers angenehm lesbar. Der Muster-Rezensent ist mit erquickender Wahrheitsliebe geschildert (S. 81). Etwas stark selbstbewußt meint er von seinen Nachtgeschichten (S. 83): „Dann ergriff mich oft ein ängstlich süßes, starkes Gefühl, als sähe all diese mächtige Schönheit mich mit einem gerechten Vorwurf an. Als sehnten sich Sterne, Berge und See nach Einem, der ihre Schönheit und das Leiden ihres stummen Daseins verstünde und aussprächе, und als wäre ich dieser Eine, und als wäre dies mein wahrer Beruf, der stummen Natur in Dichtungen Ausdruck zu gewähren.“ Wir haben das schön gedruckte Buch mit mancherlei Genuß gelesen und geben es gern literarischen Interessenten weiter. Die dichten Weihrauchwolken, die neuerdings dem wackeren Werke dieses Schwaben wurden, haben uns den Blick für dessen mancherlei Schwächen nicht zu trüben vermocht.

„Die Witwe“[2]), Skizzen und Geschichten von R. W. Enzio mögen am Schluß stehen. Es sind meist kleine, aber sicher erfaßte Vorkommnisse, kurze Lebensabschnitte, psychologische Kleinmalereien, im ganzen 16; die Skizze „Reue“ wollte uns anfangs peinlich anmuten, aber wir versöhnten uns mit ihr. „Peter Melzheimer“ endet doch zu kraß; diese traurige Folge des unerhörten Gebets ist in der Geschichte des Mannes nicht ganz psychologisch vorbereitet. Es ist keine ganz gewöhnliche Unterhaltungslektüre; über allem liegt ein gewisser Ernst, eine verhaltene Stimmung. Das Format des Heftes könnte vielleicht manchen, der die Skizzen kaufen will, davon abhalten; das würden wir im Interesse des wackern Büchelchens bedauern müssen.

[1]) Berlin, S. Fischer. 260 S. Mk. 3.—.

[2]) Kiel 1903, Mißfeldt. 63 S. in gr. 8°. Mk. 1.—.

Digitized by Google

Aus den Papieren eines Junggesellen.[1]

I.

Am 9. März.

Heute ist mir aber etwas Sonderbares begegnet.

Jeden Morgen mache ich einen Spaziergang im „Ostpark", in dessen unmittelbarer Nähe ich wohne. Immer dieselbe Route: um den alten Stadtgraben herum, die alten schmalen Pfade entlang unter herabhängendem Geäst und hinter den hohen, braunen Schilfwäldern des Stadtgrabens. Punkt 9 Uhr marschiere ich von meinem Hause weg, und punkt 10 bin ich wieder zurück und sitze am Frühstückstische. Ich esse dann zwei nur ganz wenig gesottene Eier, etliche Scheiben Weißbrot, ein Stückchen Käse und trinke dazu anderthalb Tassen starken, guten Kaffee. Wenn ich dann mit frisch angezündeter Zigarre, meine Handschuhe behaglich anziehend, die wenigen Schritte von meinem Hause zur Tram zurückgelegt habe, bin ich in der allerbesten Laune und komme in meinem Bureau an, heiter und wohlgemut, mit munterer Stimme die Kollegen freundlich

---

[1]) Einleitungskapitel zu Johannes Jörgensens neuestem Roman: „Gras", der soeben in dänischer Sprache im Erscheinen begriffen ist. Diese tagebuchmäßige Entwicklungsgeschichte eines Pantheisten, eine echt Jörgensensche Stimmungsbildnerei, erschien teilweise zuerst in einer Kopenhagener Zeitschrift und wurde im verflossenen Frühjahr in Beuron vollends ausgearbeitet. Den deutschen Text stellte Jörgensen unter Zuhilfenahme des Unterzeichneten selbst her. In Kürze dürfte das ganze Werk im deutschen Buchhandel zu haben sein; ebenso bereiten wir eine Sammlung Jörgensenscher Gedichte vor, die wohl im Verlaufe des nächsten Jahres auf den Markt kommen dürfte.

P. Ansgar Pöllmann O. S. B.

Digitized by Google

begrüßend. Tags über bin ich die personifizierte Affabilität, und wenn ich meine Zeitungen gründlich durchstudiert, auch meine übrigen Geschäfte erledigt habe, ziehe ich mit dem guten Gewissen erfüllter Pflicht und dem angenehmen Bewußtsein, jetzt meine Arbeiten beschließen zu können, den Überzieher an und promeniere bedachtsamen Schrittes nach Hause. Um vier Uhr trägt Frau Jacobsen das Mittagessen auf: Suppe und zwei Gerichte nebst Dessert; dazu einen Tropfen italienischen Rotweines und dann im Arbeitszimmer ein Täßchen Kaffee mit einem ganz winzigen Gläschen Likör.

So gehen mir die Tage behaglich vorüber, und in meinem Dasein gibt's nur einen einzigen schwierigen Punkt, den Abend. Auf der Chaiselongue liegen und Romane verschlingen kann man doch nicht immer, und Romane erleben — na, ich bin schon längst kein Grünschnabel mehr! Ich bin zu sensibel, um in eine Bierstube oder ein Restaurant zu gehen; es ist doch immer zu heiß und stinkt nach der Bratpfanne und dem Bierglase. Und die Café-Sofas, noch lauwarm vom vorhergehenden Gaste, widern mich an, auf ihrem Plüsch oder Damast liegen noch Kuchen-Brosamen. Es besucht mich keiner, ich besuche auch niemanden. Mit Frau Jacobsen spreche ich nur das allernotwendigste, und da sie sehr gut dressiert ist, braucht das nicht viel zu sein.

Heute morgen nun begegnete mir etwas. Es war nebelig mit 1 oder 2 Grad Kälte. Drüben im Park war alles mit Reif überzogen. Büsche und Bäume trugen auf ihren Zweigen lange weiße Frostnadeln. Der ganze Park war ein Silberwald. Vielleicht denke ich besser an jene pflanzenähnlichen Kristallisationen bei gewissen chemischen Experimenten oder vielleicht sage ich gar noch entsprechender: die Natur trug ein Spitzenhemd. Kurz, das seltene Schauspiel gefiel mir, und ich blieb öfters stehen, um den Zauberschmelz all dieser Schönheit in mich aufzunehmen. So befand ich mich auf einmal auf dem Wege zwischen dem Stadtgraben und dem Schwanenteich. Ich blieb ein wenig stehen und entdeckte plötzlich, daß ich dies alles früher nie so recht betrachtet hatte. Man geht ja in dieser Welt an so vielen Dingen vorüber, und es ward mir klar, daß ich diesem kleinen Teich und seinen Reisweiden früher nie Aufmerksamkeit geschenkt habe. Ich ward inne, daß dieses Bild sich in meinem Gehirne zum ersten Male abzeichnete — abzeichnete nicht ohne eine eigentümliche und unerklärliche Schönheit. Es lag etwas geradezu Anmutiges auf diesen langen, schlanken, gelben Weidenreisern, die sich, mit Reif-

Digitized by Google

kryſtallen verbrämt, vom nebelgrauen Grund in großen Bündeln abhoben. Dazu hatte die ganze Sache etwas Anheimelndes, als ob ich ſie früher ſchon einmal geſehen hätte, oder als ob ich in einem vertrauten Verhältniſſe zu dieſen Weiden ſtände, als hätte ich unbegreiflicherweiſe Anteil an dem Schickſale dieſer armen, frierenden Dinger.

Um mich her war's ſtumm und ſtill; niemand zeigte ſich; ich ſah nichts als Nebel und in ihm die ſchwarzen Stämme und das ſchemenhafte Geäſt der großen Bäume. Ich verſuchte loszukommen, aber mein Auge hing wie hypnotiſiert an dieſen Weiden, in deren ſchweigender Geſellſchaft ich, wie ich wähnte, ſchon beträchtliche Zeit verbracht hatte. Zuguterletzt ſtand ich und ſtierte gedankenlos in die Zweige, und ich erinnere mich, folgenden Gedanken gehabt zu haben: Wenn dies noch 5 Minuten dauert, habe ich ohne Zweifel den Verſtand verloren. Gleichzeitig entdeckte ich in der Gabelung zweier Äſte etwas Schwarzes — ein kleines Vögelein, das ſich in ſeine Federn hineinduckte und zu ſchlafen ſchien. Zugleich fielen mir einige Worte ein, wie wenn ſie mir ins Ohr geraunt worden wären, Worte, die ich einmal — lang iſt's her! — in einem alten kurioſen Buche geleſen habe, die mir aber aus dem Gedächtnis entſchwunden waren. Dieſe Worte nämlich:

„Ich ward wie die Rohrdommel in der Wüſte und wie die Eule in der Wüſtenei; ich wache und ward wie ein einſamer Spatz auf dem Dache".

Dieſe ſchwermütigen Worte ergriffen mich mit ihrer ſtarken, ſeltſamen Stimmungsmacht. Jetzt aber erhob ſich der Vogel und flog über den Teich. Er ließ ſich dort im Gebüſche nieder, ſchüttelte ſich und ſchlief wieder ein.

Ich ging weiter, mein Gemüt aber hatte das Gleichgewicht verloren. Wenige Minuten danach gelangte ich an einen von mir ſicherlich ſeit zwanzig Jahren nicht mehr betretenen Platz, eine der verborgenſten Stellen im ganzen Park, eine kleine Anhöhe, die nur von einer Seite her Zutritt hat und wo zwiſchen dichtem Gebüſche Bänke ſtehen. Der Platz war mir nur in ſeinem Sommerkleide bekannt; nun ſah ich ihn im Wintergewande, mit hohem, grauem, halbzerſchmolzenem Schnee über dem Raſen, mit dicken Schneekiſſen auf den Bänken, ohne jegliches Grün außer einigen Edeltannen und Taxushecken. Ich blieb lange dort ſtehen und betrachtete den braunen ſchneeloſen Erdboden unter dem dichten Schirm der Nadelbäume. Mit einem Male glaubte ich zu verſtehen, was ein Tier fühlen muß, wenn es unter ſchützendem Gebüſch Obdach

Digitized by Google

sucht und dort den Winter in sicherem und weltverlorenem Verstecke verbringt. Und mit diesem Verständnis kam eine weiche, müde Stimmung über mich — als könnte ich mein Haupt zur Ruhe legen, um Frieden zu finden an milder Mutterbrust.

Diese Stimmung umgab mich wie ein Nebel. Und wie ein Suchender ging ich auf und ab in dem kleinen Gehege.

Als ich nach Hause kam, wartete das Frühstück schon dreiviertel Stunden auf mich.

(Fortsetzung folgt.)

Pan.

Ein Feld, ein ödes Meer, vom Brand
Des Mittags übersonnt,
Und fern ein dunkler Waldesstrand
Am hellen Horizont.

Im Ährenfeld ein Windeswehn,
Ein Säuseln hoch im Baum,
Und Sonnenwogen seh ich gehn
Weit über Flut und Schaum.

Der dunkle Strand, das öde Meer, —
Ich fühl' es dumpf bewußt:
Ein Seufzen kommt im Winde her
Aus einer wunden Brust.

Mir ist, als ahnt' ich bittres Weh
Und einsam schwere Schmerzen,
Als hört' ich, wie die Erde weint
In ihrem tiefen Herzen.

Johannes Jörgensen.

Digitized by Google

Nordische Poeten und Bücher.

Von Dr. Johann Ranftl in Graz.

III.

Johannes Jörgensen.

(Schluß.)

Durch Studien, Lektüre und Erlebnisse war Jörgensen ein „moderner Mensch“ geworden, ein „tief eingewurzelter Darwinist“, der nur in der warmen Fruchterde der Natur Wurzeln schlug, dem das Erdenleben und das eigene Ich allein heilig wurden, der sich über das genußbringende Diesseits nicht hinaussehnen mochte, der keine anderen Götter neben dem einen, einzigen Selbst und seiner Kunst anerkennen wollte. In dem sehr lesenswerten Schriftchen „Lebenslüge und Lebenswahrheit“ schildert der Dichter seine Gemüts- und Geistesverfassung in schlichten ergreifenden Worten. Er erzählt, wie er alles, was ihm auf Erden lieb gewesen, geopfert habe, um dem glorreichen Ich und der Kunst freieste Bahn zu schaffen. Nicht einmal eine ernste wahre Liebe sollte den Genuß dieser Selbstherrlichkeit stören. „Ich war ja nicht in der Welt, um zu lieben — ach nein! ich hatte ganz andere Pläne . . . Ich war da, um mein eigenes Selbst zu genießen, um alle die kleinen Eigenschaften meines Lebens auszuformen und auszuhauen bis auf den letzten, wunderlichen Schnörkel. Mein Ich zu genießen und anderen mein Ich zum Genusse zu bieten — das war meine einzige höchste Pflicht. . . . Vor dieser mußte alles weichen — auf ihrem Opfertische mußte alles andere bluten, sich verbluten und sterben. Und es wurde alles geopfert — es ist alles tot. Vater und Mutter, Geschwister und Heim, Freunde und Verwandte, Treue und Liebe — es wurde alles geopfert. Alle Gefühle, alle Rücksichten habe ich verbrannt auf dem Altarfeuer vor dem heiligen Bilde meines Ich, vor dem Abgott, den ich meine Kunst nannte.“

Der Dichter hatte mit seinem Egoismus also alles befolgt, was bei uns Nietzsche und seine Anhänger seit 20 Jahren predigen. Nietzsches Anschauungen waren übrigens Jörgensen, wie seine Schriften zeigen, nicht fremd geblieben. Hatte doch Brandes, wie erwähnt, schon 1888 das sorgfältige Studium dieses

Digitized by Google

Gedankenrevolutionärs empfohlen. Wie gerne befolgte man Ratschläge wie: „Bleibt mir der Erde treu, meine Brüder, mit der Macht eurer Tugend, laßt sie nicht davonfliegen vom Irdischen und mit den Flügeln gegen ewige Wände schlagen! Ach es gab immer so viel verflogene Tugend!“ — „Es gibt niemanden mehr, dem wir Rechenschaft schuldeten, als uns selbst: Die Menschheit kann von nun an durchaus mit sich selbst anfangen, was sie will.“ Der Geist, der sich in den Formeln eines wahnsinnig gewordenen Individualismus ausspricht, hat eine Zeitlang in Jörgensen Gestalt und Leben angenommen, allerdings eine harmlosere, sanftere Gestalt, als sie Nietzsches „solitäre Raubtier-Spezies Mensch“ aufweist.

Die junge Dichterseele jubelte zuerst hoffnungsfroh in souveräner, triumphierender Freiheitslust einem unendlichen Leben voll Frühling, Licht und Glück entgegen. In heißer Lebens- und Liebeswonne warf sich der selbstherrliche Schwärmer der Natur an die Brust und empfand Natur und Frühling in inniger sympathischer Hingabe, wie sie Werther und Faust empfunden haben. Es kamen Nächte der Lust, Sommernächte, „wo es schien, als ob die Sterne ganz tief über der Erde hingen und der ganze Himmel wie eine einzige große Wiese sei und ich nur die Hände auszustrecken brauchte, um die großen Goldblumen zu pflücken . . .“ Die Nächte kamen, in denen ein duftender Hauch vom Aphrodite-Eiland Kythera her berauschend über die träumende Erde wehte und die dichterischen Genossen in dionysischer Trunkenheit den Taumelkelch üppiger Jugend leerten. Allein seltsam! So fest und tief und zuversichtlich sich der moderne Mensch mit allen Fasern an die schöne Erde und an das „heilige“ Leben klammern mag, es gelingt ihm doch nicht, in diesem Wechsel von Rausch und Ernüchterung ein dauerndes, sicher ruhendes Glück zu finden. Auch Jörgensens Seele war viel zu tief, zu faustisch geartet, um im bloßen Sinnengenuß trägzufrieden unterzugehen. Es klingt wie ein poetisch umgeformtes und gesteigertes Selbstbekenntnis, wenn es von der Seele des Helden im „Jüngsten Tag“ heißt: „Eine tiefe und schwere und blinde Seele — eine Seele gleich einem schwarzen, grundlosen Wasser in einem Walde, in dem ewiger Schatten herrscht. Schweres Laub deckt sich darüber, kriechendes Gewürm lebt im Schlamm und dunklen Wasser und mitten drauf wächst die gelbe Schwertiris mit ihren wunderbaren Blumen. Kein Steig führt zu dem verborgenen Wasser, kein Vogel singt unter den stillen Zweigen. Derjenige aber, der sich an einem drückenden Sommertag, wenn am Himmel schwarze Wolken dahinjagen und der Donner sich mit unheimlich dumpfem Rollen nähert, hier an dieses Wassers Ufer verirrt und sich hier auf einen gefällten Baumstamm setzt, der hat ein Gefühl, als müsse sein Herz zerspringen — oder legt er sich in das dichte Gras am Rand des Moores, so will es ihm scheinen, als wolle sein ganzer Körper vor schmerzlicher, unseliger Sehnsucht zerspringen. Und einem solchen Wasser glich Niels Graffs unglückliche Seele — tief, sodaß nur Gott sie ausfüllen konnte, dunkel, sodaß nur Gott sie erleuchten konnte, kalt, sodaß nur Gott sie mit seiner Liebe durchdringen konnte. Und alles irdische Glück versank in dem un-

Digitized by Google

ersättlichen Wasser, und aller irdische Sonnenschein leuchtete und erwärmte nur wenige Zoll hinein und darunter lag die ganze schwarze Tiefe, kalt und schwer wie immer."

Die Enttäuschung und kalte Ernüchterung, die der Sinnengenuß bringt, war nicht einmal das Bitterste noch. Aber selbst im Tempel der Kunst und Dichtung, wo enthusiastische Jugend sich ihre schönsten Götterbilder aufgerichtet, sieht der schärfere Beobachter nur zu oft Greuel, Entweihung und wesenlosen Schein. Auch da thronen, zuhöchst verehrt, das goldene Kalb, Fama und die babylonische Venus. Wie eine klägliche Erniedrigung empfindet es Jörgensen, daß er sich und andere Dichter zu bloßen Spaßmachern und Gauklern am Hofe des Publikums herabsinken sieht. Wildes Weh erfaßt seine Seele beim Anblick dieser Öde und Leere, dieser inhaltslosen Mühen. Selbst die Hingabe an die große Natur gewährt keinen dauernden Trost. „Was nützt die Reinheit der Sterne demjenigen, der das tägliche Brot im Schmutze der Erde suchen muß? Wenn die Nacht entschwunden ist und die Sterne verlöschen, geht die Sonne wieder auf und der Tag fährt über den Himmel, von seinem Doppelgespanne gezogen: — dem bleichen Hunger und der glühenden Brunst . . . Ich fuhr fort zu leben wie vorher und meine Leere füllte ich aus mit den Goldnebeln des Rausches, ich wohnte in der Sünde wie in einem geräumigen Hause. Und ich fing an den Tod zu lieben und die Verwesung heilig zu nennen. So wurde ich ein Zigeuner (Bohèmien) unter Zigeunern — ein Dekadent unter Dekadenten — ein Mann, dessen Zelt nahe an den Grenzen der Gesetzlosigkeit aufgeschlagen war. Und ich wurde alles das, was ein Mensch in jenem Lagerleben wird, um die Wachtfeuer, bei den Trinkgelagen . . . Ich wurde unehrlich und treulos, neidisch und schadenfroh, boshaft und wollüstig . . . . Mein Leben wurde unregelmäßig wie das Leben der Kameraden — eine Kette, zusammengenietet von einem Glied Freude und zehn Gliedern Sorgen, einem Ring von Gold und zehn Ringen von Blei . . . Ich wand eine Kette um meine Seele und die Fäden der Kette waren kleine Lügen und vorsichtige Betrügereien, harmlose Verleumdungen und gründliche Treulosigkeiten . . . Ich wurde wie ein weichender Sand, ein Grund, auf dem niemand bauen konnte und um mich herum war lauter weichender Sand und unsicherer Grund . . ."

Diese rückhaltslose Beichte, dieses trübe Nachtbild aus dem modernen großstädtischen Literatenleben bietet dem Kenner naturalistischer Künstler- und Dichternovellen, in denen in der letzten Zeit französische nnd deutsche Poeten so gerne ihre intimen Erlebnisse der Welt präsentierten, nicht viel Neues außer der schonungslosen Offenheit, mit der Jörgensen sich selbst schildert, während sich dort die Anklage häufiger gegen andere richtet.

Das Kausalitätsgesetz läßt jedoch auch auf geistigem und sittlichem Gebiete seiner nicht spotten. Sünde ist Sünde und der Lohn der Sünde ist der Tod, der geistige Untergang. Gleißende Dichterworte, mit denen die Dekadenten ihre

Digitized by Google

geistige Fäulnis bengalisch beleuchten, täuschen ein scharfblickendes und ehrliches Auge auf die Dauer nicht. Schon seine darwinistischen Schlußfolgerungen belehrten Jörgensen über das Morsche und Hohle eines solchen wüsten, trüben Lebens. Eine Lebenstheorie und Praxis, die den Menschen in die tiefsten Abgründe geistigen Elends führt, der Geist einer Dichtung, der den Lesern und Bewunderern die Giftflasche und den Revolvergriff in die Hand drückt, sie können nicht auf innerer Wahrheit beruhen. Eine solche Theorie erlaubt es nicht, inmitten der Dinge zu leben, wie es der darwinistische Anpassungsgedanke doch verlangen mußte. Daher Jörgensens überraschende Erklärung: „Weil ich Darwinist war, wurde ich Christ."

Im Namen der Wahrheit und unter dem Vorgeben, die Menschheit in ein Eldorado überströmenden Glückes zu führen, hatte die moderne Generation in Dänemark und anderswo mit dem Christentum gebrochen und ihr stolz wehendes Freiheitsbanner erhoben. Jedoch weder Wahrheit noch Glück zeigen sich trotz vieljährigen Ringens und Suchens, trotz immer neuen Verheißens und Hoffens. Die „finstere" Lebensanschauung des Christentums liegt für den Modernen halbzertrümmert weit hinten. Heines irdisches Paradies mit Champagner, Rosen und lachenden Nymphen ist für manchen gekommen: nur das Glück blieb aus. Und als gar Henrik Ibsen eines schönen Tages erklärte, das Glück sei nur möglich durch die Lebenslüge, riß sich Jörgensens Geist von seiner Vergangenheit energisch los. „Jede Pflanze, jedes Tier, alles was Leben und Lebensodem unter dem Himmel hat, lebt und ist glücklich in der Kraft der Wahrheit. Wenn der Instinkt des kleinsten Tieres auf etwas gerichtet wäre, was nicht existierte — wenn das geringste der mit Klugheit begabten Wesen sich nicht streng und genau an das hielte, was wirklich existiert, was Tatsache ist, — es würde damit zum Tode verurteilt sein und binnen kurzem zugrunde gehen. Und der Mensch sollte einer Lüge bedürfen, um zu leben? Ich glaube es nicht. Ich glaube, daß wir der Wahrheit bedürfen — und ohne die Wahrheit können wir nicht leben, und ohne die Wahrheit können wir nicht glücklich sein." Und glücklich lebt der Mensch nur durch jene höchste Wahrheit, die Christus verkündigte. Dies ist der Sinn des Kontrastes: Lebenslüge und Lebenswahrheit.

Dieses kleine Schriftchen gibt summarisch die Richtungslinien an, in denen sich Jörgensens geistige Wandlung vollzog, die wir eben nachskizzierten. Interessante Einzelerlebnisse spiegeln sich in anderen Büchern. Die Umkehr vom modernen Heidentum zum Christentum kostete noch viele schwere Kämpfe, die in jener Konversionsschrift nicht näher geschildert werden. Ehrliches Ringen, Gebet und Gnade mußten lange zusammenhelfen, um der welken Seele neuen Lebensodem und frische Frühlingskraft einzuhauchen. Die stürmischen und leidvollen inneren Bewegungen dieses Überganges, das immer wache Verlangen nach geistiger Beruhigung sowie die stets wiederkehrenden inneren Hemmnisse, die es nicht gestatteten, jener Sehnsucht mit ernstem Entschlusse und mit der Tat zu folgen,

Digitized by Google

vibrieren in den „Bekenntnissen“ und füllen das merkwürdige „Reisebuch“, das sich in zwei große Abschnitte: „Deutsche Tage“ und „Eine umbrische Chronik“ gliedert und an die landläufigen Reisebeschreibungen nur beiläufig durch den Titel erinnert. Die Reiseeindrücke bilden bei Jörgensen nur den Anlaß zur Aussprache der eigensten inneren Erlebnisse. Ob der Dichter sinnend und betrachtend, ein neuer Wackenroder, vor den religiösen Kunstwerken Alt-Nürnbergs steht, ob er den Teilen der hl. Messe in einer katholischen Kirche nachdenksam folgt, ob er den strengen und schönen Geist des Klosters Beuron auf sein Gemüt wirken läßt oder in Konstanz Heinrich Seuse, den altdeutschen Mystiker zur Hand nimmt: immer tönt der gleiche bittere Ruf nach Glück durch seine Seele, nach Glück und Sicherheit in den höchsten Lebensangelegenheiten, das Verlangen nach jenen Gütern, die den modernen Faustnaturen unwiederbringlich verloren scheinen. In den „deutschen Tagen“ berichtet er persönlich und unmittelbar von seinen Gemütserlebnissen, in den umbrischen Tagebuchblättern kleidet er sich in den Wanderer Giovanni um und gibt damit seinen Stimmungen ein wenig poetische Ferne. Der Geist ist im übrigen hier wie dort derselbe. Die alte ernste Kunst von Assisi, die Heiligengestalten der Cimabue, Giotto, Memmi, der Erinnerungszauber, den bunte, herzliche alte Legenden über Stadt und Tal weben, dazu das leidenschaftliche religöse Leben des italienischen Volkes wecken die alte Sehnsucht im Herzen des Dichterwanderers wieder auf und erregen zugleich alte und neue Zweifel. Manches für den Katholizismus Unwesentliche, das sich in der Legende und im religiösen Volksleben zeigt, scheint den Suchenden wie ein feindseliger Wall von den Pforten der Kirche zurückzuhalten. Seine ernsten Gedanken und Seelenrufe werden mit Vorliebe in liebliche poetische Landschaftsstimmungen eingebettet. Mit einem Ruf unerfüllter Sehnsucht schließt das „Reisebuch“.

So entsprach es eben der Seelenverfassung des Dichters und er konnte damals wohl keinen befriedigenden Abschluß finden. Im nämlichen Zwielicht von Glauben und Zweifel schwanken auch wie gesagt die „Bekenntnisse“. Den Abschluß dazu bildet gewissermaßen das Schlußkapitel von „Lebenslüge und Lebenswahrheit“ und wie ein Epilog zur Geschichte jener Seelenkämpfe lesen sich auch die „Parabeln“. Jörgensen wählt hier für seine Ideen und Stimmungen die Form der kleinen bildlichen Erzählung, deren schönste Muster bekanntlich das Evangelium bietet und deren sich Herder und Goethe so gut wie ganz moderne Dichter bedienen. Jörgensen stellt in treffenden, eindringlichen Bildern den modernen, glaubensfremden Geist der christlichen Wahrheit und Lebensauffassung gegenüber. („Der Faden von oben“, „Das Joch der Sonne“, „Der wilde Wein“.) Während „Das Weizenkorn“ einen biblischen Vergleich poetisch weiterspinnt, illustriert „Der Schatten“ die verheerende Wirkung gewissen- und sittenloser Schriftstellerei. Die Gedanken dieser Erzählung werden im „Giftmischer“ fortgesetzt, während „Der Arzt“, dem nur der „interessante Fall“, nicht aber die Heilung des Kranken am Herzen liegt, mit schärfstem Sarkasmus den

Digitized by Google

Wissensfanatismus moderner Verstandesanbeter trifft. Mit zwei friedlichen, ernsten, milden Stimmungsbildern voll tiefer Wahrheit und Poesie klingt das Büchlein aus.

Aus der seelischen Verfassung des Konvertiten heraus ist auch die schöne Novelle „Der jüngste Tag" geschaffen. Der Rahmen der Erzählung ist geistreich gewählt. Vor der Phantasie eines Sterbenden ziehen noch einmal in lebendiger Klarheit die Bilder seines Lebens vorüber. Tod und Leben: der mächtigste poetische Kontrast, der sich denken läßt. Da erscheinen noch einmal die junge Liebe, das erste Eheglück und sein Zusammenbruch. Niels Graff fühlt noch einmal nach, wie ihm das bescheidene glückliche Familienleben nur ein Kerker mit hübschen Wandgemälden war, wie er selbstsüchtig das Neue und Fremde suchte, aber mit der entlaufenen Frau eines anderen nur ein trügerisches Glück genoß, das in ein trübes vanitas vanitatum zerging. Italienische religiöse Eindrücke werden lebendig und wachsen zu einer Vision des jüngsten Gerichts an. Dies erschüttert die Seele des Verirrten derart, daß ihr kalter Egoismus bricht und ein Strahl von Christi Liebe in sie hineinleuchtet. Das Motiv ist glücklich gewählt, aber nicht konsequent durchgeführt; denn durch eine Reihe von Kapiteln verliert man den Rahmen aus den Augen. Persönliche Stimmungen sind fühlbar in die Erzählung verwoben, wie ein Vergleich mit „Lebenslüge und Lebenswahrheit" unschwer zeigt. Die Vorzüge von Jörgensens Erzählungsweise finden sich reichlich in der kleinen Dichtung. Intime Stimmungsbilder, geistreiche Reflexionen, naturalistische Farbenpünktchen machen den Verlauf abwechslungsreich und reizend. Der leise lyrische Ton unseres Dichters beherrscht auch hier die schönsten Kapitel. Man muß die Zeilen und Seiten derselben in einem stillen, ungestörten Zimmer an der Seele vorübergleiten lassen, dann genießt man diese Sehnsucht und Liebesklagen, den dichterischen Naturrausch und all den melancholischen Reiz, der wie zartes Zitherklingen an die Seele schlägt. Und aus der Tiefe ruft es dabei wie Sehnsucht nach dem Ewigen, wie Verlangen nach jener Ruhe, die nur Gott dem Menschenherzen geben kann.

Als bedeutendes Werk dänischer Belletristik wurde 1900 der teils in Dänemark teils in Deutschland spielende soziale Roman „Unsere Frau in Dänemark" von der Kritik anerkannt. Man lobte den Gedankenreichtum, die Schönheit der Sprache und fesselnde Darstellungsweise und beklagte die katholische Tendenz. Zu den in Dänemark meistgelesenen Büchern des Jahres 1901 gehörte die Novelle „Eva", die nunmehr auch in deutscher Übersetzung vorliegt. Das Motiv ehelicher Untreue ist hier das nämliche wie im „jüngsten Tag", nur mit gutem Ende. Die Hauptstärke des Buches ist die einzelne Situation. Jörgensen weiß ein didaktisches Gespräch z. B. über Fragen des Darwinismus, über christliche und moderne Lebensansichten so von innen heraus zu beleben, daß es den Leser immer fesselt und nie langweilt. Ebenso entwickeln sich die Gedankenreihen der einzelnen Personen, wenn sie ihre Grundsätze erörtern, in einem überaus frischen Tone. Mit wenigen Zeilen werden Naturbilder voll einschmeichelnder Poesie hingezaubert. Es gibt in „Eva" viele psychologische Fein-

Digitized by Google

heiten, viel scharfe, überraschende Beobachtungen. Die schwache Seite des Buches ist der Gesamtaufbau. Der Schluß ist zu kurz skizziert. Die Bekehrung des Helden, der von Todesangst überrumpelt, sein Antichristentum von sich wirft, mag immerhin vielen wirklichen Fällen entsprechen, sie befriedigt aber nicht innerhalb einer psychologischen Novelle.

Das Lieblingsthema, das Jörgensen seit seiner Konversion mit Vorliebe in seinen Büchern variiert, der Kampf zwischen kalter, niedriger Selbstsucht und dem heiligen Feuer entsagender Liebe, ist auch in der anmutigen Legende „Das heilige Feuer" durchgeführt. Im Stofflichen hat sich der Erzähler ziemlich genau an die alte Überlieferung über Giovanni Colombini, den Stifter der Jesuaten, angeschlossen. Auch die Legende berichtet, daß sich dieser reiche habsüchtige Patrizier von Siena im Jahre 1355 plötzlich bekehrt habe, ergriffen durch die Erzählung von der ägyptischen Maria; daß der nunmehr sanfte, freigebige fromme Mann, der sein Vermögen den Kranken und Armen schenkte und als Bruder mit seinem Weibe lebte, von den Mitbürgern verspottet wurde. Es wird weiter gesagt, wie Vincenzo Mini, sein Jugendfreund und viele Bürger in und außer Siena sich ihm anschlossen, wie er mit seinem Weibe einmal wegen eines Aussätzigen, den er in sein Haus trug, Verdruß bekam, wie er mit seinen Anhängern predigend die Städte Toskanas durchzog und in Corneto Papst Urban V. begrüßte. Alles ist von Jörgensen in seine Erzählung herübergenommen worden. Der Dichter hat aber die leeren Zwischenräume, welche die alte Legende ließ, fein psychologisierend ausgefüllt, er breitete den südländischen Duft über Stadt und Land, überging das Ganze ein wenig mit archaisierender Lasur und so entstand aus dem alten einfachen Holzschnitt ein anmutiges, farbiges Bild. Aus den „Fioretti" hat Jörgensen wohl den zarten innigen Legendenton geholt. In der heiligen Liebesglut, die das ganze Wesen Colombinis erfaßt und durchlodert und sich immer herrlicher entfaltet, lebt der Geist des hl. Franz und der mystische Hauch von Jacopones Poesie. Und wie rührendschön ist die fromme Idylle des 9. Kapitels, wo der eifrige Apostel vor innerer Liebesentzückung in Ohnmacht fällt und seine Gefährten überdecken ihn, das „Hohelied" singend, mit Frühlingsblumen. Sehr wirkungsvoll ist das Zusammentreffen Colombinis mit Boccaccio. (Wohl Jörgensens Erfindung.) Der Verlauf der Erzählung war durch die alte Legende bestimmt und so wurde das Zerfallen in lose Bilder verhütet: Farbe und Stimmung gab der moderne Dichter aus seinen reichen Mitteln dazu. Hätte man den störenden naturalistischen Klecks im 4. Kapitel wenigstens in der Übersetzung beseitigt, so wäre das „heilige Feuer" das anmutigste aller Jörgensenschen Gedichte, die bisher deutsch erschienen sind.

Jörgensen ist ein achtenswertes und liebenswürdiges Dichtertalent und, wenn man ihn im ganzen nimmt, auch eine bedeutende, interessante Erscheinung als Mensch und als geistiger Kämpfer, der sich aus modernem Sturm und Drang zur christlichen Weltanschauung hindurchkämpft. Er ist hierin der Gegenpol des dichterisch größeren J. P. Jakobsen, dessen äußerem und innerem Entwick-

Digitized by Google

lungsgange Jörgensens Anfänge mehrfach gleichen. Alles aus Jörgensens Feder trägt den Stempel des Persönlichen, in Lust und Leid Erlebten. Auch was er an anderen bekämpft und ironisiert, hat er zunächst an sich selbst zu bekämpfen gehabt. Dies verleiht seinem Worte ein eigenartiges Feuer. Das lyrische Prosastimmungsbild, wie es in verwandter Weise Viggo Stuckenberg und Sophus Claussen pflegen, die sinnreiche Parabel, die kleine Skizze und Novelle, gelingen ihm meisterhaft. Allein wie die meisten dänischen Erzähler seit Jakobsen in ihrer Epik eine gewisse Ungebundenheit lieben, das größere Ganze mit Vorliebe in einzelne dissolving views auflösen und sich gerne in causierender Breite ergehen, so auch Jörgensen. Wo ihm ein äußerer Rahmen bereits gegeben ist, wie im „heiligen Feuer", oder wo das Motiv selbst wie im „jüngsten Tag" zur Konzentration drängt, ist er vortrefflich. Desgleichen in den Reisebildern, denn in den ziemlich zwanglos vorüberschwebenden Szenen hat der geistreiche und phantasievolle Causeur ein bequemes, dankbares Feld. In der größeren und verwickelten Erzählung („Eva") versagt dagegen die Kunst der Komposition und die fertigbildende Geduld; nur im einzelnen zeigt sich wieder der echte Dichter. Wohl möglich, daß sich Jörgensen auch durch journalistische Berufsarbeit u. dgl. zersplittern muß und so nicht zu jener tieferen und ruhigen Sammlung gelangen kann, in der ein großes Werk voll ausreift. Und wie sehr wäre es ihm zu wünschen. Die Materialien für etwas Bedeutendes liegen in diesem Dichtergeiste sicher bereit: es brauchte dazu nur die in Muße geduldig und künstlerisch aufbauende Hand.

Der Hafer.

Der Hafer steht in krauser Fülle,
Ein jeder Halm ein rieselnder Born;
Zerspalten wimpelt die grüne Hülle
Und kräftig schwillt das Zwillingskorn;
Der Sommer schüttelt sein Sonnenhorn.

Bald stehn die Rispen, zu Garben geschlossen,
Und schwenken feldaus in hohem Gelag,
Und durch die Tenne liegt sirrend ergossen
Bei Rädergeknarr, bei Flegelschlag,
Was heimlich gereift in dem Sommertag.

Dann in die Krippen, ein goldner Regen,
Entrauscht es fröhlich der dunkeln Haft;
Schlankfüßige Rosse schlürfen den Segen
Und stürmen hinaus, die Sehnen gestrafft,
Befeuert von sonniger Samenkraft.

Diekirch. Nikolaus Welter.

Digitized by Google

Neue englische Literatur.

Von Dr. Karl Biesendahl in Stuttgart.

Wenn England in Religion, Politik und Sitte vielleicht das konservativste Land Europas ist, so ist es eigentlich selbstverständlich, daß diese ausgesprochene Charaktereigenheit auch in seiner Literatur zum Ausdruck kommt. So bewegt sich auf dem Gebiete des Romans unbewußt die große Mehrzahl der Schriftsteller und Schriftstellerinnen auf den gewohnten Bahnen der sensationellen Erzählung, die viel Stoff und Spannung, aber höchst wenig Charakteristik und seelische Vertiefung entwickelt. Diese den Bedürfnissen der Magazine und Sonntagsleser bewußt oder unbewußt angepaßten Romane streben denn auch kein höheres Ziel an, als die Langeweile eines englischen Sonntagnachmittags zu vertreiben, sind aber von der Blässe des modernen Gedankens französisch-naturalistischer, norwegisch-pathologischer oder russisch-sozialer Herkunft noch so gut wie gar nicht angekränkelt. Natürlich aber bestätigen auch hier Ausnahmen die Regel und in neuerer Zeit treten diejenigen Autoren zahlreicher hervor, die sich die neuen Ideen nach Methode und Inhalt zu eigen gemacht haben und sich ihre Ziele höher stecken, als lediglich spannende Unterhaltungslektüre zu bieten.

Zwischen diesen beiden Kategorien wird noch eine dritte ersichtlich, die zwar mit der alten Romantechnik nicht bricht, aber doch bestrebt ist, inhaltlich die Charakterzeichnung psychologisch zu vertiefen oder ein modernes Problem sozialen oder ethischen Charakters zu behandeln. So hat sich beispielsweise Mrs. Aylme Gowing in ihrem Roman »By Thames and Tiber«[1]), das nicht gerade besonders neue Problem der Seelenwanderung als Mittelpunkt für ihre Erzählung gewählt. Sie tritt also mit sehr berühmten Namen, mit Kipling, Marion Crawford und anderen englischen Autoren, in Wettbewerb.

So sonderbar und kraus uns nun die Handlung auch anmuten mag, so ist sie doch keineswegs uninteressant und was noch merkwürdiger ist, das

[1]) London 1903, Long.

Digitized by Google

frühere Leben der Seelenwanderer, das doch gewissermaßen nur als geträumt zu betrachten ist, da die Verfasserin von dem Leben der Gegenwart ausgeht, ist ihr entschieden besser gelungen, erscheint uns viel packender und imponierender als das wirkliche. Der Tiber erscheint der Themse weit überlegen. Der Inhalt ist kurz skizziert folgender: eine junge Engländerin hat eine wunderbare Ähnlichkeit mit der Büste eines griechischen Mädchens, das bei der Christenverfolgung unter Nero zu Rom den Märtyrertod erlitt. Bei einem Besuch der Katakomben verirrt sie sich und fällt in eine Vertiefung. Bevor man sie auffindet und befreit, macht sie die Seelenwanderung nach rückwärts durch und lebt ihr früheres Leben im kaiserlichen Rom noch einmal. Auch ihr Gatte, der in beiden Existenzen dieselbe Persönlichkeit ist, erscheint als römischer Patrizier um vieles interessanter, denn als simpler englischer Bildhauer. Auch die Figuren der Kaiserin Agrippina und Neros sind gelungen. Wenn hier auch Beckers „Gallus" und Böttchers „Sabina" offenbar Paten gestanden haben, so ist doch gerade diese Episode besonders fesselnd. Das Erwachen der Dame ist auch für den Leser, wie ein Guß kalten Wassers, recht ernüchternd, um so mehr als es der Verfasserin nicht gelingt, das Leben der Gegenwart an der Themse durch ihre Erfindung so interessant zu gestalten, daß es den vorangegangenen Szenen am Tiber die Wage halten könnte.

Ganz anders wie sonst in der Regel das Theaterleben in Romanen erscheint, schildert es John D. Barry in »A daughter of Thespis«[1]). Wenn man sich die verschiedenartigen Bühnen und die nicht weniger verschieden gearteten Bühnenmitglieder vor Augen stellt, so hat man ungefähr einen Maßstab für die ungezählten Möglichkeiten, die sich dem Darsteller des Lebens hinter den Kulissen darbieten. Es ergibt sich hier die beste Gelegenheit für den Schriftsteller, alte Pfade zu meiden und neue Wege zu wandeln. Dies ist nun Mr. Barry hier nicht übel gelungen. Er hat weder Vorliebe noch Haß für die Bühnenleute, er schlägt den Mittelweg ein und sucht sie so zu schildern, wie sie wirklich sind. Dies ist ihm für die englischen und amerikanischen Verhältnisse auf den kleineren Bühnen um so besser gelungen, als er nicht nur eine ungewöhnliche Kenntnis des menschlichen Herzens, sondern auch eine große Erfahrung in den Verhältnissen, Sitten und Charakteren des Bühnenlebens entwickelt.

Das Mädchen, das uns durch ihre Erfahrungen und Erlebnisse die Kenntnis des Bühnenlebens vermittelt, ist äußerst ansprechend charakterisiert. Obwohl sie sich aus jenem vielgerühmten „heiligen Feuer" der Kunst herzlich wenig macht und überhaupt so gut wie gar nichts davon besitzt, hat sie sich dem Theater zugewendet, weil es die einzige Tätigkeit war, die ihr offen stand. Sie ist aber sehr wenig davon befriedigt. Sie findet auch hier materielle Sorge, Überdruß und Mühsal nebst andern gefährlichen oder widerwärtigen Dingen, die ihr diesen Beruf verleiden und der Leser kann mit ihr eine ganze Reihe von Er-

[1]) London 1903, Chapmann & Hall.

Digitized by Google

fahrungen gewinnen, die zumeist die praktische Seite des Lebens betreffen. Ganz besonders treffend sind die humorvollen Charakterstudien. Bei der großen Anziehungskraft, die Schilderungen des Bühnenlebens auf die meisten Bürgerkreise immer noch ausüben, wird das mit großer Wahrheit und Treue geschriebene Buch seine Wirkung nicht verfehlen.

Ist es hier das Theatervolk, unter das uns der Verfasser führt, so geleitet uns Miß Martha Wolfenstein in ihrem »Idylls of the Gass«[1]) in das Judenviertel einer böhmischen Stadt. Müssen wir auch vielleicht Zangwills »Children of the Ghetto« als entfernte Verwandte der »Idylls« begrüßen, so ist doch entschieden zu betonen, daß durchaus keine Nachahmung, sondern ein ausgezeichnet geschriebenes Originalwerk in diesem Roman vorliegt.

Mag vielleicht manchem Leser der junge Held Schimmelé, der frühreife und gescheidte Judenjunge, mit manchen, wenig angenehmen Rasseneigenschaften nicht gerade behagen, so ist dafür die alte Großmutter Maryam um so sympathischer. Ihr Ehrgeiz ist es, ihren Enkel zu einem großen Rabbi zu erziehen. Die feine Abtönung der Milieustimmung mit hie und da aufblitzenden humoristischen Lichtern, im Sinne eines gutmütigen Heineschen Spottes zeichnen die Darstellung aus. Auch die Schilderung des täglichen Lebens des Judenquartiers ist ungemein lebendig. Auch fehlt es nicht an dramatischer Entwicklung, und der Abschluß ist tragisch. Es wird die falsche Anschuldigung des Ritualmordes gegen die Israeliten erhoben und eine slavische Volksmenge stürmt die Judengasse.

In noch höherem Maße tritt der neue Roman von Mrs. E. Carr: »George Goring daughters«[2]) aus dem Rahmen der gewöhnlichen Romanliteratur heraus. Die Verfasserin besitzt vor allem die seltene Befähigung, eine eigenartige Atmosphäre schaffen zu können, deren Zauber der Leser sich nicht zu entziehen vermag. Die beiden einsamen kleinen Mädchen, die da in einem großen Hause mitten im Innern eines westenglischen Moors leben, werden uns in ihrem Wesen, in ihrem Gedankengang, in ihren Freuden und Leiden innerlich vollkommen vertraut. Mrs. Carr weiß selbst alle die krausen Gedanken und Seltsamkeiten, die diese kleinen Köpfe entwickeln, ansprechend aufzufassen und das seelische Leben der Kinder uns überraschend nahe zu bringen. Besonderes Lob verdient dabei, daß jeder Zug falscher Sentimentalität ebenso glücklich vermieden ist, wie das übertriebene Hervorkehren einer einseitigen Auffassung. Wie bei Walter Pater[3]) hat auch hier wahrhaft intuitives liebevolles Eingehen und tiefes Verständnis für die Kinderseele ein eindrucksvolles Bild hervorgebracht, das viel zu denken gibt. Mrs. Carrs Buch gehört daher nicht zu denjenigen, die man einmal in atemloser Spannung durchfliegt, sondern zu denen, die es verdienen, daß ihnen ein dauernder Platz in der Bücherei aller vorbehalten bleibt, die Kinder lieben und mit ihnen zu tun haben.

[1]) London 1903, Macmillan & Co.
[2]) London 1903, Smith, Elder & Co.
[3]) In dem Roman: „The child in the house".

Digitized by Google

Nicht auf dieser Höhe steht der neue Roman von Robert W. Chambers: »The maids of Paradise«[1]). Er gehört der zwischen der ältern und neueren Richtung stehenden Mittelgattung an. Wie seine früheren Romane[2]) und vielleicht noch in höherem Grade, ist es eine durch echte Romantik verfeinerte und belebte Abenteuererzählung.

Aus den amerikanischen Wildnissen seiner früheren Bände führt uns der phantasiereiche Verfasser hier, mit für uns besonderem Interesse, in das gegenwärtige Frankreich des deutsch-französischen Krieges. Der Held der Erzählung ist ein Offizier der Fremden-Abteilung der kaiserlichen Militär-Polizei, die Heldin, die Gräfin de Vassart, ist eine der Mädchen des sog. Paradieses, nämlich eines Dorfes an der Küste der Bretagne. Mr. Chambers Spezialität ist die Porträtierung von jungen und schönen Mädchen. Er versteht es, uns anzusprechen, ohne krankhaft sentimental zu werden und ist durch und durch realistisch, ohne durch rohe Naturalismen abzustoßen. Auch der Held ist ein wohlgelungener Typus des abenteuerlichen jungen Amerikaners im Ausland und auch sein Freund Speed ist eine überzeugende und ansprechende Gestalt. Am gelungensten erscheint uns die Episode, in der diese beiden einem reisenden Zirkus angehören, der seine Vorstellungen in bretonischen Dörfern gibt zur Zeit jenes Wirrwarrs und Aufruhrs im Anfang der Kommune. In dem ganzen Roman vereinigt sich eine künstlerische Behandlung wohlgeeigneten Materials mit einer treffenden Charakteristik von Zeit und Personen und macht die spannende Erzählung zu einer empfehlenswerten Lektüre.

Trotz des historischen Hintergrundes und der treffenden Zeit- und Ortsschilderung haben wir keinen eigentlichen historischen Roman vor uns, da die Personen keine historischen sind, sondern der Phantasie des Verfassers ihr Dasein verdanken. Der wirklichen Geschichte Frankreichs vor drei Jahrhunderten wendet sich dagegen kühn Katharine S. Macquoid in dem Roman: „His hearts desire“[3]) zu, in dem sie die Entwicklung des Charakters keines Geringeren als Richelieus von seiner frühen Jugend an „als für die meisten Leser neu“ darstellen möchte.

Wenn es schon überaus schwierig ist, von einer historischen Persönlichkeit, heiße sie nun Cäsar, Friedrich der Große, Bismarck oder Richelieu, in einem historischen Roman ein richtiges Porträt zu geben, weil sich diese Gestalten auf Grund ihrer Großtaten, von denen sie nicht zu trennen sind, dem menschlichen Bewußtsein eingeprägt haben, so ist eine überzeugende Darstellung ihres Entwicklungsganges in der Jugend eine beinahe hoffnungslose Aufgabe. Wenn die Stoffquellen über den vollentwickelten Staatsmann überreichlich fließen, so sind sie dagegen hinsichtlich seiner Jugend überaus spärlich. Was kann also bei aller Gewissenhaftigkeit der Vorarbeit in Lektüre, Auswahl und Urteil, bei allem

[1]) London 1903, Constable & Cie.
[2]) „Maid in arms“ und „Cardigan“.
[3]) London 1903, Hodder & Stoughton.

Digitized by Google

Versenken in den Geist der Epoche die Verfasserin anderes tun, als in den unentwickelten Jüngling die Züge hineinlegen, die ihr aus den überlieferten Handlungen und Äußerungen des fertigen Staatsmannes bekannt waren?

Es ist ersichtlich, daß sich Mrs. Macquoid redliche Mühe gegeben hat, ihrer Aufgabe gerecht zu werden, nachzuweisen, wie Armand du Plessis in den von der Welt unbeachteten Jugendjahren die Fähigkeiten ausgebildet hat, die ihn zu seinen Erfolgen führen sollten. Gleichwohl können wir nicht sagen, daß es ihr gelungen sei, uns ein überzeugendes Jugendporträt des großen Staatsmannes zu entwerfen oder uns eine richtige Auffassung seiner Jugendentwicklung darzubieten. Aber selbst die besten Biographen sind der Schwierigkeit dieser Aufgabe unterlegen.

Sehr begreiflich ist es andererseits, daß der junge König Ludwig XIII. und seine Mutter Marie von Medici von der Verfasserin mit besserem Erfolge behandelt worden sind, als Richelieu selbst. Hier versucht die Verfasserin eben nicht, die Entwicklung ihrer Charaktere zu schildern, sondern begnügt sich mit der Wirkung, die diese Personen auf den Zuschauer oder Leser ausüben. So gut auch die Konflikte zwischen Liebe und Ehrgeiz, Edelmut und Rache angelegt und herausgearbeitet sind, man hat doch das Gefühl, daß man hier den wahren, den ganzen Richelieu nicht vor sich hat. Übrigens gibt uns, vielleicht absichtlich, die Schriftstellerin nicht die ganze Entwicklung Richelieus zum Staatsmann. Sie führt ihn im Gegenteil zu einer für ihn gefährlichen Krisis; dann übergeht sie einen Zwischenraum von mehreren Jahren und führt ihn uns auf der Höhe seiner Macht vor. Aber auf diese Jahre kam es hauptsächlich an. Hier lag allerdings die Hauptschwierigkeit des ganzen Werkes. Dieser ist sie klüglich aus dem Wege gegangen. Aber wir sind nun auch nicht weiter gekommen, als wir am Anfang des Romans waren, da die Verfasserin damit die Hauptfrage unbeantwortet läßt, wie es Richelieu gelang, diese Machtstellung zu erreichen. Immerhin bietet dieser Roman eine gehaltvolle und fesselnde Lektüre.

In das historische Gebiet gehört auch Mr. B. K. Bensons neuester Roman: »Old Squire, the Romance of a black Virginian«[1]). Wie in seinen früheren Romanen schildert der Verfasser, der hier einen großen Fortschritt bekundet, auch in dieser Erzählung sehr eingehend den Sezessionskrieg. In seiner Handlung aber stellt er sich keine schwierigen historisch-biographischen Aufgaben, sondern erfindet seine Personen und den Vorwurf seiner reichbelebten Erzählung frei. Er behandelt, wahrscheinlich nach authentischem Material, die Angriffe Mosbys gegen die Verbindungslinien der Konföderierten und schildert die mannigfaltigen Abenteuer eines alten Sklaven, der mit seinem Herrn, einem Konföderierten, eine Reihe der überraschendsten Vorkommnisse durchmacht. Der Verfasser entwickelt bei ihrer Darstellung Geist und Spannung.

Das zu Anfang auftauchende und vielleicht als Hauptthema beabsichtigte Motiv der beiden Zwillingsbrüder, die auf den entgegengesetzten Seiten kämpfen,

[1]) London 1903, Macmillan & Co.

Digitized by Google

tritt — glücklicherweise! — in der Entwicklung der Erzählung beträchtlich zurück. Ausgezeichnet gelungen erscheint uns das Porträt des alten Squire selbst. Trotzdem die Versuchung für den Verfasser nahe lag, die Treue und den Mut des alten Sklaven über Verdienst zu erheben und eine unwahre Idealgestalt aus diesem Schwarzen zu machen, ist Mr. Benson der Wahrheit treu geblieben. Er schildert uns den alten Squire als einen echten, wirklichen Neger aus den Sklavenreihen der Südstaaten mit allen Beschränktheiten seiner Rasse und manchmal fällt uns sogar der Negerdialekt etwas lästig. Wenn wir von einer manchmal allzustarken Häufung unbedeutender Details und der recht überflüssigen Vorbemerkung über rein erfundene Handlungen absehen, müssen wir diesen Roman als eine ebenso unterhaltende wie literarisch wertvolle Arbeit bezeichnen.

Wie es sich bei den Abenteuren des Parteigängerkriegs von selbst versteht, ist Mr. Bensons Werk reich an spannender Handlung. Auf diesem Felde liegen nicht die Vorzüge der Erzählung von E. Maria Albanesi, die den sonderbaren Titel führt: »Susanna and One Elder«[1]). Wir haben uns unter diesem »One Elder« etwas ganz anderes gedacht, als wir das Buch aufschlugen, nämlich einen älteren Mann, vielleicht einen Geistlichen der presbyterianischen Konfession, und waren nicht wenig erstaunt, überhaupt keine männliche Gestalt in dem Buch zu finden, die mit diesem Ausdrucke gemeint sein kann. Es fällt auch bei dieser Gelegenheit wieder bei der sonst so außerordentlich ausdrucksfähigen englischen Sprache der Mangel an Bestimmtheit der Geschlechtsverhältnisse unangenehm auf. Offenbar ist nämlich Susannas Schwester unter One Elder zu verstehen. Diese ist eine leichtsinnige, gemütlose Londonerin, deren Denken und Leben sich einzig und allein um Gesellschaften und „Flirt" dreht. Susanna dagegen ist eine gute, ehrbare kleine Landmaus, die daheim bleibt und geduldig die Launen einer reizbaren Mutter erträgt und liebevoll für sie sorgt.

Der Mangel an Handlung wird aber durch eine sorgfältige und eingehende Charakteristik und den angenehmen Stil aufgewogen. Liebhaber einer gesunden Romandichtung seien auf dies gemütvolle Werk besonders hingewiesen.

Eine ganz ähnliche Begabung entwickelt Pauline Bradford Mackie in »The Washingtonians«[1]) vielleicht, hat sie sogar ein noch ausgesprocheneres literarisches Gefühl. Nach der unendlichen Überzahl der novellistischen Erscheinungen, über deren notgedrungene Lektüre man sich lediglich ärgert, empfindet man bei einem Buch, wie sich das vorliegende darstellt, Erfrischung und Genuß und wird sich wieder einmal des Vorzuges seines literarischen Berufes bewußt.

Gedanken, Ausdruck und Stil stehen auf gleicher Höhe und wenn wir etwas zu rügen hätten, so wäre es die schriftstellerische Unart, die leider bei weiblichen Schriftstellern weitverbreitet ist, die Epitheta ornantia über Gebühr zu häufen. Es ist ganz verfehlt, hierdurch Kraft des Ausdruckes erreichen zu wollen, im Gegenteil wird durch solche Überladung gerade die Wirkung beeinträchtigt,

[1]) London 1903, Bell.

Digitized by Google

da der vorhergehende Ausdruck durch die folgenden, wenn nicht ganz aufgehoben, so doch stark verwischt wird. Sonst aber ist diese Erzählung gerade durch ihre geistige Ausgeglichenheit, durch die Bedeutung der Gedanken und durch die sympathische Grazie ihrer Darstellung bemerkenswert. Sie verdient, mehr als einmal gelesen zu werden.

Ist hier das Familienleben nach seiner gemütvollen Seite liebevoll geschildert, so beleuchtet Herald Fitzstephan in seinem Roman: »More kin than kind«[2]), zu deutsch etwa: „Mehr Sippe denn Gattung" die Auswüchse des studentischen Lebens in England mit scharfer Satire. Die akademische Gesellschaft hat noch nicht ihren Dickens oder Trollope gefunden, von gewissen Erscheinungen aber gibt hier Fitzstephan treffende Bilder. So ist besonders diese Mischung von Torheit und Energie in gewissen Verhältnissen des Universitätslebens packend dargestellt. Die Hauptidee des Buches, wie auch der Titel andeutet, ist die, daß es nicht möglich sei, sich von Familien-Traditionen loszulösen, auch wenn es unter Umständen rühmenswert wäre. Wenn es aber vorkomme, so geschehe es auf Kosten vom allem, was das Leben lebenswert mache, und selbst der Charakter müsse darunter notleiden.

In dem Brighton-Hause, einer von einer Pension lebenden, heruntergekommenen Familie, schildert uns der Verfasser nun eine solche Verwandtschaft mit eingehender Kritik. Es ist ein abschreckendes Bild von nichtssagender, schäbiger Scheinvornehmheit. Wir sehen die Badeort-Terrassen, wo die Hefe der oberen Klassen ihre klägliche Existenz zubringt. Charakteristisch und wahr ist ihre Verachtung der wohlhabenderen Nachbarn und ihre Zurückweisung jedes Mittels zur Verbesserung ihrer Lage gezeichnet. Infolge der Länge des Buches und der zu aufdringlichen Wiederholung des Leitmotivs der Familien-Tradition hält bedauerlicherweise weder Spannung noch Interesse an und wird die Wirkung des bedeutsamen Werks stark beeinträchtigt.

Wie bei Schilderung solcher Verbildungen und Auswüchse die satirische Behandlung wohl angebracht, so tritt bei Mr. W. Pett Ridges neuestem Roman: »Erb«[1]) ebenso zutreffend der Humor hervor. War in dem vorgenannten Werk der Typus des überbildeten englischen Akademikers charakterisiert, so lernen wir hier den Typus einer echt englischen Menschengattung kennen, deren Porträtierung dem Verfasser ausnehmend gelungen erscheint. Dies ist die typische Gattung des sog. »Cockney«, des beschränkten Londoner Stadtkindes. Diese Gattung spielt in der Millionenstadt eine Hauptrolle und verdient entschieden eine eingehende Behandlung. Nicht die oberen Zehntausend, nicht das der Polizei am meisten Mühe verursachende und am besten bekannte Volk der niederen Klasse, sondern die gewöhnlichen Angestellten des südlichen und östlichen London sind es, die England mit ihrem „Cockney-Humor" versehen. Sie sind es, die durch

[1]) London 1903, Bell.

[2]) London 1903, Methuen & Co.

Digitized by Google

ihre Gespräche und Reden in Kneipen und Klubs die englische Politik beeinflussen und oft den Ausschlag geben. Diese Leute schildert uns der Verfasser nicht als ausschließlicher Humorist, noch weniger als Satiriker oder Moralist, sondern er stellt sich selbst auf ihren Standpunkt und erreicht dadurch eine außerordentlich lebensvolle Momentaufnahme voll ungesuchten, treffenden Humors.

Dadurch wird sein neuestes Buch zu einer künstlerisch abgerundeten, wertvollen Studie und ist besonders allen denen zur Lektüre zu empfehlen, die das wirkliche Londoner Leben kennen lernen wollen.

Nach diesen großstädtischen Typen führt uns Mr. Edwin H. Cooper in »The Viscountess Normanhurst«[1]) in das provinzielle englische Leben der Gegenwart. Daß auch hier die Hauptheldin ein kleines Mädchen ist, kann man sich bei des Verfassers Vorliebe für Kindergestalten denken. Das kleine Mädchen ist diesmal voll Trotz, Empfindsamkeit und Stolz und wird uns in den Lebensjahren zwischen zwölf und fünfzehn mit eingehendster Analyse geschildert. Es wird uns in diesem hypermodernen Sinne nichts erspart. Wir müssen auch die unangenehmsten Einzelheiten über uns ergehen lassen, wir erfahren ihre ganze physische Entwicklung, ihre Unpäßlichkeiten, ihre ärztliche Behandlung.

Das junge Mädchen, Margery Fane, wird von ihrer liebelosen Mutter zwei jungen Leuten anvertraut zu einem Zeitpunkt, da sie zwischen Kind und Jungfrau körperlich wie geistig unter dem Mangel mütterlicher Obhut am meisten leidet. Als ihre physische Entwicklung den Punkt erreicht, wo ihre kindliche Liebe in die geschlechtliche übergeht, verspricht sie dem Mann, der bis dahin gewissermaßen die Stelle eines Kindermädchens bei ihr versah, ihn zu heiraten.

Es dürfte wohl auch dem Leser aus der Seele gesprochen sein, wenn Gordon Snell, ein Grenzer, der Margerys Mutter mit Geld versieht, ausruft: „O hol' der Teufel alles, wenn Sie noch eingehender diese schmutzige ärztliche Behandlung besprechen, ich habe genug davon!" u. s. w.

Bei den großen Vorzügen, die der Roman hinsichtlich der Gestaltungskraft, der Ausdrucksfähigkeit und des Stils aufweist, müssen wir uns nur über die Geschmacksverirrung wundern, die so mißlichen Zustände eines jungen Mädchens zum Gegenstand literarischer Analyse zu wählen.

Aber wenn Mr. Cooper auch noch so modern auftritt und Menschen aus der Gegenwart schildert, den Grad der Aktualität, wie Mr. G. Sidney Paternoster in seinem Roman: »The Motor Pirate«[2]) vermochte er doch nicht zu erreichen. Dieser hat nämlich eine ganz neue, moderne Abart des Straßenritters entdeckt. Land- und Seeräuber gab es schon seit Jahrhunderten, das zwanzigste Jahrhundert hilft nun endlich einem tiefgefühlten Bedürfnis ab und schenkt uns den — Motorräuber! Allerdings, ganz »up to date« ist er auch nicht, denn seine Laufbahn begann, ehe die Auto's dem Zwang der

[1]) London 1903, Methuen & Co.

[2]) London 1904, Grant Richards.

Digitized by Google

Numerierung verfielen. Lange täuscht er die Wachsamkeit der hohen Polizei von Surrey und fährt gewohntermaßen die Kleinigkeit von 60 Kilometern als Normalgeschwindigkeit; aber, so lange es auch währt, bis die bewährtesten Detektivs dahinter kommen, wer der geheimnisvolle Mensch ist, der Leser hat es schon lange gemerkt, es ist Mannering! Sollte das ein satirischer Zug sein? Aufregende Ereignisse fehlen nicht; den Gipfel der Spannung bildet die wilde Jagd von St. Albans bis Lands End. Wünschen wir keinem braven „Autler" das Ende mit Schrecken, das der Motorräuber fand! Das Buch ist eine packende Unterhaltungslektüre, ohne höhere literarische Ansprüche. Diese finden wir dagegen in hohem Maße in der Sammlung prächtiger Short Stories erfüllt, die Mr. H. B. Marriott Watson vor kurzem unter dem Titel: »Alarums and excursions«[2]) (etwa: „Empfundenes und Erlebtes") erscheinen ließ. Diese Erzählungen sind nach Erfindung und Inhalt, nach Ausführung und Methode vollkommen neuartig. Stilistisch stehen sie hoch über der heutigen Schnellproduktion. Hinsichtlich der Ausführungsmethode ist hervorzuheben, daß der Verfasser es liebt, plötzlich abzubrechen, ohne einen eigentlichen Abschluß, sei er glücklich oder unglücklich, herbeizuführen. Manchmal erscheint dies wirklich etwas verwunderlich, manchmal aber erzielt Mr. Watson gerade hierdurch eine erstaunliche Wirkung. Dies ist ganz besonders bei der bewundernswerten Erzählung: »The Tavern of the Moor« der Fall. Unbefriedigend ist der Abschluß z. B. bei »The Outlaw«, einer Sensationsnovelle höherer Klasse, die wie der unvollendete erste Akt einer umfangreicheren Dichtung erscheint. Unter den übrigen heben wir hervor: »The Mohock«, ein zusammengedrängter, trefflicher kleiner Roman aus dem Leben zu Anfang des 18. Jahrhunderts; »Captain Sword«, eine guterdachte Erzählung aus dem napoleonischen Kriege in Spanien, sowie (von den fünf kürzeren Novelletten): »A sense of honour«, in seiner klaren Zeichnung ein kleines Meisterwerk.

Diese Sammlung nimmt unter den Short stories der letzten Zeit ohne Zweifel einen hohen Rang ein.

Trotz der Beschränkung unserer heutigen literarischen Auslese im Verhältnis zu der Flut der Neuerscheinungen in ihrer Gesamtheit, will es uns bedünken, als ob sich allmählich eine qualitative Verbesserung und Vertiefung deutlich erkennbar mache und als ob die Vorzüge der modernen Methode auch mehr und mehr in dem konservativen England anerkannt würden.

---

[1]) London 1903, Chatto & Windus.

[2]) London 1903, Methuen & Co.

Digitized by Google

Wilhelm Jordan.

Gestorben am 25. Juni 1904.

Von Dr. P. Expeditus Schmidt in München.

In den Münchener Blättern war jüngst zu lesen, daß „Durchs Ohr", Lustspiel von Wilhelm Jordan, auf den Spielplan der Hofbühnen gesetzt sei. Was hatte es zu bedeuten, daß dies leider fast vergessene Stück wieder hervorgezogen wurde? — Daß sein Dichter gestorben ist. Das ist ja schier das beste Mittel, um in Deutschland auf die Bühne zu kommen. Was mir einmal ein Kunsthistoriker sagte: mit toten Malern verkehre sich's viel besser als mit lebendigen — das scheinen die Theaterleiter vielfach auch von den Dramatikern zu meinen. Auch Jordan hat es erfahren, wie gerade sein Vorwort zu diesem Lustspiele berichtet. Mit lebenden Theaterleitern ist auch für die Dichter oft schwer zu verkehren. Aber der Dichter muß das wohl oder übel wagen, denn hier herrscht keine Gegenseitigkeit: ein Theaterleiter kann von dem toten Dichter noch sehr viel haben, der Dichter vom toten Direktor aber höchstens — das Nachsehen.

So wird der alte Jordan wieder einmal aufgeführt, man wird wieder von ihm reden in den Theaterberichten; die große Menge unseres Publikums wird ihn aber nachher so wenig kennen wie zuvor. Er hat doch ein bischen seinen Ruhm überlebt; aber die fünfundachtzig Jahre, die er erreicht hat, will ich ihm darob nicht mißgönnen.

Ein Ostpreuße war er, 1819 geboren. Somit hat er seit der jungdeutschen Zeit so ziemlich alle Wandlungen und Entwicklungen in Deutschlands politischem und literarischen Leben miterlebt. Die politischen fast noch mehr als die literarischen. Schon als Student in Königsberg, wo er die Theologie mit den Naturwissenschaften vertauscht hatte, ließ er mit zweiundzwanzig Jahren ein Bändchen politischer Gedichte los mit dem dröhnenden Namen: Glocke und Kanone. Aus Leipzig wurde er später sogar ausgewiesen, um endlich nach einigen Wanderjahren ins glorreiche Frankfurter Parlament gewählt zu werden. Seine Herr-

Digitized by Google

lichkeit im allererſten deutſchen Marineminiſterium war von kurzer Dauer. Aber als penſionierter Miniſterialrat blieb er in Frankfurt ſitzen, iſt dort heimiſch und ſogar Geſchäftsmann, nämlich ſein eigener Verleger, geworden; dort iſt er auch jetzt aus dem Leben geſchieden.

Vieles hat er geſchrieben in ſeinem langen Leben. Mit lyriſchen Gedichten fing er an, im Drama hat er ſich wiederholt und mit verſchiedenem Glücke verſucht; ſchließlich kam er auch zum Romane. Aber ſeine Eigenart zeigt ſich in all dieſen Dichtungszweigen viel weniger als in den zwei großen Werken: „Demiurgos“ und „Die Nibelunge“.

Ein Myſterium nennt er den „Demiurgos“ und zugleich eine epiſch-dramatiſche Dichtung. Die Form iſt dabei ganz unweſentlich. Wir haben eine metaphyſiſche Dichtung vor uns, die den Satz erhärten will, daß das Böſe zur Weltentwicklung unentbehrlich, darum notwendig ſei, daß überhaupt alles nur zur Fortentwicklung diene, mag es dem Menſchen noch ſo häßlich ſcheinen. Ein Optimismus ſpricht daraus, den die naturwiſſenſchaftlichen Studien in ihm erzeugt. Künſtleriſch bedeutet das dreibändige Rieſenwerk nicht allzu viel; es fehlt an Klarheit der Kompoſition. Dem Dichter kommt alles auf den Inhalt, auf ſeine metaphyſiſchen Sätze an, und ſo etwas iſt meiſt kein Glück für ein Kunſtwerk.

Jordan iſt ſo ziemlich der gelehrteſte Dichter, den wir im neunzehnten Jahrhundert in Deutſchland gehabt haben — ich will damit nicht ſagen: der gelehrteſte Mann, der gedichtet hat, ſondern der Mann, der als Dichter am meiſten Gelehrter war. Er wollte geiſtigen, wiſſenſchaftlichen Gehalt vor allem geben; und geſtützt von einer bedeutenden Beherrſchung der Form und der Sprache, der er glückliche Neubildungen abgewann, hat er mit ſeinen Werken zeitweilig große Wirkungen erzielt. Daß es ihm gelungen wäre, Form und Inhalt reſtlos in einander aufgehen zu laſſen und ſo ein vollkommenes Kunſtwerk zu ſchaffen, kann man freilich nicht ſagen. Am ſtärkſten zeigt dieſe Schwäche der „Demiurgos“ (1852—54 drei ſtarke Bände), aber auch ſein eigentliches Hauptwerk, „Die Nibelunge“, iſt nicht frei davon.

Der Gedanke, den alten Sagenſchatz des deutſchen Volkes zu einem großen Nationalepos zuſammenzuſchließen und ſo wirklich zum Gemeingute des Volkes zu machen, war ſchon in Simrock lebendig geweſen und hatte ihn zu ſeinem Amelungenliede geführt; und in neueſter Zeit ſtrebt Richard v. Kralik Ähnliches an.

Jordan ging aber hier ſeine eigenen Wege, indem er zugleich die alte Form, den Stabreim, wieder aufgriff, und in ihm die beiden großen Lieder ſchuf, die 1868 und 1874 erſchienen: Die Siegfriedsſage und Hildebrants Heimkehr. Er ſtützt ſich dabei im weſentlichen auf nordiſche Quellen, da ihm das Nibelungenlied des dreizehnten Jahrhunderts als eine Verwäſſerung erſchien, verſchuldet durch Chriſtentum und Minneſang. Man muß anerkennen, daß die einzelnen Sagen mit Geſchick zu einem Ganzen verbunden ſind; man muß ferner zugeben, daß das Werk viele ſchöne und kraftvolle Stellen aufweiſt — ich kenne Leute, die davon ganz begeiſtert ſind.

Digitized by Google

Aber auf der anderen Seite zeigt sich auch hier seine Gelehrsamkeit, seine naturwissenschaftliche und archäologische Lehrabsicht in oft recht aufdringlicher und — langweiliger Art. Der Gelehrte schlägt den Dichter tot. War er schon stolz auf einen Vers des „Demiurgos", in dem er vor Darwin vom Kampfe um's Dasein gesprochen:

Also lösen Tod und Hunger
Und der Wesen steter Krieg
Uns das höchste, schwerste Rätsel:
Wie die Form des Lebens stieg; —

so konnte er sich's auch jetzt nicht versagen, dem Burgundenfürsten die Worte in den Mund zu legen:

„Denn Zuwachs durch Zuchtwahl für alle Zeiten
„Lautet die Losung, nach der wir leben."

Das sind gelehrte Marotten und — sagen wir's ehrlich! — der Stabreim ist auch eine. Unser Ohr hört ihn nicht mehr so wie das unserer Altvordern, zumal auch die übrige Metrik unserer Sprache eine völlig andere geworden ist. Wir können unsere Sprache nicht mehr auf die alte Prosodie zurückschrauben, die nur Hebungen zählte, zwischen denen drei und mehr, oder auch gar keine Senkung möglich war; für unser Gefühl, das an den regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung gewöhnt ist, geht der Rhythmus der Stabreimzeile zum größeren Teile verloren, oder aber — was auch bei Jordan mehrfach der Fall — er wird zu einer langweiligen Klappermühle. Bei kürzeren Dichtungen mag er noch angehen, bei einem Werke dieses Umfanges nimmermehr.

Aber ein anderes Verdienst Jordans knüpft sich an seine Nibelungendichtung. Er hat sie als wandernder Rhapsode weitum getragen, hat sie selber rezitiert und vielen und großen Erfolg damit gehabt. Sein so verwirklichter Grundsatz, daß auch die Epik gehört, nicht gelesen werden solle, ist durchaus richtig und gesund. Und doch wird er wenig Nachfolger finden — schon weil die Kunst des Sprechens bei uns zu sehr darniederliegt, ja beinahe den Schauspielern selber abhanden kommt.

Die übrigen Gedichte Jordans kann ich übergehen, zumal er selber nachdrücklichst erklärt, daß ihn „die Natur nicht zu lyrischen Taten gerüstet". Seine Romane bedeuten gleichfalls wenig und sind voll von allerlei gelehrtem Kram, unter dem die auch hier vorhandenen schönen Stellen, namentlich einzelner Naturszenen, leiden müssen; die Titel seien genannt: Die Sebalds (1885) und Zwei Wiegen (1887), jeder in zwei Bänden.

Der Dramatiker Jordan ist in seinen Trauerspielen fast ganz erfolglos geblieben. Die Lustspiele sind von bedeutendem künstlerischen Reize, weil er hier den Gelehrten so ziemlich ganz daheim läßt. Zudem kam dem Versdramatiker die eigene Vortragspraxis seiner Rhapsodenfahrten zu gute. So schuf er, wenn auch nicht sonderlich tiefe, doch recht reizvolle Arbeiten auf diesem Gebiete. Zu

Digitized by Google

nennen ist, neben der Jugendarbeit „Die Liebesleugner“ (1856) und „Tausch enttäuscht“ (1884), vor allem: „Durchs Ohr“, das einer Liebe Eindringen durchs Ohr, das heißt auf den einschmeichelnden Ton der Stimme hin, fein und anmutig schildert. Es konnte 1880 in vierter Auflage erscheinen und hat es im Ganzen zu sieben Auflagen gebracht.

Im Vorworte setzt er sich, wie schon eingangs bemerkt, mit den Theaterleuten auseinander; seine dort berührten Erfahrungen über den Verkehr des Dichters mit der Bühne sind namentlich für junge Fachgenossen von Interesse. Im allgemeinen waren schließlich seine Eindrücke doch derart, daß er sich gern auf das Darsteller-„Personal“ zurückzog, das er in seinem Rhapsodenfracke mit sich trug.

So war der alte Jordan, eine knorrige ostpreußische Reckengestalt, voll wissenschaftlicher Marotten, aber doch auch nicht selten ein glücklicher Bezwinger der Form, was ihn zu guten Übersetzungen befähigte. Daß er die Edda übersetzte, brachten seine „Nibelunge“ mit sich. Auch an Shakspere hat er sich versucht. Übertragungen des Sophokles und Homer würde man weniger erwarten; seine Odyssee ist von eigener Art, weil er es wie keiner verstand und wagte, die Kunstausdrücke der alten hellenischen Seefahrer in guter deutscher Seemannssprache wiederzugeben.

Das zeigt wieder den guten Deutschen: Das war er durch und durch, ein deutscher Patriot vom Scheitel bis zur Sohle, und schon darum ein durchaus achtenswerter Mann, auch für den, der nicht alle seine Anschauungen teilen kann. Auf seine Dichtung war er vielleicht etwas eitler als gerade nötig gewesen wäre — Richard M. Meyer, der überhaupt all seine Schwächen zusammenträgt, wie Rosinen aus dem Kuchen gepickt, weist sehr deutlich darauf hin. Umsomehr kann ich mir's an seinem Grabe ersparen, diese Fehler breitzutreten. Jedenfalls hat Wilhelm Jordan Großes angestrebt — zu solch gewaltigen Würfen, wie „Demiurgos“ und „Nibelunge“, holen heute nicht viele mehr aus. Und des reckenhaften Wollens halber sollen ihm seine Schwächen nachgesehen sein.

Digitized by Google

Das elsässische Theater.

Von Fr. J. Kleemeier in Leipzig.

Seit 1870 nehmen wir an dem Reichslande Elsaß wieder erhöhten Anteil. Das Land, seine Industrie, sein Handel, die Sitten und Gebräuche seiner Bewohner, die Kunst seiner Maler und Bildhauer, die Gesinnungen seiner Stadt- und Landbewohner sind von zahlreichen Gelehrten und Schriftstellern studiert und geschildert worden. Keine dieser Betätigungen würde uns aber die Seele des Elsaß besser erkennen lassen als die jüngste und spontanste Bekundung seiner literarischen Bedürfnisse: nämlich das seit wenigen Jahren in Mülhausen, Kolmar und Straßburg entstandene neue elsässische Volkstheater. Wie man seit einiger Zeit in verschiedenen Gegenden Deutschlands und Frankreichs Bestrebungen zur Hebung der Heimatkunst macht, besonders auf dem Gebiete des Theaters, so hat auch im Elsaß die private Initiative hier kräftig und erfolgreich eingegriffen. Der Lokalpatriotismus hat Wunder gewirkt und sozusagen mit einem Schlage den erwünschten Zweck erreicht. Der gute Wille einiger Liebhaber genügte, um das Nationalgefühl einer ganzen Generation aufzurütteln und Werke entstehen zu lassen, von denen einige wenigstens in ihrer Art als der reinste und künstlerische Ausdruck der volkstümlichen Regungen und Betätigungen angesehen werden können. Mit köstlicher Naivität wissen diese Volksstücke die tragischen Gemütsbewegungen, die zartesten und edelsten Gefühle der Kinder des Volkes, des Menschen zu schildern, der noch nicht durch den Luxus der großen Städte verdorben ist. Mit zwingender Kraft ist es diesen kleinen Dramen gelungen, zum wenigsten einige der Probleme unserer heutigen Gesellschaft aufzustellen, zu erörtern oder zu berühren, von denen wir nur die übergroße schädliche Anziehungskraft der großen Städte und die Entvölkerung des platten Landes, die Beziehungen zwischen Patriotismus und Liebe, die Neigungs- und Geldheiraten und besonders die Güterteilung und die Unterdrückung durch Reiche und Arbeitgeber nennen. Alle diese brennenden und schwierigen Fragen sind von den elsässischen Schriftstellern mit dem erforderlichen Ernst und in den reinsten und edelsten Ausdrücken behandelt worden. In diesen Dramen hat die sträfliche, gefährliche Kunst, durch versteckte Zweideutigkeiten eine ungesunde Neugierde zu erregen, keinen Platz gefunden; ihre wahre und kräftige Sprache überschreitet niemals die Grenzen der Ehrbarkeit und des Anstandes.

Digitized by Google

Wenn die Schöpfung des heutigen elsässischen Volkstheaters kaum einige Jahre alt ist, reichen seine Ursprünge sehr weit zurück. Lange vor dem dreißigjährigen Kriege gab es im Elsaß eine dramatische Bewegung, wie uns die Archive von Kolmar, Gebweiler und Thann bezeugen. Schon in den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts veranstalteten die Bauern der benachbarten Dörfer in Kolmar dramatische Aufführungen. Am 4. Februar 1514 führten sie daselbst ein religiöses Drama, eine Art Mysterium vom Leiden, Tode und der Auferstehung Jesu Christi auf. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese religiösen Dramen, die in Kolmar einen großen Erfolg hatten, im Elsaß nicht vereinzelte Erscheinungen blieben. Nach den Passionsmysterien dramatisierte man andere biblische Erzählungen. Am 20. Februar 1519 führten die Einwohner von Gomar in Kolmar ein Stück „vom verlornen Sohn" auf. 1521 finden wir Spuren eines Volksdramas „Hiltebrandt", vermutlich eine Nachahmung des alten Hildebrandsliedes. Bald gelangten wichtigere Stücke aus Deutschland nach Elsaß. Im Winter 1521 auf 1522 spielte man „Tannhäuser" in Kolmar. Und so wurden die Aufführungen immer zahlreicher und mannigfaltiger. Andere Städte des Oberrheins ahmten das Beispiel nach. 1531 gab man in Kolmar Jörg Wickrams „zehn Lebensalter". 1532 folgte daselbst Wickrams „treuer Eckart", während des Karnevals von 1550 ein biblisches Drama von der „Geschichte des Tobias", 1571 das „Urteil des Paris", 1573 eine Tragödie von der „Geschichte Johannis des Täufers" von dem lateinischen Schulmeister A. Meyenbrunn. Auch Gebweiler und Thann hatten ihre Aufführungen. So berichtet uns die Chronik von Thann noch 1699 von der Aufführung einer dreiaktigen Komödie „Herodes und Mariamne". Über die Straßburger Aufführungen in früherer Zeit wissen wir weniger, da die Archive Straßburgs großenteils vernichtet worden sind. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts finden wir in Straßburg zahlreiche Dialoge in elsässischem Dialekt, sogenannte Fraubasengespräche. Diese kleinen Sittengemälde, die sich oft in beißende und geistreiche Satiren verwandelten, wurden während der Belagerung von Straßburg 1814 und 1815 von dem Professor J. G. D. Arnold, von Frau Charlotte Engelhard und andern Verfassern nachgeahmt. Mülhausen scheint den volkstümlichen Aufführungen feindlich gegenübergestanden zu sein, woran die kirchlichen Streitigkeiten schuld gewesen sein mögen; denn seit 1530 war die reformierte Lehre dort vorherrschend.

Wie man sieht, reicht das volkstümliche elsässische Theater mit seinen Ursprüngen weit in die Vergangenheit zurück. Aber die dramatische Tradition ist vom Ende des Mittelalters bis auf unsere Tage keine ununterbrochene. Trotz der Straßburger Fraubasengespräche, die niemals Anspruch auf die Bühne machten, nimmt die Aufführung von Werken in elsässischem Dialekt im achtzehnten Jahrhundert und während fast des ganzen neunzehnten Jahrhunderts mehr und mehr ab. Die Revolution, das Konsulat, das Kaiserreich ließen schwerere Aufgaben erwachsen. Der Geschmack an den naiven Aufführungen und an dem grobkörnigen

Digitized by Google

Witz des Volkstheaters verschwand bei den führenden Klassen, und die Bauern hatten keine Zeit mehr, sich um das Theater zu kümmern. Zwischen zwei großen Literaturen, der deutschen und französischen, entfernten sich die elsässischen Theater allmählich von der volkstümlichen Überlieferung und gaben entweder französische oder deutsche Stücke. In den ersten drei Vierteln des neunzehnten Jahrhunderts finden wir kaum zwei oder drei vereinzelte Ausnahmen, so z. B. den „Pfingstmontag" von J. G. D. Arnold in Straßburg (1780—1829), die historische Tragödie „Bürgergröße" von Spindler (1825) und einige Stücke des Pastetenbäckers J. Th. Mangold in Kolmar (1816—1888): „'S Lob vom ledige Stand" 1860, „Die dreifach Hochzitt em Bäsäthal" 1863, „D'r Hans on's Grehtälä em Ehschtand" 1869, „D'r verhäxt Herbst" 1876. Je weiter das neunzehnte Jahrhundert vorrückt, desto mehr geraten die Leiter der städtischen Theater in das Schlepptau der Pariser Bühne. Auch wird der elsässische Dialekt so gering geachtet, daß man ihn den Dienstboten, Bauern und Arbeitern überläßt. Der durch seine Dialektstücke berühmt gewordene Mülhauser Dichter A. Lustig (1840 bis 1895) bedient sich z. B. bis 1870 fast ausschließlich der deutschen oder französischen Sprache. Der Pastor Adolf Stoeber schreibt trotz seines ungewöhnlichen dramatischen Talents nicht für das Theater. Sein Bruder August Stoeber (1808—1884) hat nur ein Stück: „E Firobe im e Sundgauer Wirthshüs" (1868) geschrieben, das sich übrigens bei einer kürzlichen Aufführung in Mülhausen noch heute zugkräftig erwies. So wurde in der Kirche wie in der Schule, auf dem Theater wie in der aristokratischen und bürgerlichen Gesellschaft, der elsässische Dialekt durch die literarische Sprache zurückgedrängt. Nach 1870 schloß sich die elsässische Gesellschaft vor deutschen Einflüssen ab in der Hoffnung auf eine neue Zeit. Aber die Jahre vergingen und ein Volk kann sich nicht in eine Hoffnung verlieren, die sich nie verwirklicht. Man besann sich also auf sich selbst. Man erinnerte sich, daß man vor allem elsässisch sei. Man versenkte sich in die Geschichte und lokale Literatur des Elsaß und bald hörte man auch wieder die herben Laute des heimischen Dialekts. Man hatte endlich ein Gebiet gefunden, auf dem man sich freundschaftlich begegnen konnte.

Wenn das neue Volkstheater des Elsaß aus dem Wunsche seiner Bewohner entstand, ihre Stammeszugehörigkeit zu festigen, so ist der Lokalpatriotismus nur die Ursache seines Erfolges. In Straßburg, in Kolmar, in Mülhausen wurde das Bedürfnis, die eigene Individualität zu erhalten, zur Stärke des elsässischen Theaters und zur Bürgschaft für seine Dauer. Um das Jahr 1892 bestanden in Straßburg zwei Liebhabertheatergesellschaften, die „Vogesia" und die „Theatralia", neben ihnen noch andere, wie die „Argentina", die „Humoristica", seit 1896 auch der „Theaterclub". Alle hatten jedoch kein rechtes Leben. Da kamen die Schlierseer nach dem Elsaß und wurden sehr günstig aufgenommen. Ihre Erfolge bestimmten einige Straßburger, wie Stoskopf und Graber, die sich schon länger mit dem elsässischen Dialekt und mit der Schöpfung und Einrichtung eines Volkstheaters beschäftigt hatten, diesem Plane ernst-

Digitized by Google

lich näher zu treten. Ihre Bemühungen waren erfolgreich. Am 30. März 1898 wurden die Statuten der neuen Theatergesellschaft genehmigt. Sie dienten auch den anderen in Kolmar und Mülhausen entstandenen dramatischen Gesellschaften zum Muster. Das Theater war also da. Nun mußte man aber auch Schriftsteller, Stücke und Schauspieler haben. Auch dafür wurde Rat.

Bereits auf der ersten Hauptversammlung der Mitglieder des neuen elsässischen Theaters in Straßburg hatte sich ein noch ganz junger Mann, Gustav Stoskopf (geb. 1869), in dieser Hinsicht hoffnungserweckend ausgesprochen. Nach kaum einem Jahre konnte er sein Versprechen erfüllen und ein wahrhaft elsässisches und volkstümliches Stück erscheinen lassen: „D'r Herr Maire", Lustspiel 1898, seitdem der Clou der verschiedenen elsässischen Theater. Schon im nächsten Jahre war Stoskopf mit einem neuen Lustspiel fertig: „D'r Kandidat" 1899. Diesem folgten: „E Diplomat" 1899, „E Mordsaffär" 1900, „D'Pariser Reis" 1900, „D'Millionenpartie" 1901, „D'r Prophet" 1902, „E Demonstration" 1904. 1901 gab Stoskopf mit seinem Freunde Graber „D'Heimat" heraus. Stoskopf ist zurzeit der bekannteste und volkstümlichste elsässische Dichter und von seinem Talent ist offenbar noch viel zu erwarten. Wenn Stoskopf der komische und humoristische Dichter des Straßburger Theaters ist, so kann man Julius Graber (geb. 1868 in Aachen) den dramatischen und tragischen Dichter nennen. Die Hauptwerke Grabers sind: „E Hochzitter im Kleiderkaschte" 1894, „Dreij Freijer" 1895, „Lucie" 1896, „D'Jumpfer Prinzesse" 1899, „Sainte Cécile" 1897, „D'r Eintagsleutnant" 1902, „D'Madam un d'Magd" 1903, „D'r läz Bardessü" 1904. Die Stücke Grabers sind regelmäßiger und künstlerischer aufgebaut als diejenigen Stoskopfs; sie zeigen gewöhnlich mehr Einheit und dramatische Handlung.

Diesen beiden Schöpfern des Straßburger Theaters zunächst steht Ferdinand Bastian (geb. 1868). Von ihm sind: „D'r Vetter Bläsel" 1897, „D'r neij Jean" 1899, „D'Madam Cervelle". Sein bekanntestes Stück ist: „D'r Millionengartner", 1900, dem „D'r Dorfschmied" 1901, „D'r Hans im Schnokeloch" 1903 und „D'goldig Wurscht" 1904 folgten. Einer der Schriftsteller, dem das elsässische Theater am meisten verdankt, ist Karl Hauß (geb. 1871). Er ist Verfasser mehrerer amüsanter Vaudevilles, des Weihnachtsstimmungsbildes „Danneholz" 1899, des Schauspiels „Eulogius Schneider" 1903, und hat auch Erckmann-Chatrians „Die Rantzau" für die Bühne bearbeitet. Von den übrigen Straßburgern seien hervorgehoben: A. Michel, K. F. Kettner (1844—1899), Alph. Bischoff, A. Mühleisen (geb. 1856), der auch als Darsteller hervorragende Buchbindermeister D. G. A. Horsch (geb. 1864) und besonders die Verfasser von „D'Waldmuehl" 1901: H. K. Abel (geb. 1876) und R. Prévôt (geb. 1880). Sie sind bei weitem die bedeutendsten unter den neuesten elsässischen Autoren und kennen vielleicht besser als viele ihrer Kollegen die äußeren Gesetze des Dramas. In ihren Werken sind die Charaktere kräftiger gezeichnet und lassen durch ihre Entwicklung den tragischen Konflikt entstehen. Sie haben

Digitized by Google

begriffen, daß die erste und letzte Absicht des Bühnendichters Handlung sein muß und daß das wesentliche Erfordernis eines Dramas immer die innige und harmonische Vereinigung der verschiedenen Abschnitte dieser Handlung ist. Bei ihnen ist der Dialekt reiner von fremder Einmischung als bei den meisten anderen Autoren, ohne daß er von seinem volkstümlichen Charakter verliert. Von Abel erschienen: „Im Herbschtnawel" 1901, „Unseri schoene Rawe" 1902, von Prévôt: „Elsassisch Blüet", „Freiheit" 1902.

Vom Kolmarer Theater ist G. Cahn (Pseudonym G. Hauc, geb. 1866) als Verfasser von „Freundschaft", „Uns'r Ferdinand" 1900, »Cherchez la femme« und „Nur d'Lieb" zu nennen. Das Mülhauser Theater hatte nur unter den etwa zwanzig Theaterstücken in oberrheinischem Dialekt von Aug. Lustig (1840—1895) zu wählen, der dessen Eröffnung leider nicht mehr erlebte. Alfr. Weiß (geb. 1867) scheint indes den Schwung und die Heiterkeit Lustigs teilweise geerbt zu haben. Von Weiß sind erschienen: „D'r Ernest in Verlägeheit", „E Kneippkür". Mit seinem Drama „Fischlin", dem wichtigsten Stücke der Mülhauser, hat Weiß ernstere und höhere Bahnen betreten. Neben Weiß ist Alb. Geis, ein tüchtiges dramatisches Talent, zu stellen. Von ihm sind: „Geld un Liewe" 1900, „Am Abgrund!" 1902. Sein Stück: „Iwer finere Kraft" 1902, erlangte einen Preis. Von den übrigen Mülhausern seien erwähnt: Alfr. Lueger (geb. 1877), der Verfasser von: „D'r Onkel Anatol", „D'Müetterspraach" und „Mi Tante", letzteres zusammen mit A. Braunschweig. Auch K. W. Faber und K. Kolmann, die Verfasser des Lustspiels „Am Belche" dürfen nicht vergessen werden. Kolmann hat auch Erckmann-Chatrians Rantzau und polnischen Juden ins Milhüserditsche übersetzt. Für Kolmar besorgten dies E. Geschaedler und W. Holzach.

Von älteren und neueren elsässischen Bühnenschriftstellern führen wir noch nachfolgende an: K. Berdellé, K. Bernhard, O. Brachvogel, Fr. Contet, M. J. Erb, H. A. François, G. Gayelin, J. Giller, E. Gottlieb, D. Hirtz, G. D. Hirtz, B. Klein, H. Kleisecker, J. Levrechou, L. Liebich, H. Marty, X. Meyer-Ruffra, A. Michel, K. G. Müller, E. Oberthür, A. Pick, K. Rath, L. Reich, Th. Reinhart, J. Riff, P. Rugraff, E. Scherwitz, Schmidt und Richshoffer, H. Schneegans, Ehrenfr. Stoeber, A. Stoffel, Weirich, R. Yves. Mayer Woog (1833—1896) hat eine ganze Anzahl Stücke in jüdisch-elsässischem Dialekt geschrieben.

Das elsässische Theater kann fürwahr stolz sein auf die Erfolge, die es in der kurzen Zeit seines Bestehens schon errungen hat. Diese Zeilen können und wollen nur einen ganz allgemeinen Überblick über das bis jetzt Erreichte geben. Wer sich weiter für die Sache interessiert, und welcher Literatur- und Theaterfreund tut das nicht, der sei auf das sehr gehaltvolle und eingehende Werk des Professors Heinrich Schoen[1]) verwiesen. Das Buch wird ihm einen hohen

[1]) Le Théâtre Alsacien par Henri Schoen. Bibliographie complète du théâtre alsacien. Biographie des auteurs. Avec 70 gravures. 8°. (XV, 330, 41 p.) Strasbourg 1903, J. Noiriel. Mk. 2.80.

Digitized by Google

Genuß gewähren. In kaum vier bis fünf Jahren hat das elsässische Theater über sechzig volkstümliche Stücke hervorgebracht. Wenn auch ihr literarischer Wert verschieden ist, so befinden sich doch ganz unbedeutende oder geschmacklose verhältnismäßig wenige darunter, ebensowenig absolut unmoralische. Fast alle diese Dialektstücke enthalten mindestens einen interessanten Charakter oder eine interessante Szene, in denen sich der gesunde Menschenverstand oder die komische und satirische Ader der elsässischen Bevölkerung widerspiegeln. Wie das elsässische Volkstheater die tiefe Liebe zur Natur und zum heimatlichen Boden, die hohe Auffassung von der Liebe, den Abscheu vor der Beschränktheit und Geziertheit, die sittlichen und religiösen Bestrebungen bekundet, scheint es wohl die Gefühle der elsässischen Bevölkerung zum Ausdruck zu bringen.

Pilgrime wir —

Ein ewig Wandern ist in unsern Gliedern,
Ein ewig Wünschen flutet in uns um:
Bald singt die Sehnsucht es in frohen Liedern,
Bald tragen wir es in uns traurigstumm.

Pilgrime wir nach hohen Himmelsweiten —
Doch wenn ein kleinbescheiden Erdenglück
Nur kommt, sich Wohnung in uns zu bereiten:
Wie gern schon bleiben wir allda zurück.

Weit tut das Herz sich auf, es zu empfangen
Und zu umfangen mit der Liebe Glut,
O, dieses heiße, heilige Verlangen,
Bis endlich es im tiefsten Herzen ruht.

Dann wandern rastlos wieder wir die Wege,
Dran fern des Lebens Zieltor offensteht.
Nur, daß der Himmel unser Glück umhege,
Ist unsers vollen Herzens heiß Gebet.

Pilgrime wir nach hohen Himmelsweiten —
Kein Schritt, kein Zaudern treibt uns mehr zurück,
Bis an das goldne Tor der Ewigkeiten
Tragen mit frommen Händen wir das Glück!

Aachen. Friedr. Castelle.

Digitized by Google

Das eiserne Kreuz.

Eine patriotische Skizze von Bruno Graf von Holnstein aus Bayern.

Kling, klang, sagte der Ambos. Der Dorfschmied warf den Hammer zur Seite, nahm das heiße Eisen und steckte es ins Wasser, daß es aufzischte, wie eine gereizte Schlange.

„Jetzt wird der Ferdinand wohl noch vor Sedan liegen. Na, unsere braven Kerle werden die Franzosen schon kriegen."

Der alte Postbote kam verstaubt zur Schmiede herein.

„Da, Meister, ein Brief von Ferdinand!" In des alten Schmieds Gesicht leuchtete es heller auf, als in der Esse. Er nahm seine Hornbrille aus dem Schraubenkasten, wischte sie mit den aufgerollten Hemdärmeln blank und hielt den Brief weit von sich, um besser lesen zu können; aber er mußte absetzen, so zitterte das Papier in seinen schwieligen Händen.

„Der alte Klein war da! Mutter, ein Brief, ein Brief!" riefen draußen Anton und Eva und stürmten in die Schmiede. Die kleineren Geschwister kamen herzugelaufen, denn wenn der Vater einen Brief las, war es ein Ereignis.

Der Schmied schob den Lehnstuhl ans Fenster, daß das Licht durch die kleinen Scheiben auf den Brief fiel.

„Dä leiwe Jung!" sagte er.

Da stand's mit großen, ungefügen Schriftzügen:

Liebe Eltern!

Ich möchte Euch erzählen, wie wir die große Schlacht gewannen.

Frühmorgens war's. Auf Berg und Tal lag der Nebel. Plötzlich wurde es rings auf den Höhen lebendig, und als die Sonne durch den Nebel brach, da hatten wir auf allen Seiten Sedan umgangen. Das war ein Schießen! Das bollerte und donnerte den ganzen Tag, als wenn hunderttausend Schützenfeste zusammen gefeiert würden. Wir merkten vorläufig vom Feinde nichts, er aber wohl mehr von uns, denn bald brannte es in Sedan an verschiedenen Stellen. Sie sagten, die Bayern hätten es getan. Doch bald mußten auch wir vorgehen. Da pfiffen die Kugeln über unsere Köpfe hin,

Digitized by Google

denn die Franzosen schießen mit ihrem Chassepot immer zu hoch. Doch ab und zu traf doch eine, und wer eben noch gesund und munter, der sank hin und starb, wie unser Leutnant sagte, den Heldentod. Wie wir so vorwärts gingen, wurde es licht in unseren Reihen. Wir drangen in Bazeilles ein, das die Bayern schon zweimal gewonnen und wieder verloren hatten. Da hätte man unseren Hauptmann sehen sollen! „Kerls, wollt ihr eure süddeutschen Brüder im Stiche lassen?" Da gings aber vorwärts und der Hauptmann immer vorneweg, als hätte ihn gar keine Kugel treffen können. Na, wir ließen unseren Hauptmann auch nicht allein und stürmten mit vor. Das mochten die Herren Franzosen auch wohl merken, denn sie machten kehrt, die Bayern und wir drangen mit Hurra bis zum vorderen Dorfrand. Bazeilles haben sie nicht wieder bekommen! Unser Hauptmann aber klopfte mir auf die Schulter und sagte: Na, Ferdinand, (er nennt uns nämlich immer beim Vornamen und Du, was uns auch lieber ist, denn es klingt so gemütlich), das eiserne Kreuz haben wir uns aber heute verdient!

Der Kampf zog sich noch bis zum Abend hin.

So mancher liebe Freund ist fort. Auch der Hildebrand, der früher mal bei uns in der Schmiede war, hat einen Schuß bekommen. Ich gab ihm noch aus meiner Flasche zu trinken, als er so jämmerlich balag.

Jetzt sind wir im Biwak. 's ist heller Sternenhimmel, und der Mond scheint so freundlich herab, als wenn alles im Frieden wäre. Die meisten liegen und schlafen. Das mit dem eisernen Kreuz wollte ich Euch doch eben schreiben, und daß es mir gut geht. Ich schreibe auf der Trommel meines Freundes. Man sagt, die Franzosen wollten sich ergeben, und einige behaupten sogar, der Kaiser Napoleon sei auch dabei. Vater, das wäre aber ein Spaß! Grüße mir alle, die Mutter und auch die Kleinen und auch Nachbars Marie und sag' ihr, ich hätte die Socken bekommen. Das freut sie doch." —

* * *

Kurz vor Weihnachten war es. Die Sonne schien in das kleine Krankenzimmer eines Feldlazaretts. Ein Schwerverwundeter lag in heftigem Fieber.

Da klopfte es stark an die Türe, und der Hauptmann trat herein: „Na, Ferdinand, wie gehts?" Matt schlug der Verwundete die Augen auf und erkannte seinen Hauptmann. Der legte ihm das eiserne Kreuz auf die Brust. Da ging ein Freudenschimmer über die Züge des Soldaten, und in den wildesten Fieberphantasieen gab er das Kreuz nicht mehr aus der Hand.

Einige Wochen später erhielt der Dorfschmied ein kleines Paket vom Kriegsschauplatz. Es war aber eine fremde, regelmäßige Handschrift, nicht die lieben, ungefügen Schriftzüge seines Ferdinand.

Der Schmied las: „Lieber Herr Schmiedemeister!

Ihr Sohn hat sich wacker und brav geführt. Er war einer der besten Soldaten meiner Kompanie. Vor Paris wurde er durch einen Lungenschuß ver-

Digitized by Google

wundet und ist leider vor einigen Tagen verschieden. Als ich zu ihm kam und ihm das eiserne Kreuz brachte, das er sich bei Bazeilles verdient hatte, nahm er es glückstrahlend hin. Das Kreuz ist ihm zum Sterbekreuz geworden. Als sein Ende herannahte, träumte er von Weihnachten. In seinem Tornister hat man eine Trompete und eine Puppe gefunden, die er wahrscheinlich für seine kleinen Geschwister bestimmt hatte. Als ich ihn das letzte Mal besuchte, erkannte er mich nicht mehr. „O, wie schön", phantasierte er, „ist der Christbaum; wie hell sind alle die Lichter! Nun singt doch einmal das schöne Weihnachtslied! Hier, Franz, habe ich dir eine Trompete mitgebracht, und hier die Puppe ist für dich, Sophiechen! Und hier, Vater, sieh: Das eiserne Kreuz hat mir mein Hauptmann zu Weihnachten geschenkt!" Ich war bis zu Tränen gerührt. An Ihrem Sohn habe ich den tüchtigsten, bravsten Soldaten meiner Kompanie verloren! —"

Wehes Schluchzen unterbrach die Stille.

Der Brief war zu Boden gefallen, die Katze spielte damit, und der Schmied stand unbeweglich, als sei er zu Stein geworden, das eiserne Kreuz seines Sohnes in den zitternden Händen.

Oft noch klang der Ambos im Dorf; doch nimmermehr sang der Schmied sein Lied dazu.

In der Heimat.

Die stillen Gärten, der stille Weg
Zwischen Hecken hinaus in die Felder,
Der Fluß und der halbverfallene Steg
Und die tiefen, dunklen Wälder.

Hier war ich klein, hier wurd' ich groß
Und lernte das Leben lieben;
Dann hats mich halt- und heimatlos
Da draußen umgetrieben.

O schlüg' mein Herz, wie es damals schlug
Und wüßte nicht zu wimmern,
Ging' ich, die schwielige Faust am Pflug,
Und säh' die Furchen schimmern!

Münster i. W. Christoph Slaskamp.

Digitized by Google

Vom Jugendschriftenmarkte.

Von Laurenz Kiesgen in Köln.

Mit großem Vergnügen nimmt der Kinderfreund den „Tierstruwwelpeter", ein lustiges Buch für das kleine Volk von Jul. Lohmeyer und Fedor Flinzer[1]), in die Hand. Prächtige Bilder, die in ihrer Komik unwiderstehlich und ohne Kommentar verständlich wirken, sind von ergötzlichen Versen begleitet; beides ist dem Kenner der Jugendliteratur schon bei Nennung der Verfassernamen fraglos. Ein Mißverhältnis zwischen der feinen Ironie, die die Szenen durchtränkt, und der jugendlichen Naivität, die für Satire solcher Art noch kein Organ hat, hebt sich leicht mit dem fortschreitenden Alter: das Buch wird auch größeren Leuten noch etwas sein. In dem Buche „Auf dem Lande" (mit Reimen von J. Lohmeyer und Fr. Oldenberg) sind nur die Schwarzdrucke von Oskar Pletsch empfehlenswert, die süßlichen Buntdrucke wären besser fortgeblieben. Noch weniger einheitlich präsentiert sich „Den lieben Kleinen"[2]), das eine Vereinigung der Bücher „Springinsfeld" und „Allerlei Schnickschnack" von Oskar Pletsch darstellt, und der unzulänglichen Buntbilder von irgend einem Ungenannten mehr enthält. Schade, daß man deshalb die beiden Bücher ablehnen muß. Die Reime sind artig. In den beiden Bilderbüchern „Guck in die Welt"[3]) und „Das fröhliche Tierbuch"[4]) sind die Texte von Strasburger und Trojan, bzw. Strasburger und Th. Etzel. Leider sind sowohl Vers als Prosa nicht immer auf der Höhe; in den Gedichten genügt es durchaus nicht, daß Reim und Rhythmus „klappt", es dürften bei aller Kindlichkeit der Geist und der dichterische Flug nicht mangeln. Diese Ausstellung ist man berechtigt zu machen, wenn man an manchen Gedichten sehen kann, wie der oder die Verfasser ein vorzügliches Kinderlied schreiben. Die bildliche Ausstattung ist bei beiden Bändchen gut, einiges hübsch gelungen und heiteren, auch für Erwachsene ansprechenden Charakters. Da wir gerade in Bilderbüchern

[1]) Leipzig, P. E. Lindner.
[2]) Beide: Stuttgart, W. Effenberger.
[3]) Eßlingen, J. F. Schreiber.
[4]) München, E. Koch.

Digitized by Google

viel Pappware haben, mag man immerhin in Ermangelung eines besseren diese beiden im Bildschmuck ansprechend ausgestatteten nicht missen.

Eine beliebte Beschäftigung, das Bemalen einfacher Flächenfiguren (Bäume, Häuser, Tiere, Menschen), bietet „Das Nürnberger Bilderbuch von Joan", das diesmal allerdings nicht in Nürnberg, sondern in Amsterdam[1]) herausgegeben wurde. Ein Heft enthält als Vorlagen die bemalten, ein zweites die Konturen der zu bemalenden Figuren. Das erstere hat auch Verse, die besser weggeblieben wären; denn sie stehen nicht nur mit der Poesie auf sehr gespanntem Fuße, sondern auch — mit der deutschen Sprache. Die Bilder sind aber so drollig und die Idee scheint eine so gute, daß man ausnahmsweise über den Text einmal hinwegsehen kann.

Eine Ausgabe des Till Eulenspiegel von Paysen-Petersen[2]) ist reichhaltiger als die früher erwähnte des Seemannschen Verlags. Auch die Bilder von E. Klimsch sind gut. Bei der Hälfte des Preises wäre daher wohl dieser Eulenspiegel dem Seemannschen vorzuziehen, wenn man, wie damals erwähnt, an die etwas lieblose, bäuerisch-freche und zuweilen rohe Art des ganzen Eulenspiegel bei der Jugendlektüre keine Bedenken knüpft. Die Jugendblätter, von Isabella Braun[3]) begründet, wollen nach dem Vorwort ganz in dem Sinne der neuen Jugendschriftenbewegung arbeiten. In einem Wort über Jugendschriften, an die Eltern gerichtet, sagt der Herausgeber, Oberlehrer Lothar Meilinger: „Wer diese beiden (Freude an der Natur und an der Kunst) üben und lieben gelernt hat, dem sind sie ein echter Jungbrunnen, der alles Häßliche und Gemeine aus der Seele wäscht, der die Weltanschauung, die Religion läutert und vertieft. Die Jugendschrift hat also nur das Beste zu bieten und unsere Jugend vorzubereiten zum Genießen des Künstlerischen in Schrift und Illustration." Er kommt dann zu dem bekannten Diktum der Hamburger: „Die dichterische Jugendschrift muß ein Kunstwerk sein." Große Sorgfalt wird auf die Illustration gelegt und namentlich auch der Farbendruck gepflegt. Wenn unter dem Text schon einmal eine weniger gute Arbeit unterläuft, so ist das ja wohl zu entschuldigen. Im ganzen mögen die „Jugendblätter", die auch im 50. Jahrgang die programmatischen Worte ihres Herausgebers erfüllen, die regste Unterstützung des kleinen und großen Publikums finden.

Ein Buch von Jeremias Gotthelf, „Geld und Geist"[4]), ist bei aller Vortrefflichkeit keine eigentliche Jugendlektüre; was an Empfindungen die Herzen dieser Menschen bewegt, ist noch nicht im Erfahrungskreise der Jugend lebendig geworden und sie würde sich, da Gotthelf kein Darsteller bunter und bewegter Handlung ist, bei der Lektüre langweilen. Es wäre darum schade,

[1]) Amsterdam, S. L. van Looy.
[2]) Stuttgart, Loewes Verlag.
[3]) München, Verlag der „Jugendblätter".
[4]) Halle a. S., Otto Hendel.

Digitized by Google

wollte man durch zu frühe Empfehlung die Kinder von der Lektüre eines so vortrefflichen Dichters und Menschenkenners abschrecken. Bei Dickens (Oliver Twist)[1]) liegt die Sache ähnlich. Eine zu breite, behagliche Form, die Gelegenheit gibt, den bekannten Humor dieses Engländers nach allen Seiten spielen zu lassen, dürfte der auf eine harmlose Weltauffassung gestimmten Jugend wenig zusagen und von ihr nicht beachtet, geschweige gewürdigt werden.

Ein vorzügliches Büchlein gab die Jugendschriften-Kommission des Elberfelder Lehrervereins unter dem Titel „Gefunden“[2]) heraus. Es sind kurze Erzählungen von Björnson, Hebel, Kielland, Rosegger, Schmitthenner, Stöber, Weisflog und Zschokke. Die Auswahl wird jeden Jungen fesseln und auch mancher ältere Leser muß an ihnen seine Freude haben; etwas hart in ihrem unbarmherzigen Ausgang wirkt Roseggers „Zu Straßburg auf der Schanz . . .“ Einen guten Griff haben die Herausgeber mit dem „Max Stolprian“ von Zschokke getan, der mit Unrecht aus den Lesebüchern, in denen ich als Junge gelesen habe, verschwunden ist.

Die beiden Bände „Lederstrumpfgeschichten“, die Gustav Höcker nach Cooper bearbeitet hat[3]), sind als echte Indianergeschichten natürlich jedem Jungen willkommen und können von uns deshalb empfohlen werden, weil sie bei aller unechten Verherrlichung des wilden Lebens in den nordamerikanischen Wäldern immerhin künstlerische Qualitäten aufweisen. Aus diesen Lederstrumpfgeschichten schöpften alle die tausend Fabrikanten blutrünstiger Rothautliteratur. Die Höckersche Ausgabe enthält in 2 Bänden die Erzählungen „Der Wildtöter“, „Der letzte Mohikaner“, „Der Pfadfinder“, „Lederstrumpf oder die Ansiedler am Susquehanna“ und „Der Wildhalter oder die Prärie“ und ist mit Abbildungen (Schwarzdruck) versehen. Sie zeichnet sich durch ihre Billigkeit aus. Im Aschendorffschen Verlage erschien eine Bearbeitung von Dr. Heinrichs, die mir nicht vorlag, aber zum doppelten Preise (bei halbem Umfang) ausgezeichnet ist. Ein köstliches Büchlein ist „Lieder und Erzählungen von Robert Reinick, neu herausgegeben von Dietrich Theden“[4]), ferner ist empfehlenswert „Hebels ausgewählte Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes“ (Dr. G. Plieninger[5]). Die zweite Sammlung der „Märchen von H. C. Anderſen“, ausgewählt und aus dem Dänischen übersetzt von Jos. Cal. Poestion[6]), können wir nur der reiferen Jugend auf der Altersgrenze empfehlen, die eine eigentliche Jugendschrift schon überflüssig macht. Man lese nur das wunderbare Märchen „Die Tochter des Schlammkönigs“, und man wird verstehen, daß diese Auswahl nicht der Jugend schlechthin empfohlen werden kann: Eines schickt sich nicht für alle.

„Glocken-Klänge fürs Kinderherz“ sind von einer Lehrerin, M. Hohoff, als Begleitbüchlein durch das katholische Kirchenjahr geschrieben und erfüllen auch wohl ihren erbaulichen Zweck. Dieses Büchlein, bei dem die Ausstattung

[1]) Halle a. S., Otto Hendel.

[2]—[6]) Stuttgart, Union, Deutsche Verlags-Gesellschaft.

Digitized by Google

allerdings gar zu bescheiden ist, gehört wie die bereits in 5. Aufl. erschienenen „Geschichten für Neukommunikanten für die Zeit vor und nach der ersten hl. Kommunion“ von Pfarrer Ferdinand Wacker[1]) zu jener Art von Büchern, die das Erbauliche über das Literarische und Künstlerische stellen und die deshalb, so trefflich sie für die besondere Absicht wirken mögen, uns an dieser Stelle nicht weiter zu beschäftigen brauchen.

Ebensowenig literarisch sind die Beschäftigungsbücher „Für unsere Knaben“ und „Für unsere Mädchen“, die Joseph M. Bergmeister herausgegeben hat[2]). Durch zahlreiche Illustrationen unterstützt, belehrt der Text ansprechend über eine sehr große Zahl häuslicher Arbeiten, Zeichnen, Malen, Papier und Kartonarbeiten, Papp- und Buchbinderarbeiten, Holz-, Metall-, Ton-, Gips- und Zementarbeiten, Spiele im Freien und im Zimmer für Knaben, und mit entsprechenden Abänderungen für Mädchen. Ohne die Handfertigkeit, die als eine pädagogische Mode ja nun so ziemlich überwunden scheint, zu überschätzen, möchte ich nicht versäumen, diese beiden Bücher für Knaben und Mädchen zu empfehlen, denen man eine Beschäftigung mit derlei Arbeiten zutrauen kann.

[1]) Münster, Alphonsus-Buchhandlung.
[2]) München, Mey und Widmayer, je Mk. 3,50.

Auf eines Kindes Tod.

Ein Frühlingstag auf deiner Mutter Schoße,
Ein kurzer Amselschlag, ein stilles Glühn —
Dann sankst du müde hin, eh' du das Große
Des Lebens kanntest und des Lebens Mühn.

Der Sommer glüht. Die erste volle Rose
Leg' ich auf deines kleinen Hügels Grün.
O Kind, wie ihre waren deine Lose:
Ein jedes Herz erfreuen und — verblühn.

Münster i. W. H. Jos. Brühl.

Digitized by Google

Oskar Wilde:

Die Ballade vom Zuchthause zu Reading.[1])

Aus dem Engliſchen überſetzt von Otto Hauſer in Wien.

I.

Er trug nicht mehr den roten Rock,
Denn Blut und Wein ſind rot,
Und von Blut und Wein troff ſeine Hand,
Da man ihn fand, und tot,
Im Bett ermordet, die er geliebt,
Ermordet in Herzensnot.

Er ſchritt im Inquiſitenhof
In grauem Zwilch umher,
Und ſein Schritt, uns deucht, war froh und leicht
Und ſeine Laſt nicht ſchwer;
Nur ſah ich keinen, der in den Tag
So ſehnlich ſah wie er,

So ſehnlich ſah zu dem Fleckchen Blau,
Dem kleinen blauen Feld,
Das der Gefangne Himmel nennt,
Den Himmel ſeiner Welt,
Und zu jeder Wolke, die oben zieht
Und Silberſegel ſchwellt.

Ich ſchritt mit andern in anderm Kreis
Und dachte ſo für mich nach,
Ob es Schweres, ob es Leichtes war,
Was dieſer Mann verbrach,
Als in dem Kreis eine Stimme leis
„Ja, der wird hängen!“ ſprach.

O Jeſus Chriſt, da ſchwankten mir
Die Mauern allzumal,
Und der Himmel mir zu Häupten ward
Wie ein Helm aus glühem Stahl,
Und ich fühlte, was ich ſonſt auch litt,
Nicht mehr die eigne Qual.

Ich fühlte einzig, was im Hof
So gejagt ihn trieb umher
Und warum er in den hellen Tag
So ſehnlich ſah und ſchwer;
Er hatte gemordet, was er geliebt,
Und alſo ſtarb auch er.

Doch jeder mordet, was er liebt,
Sei jeder deß belehrt,
Mit ſchmeichelndem Wort, mit bittrem Blick,
Nach jedes Art und Wert;
Der Feige mordet mit einem Kuß,
Der Tapfre mit einem Schwert.

Der mordet als Jüngling, was er liebt,
Und jener als ein Greis,
Der eine mit kalter Goldeshand,
Der andre von Wolluſt heiß;
Der erbarmungsvollſte nimmt den Dolch,
Weil er nichts ſo ſicher weiß.

[1]) Oskar Wilde veröffentlichte dieſe Dichtung — das Tiefſte und Innerlichſte, was er ſchrieb — unter dem Pſeudonym C. 33. Es war das die Nummer ſeiner eigenen Zelle im Zuchthauſe zu Reading.

Digitized by Google

Zu kurz liebt dieser, wie der zu lang,
Man kauft und schenkt und wirbt;
Der tut die Tat mit Tränen viel,
Wenn jener lachend verdirbt:
Denn jeder mordet, was er liebt,
Nur daß nicht jeder stirbt.

Er stirbt nicht einen Tod der Schmach,
Wenn der letzte Tag ihn weckt,
Hat keine Schlinge um den Hals,
Das Antlitz nicht bedeckt,
Und fällt nicht schwer hinab ins Leer,
Die Füße vorgestreckt;

Sitzt nicht mit stummen Sbirren, die
Ihn bewachen Nacht und Tag,
Bewachen, wenn er weinen will
Und wenn er beten mag;
Bewachen, daß er dem Kerker nicht
Seinen Raub zu rauben wag'.

Und nicht erwacht er eines Tags,
Sieht nicht im Morgenlicht
Den Kaplan in Weiß verstört und bleich,
Den strengen Sheriff nicht,
Nicht den Direktor ganz in Schwarz
Mit gelbem Urteilsgesicht.

Er steht nicht auf in kläglicher Hast,
Die seine Angst verhöhnt,
Indes ein Doktor mit grobem Mund
Notiert, wie er zuckt und stöhnt,
Und die Taschenuhr in seiner Hand
Mit schrecklichem Hämmern dröhnt.

Er kennt nicht diesen sandigen Durst,
Der die Kehle dorrt und strüpft,
Bis der Henker mit den Lakaihandschuhn
Durch die Polstertüre schlüpft
Und, damit der Durst für stets vergeht,
Seine drei Riemen knüpft.

Er hört nicht selber sein Totenamt,
Bevor man ihn begräbt,
Sieht nicht den Sarg schon im Bretterpferch,
Wo sich der Pfahl erhebt,
Indes seiner Seele Schrecken nur
Ihm sagen, daß er noch lebt.

Er starrt durch ein kleines Glasdach nicht
In die Luft, und, leichenblaß,
Nicht sieht er um kurzen Todeskampf
Mit Lippen dumpf und laß,
Fühlt auf der schauernden Wange nicht
Den Hohnkuß Kaiphas'.

II.

Sechs Wochen im grauen Sträflingszwilch
Schritt er im Hof umher,
Und sein Schritt, uns deucht, war froh und leicht
Und seine Last nicht schwer;
Nur sah ich keinen, der in den Tag
So sehnlich sah wie er,

So sehnlich sah zum Fleckchen Blau,
Dem kleinen blauen Feld,
Das der Gefangne Himmel nennt,
Den Himmel seiner Welt,
Und zu jeder Wolke lockigem Vließ
Hochoben am lichten Zelt.

Er rang die Hände nicht, wie wohl
In schwarzer Verzweiflungsgruft
Ein Narr, der noch auf die Hoffnung baut,
Die trüg'risch ihm verpufft;
Er blickte nur zur Sonne auf
Und trank die Morgenluft.

Rang nicht die Hände, weinte nicht
Und wand sich nicht in Pein,
Trank nur die Luft, als wäre sie
Voll stillender Arzenein.
Mit offnem Munde trank er nur
Das Licht, als wär' es Wein.

Und alle wir in dem andern Kreis,
Wir schritten und keiner sprach
Und keiner wußte mehr, ob groß,
Ob klein war, was er verbrach;
Wir starrten nur ihm, der hängen sollt',
In stumpfem Grauen nach.

Und seltsam war's, ihn anzusehn,
Wie so leicht er schritt umher,
Zu sehn, wie er in den Himmel sah
So sehnlich und so schwer,
Und dabei zu denken an einen Tod
So fürchterlich, wie der!

Digitized by Google

Denn Eiche und Ulme im Frühlingslaub
Zu schaun ist Herzenslust,
Doch grausig zu schaun ist der Galgenbaum,
Entsproßt aus giftigem Duft,
Und, frisch oder dürr, er trägt nur Frucht,
Wenn einer sterben mußt'!

Wer möchte nicht den höchsten Platz
Sich erflehen vom Geschick,
Wer aber stehn unterm Galgen hoch
In einem hänfnen Strick
Und durch die Schlinge zum Himmelsblau
Senden den letzten Blick?

Wohl ist es süß, im Lebensmai,
Der uns lockt aus Wald und Kluft,
Bei Lautenschall und Flötenhall
Zu tanzen durch Glanz und Duft;
Doch süß ist's nicht, auf dem Hochgericht
Zu tanzen in der Luft.

So mit Neugier halb und halb mit Graun
Sahn wir ihn Tag für Tag,
Voll Zweifeln, ob nicht unser Ziel
Auf demselben Wege lag.
Denn wer weiß, zu welcher Hölle blind
Seine Seele noch irren mag?

So blieb es, bis er nicht mehr kam,
Noch je wieder kommen wollt',
Er stand im Saal vorm Tribunal,
Wo der schwarze Würfel rollt,
Und ich wußte, daß ich in dieser Welt
Nie mehr ihm begegnen sollt'.

Es kreuzten, zwei Schiffen im Sturme gleich,
Sich hier unsre Wege dicht,
Doch ohne Zeichen, ohne Wort,
Und sprechen konnten wir nicht:
Denn wir trafen uns nicht in heiliger Nacht,
Sondern im schamlosen Licht.

Uns hatte beide ein gleiches Los
Im Zuchthaus hier gesellt,
Verstoßen von Gottes Angesicht
Und von der Brust der Welt;
Wir hingen beid' in dem Eisen fest,
Das der Teufel der Sünde stellt.

III.

Hoch sind im Delinquentenhof
Die tropfenden Mauern rings
Und die Steine hart und der Himmel Blei,
Und dort im Kreise ging's,
Und daß er nicht sterbe, schritten ihm
Zwei Sbirren rechts und links.

Und wieder saß er mit ihnen, die
Ihn bewachten Nacht und Tag,
Bewachten, wenn er weinend stand
Und wenn er betend lag,
Bewachten, daß er dem Galgen nicht
Seinen Raub zu rauben wag'.

Der Direktor hielt an die Vorschrift sich
Genau und skrupelhaft,
Der Doktor sagte, der Tod sei nur
Ein Problem der Wissenschaft;
Der Kaplan kam zweimal des Tags zu ihm
Mit Traktaten von Gottes Kraft.

Und zweimal raucht' er die Pfeife tags
Und trank sein Viertel Bier:
Seine Seele hielt sich gut, und war
Kein Raum für Furcht in ihr;
Daß so nah ihm stand des Henkers Hand,
Das, sagt' er, freu' ihn schier.

Doch warum er sprach dies seltsame Wort,
Kein Sbirre fragt' ihn drum:
Denn wer verdammt zum Sbirrenamt,
Fragt nicht nach grad und krumm;
Sein Antlitz ist eine Maske nur,
Sein Mund bleibt immer stumm.

Sonst ward vielleicht sein Herz erweicht,
Ein Tröster ihm zu sein;
Doch ein Mörderloch, wie schlöff' es noch
Ein menschlich Rühren ein?
Und welches Wort auch tröstet dort
Einer Bruderseele Pein?

Und rechts und links im Kreise ging's
In rechtem Narrentanz!
Wir waren des Teufels Gardecorps
Und heilige Allianz,
Und geschorner Kopf und Blei am Fuß
Geben lustigen Mummenschanz.

Digitized by Google

Wir rissen an teerigen Tauen uns
Die Nägel wund und mank,
Wir wuschen die Türen, rieben den Flur
Und putzten die Riegel blank,
Wir klommen mit Eimern auf und ab
Und seiften Tisch und Bank.

Wir nähten Säcke, wir zogen Zinn,
Wir klopften Kiesel klein,
Wir spannen am Spill, wir drehten den Drill
Und gröhlten Psalmodein,
Doch in jedes Herzen still und stumm
Lag schreckliche Angst und Pein.

Und Tag für Tag, wie sie in uns lag,
Schlich hin in trägem Trott,
Und Verbrecher und Narr vergaß sein Los,
Seine Qual und seinen Spott,
Bis das offne Grab wir am Wege sahn
Bei der Rückkehr vom Robot.

Ein gähnender Mund mit gelbem Schlund',
So harrt' es auf Tribut,
Und des Lehmes Gier und des Asphalts Durst,
Sie schrieen rein nach Blut;
Und wir wußten: einer hing, bevor
Zum Tag ward die Morgenglut.

Und wir schwankten ins Haus voll Graun und Graus,
Denn gebrochen war der Stab:
Denn im Dunkel kam, der das Leben ihm nahm
Und dafür den Tod ihm gab,
Und zitternd krochen wir jeder da
In sein numeriertes Grab.

Voll Schreckgestalten war diese Nacht
Jeder leere Korridor,
Unsichtbar schritt, unhörbar glitt
Ihre Schar zu uns empor,
Und aus den vergitterten Lucken sahn
Wie bleiche Gesichter vor.

Er lag wie einer, der liegt und träumt
In lieblichem Wiesenland,
Die Sbirren bewachten seinen Schlaf
Und keiner wohl verstand,
Wie jener schlief so sanft und tief
Mit dem Henker schon zur Hand.

Doch wenn Männer weinen, die nie geweint,
Das ist kein Schlaf zumal:
So wir, Verbrecher und Narren wir,
Die endlose Stundenzahl,
Und in jedes Hirn unter jedes Stirn
Brannt' eines andern Qual.

Ach, schrecklich ist es, wenn man so fühlt,
Was ein andrer auf sich lud,
Und Tränen weint wie geschmolzen Blei
Um von andrem vergoßnes Blut!
Denn der Sünde Schwert, das giftige, fährt
Bis ans Heft und trifft uns gut.

Der Wärter auf seinen Filzschuhn schlich
Dahin im Zellengang
Und sah durchs Gitter, und was er sah,
Erfüllt' ihn selbst mit Bang:
Auf dem Boden knieten Gestalten, die
Nicht beteten lebenslang.

Wir lagen die ganze Nacht auf den Knien
Um des andern Schuld und Arg;
Die zerwühlten Decken der Mitternacht
Waren Decken auf einem Sarg,
Und Essig nur war's auf einem Schwamm,
Was die Reue an Tröstung barg.

Der graue Hahn, der rote Hahn,
Sie krähten, doch kam kein Tag,
Und Schemen kauerten angstgeduckt
In dem Eck, wo jeder lag,
Und jeder Vampyr trieb sein Spiel,
Der nachts nur kommen mag.

Sie glitten bedacht, sie glitten sacht
Wie Wandrer durch Nebeldunst,
Sie narrten den Mond, verheißend und droh'nd,
Und schielten nach ihm um Gunst,
Mit trippelndem Tritt und stolzendem Schritt
Zeigten sie ihre Kunst.

Wir sahn sie gehn, sich wirbeln und drehn
In wehendem Fluggewand,
Sie tanzten vorbei ihre Passacaille
Gespenstisch Hand in Hand
Und machten grotesk ein Tanzarabesk
Wie Windeswehn im Sand.

Digitized by Google

Sie schlugen im Gehn auf spitzen Zehn
Pirouetten durchs Gemach,
Doch ihr Flötenchor erfüllte das Ohr
Mit Schaudern hundertfach,
Und sie sangen laut und sie sangen lang,
Denn sie sangen die Toten wach.

Sie riefen: Joho! die Welt ist weit,
Doch mit Ketten geht man lahm!
Wohl freun sich viel am Würfelspiel,
Doch nie zu Gewinnste kam,
Wer in der Sünde heimlichem Haus
Den Teufel zum Partner nahm.

O Herr und Gott, die so mit Spott
Verhöhnten unser Graun,
Sie waren für uns in Ketten hier
Nicht Luftgebilde, traun!
Sie waren Wesen von Fleisch und Blut,
Entsetzlich anzuschaun.

Und noch immer rings im Tanze ging's
Mit diesem und jenem Trick,
Mit Wiegen und Drehn, wie Dirnen gehn,
Und lüsternem Lächelblick,
Und ihr grinsender Hohn und ihr neckendes Drohn
Hielt uns im Beten quick.

Zu seufzen begann der Morgenwind,
Doch der Morgen war noch weit,
Manch schwarzen Faden noch spann die Nacht
Vom Webestuhl der Zeit.
Und wer so lag, war bang vor dem Tag
Und seiner Gerechtigkeit.

Der Wind umseufzte das ganze Haus
Mit den weinenden Mauern all,
Und die Minuten krochen hin
An Rädern von Metall.
O seufzender Wind, wer gab und wofür
Uns solchen Seneschall?

Und endlich rechts an der weißen Wand,
So hoch mein Auge klomm,
Nahm ich das Gitterfenster aus,
Und das war des Tags Willkomm,
Des Tags, der draußen irgendwo
In blutigem Rot erglomm.

Um sechs Uhr wurden die Zellen gekehrt,
Um sieben war's still im Haus,
Doch alle Räume schienen voll
Von mächtiger Flügel Saus:
Denn eingetreten war König Tod
Und wählte sein Opfer aus.

Nicht daß er erschien in Purpurpracht,
Noch mondweißen Zelter ritt:
Es brauchte nur drei Ellen Schnur
Und ein Brett, das niederglitt.
Der Herold kam, sein Werk zu tun,
Und brachte die Kordel mit.

Wir waren wie Schiffer in dunkler Nacht
Ohne Steuer, ohne Warp,
Die Gebete waren in Angst verstummt,
Die Gesichter leichenfarb;
In jedem von uns war etwas tot,
Und die Hoffnung war's, die starb.

Denn die menschliche Gerechtigkeit,
Der grausamste Despot,
Geht ihren Weg über stark und schwach,
Und jeder Schritt ist Tod,
Und zertritt den Starken mit eisernem Tritt,
Der schuldig am fünften Gebot.

Wir harrten des achten Stundenschlags,
Vor Durst die Zungen dick:
Denn die achte Stunde gebiert die Tat,
Den entscheidenden Augenblick,
Und ob gut, ob bös, das Schicksal hält
Für alle bereit den Strick.

Wir hatten nichts, als des Zeichens nur
Zu harren, das uns rief;
So saßen wir wie zu Stein erstarrt
In uns versunken tief,
Nur daß, wie ein Toller die Trommel rührt,
So laut das Herz uns lief.

Da plötzlich fuhr der Schlag der Uhr
Durch die schauernde Luft wie Stahl,
Und durch das ganze Zuchthaus ging
Ein Schrei ohnmächt'ger Qual,
Wie ein ausgestoßner Lazarus
Ihn schreit durch sein ödes Tal.

Digitized by Google

Und wie wir im Traum wohl Schreckliches schaun
In der Spiegelbilder Flug,
So sahn wir den grauen hänfnen Strang
Und den schwarzen Baum, der ihn trug,
Und hörten das Beten, das nun zum Schrei
Erstickte des Henkers Zug.

Und keiner fühlte aus diesem Schrei
So ganz wie ich seine Not
Und die Reue so heiß und den blutigen Schweiß
Und die Wunden all so rot:
Denn wer mehr Leben als eines lebt,
Stirbt mehr als einen Tod.

(Schluß folgt.)

Sternenstimmung.

Ich steh' allein auf hohen Turmes Wacht.
Tief unten die Stadt liegt tot und stumm und dunkel.
Nur tausend Goldaugen blinken mit traurigem Gefunkel
Vom Himmel blind, pupillenlos mir zu
Im langsamem Wandern durch die Wüste der Nacht,
Wie müde Nomaden ohne Rast und Ruh.

Dieselben Sterne einst in gleichem Schimmer
Sah Jakob leuchten über Harans Flur,
Wenn er dem neuen Tag entgegenharrte
Und schlaflos in die langen Nächte starrte
Zu dieser schweren Wölbung Erzazur
Und dieser goldnen Funken wirrem Geflimmer.

Dieselben Sterne werden empor noch steigen
Nach tausend Jahren über der Erde Rand,
Gewohnte Wege durch das Blau zu ziehen
Dem Westen zu und mit dem Tag zu fliehen,
Wenn all mein Schaffen längst des Todes Eigen
Und niemand mehr mich nennt in des Lebens Land.

Meine Hand ward schlaff, — mein Denken krank und müd,
Was pflanz' ich Blumen, da jede doch verblüht?
Was spinn' ich feine Fäden, da jeder reißt?
Ich fühle, wie es das Herz in mir durcheist,
Und Zweifel bohrt sich tief in mein Wesen ein
Und höhlt jeder armen Hoffnung den Totenschrein.

Johannes Jörgensen[1]).

[1]) Aus: Die Dänische Lyrik von 1872 bis 1902. Eine Studie und Übersetzungen von Otto Hauser. (Großenhain 1904, Baumert & Ronge.)

Digitized by Google

Eine Verpflichtung zur Besprechung eingesandter Bücher, sowie zur Rücksendung nicht besprochener Bücher wird nicht übernommen.

Romane und Novellen.

Huysmans, Joris Karl, **Da unten.** Roman. Leipzig-Reudnitz, Kulturhistorische Liebhaberbibliothek, Magazin-Verlag. Band VI und VII. 258 und 237 S. 8°. à Mk. 3.—.

Wer den Magazinverlagsinhaber Hegner, der den schönen deutschen Vornamen Jacques führt, als Herausgeber des „Magazins f. Literatur" kennen gelernt hat, der wird sich ohne weiteres darüber klar sein, daß auch die „kulturhistorische Bibliothek" hauptsächlich in irgend einer Art „pikante" Sachen berücksichtigen wird. Er wird sich auch nicht wundern, daß man gerade das gräßlichste Buch des nunmehrigen Mönches Huysmans für die Sammlung ausgewählt hat. ›Là-bas‹, wie der Roman französisch heißt, führt in das Treiben der Satanisten ein und schildert wahrhaft diabolische, für den Menschengeist beschämend traurige Verirrungen. Der Dichter, der bei Abfassung des Romans noch stark unter naturalistischem Einflusse stand, obwohl er sich schon ganz der Mystik zugewandt hatte, schreibt glücklicherweise einen so bizarren, ermüdenden Stil, der in der wenig gelungenen Übersetzung, die allerdings auch große Schwierigkeiten bot, noch mehr zur Geltung kommt, daß das Buch wenige Leser finden wird.

München. L. v. Roth.

Weigand, Wilhelm, **Michael Schönherrs Liebesfrühling und andere Novellen.** München 1904. Georg Müller. 8°. 306 S. Mk. 4.— [5.—].

Die vorliegenden Novellen zeigen, daß ihr Verfasser ein begabter, temperamentvoller Mann ist, der Welt und Menschen mit Künstleraugen anzuschauen versteht. Diesmal hat Weigand besonders auch seine humoristische Ader fließen lassen. Freilich ist dieser Humor leider nur zu oft rein äußerlicher Natur, wie besonders im „Abenteuer des Herrn Dekan Schreck" und in „Anselm der Hartheimer". Auch die Stoffe sind durchwegs ziemlich seichter Natur. Der Autor schürft nicht tiefer. Ihm kommt es darauf an, die Sachen launig und geistreich herunter zu erzählen. In der Verfeinerung und persönlichen Färbung seines literarischen Stils liegt Weigands Verdienst.

M. L.

Digitized by Google

Lyrik.

Hebbel, Friedrich, **Meine Kindheit.** Gedichte. Auswahl von Gustav Falke. 1.—5. Tausend. Hamburg 1903, A. Janssen. 94 S. 8°. 50 Pf.

Drei angesehene Hamburger Gesellschaften haben das Unternehmen einer „HamburgischenHausbibliothek" begründet; dadurch möchten sie dem „deutschen Hause aus unserer Nationalliteratur einen Schatz des bleibend Wertvollen bieten". „Die gute Ausstattung und der billige Preis sollen die Freude am Eigenbesitze des Buches wecken und ermöglichen, daß die Bände ebenso in der Arbeiterstube wie in der vornehmen Bücherei ihren Platz finden." Gustav Falke hat aus Hebbels Lyrik trefflich ausgewählt. Das autobiographische Stück „Meine Kindheit" empfiehlt sich selbst. Das Unternehmen ist lobens- und unterstützungswert.

Cöln. L. Kiesgen.

Wrede, Gabriele Fürstin, **In Schranken frei.** Gedichte. Dresden 1904, Pierson. 96 S. 8°. Mk. 1.50.

Die Sammlung gibt kein Bild von der Begabung der Dichterin. Ein paar hübsche zweistrophige Gedichtchen, so S. 39 und besonders S. 88, befriedigen ganz; das übrige ist zu reich mit dilettantischem Aufputz durchsetzt, um ein Urteil zu ermöglichen.

Cöln. L. K.

Fulda, Ludwig, **Sinngedichte.** 3. vermehrte Aufl. Stuttgart u. Berlin 1904, J. G. Cotta. 175 S. 8°. Mk. 2.—.

Es ist wohl nur nötig, auf dieses in Neuauflage vermehrt erschienene Buch hinzuweisen als auf eine Gabe, die den hübschen oder bedeutungsvollen Gedanken in reizvoller Umkleidung bietet und durch die artig zugespitzten Antithesen oder kecken Paradoxen den Geist anregt. Oft ist auch ein bischen Boshaftigkeit dabei, wie sich das versteht, z. B.

Wenn du erstrebt, daß alt und jung
Für dich durchs Feuer geht,
Dann sage mit Begeisterung,
Was sich von selbst versteht. — Oder:
Glückselige Zeit! du Zweifler, lies
Die Hymnen der Ruhmesspender;
Heisa, schon stehn zwölftausend Genies
Im Literaturkalender.

Cöln. L. Kiesgen.

Literaturgeschichte.

Janus. Studien und Kritiken für Freunde der Literatur. Jauer 1904, Oskar Hellmann. 558 S. 8°. Mk. 4.—.

Die nach dem 1. Jahrgang eingegangene bzw. in den „Zeitstimmen" aufgegangene Zeitschrift „Janus" hatte bei gediegenem Inhalte verheißungsvoll begonnen. Umso bedauerlicher mochte man da und dort ihr Eingehen bedauern. Nun hat der Verleger Hellmann den 1. Jahrgang zusammengeheftet und als Buch auf den Markt gebracht. Jedes der 12 Hefte, aus denen er besteht, bringt das Porträt irgend eines bedeutenden Dichters, aus dessen Werken ausgewählte Proben abgedruckt sind. Literarische Essays, die zum Teil recht ansprechend sind, stellen die literarische Persönlichkeit des Betreffenden dann in helleres Licht. In dieser Weise sind Grillparzer, Ibsen, Lenau, Dehmel, Byron, Mart. Greif, Graf Strachwitz, M. v. Ebner-Eschenbach, Mörike, Schönaich-Carolath, Mickiewicz und Grabbe behandelt. Es ist also für mannigfache literarische Anregung und Unterhaltung gesorgt.

M. L.

Jantzen, Dr. Hermann. **Literaturdenkmäler des 14. und 15. Jahrhunderts.** Ausgewählt und erläutert. Leipzig 1903. Sammlung Göschen Nr. 181. 151 S. 12°. 80 Pfg.

Eine verdienstvolle Arbeit, die uns

Digitized by Google

diese wenig beachtete und im ganzen auch nicht sehr erfreuliche Periode unserer Literaturgeschichte näher bringt. Die Einleitung ist im allgemeinen gut, aber deutlich von protestantischem Standpunkte geschrieben, was zu einem wiederholten (S. 8 und 28) Preise auf den theologischen Reformator Luther führt, der in eine Arbeit über Literatur wohl auch nur als Schriftsteller und Sprachschöpfer hineingehört, als den ihn jedermann anerkennt. Auch wären, wenn einmal (wie S. 8) die Tendenzen der Albigenser, Waldenser usw. genannt werden sollen, nicht nur deren religiöse, sondern auch ihre sozialen, richtiger staatszerrüttenden Bestrebungen zu nennen; besser aber blieben sie ganz fort. Muß denn immer der einseitige Standpunkt betont werden? All das ließe sich genau so gut und richtig sagen, ohne irgend einem Protestanten oder Katholiken auch nur im geringsten zu nahe zu treten.

Die drei als Vertreter des Meistergesanges genannten Dichter sind doch keine rechten Typen für diese Gattung, wenigstens nicht mit den hier gegebenen Gedichten. Im Trierer Osterspiel (S. 100) hat sich ein kleiner Übersetzungsfehler eingeschlichen: ich enkomen dan yn myns vater ryche in der Rede des Auferstandenen an Magdalena wird in der Fußnote wiedergegeben: „ich komme sonst nicht . . . .“; richtig wäre: „ehe denn ich gekommen . . . .“. In dem bekannten Eulenspiegelschwanke vom gestörten Osterspiele ist mettin wieder einmal mit „Frühmesse“ übersetzt, was hier ganz gewiß falsch ist: es handelt sich um die Matutin, die am Vorabende bei der Auferstehungsfeier gebetet oder gesungen wurde. Jedem Kenner der Liturgik ist das schon um des willen klar, weil die Osterspiele ins Tedeum auszuklingen pflegen, mit dem die Matutin schließt, während es zum Ritus der Messe keinen Bezug hat. Die Spiele schoben sich, wie Milchsack in seinen hier einschlägigen Arbeiten richtig dargestellt hat, zwischen die letzte Lektion und das Tedeum ein; Milchsacks Arbeiten sind in diesem Buche allerdings nirgends angeführt. Zu übersetzen wäre am besten einfach: Ostermette; (wir sagen ja auch Weihnachtsmette); zwei Zeilen liturgischer Erläuterung hätten volle Klarheit gebracht.

Im übrigen ist die Zusammenstellung gut ausgewählt, die Anmerkungen reichen völlig aus, so daß das Büchlein beste Empfehlung verdient.

München. Dr. P. Expeditus Schmidt.

Moderne Lyriker I: Detlev von Liliencron von Hans **Benzmann.** Leipzig, Max Hesses Verlag. 95 S. 8°. 20 Pf. [60 Pf.].

Detlev von Liliencron, Zehn ausgewählte Novellen. Mit des Dichters Bildnis und Faksimile, sowie einer Einleitung von Ludwig **Schröder.** Leipzig, Max Hesses Verlag. 158 S. 40 Pf. [gbd. 80 Pf., in Geschenkband Mk. 1.50].

Just recht zum 60. Geburtstage Liliencrons, von dem auch die hohen Regierungsstellen (Reichskanzler) erfreulicherweise Notiz nahmen, gab der rührige Verlag Max Hesse diese beiden hübschen Bändchen heraus. Liliencron als Lyriker und Liliencron als Novellist; hier sind die starken Wurzeln seiner Kraft, namentlich aber in der Lyrik. Benzmann weiß das herauszuholen, was im Lyriker Liliencron steckt. Er führt seine Beweise anschaulich, mit reichlicher Anführung der Poesien, und wir lernen in einer fließend geschriebenen Würdigung wohl an 70 liliencronsche Gedichte kennen. Als bedeutender Lyriker muß Benzmann auch die Saiten des Dichters vernehmlicher schwingen und klingen hören, die den sonstigen Referenten so ziemlich verborgen blieben, und so ist es freudig zu begrüßen, daß Benzmanns Betrachtung zwar ausreichend die Eigenart der strategischen und erotischen Seite in

Digitized by Google

Liliencrons Schaffen beleuchtet, daneben aber auch die vielfach übersehene ethische, die Weltanschauungsseite seiner Lyrik, beachtet. Wer dies Büchlein Benzmanns gelesen hat, der ist um so mehr begierig, in den ganzen lyrischen Reichtum dieser Sonderpersönlichkeit sich zu versenken. Trefflich hat auch Ludwig Schröder in dem zweiten Bändchen die Novellenfragmente ausgesucht. Nur fürchte ich, daß der Leser dieser konzisen Meisterstückchen, falls er die ganzen Novellen Liliencrons zur Hand nimmt, nicht auf seine Kosten kommt. Im Vorwort, das 22 Seiten umfaßt, hätte Schröder etwas selbständiger vorgehen dürfen. Wir lesen zu viel von seinen Notizen und vernehmen mehr die Meinung anderer Leute, als die Schröders. Das hatte Schröder, den ich als tüchtigen Interpreten moderner Dichtung aufrichtig schätze, wirklich nicht nötig. Im ganzen aber denke ich mir, daß der hier versuchte Weg die rechte Art ist, den Deutschen auf den Reichtum seiner lebenden Literatur aufmerksam zu machen, und es wäre dringend zu wünschen, wenn bei diesem löblichen Tun nicht immer erst ein passender Geburts- oder sonstiger Gedenktag abgewartet würde, sondern frisch und bald andere tüchtige Dichter in ähnlicher Art vorgeführt würden.

Cöln. L. Kiesgen.

Biographien, Kulturgeschichte etc.

de Waal, Anton, **Papst Pius X.** Ein Lebensbild des heiligen Vaters. Mit einem Titelbilde und 107 Abbildungen im Texte. Zweite, ergänzte Auflage (6.—8. Tausend). Allg. Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München o. J. VIII und 147 S. Großquart. In Pergamenteinband Mk. 4.—.

Schmidlin, Dr. Joseph. Kaplan des Campo Santo al Vaticano, Rom, **Papst Pius X.** Sein Vorleben und seine Erhebung. (Frankf. Zeitgem. Broschüren XXIII. 1/2.) Hamm i. W., Breer & Thiemann, 1903. 72 S. 8. Mk. 1.—.

Riepenhausen, F. J., **Pius-Buch.** Lebensbild unseres glorreich regierenden heil. Vaters Papst Pius X. 1.—3. Tausend. Heiligenstadt, J. W. Cordier o. J. (1903). 128 S. 12. Mit 49 Bildern. Mk. 1—.

Drei Papstbiographien! Die erste hab' ich schon im zweiten Hefte dieses Jahrganges besprochen. Es ist erfreulich, schon die zweite Auflage anzeigen zu können. Die Zahl der Abbildungen ist ein wenig beschränkt worden; dafür entschädigt der umso sorgfältiger durchgearbeitete Text, der manches neue bringt, z. B. ein eigenes Kapitel über Vereinsleben und Presse in Venedig unter dem Patriarchate des jetzigen Papstes. Die Ausstattung ist in jeder Richtung vorzüglich.

Dr. Schmidlins Arbeit ist mit nicht geringerer Liebe geschrieben und hebt die kleinen persönlichen Züge besonders heraus. Einzelne Teile, z. B. die Schilderung des Conclaves zeigen lebendige Erzählungsgabe, nur selten ist der Ausdruck minder glücklich gewählt, so, wenn S. 61 von der rot- und goldverbrämten Basilika gesprochen wird. Bedauerlicherweise hat man ein älteres Bild des Patriarchen Sarto beigegeben; ich meine, es wäre schon ein wirkliches Papstbild Pius X. zu haben gewesen.

Cordiers Verlag will ein Volksbuch bieten. Billigkeit des Preises bei großer Bilderzahl zeigen dies Bestreben, nicht zuletzt auch der Umschlag, den ich beim besten Willen nicht recht geschmackvoll finden kann. Die Bilder sind sonst nicht eben schlecht, aber an die im Werke de Waals reichen sie nicht hinan; am besten, zum Teil sogar recht gut, sind die zahlreichen Porträts ausgefallen. Der Text, der sich bemüht, einen volksmäßigen Ton einzuhalten, trägt viel Material zusammen,

Digitized by Google

stellenweise wird er ein wenig überschwenglich; mit gekünstelten Französeleien wie in der Fußnote auf S. 106 sollte man unser deutsches Volk verschonen. Interessant sind die S. 77 ff. für die Berechtigung der Exklusive beigebrachten Belegstellen, die man sonst in einem Volksbuche nicht leicht finden wird — was hier übrigens nicht Tadels halber angemerkt sein soll. Man kann das Büchlein gut und gerne empfehlen.

München. Dr. P. Expeditus Schmidt.

Müller-Guttenbrunn, Adam, **Deutsche Kulturbilder aus Ungarn.** Mit 9 Illustrationen. 2. Aufl. München, Georg Müller. 184 S. Mk. 2.— [3.—].

Ein Sohn des Banates hat hier seinem Stamme ein schönes Denkmal gesetzt. An der Hand dieses Buches lernen wir tief in die Volksseele der Banater Schwaben schauen und ihr tüchtiges, kerniges Wesen und ihre hohe kulturelle Mission in Ungarns Südmark schätzen. Auch die anderen Völker des Banates, die Walachen und die Serben, erfahren eine liebevolle Schilderung.

München. L. v. Roth.

Leixner, Otto von, **Zum Kampfe gegen den Schmutz in Wort und Bild.** Ein Mahnwort und ein Aufruf. Leipzig 1904, Felix Dietrich. 20 S. 15 Pf.

Als Nr. 10 der Flugschriftensammlung „Sozialer Fortschritt" hat der wackere O. v. Leixner obiges Heft beigesteuert. Er bespricht zuerst den unabsehbaren Schaden, der durch unsittliche Schriften, Bilder und besonders durch die anrüchigen Annoncen gewisser Witzblätter angerichtet wird, und fordert dann zur Abhilfe der traurigen Zustände auf. Er erhofft sie von einem „Deutschen Verein für sittliche Gesundheitspflege", den er zu gründen vorschlägt. Wir können Leixners Bestrebungen nur billigen und vorliegender Flugschrift die weiteste Verbreitung wünschen.

M. Dr. L.

National-religiöse Volksbühnen.

Der geistvolle Herausgeber der „Gottesminne", P. **Ansgar Pöllmann** O. S. B. veröffentlicht im letzten Hefte seiner Zeitschrift folgenden sehr beachtenswerten „Appell an den Regensburger Katholikentag":

„Ehe der große Görres sich zum letzten Atemzuge seines inhaltreichen Lebens anschickte, hinterließ er uns noch ein kurzes Kodizill seiner Ideen in den ergreifenden Worten: „Betet für die Völker, die nichts mehr sind!" Sofort wurde das Vermächtnis angetreten: der erste Katholikentag von Mainz (1848) stand so unter dem Zeichen dieser Mahnung, daß er füglich als eine Testamentseröffnung des glühenden Romantikers betrachtet werden muß.

Wann ist ein Volk „nichts mehr?" Wenn es in dem, was seine Eigenheit und seinen Vorrang ausmacht, die edelsten Güter preisgibt, wenn es seine überkommene und fortgebildete Kultur verliert, sodaß es statt einer lebensvollen Einheit nur noch ein durch Willkür gebundener Menschenhaufen ist, wenn es nicht mehr aus einer machtvollen Idee heraus betet und arbeitet. Mit der Unterdrückung der Katholiken war in Deutschland wieder ein verhängnisvoller Schritt zum Abgrunde der Unkultur geschehen, und darum war die Gründung der Katholikentage eine kulturelle, nationale Tat. Hettinger hat das unter brausendem Beifall auf der 15. Versammlung (1863) zu Frankfurt a. M. bewiesen, indem er die Frage aufwarf, woher es wohl komme, daß das Wort „Zivilisation" sich nicht in den antiken Klassikern finde, sondern Mönchslatein sei, und die Antwort darin fand, weil eben

Digitized by Google

die Mönche, die Sendlinge der katholischen Kirche — damals die Söhne des hl. Benediktus, ein Wort für ihr ureigenstes Streben schaffen mußten. Und so haben die Katholiken in ihren Versammlungen an der deutschen Kultur gearbeitet, indem sie der nationalen Konstellation gemäß den dreifachen Weg im Fortschritte der Zeit gewandelt sind. Zuerst galt es, die Religion im engsten Sinne zu hüten, und, wo ihr Recht verloren war, es wieder zu erobern; das war die via purgativa, auf der als ernster Wegezeiger Moufang stand. Dann war es nötig, dem inneren Werte die äußere Stellung zu geben und in der Erkämpfung der politischen Freiheit die Vorbedingung für das Eine-Notwendige zu schaffen: Windthorst, Reichensperger, Mallinkrodt, Lieber wandelten die via illuminativa. Und jetzt — die Jubelversammlung von Köln war das goldene Tor — jetzt heißt es die erstrittenen Elemente mit weitem Herzen und großem Blick auf der via unitiva zusammenzufassen und an die große Kulturarbeit zu gehen; Mausbachs und Kummers Reden zeigen die Richtung. Wohl mußte und muß auch heute noch Jerusalem mit Schwert und Kelle erbaut werden, aber wenn wir uns rühmen, die geschlossenste Macht der Welt zu sein, dann müssen wir auch im Volke unsre Denkmäler bauen. Daraufhin zieht dieser Appell, indem er die Augen der lenkenden Geister auf ein wichtiges Kulturmoment der germanischen und katholischen Bildung hinweist, auf die Volksbühne.

Wahrhafte Kultur wahrt die Völker besser vor Entartung als papierene Konstitutionen. Der Sozialismus und der Kapitalismus mit ihrem vereintem „planem et circenses" zeigen in nur allzuerschreckender Deutlichkeit, daß unser Volk nichts mehr ist, dieses Volk, dem einst von der Mysterienbühne her aus der Liturgie der Kirche heraus das Wort einer tiefen Kunst ans Herz griff. Im alten Hellas drang aus den fatalistischen Mythen der Tragöden, wenn auch schleierhaft, die Kunde von dem einen Gott und sittlichte immer aufs neue — soweit das ohne Christentum möglich war — die sinkenden Geschlechter. Eine Volksbühne ist Kanzel von Glaube und Sitte in ihrer lebensvollen Durchdringung auf dem goldenen Hintergrunde der verklärenden Kunst. Die mittelalterlichen Oster- und Weihnachtsspiele haben mit ihrer Schlichtheit und Kindlichkeit in der Besserung der Menschen durch Erschütterung und Erhebung gleich große Wunder gewirkt, wie die modernen Theater und Tingeltangel verschiedenster Abstufung mit ihrer Blasiertheit und Verneinung durch den Sinnenreiz einer Afterpoesie es tun in grenzenlosester Verwüstung der Menschenherzen. Was will — so wirkungsvoll sie war — einer solcher öffentlichen Lehrstätte gegenüber die Arbeit der Laienapostel bedeuten, jener ältesten christlichen Apologeten Justinus, Athenagoras, Clemens von Alexandrien und Arnobius, an die Dinter auf der zweiten Katholikenversammlung (Breslau 1849) erinnerte, als er die Namen Montalembert, O'Connel, Görres und Chateaubriand nannte? Des einzelnen Mannes geschriebenes Wort geht gleichsam seinen Weg mehr vertikal, aber die darstellende Kunst vor großen Mengen hat eine horizontale Angriffsfläche. Da also ist's, wo das Laienapostolat zu einer inneren Mission einsetzen kann. Für christliche bildende Kunst haben die Katholikenversammlungen schon bedeutungsvolle Anregungen gegeben, und die Regensburger Tagung wird sich wohl naturgemäß (wie andere ihrer Vorgängerinnen) diesmal ganz besonders mit der Kirchenmusik befassen, deren langjähriger Fehde Pius X. mit seinem vielberedeten Motu proprio ein Ende gemacht hat, allein es ist nachgerade höchste Zeit, daß sich die Augen der katholischen Welt auch auf die Dichtkunst und ihre höchste Entfaltung, die

Digitized by Google

Dramatik richten; denn einerseits ist die Poesie mehr als je in einem Jahrhundert fast zum alleinherrschenden Kulturfaktor geworden, und andrerseits muß endlich im Kampf gegen die Unsittlichkeit ins Herz der Prinzipien hineingegriffen werden. Da helfen Broschüren wie die des Kölner Männervereins, und seien sie noch so packend und gediegen, viel zu wenig. Theorie ist nichts, Praxis ist alles. Es war klug s. Zt. — so schade es auch wiederum war — eine Dichterkrönung (Helle stand in Frage) als in den Traditionen der Generalversammlungen unerhört abzuweisen. So eine „laureatio" ist mehr Gepränge und persönliche Ehrung und vermöchte sich ohne Zweifel vor dem Forum der Fachkritik keine Geltung zu verschaffen. „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage".

Im Jahre 1869, auf der 20. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands zu Düsseldorf, als von Endert das schöne Wort, ein ganzes Programm der Heimatkunst aussprach: „Die Kunst muß emporblühen aus dem innersten Wesen des Volkslebens, dann kann die Kunst auch die Volkskraft läutern. Der Künstler auf allen Gebieten muß mit seinem Spiegel auffangen das Denken und Empfinden, Leben und Sitte des Volkes und im geläuterten Bilde der Nation es vorhalten, damit das Volk sich daran erhebe, darin sich selbst wiedererkenne und in sich selber ein Ideal erschaue, dem es mit allen Schwingen des Geistes und der Tatkraft entgegeneile", auf dieser Versammlung, wo Holzwarth, der biedere Schwabe, unser Verhältnis zu den Klassikern festlegte, da wurde einmal gründlich Front gemacht gegen eine große Volksverderberin, gegen die derzeitige Oper. (Pfarrer Stein aus Köln). Die 39. Versammlung (Mainz 1892) rückte dem schlechten Theater noch mehr auf den Leib, und seither ist ja von der Verderblichkeit der schlechten Kunst häufig geredet worden. Aber nach der „Wehr" kommt die „Lehr". Endlich müssen doch einmal praktische Vorschläge gemacht werden, in denen mehr Kraft und Segen ruht als in einer lex Heinze.

Es ist so etwas Verdemütigendes besonders für uns Katholiken in Deutschland, das alte „salus ex inimicis". Schon einmal hat der Schreiber dieser Zeilen in einem ungehörtverhallten Appell an den Katholikentag („Historisch-politische Blätter" „Katholische Landschaftsdichtung" Bd. 128 [1901] darauf aufmerksam gemacht, daß die lebhaften Strömungen der Heimatkunst auf protestantischer Seite sich in den Dienst der sogen. Evangelisation gestellt haben und durch ihre Volkstheater schon bedeutende Erfolge zu erzielen wußten. Lienhards und Bartels' Wirksamkeit vor allem war nicht ohne Frucht. Wer einwendet, gegen die Pracht großstädtischer Ausstattungsstücke vermöchte eine Volksbühne nicht anzukommen, der hat keine Ahnung sowohl von dem Wesen der Kunst und der Tiefe der Volksseele, als auch von den Bedürfnissen der Neuzeit und dem augenblicklichen Bestande. Oberammergau widerlegt jeden Einwurf: es ist eine Weltmission und doch nichts anderes als die Ausführung eines Gelübdes. Vorderthiersee, Brixlegg, der Böhmerwald und wo immer die „Passionsstadel" stehen mögen, die Tirolerstücke von Bozen, die Altdorfer Tellspiele, das Lichtensteintheater bei Honau, Kralik's und Greifs Volksbühnen-Erfolge, sie alle bedeuten mehr als ein Morgenrot. Die Stunde ist gekommen, wo die dramatische Muse den intimen Guckkasten und das Kaliziumlicht verlassen will, um in die heimischen Gelände hinauszuschreiten, wo sie, des beengenden Schnürbodens ledig, nicht die kleinlichen Konflikte nervöser Menschen, sondern die Großtaten der Religion und des Volkstums am sonnenhellen Tage vor den Bergkulissen der lebendigen Natur der lauschenden Menge

Digitized by Google

kund tun will; sie ist der kränkelnden Probleme müde, sie hat keine Lust mehr am bloßen Milieu, und das protzige Premièrenpublikum ist ihr zum Ekel geworden. Dieser Muse gilt es, die Hand zu reichen.

Schwärmerei jedoch darf nicht an diese heikle Frage der Errichtung national-religiöser Volksbühnen herantreten; gleich weit entfernt von verschwommenen Hoffnungen wie von pessimistischer Lethargie wollen wir nicht schon im Anfang laufen, sondern erst einmal Schritte machen lernen. Daher formulieren wir unsere Anträge wie folgt:

1. Die 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands möge das Augenmerk ihrer Nachfolgerinnen auf die Errichtung national-religiöser Volksbühnen hinlenken, indem sie den Auftrag zu einer umsichtigen Prüfung dieser wichtigsten Frage einem Ausschuß erteilt, aus dessen Schoß ein Redner für den 52. Katholikentag zum Vortrage zu bestimmen ist.

2. Der genannte Ausschuß ist so zu wählen, daß womöglich jeder Gau des deutschen katholischen Vaterlandes berücksichtigt wird, wobei aber nicht die staatliche Grenze, sondern die gemeinsame Muttersprache maßgebend sein soll.

Ein solcher Ausschuß würde sich demnach etwa folgendermaßen gestalten:

a) Oberbayern: Kgl. Rat Heinrich Leher, Red. vom „Bayerland". (München.)
b) Oberfranken: Dr. Anton Dürrwächter (Bamberg).
c) Böhmerwald: Anton Schott (Hinterhäuser).
d) Lausitz: Dr. P. Expeditus Schmidt, O. Fr. M. (München).
e) Badischer Schwarzwald: Stadtpfarrer Heinrich Hansjakob (Freiburg).
f) Württemberg: Msgr. Konrad Kümmel, Chefred. (Stuttgart).
g) Österreich: Dr. Richard von Kralik (Wien).
h) Tirol: Anton Müller, Dirigent des Brixlegger Passionsspiels (Innsbruck).
i) Steiermark: Prof. Dr. Joh. Ranftl (Graz).
k) Schweiz: Georg Baumberger, Chefredakt. der „Ostschweiz" (St. Gallen).
l) Elsaß: Karl Hoeber, Red. der „Akad. Monatsblätter" (Straßburg).
m) Rheinland: Dr. Heinr. Cardauns, Chefred. der „Köln. Volkszeitung" (Köln).
n) Westfäl. Münsterland: Dr. Aug. Wibbelt (Duisburg).
o) Sauerland: Professor Dr. Wesmöller (Brilon).
p) Schlesien: Paul Keller (Breslau).
q) Ermeland: Domherr Julius Pohl (Frauenburg).

Beizuziehen wären noch gewiegte Kritiker, wie Karl Muth, Red. vom „Hochland" (München), Dr. Anton Lohr, Chefredakteur der „Literarischen Warte" (München), der Calderonforscher Professor Engelbert Günther (Rottweil), Dr. Karl Storck (Berlin), Laurenz Kiesgen (Köln), Professor Dr. Anton Schönbach (Graz) u. a. m.

Als Dramaturgen wären in erster Linie zu nennen: Hofrat Martin Greif (München), Dr. Richard von Kralik (Wien), Dr. Karl Domanig (Klosterneuburg) und Leo Tepe van Heemstede, Red. der „Dichterstimmen" (Oberlahnstein).

Als technischer Sachverständiger wäre zu gewinnen der Oberregisseur Jocza Savits (München).

Digitized by Google

3. Jedes Mitglied dieser Kommission hat ein auf seinen Erfahrungen in dem engeren Umkreis seiner Provinz beruhendes ausführliches Gutachtens als Grundlage ferneren Vorgehens und zur eventl. Veröffentlichung auszuarbeitrn.

4. Die Bildung eines zweckdienlichen „Vereins zur Förderung katholischer Volksschauspiele in Deutschland" ist von genanntem Ausschuß in die Hand zu nehmen.

5. Es sollen besonders die katholischen Vereine (Gesellenvereine u. s. w.) aufgefordert werden, statt der überhandnehmenden wertlosen Schnurren und Schwänke Stücke gediegenen religiösen oder völkischen Inhaltes auf ihren kleinen Theatern aufzuführen.

6. Als offizielles Organ für diese Bestrebungen ist die „Literarische Warte" in München aufzustellen. —

Wir denken, das sind keine Luftschlösser, sondern reale Vorschläge, womit sich etwas machen ließe. Vielleicht verweht auch dieser Aufruf im Winde, aber immer und immer wieder werden wir ihn erheben wie eine fixe Idee; denn wenn Deutschland auf Grund seines Väterglaubens seine nationale Kultur zurückerobern soll, wenn es wieder voll und ganz ein Volk werden will, dann muß es auch seine angestammten Institute so rasch als möglich aufleben lassen. Dann lauscht Görres über das Grab herüber dem „Kindeslallen" der Volksrede, die ihm aus alten Liedern und Mären so tief ans Herz gegangen war, und sein Testament wird einen goldenen Sternenhimmel, über unsere wenigen Gaue heraufführen, jenen Himmel, den Görres über „des Knaben Wunderhorn" schweben sah, als er in den „Heidelberger Jahrbüchern" schrieb: „Es ist der Geist der Nation, der auf dem Ganzen ruht."

Wir wollen hoffen, daß diese zeitgemäße Anregung auf dem heurigen Katholikentag noch Beachtung findet. Sie ist zwar etwas spät gekommen, aber da P. Pöllmann seine Anträge bereits so genau fixiert hat, bleibt der Versammlung ja nicht mehr viel anderes zu tun übrig, als ihnen zuzustimmen. Wir halten die Fassung im wesentlichen für glücklich; ist erst die Organisation ins Leben gerufen, können ja eventuelle Erweiterungen aus ihrer Mitte heraus noch Platz greifen. So dürfte neben P. Pöllmann besonders R. v. Kralik der Mann sein, der an die Spitze des Ganzen zu treten hätte. Wie die Erfahrung gezeigt hat, ist mit Resolutionen und schönen Reden auf Katholikentagen der Kunst und Literatur noch nicht sehr viel genützt worden; gäbe die heurige Regensburger Tagung durch Annahme der Anträge P. Pöllmanns den Anstoß, daß der Frage der national-religiösen Volksbühnen, wenn auch vorerst im kleinen Maßstabe, praktisch näher getreten wird, so hätte sie für die Kunst und die Volksbildung Anerkennenswertes geleistet.

Einen **Aufruf für Johannes Jörgensen** erläßt P. Ansgar Pöllmann im Maiheft der „Gottesminne". Der dänische Dichterphilosoph und Konvertit, den unsere Leser aus dem Aufsatze Prof. Dr. Ranftls in diesem und dem vorigen Hefte der „L. W." näher kennen lernten, befindet sich — so oft das Dichterlos! — mit seiner Familie in bitterer Not. In Dänemark ist für ihn kein Absatzgebiet vorhanden, und in Deutschland haben sich Verleger und Übersetzer nach Pöllmanns Zeugnis nicht gerade musterhaft gegen ihn benommen. Unsere Leser tun daher ein gutes und verdienstvolles Werk, wenn sie ein Scherflein an P. Pöllmann O. S. B. in Beuron (Hohenzollern) senden.

Digitized by Google

5. Jahrgang 1. September 1904 Heft 12

Nachdruck aller Beiträge vorbehalten.

Eduard Mörike.

Literarische Skizze zur 100. Wiederkehr seines Geburtstags am 8. September 1904.

Von Hermann Binder in Altingen.

Ein herrlicher Junimorgen bricht heute an. „Die Sonn' erwacht, mit ihrer Pracht erfüllt sie die Berge, das Tal." Duftend liegt seit wenigen Tagen das hingemähte Gras gebreitet auf den Fluren und an den Gehängen. Auf allen Bäumen und in allen Hecken singt, pfeift und zwitschert es; überall sind die Vögel lebendig, mit denen auch mein Lieblingsdichter einst so gern Zwiesprache hielt. Meisen und Finken schwätzen verliebt durcheinander, wie die lieben Mägdlein und wackern Freunde, in deren treues Herz der schwäbische Dichter besonders in seinen Briefen uns schauen läßt. Haschend und erhaschend flattern die gefiederten Sänger einander nach, necken sich liebesfroh, und dann wieder auf und davon schweben sie, dem blauen Äther zu, der in unmeßbaren Höhen über unsern Häupten ruht, bewegungslos, wie alles Lebens bar; nur ein paar Wölkchen droben gleiten Kähnen gleich durch die blaue Ferne dahin, um bald dem Auge ganz zu entschwinden.

Wohlige Wärme umwogt und durchrieselt jegliches Wesen, auch mich. Ich weiß nicht, mir ist heute so wohl, so wonnig wohl, und es geht mir wie meinem lieben Mörike. Er kann in solch seligen Zeiten und Stimmungen nicht anders, er ruft, was er in diesem Augenblick alles in seiner Brust fühlt, in die Weite hinaus, daß alle vernehmen seine Frühlings- und Sommerseligkeit:

Digitized by Google

1. „Hier lieg' ich auf dem Frühlingshügel:
Die Wolke wird mein Flügel,
Ein Vogel fliegt mir voraus.
Ach, sag' mir, alleinzige Liebe,
Wo du bleibst, daß ich bei dir bliebe!
Doch du und die Lüfte, ihr habt kein Haus.

2. Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüte offen,
Sehnend, sich dehnend in Lieben und Hoffen.
Frühling, was bist du gewillt? Wann werd' ich gestillt?

3. Die Wolke seh' ich wandeln und den Fluß,
Es dringt der Sonne gold'ner Kuß
Mir tief bis ins Geblüt hinein;
Die Augen, wunderbar berauschet, tun, als schliefen sie ein.
Nur noch das Ohr dem Ton der Biene lauschet.
Ich denke dies und denke das,
Ich sehne mich und weiß nicht recht nach was,
Halb ist es Lust, halb ist es Klage.
Mein Herz, o sage, was webst du für Erinnerung
In golden grüner Zweige Dämmerung? — Alte unnennbare Tage."

In diesem einen Gedichte schon blitzt die ganze Dichterherrlichkeit Mörikes dem empfänglichen Leser entgegen. Wir stehen mitten drinnen im Land, in dem Mörike wie ein König herrscht, reich an schöpferisch-poetischen Gefühlen, freigebig mit dem Gold seiner edelklingenden, ebenmäßig abgeklärten, meist in üppigem Wohllaut der Worte ertönenden Lieder. In diesem einen Gedicht ist keine Zeile ohne Wahrheit und Leben, macht kein Vers sich breit als bloß zierendes Füllsel, ist kein Wort, kein Beiwort, das nicht an seinem Platz stände, ja notwendig wäre, das nicht gerade das ausdrückte, was es uns zu sagen hat. Inneres Erleben und äußeres Gestalten werden bei diesem Dichter eins; der Leser erlebt mit, was der Dichter kündet, und dies ist der Triumph, das Echtheitssiegel des wahren Dichters. Immer wieder schlägt man ein solches Lied auf, führt es sich zu Gemüt, durchkostet es, im wonnigen Bewußtsein, einen geschliffenen Edelstein, nein, eine goldklare, immer von neuem erquickende Quelle gefunden zu haben.

Mit 25 Jahren hat Mörike den Höhepunkt seiner dichterischen Entwicklung überhaupt schon erreicht. Der phantasievolle Knabe sog reichlichen Stoff für seinen schaffenden Geist aus der sagenumwobenen, vergangenen Herrlichkeit seiner Heimatsstadt Ludwigsburg, der Residenz der schwäbischen Herzoge; heute ist Mörikes Geburtsstadt „eine Verlassene". Mit sechs andern Geschwistern verlebte der kleine Eduard eine im allgemeinen sonnige, sorglose Jugend; sein Vater, ein wackerer Oberamtsarzt, starb nur zu bald; dieser Todesfall warf die ersten Schatten in das Leben des träumerischen, fröhlichen Bürschleins. Von seiner Mutter erbte er die Frohnatur und sein später bezauberndes Erzählertalent. Unter den Geschwistern gewann Eduards älterer Bruder Karl den stärksten Ein-

Digitized by Google

fluß auf ihn; von diesem sagt der Dichter später die bezeichnenden Worte: „Was nur ein jugendlicher Sinn irgend Bedeutungsvolles zu ahnen vermag, das alles wurde durch die Gespräche dieses Bruders auf einsamen Spaziergängen, wenn ich ihn manchmal auch nur halb verstand, in meinem Innern angeregt; er wußte den gewöhnlichsten Erscheinungen einen höhern und oft geheimnisvollen Reiz zu geben; er war es auch, der meine kindlichen Gefühle zuerst mit mehr Nachhaltigkeit auf übersinnliche und göttliche Dinge zu lenken verstand." [1])

In der Schule sinnierte Eduard nur allzugern. Zum Beweise dessen findet sich in den Biographien (die wir natürlich öfters benützten) und in den sonstigen Artikeln über Mörike die liebliche Episode angeführt: „Als Mörike wieder einmal in seine Gedanken versunken da saß, fragte ihn der Rektor treffend: Nun, von welchem Brückle hast jetzt eben wieder 'runter guckt?" Phantasieren, schwärmen, spielen waren seine Lieblingsbeschäftigungen von Jugend auf; ein merkwürdiger Drang dazu lebte in seinem lebhaften Innern und ruhte in den Mannesjahren keineswegs.

Im niedern Konvikt, bei den Protestanten Seminar genannt, zu Urach verbrachte er die poetisch vielversprechenden, theologisch aber wenig hoffnunggebenden

---

[1]) Karl Fischer. Eduard Mörikes Leben und Werke. Mit vielen schönen und interessanten Abbildungen. S. 5 f. Fischers Lebensbild ist eine recht warmherzige, detaillierte Biographie voll interessanter Einzelheiten, durch deren Anführung vor allem der Mensch und Dichter, der Pfarrer und Freund, wie er leibte und lebte, geschildert wird. Wir haben ihm viel schöne Stunden der Lektüre zu verdanken; auch die Ausstattung nimmt den Leser persönlich ein. Otto Hauser besprach das Buch in der „Literarischen Warte", 1903, S. 61 f. Es erschien im Jahre 1901 in B. Behrs Verlag (E. Bock), Berlin, und kostet brosch. 5 Mk., geb. 6,25 Mk., hat 240 Seiten mit vielen Literatur- und sonstigen Nachweisen. Fischer hat sein Buch im Jahre 1903 ergänzt durch ein zweites, betitelt: Eduard Mörikes künstlerisches Schaffen und dichterische Schöpfungen. Verlag von Otto Elsner, Berlin, brosch. 3 Mk., geb. 4 Mk. mit 202 Seiten. Wie schon der Titel besagt, zeigt uns dieses Werk den Dichter in seiner geistigen Werkstätte, in seinen einzelnen poetischen Ausdrucksformen. Es legt sein Einzelschaffen und -Formen dar, hat sehr interessante, geistreich aufklärende Partien, macht jedoch mitunter einen stark philologischen Eindruck. Ein tüchtiges Buch ist es aber jedenfalls.

Zwei Monate nach Fischers Biographie erschien bei Cotta in Stuttgart eine noch größere von H. Maync: E. Mörike. Sein Leben und Dichten. Brosch. 6,50 Mk., mit 415 Seiten und des Dichters Bildnis. Was Fischer in seinen zwei Büchern tut, behandelt Maync in dem einen: er ist der wissenschaftlichere der beiden Biographen, wenigstens was die erste Biographie F.s. betrifft. Es ist ein abgerundetes, lebensvolles Bild der dichterischen Persönlichkeit Mörikes. — Ilgenstein schrieb im Jahre 1902 (Berlin, Rich. Schröder) eine lehrreiche Studie über: „Mörike und Goethe." (2 Mk., 143 S.) Kleinere Abhandlungen über Mörikes sind in den beiden Biographien angegeben. Während des Druckes gab Walther Eggert noch ein Mörikeleben heraus.

Digitized by Google

Jünglingsjahre von 14—18 zu (1818—1822). Hatte schon die künstliche Natur in Ludwigsburg, dessen Residenzschloß, Park, Bäume, heimliche Wege usw. mit all den geschichtlichen und sagenhaften Erinnerungen den Geist des Knaben beschäftigt und seine erregbare Phantasie befruchtet, so war es in diesem romantisch gelegenen Städtchen am Fuß der schwäbischen Alb die großartige ihn umgebende Natur, die sein begeisterungsfähiges Herz gefangen nahm. Urach ist berühmt durch seine prachtvolle landschaftliche Lage; ein Kranz von romantischen Bergen und herrlichen Wäldern umschlingt das liebliche Städtchen, dessen Wasserfall überall bekannt ist und gern besucht wird. Man muß es in den Biographieen nachlesen, wie die Studenten schwärmten in dieser wundervollen Gottesnatur, wie Mörike mit seinen liebsten Freunden sich immer heimischer machte in den so nahen Herrlichkeiten der entzückenden Landschaft (Fischer, Leben Mörikes S. 29). Droben am Turm von Hohen-Urach träumte man unter der mächtigen Esche und sah mit Wehmut auf den wasserlosen Brunnen und die verfallene Friedhofskapelle; oder man saß im Schloßhof am „klingenden Tisch", bis sich Rittersaal und Kirche belebten, und Ritter, Knappen und Frauen wie im Traume vorüberschwebten zum Zwinger am verschütteten Brunnen vorbei und zur Kapelle. Am liebsten aber gingen die Freunde unterhalb der Burg zur Hochwiese hin mit den mächtigen Buchen und über sie hinaus zu den moosigen, im Dickicht versteckten Klüften, aus denen die Wasser des Brühlbachs quellen, „die Schar der Quellen, die der Matten grünes Gold" durchspülen, die „urbemooften Wasserzellen", „im kühnsten Walde die verwachsenen Schwellen,

Wo ihrer Mutter Kraft im Berge grollt,
Bis sie im breiten Schwung an Felsenwänden
Herabstürzt, sie im Tode zu versenden."

Zu diesen heimlichen, lauschigen Plätzchen und Winkelchen beim nahen Wasserfall kehrt er mit 23 Jahren zurück, alle Jugenderinnerungen werden wieder lebendig und steigen vor ihm auf in dem herrlichen Gedicht „Besuch in Urach", das ich nicht oft genug durchlesen, rezitieren und in seiner ganzen poetischen Fülle verkosten kann:

. . . . „Aus tausend grünen Spiegeln scheint zu gehen
Vergang'ne Zeit, die lächelnd mich verwirrt;
Die Wahrheit selber wird hier zum Gedichte,
Mein eigen Bild ein fremd und hold Gesichte!
Da seid ihr alle wieder aufgerichtet,
Besonnte Felsen, alte Wolkenstühle!
Auf Wäldern schwer, wo kaum der Mittag lichtet
Und Schatten mischt mit balsamreicher Schwüle.
Kennt ihr mich noch, der sonst hieher geflüchtet,
Im Moose, bei süß-schläferndem Gefühle,
Der Mücke Sumsen hier ein Ohr geliehen,
Ach, kennt ihr mich, und wollt nicht von mir fliehen?

Digitized by Google

Hier wird ein Strauch, ein jeder Halm zur Schlinge,
Die mich in liebliche Betrachtung fängt;
Kein Mäuerchen, kein Holz ist so geringe,
Daß nicht mein Blick voll Wehmut an ihm hängt:
Ein jedes spricht mir halbvergeß'ne Dinge;
Ich fühle, wie von Schmerz und Lust gedrängt
Die Träne stockt, indes ich ohne Weile,
Unschlüssig, satt und durstig weiter eile."

Der Leser merkt nun selbst, wie sehr diese herrliche Natur auf das wohlgestimmte, empfindungsreiche Gemüt des Uracher Studentleins gewirkt haben muß, wie er so ganz eins sich fühlte mit Mutter Natur, mit ihr lebte und webte, sie belauschte in ihren vollen Herzschlägen und tiefsten, ruhigsten Atemzügen:

„O hier ist's, wo Natur den Schleier reißt!
Sie bricht einmal ihr übermenschlich Schweigen;
Laut mit sich selber redend will ihr Geist,
Sich selbst vernehmend, sich ihm selber zeigen.
— Doch ach, sie bleibt, mehr als der Mensch, verwaist,
Darf nicht aus ihrem eignen Rätsel steigen!"

Es ist ja wohl richtig: jeder Versemacher, jedes Dichterlein und jeglicher Liedersänger muß zur Natur Stellung nehmen, Fühlung mit ihr haben. Aber welch ein Unterschied! Hier die Armen, die vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen und darum kaum einmal einen klaren, präzisen, anschaulich und lebendig gestalteten Eindruck fertig bringen; dort der Dichterkönig im Reich der unerschöpflich mannigfaltigen Natur, dem „ein Strauch, ein jeder Halm zur Schlinge wird, die mich in liebliche Betrachtung fängt",

„Dort der Adler, der strebte hinan ins Grenzenlose,
Sein Auge trinkt sich voll von sprüh'ndem Golde;
Er ist der Tor nicht, daß er fragen sollte,
Ob er das Haupt nicht an die Wölbung stoße." Ged. S. 170.

Von 1822—1826 finden wir Mörike im Tübinger evangelischen Stift als Studenten der Theologie. Noch aus der Uracher Zeit stammende Freundschaften werden in der phantastischen und überschwenglichen Weise der Zeit ausgelebt; auch Wilhelm Waiblingers maßloser Titanismus irrlichterte durch diesen Kreis. Eine schöne hysterische Schweizerin, die in jenen wunderhungrigen Tagen durch viele Städte Oberdeutschlands ein geheimnisvolles Wanderleben trieb, wühlte seine Seele auf und ließ die glühenden, durch und durch empfindunggesättigten „Peregrina-Lieder" entstehen. Überall, im väterlichen Haus, in Urach und Tübingen, schuf der junge Dichter sich ein seltsames Studio, eine Zelle, in der er, fern von Menschen, Lärm und Tageslicht, „bei brennendem, freundlichem Lichte" seinen künstlerischen Träumen nachhängen und ungestört einsiedeln konnte. Zu Haus war es ein Bretterverschlag auf dem Speicher, in Urach eine Waldhütte, die sich die Freunde nur so halb in den Berg hineingebaut hatten, in Tübingen ein felsüberhangenes Brunnenstübchen, in dem er und sein trauter Freund Bauer

Digitized by Google

beim flackernden Kerzenschimmer Homer und Ossian lasen, phantastische Inseln sich schufen und bevölkerten und sich romantischen Schauern ergaben. Hatte Mörike schon in Urach bei verschiedenen Anlässen zum Teil hervorragend schöne Poeme verfaßt, wenn auch in mehr hergebrachter Art, so entstanden in Tübingen neben den lyrischen Perlen der erwähnten Peregrina-Lieder Gesänge wie „Der Gesang zu Zweien in der Nacht", der anhebt:

„Wie süß der Nachtwind nun die Wiese streift,
Und klingend jetzt den jungen Hain durchläuft!
Da noch der freche Tag verstummt,
Hört man der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge,
Das aufwärts in die zärtlichen Gesänge
Der reingestimmten Lüfte summt . . . . .
O holde Nacht, du gehst mit leisem Tritt
Auf schwarzem Sammt, der nur am Tage grünet,
Und lustig schwirrender Musik bedienet
Sich nun dein Fuß zum leichten Schritt,
Womit du Stund um Stunde missest,
Dich lieblich in dir selbst vergissest —
Du schwärmst — es schwärmt der Schöpfung Seele mit!"

In die gleiche Entstehungszeit, wo also Mörike 21 Jahre zählt, fällt das Gedicht, das die Sammlung von Anfang an eröffnete und das wirklich ein glänzend-schimmerndes Portal bildet in seinen Märchenpalast; nur einige Zeilen: „An einem Wintermorgen, vor Sonnenaufgang:"

„O flaumenleichte Zeit der dunklen Frühe!
Welch neue Welt bewegest du in mir?
Was ist's, daß ich auf einmal nun in dir
Von sanfter Wollust meines Daseins glühe?
Einem Krystall gleicht meine Seele nun,
Den noch kein falscher Strahl des Lichts getroffen;
Zu fluten scheint mein Geist, er scheint zu ruhn,
Dem Eindruck naher Wunderkräfte offen . . . . .
Seh' ich hinab in lichte Feenreiche?
Wer hat den bunten Schwarm von Bildern und Gedanken
Zur Pforte meines Herzens hergeladen,
Die glänzend sich in diesem Busen baden,
Goldfarb'gen Fischlein gleich im Gartenteiche? . . . . .
Die Seele fliegt, soweit der Himmel reicht,
Der Genius jauchzt in mir! . . . . .
Dort, sieh, am Horizont lüpft sich der Vorhang schon!
Es träumt der Tag, nun sei die Nacht entflohn;
Die Purpurlippe, die geschlossen lag,
Haucht, halb geöffnet, süße Atemzüge:
Auf einmal blitzt das Aug', und wie ein Gott, der Tag
Beginnt im Sprung die königlichen Flüge!"

Digitized by Google

Am besten wird es sein: solche Gedichte analysiert man nicht, man genießt sie und kostet sie wieder und kehrt abermals zu ihnen zurück. Persönlichkeit, Phantasie, Erleben, Erschaffen, Gestalten: das wird hier alles ein einziger herrlicher Quell.

Vom Universitätsstudenten entwickelt sich Eduard zum Vikar und Pfarrverweser. Er wird von Posten zu Posten gejagt, lieblichen Örtchen im Oberland, auf der Alb und an ihrem Fuß; auf den Fildern und im Strohgäu wird er ein gar gemütlicher, nicht allzu strenger Seelsorger. Mehrere Pfarrerstöchterlein laufen ihm über den Weg; sein leicht entzündbares Herz ist bald in Flammen, in stetig brennenden, glühenden Flammen, die zu einzig schönen Liedern werden. Besonders die Liebe zu Luise Rau, die 6 Jahre lang dauerte, hat es ihm angetan; an sie hat er reizend schöne, schwungvolle, hochpoetische Briefe geschrieben, mit ihr lebt er, wandelt er, träumt er durch diese Jahre, ob er auch weit von ihr weilt. Dieser reinen, edlen, nichts weniger als nur quietistischen Liebe haben wir die schönsten Gedichte zu verdanken, hier entwickelt er sich nicht mehr weiter. In den Jahren von 1827—1833 fließt der Liederquell am vollsten und klarsten unserem 23—29jährigen Dichter-Pfarrverweser. O wie dieses Pfarramt, dieses Predigtenzusammenleimen ihn mitunter drückt! Nur manchmal trägt er das geistliche Kleid einigermaßen freiwillig. Lese man die zum Teil sehr interessanten Briefe[1]) nach, die seit 1/2 Jahr in zwei Bänden vorliegen; da kann man all die Seufzer vernehmen, aber auch der Jubel des glücklichen Schöpfers und Poeten schlägt dem Leser ans Ohr. Diese Briefe sind so ganz persönlich; wir sehen und hören den treuen Freund, der fürs Kleinste besorgt ist; wir schauen dem liebenden Bruder ins Herz, der die Sorgen der Seinen bereitwillig teilt und zu heben gewillt ist; freilich gerade diese nehmen ihn oft sehr in Anspruch und hindern ihn wieder im Schaffen; die Brüder muten ihm zuweilen allzuviel Opfer zu, so daß der Dichter einmal den anmutigen Scherz schreibt: „Wir sind wohl Brüder, aber meinst Du, unsere Börsen seien Schwestern?“ Jetzt entstehen die Gedichte „Er ists“ (der Frühling), „Im Frühling“, „Fußreise“, „Erstes Liebeslied eines Mädchens“, „Besuch in Urach“, „Mein Fluß“, „Josephine“, „Auf der Reise“, „Nimmersatte Liebe“, „Lied vom Winde“, „Das verlassene Mägdlein“ (Früh wenn die

[1]) Herausgegeben von Rudolf Krauß und Karl Fischer. I. Band (1816 bis 1840), II. Band (1841—1874) Berlin 1904, Verlag von Otto Elsner, 340 u. 369 Seiten, brosch. je 4 Mk. Natürlich haben viele Briefe gar kein besonderes Interesse; dafür entschädigen nicht wenige durch ihren poetisch reichen und persönlichen Gehalt, durch den prächtigen Naturzauber, den des Dichters mit lyrischen und epischen Reizen getränkte Darstellungsweise ausgießt. Merkwürdigerweise meinen die Herausgeber: „Heute ist die Zeit noch nicht gekommen, da das Bedürfnis nach Mörikes vollständigem Briefwechsel sich Geltung verschafft“. Einiges ist aus persönlichen Rücksichten unterdrückt worden; hoffentlich nicht gerade das Interessanteste!

Digitized by Google

Hähne krähn), „Um Mitternacht“[1]) (das vielgerühmte, das in fast allen poetischen Blumenlesen sich jetzt findet), „Agnes“, „Die Geister am Mummelsee“ und noch mehrere andere, die den Namen Mörikes in die erste Reihe der gottbegnadeten Poeten stellen. In diesen Gedichten fühlt man es ganz und gar, was eigentlich poetisch ist und sich so nennen darf; freilich, an dem hohen, ja einzigen Maßstab dieser seelischen Erzeugnisse gemessen, müssen unzählig viele Gedichte nicht bloß der „Kleinen“ und „Mittleren“, sondern bis weit hinauf, in den Hintergrund treten. Wir verstehen, daß sein Freund Strauß sagen konnte und wir fühlen es ihm nach: „Ihm, M., verdanken wir es, daß man keinem von uns jemals wird Rethorik für Dichtung verkaufen können; daß wir allem Tendenzmäßigen in der Poesie den Rücken kehren; daß wir Gestalten verlangen, nicht über Begriffsgerippe künstlich hergezogen, sondern so, wie sie leibten und lebten mit Einem Blick vom Dichter erschaut und ins Dasein gerufen“ (Maync, S. 266). An derselben Stelle hält Maync Rundschau über die großen Dichter, um den seinen an die richtige Stelle zu setzen und er meint: „Annette von Droste muß im ganzen hinter Mörike zurückstehen, da ihrer zwar sehr individuellen und charakteristischen, zugleich aber spröden und herben Kunst jener duftige Schmelz fehlt, dessen die höchste Lyrik nicht entraten kann. In noch höherem Grad gilt dies von Hebbel und G. Keller . . . Dagegen reichen Groth und Storm viel näher an Mörike heran. Der Stammbaum unserer größten Lyriker führt sicher von Goethe über Mörike zu Storm. Auch von den späteren Lyrikern hat keiner Mörike übertroffen; höchstens sind Hermann Lingg und Martin Greif in ihren besten Stücken ihm nahe gekommen. Und von seinen Vorgängern hat er die meisten überflügelt, nicht nur Lyriker zweiter Ordnung wie Kerner, Wilh. Müller, Chamisso, sondern auch Platen, Rückert und selbst Lenau, der zu sehr aus seiner Zeit und aus persönlichen Mißverhältnissen heraus dichtete. So bleiben ihm dann nur Uhland, Eichendorff und Heine als eben-

[1]) „Um Mitternacht“ behandelt Avenarius im Kunstwart (XIV. 1. Aprilheft 1901), um an diesem, wie er sagt, „konzentriertesten lyrischen Gedicht“ („lyrisches Heiligtum“ nennt er es im Kunstwart 1904) des deutschen Schrifttums den Begriff poetisch“ zu erläutern; er schwelgt förmlich in seiner Analyse; gleich der Anfang desselben ist ihm fast ein Wunderwerk der Gestaltung: „Gelassen stieg die Nacht ans Land, lehnt träumend an der Berge Wand, Ihr Auge sieht die goldne Wage nun der Zeit in gleichen Schalen stille ruh'n.“ Kürzlich fanden wir bei Dante, Fegfeuer, Gesang 2, Vers 3—5, fast die gleiche Stelle, sie lautet: „Schon war die Nacht herausgetreten aus des Ganges Fluten, die Wage haltend, die der dunklen Hand entsinkt im Weiterschreiten, daß die Wangen Aurorens dort, wo ich nun stand, der Jugend reizendes Weiß und Rosenrot allmählich vertauschten mit des Alters fahlen Farben.“ (Übersetzt von Carneri, Verlag von Hendel in Halle.) Im 4. Gesang, Vers 138 u. 139, sagt der Dichter ähnlich: „Nun komm, du siehst ja, wie der Mittagskreis die Sonne schon berührt, dieweil die Nacht leise den Fuß setzt auf Marokkos Strand.“ Alles schon da gewesen!

Digitized by Google

bürtige Genossen, und zwar reiht er sich unter den vieren am nächsten Goethe an" (Maync, S. 265). Diese Charakterisierung und Einreihung kann man im allgemeinen als zutreffend gelten lassen, wenn auch der einzelne sich die Dichter ein wenig anders aufreiht. Maync gibt auf 40 Seiten seines Buchs eine sehr schöne, lehrreiche Abhandlung über Mörike als Lyriker, er behandelt darin seine dichterische Sprache und Anschauung, seine Ausdrucksweise, seine einzelnen lyrischen Formen; man muß immer wieder staunen über des Dichters reich gestaltendes, phantasievolles Innenleben, das immer neue Töne hervorbringt und überraschende, erschöpfende Vorbilder schafft.

Viele Jahre hindurch schweigt Mörikes Muse ganz; dafür feilt er fleißig, berät sich und bespricht sich mit seinen poetisch hoch stehenden und fein fühlenden Freunden Hartlaub, Pfarrer in Wermutshausen, und mit Hermann Kurz und anderen. Immer ist er tätig; er schafft, er bildet, er formt, er spielt immer; unaufhörlich arbeitet dieser Dichtergeist in einem oft so kränklichen, elenden Leib, der ihn zwingt, sein idyllisches Pfarrhausleben in Cleversulzbach, von wo im Jahre 1838 das Gedichtbändchen zum ersten Mal ausgezogen ist, nach neunjähriger Tätigkeit zu verlassen, nach Hall und Mergentheim zu ziehen, wo er mit seiner aufopfernd ihn betreuenden Schwester Klara mehrere Jahre lebt; er lernt dort die Tochter des kath. württemb. Oberstleutnants von Speeth, Margarete, kennen und lieben. Seine Schwester selbst drängt ihn dazu, daß er sie ehelicht. Diese neue Liebe läßt den kranken Dichter wieder aufleben; sein Genius „jauchzt in ihm", und einige prächtige Lieder entströmen seinem neubeglückten Herzen. Die Ehe ist viele Jahre hindurch ungemein glücklich; die frommkatholische Margarete und der protestant. Pfarrer und nachmalige Professor am Katharinenstift (von 1851—1866) leben, einander erhebend, stützend und beseligend, froh beisammen; zwei Mädchen bereichern das Eheglück; aber so nach und nach, am Ende der 60ger und im Anfang der 70ger Jahre, wird das Verhältnis der drei, Eduard, Margarete und Klara, etwas gespannter, vor allem, wie es scheint, zwischen Margarete und Klara. Letzterer ließ der Dichter eben doch all zu viel Recht in seiner Ehe. In den Jahren 1873 und 1874 ging die Gattin von der Seite des innig geliebten Gatten, der viel krank lag; sie kam aber von Mergentheim an sein Sterbebett, auf dem er am 4. Juni 1875, von seiner Schwester gepflegt, seinen Geist aushauchte. Die beiden Biographen, Fischer und noch mehr Maync, möchten der Schwester Klara womöglich die geringere Schuld am zuletzt so leidig gewordenen Eheverhältnis zuschreiben; wir müssen jedoch Eduard Eggert recht geben, der nachgewiesen hat, daß die größere Schuld jedenfalls Klara treffe; sie habe es nicht verstanden, zur rechten Zeit des Bruders und verheirateten Mannes Haus zu verlassen, sie habe die Rolle, die sie als Schwester inne gehabt habe, mit der Stellung einer Gattin verwechselt. So kam Margarete immer mehr auf die Seite. Wir selbst können aus persönlichen Mitteilungen eines jetzt noch lebenden Mannes, der im Jahre 1873 und 1874 seiner Stellung entsprechend mit der Frau Professor Mörike zu Mergentheim in Beziehung treten mußte,

Digitized by Google

feſtſtellen, daß Margarete ſich immer mehr zurückgeſetzt, auf die Seite geſchoben fühlte, daß ſie häufig ſo neben drüben ſich aufhalten mußte, wenn je nachdem beſtimmte Beſuche, Beſprechungen u. dgl. ſtattfanden. Ein eigentümliches Schickſal hat gewollt, daß beide Frauen, die einander einſt ſo innig geliebt und ſo lang ſich verſtanden, bis die traurige Trennung kam, im ſelben Jahre 1903 von dieſer Erde abſchieden, zuerſt Margarete am 8. Januar 1903 in Neuulm, als treue, in der ſtillen Charitas ungemein tätige Tochter der kath. Kirche, 85 Jahre alt, und dann folgte ihr am 1. Auguſt 1903 ihre „ſchließliche Rivalin", die ledig gebliebene Klara Mörike, die in Neuenſtadt am Kocher, 87 Jahr alt, ſtarb.

Wir hätten nun noch manches zu ſagen gehabt über des Dichters andere Werke, über ſeine Novellen und Märchen, über ſeinen Roman „Maler Nolten", der ſein Leben lang ſein Sorgenkind war, über die Entſtehungsarten und -anläſſe ſeiner Poeſien, über ſeine vielſeitige Lektüre, über ſeine Briefe, über ſeine religiöſe Stellung und Anſchauung, über die Komponiſten ſeiner Lieder; allein wir tröſten uns ein wenig mit dem Gedanken: ſeine emſigen, geiſtreichen Biographen haben Bücher mit mehreren hundert Seiten gebraucht, um des lieben, guten Menſchen Weſen und des Dichters Perſönlichkeit uns vor das geiſtige Auge zu rücken und unſeren Herzen nahe zu bringen; wie ſollte man auf neun bis zehn Seiten ein geiſtig ſo reiches und volles Leben und Schaffen im Grund- und Aufriß und im Durchſchnitt und in ſeiner Bekrönung darſtellen können? Vielleicht, daß wir einzelnes ſpäter einmal beſprechen. Aber verſuchen mußten wir es wenigſtens, in einigen Zügen dieſes gemütvollen ſchwäbiſchen Erzpoeten habhaft zu werden, uns zu laben an den herrlichen Erzeugniſſen ſeines immer ſchaffenden Genius, ſie wieder ſelber von neuem ſchätzen und lieben zu lernen und als Förderer alles Wahren, Guten, Schönen dabei mitzuhelfen, daß Mörikes Name immer beſſer bekannt und ſeine Dichtwerke — und ſeien es nur 40—50 ſeiner beſten Lieder — immer mehr geleſen werden. Wir Schwaben aber wollen uns doppelt freuen, daß Mörike unſeren Gauen entſproſſen, unſer lieber und hoffentlich immer höher geſchätzter Landsmann iſt.

„Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühſt,
Mörike, Geliebter!
Mit hundertfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner innigen Wärme
Heilig Gefühl,
Überreiche Schöne!"

Digitized by Google

Oskar Wilde:

Die Ballade vom Zuchthause zu Reading.

Aus dem Engliſchen überſetzt von Otto Hauſer in Wien.

(Schluß.)

IV.

Es gibt keine Kirche an dem Tag,
Da einer hängen mußt'.
Denn der Kaplan iſt viel zu blaß,
Und es fehlt ihm wohl die Luſt;
Vielleicht auch ſteht Gefährliches ihm
In den Augen unbewußt.

Als endlich dann uns die Glocke rief,
Da war es vor Mittag knapp,
Und der Wärter kam mit dem Schlüſſelbund
Und nahm die Riegel ab,
Und aus den Einzelhöllen ſcholl
Treppnieder unſer Trab.

Und wir traten in Gottes geliebte Luft,
Doch nicht wie ſonſt vorher,
Denn deſſen Antlitz war weiß von Furcht
Und fahl wie Aſche der,
Und nie ſah ich Männer in den Tag
So ſehnlich ſehn und ſchwer.

So ſehnlich ſehn zu dem Fleckchen Blau,
Dem kleinen blauen Feld,
Das der Gefangne Himmel nennt,
Den Himmel ſeiner Welt,
Und zu jeder Wolke, die oben zieht
Am weiten, freien Zelt.

Doch andre ſchritten, das Haupt geſenkt,
Und fühlten: dem Rechte nach
War todeswürdiger ihre Schuld,
Denn das, was er verbrach:
Sie mordeten Tote, wo er nur
Die Lebende erſtach.

Denn wer zum zweiten ſündigt, erneut
Einer toten Seele Qual,
Reißt aus dem blutigen Laken ſie
Und mordet zum zweitenmal,
Und wieder in großen Tropfen quillt
Das Blut unter ſeinem Stahl.

Wie Clowns oder Affen, bizarr livriert,
Von ſchiefen Pfeilen beſternt,
So ſchritten wir ſtumm immer um und um
Auf des Aſphalts glitſchigem Fernd,
So ſchritten wir ſtumm immer um und um —
Wir hatten das Reden verlernt.

So ſchritten wir ſtumm immer um und um,
Und es ging wie mit Sturmesbraus
Durch die leeren Höhlen unſres Hirns
Der Erinnerungen Graus;
Und Grauen kroch uns heimlich nach
Und Entſetzen zog voraus.

Digitized by Google

Die Wärter stolzten auf und ab
Mit uns wie an der Schnur,
Ihre Uniformen saßen prall,
Und sie trugen Sonntagsmontur;
Doch woher sie kamen, verriet uns gut
Ihrer Stiefel kalkige Spur.

Denn an dem schrecklichen Mauerring,
Der unsern Hof umgab,
Sah man die erdige Stelle nur,
Nicht mehr das offene Grab,
Und ein Häufchen nur von gebranntem Kalk,
Daß er doch sein Leilach hab'.

Ja, ein Leilach hat er, der arme Mann,
Danach es wohl keinen plackt:
Tief unter einem Gefängnishof,
Und zur größern Schande nackt,
Liegt er, mit Fesseln an jedem Fuß,
In ein Brandtuch eingepackt.

Und immer frißt des Kalkes Brand
In Fleisch und Bein sich ein,
Er frißt am Tag von dem zarten Fleisch
Und nachts vom harten Bein,
Frißt bald vom Bein und bald vom Fleisch,
Doch ins Herz sich stets hinein.

Drei lange Jahre trägt der Grund
Nicht Baum noch Pflanze dort,
Drei lange Jahre unfruchtbar
Bleibt der verfluchte Ort
Und starrt zum fragenden Himmel auf
Und findet kein Anklagswort.

Sie meinen, es könnte kein Korn gedeihn,
Wo das Herz eines Mörders ruht.
Nicht so! Denn Gottes Erde ist,
Sie ahnen nicht, wie gut.
Hier blühte nur weißer die weiße Ros'
Und die rote in doppelter Glut.

Aus dem Herzen sein eine weiße Ros',
Eine rote aus seinem Mund!
Denn wer weiß die Wege, die Jesus wählt,
Daß sein Will' uns werde kund,
Seit des Pilgers Stab, vom Papst verflucht,
Plötzlich in Blüten stund?

Doch Rosen, milchweiß nicht, noch rot,
Blühn nie in diesem Licht;
Den bunten Scherben, den Kieselstein,
Mehr geben sie uns nicht,
Denn in den Blumen liegt ein Trost,
Der zu schlichten Herzen spricht.

Und von Rosen, weinrot nicht, noch weiß,
Fällt niemals Blatt um Blatt
Dort an dem schrecklichen Mauerring
Auf die kahle sandige Statt,
Zu künden, daß Gottes Sohn den Tod
Für alle erlitten hat.

Doch ob der schreckliche Mauerring
Ihn stets noch rings umhegt,
Und die Seele nachts nicht wandeln kann,
Die so schwer an Ketten trägt,
Und sie nur weinen mag, in so
Unheiligen Grund gelegt, —

Doch ruht er in Frieden, der arme Mann,
Wo nichts als Friede wohnt,
Von den Schrecknissen all der Mitternacht
Und des Mittags Pein verschont:
Denn die lichtlose Erde, in der er liegt,
Kennt Sonne nicht, noch Mond.

Sie hängten ihn wie ein wildes Tier:
Kein Requiem erklang,
Das Frieden vielleicht seiner Seele gab,
So umhergejagt und bang,
Sie zogen ihn aus und scharrten ihn ein,
Und dauerte keines lang.

Sie streiften ihm ab den grauen Zwilch,
Und Fliegen kamen flink,
Sie spotteten über sein starres Aug
Und den Hals mit dem roten Ring,
Und häuften lachend das Leilach ihm,
Bis es ihn ganz umfing.

Der Kaplan sprach kein Gebet am Grab
Und trug es zu segnen Scham,
Mit dem Kreuz zu segnen, das Jesus Christ
Für die Sünder auf sich nahm,
Weil dieser von jenen einer war,
Die der Heiland erlösen kam.

Digitized by Google

Doch alles ist gut; er ist am Ziel,
Dahin ihn das Leben trug,
Und fremde Tränen füllen ihm voll
Des Mitleids Tränenkrug,
Denn Ausgestoßne weinen um ihn,
Und die weinen nie genug.

V.

Ob Gesetze gerecht, ob ungerecht,
Ich will's nicht fragen bang.
Im Zuchthaus hier, was wissen wir,
Als wie hart der Mauern Zwang,
Und daß jeder Tag hier wie ein Jahr,
Ein Jahr, dessen Tage lang?!

Doch dieses weiß ich, daß jed' Gesetz,
Das Mensch dem Menschen schreibt,
Seit der erste Mensch seinen Bruder schlug
Und das Böse so üppig treibt,
Mit übler Worfel den Weizen fegt,
Und die Spreu es ist, die bleibt.

Und ich weiß auch dies — und wünschte wohl,
Es wüßte dies jeder so gut —,
Daß man Kerker nur baut aus Steinen der Schmach,
Die man kittet mit Menschenblut,
Und so dicht sie vergittert, daß Christus nicht seh',
Wie Bruder an Bruder tut.

Und sperren sie Mond und Sonne aus,
Hatte Recht, wer sie so beriet,
Da heimlich in ihrer Hölle Grund
So viel und so viel geschieht,
Das Gottessohn wie Menschensohn
Am besten niemals sieht!

Das Gemeinste schießt in Kerkerluft
Wie giftiges Kraut empor,
Und stets nur das Gute im Menschen war's,
Das hier welkte und erfror:
Verzweiflung und Furcht sind Wärter hier
Und bewachen das schwere Tor.

Denn das Kind läßt man hungern, bis Tag und Nacht
Es nur weint, verängstet und starr
Und den Greis verfolgt man mit Spott und Hohn,
Und gestäupt wird Schwacher und Narr,
Und mancher wird toll und jeder wird schlecht,
Und es gilt nur: schweig und harr!

Ein finstrer, ekler Latrinenpfuhl
Ist unser Aufenthalt,
Und Brodem lebendigen Todes quillt
Aus jedem Gatterspalt,
Und alles erstickt, nur die Wollust nicht,
Diese Humanitätsanstalt.

Das Wasser, das man uns trinken läßt,
Ist schlammig, brak und schal,
Das Brot, das man uns auf Wagen wägt,
Sauer, vergipst und schmal;
Irräugig geistet der Schlaf umher
Und ruft die Stundenzahl.

Doch ob dürrer Hunger und grüner Durst
Sich bekämpft wie Otternbrut,
Was andres ist's, das an uns frißt
Und aussaugt unser Blut:
Sein eignes Herz wird nachts der Stein,
Den man am Tage lud.

Und nachts im Herzen und früh vorm Tag
In der Einzelhöllen Grund
Spinnt man am Spill und dreht den Drill
Und zerrt am Tau sich wund,
Und schrecklicher spricht das Schweigen noch,
Als eherner Glocken Mund.

Und keine menschliche Stimme naht
Mit gütigmildem Wort,
Und das Aug ist hart, das am Gitter starrt,
Scheucht keine Gespenster fort;
Vergessen von allen, welken wir hin,
Und Leib und Seele verdorrt.

So tragen des Lebens Kette wir
Und rosten das Eisen ein,
Mit Fluchen dieser, mit Weinen der
Und jener in stummer Pein;
Doch mild ist Gottes ewig Gesetz
Und bricht das Herz von Stein.

Digitized by Google

Und jedes Herz, das im Kerker bricht,
Dieser ausgestoßnen Schar,
Ist gleich dem Glas, das zerbrochen ward
Und ergossen auf Jesu Haar,
Davon des armen Aussätzigen Haus
Voll köstlicher Narde war.

Wohl ihm, dessen Herz da brechen kann
Und Frieden gewinnt und Verzeihn!
Wie sonst wird gleich des Menschen Pfad
Und die Seele von Sünden rein?
Wie sonst als in ein gebrochen Herz
Tritt je der Heiland ein?

Und er mit dem roten Ring am Hals,
Dem so starr die Augen stehn,
Er harrt auf ihn, der den Schächer hieß
Zum Paradiese gehn;
Ein zerbrochen Herz und zerschlagen Gemüt
Wird nicht der Herr verschmähn.

Drei Wochen gab ihm der Mann in Rot,
Der für ihn auf Tod erkannt,
Drei kurze Wochen, damit er von Blut
Rein wasche seine Hand
Und die Seele heile von ihrem Kampf
Und den Wunden, die sie fand.

Und mit blutigen Tränen wusch er rein
Die Hand, die geführt den Stahl,
Denn nur Blut tilgt Blut und nur Tränenflut
Lindert der Wunden Qual;
Und zu Christi schneeweißem Siegel ward
Das blutige Kainsmal.

VI.

In Reading ist ein Schandengrab,
Und in der Erde Schoß,
Da liegt verscharrt, von Brand verzehrt,
Ein Sünder, nackt und bloß,
In brennendem Leilach liegt er da,
Und sein Grab ist namenlos.

Und dort, bis Christus die Toten ruft,
O stört seine Ruh nicht mehr!
Was soll auch die eitle Träne noch
Und der Seufzer, ach, so leer?!
Er hatte gemordet, was er geliebt,
Und also starb auch er.

Und jeder mordet, was er liebt,
Sei jeder deß belehrt,
Mit schmeichelndem Wort, mit bitterm Blick,
Nach jedes Art und Wert;
Der Feige mordet mit einem Kuß,
Der Tapfre mit einem Schwert.

Frühherbst.

Nun sinkt der Sommer sacht ins Grab.
Die Wiesenblüten sind zerstoben,
Vom Rosenhange fiel herab
Die duft'ge Pracht, die ihn umwoben.

Schon liegen auf den Wegen fahl,
Von heißer Glut zu Tod getroffen,
Die Blätter, die im Frühlingsstrahl
Gegrünt in sel'gem Sommerhoffen.

Die Vögel werden mählig stumm,
Und um die buntgefärbten Hänge
Geht nachts die Nebelnixe um
Und streut ins Land Frühherbstgepränge.

München. M. von Ekensteen.

Digitized by Google

Türmer Zwack.

Eine Idylle à la Wuz aus Vorderböhmen von Dr. Joſef Herbeck in Schönſee.

Geplagt war ſein Leben und doch ſtill wie ſyringenduftige Juninacht. Sein Sterben war ein Sichniederlegen, ein Eindämmern wie nach der Lektüre eines vielbändigen Romans.

Großvater und Vater waren wie er Turmwächter und Organiſten zu Hoſtau geweſen. Mit Uhr und Feuerzeichen und Pedal, wer konnte damit umgehen wie ſie?

Dem jüngſten Zwack war die Rumpelkammer oberhalb der Sakriſtei die Welt! Ohne gleichgeſchlechtige Geſpielen. Aber ein Prinzeßchen war dabei, die Phantaſie, Silberwolken malend und Goldſplitter verſtreuend. Und Dichtungen entſtanden da unbewußt, gegen welche die Batrachomyomachie eben apokryph iſt.

Doch nicht immer Spiele, auch gedankenſchwere Viertelſtunden wurden durchgemacht. Zumal wenn er am Spinett ſaß, die Allongeperrücke des Mozartkonterfei's an der Wand betrachtete und ſich zum Wunderkind und Meiſter ſelbſt hinaufſtempelte! Oder wenn er eine von Moſcheles' Etuden mit eigenen Zutaten verſah, auch wenn er dem Vater die Regiſter zog oder die Chronik des Städtchens durchlas.

Flegeljahre kannte er nicht. Aber Märchentage von greifbarer Wirklichkeit. Ach, von der oberſten Turmlucke der Blick zur fernen Burgruine! Und die Dohlen! Was für geſchwätzige Kobolde und doch heimtückiſch und hinterhälteriſch! Himmliſch der Farbenglaſt der glühenden Geranien- und Fuchſienſtöcke im Turmzimmerchen! Und Ehre ſei Gott für das Glück, als er das erſtemal bei der Mette die „Stille Nacht" ohne Pedal aborgeln durfte. Und die ſelige Indiſpoſition auf den

Digitized by Google

Kletzenwecken, in dem die Hutzeln sehr vereinzelt stacken, wie Dattelpalmen in der Tuaregwüste. Heißt es nichts, mit fünfzehn Jahren ein Tagebuch beginnen und es ruhig weiterführen! Doch wie komme ich von den Ausrufungszeichen weg und reiße mich von den abgerissenen Sätzen los!

Nun, die Ausrufungszeichen richten keinen Schaden an und abgerissene Sätze sind genießbarer als Perioden, bei denen die Lachesis fehlt. Wenn ich von einem Leben erzählen soll, sehe ich schon das Kreuzchen am Ende und das Weihwasserkesselchen davor und ich möchte lieber nicht anfangen.

Ich habe schon erwähnt, daß Zwack ein Tagebuch schrieb, und mit dem ist mir freilich viel geholfen. Und komponiert hat er schon vom zwölften Lebensjahr ab, wobei er die Notenlinien selber strich auf gelbes, unansehnliches Dütenpapier. Als er von Richard Wagner's „Fliegendem Holländer" im „Hostauer Kurier" las — er hätte ebensogut einen fashionablen Anzug als einen Klavierauszug kaufen können — braute er selbst mit viel Tinte aus Wellenbrechern an norwegischen Scheren und geisterhaften Arioſos ein modernes Tondrama zusammen. Zwack hatte dadurch jedenfalls mehr Genuß gehabt als der Fleischer Moosbacher, der vier Stunden später das Hoftheater zu M. verließ. Daß ihn Mancher bei sotanem Treiben für verrückt erklärte, fällt dem nicht auf, der weiß, daß das lateinische Wort furor mit „Wahnsinn" oder „Begeisterung" übersetzt werden kann. Die Fabel des Dramas mußte er sich nach dem kurzen Zeitungsbericht zusammendenken, wodurch der Erich zu einer sehr verschwommenen Persönlichkeit wurde.

Ob der Meister nicht doch etwan ein paar Akkorde aus dem Werke des erhabenen — mit Rücksicht auf das Turmzimmer — Nachdichters hätte entnehmen können?

Der „Hostauer Kurier" war seine Seelenweide, und je mehr man sich deren Dürre zu Gemüte führt, desto ergriffener wird man von der Produktionskraft des Türmers. Die Theaterberichte aus Prag und der literarische Anzeiger an der Ferse des Blattes waren sein Kaviartiegel. Eine ernstliche Indigestion und Nervenverstimmung zog er sich durch die gleichzeitige, kongeniale, ätherisch-hypnotische Nachkomposition von Boieldieu's „Weißer Dame", Flotow's „Stradella" und Nicolai's „Lustigen Weibern" zu. Er hätte die Unpäßlichkeit leichter überwunden, wenn er nicht Nachts noch Strauß's „Fledermaus" in Angriff genommen hätte. Zumal da er dabei von einer wirklichen Fledermaus behelligt wurde. Aber Zwackens kräftige Natur obsiegte schließlich doch.

Digitized by Google

Glaubt mir die Welt, wenn ich sage, daß ich aus seinen Manuskripten Cherubinische Opera hervorzog? Daß er die zehn Sätze einer Symphonie selber dirigierte, aufführte und die glücklichsten Kontrastwirkungen durch wechselweise Anwendung des Forte- und Pianofußdruckes hervorbrachte, muß das lesende Publikum ebenso auf gut Treue hinnehmen. Wenn nur nicht die Saiten so teuer gewesen wären! Er hätte mit dem Fortissimo weniger gespart. Daß er einen Stimmstock nur zu leihen nahm, kann nicht geleugnet werden. Dann, wer hätte ihm das Geheimnis von den Leitmotiven ausdeutschen sollen? Lunte hievon roch er, und Geruchstäuschungen involvieren noch keine dementia. Mußte er sich den „Freischütz" ja auch aus der Umgebung Hostaus zusammenkitten und modellieren, wobei die Figur eines wirklichen alkoholistischen Jagdpächters arge Partisanenstöße gegen seine Luftförsterei verübte. Wenn wir nur einmal von den Knabenjahren wegkämen!

Im sechzehnten Lebensjahre geriet Zwack zu magister chori Humulus in Tauß als Lehrling. Es kann offen gestanden werden, daß er nichts Neues dort lernte. Um die Harmonie des magisterlichen Hauswesens nicht zu stören, wurde Zwack möglichst wenig mit der Harmonielehre geplagt. Ohne über Vegetarianismus zu hören, trank er als Frühstück seinen Schluck Wasser, aß er zu Mittag zwei Reiberknödel und häutete er gegen Nacht vier Erdäpfel ab. Und es bekam ihm gut und er war dessen zufrieden.

Solche Zufriedenheit macht reich, aber wenige streben nach solchem Reichtum. Nun, es liegt auch am Alter. Die Jugend verdaut Holzbirnen und das Alter erbricht Griesauflauf. Das Mädchen weint bei den Räubern aus Maria-Kulm und die Matrone lacht, wenn die Desdemona endigt. Der Jüngling riecht an den Rosen und der Greis sticht sich an den Dornen. Der Eigenwille muß schweigen und die Befolgung der widersinnigsten Befehle bereitet dem Knaben die Seligkeit eines blinden Gehorsams. Der Magen sehnt sich von einer Mahlzeit zur andern, und da dieser Sehnsucht stets die volle Befriedigung mangelt, so ist der Zustand ein ewig spiritueller und in Folge dessen von allen Schäden des Materialistischen unbefleckt. Die ganze Welt ist unbekannt und deshalb ein gewisses Genügen in der eigenen vorhanden. Ohne Würde, ohne Standesrücksichten! Und warum sollte die Prügelstrafe nur mecklenburgisches Vorrecht sein? Warum nicht in Ermanglung andrer Feigen wenigstens Ohrfeigen? Und sagen nicht selbst die feinen Griechen so klassisch unfein: der nicht geschundene Mensch wird nicht erzogen? Wenn

Digitized by Google

die Schuhe mit Weidenruten zusammengebunden werden, bekommen die Sohlen Luft, und wenn der abgetragene Rock des heimatlichen Pfarrers bis zu den Knöcheln reicht, hält er die Waden warm. Und wenn der Komponist von Symphonien Skalen spielen mußte, so war das musikalische Askese.

Doch darauf ein Spaziergang mit leerem Magen, wie erfrischend! „Die vier Kartoffeln", sagte er sich, „gibt es auf Abend, das weiß ich gewiß, und das Wasser ist merkwürdig gut in Tauß." Dabei nieste jemand am Wege und er rief dem „Mahlzeit!" zu. Im Winter dachte er sich: „Ist mein Kämmerlein auch ungeheizt, unter der Bettdecke ist es doch warm. Und die Zipfelhaube, die Mütterlein mitgab, kommt bis zu den Mundwinkeln herunter. Und wenn heute der Magister seine Nerven hat, lege ich mich eine Stunde früher nieder." Waren am Fenster die Schneeblumen fingerdick, freute ihn sein Bett um so mehr.

Wachte er dann morgens auf, so war er frisch wie das Wasser, das er als Frühstück genoß.

Mit den Jahren nahte die Verliebtheit. Ich darf es nicht verschweigen: unser Zwack wurde wirklich und wahrhaftig verliebt. Aber wie vermag ich alter Mann diesen seinen Seelenzustand zu schildern?

Zwack verliebt! Zwack! Wie kannst du es wagen, dich zu verlieben!

Damals war er schon wieder in Hostau, und das Mädchen hieß Kathinka. Es war eine Tanzmusik gewesen, er sah sie, und mit dem armen Burschen war's aus, das heißt, mit seinem Verstand; denn nun war er ganz Herz. Das Mädchen war hübsch, aber andere waren auch nicht unschön und warum ihn gerade diese anzog, das sollen die Sperlinge auf dem Rathause plaudern; ich weiß es nicht zu sagen. Ungern schien auch die Kathinka den Zwack nicht zu sehen.

Sie haben an dem Abend oft miteinander getanzt.

Aber gesprochen haben sie soviel wie nichts zu einander.

Machen's alle Verliebten so? Es war Februar, und der Böhmerwald keuchte vor Schnee; doch in Zwackens Herzen blühte der Frühling. Ich glaube: der Leser ist meinem Zwack ob des Frühlings im Herzen nicht neidig, sondern hat ihn ob dieses Inhalts umso lieber.

Sein Tagebuch von damals! Schwamm drüber! Blumen, Lichter, Sterne! Was hat die fremde Welt davon? Alle Leute kamen diesem reichen Armen auf einmal arm vor. Nur die Wolken am Himmel wußten um sein Geheimnis. Almosen gab er um diese Zeit; Brotstücke den Kindern, schwer in den Musikstunden verdiente Heller den Armenhäusle-

Digitized by Google

rinnen. Sah er vom Pflaster zur Turmspitze empor, so segelte seine Kathinka im Nachen eines Luftballons empor und gerade beim Fenster der Turmkammer hinein.

Mich wundert's, daß er damals nicht mondsüchtig geworden ist. Am Spinett überwog das Volkslied die Sonate.

Mein Farbenkasten wird leer und ich habe Zwackens Glück erst grundiert.

Am Kirchtage verehrte Zwack seiner Kathinka ein lebzeltenes Herz. Es war mit Mandeln gespickt und der Vers darauf war, weil er dem Regen ausgesetzt gewesen, unleserlich. Aus Schaumgold war ein „K" an die Herzspitze geklebt. Das ganze Herz wurde umhüllt von einer weißen Pappschachtel, die stark nach Nelkenöl roch. Auf der Außenseite der Schachtel blühte eine Rose in unmöglichen Farben. Unter der Rose befand sich eine blaßblaue Schleife, welche die Aufschrift „Amour" trug. So war Zwackens Geschenk an Kathinka beschaffen.

Und mit dem Lebzelten aß sie sich in die Liebe hinein. Die Tigerin verspeiste das Herz. Das Herz, das einen österreichischen viertel Gulden gekostet hatte! Das Herz, an dem die Seufzer Zwackens wie Tauperlen hingen! Das schönste Herz des Hostauer Jahrmarktes! Das süßeste Herz, dasjenige, welches am wenigsten Tragantgummi enthielt! Aus dem nur eine einzige Mandel herausgebrochen war, die Zwack selbst verzehrt hatte! Er hatte noch nie eine Mandel gegessen und mußte eine solche versuchen. Als er die Mandel verschluckt hatte, steckte er dafür einen halben Haselnußkern hinein. So war das Herz kein Torso mehr. Bald nach dem Jahrmarkt starb Zwackens Vater. Der Sohn gedachte des Vaters Stelle zu erhalten. Ein klavierspielender Heidelbeersammler drängte sich auch zu dem hohen Amte. Wie konnte ein Mensch, der bisher auf dem Waldboden kriechend seine Existenz begründete, so anmaßend sein, die Nasenspitze bis gegen die Türmerkammer emporzurecken! Aber lockt nur mit dem gelben Metall, und Pschorr's Hausknecht bewirbt sich um die Professur für babylonische Altertümer. Auf die wachsgelben Tasten der Orgel sollten die schwarzbeerblauen Fingerknöchel des Skalitz zu ruhen kommen! Wache auf, Kollegium der Ältesten von Hostau! Strecke dich stolz, Campanile, derart, daß der emporgaffende Skalitz wie Lots Weib erstarrt! Wer weiß seit einem Säkulum das Seil zum Aufziehen des Holzes im Turm zu handhaben wie die Zwacks? Wer weiß so genau die Gegend, wo es das nächstemal brennen wird, wie ein Zwack?

Ach, ich habe mich ereifert und sollte im Interesse der Plastik

Digitized by Google

objektiv meinem Zwack gegenüberstehen! Aber auch das Kollegium der Ältesten von Hostau war meiner Meinung, und Zwack siegte über Skalitz.

Der Pfarrer lobte sein Orgelspiel und die Leute gestanden, daß, was die Turmuhr anbelangte, sie unter den Zwacks stets gewußt hätten, was an der Zeit sei. Wer vermochte zu präludieren und postludieren wie ein Zwack? Wer respondierte so wenig falsch lateinisch wie Zwack? Wer stäubte schon am Palmsonntag die Charfreitagsratsche aus? Die Zwacks. Wie nett hat der junge Zwack die zerrissene Kirchweihfahne wieder zusammengeflickt! War es gewiß, daß der Skalitz das Einstandsgeld von drei Gulden erlegen konnte?

Es war ein Maientag, als Zwack zum Türmer und Organisten von Hostau bestallt wurde.

Im Juni wurde er mit der Kathinka zusammengegeben. Aber die vier Wochen zwischen der Bestallung und dem Hochzeitstag, o goldenes Zeitalter, o Sternenmeer, o blauer Himmel mit Morgen- und Abendrot, o Blumentraum!

Jetzt sollt' ich einem Eichendorff meine Feder in die Hand geben können! Kann ich schildern, wie ein Tag glücklicher als der andere war? Wie tiefgründig das Firmament war? Wie um Hostau König Laurins Rosengarten erwachte? Wie die Lerchen trillernd um die Turmkammer in der Luft pendelten? Wie die Glocken in der Nacht nur für ihn sangen? Wie die Dohlen geschwätziger und doch hinterhälterischer denn je waren? Wie er jeden Tag im Kalender rot anstrich? Wie er auf der Orgel Akkordverbindungen fand, über deren Wohllaut er selbst sich verwunderte?

Während seine Mutter die Morgensuppe kochte, komponierte er damals eine Rossinische Oper. Er muß eilig gearbeitet haben, denn das Manuskript ist beinahe unleserlich. Ich glaube: das ganze vorhandene Stück müßte mit übereinander gegriffenen Händen gespielt werden.

Er muß auf dem Notenblatt Hanfsamen für seinen Kanarienvogel zerdrückt haben, weil es fettig durchschimmert. In die Brotsuppe warf er um diese Zeit den Schnittlauch als hoffnungsfarbenes Gewürze wie ein Verschwender. So deliziös aß niemand bei den drei provenzalischen Brüdern. Und die Suppe war doch der einzige Gang des Menus! Nach dem Essen entwarf er den Bauriß seiner künftigen Haushaltung, wobei die Mutter die Schnörkel und übrige Ornamentik ausradierte. Darauf vertauschte er behufs Neugestaltung der Villa die Plätze der wenigen Bilder an der Wand. Und als er seinen ersten Gehalt einstrich,

Digitized by Google

holte er eine Halbe Bier und trank sie zur Mittagstafel: etwas derart Unerhörtes in der Türmerkammer, daß die Mutter kopfschüttelnd bei einer Lucke hinaus ins Leere blickte. Sofort heftete er sich mit einem dicken Zwirn ein Einnahmen- und Ausgabenmanuale zusammen.

Darauf versuchte er sich etwas an Lortzings „Waffenschmied", über den eben der Hostauer Kurier referiert hatte. Aber das Spinett war etwas widerhaarig, zwei Saiten sprangen und in Gedanken an den Bauriß der künftigen Haushaltung brach er das Thema ab. Zagend quoll nun die Melodie des Ännchen von Tharau aus dem hinfälligen Instrument, und Mutter Annens Hirn- und Herzfasern spannen in die Vergangenheit zurück.

Sonntag! Sein Sonnentag auf der Orgel, zumal beim Gloria! Während alle schweigen, allein zu musizieren und herumzutanzen mit den Fingern auf den Tasten! Und erst seit ein paar Wochen das Recht dazu haben! Werde mir nicht übermütig, Zwackchen!

O nein, er ist nicht übermütig, er ist zu tiefst demütig in seinem Glücke. Die Freude in seinem Herzen macht ihn fast abergläubisch ängstlich. Das einzig Unandächtige an ihm ist, daß er bei jedem Absatz der Predigt ein Prischen aus seiner Birkendose schöpft. Und daß er zum Schluß der Ansprache eine Fanfare mit seinem blautüchenen Mouchoir blies. Ach, dies Nachspiel nach dem Ite! Steckt doch mehr in Zwack, als alle die Zuhörer vermuteten!

Die Mutter seufzt indes: der Vater konnte es noch besser. Heute, Sonntag Abend, aß er im Hause der Braut. Es ist davon in seinem Tagebuch zu lesen. Ein wohltuendes Lesen. Er berichtet, daß der Mond zum Fenster hereinblickte und Goldlack schwer duftete. Weiters, daß ein Stern sich geschneuzt habe und eine Feuergarbe zur Erde gefallen sei. Daß die Geliebte, von einem bleichen Strahl übergossen, wie überirdisch ihm gedünkt habe. Daß sie mitsammen das Ave laut beteten. Daß er danach ihre Hand drückte. Und daß es ihm gleich gewesen wäre, wenn sie nun der Todesengel mitsammen niedergemäht hätte. Daß er dann aber den Gedanken bereut und die Erde schöner als je gefunden habe.

Dem Häuschen gegenüber klang eine Ziehharmonika. Deren Lied sangen leise Kathinka und ihr Bräutigam mit. Dann küßte er sie zum Abschied auf die Stirne. O seliger Juniustag! Und still breitete bei seinem Heimweg die Nacht ihren golddurchflirrten Mantel aus. Oben im Turm wünschte er der Mutter guten Schlummer und sah dann noch lange zum Monde empor.

Digitized by Google

Näher und näher kam der Hochzeitstag. Das Junggesellenleben rückte unerbittlich seinem Ende entgegen. Zwack, mir ist doch auch leid um dies dein Junggesellentum! Soll ich sein Hochzeitsfest beschreiben oder nicht? Material habe ich genug dazu in seinem Tagebuch.

Und so sei's denn gewagt. Aber ich muß die Tagebuchblätter zusammenpressen und extrahieren, sonst wird mein Geschreibe zu weitschichtig und das Tintenfaß leer.

Ich lege einen schwarzen Frack an, binde eine weiße Kravatte um, und nun hindert mich nichts mehr, dem Freudentag in Hostau beizuwohnen.

Hochzeitsvorabend! Die Turmkammer ist frisch geweißt und der Fußboden braunrot angestrichen. Die alten Stühle sind mit nagelneuem grünem Möbelstoff überzogen. Es sind vier Stück. Die gelben Tapezierernägel sind über die Stuhllehnen mit lukullischem Aufwand zerstreut. Der Kanarienbauer riecht so stark nach Glanzöl, daß ich für die Gesundheit des Insassen befürchte. Kopfsalat steckt zwischen den Drahtstängelchen. Vier Teller nebst Löffeln, Messern und Gabeln liegen auf dem Tisch; eine Salz- und Pfefferdose und ein Senfgeschirr darf nicht vergessen werden. Levkojen stehen in roten Scherben auf dem Fensterbrettchen. Die Mutter rupft zwei Hühnchen und feuchter warmer Schwalm haucht durch das Zimmer.

Aber ich selbst kann nun fast nimmer den Hochzeitstag Zwackens erwarten.

Ich möchte die Teller schon gefüllt sehen. Wünschte bereits die Suppenschüssel dort auf dem Schrank rauchend. Im Schrank drinnen habe ich Gurken erblickt.

Der Kanarienvogel pickt Salat weiter und ist dem Zersprengen nahe.

Über einem Stuhl hängt ein neuer schwarzer Anzug, den vor einer Stunde der Schneider brachte. Aufdringlich glänzend gewichste Stiefel stehen in der Ofennische. Fast mutet mich das Zimmer fremd an.

Hochzeitsmorgen! Zwack steckt in den frischen Stiefeln und dem neuen Anzug. Er ist aus dem Bett gesprungen, ehe der erste Sonnenblick im Osten heraufblinzelte. Er will den Tag um keine Minute verkürzt haben. Um keine Sekunde. Hat sofort zum Fensterchen hinausgeschaut und Morgenluft getrunken; dann dem Kanarienvogel Badwasser gebracht. Erst fünf Uhr früh! Die Mutter kommt auch schon aus ihrer Schublade von Kämmerchen. Nun eilt er hinab und pflückt im Gärtchen am Turme ein Bouquet.

Digitized by Google

Dann geht er rasch auf den nahen Gottesacker und besprengt das Vatergrab mit geweihtem Wasser. Doch nun wieder zurück in den Turm!

Der steife schwarze Hut wird aufgesetzt und ein Gebetbuch in die Seitentasche des Rockes gesteckt. Jetzt verläßt er den Turm. Wie leuchten die Stiefelspitzen! Wie steigt er in das Häuschen des Schwiegervaters! Wie ist die Braut aufgeputzt! Können sie sich an einander satt sehen? Jetzt heften sie ihm ein Rosmarinbüschel ins Knopfloch. Nun sollte ich den Pinsel in die Hand nehmen und die Braut mit Rosenfarben anstreichen, in ihr Haar einen vergoldeten Pfeil stecken und über ihr blaues Kleid Silberkettchen herabrollen lassen. Aber fort mit dem Pinsel, ich kann sie in ihrer unschuldigen Herrlichkeit ja doch nicht malen!

Webt eine Gloriole um die beiden und laßt Veilchenwolken darüber hingleiten, sichtet mir nicht die Farben, setzt keine kritischen Brillen auf!

Am Altare gaben sie sich die Hände, und dann sah das Turmzimmer vier glückliche Menschen, das Hochzeitspaar, Zwackens Mutter und Kathinkas verwittibten Vater. Überfliegen wir das Hochzeitsmahl und kommen wir zum Ende des Tages. Man tanzt in der Hauptwirtschaft dem Paar zu Ehren, der Pfarrer sitzt im Honoratiorenstübchen, die Braut kommt nicht aus dem Polken und Walzen, aber Zwack steht gerade im verlassenen Wirtschaftsgarten und guckt zu seinem alten Freund, dem Mond, aufwärts. Und seltsamer Weise dachte er, daß eben der Mond auch seines Vaters Grab matt vergolde.

Jetzt, da ich dies schreibe, ist Zwackens Mutter und Zwack selbst tot und die Kathinka alt. Und wie ich dies denke, fällt mir schier die Lust am Weiterschreiben zu Boden.

Ich war in seinen letzten Tagen bei ihm.

Es hatte ihn ein Schlagfluß gestreift. Er saß in einem unförmlichen Lehnstuhl, den meines Wissens der vorige Pfarrer besessen hatte. Mit der Linken konnte er meine Rechte drücken. Sagte, er wolle mir sein Tagebuch hinterlassen; seine Kathinka konnte nicht lesen.

Ein Lippenwinkel hing welk hernieder, was mir nicht gefiel.

Die Tagebuchheften lagen auf dem Bett ausgebreitet und ich steckte sie, eine Träne abwischend, in meinen Paletot. Auch seine Augen waren feucht. Er hatte einen Teil seiner Seele mir gelassen. Und ich habe viel Sonnenschein aus den vergilbten Blättern getrunken.

Dann mußte mir Kathinka die Kompositionen einhändigen.

Dabei leuchteten seine Blicke. Ich durchblätterte die chromatischen Läufe seines „Fliegenden Holländers". Ich summte ein sonderbares Gebet

Digitized by Google

aus seinem „Stradella“. In seinen „Lustigen Weibern“ konnte ich außer einem Hüttenmadeltanz nur Melancholisches finden. Seine „Fledermaus“-Ouverture hätte allenfalls beim Flachsbrechen dienlich sein können, um die Hämpfel im Takt zu erhalten. Da seine Sprache lallend geworden war, mußte ich in den nächsten Tagen Bruchstücke der Tagebuchblätter Kathinka vorlesen. Er und ich wußten, daß sie alles guthieß und von allem erbaut war. Ob die Leserinnen Kathinkas Gesinnungen teilen? Am Sonntag wollte er von mir aus dem Goffine hören. Und danach mußte ich auf dem Spinett das Lied zusammenklauben: „Nieder sank der Abend leise in das düstre Cedrontal“. Die Kathinka hat mir Erdbeerblättertee zum Abschied gereicht. Der Kanarienkäfig war leer.

Auf dem Vorblatt des Goffine war sein und Kathinkas Tauf- und Hochzeitstag eingetragen. Die Rubrik seines Sterbetages sollte bald ausgefüllt werden von mir. Die liebste Seite im Goffine war ihm immer die für den heiligen Weihnachtsabend bestimmte. Der Unterricht für diesen Abend beginnt dort: „‚Laßt uns ihm ein kleines Zimmer bereiten und ihm ein Bett hinein tun und einen Tisch und Leuchter, daß, wenn er zu uns kommt, er da bleibe‘ (4. Kön. 4, 10.) So sprach jenes Weib von Sunam, als sie Anstalt traf, den Propheten Elisäus zu beherbergen. Werden wir wohl Christo, der zu uns kommen will, nicht ein gleiches tun und ihm unser Herz zum angenehmen Aufenthalt bereiten?“

Ich hatte meine Absicht mit dem Goffine und wollte meine Leser eine Minute von dem Bette wegführen, wo ich den Tod ins warme Herz unseres Freundes greifen sah; aber es ging nicht so schnell.

Er wurde gegen Abend wieder besser und hoffte die Nacht hindurch schlafen zu können. Das Lebensflämmchen hatte nochmals irgend einen verborgenen Zunder angetroffen. Es war sein Wunsch, am lichten Tage und nicht zur finstern Nachtzeit zu sterben.

Ich sah ihm zu, wie er schlummerte. Er schien zu träumen. Der Mond schaute beim Fensterchen herein, voll, wie es dem Tagebuch zufolge, bei Zwackens Hochzeitsabend der Fall war; die Wanduhr tickte und tackte, tackte und tickte . . . . .

Hörbar rückte der lange Zeiger in die Viertelstundenziffern ein.

Zwack wachte auf und sah mich an. Lallte, er habe angenehm von seinem Jugendaufenthalt zu Tauß geträumt. Und nun sah er den Mond, bald von Wolken überzogen, bald vollglühend wie eine Goldpomeranze. Gegen Morgen erlosch sein Sehen, und der erste Sonnen-

Digitized by Google

ſtrahl zeichnete ſcharfe Linien auf ſein fahles Geſicht. Der große Augenblick war da.

„Er iſt an ſeinem Hochzeitstage geſtorben; heute vor vierzig Jahren wurden wir getraut," ſagte die Witwe. „Er iſt zur ewigen Hochzeit eingegangen," war meine Erwiderung.

Als ich nachmittags von auswärtiger Praxis zurückfuhr und von weitem den Hoſtauer Turm ſah, ſuchte ich keinen Augenblick Zwack hinter den Lucken des Turmes, nein, ich glaubte ihn hinter jenem Glanz der Abendſonne, deren Gefunkel mein Auge nicht durchdringen konnte.

„Du haſt zufrieden gelebt, Zwack, haſt geliebt deinen Gott, deine Gattin, deine Nachbarn", dachte ich, als ich Aſtern auf ſein Grab pflanzte. „Ruhe deinem Leib auf den Hobelſpänen da unten und ewiges Licht deiner lichtfrohen Seele!"

Wie ſchleppen ſich die Tage lang und bang!

Wie ſchleppen ſich die Tage lang und bang!
Ein dunkler Mantel, ſchwer, mit tiefen Falten,
Die weite Schatten werfen
Und das Wandeln hemmen.
Der Seele Kraft verzehren ſie —
Vom Morgen, wo das junge Licht
Aufs neu den Mut beſeelt,
Zum Mittag voll der heißen Mühen,
Der raſtlos mattenden Beſchwerde,
Bis die Sonne ſinkt.
Und ſelbſt die Mutter Nacht,
Die alle Müden ſanft auf ihrem Fittig wiegt,
Sie zeigt mir nur ihr finſt'res Antlitz.
Und wenn erbarmend ſie mich hüllt in ihren Schleier
Und meine Lider küßt,
So läßt ſie doch mein inn'res Auge offen,
Der wilden Träume bunt' Gewirr zu ſeh'n.

München. Th. Singolt.

Digitized by Google

Neue Dramen.

Besprochen von Dr. P. Expeditus Schmidt in München.

Dramenlese — so betitelt Wilpert in seinem fast vergessenen „Modernen Sängerkriege" das siebente Kampfspiel, das vielleicht das lebenswahrste von all diesen dreizehn Kampfspielen ist. Es ist unglaublich, wie viele Dramen in Deutschland alljährlich hervorgebracht werden; eigentlich wissen das nur die „Dramenprüfer", die Dramaturgen der großen Bühnen. Sie sind nicht zu beneiden, so reizvoll dem begeisterten Schwärmer die Beschäftigung mit den Kindern Melpomenens und Thaliens aus der Ferne erscheinen mag.

Und doch sind die Herren eigentlich noch besser daran als der Kritiker. Wenn sie — für den Praktiker ist das nicht schwer — schon in oder vor der zweiten Szene zu der Einsicht kommen, daß das vorliegende Opus entweder relativ, d. h. für die Bedürfnisse ihrer Bühne, oder aber, was noch häufiger sein mag, absolut wertlos ist, dann greifen die Herren zu ihren gedruckten Höflichkeitslügen vom großen und aufrichtigen Bedauern und schicken das Stück in deren Begleitung seinem Erzeuger zurück — fertig!

Der Kritiker muß, will er gewissenhaft sein, das Stück schon ganz lesen, und es nicht nur lesen, sondern auch besprechen; er darf sich nicht verlassen auf die höflichen Lügenformulare, schon weil er jeden Mann und jedes Stück in seiner Sonderart erfassen soll, und das ist mitunter sehr schwer, namentlich wenn sie keine haben.

Doch zur Sache! Zehn Dramenbändchen liegen vor mir, vom Zufall zusammengestellt. Ich fange mit dem an, mit dem ich auch am schnellsten fertig bin: „Der Erlöser"[1]). Schauspiel in vier Aufzügen und einem Vorspiel von Erich v. Salvator. Daß dies Stück zur zweiten Auflage kommen konnte, ist entweder eine Spiegelfechterei mit Hilfe eines neuen Titelblattes oder ein komplettes Wunder. Technische Unbeholfenheit und gymnasiastenmäßiger Phrasenschwulst reichen einander die Hände, psychologische Tiefe und Wahrheit sind mit

[1]) Wien und Leipzig, J. J. Plaschka. 86 S. Mk. 2.—.

Digitized by Google

großem Geschick erfolgreich vermieden, was man von Fehlern gegen die Sprachrichtigkeit nicht in gleicher Weise sagen kann. Hinweg damit!

Eine ganze Reihe anderer Dramen, die ich binnen wenigen Tagen gelesen, brachten mir die Tatsache vor Augen, daß trotz unseres vielgestaltigen Lebens doch eigentlich eine überraschende Armut an dramatischen Motiven herrscht. Das Aufwachen alter, begraben geglaubter Schuld, das schon die Antike kennt, das Ibsen in modernem Gewande mit künstlerischer Meisterschaft erneuert hat, ist durch des Norwegers gewaltiges Beispiel wieder ganz besonders beliebt geworden; es ist mir in allerlei Variationen wiedergekehrt: Schnitzlers „Einsamer Weg" beruht ja auch darauf, entschädigt freilich durch psychologisches Filigran. Sonst sind leider die groben Hände häufiger als die feinen.

Recht grob sind die Hände E. F. Schamanns. Vor den Greueln, die in seinem vieraktigen Stücke „Passion"[1]) aufgehäuft sind, müssen sich die Herren Labdakos und Atreus sel. samt all ihren Nachfahren wie die reinsten Waisenknaben vorkommen. Blutschande in wiederholter Auflage, Kindsmord, Fruchtabtreibung und einiges andere fliegt nur so herum, als gehöre es zum täglichen Brote, von Kleinigkeiten wie Selbstmorden in verschiedenen Formen gar nicht zu reden. Und wozu das alles? Um damit dem Unglauben Existenzrecht zu erstreiten — aber: wer zuviel beweist, der beweist eben gar nichts. Ein gewisses technisches Geschick ist vorhanden, arbeitet aber auch nicht selten mit recht äußerlichen Mitteln, so wenn im fünften Akte die blinde Frau, während alles in Trauer ist, nicht ahnt, daß draußen ihr Gatte und ihr Sohn — natürlich beide „geselbstmordet" — zu Grabe getragen werden. Die Ansätze zu guter psychologischer Beobachtung ersticken leider in den gehäuften Scheußlichkeiten, soweit sie die allzu gekünstelte Geheimniskrämerei überhaupt aufkommen läßt; die Ibsen-Imitation ist in diesem Punkte eben Imitation geblieben.

Der Vater, der sich wegen geschäftlichen Unglücks, meist vermischt mit anderer Schuld, eine Kugel in den Kopf gejagt hat, spielt in Schamanns Passion — hier gleich mit einer Selbstvergiftung als wiederholendes Seitenstück — eine bedeutsame Rolle. Dasselbe Bild, mit stärkerer oder schwächerer Einwirkung auf den Sohn, kehrt wieder in Hausers Drama „Mutter und Sohn" und gleich zweimal in dem Dramenzyklus „Totentanz der Liebe" von Stanislaus Przybyszewski; minder scharf tritt das Motiv heraus in dem Drama „Aus zweiter Hand" von Emma Paly. Ueberall ist es begleitet von der wiederaufwachenden und fortwirkenden alten Schuld, die durchweg auf der Sünde des Fleisches beruht.

Otto Hauser nennt sein Stück ein „Bürgerliches Drama aus den sechziger Jahren". „Mutter und Sohn"[2]), des Stückes Titelhelden, sind hier

[1]) Leipzig 1903, Julius Werner A.-G. 262 S.

[2]) Stuttgart 1903, Adolf Bonz & Co. 94 S. Mk. 1,20.

Digitized by Google

ziemlich passiv. Der Gatte und Vater hat sich erschossen wegen Veruntreuung, wie man zunächst glaubt; allmählich zeigt sich's, daß dieser Veruntreuung Grund eine Geliebte war, eine Schauspielerin, die nun nach dem Sohne ihre Netze wirft. Schon hat er sich mit ihr verlobt, da erkennt er ihre gemeine Natur und stößt sie von sich; aus Rache dafür sagt sie ihm, daß ein junges Mädchen in seiner Tante Haus, zu dem das Herz ihn zieht, — seine Schwester sei, seines Vaters und der Theaterprinzessin Kind. Als alles zusammenbricht, Glück und Vermögen und Dichterhoffnung, da vergiftet er seine Mutter und sich selber. Das Stück hat die Zeitfarbe recht gut getroffen und zeugt von großem Talente zu scharfer Charakteristik. Aber man fragt sich, ob es wirklich nötig war, in der einen Hauptperson und einer ganzen Reihe von Episodenrollen gar so viel Gemeinheit der Gesinnung zusammenzutragen. Zu besorgen ist übrigens, daß gerade die Zeichnung der weiblichen Hauptrolle mit ihren theatralischen Attitüden aus vergangenen Tagen, die uns heute so ziemlich wie Karrikatur anmuten, ein Hindernis der Aufführung werden dürfte.

Vier Dramen hat Stanislaw Przybyszewski in seinem „Totentanz der Liebe“ [1]) zusammengefaßt; zwei davon haben je drei, das dritte vier Akte, während sich das letzte frei nach Ibsen als „Dramatischer Epilog“ einführt. An Ibsen wird man überhaupt immer und immer wieder gemahnt. Der Kampf zwischen Liebe und vergangener Schuld wird in verschiedenen Variationen vorgeführt. Erst ist es die sinnliche, gesetzlose Liebe, dann die eheliche, im dritten Stücke die werdende Liebe. Jedes der drei Dramen hat eine Person, die sich sozusagen als des Helden böses Gewissen darstellt. Diese Person wird von Stück zu Stück schemenhafter, im ersten ist sie ein Freund, der auch genossen hat wie der Held selber, ein verachtenswerter Charakter, im zweiten ein sorgender Pflegevater, der sich nach und nach als illegitimer leiblicher Vater entpuppt, im dritten Stücke ein namenloser edler Freund des Helden, der immer zur Stelle ist, wenn dieser ihn braucht, wobei eine Reise von Belgien nach Polen keine Rolle spielt, im Epiloge endlich „ein Gast“, in Wahrheit: der Tod. Dieser Epilog, in dem der Hauptheld den Namen Adam führt, soll das Rätsel des ganzen Werkes lösen. In der Expositionsszene wird — etwas theoretisch übrigens — dargelegt: „Der Mensch ist dazu geschaffen, Verbrechen zu zeugen.“ Er kann nichts dafür, er kann eben nicht anders, aber er muß die Folgen tragen: „Das Herz! Das boshafte Herz verteilt die Strafe für seine eigene Lockung und Verführung.“ Dieser letzte Satz ist so unrichtig nicht; und gerade die drei vorausgegangenen Dramen erhärten seine Wahrheit zum Teil mit ergreifender Wucht — aber die Lösung, die der Dichter bietet, ist banal, er weiß nichts zu empfehlen als den Selbstmord. Er steht mithin als Lebens-Philosoph

[1]) Das große Glück. Das goldene Vließ. Die Mutter. Die Gäste. Berlin 1902, F. Fontane & Co. 290 S. Mk. 4.

Digitized by Google

auf der Höhe so mancher Dramatiker, die ihre Helden zum Selbstmorde zwingen, weil sie sonst keine Lösung haben für ihre tragischen Konflikte; und diese Höhe ist hier wie dort nicht bedeutend.

Sonst ist dem Verfasser eine gewisse Kraft der Phantasie und der Darstellung nicht abzusprechen. Er hat von Ibsen gelernt — im guten Sinne mein' ich. Und darum hätte er es nicht nötig gehabt, ihn äußerlich zu kopieren, wie er es leider namentlich im dritten Stücke tut. Das zeigt nämlich genau dieselbe Exposition wie Ibsens „Gespenster": Der Sohn, der heimkehrt aus der Ferne, der erzogen ward in vollster Verehrung gegen seinen toten Vater; die Mutter, die vor Enthüllungen bangt; das junge Mädchen im Hause — aber siehe da, das ist alles bloß kopiert: Die Entwicklung ist eine ganz andere, der Vater war wirklich ein Ehrenmann, der sich nur aus Verzweiflung über der Mutter Ehebruch das Leben genommen; das junge Mädchen ist brav und gut, und war schon des jungen Helden Jugendgespiel. Nach dessen Weggange erst hat des Mädchens Vater den alten Edelmann in den Selbstmord getrieben. So wird der allbekannte Vorwurf unlogisch weitergesponnen und leider verwässert; und das schadet dem ganzen Zyklus, zumal man nach den ersten beiden Dramen so etwas nicht erwartet hätte. Das ist die schlimme Wirkung davon, daß der Verfasser noch zu wenig die eigenen Pfade geht. Die Beherrschung der Sprache läßt an einzelnen Stellen ein wenig zu wünschen übrig, man meint mitunter, eine Uebersetzung vor sich zu haben.

Eine mehr nebensächliche Rolle spielt der väterliche Selbstmord in dem Drama in vier Akten „Aus zweiter Hand"[1]) von Emma Palm. Der Waschzettel fügt bei: ein bisher unbekannter Name in der literarischen Welt. Nun, daß wir noch keine Meisterin vor uns haben, zeigt auch ohne Waschzettel der erste Akt, der die Schwierigkeiten einer klaren und doch völlig unaufdringlichen Exposition nur zum teile gemeistert hat. Auch die Lösung steht auf schwachen Füßen und entbehrt nicht des Gewaltsamen. Georg Lorinsen hat sich durch eine entbehrungsreiche Jugend hindurcharbeiten müssen; alles, jedes Kleidungsstück, jedes Spielzeug, hat er erst aus zweiter Hand bekommen. Um so stolzer ist er auf seine Frau, die Tochter seines vormaligen Chefs, der durch Selbstmord geendet. Sie hat ihn ohne Liebe geheiratet, aber ihre Herzen haben sich gefunden, so daß das schönste eheliche Band zwischen ihnen besteht; zwei Kinder haben den Bund besiegelt. Da taucht eine Jugendfreundin der glücklichen Gattin auf, eine Künstlerin, mit der sie vor langen Jahren in München studiert hat — und Freda Lorinsen erfährt, daß der noch lebt, dem sie eine Nacht angehört hat, um ihn dann sofort zu verlassen, als sie erkannte, daß sie nicht die einzige war, die er genossen, wenn er sie auch die einzige nannte, die er je geliebt. Die falsche Nachricht seines Todes hatte den glücklichen Umschwung in ihrem

[1]) Hamburg, Verlag und Buchdruckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 118 S.

Digitized by Google

ehelichen Leben gebracht. Sie erfährt aber auch, daß er seine „Einziggeliebte“ gemalt habe — als Eva, und sich selber dazu als Adam. Sie ahnt, daß sie selbst dieser Eva Urbild ist, und weiß ihren Mann zu bestimmen, mit ihr nach München zu reisen. Bei einem heimlichen Abendbesuche sieht sie das Bild und zerstört es; des anderen Drohungen aber zwingen sie, ihrem Gatten die altvergangene Schuld zu gestehen — und er wendet sich von ihr: auch aus zweiter Hand. Bald kommt er zur Besinnung und sucht sein geliebtes Weib in der Wohnung ihrer Freundin, der Malerin; aber ehe es zur Versöhnung kommen kann, hat sie sich aus dem Fenster gestürzt. Man sieht: wieder ein gewaltsames Ende, das nicht genügend motiviert ist. Auf der ganzen Grundlage mußte man einen versöhnlichen Ausgang erwarten. Das wäre freilich weniger „spannend“ gewesen, und auf Spannung ist das ganze Stück angelegt, was bekanntlich nicht immer einen reinen Vorzug bedeutet. Die Sprache ist im allgemeinen charakteristisch: nur muß sich die Verfasserin um Gotteswillen hüten, den Münchener Dialekt verwenden zu wollen; ein Bildhauer „soll“ ihn nämlich brauchen, aber seine Reden erinnern bedenklich an ein parodistisches Dialektgedicht vom schönen „Oadelwoaß“, das vor ein paar Jahren einmal in den „Fliegenden“ stand.

Der Waschzettel fühlt sich verpflichtet, auf die Umschlagszeichnung von M. Krombach in München aufmerksam zu machen: ich hab' mir gedacht, es ist doch gut, daß er davon eine Erklärung mitgibt, sonst meint man, eine Studentin der Medizin im Adams-, pardon, Eva-Kostüme sei eben mit einer Sektion auf der Anatomie beschäftigt. Es ist aber nur das Weib, das nach dem Herzen des Urwesens langt, indes der Mann nach dessen Strahlenkranze, dem Sinnbilde der Denkkraft, die Hand ausstreckt. Zeichnerisch ist das ja gut ausgeführt, aber überhaupt kein Vorwurf für die bildende Kunst, derohalben auch höchst unklar, des „Urwesens“ aufgeschlitzte Brust sogar geschmacklos, was noch schlimmer. Und wo bleibt der Zusammenhang mit dem Drama? Aber die Verfasserin selber hat das Bild laut Waschzettel auf dem Gewissen.

Wie ein Satyrspiel zu dieser Gruppe wirkt die Tragikomödie in fünf Aufzügen von Heinz Tomaseth: „Die Tändelnden“[1]). Vor wenigen Monaten konnte ich desselben Autors Werk „Die Sinkenden“ günstig besprechen.[2]) Leider hat er hier den romantischen märchenhaften Zauber, der jenes Werk so reizvoll machte, in die Ecke gestellt und bietet ein sogenanntes Wiener Stück. Es ist bekannt, daß diese Wiener Stücke sehr gern an den Titel eines Romanes erinnern, den Anzengruber schreiben wollte: „Sumpf“. Auch hier steigen Sumpfgase auf. Es ist eine recht leichtlebige Gesellschaft, die der Dichter uns vorführt; und der äußerliche Sittlichkeitsfirnis, mit dem sich einzelne Gestalten brüsten, läßt das noch stärker empfinden. Ein junges Mädchen — sie heißt wohl mit Absicht: Pia — geht an diesen Sumpfgasen zugrunde. Sie hebt

[1]) Wien 1904, Karl Konegen. 172 S. Mk. 2.50.

[2]) Heft 6 des laufenden Jahrgangs der „Literarischen Warte“, S. 357 f.

Digitized by Google

den Revolver auf, mit dem die Dirne den doppelten Verführer schreckte, um ihn in seiner ganzen Erbärmlichkeit zu zeigen; aber Pia richtet ihn nicht auf den gemeinen Menschen, sondern auf sich selber — aus Scherz wird Ernst. Und das ist vielleicht auch dramatisch der bedenklichste Punkt: daß dies Stück voll übermütiger Laune auf einmal also schließt. Die Charakteristik der Leute ist gewandt, wenn schon nicht sonderlich tief. Der Handlung merkt man leider an, daß sie für den Zweck eigens erfunden wurde: ein Heim für uneheliche Kinder, aber nur solche aus besseren Ständen, zu gründen, konnte wohl dem Dichter, nie aber dem Baron Kürenberg einfallen. Am wirksamsten ist der Poet in der einen Szene, wo er seiner romantischen Ader nicht mehr ganz gebieten kann (S. 142).

In München haben sich die Heldinnen der beiden letztgenannten Dramen, dort Frau Lorinsen, hier Pia, in die Schuld verstrickt, die in der Heimat wieder in ihnen und vor ihnen aufsteht. In Münchener Luft — „eine süddeutsche Kunststadt" — führt uns auch das fünfaktige Schauspiel von Elsa Porges (Ernst Rosmer): „Johannes Herkner"[1]). Es trägt den Namen nach einem Toten. Des alten Philosophen Geist tritt uns in einem Briefe entgegen, den der Sohn, Bildhauer seines Zeichens und eine Kraftnatur als Mensch und Künstler, im ersten Akte empfängt; und ein feines Spiel und Gegenspiel entwickelt sich zwischen dem kraftvollen Leben, das sich um keine Schuld noch Verantwortung kümmern will, und dem sittlich strengen und doch so bezwingend milden Geiste des alten Denkers. Das Leben bricht daran zusammen, um sich durch ihn wieder aufzurichten in höherer Weise in Überwindung der erst mißachteten, dann so tief gefühlten Schuld. Die äußere Handlung ist schwer zu erzählen, es zittert alles in den Seelen mit. Die Personen sind sehr gut charakterisiert in fein differenzierter Sprechweise; bei ein paar Episodengestalten ist nach dieser Richtung des Guten sogar etwas zuviel geschehen. Daß ein Priester, der in den letzten Jahren viel genannt wurde, in sehr durchsichtiger Maske auf die Bühne gestellt wird, ohne daß dies zum ganzen eigentlich unentbehrlich wäre, finde ich geschmacklos. Gerade in diesem sonst so feinen Gedankenwerke wirkt ein solches Hereinziehen der Tagesereignisse doppelt plump; und der gute Herr hätte sich wohl gerade von dieser Seite eine solche Verarbeitung am wenigsten erwartet. Allerdings hat die Verfasserin im „Te deum" Leute auf die Bühne gebracht, die ihr noch viel, viel näher standen.

Bleiben wir bei unseren Münchener Dichtern. Mit der Komödie in drei Akten „Die kleine Residenz"[2]) hat uns Alois Wohlmuth ein trefflich Werkchen geschenkt. Der Bühnenkenner vereint sich mit dem prächtigen Charakteristiker. Jede einzelne Gestalt ist ein Kabinettstückchen für sich, und sie alle wirken zu der schlichten und doch bedeutungsvollen Handlung vorzüglich zusammen.

---

[1]) Berlin 1904, S. Fischer. 155 S. Mk. 2.50, [3.50].

[2]) München und Leipzig 1904, Georg Müller. 97 S. Mk. 2.—.

Digitized by Google

Der Vorgang ist rasch erzählt: Der auf Probe in der kleinen Residenz neu engagierte Hofkapellmeister verlobt sich mit der Tochter einer Offizierswitwe, bei der er Wohnung genommen; genauer gesagt: er läßt sich von der überreifen, gemütlosen Modepuppe angeln. Als er aber beider Frauen niedrigen Charakter durchschaut und die Verlobung rückgängig macht, treibt ihn der perfide Tratsch der kleinen Residenz aus seiner mühsam errungenen Stellung. Das ist alles. Aber wie ist das alles durchgeführt! Das muß man eben lesen und noch besser sehen; womöglich unter Wohlmuths eigener Leitung. Da der Name des Umschlagzeichners auch genannt ist, sei das gefällige Rankenwerk um so lieber erwähnt, als es jener prätentiös anatomischen Zeichnung gegenüber eine förmliche Erholung bedeutet.

Noch eine Komödie hab' ich hier, die auch in Süddeutschland spielt. „Tante Martha“[1]) heißt sie, und ihr Verfasser Ferdinand Blanc gab ihr den Untertitel: Kleinbürgerliches Lustspiel in drei Akten. Des nämlichen Verfassers Versdrama „Auf dem Erbgute“ litt am Verse[2]), am gereimten Jambus: hier waltet schlichte und sehr gefällige Prosa. Das Stückchen ist unendlich harmlos — ich möchte es mit den Werken Martin Schleichs vergleichen, dessen „Letzte Hexe“ ja jetzt auf dem Münchener Volkstheater eine fröhliche Auferstehung erlebt hat. Genau ebenso würde dies Stückchen gefallen, das die emsigen Mühen dreier geldhungriger Neffen um die reiche Erbtante mit gutem Humor und schlichter, aber treffender Charakteristik schildert. Auch technisch ist das Stückchen geschickt gemacht. Auf die großen Bühnen, meint der Verfasser, wird das Stück nicht kommen, dafür ist es zu harmlos; aber unsere Vereinsbühnen seien darauf aufmerksam gemacht. Es wird ihnen trefflich zu statten kommen, und zwar gerade, weil es nicht von vornherein auf die Beschränkung der Vereinsbühne zugeschnitten ist. Das Kostüm der dreißiger Jahre, zu dem wohl nur des Doktors Zigarre (S. 5) nicht ganz passen will, müßte allerdings auch hier gewahrt werden, soll nicht ein Bruch in die Aufführung kommen.

Zum guten Schluß ein gutes Stück, freilich kein heiteres. Ein friesisches Bild in drei Aufzügen nennt Hermann Heijermans sein Stück: „Ora et labora“[3]). Es ist ein Bild, ein Ausschnitt aus dem Leben, ein Stück grauen Elendes auf der friesischen Heide, in der elenden Hütte des heruntergekommenen Torfbauern, und am Kanal, auf dem des Fischers Weib und Tochter des Vaters Schuyt am Stricke weiterziehn. Das alles erinnert an Hauptmann, namentlich auch durch den Dialekt, den Franziska de Graaff, die Übersetzerin gleichfalls sehr gut zu brauchen verstand. Aber der Ausschnitt aus dem Leben ist künstlerisch zusammengefaßt, es ist ein Rahmen um das Bild, der bei Hauptmann nicht selten fehlt. Viel Schilderung, aber auch, wenn nicht Entwicklung, doch Aufrollung der Charaktere. Das Geld, das der Sohn heimbringt, der

[1]) Dresden. Im Verlage des Verfassers: Allemannenstr. 13/II. 82 S.
[2]) Siehe „Literarische Warte“, Heft 6 des laufenden Jahrgangs, S. 356.
[3]) Berlin 1904, Egon Fleischel & Co. 69 S. Mk. 1.—.

Digitized by Google

sich als Kolonialsoldat hat anwerben lassen, schließt die Charaktere förmlich auf, ihren Neid, ihre Gier — und es bringt die Trennung von der Geliebten. Sie zieht des Vaters Schiff den Kanal entlang, und er zieht in die Kolonien hinaus, indes sein Vater mit den zweihundert Gulden Handgeld seine Lage wieder bessern kann. Schlicht, wahr, ohne jede Künstelei, und doch in künstlerischer Abrundung tritt uns dies friesische Bild entgegen, traurig und trübe sein Inhalt, wirksam und schön seine künstlerische Form, aber vielleicht um deswillen vor allem, weil es kurz und knapp zusammengefaßt ist. Ob ein solches Bild noch wirkte, wenn es in die Länge und Breite vergrößert würde, wag' ich nicht zu sagen.

Ein jedes Drama will eben aus sich heraus beurteilt sein; sie sind Individuen wie ihre Dichter, und darum ist es hier so schwer, Stilmuster und Proben anzugeben, an denen sich der junge Dichter bilden kann. Lehrreiches ist viel enthalten in der besprochenen Gruppe, aber auch vieles, was zur Warnung dient, zur Warnung vor dem Tode aller Kunst, vor der äußerlichen Nachahmung. Das sei zum Abschiede noch einmal hervorgehoben.

Lieder aus Italien.

Von Isabella Kaiser in Beckenried.

In Genua.

Wir wandten dem Süden
Die wintermüden
Schritte zu,
Wo rebenumsponnen
Aus murmelnden Bronnen
Strömet die Ruh.

Noch stürmen im Norden
Die schneeigen Horden
Durch das Land.
Hier ragen die Träume
Wie Pfirsichbäume
Rosig am Strand!

Dort wallen die Schleier
Der trauernden Feier
Nebeldicht....
Hier bebt durch die schlanken,
Die blühenden Ranken
Jubelndes Licht!

Nachts auf dem Meere.

Es zog im Wellenreigen
Der Dampfer seinen Lauf,
Am Horizonte steigen
Die Geisterinseln auf.

Es ist ein lautlos Gleiten
Auf silberheller Bahn,
Durch mondbeglänzte Weiten,
Im heil'gen Ozean.

Seefalk und Sturmwind schliefen,
Und in der Stille klang
Aus dunklen Wassertiefen
Liedloser Nixensang!

Weltfern die blauen Küsten,
Wo in der Götternacht
Sich Meer und Himmel küßten
Wie Feinde nach der Schlacht!

Digitized by Google

Insel Capri.

Du ragst im Meer, ein Sarkophag der Sage,
Von Ginster überdeckt,
Drin ruhen tote, sonnbekränzte Tage,
Die keine Sehnsucht weckt!

Du liegst gebannt im Zauberkreis der Sonnen,
Fernab vom Weltgewühl,
Von Rebenlaub und Mandelblust umsponnen,
So taubenetzt und kühl!

Die Faraglioni stehen wie Rhapsoden,
Umbraust vom Wellensang,
Und stimmen windverwehte Meeresoden
Mit leisem Harfenklang!

Schilfschlanke Mädchen zieh'n, die Tauben gurren
Purpurne Malven blüh'n,
Wo des Tiberius wilde Tigerspuren
Am Felseneiland glühn!

Wenn hoch von deinem Berg die Blicke gleiten
Im unermessenen Raum,
Dann öffnen sich des Lebens Sonnenweiten
Bis hart am Himmelssaum!

Du wiegst in Schlaf der Menschen wildes Sehnen,
Und stillst das Erdenweh,
Du wogenreiche Heimat der Sirenen
An uferloser See!

Gefährte.

Hoch auf Sorrentos Klippen
Sah mich der fremde Mann
Mit fieberroten Lippen
So sehnsuchtsdurstig an.

Er griff mit scheuem Beben
So heiß nach meiner Hand,
Als wäre ich das Leben,
Das täglich ihm entschwand.

Stumm wehrt' ich sein Verlangen:
„Sei still, ich geh' wie du
Mit früh gebleichten Wangen
Dem stillsten Lande zu!"

Digitized by Google

Franz von Kobell.

Sein Leben und seine Dichtungen von Dr. Aloys Dreyer[1]).

Besprochen von Dr. Anton Lohr in München.

Eine Zeit lang wurde Kobell bedeutend überschätzt. Friedrich Hofmann erklärte ihn als den ersten Dialektdichter Deutschlands, und fast ganz Süddeutschland stimmte diesem Urteil unbedenklich und freudig zu. In neuerer Zeit verfällt man in den entgegengesetzten Fehler und stellt den „Kunstdichter" Karl Stieler über den „Naturdichter" Kobell, der mit seinem Instinkt stets das Richtige trifft, während jener nur durch sorgfältiges Ausklügeln zum gleichen Ziele gelangt. Selbst manche Literarhistoriker, wie Stern, kennen nur den Namen des Schülers, nicht aber den des Meisters. Obwohl er die Größen unserer deutschen Dialektdichtung, Hebel, Fritz Reuter, Klaus Groth, nicht überragt, so hat er sich doch durch seine lebenswahre Gestaltungskraft, seine frische Natürlichkeit und seine heitere Weltauffassung neben ihnen einen Platz auf dem Parnaß erobert."

Mit diesem Ergebnisse schließt Dr. A. Dreyer sein eben erschienenes verdienstvolles Werk über F. v. Kobell, dem er wohl damit endgültig seinen richtigen Platz in der deutschen Literaturgeschichte angewiesen hat. Die Leser der „Literarischen Warte" kennen Dr. Dreyer bereits aus dem Aufsatze „Der Humor in Franz von Kobells Dichtungen" in Heft 10, 1903, als Kobell-Forscher. Im vorliegenden Buche hat er nun alles alte Material und eine Menge neuen Stoffes zu einem erschöpfenden, klarumrissenen Bilde von Kobells Leben und Dichtungen zusammengetragen und wissenschaftlich verarbeitet, so daß die Gestalt des Altmeisters der oberbayerischen Dialektdichtung wohl für alle Zeiten so fortleben wird, wie sie uns Dr. Dreyer in seiner Arbeit vermittelt hat. Da Dr. Dreyer selber erfolgreicher und begabter oberbayerischer Dialektdichter und von

[1]) Oberbayerisches Archiv für vaterländ. Geschichte. 52. Bd. 1. Heft. München 1904. Verlag d. histor. Vereins von Oberbayern. 132 S.

Digitized by Google

Beruf Germanist ist, so war er wohl auch wie wenige geeignet, Kobells Porträt als Dichter und Mensch zu zeichnen.

In allgemeinen Umrissen läßt sich an Dr. Dreyers Hand der Lebens- und Entwickelungsgang Kobells ungefähr folgendermaßen bestimmen: F. von Kobell wurde am 19. Juli 1803 als der erste Sohn eines hohen Beamten im bayerischen Kultusministerium geboren. Mit 11 Jahren trat er ins Münchener Gymnasium ein, das er 1820 als jüngster Abiturient wieder verließ. Nach naturwissenschaftlichen Studien am Münchener Lyzeum und an der Landshuter Universität wurde er bereits im November 1826 zum a. o. Professor an die eben nach München verlegte Universität berufen, worauf er schleunigst sein Bäschen Karoline als Gattin heimführte. Sein Leben verfloß von da ab sehr glücklich und friedsam. Reisen nach Griechenland und später nach England und Frankreich erweiterten seinen Horizont. In Paris war er übrigens schon 1821 gewesen. Als Gelehrter verfaßte er praktische Lehrbücher, wurde der Erfinder der Galvanographie und des Stauroskops und erwarb sich als Forscher auf dem Gebiet der Morphologie und Kristallographie die Achtung seiner Fachgenossen und dauernde Verdienste. Doch vor allem interessiert er uns hier als Dichter. Auch in der Poesie „sicherte er sich einen dauernden Platz als echt national-bayerischer Dichter". Obwohl in Kreisen geboren, die sonst dem Volke nicht sehr nahe stehen, vermochte er sich doch dermaßen in dessen Ideen und Gefühlskreis hineinzufühlen, daß seine Dichtungen als echter Ausdruck des Volksempfindens zu betrachten sind. Das gilt besonders von der oberbayerischen Dialektdichtung Kobells. Aber er ist nach Dreyer auch „als pfälzischer Dialektdichter Nadler, Schandein und Lennig mindestens ebenbürtig; als Bahnbrecher in der altbayerischen Dialektpoesie wird er vorbildlich für eine Schar von Poeten, die ihn jedoch nicht überflügeln".

Dr. Dreyer unterscheidet drei Perioden im dichterischen Entwicklungsgange Kobells. Bis 1845 steht der Dichter im Banne der Romantik. Im Zeitraum von 1845—1862 besinnt er sich immer mehr auf seine Eigenart und versenkt sich tiefer in die Empfindungsart und Sprache des Volkes. In dieser Periode schuf er auch seine besten mundartlichen Sachen und sein klassisches Jagdbuch „Der Wildanger". Nach dem Tode Max II., der ihm in vollem Maße seine Huld angedeihen ließ, bewegte sich Kobells Schaffen wieder in absteigender Linie. Bis 1872 verfaßte er hauptsächlich noch mundartliche Erzählungen, während er in den letzten zehn Jahren seines Lebens als »laudator temporis acti« vorwiegend Gelegenheitspoesie produzierte.

Am 11. November 1882 starb er hochbetagt. Eine Straße in München ist ihm zu Ehren „Kobellstraße" benannt und am 19. Juli 1896 wurde in den Gasteiganlagen Münchens sein Denkmal enthüllt. Nun hat ihm Dr. Dreyer auch ein literarisches Denkmal erstehen lassen.

Digitized by Google

Kobells Beziehungen zu gleichzeitigen Dialektdichtern und zu Justinus Kerner.[1]

Kobells Bedeutung wurde auch in Österreich schon frühzeitig gewürdigt. Die „Wiener Jahrbücher der Literatur“ (113. Bd., 1846) sind entzückt von der seltenen Objektivität und der meisterlichen Kunst „des namhaftesten und glücklichsten Vertreters der bayerischen Dialektdichtung“ im Genrebild, Stilleben und in der Situationsmalerei, der mit der Phantasie und dem Gemüte im Volke, mit dem Geiste über demselben stehe und bekannten Ansichten, Verhältnissen und Interessen in der vom Volke selbst ihm vorgezeichneten Richtung die dichterische Weihe verleihe.

An dieses Urteil schließt sich Ignaz Hub, der Herausgeber des Buches „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter“, (2. Aufl. 1852,) voll an (651), und Hillebrand im III. Bd., 341, seiner „Nationalliteratur“ spricht die Ansicht aus, daß Kobell in den oberbayerischen und pfälzischen Mundartgedichten die alemannischen Poesien Hebels, „wenn auch nicht an Naivetät, so doch an humoristischer Kernhaftigkeit“ meistens übertreffe. Die Wiener Theaterzeitung von 1853 feiert ihn als „den besten Dialektdichter Deutschlands“.

In dieses Lob stimmen auch die österreichischen Dialektdichter ein. Mit Kaltenbrunner und Klesheim kommt er 1844 bzw. 1845 in München zusammen, und ersterer lädt ihn 1847 zur Mitarbeit am oberösterreichischen Jahrbuche ein.[2]

Auch Castelli, der Vater der österreichischen Mundartdichtung, findet für ihn Worte hoher Anerkennung: „Sie glauben mir wohl, wenn ich Ihnen sage“, schreibt er (26. Jan. 1846), „daß Ihre natürlichen herzlichen Gedichte in unserer mystisch verrenkten und von Freiheitsschwindel ergriffenen Zeit ein wahres Labsal für mich sind. Wir verfolgen Beide dieselbe Bahn und auch unsere Dialekte stammen aus denselben Wurzeln, daher ich so anmaßend bin zu glauben, daß Ihre Lieder auf mich einen größeren Eindruck machen mußten als auf Andere.“

---

[1]) Aus dem Werke: F. v. Kobell. Sein Leben und seine Dichtungen von Dr. Aloys Dreyer. (Siehe Fußnote Seite 739.)

[2]) Gleichzeitig überschickt er ihm seine obderennsischen Gedichte „Alm und Cither“ und ersucht ihn um einige seiner „allerliebsten neuen oberbayerischen Lieder“.

Digitized by Google

Nadler macht ihm das Kompliment: „Du bischt e Deiwelskerl in Deine pälzer Sache.“ [1]) Nur an der Sprache hat er manches auszusetzen, und er rät ihm Dialektstudien an Ort und Stelle an.[2]) Mit einem gleichzeitigen altbayerischen Dialektdichter, dessen Name heute nur noch wenigen geläufig ist, stand Kobell ebenfalls im besten Einvernehmen, mit Jos. Anselm Pangkofer. Der mit diesem befreundete Julius Grosse bezeichnet denselben als Original, „als eine Art zweiten gestiefelten Kater“. (U. u. W. 158.)[3])

Ignaz Hub[4]) nennt ihn neben Kobell den vortrefflichsten Dialektdichter im altbayerischen Idiom. Pangkofer selbst, der erst 1842 mit einer Sammlung von Gedichten in altbayerischer Mundart hervortrat, beansprucht gleichwohl den Ruhm der Priorität für sich in den „Erläuterungen zu seinen altbayerischen Gedichten“ mit den Worten: „Lang' ehe Fr. v. Kobell's oberbayerische Dichtungen an's Licht traten und den ihnen gebührenden Ruhm ärndteten, waren viele der vorstehenden Gedichte verfaßt.“ Doch den Beweis für diese Behauptung kann er nicht erbringen; er muß im Gegenteile selber zugestehen, das das Erscheinen der Kobell'schen Gedichte die Fortsetzung seiner Dialektpoesie veranlaßten.

Kobell nahm an Pangkofers poetischem Schaffen regen Anteil. In einem Briefe an jenen vom 17. März 1848 erkennt dieser dankbar „die Unverholenheit Kobells in Beurtheilung seiner (P.'s) Gedichte“ an. Bezeichnend ist hier der Satz: „Nur in religiöser Hinsicht möchte ich von Ihnen nicht verkannt werden.“ [5]) Noch im Jahre 1877 [6]) schickte Kobell dessen mundartliche Gedichte an H. Welker in Halle.[7])

In diese Periode (seit 1846 nachweisbar) fällt auch Kobells Freundschaftsverhältnis zu Justinus Kerner, wahrscheinlich durch Pocci angebahnt.

Die volkstümliche Art des schwäbischen Lyrikers in seinen Romanzen und Liedern zog Kobell sicher an. Aus seinen hochdeutschen Gedichten der ersten Periode klingt neben der Melancholie Lenaus (Ged. von 1841; 25) auch das ergreifende Heimweh Kerners nach dem Jenseits (ibid. 130) wieder.

Diese Stimmungen waren nun zwar überwunden; doch mußte die Bekanntschaft mit Kerner, der ihn — im Gegensatz zu dem freimütigeren Pocci — geradezu verhimmelte, sein Selbstvertrauen und seine Schaffenslust unendlich beleben.[8])

[1]) Brief vom 30. Mai 1845.

[2]) In einer andern launigen poetischen Epistel vom 8. November 1847 übersendet er Kobell seine pfälz. Dialektgedichte, worauf dieser in gleicher Weise erwidert.

[3]) „Ursachen und Wirkungen“.

[4]) „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter“, 925.

[5]) Leider ist nur dieser eine Brief Pangkofers an Kobell erhalten.

[6]) Pangkofer starb schon am 15. Sept. 1854 zu München.

[7]) Bezeichnender Weise erwähnt Goedeke in seinem „Grundriß der deutschen Dichtung“ (1. Aufl. Lpzg. 1881) wohl Pangkofer, nicht aber Kobell, geschweige denn Stieler.

[8]) Kobells Jagderfolge, die Kerner auch in einigen (ungedruckten) Kleksographien darstellt, machten wohl einen tiefen Eindruck auf ihn, und in seinen Briefen an jenen braucht er mit Vorliebe Bilder vom Weidwerke.

Digitized by Google

Schon in Kerners erstem Briefe[1]) (6. Mai 1846) zeigt sich ein merkwürdig überschwenglicher Ton:

„Allerherrlichster! Wie vielen Dank muß ich Ihnen für die herrlichen Schnaderhüpfeln sagen, die nur ein Mensch mit Gemsenaugen wie Sie dichten konnte."

Kobells Briefe dagegen sind zwar voller Herzlichkeit, doch frei von jeder Spur von Sentimentalität.

Der dringenden Einladung Kerners nach Weinsberg leistete er erst später Folge. Eine persönliche Begegnung der beiden Dichter fand jedoch schon früher (im Dez. 1851) in München statt.

Kerner ist von Kobell ganz entzückt und rühmt in einem Gedichte „Die Wirkung des Nervengeistes an Kobell"[2]) und einem Briefe an Kobell (21. Dez. 1853), daß man in seinem Umgange „frischen lebendigen Nervengeist" einsauge. Der „glückliche Jäger, glückliche Dichter und glückliche Freund des edlen Königspaares" (d. d. 19. Dez. 1858) hat ihn völlig bezaubert durch seine feste, frische Waldnatur, die sich „durch die gebildete Luft, in die sie manchmal gezogen wird", nicht verderben läßt.

„Ach lieber Kobell!" schwärmt er (10. April 1852), „hätte ich Sie nur oft am Herzen — im Herzen hab ich Sie"; und in einem Schreiben an Kobells Gattin (8. Jan. 1853) bricht er in die begeisterten Worte aus: „Ja! er ist unsäglich lieb und ich möchte ihn nur an seinen Gemsboks-Stirnsprößlingen paken, ihn niederwerfen und seine kalte Gebirgsschnauze tausendmal küssen!" Sein dichterisches Schaffen begleitet er mit lebhafter Anteilnahme, und er wünscht Kobells Buch von der Urwelt, „in welcher die Farrenkräuter hoch und stark wie die Tannen stehen und wo es keine Trauerweiden und Thränen gab", noch zu erleben, ehe er in die Unterwelt hinabsteigt (d. d. 24. Juni 1856).

Kobell dagegen sucht ihn, freilich vergebens, neuerdings zur Balladen- und Romanzendichtung anzueifern (Nov. 1854). Der Königin Marie liest er wiederholt Kerners Gedichte vor.

Kerner wies ihn auf die Jugendschriftstellerin Ottilie Wildermuth hin; auch sandte er ihm das Bild der Seherin von Prevorst; doch zu seinem Geisterglauben konnte er den „Naturmenschen" Kobell nicht bekehren. In den pfälzischen Novellen (75) macht dieser gegen die Geistererscheinungen Kerners Front, die er auch (ibid. 81 ff.) in harmlos-gutmütiger Weise verspottet.

Doch bleibt Kobell einer der intimsten Freunde des phantastischen „Barden von Weinsberg".

Ihm klagt der Ärmste die düstere Melancholie, die ihn oft, namentlich seit

---

[1]) Die Briefe Kerners an Kobell (16 an der Zahl) sind bis jetzt nicht veröffentlicht.

[2]) Abgedruckt in der Sammlung „Der letzte Blütenstrauß" von J. Kerner (1852, 65, cf. B. I.

Digitized by Google

dem Tode seines treuen „Rickele", überfällt;[1]) er sehnt sich nach Kobells „Bergzither", deren Töne „seine Dämonen" bannen sollen. „Ich will die Zerrüttung meines Körpers nicht näher beschreiben", ruft er schmerzbewegt aus (12. Juli 1854) „denn Sie würden als Jäger sagen: lassen Sie sich von mir in einer schönen Waldkluft im Mondschein zu Tode schießen und werden Sie dann der Klopfgeist meines Speisetisches".

Schon 1852 glaubte er sein Ende nahe; er will Kobell als Geist, „als leuchtender Hirsch mit 66 Enden (die Zahl seiner Jahre) erscheinen" und ihn einladen, mit ihm „auf die Alp" zu gehen.

Und ein anderes Mal (1855) fleht er in beweglichen Worten:

„O Kobell! schieß mir das Thier,
Auf Bergen find'st du es nit,
Es hauset, es wühlet in mir!
Schieß heraus mir's, mein Kobell! ich bitt!"[2])

[1]) Hie und da blitzen neben der Schwermut und „Geisterwirtschaft" auch lustige Einfälle hervor. So versucht er sich, angeregt durch Kobell, in einem handschriftlich erhaltenen schwäbischen Schnaderhüpfel.

[2]) Dann vergleicht er sich wieder mit einem Gemsbock, dem eine Kugel durchs Herz fuhr und der sich auf der Höhe nicht mehr halten kann, sondern in die Nacht einer Bergkluft fällt.

Ein einfach Wort.

Du kamst zu mir und sagtest bloß:
Ich weiß, ich hab' dir weh getan;
Doch hab' ich niemals es gewollt.
Verzeih, wenn deine Seel' es kann!

Da griff ich rasch nach deiner Hand
Und sagte nur: Ich danke dir!
Ein einfach Wort — doch Wunder tat's:
Es schuf den Frieden dir und mir.

Regensburg. Ferdinand Eckert.

Digitized by Google

Christoph von Schmid.

Ein Gedenkblatt zur Wiederkehr seines fünfzigsten Todestages.

Von Laurenz Kiesgen in Köln.

Die „Literarische Warte“, die ihr Augenmerk auch auf die Jugendschriftenproduktion richtet, darf am Gedenktage eines Christoph von Schmid nicht teilnahmslos vorüber gehen. Denn er ist für manche der Jugendschriftsteller par excellence, für andere der Urheber und typische Vertreter einer durchaus verwerflichen Vielschreiberei für Kinder, der kein Wert beizumessen ist. Es soll versucht werden, ganz kurz diesen Widerstreit der Meinungen zu erwägen, was um so leichter scheint, als mehrfach in den letzten Jahren das Problem Christoph von Schmid, besonders in Schulzeitungen, aber mit Betonung der literarischen Qualität, behandelt worden ist.

Wenn man Christoph von Schmid, den Menschen und unübertrefflichen Kinderfreund genauer kennen lernen will, dann genügt es nicht, die eine oder andere seiner Erzählungen zu lesen und dann von oben herab sein Verdammungsurteil zu sprechen; diesen vortrefflichen Priester lernt man erst recht aus zwei Werkchen kennen, die leider heutzutage nicht so leicht mehr zugänglich sind. Es sind die Bücher: „Erinnerungen aus meinem Leben“ von Christoph von Schmid (vier Bändchen, die beiden letzten herausgegeben von Albert Werfer, Augsburg, 1853—57) und „Briefe und Tagebuchblätter von Christoph Schmid“ (zur Feier des hundertjährigen Geburtstages des Verfassers der Ostereier, herausgegeben von Albert Werfer, München, 1868). Es ist zu bedauern, daß kein Neudruck diese Bücher weiter verbreiten hilft; sie verdienen es durchaus, wenn vielleicht an manchen Stellen eine verständnisvolle Redaktion zu breit gesponnene Reflexionen und wörtliche Wiedergaben beseitigen dürfte.

Auf den Inhalt dieser liebenswürdigen Schriften kann hier nicht wohl näher eingegangen werden. Aber eines wird man aus der Lektüre besonders mitnehmen, die Erkenntnis nämlich, daß Christoph von Schmid, dessen von Gottseligkeit erfülltes Gemüt aus jeder Zeile hervorleuchtet, zu der Abfassung von

Digitized by Google

Kinderschriften durch nichts anderes gedrängt worden ist, als durch seine außergewöhnliche Liebe zur Jugend. Anderseits wird man sich darüber mit Recht wundern, mit welch großem Ernste und mit welch peinlicher Sorgfalt er an die Ausarbeitung seiner Erzählungen heranging. Manche lagen jahrelang in seinem Pulte, ehe er an die Herausgabe dachte; die Manuskripte, die er seiner Vorliebe für das Kleine und Zierliche — er war selbst von zierlicher Gestalt — entsprechend auf kleine Blättchen schrieb, waren von zahlreichen Korrekturen übersät und darum schwer lesbar. Schmid war ein vorzüglich gebildeter Mann, in theologischen und philosophischen Disziplinen sehr bewandert und auch mit reichen Sprachkenntnissen begabt. In der deutschen Literatur zog er, was sehr bezeichnend ist, den Wandsbecker Boten Matthias Claudius allen andern vor. Schiller riß ihn mit seinem Schwunge hin; von Goethe indes mochte ihm manches nicht gefallen. Bei den damals neueren Poeten mißfiel ihm der Zug zum Subjektivismus, was uns freilich bei ihm nicht wundernehmen kann. Aber wir erkennen überall aus seinen Äußerungen den guten Geschmack.

Interessant ist seine Forderung an eine Erzählung: „Eine Erzählung soll ein Kunstwerk sein. Wie z. B. in einem gelungenen Gemälde Einheit herrsche und kein Pinselstrich zu viel und keiner zu wenig sei, so soll dies auch bei einer Erzählung der Fall sein. Sie soll auf den Leser, wie ein schönes Gemälde auf den Beschauer, einen wohltuenden, reinen Eindruck machen. Der Leser dürfe darin nichts vermissen, es dürfe ihn nichts stören. Auch müsse man die Menschen reden lassen, wie sie im Leben reden." (Erinnerungen 4, S. 185.) Allerdings hatte er die Forderungen erkannt; aber hat er sie auch erfüllt?

In der Tat, an seiner Einsicht fehlte es nicht, wenn seine Erzählungen, namentlich die größeren, keine Kunstwerke geworden sind. Es lebte ein klares, hohes Bild in seinem Herzen, wie eine „Geschichte" für Kinder beschaffen sein müsse. Man vergleiche in dieser Beziehung seine Charakterisierung der Biblischen Erzählungen, die er ganz vortrefflich herausgearbeitet hat. (Erinnerungen 4, S. 187 bis 195.) Es ist auch nicht ganz zu glauben, daß er aller künstlerischen Qualitäten entbehrte. In seinen Gedichten (Blüten, dem blühenden Alter gewidmet), die er der Schuljugend Münchens zueignete, sind ein paar Lieder, die sich noch heute frisch erhalten haben; es ist das Weihnachtslied „Ihr Kinderlein, kommet" und das Waldhornlied „Wie lieblich schallt durch Busch und Wald". Aber er vergißt es nicht, diesen einfachen kindlichen Liedern die — Nutzanwendung beizufügen. Das ist der Zug, der allen seinen Erzeugnissen anhaftet. Nun ist das Lehrhafte noch nicht an und für sich ein Kennzeichen des Unkünstlerischen, es wird es aber, wenn es als aufdringlich und unorganisch bezeichnet werden muß. Leider läßt sich das von den Schriften Christoph von Schmids behaupten.

Ein zweiter Grund, der den nach echten Kunsterzeugnissen strebenden Jugenderzähler veranlaßt haben kann, sich mit der Art des Vortrags zu begnügen, die wir aus seinen Schriften kennen, ist vielleicht der große Erfolg, den schon die ersten Erzählungen davontrugen. Dieser Erfolg steigerte sich immer mehr. Nach-

Digitized by Google

drucke erschienen, und einzelne Erzeugnisse wurden in alle Sprachen übersetzt. Von nah und fern zollte man dem „Verfasser der Ostereier“ die höchste Verehrung. Wer will sie dem liebenswürdigen Manne, dem Kinderfreunde und kindlich frommen Menschen nicht gönnen? Wir wissen, daß ihn eine innige Freundschaft mit Sailer verband, der sein Lehrer an der Universität Dillingen war, daß er mit Demeter, mit Melchior von Diepenbrock und vielen anderen ausgezeichneten Männern seiner Zeit verkehrte; sie alle schätzten auch seine Gabe hoch, für die Jugend zu erzählen. Sollte es ihm nicht genug gewesen sein, diese Besten seiner näheren Umgebung mit seinem Talente befriedigt zu haben? Was bedurfte es für die Kinder jener Zeit mehr? Daß bei der Erzählung, der Unterhaltung und dem frohen Ohrenschmaus auch noch die Belehrung erreicht wurde, die für die höhere menschliche Bestimmung so über alles andere wichtig war, das mußte Christoph von Schmids Gaben in ihrem Werte ganz erheblich steigern.

Christoph von Schmid pflegte eine neuentstandene Erzählung aus der Handschrift der Jugend vorzulesen und den Eindruck zu studieren; je nachdem korrigierte er. Über die Wirkung in der Sonntagsschule erzählt eine Schülerin: „Mit Sehnsucht warteten besonders die gefühlvolleren Sonntagsschülerinnen bis die Türe sich öffnete und der geliebte Jugendfreund mit dem Manuskripte in der Hand eintrat... Der eben behandelte Gegenstand wurde beendigt und alle horchten nun mit gespannter Aufmerksamkeit dem überaus schönen Vortrage des Herrn Verfassers. Nicht selten wurde die Rührung so groß, daß nicht nur Tränen flossen, sondern ein lautes Schluchzen entstand und mit dem Vorlesen innegehalten werden mußte, bis sich die Zuhörer wieder gefaßt hatten. Die meisten Tränen der Rührung flossen während des Vorlesens der Genoveva und des Blumenkörbchens.“ Man muß nicht vergessen, daß Schmid selbst der Vorleser war. Es läßt sich nicht berechnen, wie groß der Anteil seiner Persönlichkeit an dieser Wirkung war. Das stoffliche Interesse tat auch sehr viel. Übrigens ist die Frage berechtigt, wie viele von den heutigen Vielschreibern für die Jugend, die jährlich mit ein paar Bänden den Weihnachtstisch „schmücken“ möchten, sich wohl so viele Mühe geben mit ihren „Werken“ wie ein Christoph von Schmid?

Aber selbst wenn man das stoffliche Interesse bei der Lektüre von Schmids Erzählungen sehr hoch in Anrechnung bringt, so reicht es doch nicht aus, um den Reiz, den sie auch heute noch auf das Kind ausüben, ganz zu erklären. Wenn man nach weiteren Erklärungsgründen forscht, so findet man zunächst die Wirkungen, die von der Schilderung landschaftlicher Schönheiten ausgehen. Man sage nicht, das Kind habe dafür keinen Sinn. Wenn ihm schon sein Gefühl für diese Schilderungen in der Ursache nicht klar wird, so wirkt dieses Gefühl doch nicht minder stark. Schmid schildert knapp, aber mit besonderer Prägnanz. Wie sehr sein Schönheitssinn für das Landschaftliche ausgebildet war, zeigen u. a. manche seiner Briefe. (Briefe und Tagebuchblätter S. 18 u. a.) Noch als 85jähriger Greis ist es ihm abends im Dämmerlicht, wenn er die Augen schließt, als sehe er die herrlichsten Landschaften vor sich, „sonnige Täler, blumige Wiesen,

Digitized by Google

waldige Berge, Seeen, beschneite Alpen und darüber den herrlichsten blauen Himmel".

Ein zweites Moment, das für die heitere Kinderwelt von nicht geringer Bedeutung ist, darf man in der Bevorzugung des Lieblichen, Angenehmen und Friedlichen in seinen Geschichten suchen. Er war eine von den Naturen, an die das Rauhe und Rohe der Welt nicht rührt. Nur so ganz en passant erfahren wir in seinen Erinnerungen, daß in seiner Zeit (er lebte von 1768 bis 1854) auch kriegerische Ereignisse bis in die stillen Städtchen, wo er wirkte, ihre Schrecken trugen. Aber umständlich erzählt er von angenehmem Umgang mit französischen Offizieren. Von der Cholera in Augsburg, die ihn am 3. September 1854 hinwegraffte, berichtet er in Briefen nur andeutend; daß ihn solche elementare Nöten zu breiter Schilderung gezwungen, sehen wir nirgends.

Die Hauptursache der starken Wirkung auf die Kinder aber ist die große Liebe, die sein ganzes Wesen durchsonnt. Das merken Kinder ganz von selber, ohne große Worte, obs einer ehrlich und gut mit ihnen meint oder nicht. Schmid meinte es ehrlich. Die große Zuneigung zu den Kinderherzen und die Wahrheit und Güte seiner Gesinnung, dies unerschöpfliche Kapital brachte und bringt vielfältige Zinsen. Man hat Christoph von Schmid häufig in seinen Produktionen verunglimpft und es ist leicht, dies zu tun; aber kein Polemiker hat in die Wahrheit und Tiefe seiner Absichten Zweifel zu setzen gewagt.

Soll die Jugend von heute nichts mehr von ihm lesen? Es kommt darauf an, welche Absichten man mit der Jugendlektüre verbindet. Mich des weiteren hier darüber zu verbreiten, verbietet der Raum. Das „Verzeichnis empfehlenswerter Jugendlektüre" (im Liter. Ratgeber der „Warte") enthält kein Buch von Christoph von Schmid. Ich glaube aber doch, daß eine Auswahl der kleineren Erzählungen und einiger Gedichte auch noch heute für die ganz kleinen Leute nicht unnützlich sein würde; aber wir haben eben diese Auswahl noch nicht und konnten deshalb auch keine empfehlen.

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf den Lebensgang des namentlich zu Lebzeiten vielgefeierten Jugendschriftstellers, so finden wir ihn nach einfach, aber froh in Dinkelsbühl verlebter Jugend an der Hochschule zu Dillingen als Student zu Füßen Sailers und Webers, nach der Weihe als Kaplan in Nassenbeuren und Seeg im Algäu. Alsdann wirkte er zwei Jahrzehnte, 1796—1816, als Schulinspektor (Schulbenefiziat) in Thannhausen und verfaßte hier die meisten seiner zahlreichen Kinderschriften. Ein weiteres Jahrzehnt verbrachte er als Pfarrer zu Stadion und am Lebensabende sehen wir ihn, hochgeachtet von jedermann und von seinem Könige hochgeehrt, als Domkapitular in Augsburg. Er faßte sein ganzes Leben als unter speziell providentieller Führung stehend auf. Sein Erzählertalent übte er in diesem Sinne. Er hat tausend Kinderherzen in Hütte und Palast gerührt, erfreut und auf die Bahn des Guten zu lenken versucht; sein Andenken ist noch heute, nach einem halben Jahrhundert, frisch und lebendig.

Digitized by Google

XI.

Das Inhaltsverzeichnis des 29. Jahrgangs der „Literarischen Rundschau für das katholische Deutschland“ liefert den Beweis für die umfassende wissenschaftliche Tätigkeit dieser Zeitschrift. Die Zahl der Übersichten, Rezensionen, Referate und kleinen Kritiken ist eine sehr große; die wirklich beachtenswerten Neuerscheinungen haben wohl alle Berücksichtigung gefunden. Die Hauptaufgabe der „Literarischen Rundschau“ liegt auf theologischem und kirchenhistorischem Gebiete, aber die Sprach- und Literaturwissenschaft, die Profangeschichte und die bildende Kunst werden nicht vernachlässigt und selbst über Belletristik wird in bescheidenerem Umfang referiert[1]).

Immer inhaltsreicher wird die von P. Ansgar Pöllmann O. S. B. herausgegebene „Gottesminne“[2]), Monatsschrift für religiöse Dichtkunst. Sie ist allmälich auf ihrem zuständigen Gebiete ein maßgebendes Organ geworden, weil ihr wissenschaftlicher Wert immer gestiegen ist. Anfänglich hatte sie doch einen etwas zu ausgeprägt lyrischen Charakter. Solch förderlichen Aufsätzen wie „Katholisches in Faust“ von Hofrat Willmann und „Gibt es eine katholische Kunst?“ von Franz Eichert hoffen wir immer häufiger zu begegnen. Besonders verdienstlich ist die Wiederbelebung der alten religiösen Dichtkunst, wie sie der Herausgeber in der Übertragung der „Bordesholmer Marienklage“ unternimmt. Das ist der Weg, auf dem die Zeitschrift zu wissenschaftlichem Ansehen gelangen kann.

Auf eine lange segensreiche Tätigkeit kann die Zeitschrift „Natur und Offenbarung“ zurückblicken[3]). In diesem Jahre erscheint davon der fünfzigste Band. Sie wurde vor einem halben Jahrhundert gegründet, um offen den Beweis zu führen, daß die von der naturalistischen Naturauffassung zu Mitte des vergangenen

[1]) Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Jährlich 12 Nummern zum Preise von Mk. 9.—.

[2]) Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung. Erscheint monatlich zum Jahrespreis von Mk. 4.50.

[3]) Münster i. W., Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung. Die Zeitschrift erscheint in monatlichen Heften von 64 Seiten zum Jahrespreise von Mk. 8.—.

Digitized by Google

Jahrhunderts vertretene Weltanschauung nicht auf der Erkenntnis, sondern auf der einseitigen Deutung der Vorgänge in der Natur beruhe. Die Zeitschrift trat dafür in die Schranken, daß eine Vermittlung zwischen Glauben und Naturforschung möglich sei, daß man den Ergebnissen der letzteren gerecht zu werden vermöge, ohne den Bestand des ersteren anzutasten. Deshalb gab sie sich den Untertitel: „Organ zur Vermittlung zwischen Naturforschung und Glauben". Die Aufgabe zu erfüllen, die sie sich gestellt hatte, war nicht leicht. Aber sie hat sie erfüllt und auf streng wissenschaftlichem Wege den Beweis erbracht, daß nichts von all dem, was Materialismus und Atheismus für die Unvereinbarkeit von moderner Forschung und ererbtem Offenbarungsglauben ins Feld geführt haben, wirklich auf die Dauer gesicherter und allseits anerkannter Besitz der Wissenschaft geworden ist. So kann die Zeitschrift denn mit Zuversicht der Zukunft entgegengehen und siegesfroh weiterkämpfen.

Die von Armin Kausen herausgegebene „Allgemeine Rundschau" nimmt eine erfreuliche Entwickelung. Schon nach einem Vierteljahr seit ihrer Begründung erscheint sie in einer ständigen Druckauflage von 6000 Exemplaren und ist nicht nur über ganz Deutschland, sondern auch über viele Teile des Auslandes verbreitet. Die Zahl ihrer Mitarbeiter beträgt mehr als 200, darunter solche, die schon vermöge ihrer Stellung im politischen Leben zur publizistischen Tätigkeit qualifiziert sind. Einer der berufensten Mitarbeiter ist übrigens der Herausgeber selbst. Aus jedem seiner Sätze erkennt man die Reife seiner politischen Erfahrung, die er sich in langjähriger Tätigkeit als Korrespondent unserer angesehensten Zeitungen erworben hat. Wir sind gewiß, daß sich unter Kausens sachkundiger Leitung die „Allgemeine Rundschau" [1]) in den gebildeten katholischen Kreisen eine beständig wachsende Zahl von Freunden und Lesern erwerben wird.

Die Herausgabe der „Wahrheit" hat Dr. Kausen wohl infolge Überbürdung abgeben müssen. Vom 1. September l. J. übernimmt Prof. Dr. Franz Franziß die Redaktion der nunmehr im 10. Jahrgang stehenden „Wahrheit". Alle religiösen, ethischen, wissenschaftlichen, sozialen und politischen Fragen der Gegenwart sollen Erörterung finden und die Themata in strengster Unparteilichkeit behandelt werden. Die Tendenz bleibt dieselbe wie bisher: eine erhaltende und aufbauende. Ihr Hauptziel wird die Abwehr der verderblichen Einflüsse einer gottabgewandten Kultur sein. Wir wünschen der Monatsschrift ein tatkräftiges Interesse in allen katholischen Kreisen [2]).

Laurenz Kiesgen nennt mit Recht den Oesterreicher Richard v. Kralik einen Neuromantiker. Er ist es im besten Sinne des Wortes. An diesem schönheitsvollen und lebensfrohen Romantizismus kann man als modernster Mann seine Freude haben. Kraliks Streben ist ein durchaus ideales. Er beabsichtigt, durch die Erneuerung alter Literaturdenkmale, die in ihrer kräftigen Art etwas großes bedeuteten, auf Vereinheitlichung unserer zerfahrenen Kulturzustände hinzuwirken. Eine neue Gabe, die dazu beitragen soll, ist die „Goldene Legende der Heiligen von Joachim und Anna bis auf Konstantin den Großen" [3]). Die Le-

[1]) Verlag in München, Tattenbachstr. 1a. Preis vierteljährlich Mk. 2.40.

[2]) Leutkirch, Verlag der Kgl. Hofbuchhandlung von Jos. Bernklau. Jährl. Preis Mk. 4.—.

[3]) München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. Neu erzählt, geordnet und gedichtet von Richard v. Kralik. Mit Zeichnungen und Buchschmuck von Georg Barlösius. 4°. 280 S. Preis geb. Mk. 12.—.

Digitized by Google

gende wirkt naiv und stark, wie Kiesgen sagt. Und der poetisch empfindende Geist wird aus ihr Anregungen schöpfen, die seine Andacht und seinen Gottesglauben vertiefen. Ist doch die „Goldene Legende" das Epos von Kampf und Sieg des jungen Christentums.

Die „Dichterstimmen der Gegenwart"[1] lenken die Aufmerksamkeit auf einen münsterischen Sänger hin. Es ist Josef Wormstall, ein echter Sohn der liederreichen roten Erde, in weiteren Kreisen bekannt als einer der beliebtesten Gymnasialprofessoren Münsters und als erfolgreicher Historiker. Auch als Poet ist Wormstall eine anerkennenswerte Erscheinung, warmherzig, frisch und gediegen. Namentlich seinen Landsleuten seien die Gedichte Wormstalls empfohlen[2].

Auf Detlev v. Liliencron sind natürlich zu seinem 60. Geburtstage zahllose Artikel herniedergeprasselt. Aber ich brauche keine anzuführen. Wer die Würdigung des Dichters aus der Feder Laurenz Kiesgens im Juniheft der Warte mit Aufmerksamkeit gelesen hat, weiß über Liliencron genug. Kiesgen ist einer der wenigen, die den Poggfred-Poeten verstehen, wenn er auch nicht so viele Worte macht wie die anderen. Vielmehr gerade deshalb konnte er sich den Wortschwall sparen, den die anderen gebrauchen, um so zu tun, als ob sie diesen Dichter ganz verständen. Als ich Kiesgens Zeilen gelesen, dachte ich mir erfreut: Na, das ist doch schön, daß ich Liliencron immer für einen prächtigen Kerl gehalten habe . . . Und noch einmal las ich mit Genuß den Absatz, der mit den Worten beginnt: „Kein Poet ist dem papierenen Literatentum so abhold, wie dieser . . ." Dem Geiste des preußischen Offizierkorps, wie er sich in dessen vornehm denkenden und begabten Vertretern bekundet, verdankt Liliencron sehr viel. Ohne die Schule dieses Geistes wäre er nicht geworden, was er ist. Das wird er übrigens selbst am besten wissen.

Karl Storck ist ein äußerst vielseitiger Schriftsteller. Seine Arbeiten bieten zugleich einen hohen ästhetischen Genuß, denn seine Sprache ist gewählt, sein Stil lebhaft und begeisternd. Diese Vorzüge rühmt die Beilage zur Augsburger Postzeitung[3] auch Storcks „Geschichte der Musik"[4] nach. Das umfangreiche Werk ist die Frucht langjähriger und eingehender Forschung. Der Verfasser besitze, sagt die genannte Zeitung, die Fähigkeit, die schwierigsten musikalischen Themata auch für den Nichtfachmann in anschaulicher und fesselnder Weise darzustellen. Die erste Abteilung des Buches behandelt die Musik des Altertums und des frühen Mittelalters. Diesem geschichtlichen Überblick gehen voraus eine Erforschung des Wesens, der Bedeutung und des Ursprunges der Musik, der Musik in der Natur, sowie ein Überblick über die Tonkunst bei den ostasiatischen Kulturvölkern der Gegenwart. Die äußere Ausstattung des Werkes verdiene alles Lob.

Fritz Stier-Somlo macht uns mit einem Poeten bekannt, der nach den gegebenen Proben alle Beachtung verdient[5]. Bisher wußten wir leider nichts von

[1] Heft 8.

[2] Münster i. W. 1900, Verlag der Regensbergschen Buchhandlung (B. Theissing).

[3] Nr. 12.

[4] Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung. Vollständig in 4 Abteilungen zu 2 Mk. — Mit Buchschmuck von Franz Stassen und einem Bilde Beethovens. 1. Abteilung 2 Mk.

[5] Das literarische Echo, Nr. 13.

Digitized by Google

ihm, wir wollen aber diesem Mangel recht bald abhelfen. Es handelt sich um einen Juristen, mithin sozusagen um einen weißen Raben. Denn sonderlich poetisch gehts in den Kreisen der zünftigen Juristerei nicht her. Die Storm, Wichert und Dahn bestätigen nur die Regel. Allerdings, wenn in dem Juristen das poetische Feuer zum Durchbruch kommt, dann wärmt es meist auch kräftig. So ist's auch bei Ernst Zitelmann, dem Bonner Juristen und Hochschullehrer, der Rektor der rheinischen Universität während des Studiums des deutschen Kronprinzen war. Ein angesehener und beliebter Dozent. Ein solcher Mann weiß etwas zu erzählen. Von freier Warte überschaut er das Leben: hochgemut und warmherzig. Fritz Stier-Somlo empfiehlt Zitelmanns „Gedichte“ [1]), das Werk „Memento vivere“ [2]) und die „Radierungen und Momentaufnahmen“ [3]).

Sigmund Schott bespricht [4]) das Drama Hans Eschelbachs „Professor Berger“ [5]). Er macht ihm den Vorwurf, daß Wahrheit und Wahrscheinlichkeit darin manchmal auf starke Proben gestellt würden. Aber eine bemerkenswerte dramatische Begabung bekunde es trotzdem. Die Darstellung habe sehr effektvoll gewirkt und dem Autor lebhaften Beifall verschafft. Mit dem Publikum in Frankfurt a/M. dürfe Eschelbach somit zufrieden sein. Mit der dortigen Kritik jedoch nicht, denn sie habe mit wahren Keulenschlägen auf das Stück eingehauen. Nach Schotts Auffassung sei dazu kein Anlaß vorhanden gewesen. Alles in allem: Hans Eschelbach kann mit seinem ersten Erfolg als Dramatiker immerhin recht zufrieden sein. Er hat wiederum bewiesen, daß er ein Talent ist, stark auch nach einer Richtung hin, die man ihm nicht so ohne weiteres zutraute. Die zweite Aufführung des Dramas fand in Bonn statt, die dritte in Nürnberg. Dort war die Ortskritik sehr günstig.

Von der „Treue“ spricht Adolf Bartels [6]), von der treuen Festhaltung der Lebens- und Entwicklungsvorgänge durch die Dichtung. Zwar die „Dinge an sich“ kann der Dichter nicht geben. Das wissen wir seit Kant. Deshalb hat Zola das Kunstwerk für „ein Stück Leben, gesehen durch ein Temperament“ erklärt. Kann der Dichter somit auch nicht die ganze, reine Wahrheit geben, so kann und muß er doch alles wahrhaft, im Geiste der Wahrhaftigkeit geben. Das nennt Bartels mit Recht die Treue. Der Dichter soll die Lebens- und Entwicklungsvorgänge darstellen, wie er sie sieht. Darin unterscheidet sich der wahre Dichter von dem Schablonenfabrikanten. Und jener ist um so bedeutender, je „treuer“ er ist. Zwar wird er häufig nicht gleich den verdienten Erfolg erringen, aber ausbleiben kann dieser auf die Dauer nicht. Die Schablonenfabrikanten vermögen wohl zeitweise das große Publikum zu täuschen, wenn sie formale Talente und eine gefräßige Phantasie besitzen, aber im Grunde sind sie doch nur jämmerliche Eintagsfliegen. Der moderne Roman und das moderne Drama, das betont Bartels besonders stark, stehen und fallen mit ihrer Treue. Also: Das Fabuliertalent und die Phantasie tuns nicht. Die Quelle alles Erfolges ist allein die subjektive Wahrhaftigkeit. Freilich muß hinter dem Träger

---

[1]) Berlin 1881, Verlag von Wilhelm Herz, Besserische Buchhandlung.
[2]) Stuttgart 1900, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 2. Auflage.
[3]) Leipzig 1904, Verlag von Duncker und Humblot.
[4]) Das literarische Echo Nr. 13.
[5]) Paderborn, Junfermannsche Buchhandlung. 2 Mk. Vergl. S. 508 d. Bl.
[6]) Der Kunstwart. Heft 12.

Digitized by Google

der Subjektivität auch ein ganzer, tüchtiger Mensch stecken. Das mögen sich alle dichtenden Scheuklappenträger merken! Und wenn sie begriffen haben, was Bartels meint, werden ihnen auch ihre Mißerfolge erklärlich sein.

Freundlich gedenken wollen wir auch wieder einmal der „Friedensblätter", der Monatsschrift zur Pflege des religiösen Lebens und Friedens. Die Friedensblätter verfolgen den nicht hoch genug zu bewertenden Zweck, die Unwissenheit, die Vorurteile und Mißverständnisse in religiösen Dingen zu bekämpfen und damit einer wahren Toleranz Geltung zu verschaffen. Wirklich ein Ziel, des Schweißes aller Edlen wert. Zumal in unserer Zeit, die von konfessioneller Feindseligkeit und Erbitterung immer tiefer vergiftet wird. Dabei liegt den „Friedensblättern" jede Proselytenmacherei fern. Sie wollen nicht zu einer äußerlichen Konversion drängen, sondern durch Aufklärung belehren und überzeugen und getrennte Herzen einander näher bringen: ut omnes unum sint — daß alle eins seien.

XII.

Die „Zukunft"[1]) steht jetzt im 12. Jahrgang und sie ist noch immer so interessant wie im ersten. Das will etwas heißen, denn der Satiriker ist am meisten der Gefahr ausgesetzt, sich auszuschreiben. Daß dies nicht geschehen ist, beweist am besten die außerordentliche publizistische Begabung Maximilian Hardens. Er wird der Gefahr auch niemals unterliegen, denn aus jedem Aufsatz, der aus seiner unermüdlichen Feder fließt, merkt man, wie unverdrossen dieser Mann an seiner geistigen Entwicklung arbeitet und wie er immer mehr ein Polyhistor im besten Sinne des Wortes wird. Er weiß den nachdenklichsten Köpfen etwas zu sagen, und deshalb ist die „Zukunft" besonders in geistig hochstehenden Männerkreisen weit verbreitet. Zum Teil ist das auch ein Verdienst hervorragender Mitarbeiter.

Die von uns schon wiederholt empfohlene Zeitschrift für Jugend und Volk „Natur und Kultur"[2]) hat einen Erfolg errungen, über den wir uns aufrichtig freuen. Sie wurde vom Kgl. Bayer. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten in das Verzeichnis der für den Unterricht geprüften und gebilligten Lehrmittel aufgenommen. Hoffentlich findet die Zeitschrift auch bei den Ministerien anderer Staaten dieselbe Ankennung. Sie wäre eine wohlverdiente. Vielleicht gelänge es dann der Zeitschrift, dem von ihr vertretenen Wissensgebiet diejenige Geltung zu verschaffen, die ihr in unserem Schulunterricht unbedingt eingeräumt werden muß, falls unsere allgemeine Bildung nicht teilweise auf ein totes Geleise geraten soll. Genaue Kenner, beispielsweise des englischen und nordamerikanischen Erziehungswesens, bestätigen die auch von uns gemachte Erfahrung, daß die praktische Bildung des Engländers und Amerikaners der unsrigen überlegen[3]) ist, weil jene zu einem weit erheblicheren Teile eine naturwissenschaftliche ist. Es unterliegt ja auch keinem Zweifel mehr, daß nichts die klare Erkenntnis, die ja das Endziel alles Wissens ist, so sehr fördern kann, als die Wissenschaft von den Grund-

[1]) Berlin, Friedrichstr. 10. Nr. 36. Preis vierteljährlich 5 Mk.

[2]) Verlag in München, Adalbertstr. 10. Monatlich erscheinen 2 Hefte. Preis für das Vierteljahr 2 Mk.

[3]) Aber dafür stehen unsere angelsächsischen Vettern uns an historischer Bildung nach. Die Red.

Digitized by Google

bedingungen der Existenz aller Lebewesen. Viele Vorurteile, unter denen die Menschheit leidet, könnten auf diesem Wege beseitigt und ein geistiger Fortschritt angebahnt werden, der durch das bisherige formale Bildungsprinzip nicht erreicht worden ist und auch nicht erreicht werden kann.

Es würde uns zu weit führen, hier auf die Aufsätze der Zeitschrift „Natur und Kultur" näher einzugehen. Aus dem Verzeichnis ihrer bisherigen Veröffentlichungen kann sich jeder leicht selbst überzeugen, daß wir zur Empfehlung der Zeitschrift nicht zu viel gesagt haben.

Glänzend wie immer präsentiert sich uns die Zeitschrift für Theaterwesen, Literatur und Musik „Bühne und Welt".[1]), die zugleich amtliches Blatt des „Deutschen Bühnen-Vereins" ist. In dem uns vorliegenden Hefte finden wir zunächst eine mit prächtigen Illustrationen geschmückte Schilderung des fürstlichen Theaters in Gera von Wilhelm Henzen. Wichtig für die Theatergeschichte ist auch der Aufsatz von E. Deleu, Die Wiege des Berliner Ballets. Mit dem in Italien hoch gefeierten Tenoristen Enrico Caruso macht uns C. Droste näher bekannt. Die poetischen Beiträge „Helga" von Viktor v. Woikowsky-Biedau und „Im Himmelreich" von Helene Hirsch sind gleichfalls lesenswert.

Die von der österreichischen Leo-Gesellschaft herausgegebene Zeitschrift „Die Kultur" steht nunmehr im 5. Jahrgang. Sie ist im Laufe der Zeit ein Sammelpunkt der Schriftsteller Österreichs geworden. Sie kommt denn auch in erster Reihe den geistigen Interessen Österreichs entgegen. Im vorliegenden Hefte[2]) geschieht dies besonders in dem Aufsatze von Anton Notter, Die ungarische St. Stefans-Gesellschaft, und in den „Erlebnissen und Erinnerungen" des Freiherrn v. Helfert, die einen wichtigen Beitrag zur Zeitgeschichte liefern. Ein farbenreiches Bild der ersten Regierungsjahre des Vorgängers Papst Leo XIII. liefert Frhr. Sigismund v. Bischoffshausen auf Grund der bisher unbekannten amtlichen Berichte des preußischen Gesandten in Rom, Guido v. Usedom, in der Schilderung „Pius IX. in Gaëta (1849—1850)". Richard v. Kralik steuert zu dem Hefte in „Rüdiger von Bechlaren" ein Meisterwerk epischer Darstellungskunst bei, in kleinstem Rahmen ein vollendetes Bild aus der Heldenzeit des deutschen Volkes. Allgemeines Interesse darf wieder ein Literaturbrief des Grazer Professors A. E. Schönbach beanspruchen: „Was wir lesen. Blätter aus meinem Merkbuche". Wenn wir auch nicht mit allen Urteilen Schönbachs übereinstimmen, wir müssen doch bereitwilligst zugeben, daß er ein feiner Ästhetiker ist. Diesmal plaudert er über neue Frauenliteratur, wobei er trotz aller Galanterie auch recht scharf verurteilen kann, wo's nötig ist.

Im Ganzen verständige Ansichten entwickelt Josef Schneiders in seinen Betrachtungen über „Unsere Lyrik"[3]). Er forscht den Gründen nach, weshalb diese „in der letzten Zeit wenig ganz Erfreuliches[4]) aufzuweisen" habe. Einer der ersten sei der, daß manche Lyriker sich auf den rein konfessionellen Standpunkt stellten und den Grundsatz als maßgebend betrachteten, jeder müsse aus allen ihren Versen

---

[1]) Berlin, Leipzig u. Wien, Otto Elsner. VI. Jahrgang Nr. 18. Monatlich 2 Hefte, pro Quartal Mk. 3.50.

[2]) Wien, Verlag der Leo-Gesellschaft. Heft 2. Pro Jahrgang Mk. 7.20.

[3]) Alte und neue Welt, Heft 24.

[4]) Früher war aber die lyrische Ausbeute noch weniger erfreulich. D. Red.

Digitized by Google

den Katholiken mit Bestimmtheit herauslesen können. Phantasie und naive Anschauung gingen darüber verloren. Nicht die religiöse Gesinnungstüchtigkeit bestimmen den Wert eines Gedichtes, sondern die plastische Vergegenwärtigungskunst, die einheitliche Gedankenstimmung im Vereine mit der sprachlichen Gewalt. Die Bestrebungen, das Vaterunser, die Psalmen, die lauretanische Litanei und andere Gebetsübungen in Reime zu bringen, hält Schneiders für verfehlt. Sie gelängen selbst hervorragend veranlagten Geistern nicht. Recht bemerkbar mache sich auch das Stoffelend in den Reihen unserer Lyriker, trotz der Fülle an immer neuen Geschehnissen im täglichen Leben. Die sogenannten Modernen seien uns in dieser Hinsicht „um Palmenhöhe über". Alles in allem: an gutem Willen fehle es unseren Lyrikern nicht, wohl aber häufig an künstlerischem Vermögen. In einer ansprechenden Skizze schildert A. Wurm den Nordamerikaner „Marc Twain als Mensch und Humorist"[5]). Man kann diesen Ausführungen manches entnehmen. Die Quelle des Unterschieds zwischen amerikanischem und deutschem Humor hat Wurm übrigens nicht aufgedeckt. Sie liegt in der Sentimentalität, die für viele gleichbedeutend ist mit „tiefem Gemüt". Der Deutsche bildet sich ja manches ein, besonders wenn es ihm bequemer ist, mit der Zunge statt mit dem Herzen zu lieben. Marc Twain zieht wohl die Tat vor. Deshalb ist er auch nicht sentimental. Nach unserem Empfinden ist Rosegger, den Wurm mit Twain vergleichen will, häufig ein unerträglich sentimentaler Schwätzer. Und Fritz Reuter war am rührseligsten dann, wenn er zu tief ins Glas geblickt hatte. Der Alkohol geht bekanntlich auf die Nerven und macht sehr gefühlvoll — nach deutschem Empfinden. Marc Twain schreibt für Männer.

Den Seelsorgsklerus möchten wir auf die „Münchener Theologische Wochenschrift" aufmerksam machen, die in Verbindung mit Doktoren und Professoren der Theologie von J. E. Weis-Liebersdorf herausgegeben wird[2]). Der Reinertrag der Wochenschrift ist bestimmt zur Gründung einer „Sapienz" für Priester: Doktoranden und Bibliothekbesucher deutscher Nationalität in München, nahe der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek und der Universität, nach dem Muster der Sapienz des Prälaten Prof. Dr. Heiner zu Freiburg im Breisgau. Der Inhalt der Zeitschrift wird aus orientierenden Aufsätzen über einzelne hervorragende Männer der Wissenschaft und ihre Werke, aus Referaten über wertvolle ältere Werke und Inhaltsübersichten aus neuesten Erscheinungen, aus kleinen Mitteilungen (Vorschläge zur sozialen Organisation des Klerus; protestantische Geschichtsbetrachtung u. dgl.) und schließlich aus Kritiken über die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher bestehen. Die Zeitschrift steht unter dem Protektorat Sr. Eminenz des Kardinals Steinhuber.

Prälat Dr. Franz Hülskamp in Münster hat die Leitung des „Literarischen Handweisers" wegen hohen Alters niedergelegt, nach einer unermüdlichen, selbstlosen Tätigkeit von 42 Jahren. Den Zweck, der katholischen Literatur größeren Einfluß zu verschaffen, hat er in hohem Maße erreicht. Und dafür gebührt Hülskamp uneingeschränktes Lob. Die Redaktion des Handweisers hat nunmehr Oberlehrer Niesert übernommen. Besonders wünschenswert wäre es, wenn das Blatt der ausgezeichnete bibliographische Wegweiser bliebe, der es stets gewesen ist. Hülskamps Genauigkeit und Sorgfalt war auf diesem Gebiete wirklich, wie Msgr. W. E. Schwarz

[1]) Ebd., Heft 21 und 22.

[2]) Preis vierteljährlich Mk. 1.50.

Digitized by Google

rühmend hervorhebt[1]), eine ganz tadellose. Alle Bibliophilen haben sie immer geschätzt und dankbar anerkannt.

Über persönliche und sachliche Kritik schreibt Fritz Rose im „Magazin für Literatur“[2]), und wir können in diesem Aufsatz des Magazins zufälligerweise alles unterschreiben. Alle persönlichen Animositäten seien in der Kritik ein Übel, ein Zeichen mangelhaften Geschmackes und einer schlechten Kinderstube. Aber auch nach der lobenden Seite bedürfe die Personenkritik der Korrektur. Von jedem Dichterling werde das mehr oder weniger posierte Bildnis in die Welt hinausgeschickt. O Eitelkeit! „Eitelkeit aber ist Mangel an Vornehmheit.“ Wie wahr! Biographische Belanglosigkeiten gehörten zu den Leckerbissen der sensationslüsternen Presse. Fritz Rose erinnert an das Treiben mit dem Verfasser des Jörn Uhl. Man sei ein literarisch gebildeter Gesellschafter, wenn man den Preis von dessen Villa kenne oder wisse, wieviel Fehler Beyerlein im lateinischen Pensum gemacht habe!

Diese Bemerkungen Fritz Roses möge sich der Verleger des Magazins, Herr Jacques Hegner, ganz besonders ad notam nehmen, denn er leistet an Unvornehmheit das Menschenmögliche. An persönlichen Gespreiztheiten ist im Magazin überhaupt kein Mangel. Wer sich in die Öffentlichkeit wagt, muß alle jugendliche Unreife überwunden haben.

Die österreichische Leo-Gesellschaft hat sich durch die Herausgabe des „Allgemeinen Literaturblatts“[3]) ein noch größeres Verdienst erworben, als durch die der „Kultur“. Seit dreizehn Jahren erfüllt jenes für Österreich dieselbe Aufgabe wie in Preußen-Deutschland das „Literarische Zentralblatt“ und die „Deutsche Literaturzeitung“. Ihm ist es zu verdanken, daß in Österreich der Einfluß katholischen Geistes auf allen Gebieten geistiger Betätigung beständig zugenommen hat. Das „Allgemeine Literaturblatt“ vermeidet verständigerweise jede Exklusivität und läßt Kritiker aller Richtungen zu Worte kommen. Deshalb ist es auch so zur Orientierung geeignet. Die „schöne Literatur“ kann natürlich in einem vorwiegend wissenschaftlichen Zwecken dienenden Blatt nicht genügend berücksichtigt werden; doch bietet die Zeitschrift auch in dieser Richtung manches Wissenswerte. Allerdings wären auf diesem Gebiete zuweilen höhere Gesichtspunkte wünschenswert; es will uns vorkommen, als ob das „Allgemeine Literaturblatt“ sich zu häufig an Kleinigkeiten aufhält. In einem Organ von seiner Bedeutung müßte nur durchaus Wertvolles berücksichtigt werden, wie es ja auch nur den bedeutenden Erscheinungen der wissenschaftlichen Literatur Beachtung schenkt.

Im „Literarischen Echo“[4]) wendet sich Kurt Aram, ein kenntnisreicher und, was noch mehr sagen will, verständiger Kritiker gegen die Verdeutschung gewisser französischer Romane mit sogenannten erotischen Problemen. Er hält auch die Übersetzung des Lemonnierschen Romanes „Die Liebe im Menschen“ für unzweckmäßig. Wir sind ebenfalls der Meinung, daß es für uns keinen geistigen Verlust bedeutet, wenn uns derartige Analysen der französischen amour physique erspart bleiben. Auch

---

[1]) Beilage zur „Germania“ Nr. 22.

[2]) Nr. 9.

[3]) Wien, Karl Fromme, K. u. K. Hof-Verlags-Buchhandlung. Jährlicher Preis Mk. 12.50.

[4]) Nr. 17.

Digitized by Google

darin trifft Aram jedenfalls das Richtige, wenn er meint, daß den Verlag des Herrn Jacques Hegner wohl nicht bloß das literarische Interesse zu dieser Übersetzung veranlaßt hat. Sonst hätte man sicher nicht gerade das erotischste Buch Lemonniers verarbeitet, das nicht einmal literarisch sein bestes ist. Außerdem ist die von Stefan Zweig eingeleitete und von Paul Adler gelieferte Übersetzung „ungewöhnlich miserabel". Letzterer schreibe ein Deutsch, das teils von Gallizismen wimmele, teils in hellen Blödsinn ausarte. Jacques Hegner aber gebe Papier und Namen dazu und verleibe das Ganze seiner Sammlung ein, die den stolzen Titel „Kulturhistorische Liebhaberbibliothek" führe. Hätten wir vernünftigere Zustände in Deutschland, sagt Aram, so verschwände diese kulturhistorische Bibliothek, kaum daß sie geboren wäre. Die Verleger der Schmutzliteratur nützen diese Zustände aus und lachen sich ins Fäustchen. Quo usque tandem!

Hohe Anforderungen an ihre Leser stellen Zeitschriften wie die „Deutsche Revue"[1]) und der „Kunstwart"[2]). Erstere liefert ganz besonders wertvolle Beiträge zur Zeitgeschichte aus der Feder von Diplomaten, angesehenen Parlamentariern und bedeutenden Militärs. So veröffentlicht Friedrich Graf Revertera „Erinnerungen eines Diplomaten in St. Petersburg 1864—1868", ein ungenannter Mitarbeiter „Aufzeichnungen des Abgeordneten Dr. Kolb aus der Zeit des Frankfurter Parlaments". General der Infanterie von Lignitz äußert seine Ansichten über den russisch-japanischen Krieg, Vizeadmiral Valois über „Monroe-Doktrin und Weltfrieden". Sehr lesenswert sind die Erinnerungen Heinrichs von Poschinger an Franz von Lenbach und Rudolfs von Gottschall an Karl von Holtei.

Aus dem „Kunstwart" heben wir die Aufsätze hervor: Liliencron, von dem Herausgeber Ferdinand Avenarius; Die Wurzeln des Schönen, von E. S., der seine lehrreichen Darbietungen hoffentlich bald vervollständigen wird; denn der Nachweis, wie die heutige Naturwissenschaft dieses Problem aufgehellt hat, ist von großer prinzipieller Bedeutung. Ferner erwähnen wir noch die gedankenreichen Ausführungen von Eduard Platzhoff-Lejeune „Geistesgeschichte".

---

[1]) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt Juni-Heft. Preis des Jahrgangs 24 Mk.

[2]) München, Georg D. W. Callwey. Heft 16 und 18. Vierteljahrspreis Mk. 3 —.

Digitized by Google

Eine Verpflichtung zur Besprechung eingesandter Bücher, sowie zur Rücksendung nicht besprochener Bücher wird nicht übernommen.

Romane und Novellen.

Niemann, August, Der Weltkrieg. Deutsche Träume. Berlin 1904. W. Vobach & Co. 8°. 386 S. Mk. 5 —.

Die Sucht nach Sensationserfolgen gedeiht fröhlich weiter. Vorstehender politischer Roman ist ein neuer Beitrag hiezu. Schon die Titelzeichnung, die in den deutschen Farben gehalten ist und eine blutige Faust mit der Kriegsfackel zeigt, mutet hochsensationell, aber dafür wenig geschmackvoll, an. Und so auch das ganze Buch. Wir haben uns zwar hier in der „Literarischen Warte" nicht mit Politik zu befassen, aber das darf doch angedeutet werden, daß das Buch auch von diesem Standpunkt aus zum mindesten wenig taktvoll ist. In Rußland ist es bereits verboten worden und in England hat es einigen Jingoblättern die erwünschte Veranlassung geboten, wieder einmal gegen das „eroberungslüsterne" Deutschland zu hetzen. Aber nicht nur wenig taktvoll, auch wenig klug und weitblickend ist dieser politische Teil des Romans. Es wäre ein sehr zweifelhafter Segen für Deutschland wie für die ganze heutige Kultur, wenn Deutschland, Rußland und Frankreich sich zur Niederringung Englands verbinden würden, und die Herrn Moskowiter Indien bekämen, in dem die Engländer doch unleugbar sehr viel für die Zivilisation geleistet haben. Niemann malt sich die Folgen des siegreichen Kampfes gegen England ja auch für Deutschland recht schön aus. Es würde Antwerpen bekommen und sich die Niederlande mit ihren reichen Kolonien angliedern; ebenso würde es Sansibar wieder zurückerhalten. Frankreich dürfte sich dafür Belgien und Ägypten als Siegespreis ausbitten. Ob aber daraufhin der von Niemann sicher erhoffte allgemeine Weltfriede mit gegenseitiger Abrüstung eintreten würde, ist denn doch mehr als zweifelhaft. Im Gegenteil würde dann nur die Rivalität zwischen den drei kontinentalen Vormächten in ein neues Stadium treten. Ziemlich naiv ist auch die Gestalt des genialen neuen Reichskanzlers Baron Grubenhagen gedacht, der als hannoverscher Partikularist nach der Annexion Hannovers durch Preußen den Militärdienst quittiert und Kaufmann in Hamburg wird. Die Verleihung der althannoverschen Traditionen an einige Regimenter durch Kaiser Wilhelm II. versöhnt ihn aber schließlich mit der neuen Ordnung der Dinge, und der Kaiser macht ihn ohne viel Umstände zum Reichskanzler. Die literarische Seite des Romans ist aber noch weniger wert

Digitized by Google

als die politische. Die schon in den früheren Romanen Niemanns oft unangenehm hervortretende Romantik feiert hier wahre Triumphe. Die Erlebnisse der beiden Liebenden, des Hauptmanns Heideck und der Mrs. Irwin grenzen schon arg ans Karl Mayhafte. Psychologie und Wahrscheinlichkeit kommen nur sehr nebensächlich zur Geltung. Dagegen wird mit verbrecherischen Überfällen, Entführungen und Verkleidungen gearbeitet. Auch stößt die sonderbare Vorliebe des Verfassers für den Buddhismus christlich fühlende Leser ab. Am besten ist ohne Zweifel die militärische Seite des Buches gelungen. Das braucht auch gar nicht zu verwundern, wenn man erfährt, daß Niemann ein Hauptmann a. D., also Fachmann, ist. Die Entscheidungsschlacht zwischen Engländern und Russen in Lahore wird außerordentlich lebhaft, anschaulich und dramatisch geschildert; ebenso ist die Seeschlacht zwischen der deutschen und englischen Flotte bei Vlissingen interessant und anregend dargestellt. Leuten mit literarischen Interessen und wenig Vorliebe für politische Utopien wird das sensationelle Buch nicht zusagen können.

München. Dr. Lohr.

Schaer, Wilhelm, **Am Herdfeuer.** Geschichten. Goslar, F. A. Lattmann Verlag. 8°. 185 S. Mk. 3.—.

Die Leser der „Lit. Warte" kennen W. Schaer bereits als Verfasser von „Heimatliebe" und „Sachsentreue", zweier Werke von achtunggebietender Heimatkunst. In diesem neuen Buche zeigt sich seine Begabung, die niedersächsische Heide- und Moorlandschaft dichterisch zu schildern, wieder von neuem. Ohne daß uns der Dichter langatmige Beschreibungen vorsetzt, fühlen wir uns doch, sobald wir eine der Geschichten zu lesen begonnen haben, gleich heimisch in seiner Welt. Unabsehbar dehnt sich vor unsern Blicken die Heide aus, die rosige, bienendurchschwärmte; Bruchwiesen und niedere Kiefernwälder oder dürftiges Moorland unterbrechen sie nur da und dort. Aber wo sich Eichen aufrecken, da steht ein strohgedecktes, langgezogenes Bauernhaus daneben. Und wenn wir über die Schwelle treten, finden wir ein zähes, starres Geschlecht vor, das fest am Alten hängt und noch fester an Grund und Boden. Treu und zäh ist es auch im Lieben und Hassen und tief in seinem Empfinden. Trotz aller seiner Fehler und Schwächen muß man es lieben, besonders wenn so ein heimatbegeisterter Künstler, wie Schaer, es uns verstehen lehrt. Weich, voller Mitgefühl, phantasiebegabt und Naturschwärmer, so tritt uns dieser Heidedichter entgegen. Wir können nur wieder auf ihn hinweisen als auf einen sympathischen, tüchtigen, kunstbegeisterten Landschaftsdichter. Eine große schöpferische Persönlichkeit ist er freilich nicht; aber er vermag innerhalb einer gewissen Sphäre ein Erlebnis künstlerisch wiederzugeben. „Herrenrecht" und „Unter Eichen" sind unter den sieben Geschichten novellistisch wohl am besten gelungen.

M. L.

Biel, Anna Maria, **Roman einer Mutter,** München, Carl Haushalter. 8°. 294 S. Mk. 3.—.

„Roman einer »modernen« Mutter" würde der Titel besser lauten. „Modern" natürlich im Sinne der Emanzipationsdamen genommen. Diese moderne Mutter heißt im Romane Asta und ist eine reiche Norddeutsche. Als Malstudentin hat sie in München einen Kunsthändler Haldung geheiratet, weil ihr der „schöne Mann" gefiel. Er nahm sie, weil er mit ihren Geldern seine schlimmen Finanzen aufzubessern gedachte. Keines von Beiden kommt dann natürlich in der auf solchen Grundlagen aufgebauten Ehe auf seine Rechnung. Während er seine Familie vernachlässigt, wird sie als Muttermutter geschildert, die nur ihrem Kinde lebt

Digitized by Google

Daneben aber läßt sie ihren Mann von einem Detektiv überwachen, um ihn auf einer Untreue zu ertappen und sich von ihm scheiden lassen zu können. Ebenso wird diese Musterdame durch ihr Kind nicht gehindert, Fastnachtsbälle zu besuchen und mit einem Maler Ehebruch zu begehen. Letzteres wird Haldung hinterbracht, der nun seinerseits die Ehescheidungsklage erhebt. Asta sieht sich vor die Aussicht gestellt, als der schuldige Teil das Kind hergeben zu müssen. Sie fleht ihren Geliebten an, einen Meineid zu schwören und sie zu retten. Als der aber das Ansinnen ablehnt, springt sie mit ihrem Kinde in die Isar . . Der gebildete Erwachsene wird dem sentimentalen, seichten, oberflächlichen Buch mit seiner mangelhaften Psychologie und Komposition keinen Geschmack abgewinnen können; die Jugend ist davor zu warnen.

M. L. v. R.

Meerheimb, Henriette von, **Treue.** Historischer Roman aus den Jahren 1810 bis 1814. Dresden 1904, E. Pierjons Verlag. (Buchschmuck von Hans Pfaff.) Mk. 2.50.

Dieser Roman gehört zu den Büchern, an denen nicht viel zu tadeln und nicht viel zu loben ist. Hie und da ein paar Zeilen, wohl auch ein paar Seiten, die einen höheren künstlerischen Genuß anregen, aber im allgemeinen schlichter, braver Durchschnitt, leider mit ein paar sprachlichen Vergehungen garniert. Der Nachdruck liegt oft weniger auf „Roman" denn auf „historisch". So vermittelt die Verfasserin allerdings ein ziemlich deutliches Bild der fidelen Herrschaft des Königs „Lustchik" in Kassel, geht aber dem Problem der Treue zu wenig nach, um den gewählten Titel ganz rechtfertigen zu können. Das Historische an dem Buche, insonderheit das Charakterbild Jérômes, mag wohl der geschichtlichen Wahrheit entsprechen. Überhaupt ist die Charakterisierung nicht das Schlechteste an dem Roman, die einzelnen Gestalten sind glaubhaft und konsequent durchgeführt. Sie sind freilich zumeist zu verbreitete Typen, um diesen Vorzug als besonders schwerwiegend erscheinen zu lassen.

Ludwigschorgast i. Obfr. M. Behr.

Ulrich Meyers Bücherei. Berlin, Ulrich Meyer, G. m. b. H.

Nr. 1. **Elde,** A. von der, **Heimgefunden.** Eine Geschichte aus der norddeutschen Heide. 77 S. 30 Pfg.

Die mit oberflächlicher Psychologie erzählte moralische Gesundung eines halbverkommenen Berliner Gassenjungen bei seinen bäuerlichen Verwandten auf dem Lande. Die Verfasserin hat es nicht verstanden, die offenbar programmäßige Dissonanz zwischen den Schäden der Großstadt und den Herrlichkeiten der freien Heide recht hart an unser Ohr klingen zu lassen. Ihren Naturschilderungen fehlt die Kraft künstlerischer Anschauung.

Nr. 2. **Westkirch,** Luise, **In der Joachimsklamm.** 79 S. 30 Pfg.

L. Westkirchs Erzählung ist die technisch gewandteste und stofflich reichste unter den vorliegenden, zugleich die einzige, die Spuren realistischer Charakterisierung aufweist. Doch wiegt ihre Empfindsamkeit diesen ohnehin nur relativen Vorzug wieder auf.

Nr. 3. **Klaussmann,** A. Oskar, **Matte Wetter.** Eine Bergmannsgeschichte. 79 S. 30 Pfg.

Der Wert dieser Geschichte ist höchstens darin zu suchen, daß sie den Leser bequem in das Eigentümliche des Bergmannslebens und die Terminologie des Bergbaues einführt. Der stoffliche Gehalt ist ebenso gering wie alltäglich und verbraucht.

Digitized by Google

Nr. 4. **Meister, F., Kapitän Hinsdorfs lange Fahrt.** 78 S. 30 Pfg.

Zwei Brüder und zwei Schwestern werden hier glücklich der Heirat entgegengeführt. Im Anfang ist die Schilderung der gegenseitigen Liebesbeziehungen ziemlich frisch und natürlich. Die zweite Hälfte des Büchleins nimmt ein Seeabenteuer ein, das man in Sextanerkreisen wohl mit dem Prädikat „furchtbar schön" versehen würde. Von künstlerischer Abrundung ist hier ebenso wenig zu spüren wie in der vorigen Erzählung.

Nr. 5. **Krause, H. v., (E. v. Hellen), Tina.** 76 S. 30 Pfg.

Wie der kleine Gottfried die Gänse seiner Freundin Tina heldenmütig gegen die feinschmeckerischen Franzosen verteidigte und dafür ohne den Opfermut Tinas beinahe gehängt worden wäre, ist ganz ergötzlich zu lesen. Allmählich lenkt aber die Geschichte in die Bahn der vorhergehenden Nummern ein und endigt natürlich, wie die übrigen, mit einer glücklichen Heirat zwischen den Jugendgespielen. —

Wenn Ulrich Meyers Bücherei die bisher betretenen Pfade weiter verfolgt, so wird sie weder literarisch noch buchhändlerisch einen mehr als minimalen Erfolg erzielen. Als Unterhaltungslektüre sind die bis jetzt erschienenen Nummern meist zu langweilig, und ihr Inhalt ist ebenso pseudo-idealistisch wie der Umschlag pseudomodern.

Ludwigschorgast i. Oberfr. M. Behr.

Literaturgeschichte und Aesthetik.

Jahrbuch der deutschen Shakspere-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von A. Brandl und W. Keller. 39. Jahrgang. Mit einem Bildnis Oechelhäusers. Berlin SW. 1903, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. gr. 8°. XLII u. 455 S. Mk. 10.—.

Der Jahresbericht, den Prof. Brandl als Präsident der Gesellschaft erstattet, gedenkt vor allem in einem warmen Nachruf des Mitgründers und letzten Präsidenten der Gesellschaft, des Kommerzienrats W. Oechelhäuser, der am 25. September 1902 starb. Weiterhin erfahren wir, daß die beiden Preisaufgaben vom vorigen Jahre gelöst wurden, und zwar hat die literarhistorische Arbeit über „Shaksperes Belesenheit" Dr. H. Anders, die theatergeschichtliche über „Garrick als Shakspere-Darsteller" Dr. Chr. Gähde behandelt. Eine gediegene Untersuchung über den „shakspereschen Monolog und seine Spielweise" bildet der Festvortrag von E. Kilian. Demnach dient der Monolog bei Shakspere fast nur dazu, die Zuschauer zu unterrichten, und bedeutet selten eine Charakterentwicklung. Er soll heutzutage nicht mehr zu den Zuschauern hinausgesprochen, sondern nach dem jetzt herrschenden Gesetz der Intimität vorgetragen werden. Prof. Brandl behandelt sodann in "Edward Young, On Original Composition" Youngs Stellung in der Geschichte der englischen Ästhetik und der Würdigung Shakesperes. Ein Neudruck der besprochenen Youngschen Abhandlung schließt sich dem Aufsatze an. Interessant ist auch der Aufsatz des Amerikaners Rosenbach: "The Influence of »The Celestina« in the Early English Drama". Er zeigt, daß die ca. 1499 entstandene spanische Tragikomödie „Celestina" das englische Stück „Calisto und Melibea" hervorrief, das als erstes englisches Drama auf einer ausländischen Quelle beruht. Und nicht nur das. Es ist dies auch die erste Berührung der englischen mit der spanischen Literatur. Noch mehr. Dieses Stück bezeichnet zugleich das erste Auftreten der romantischen Komödie in England. Hier verschwinden auch zum erstenmal die Allegorien und abstrakten Eigenschaften der alten Moralitäten und wirkliche Menschen mit individuellen Namen

Digitized by Google

treten auf die Bühne. Im folgenden Artikel: „Neue italienische Skizzen zu Shakspere“ weist G. Sarrazin nach, daß der Räuberwald in „den beiden Veronesern“ westlich von Verona wirklich existiert hat und ein gefürchteter Banditenaufenthalt war. Es soll damit wieder ein neuer Beweis für die Behauptung von Shaksperes Aufenthalt in Italien gegeben sein. R. Kraus bespricht Ludwig Schubarts Shakspere-Übersetzungen. Th. Crawford behandelt "The Authorship of Arden of Feversham", eines pseudoshakspereschen Stückes. Auf Grund zahlreicher Parallelstellen erweist er Fleays halbvergessene Behauptung, daß Thomas Kyd der Verfasser sei, als zutreffend. Th. Kyd habe das Stück Ende 1591 oder Anfang 1592 verfaßt, unmittelbar nach "Soliman and Persida". E. Kilian verbreitet sich hierauf des längeren über Schreyvogels Shakspearebearbeitungen. Zur Kenntnis der vorshakspereschen Lyrik trägt Immelmann bei, indem er wertvolle Neudrucke der Liederbücher: I. Wynkyn de Wordes »Songe Booke«, 1530; II. John Dayes Sammlung der Lieder Thomas Whythornes, 1571, einschließlich der Melodien, bietet. H. Conrad setzt seine im 38. Band begonnenen Ausführungen über „Grundsätze und Vorschläge zur Verbesserung des Schlegelschen Shakspere-Textes fort. W. Bang steuert textkritische und grammatische Bemerkungen zu Shaksperes „Hamlet“ und „Lear“ und zu Marlowes „Faustus“ bei. Der Band schließt mit zahlreichen kleineren Mitteilungen, einer reichhaltigen Bücher-, Zeitschriften- und Theaterschau und R. Schröders Shakspere-Bibliographie 1902. Was Reichhaltigkeit und inneren Wert anlangt, reiht er sich seinen achtunddreißig Vorgängern würdig an.

München. Dr. A. Lohr.

Trent, William P., M.A., L.L.D., **A History of American Literature.** London 1903, William Heinemann. 8°. 608 S. [6. Sh.]

An amerikanischen Literaturgeschichten, die etwas taugen, herrscht gerade kein Überfluß. An solchen, die nicht viel wert sind, ist allerdings kein Mangel. Ihr gemeinsamer Fehler liegt darin, daß es ihren Herren Verfassern gewöhnlich am großen Gesichtskreise fehlt. Sie kennen im Grunde nur ihre amerikanische Literatur und mehr oder weniger gut vielleicht noch die englische; die wechselseitigen, kausalen Beziehungen, Einflüsse und Anregungen der italienischen, spanischen, französischen und englischen Literatur untereinander und der Einfluß der europäischen Literaturen durch die englische Literatur auf die amerikanische bleiben den meisten dieser Literarhistoriker unbekannt. Ihr Werturteil über die amerikanische Literatur bleibt dann in der Regel ein einseitiges, da es durch historisch-kritische Untersuchung und vergleichende Literaturforschung wenig getrübt ist. Prof. Trent hat im vorliegenden Werke diese Fehler seiner Landsleute zu vermeiden gesucht und bei flüssiger, angenehmer Darstellung wissenschaftliche Ansprüche befriedigt. Er spürt fremden Einflüssen nach, wo sie sich dem Kenner aufdrängen, und ist geneigt, nationale Vorurteile gegenüber dem übereinstimmenden Urteile ausländischer Literarhistoriker in den Hintergrund treten zu lassen. Trent hat freilich bei all dem auch keine leichte Aufgabe gehabt. Die amerikanische Literatur beginnt erst mit dem 19. Jahrhundert und hat auch da noch wenig originale Züge und Vertreter aufzuweisen. Die ersten zweihundert Seiten des Werkes, die das amerikanische Schrifttum des 17. und 18. Jahrhunderts behandeln, gehören eigentlich gar nicht recht in eine Literaturgeschichte. Kaum aber hat die Geschichte der Literatur mit bedeutenden Dichtern eigentlich begonnen, so steht

Digitized by Google

Trent schon in einer Zeit, die der Gegenwart so nahe gerückt ist, daß er die nötige historische Entfernung für ein objektives, sicheres Urteil nur schwer gewinnen kann. Man lese bloß die Abschnitte über E. A. Poe und W. Whitman! Vielleicht wäre der berufene Literarhistoriker für die amerikanische Literatur ein deutscher Gelehrter, der ohne alle Vorurteile historisch-kritisch und ästhetisch an seine Aufgabe herantreten würde. Im übrigen aber kann das tüchtige Werk Prof. Trents allen Interessenten warm empfohlen werden.

M. L.

Fischer, Kuno, **Goethes Faust.** Heidelberg 1904. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Für die Tiefe der Auffassung und die allgemeine Geltung der Auslegungen kann die Beobachtung angeführt werden, daß man bei Goethe-Erklärern immer zuerst, wenn nicht allein, den Namen Kuno Fischer antrifft. Erst nach ihm sind Fausterklärungen Mode geworden. Enttäuscht legen alle das vierbändige Werk aus der Hand, die nach den von Wackernagel so genannten „Zerklärungen" suchten. Die Interpretation scheint nur ein Ziel und nur ein Mittel zu kennen: uns Epigonen die Begriffswelt, die der Genius hineinwebte in das Wort, im großen und allgemeinen in die Nähe zu rücken. Die Welt des Faust versteht man am besten auf historischem Wege; daher ist der zweite Band der begehrteste, er liegt bereits in fünfter Auflage vor.

Denn seine Hauptaufgabe sucht er in der Darstellung des Goetheschen „Faust". Auch hier kann Referent nur nochmals sagen, daß Fischer kein Freund von Worten ist; der Gedanke ist ihm alles, und wenn er die Hauptsache vorgelegt hat, verzichtet er durchweg auf die Bekanntmachung mit philologischem Kleinwerk. Daher kommt es, daß z. B. die Minor'sche Faust-Erklärung umfänglich weit über der Fischer'schen steht; denn dort ist die Darstellung auf die Literatursichtung aufgebaut.

Ferner sind die Idee, die Gliederung und die Komposition, Gesichtspunkte des zweiten Bandes, und jedermann wird in diesen Kapiteln den Kern des ganzen Erklärungsversuches finden. Hier sagt der Verfasser in Kürze, daß die leitende Idee der Spiegelreflex des Menschenlebens, wie es aus der Natur des Menschen herauswächst, ist, und daß die großen Szenen das Denken der Zeitalter festhalten, aber im einzelnen die Sturm- und Drangperiode viel von ihrem Auslebenwollen beigesteuert hat zur Füllung der großen Fächer.

B. C.

Prölss, Robert, **Ästhetik.** Belehrungen über die Wissenschaft vom Schönen und der Kunst. 3. vermehrte u. verbesserte Auflage. Leipzig 1904, J. J. Weber. 366 S. 8°. gebd. Mk. 3.50.

Die „Weberschen Illustr. Katechismen" tragen durchweg das Gepräge des Informatorischen; der Leser soll quasi ohne Unkosten in ein wissenschaftliches Gebiet eingeführt werden. Daher ihre weite Verbreitung. Der vorliegende Band versucht auf dem kleinen Raume womöglich alles Merkwürdige zusammenzudrängen, was im Bewußtsein der Menschheit allgemein fortvererbt wird hinsichtlich der Auffassung des Ästhetischen. Deshalb wiegt das Psychologische und Technische vor. Im Grunde genommen ist auch heute die Frage nach dem Wesen des Schönen noch ungelöst, wenngleich die Sehnsucht danach groß scheint und es an einschlägigen Versuchen nicht fehlt. Auch was der Verfasser über die ästhetischen Verhältnisse der Natur sagt, ist nicht eigene Spekulation, sondern das durch Jahrtausende geheiligte Erbgut, wie es durch unsere Köpfe modifiziert erscheint. Dasselbe gilt von den Ausführungen unseres Schriftstellers über die künstlerische Tätigkeit, wobei es ihm nur

Digitized by Google

auf die Auseinanderhaltung der kursierenden Begriffe ankommt. Es hat keinen Zweck, in kurzem gegen die Ansichten zu polemisieren. Man wird verstehen, daß seine Anschauungen vielfache Abweichungen enthalten müssen, wenn ich daran erinnere, daß er die Ästhetik aus dem Grunde der Vorstellungs-Psychologie holt, also für die wesentliche Verschiedenheit der Ideen von den Vorstellungen und Begriffen kein Organ hat. Demzufolge leidet die Wertung aller Künste an dem Mangel jedes höheren Charakters. Die Materialien der Poesie sind die Begriffe (wenn auch mit der Einschränkung: nur insoweit, als ihnen eine sinnliche Erscheinungsform eigen ist); jedenfalls eine anfechtbare Auffassung.

Nächst diesen Unterscheidungen gibt es keinen Anlaß, an dem Buche etwas auszusetzen. (Neuerdings ist auch Dr. Th. v. Frimmels Handbuch der Gemäldekunde im selben Verlag in 2. Aufl. erschienen.)

Liegnitz. B. Clemenz.

Biographien, Kulturgeschichte etc.

Eyth, Max, **Im Strom unserer Zeit.** Aus Briefen eines Ingenieurs. 2. Bd. Wanderjahre. 3. neu bearbeitete Auflage des Wanderbuchs eines Ingenieurs. Heidelberg 1904, Carl Winters Universitätsbuchhdlg. 470 S. 8°. Mk. 5.— [6.—].

Diesen zweiten Band der „Briefe eines Ingenieurs" können wir ebenso empfehlen wie den ersten. Es ist ungemein lehrreich, die Lebensschilderung eines solchen Tatmenschen wie Eyth zu verfolgen. Die Leute, die aus eigener Kraft mit allem fertig werden und es zu etwas Beachtenswertem bringen, sind bei uns dünn gesäet: in Zeiten, wo ja noch viel mehr Tinte verklext wird als in Schillers Säkulum. Erst die gymnasiale Dressur, dann als beinahe notwendige Reaktion die akademische Bummelei, dann die militärische Zwangsjacke, die ja nicht bloß den Leib einschnürt, und schließlich um des lieben Brotes willen die stumme „Korrektheit" des Beamten: was bleibt da von eigener Kraft und Individualität übrig! Was wissen bureaukratische Maschinen von sich zu erzählen? Manchmal haben sie zwar ein Geheimfach in ihrem Herzen, aber das Material darin bleibt unverwertet: man würde ja sonst dem Nachruf und der Nachkommenschaft schaden. Aus diesem Zirkel der Unfreiheit kommt der Deutsche, der aus einer öffentlichen Krippe sein Futter bezieht, heute noch weniger als früher heraus und er denkt schließlich resigniert mit Fontane:

Die Ruh' ist wohl das Beste,
Von allem Glück der Welt . . .

Max Eyth darf sein Lebenslied pfeifen, frei und unbekümmert wie ein Buchfink von der höchsten Tannenspitze des einsamen Bergwaldes. Deshalb hört man ihm auch gern zu. Er hatte „nicht nur das Herz, sondern auch die Federn eines Wandervogels". Und er ist weit gewandert. Und frei auch von jeder Sentimentalität und insektenhaften Anhänglichkeit an heimische Nester, die den deutschen Philister nicht loslassen, fühlte Eyth sich überall wohl, wo er die Kultur seiner Technik verbreiten konnte: in den Swamps von Luisiana wie im Kohlendunst von England und im Wüstenstaub von Ägypten. Mit dem scharfen Blicke des Globetrotters, der durch seine Arbeit stets in die Mitte des Werte schaffenden Lebens gestellt wird, findet er überall Charakteristisches und Neues. Auf Eyth paßt Goethes Wort, daß der gescheite Mensch sich durch nichts besser bilden kann als durch Reisen. Wer mit ihm wandert, kann viel lernen.

Heidenberg.

Digitized by Google

Uhl, Gustav, **Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft.** Ein Vademecum für Herrn Dr. Karl Bücher. Leipzig, H. Hedewigs Nachfolger, Curt Ronniger. 87 S. 8°. Mk 1.50.

Prof. Bücher hat mit seiner Streitschrift gegen den deutschen Buchhandel eine lebhafte Gegenbewegung ins Leben gerufen. Die vorliegende Broschüre ist nur eine unter den vielen, in denen ein Buchhändler seinem gekränkten Herzen Luft macht. Doch finden sich neben Abschnitten polemischer Natur auch solche, die manche Einblicke in die Geschichte und das Wesen des deutschen Buchhandels gestatten und für weitere Kreise von Interesse sind. Der Preis der Broschüre scheint mir etwas zu hoch.

M. L.

Riehl, W. H., **Wanderbuch.** 4. Aufl. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. VIII und 402 S. Mk. 6.—.

Riehl, W. H.. **Die Familie.** 12. Aufl. Ebda. 1904. XVI und 321 S. Mk. 5.—

Gildemeister, Otto, **Essays.** Herausgegeben von Freunden. Erster Band. 4. Aufl. Ebda. 1903. 278 S. Mk. 5.—.

Nicht neue Bücher sind es, die uns Cottas Verlag mit Riehls Werken vorlegt; aber Bücher, die nie alt werden können. Einen deutschen Hauspoeten, der nie modern geworden, nennt Grotthuß in seinem bekannten Werke den „alten Riehl". Aber eben weil er nie so recht modern geworden, kann er auch nicht unmodern werden. Es ist ein förmlich Labsal, wieder einmal solch gemütvolle Arbeiten dank der kritischen Pflicht vornehmen zu müssen — zu müssen, sage ich; denn die Tagesproduktion, die dem Kritiker ganze Fluten von Rezensenten auf den Schreibtisch führt, läßt einen leider selten genug zu solch stiller Stunde innerlichen Genießens, verbunden mit steter Anregung, kommen, wie man sie mit dem alten Riehl verleben kann. Sind es auch keine Dichtungen, die sich uns in den beiden genannten Büchern darbieten, so sind sie doch von einem Dichter geschrieben, er redet zu uns in seiner ganzen reizvollen Persönlichkeit. Seine Bücher unterhalten sich mit dem Leser und werden darum zu Lesebüchern im besten Sinne, recht wie der Verfasser es gewollt (Die Familie S. XII). Daß die Bücher aber auch ihrem Inhalte nach von höchstem Reize sind, das noch einmal des langen und breiten klarzulegen, hieße Eulen nach Athen tragen. Nur kurz sei darauf hingewiesen, daß das prächtige Wanderbuch unseren Heimatkünstlern eine wahre Schule der Beobachtung werden kann; und die kulturgeschichtlichen Studien hier wie im anderen Werke bieten Ideen in Fülle — wie klassisch und darum immer zeitgemäß ist z. B. das Kapitel: Die Emanzipierung von den Frauen. Aber — nehmt alles nur in allem — Gildemeister kommt in seinen Essays (S. 29) bei Besprechung eines nicht gerade überwältigend geistreichen Buches — "the Pleasures of Life" von Sir John Lubbock — zu nicht sehr schmeichelhaften Bemerkungen über die geistige Kultur der Deutschen, indem er Büchererfolge in Deutschland und England vergleicht. Riehls Bücher wären eine prächtige Gelegenheit, ihn Lügen zu strafen.

Die Essays des bekannten Dante- und Byron-Übersetzers sind von ganz anderer Art als die Schriften Riehls. Vortrefflich in der Form sind auch sie, lebendiger noch in der Art des Vortrages, dafür aber auch nicht so überzeugend, nicht so gewinnend wie jene. Wo sich der Verfasser auf theologisches Gebiet begibt, zeigt sich trotz großen Wissens der Dilettant, so namentlich in dem Essay über Jesuitenmoral, der aber trotz mancher vorurteilsfreien Äußerung durch seinen immer noch sehr vornehmen Ton in der heutigen Zeit kleinlicher Zänkerei angenehm berührt.

Digitized by Google

Besonders empfehle ich den Lesern der „L. W." die Essays: Jargon, Der Kampf gegen die Fremdwörter, Allerhand Nörgeleien. Sie lehren, was man nie genug lernen kann: Die eigene Muttersprache richtig behandeln.

München. Dr. P Expeditus Schmidt.

Brühl, C. P., Meine Reise nach Schottland. Erlebtes, Reflexionen und Phantasien. Mit 5 Illustrationen. Münster i. W. 1904, Alphonsusbuchhandlung. 224 S. Mk. 2.—.

Ich bitte vor dem Worte „Reisebeschreibung" keinen Schrecken zu bekommen. Ein wissenschaftliches Fachwerk dürfen wir hier gar nicht suchen. Ich möchte das Buch als ein impressionistisches bezeichnen. Es sucht die Eindrücke wiederzugeben mit all den Stimmungen, die eine Landschaft, eine Stadt, ein Bild, irgend etwas Geschautes, Gehörtes oder Erlebtes beim Schreiber erweckte, und so dieselben Empfindungen beim Leser wieder auszulösen.

Was weiß der Verfasser auf dieser Reise nicht alles vor sein geistiges Auge zu zaubern und in den Bereich seiner Reflexionen zu ziehen! Industrie, Großstadtleben, Zölibat, Knox, Scott, Mode, Reformkleid, Ronay, Frauenfrage, soziale Frage, Volksschule, Nietzsche — und noch viel mehr, denn er hat ein offenes Auge und ein scharfes Gehör für das Rauschen, das Flügelschlagen der Ideen in der Luft, wie Heine sich ausdrückt. Und alles wird ihm zum Bild und fügt sich von selbst in den Rahmen des Ganzen. Er referiert z. B. nicht über alte Geschichten aus vergangenen Zeiten, er sieht sie, er erlebt sie; vor seinen, vor unseren Augen erhebt sich das Blutgerüst Egmonts und Hoorns, vor unseren Augen wird in der Kathedrale zu Edinburgh der Bischof vom Altare gerissen und zum Schaffott geschleppt. Und wie der Verfasser seine Naturbilder malt — da reiht sich Gedicht an Gedicht in prächtigem Prosastil. —

Die Lektüre bietet einen hohen Genuß, denn das Buch offenbart tiefernste Lebensauffassung; es verrät eine umfassende Belesenheit, es spricht eine dichterische, wohllautende Sprache — es ist gedankenvoll, lebensfreudig, schönheitsdurstig — kräftig, klar — jung, begeistert, poetisch. —

Man sollte mehr solche Reisebücher haben, die unterhalten und bilden.

Münster. Jos. Gieben.

Gratulationsbuch von **Johanna Cotta.** Vollständig neu bearbeitet von **Gertrud Triepel.** 8. Aufl. Berlin 1903, Otto Janke.

Das brauchbare Buch enthält Geburtstags-, Neujahrs-, Weihnachts- und Hochzeits-Wünsche. Die erste Auflage erschien 1864; die vorliegende Neubearbeitung ist teilweise eine vollständige Erneuerung. S. 154 wird das hübsche aus „Des Knaben Wunderhorn" bekannte „St. Nikolaus" im Interesse des schauderhaften „Weihnachtsmannes" — wer ist das eigentlich? — verstümmelt.

Cöln. L. K.

Pädagogik.

Koester, Hermann L., **Das Geschlechtliche im Unterricht und in der Jugendlektüre.** Ein Vortrag. Leipzig. Wunderlich. 64 S. 8°. 60 Pf.

„Wir müssen die Jugend lehren, über natürliche Dinge natürlich zu denken" (S. 15). Wäre es möglich, so würde das Kind bis zu den Jahren der Reife am besten vor der Kenntnis aller geschlechtlicher Dinge bewahrt werden. Angesichts solcher Unmöglichkeit und angesichts der Gefahren, die der Unterricht von seiten besser unterrichteter oder verdorbener Altersgenossen in geschlechtlichen Dingen mit

Digitized by Google

sich bringt, haben Haus und Schule die Pflicht, nach und nach das Kind über diese Dinge zu belehren. Diesen Grundsätzen entsprechend, dürfen die Kinder aus der Literatur „hören und lesen, was in der Form keusch ist und was nicht über ihr Auffassungsvermögen hinausgeht" (S. 64). Bücher also, „in deren Mittelpunkt die Geschlechtsliebe steht, die von großer Leidenschaft, von heißer Sinnlichkeit uns berichten", sind für die Jugend nicht da, auch Bücher mit erotischen Stellen, die objektiv unanständig sind, d. h. sinnlich reizen wollen, sind fernzuhalten. „Wenn wir dagegen die Dichtung, in der die Liebe eine Rolle spielt, den Kindern vorenthalten wollten, so hieße das ihnen die Quellen verstopfen, aus denen die Kinder die Zartheit und Reinheit dieses Verhältnisses kennen lernen können. Wir nehmen ihnen fast die einzige Möglichkeit, ein ideales Verhältnis kennen zu lernen. Der Erkenntnistrieb des Kindes, unbewußt begleitet von den ersten dumpfen Regungen des erwachenden Geschlechtstriebes, stürzt sich auf andere Sachen" (S. 46).

Dies sind die Leitgedanken des angezeigten Vortrages. Ihr sichtlicher Zusammenhang mit einer monistischen Weltauffassung des Verfassers (vgl. die Zitate aus Bölsche) hindert mich nicht, ihnen prinzipiell zuzustimmen. Die dualistische Lebensauffassung, für die K. auch nicht genügendes historisches Verständnis zeigt, ist damit ganz gut vereinbar. Nur hebt sie eine Erfahrungstatsache durch ihre Lehre von der Erbsünde schärfer hervor, nämlich diese, daß die Menschheit auf dem Gebiete des geschlechtlichen Lebens irgenwie verwundet ist. Mag man nun auch die Theorie der Erbsünde ablehnen, die Tatsache läßt sich nicht ableugnen, die ganze Geschichte der Menschheit, auch die des Hellenismus und der Naturvölker, die von christlichen Gedanken nicht beeinflußt waren, lehrt sie. Wir werden deshalb, so schmerzlich diese Erkenntnis ist, den „Blumenstandpunkt auch für unseren eigenen Leib" nicht erringen, auch gesteigerte und reinere Kenntnis wird nicht volle Lösung des Problems vermitteln. Daraus ergibt sich nun bezüglich der praktischen Vorschläge Koesters für mich ein Vorbehalt: ich möchte nämlich in der Bezeichnung „in der Form keusch" nicht einen strengeren Maßstab als Koester anlegen und nenne deshalb die aus Grimms Sagen von Koester angezogenen Stellen wie er „in der Form keusch", ich möchte aber seinem weiteren Zusatze „und was nicht über ihr Auffassungsvermögen hinausgeht" die Worte hinzufügen „und ihr Begehrungsvermögen nicht schädlich beeinflußt". Wir haben es eben auf diesem Gebiete nicht bloß mit Erkenntnissen, sondern wie K. selbst bemerkt, mit Gefühlen und, wie ich hinzufügen möchte, mit dem Triebleben zu tun. Andererseits möchte ich aber mit Koester dem intellektuellen Faktor auf diesem Gebiete eine größere Macht eingeräumt wissen. Dadurch würden Reste manichäischer Gefühlsauffassung, die wir im Christentum tatsächlich mittradiert haben, allmählich abgestreift werden und wir würden wieder zu unbefangener Auffassung der geschlechtlichen Verhältnisse kommen, wie wir sie bei Christus, dem Herrn, bei den ersten Kirchenvätern und den großen Scholastikern finden.

Donauwörth. Dr. Thalhofer.

Fritz Spalteholz, Der junge Volksschullehrer. Plaudereien aus der Sturm- und Drangzeit, gesammelt und geordnet von Dr. phil. Franz Pfalz. Leipzig 1903, Richard Wöpke. 316 S. Mk. 3.—.

Es sind mehr als Plaudereien. Das Buch erzählt uns treuherzig und naiv die einfachen Lebensschicksale eines jungen Menschen, der ein sächsisches Lehrerseminar besucht, Hauslehrer wird, nach Selbständigkeit strebt und sie in einem weltverborgenen

Digitized by Google

Neste bekommt, wie er freit und, nach Höherem strebend, einer frohen Zukunft entgegengeht. Gesundheit und Schlichtheit sind die erfreulichen Merkmale des Buches, das auf Lehrer eine besondere Anziehungskraft ausüben wird.

Cöln. L. Kiesgen.

Verschiedenes.

Anton Tschechow †. Am 15. Juli starb im Alter von nur 44 Jahren A. Tschechow im Schwarzwaldkurort Badenweiler, wo er Linderung für sein schweres Leiden (Lungenschwindsucht) gesucht hatte. Er war der populärste und gelesenste Schriftsteller der jungen Generation in Rußland und fand auch im Auslande, speziell in Deutschland, viele Beachtung. In Reclams Universal-Bibliothek sind bereits vier Bändchen Übersetzungen seiner Werke erschienen: „In der Dämmerung", Skizzen und Erzählungen; „Die Möve", Schauspiel; „Die drei Schwestern", Drama; „Der Bär", Groteske und ein „Heiratsantrag", Scherz. Seine Bedeutung beruht auf dem Gebiete der short story, der Skizze. Hier erwies er sich sehr produktiv und zeigte erstaunliche Erfindungsgabe. Gutes naturalistisches Beobachtungstalent und eine humoristische und ironisierende Ader kamen ihm gleichfalls zustatten. Dagegen fehlte es ihm an einer einheitlichen metaphysischen Weltanschauung. Er wußte ausgezeichnet zu beobachten, zu schildern, zu erzählen; etwas neues zu künden wußte er nicht. Er war Artist im Vergleich mit dem großen Ausdrucksschriftsteller Tolstoi. Auf dramatischem Gebiete machte sich diese seine Anlage der Sache entsprechend noch fühlbarer: hier erntete er nicht den gleichen großen Erfolg wie mit seinen novellistischen Arbeiten. Freilich sind wir in Deutschland den Naturalismus auch auf der Bühne allgemach gründlich satt. Die anläßlich seines Todes hier in München gespielte Groteske litt allerdings auch etwas am Mangel geeigneter Darstellung.

Geboren war Tschechow in Taganrog als Sohn eines Klein-Kaufmanns. Er studierte nach Beendigung seiner Mittelschulstudien Medizin und wurde 1884 Arzt in Moskau. 1887 trat er zum ersten Male mit einer Sammlung von Skizzen an die Öffentlichkeit. Nun hat ihn der Tod unerwartet früh seiner an literarischen Erfolgen reichen Laufbahn entrissen.

„Friede den Hütten" ins Vlämische übersetzt. Der preisgekrönte soziale Roman M. von Ekensteens (Allgemeine Verlagsgesellschaft München) liegt nunmehr in einer guten vlämischen Übersetzung vor. Dieselbe wurde von Priester Ernest Soens, Professor am St. Livinus-Kollegium in Gent, besorgt und ist bei Callewaert de Meulenaere in Ypern erschienen. Die vlämische Übersetzung trägt den Titel ›Vrede den Arme‹ und ist mit dem Bilde M. von Ekensteens geschmückt. Soens schickt der Übersetzung ein Lebensbild der „hochbegabten Frau" voraus. Er hat schon früher Webers „Goliath" übersetzt und ist auch selber produktiv tätig. Eine seiner wissenschaftlichen Arbeiten ›De Rol van het Booze Beginsel‹ ist von der ›Koninklijke Vlaamsche Academie voor Taal en Letterkunde‹ preisgekrönt. Der Übersetzer verfolgte vor allem den Zweck, „die guten sozialen Gedanken" des Romans seinem Volke zugänglich zu machen.

Herausgeberin: Deutsche Literatur-Gesellschaft in München. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Anton Bohr in München; für den lyrischen Teil: Carl Conte Scapinelli, München. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München. — Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

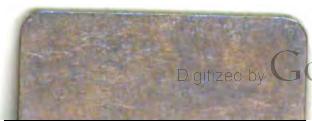
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064482134

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google